# DER SALON FÜR LITERATUR, KUNST UND GESELLSCHAFT



<3661661272001 8

BD. II. HEFT VII. JUNI. PREIS 10 SGR.

# Der Salon

für Literatur, Kunst und Gesellschaft.

Herausgegeben von

E. DOHM & J. RODENBERG.



Verlag von A. H. Payne in Leipzig. — New-York, L. W. Schmidt, 24 Barclay Street. — London, James Hagger, 67 Paternoster Row. Ascher & Co., Bedford Street Covent Garden. — Paris, A. Franck. — Dresden, A. H. Payne.

# INHALT.



## VERZEICHNISS DER MITARBEITER.

Schriftsteller: **C. Abel, Adelheid v. Auer,** Dr. **Ludw. Bamberger, Ad. Böttcher, Friedr. Bodenstedt, A. E. Brachvogel, Otto Banck,** Dr. **G. Büchmann,** Prof. **Ferd. Cohn, Em. Deutsch** in London, **E. Duboc (R. Waldmüller), A. v. Etzel, Karl Frenzel, Em. Geibel, Rud. Gottschall, Herm. Grieben, A. Th. v. Grimm, Julius Grosse, Anastasius Grün** (Anton Alexander Graf v. Auersperg), **Karl Gutzkow,** Prof. **Ed. Hanslick, Paul Heyse, Ferd. Hiller, Karl von Holtei, Dora d'Istria** (Fürstin Koltzoff-Massalsky), **Gottfried Kinkel, H. Kletke, J. G. Kohl, E. Kossak,** Dr. **Fr. Kreyssig,** Dr. **A. Lammers,** Dr. **Emil Lehmann,** Dr. **Julius Lessing,** Dr. **J. Lehmann,** Prof. **H. Masius Alfr. Meissner,** Prof. **Karl Mendelssohn-Bartholdy,** Dr. **Julius Meyer, A. Mützelburg,** Prof. **L. Nohl,** Dr. **H. B. Oppenheim,** Dr. **Oscar Paul,** Sanitätsr. Dr. **Posner, W. Reymond, Otto Roquette,** Dr. **Sacher-Masoch,** Dr. **K. Ritter v. Scherzer, Sigmund Schlesinger, Levin Schücking, August Silberstein, Friedr. Spielhagen,** Prof. **Anton Springer,** Dr. **A. Stern,** Prof. **Julius Stern,** Kgl. Musikdirector, **Theodor Storm, Adolf Strodtmann,** Dr. **Otto Ule,** Dr. **A. Vollert, M. M. von Weber, Ottilie Wildermuth,** Dr. **Alfred Woltmann.** Künstler: **W. Amberg, W. Douzette,** Prof. **Ed. Hildebrandt, Otto Knille, Franz Meyerheim, Paul Meyerheim, Ludw. Pietsch, Oscar Pletsch,** Prof. **Gustav Richter, J. Scholz, W. Scholz,** Prof. **J. Schrader, H. Vautier, O. Wisniewski, A. v. Wille.**

## Notiz!

*Da bei der Zusammenstellung der einzelnen Hefte des „SALON“ nach einem bestimmten Plane verfahren wird, zu dessen Ausführung sich die Unterzeichneten mit einer Anzahl befreundeter Kräfte von vornherein verbunden haben: so bitten wir diejenigen Herren Autoren, welche von uns nicht direct aufgefordert worden sind, nur nach vorgängiger schriftlicher Anfrage Manuscripte senden zu wollen, da wir andernfalls eine Verpflichtung, dieselben zurückzusenden, nicht übernehmen können.*

*Die Herausgeber des „Salon“:*
*Ernst Dohm. Julius Rodenberg,*
*Berlin, 23 Schöneberger Ufer.*

# DER SALON

für Literatur, Kunst und Gesellschaft.

Herausgegeben

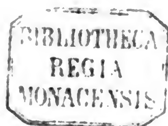
von

Ernst Dohm und Julius Rodenberg.

Band II.

Verlag von A. H. Payne

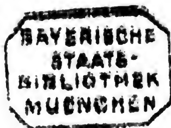
Leipzig.






# Inhalt des zweiten Bandes.

## Kunstblätter.




# Der Salon.

## Von Gottes Gnaden.

Ein Roman aus Cromwell's Zeit. Von Julius Rodenberg.

### Erstes Buch.

(Fortsetzung.)

### XVI. Im Lager der Parlamentsarmee.

Es war so. Cromwell befand sich seit einigen Stunden im Lager. Die Nachricht, daß Fairfax seiner bedürfe, hatte ihn in den östlichen Grafschaften erreicht, fast in Ely, dem Wohnort seiner Familie. Dort, nachdem er auf dem Hinmarsch drei detachirte Corps der Royalisten zersprengt und geschlagen, wie man Weidenreiser zur Seite schiebt, oder Gestrüpp zertritt, das uns im Wege steht, hatte er die letzten Wochen des Mai, die ersten des Juni scheinbar unthätig zugebracht: die Unthätigkeit des Löwen, der in seiner Höhle lauert, oder des Adlers, der auf seinem Horste wacht. Bald in Huntingdon und bald in Cambridge, diesen Landstädten, jetzt so ruhig die eine, so feierlich, möchte man sagen, die andere, damals aber laut von Trommeln und starrend von Lanzen und Musketen: hatte Cromwell die Zeit benutzt, um an der Organisation seiner Truppen zu arbeiten, ihren Zusammenhang zu befestigen und ihre Stärke zu vermehren durch das Gefühl des Werthes, das er ihnen verlieh. Ein Mann mit einem Zweck verliert die Aufgabe seines Lebens niemals aus dem Auge; nicht einen Tag, nicht die Stunde eines Tages. Er ist ein Grübler und unermüdlich beschäftigt mit der Idee, die ihn erfüllt, einseitig, egoistisch, schroff, unliebenswürdig. Tausend Andere würden erschrecken vor der Arbeit, dem Widerspruch, den unterirdischen Pfaden; nicht er. Zurückgeschleudert, beginnt er auf's Neue; man beachtet ihn nicht — um so besser. Man wird aufmerksam, man lächelt; aber dieses Lächeln, kleineren Naturen so gefährlich, erreicht nicht die großen. Man wirft ihm Ehrgeiz vor. Man zweifelt an seiner Aufrichtigkeit. Man feindet ihn an; jeder Angriff, von jeder Seite, scheint erlaubt. Aber ihn verwundet die ernste Anklage nicht mehr als früher der Spott. Dem Parteimanöver, der ehrlichen Ueberzeugung der Einen, der Intrigue der Anderen begegnet er mit den gleichen Waffen. Es

kommt ein Tag, wo man mit Schrecken bemerkt, daß er unerschütterlich; und er weiß, daß ein anderer kommen wird, um zu zeigen, daß er auch unentbehrlich sei.

Schon hat er die presbyterianischen Heerführer, die Männer mit den großen Namen und Titeln aus ihren Stellen verdrängt, den Grafen von Essex, den Marquis von Manchester — er, der Sohn eines Brauers, wie seine Widersacher höhnisch sagten, obwol sein Vater ein ganz substantieller Pächter und seine Mutter sogar die Tochter eines Knight gewesen — ein Mann des Volkes jedenfalls, aus der vollen Kraft desselben geboren, mit seinen Instincten begabt und mit seinen Gefühlen vertraut. Noch haben die Presbyterianer, die Männer mit den hohen Hüten und den engen Köpfen, die Majorität im Parlament. Die Maßregel, welche Manchester und Essex beseitigte, hat auch Cromwell betroffen. Aber man gebraucht ihn. Sein Patent liegt in den Händen Derjenigen, die schon voll Argwohns gegen ihn sind. Man verlängert es auf einen Monat. Der Monat läuft ab. Da bricht der König aus Oxford. Leicester fällt und Prinz Ruprecht's Schwadronen zeichnen das Land abermals mit Raub und Verheerung. Die Royalistenarmee schwillt an; hängt, gleich einer Wolke, an den Grenzen der Vereinigten Grafschaften. Dieses ist nicht der Augenblick, um den Oberbefehl des General-Lieutenants zu cassiren. So dient dem Manne, vom Schicksal zum Vollstrecker seiner Gebote bestimmt, der unberechenbare Zufall selber: „Feuer, Hagel, Schnee und Dampf, Sturmwinde, die sein Wort ausrichten."

Am 11. Juni hatte Cromwell das Schreiben des Generalissimus erhalten, mit der Anzeige, daß das Parlament ihm befehle, den Feind zu suchen; ihm eine Schlacht anzubieten.

Zwei Tage später standen Cromwell's Brigaden mitten in Northamptonshire, bereit zur Vereinigung mit den Truppen von Fairfax.

Es begann schon zu dunkeln an jenem Juniabend, und die Lagerfeuer brannten weithin bis zu den Höhen von Naseby, als die vordersten Colonnen von Cromwell's Eisenseiten und die letzten Außenposten von Fairfax' Arrièregarde sich jauchzend begrüßten am Fuße des Hügels, dessen ganzer südöstlicher Abhang bis hinab nach Guilsborough bedeckt war mit den Zelten, den Pferden, den Kanonen und dem Train der lagernden Parlamentsarmee. Obwol Tausende dort vertheilt waren auf einen Raum, den das Auge würde haben überschauen können, wenn nicht die Dämmerung schon einen Schleier darüber ausgebreitet hätte: so war doch wenig von dem lauten und wilden Lärm bivouakirender Soldaten zu vernehmen. Ein Jeder that seine Schuldigkeit; aber er that sie schweigend. Er verrichtete seinen Dienst im Felde mit derselben Andacht, wie den Dienst Gottes in Kirchen oder heiligen Versammlungshäusern. Die Gegenwart des Höchsten war überall bei ihm; es bedurfte nicht des Altars oder irgend einer vorgeschriebenen Handlung, ihn daran zu erinnern. Kein Fluch kam über seine Lippen; und wenn er sang, so sang er nicht das freche Soldatenlied, zum Preise falschen Ruhms und irdi-

scher Liebe: sondern er stimmte einen jener Gesänge an, mit welchen Israel, das Volk des Herrn, den Vorabend seiner Schlachten gefeiert. Ernst und stumm zwischen ihren Feuern bewegten sich die kriegerischen Gestalten; im Collet von gelbem Büffelleder die Einen, im rothen Waffenrock oder stählernen Panzerhemd die Andern. Es war der Uebergang von der mittelalterlichen Kriegführung zu der modernen, welcher sich in den Heeren der damaligen Zeit und daher auch in ihren Waffen und Monturen ausdrückte. Da sah man die Hellebarde der feudalen Jahrhunderte neben dem Carabiner und der Pistole der Cavallerie, welche sich zuerst umgestaltete nach den Anforderungen jener veränderten Art, den Krieg zu führen; und da sah man neben den Mörsern, Drachen und Feldschlangen der Artillerie, welche die Erfindung des Pulvers in's Dasein gerufen, noch den ganzen schwerfälligen Apparat des Lanzknechtes. Es war Etwas in dieser Armee, was Denjenigen, welcher den deutschen Krieg kennen gelernt (und Viele, zumal von den Officieren, hatten die Schlachten desselben mitgeschlagen), an das Lager von Gustav Adolph, an den protestantischen Helden, den „Löwen des Nordens" erinnern mußte. Man sagt, daß Cromwell das Bild dieses Königs, der auf dem Schlachtfeld von Lützen fiel, vor Augen gehabt, indem er seine eigene Armee formirte, die — gleich der schwedischen — strenge Mannszucht hielt, Gottesfurcht hegte, Morgens und Abends betete, niemals plünderte und immer siegte. Ihre Geistlichen, in braunen Gewändern und blauen Mänteln begleiteten das Heer, um in den Pausen des Lagerlebens und Kriegsdienstes ihnen „Vorträge" zu halten, wie man die Predigt damals nannte — Vorträge zuweilen, welche mehrere Stunden dauerten. Allein neben diesen Predigern, welche den Covenant genommen, der presbyterianischen Kirchenverfassung anhingen und die von derselben vorgeschriebene Amtstracht führten, erschienen schon andere, „ehrbare, göttliche Männer", welche zugleich als Capitaine der Fußtruppen oder der Reiterei dienten und statt des geistlichen Habits die Uniform ihrer Regimenter trugen. Man sagte: daß die Heiligen das Lob Gottes in ihrem Munde und ein zweischneidiges Schwert in ihren Händen haben sollten. Nicht lange, so sollten die Ersteren ganz von ihren Kanzeln verdrängt werden und als gleichberechtigt neben den Anderen auftreten die Soldaten selber, Officiere wie Gemeine, welche die Uebertragung des geistlichen Amtes, sei es durch Handauflegen, nach anglikanischer, oder durch freie Wahl, nach presbyterianischer Lehre, leugneten und das Wort verkündeten, wenn der Geist sie trieb.

Auf dem Plateau des Hügels, dessen Abhänge mehr und mehr von der sinkenden Nacht und den Nebeln verhüllt wurden, stand, von seinem Stab umgeben, der Generalissimus der Parlamentsarmee, der Right Honourable Sir Thomas Fairfax. Es war ein weiter, offener Haidegrund, auf dem sie sich befanden. Vor ihnen, in geringer Entfernung, lag das Dorf Naseby. Aus den schmalen Hüttenfenstern leuchteten schon die traulichen Abendlichter und durch die geöffneten Thüren sah man die Flammen auf den Herden. Unter Bäumen und zwischen Gärten lag

dieses Dorf, wie tausend andere Dörfer liegen; die Hunde bellten, die Grillen zirpten und der Kirchthum, grau von Moos und Alter, erhob sich aus der Mitte der kleinen Häuser. Vielleicht nisteten Störche unter dem Kupferball, der seine bescheidene Spitze zierte. Zu seinen Füßen, in eingesunkenen Gräbern, unter moosigen Steinen, schliefen die früheren Bewohner von Naseby. Es war ein Bild heimatlicher Abgeschiedenheit, die von der ganzen Welt Nichts verlangt. Wer hatte jemals von diesem Dorfe gehört? Wer, außer seinen Einwohnern, wußte viel von seinem Dasein? Hatte doch Fairfax selber, aus einem ganz andern Theil Englands gebürtig, den Namen dieses Dorfes wahrscheinlich erst auf seiner Kriegskarte kennen gelernt, und war ganz gewiß von der besonderen Beschaffenheit desselben nur unterrichtet worden durch seine vorausgesandten Kundschafter.

„So stehen wir denn hier wirklich im Mittelpunkt und zugleich auf dem höchsten Grund von England“, sagte der General en chef zu seinen Officieren. Er hatte diese Weisheit aus einer alten Beschreibung geschöpft, welche seiner Karte beigegeben war. „Es wäre wunderbar, in der That“, fügte er hinzu, „wenn von allen Plätzen in England gerade hier die Entscheidung fallen sollte!“

Seine Herrlichkeit, um die Wahrheit zu sagen, hielt nicht viel von Wundern. Viel mehr hielt er von seinem Schwert und seiner Armee. „Tom! Tom!“ hatte sein Großvater, der alte Lord, ihm einst zugerufen, da „Tom“ noch ein Knabe war, „denk' Du an den Krieg. Dein Vater ist ein guter Mann, aber doch nicht besser als ein Feigling. Alles Gute, das ich erwarte, ist von Dir!“

Und doch ist es wunderbar, über das Loos dieser Dörfer ohne Namen nachzudenken! Sie, die vergraben in die Dunkelheit eines unbemerkten Daseins, unter ihren Strohdächern nur den natürlichen Wechsel der Generationen sahen und in ihren Scheunen Nichts bargen, als den Segen der Jahreszeit: plötzlich, von einer Sommernacht zur andern, zwischen Morgen- und Abendgeläut, tauchen sie auf zur leuchtenden Unsterblichkeit. Zahllose Lippen sprechen jetzt zum ersten Mal einen Namen, der bestimmt ist, nie mehr ausgelöscht zu werden. Er fliegt über die Erde, so weit nur Menschen wohnen. Es genügt, ihn zu nennen, um bei dem mitlebenden Geschlecht Thränen hervorzurufen und bei allen folgenden Bewunderung. Stolze Städte, deren Pracht einst das Staunen des Weltkreises gewesen, sind verfallen und verschwunden von seiner Oberfläche; doch mit dem Namen dieser kleinen Dörfer bezeichnet man für Ewig einen Wendepunkt in dem Geschicke der Völker. Der Genius der Geschichte suchte sie tief in ihrer Verborgenheit auf und gab ihnen, den Wohnplätzen unbekannter Bauern, diesen verhängnißvollen Kuß, den man den Ruhm nennt.

Die Dorfglocke schlug. Es hallte herüber durch die stille Abendluft.

„Neun Uhr!“ zählte der General; „ich wollte, daß Cromwell da wäre!“

Hinter dem Dorfe fiel das Plateau zu einer Schlucht ab, welche

jetzt von der Dunkelheit ausgefüllt war. Nur diese Schlucht trennte das Heer des Parlaments von dem Heere des Königs, welches auf der Höhe von Market-Harborough lagerte. Nachdenklich maß das Auge des Generals die Distance.

Sir Thomas Fairfax, seit wenigen Monaten Höchstcommandirender der Parlamentsarmee, war der Sohn von Lord Ferdinand Fairfax und Erbe der Pairie. Wiewol zu dem Adel jener nördlichen Grafschaften gehörig, welcher sich durch seine wahrhaft rührende Treue zu dem fallenden Königshaus ausgezeichnet hat, und mit vielen Gliedern dieses Adels verwandt (so auch mit Sir Harry Slingsby, von dem wir gesprochen), hatten doch die beiden Fairfax, Vater und Sohn, sich von Anfang an für das Parlament erklärt und waren von der Sache desselben keinen Fußbreit gewichen. Jung noch, in der Mitte der Dreißiger, war Sir Thomas Fairfax durch alle Scharmützel und Gefechte dieses Krieges gegangen; in der großen Schlacht von Marston-Moor hatten Vater und Sohn neben einander gestanden und gekämpft, Beide mit Lebensgefahr; der Lord an der Schulter verwundet, der Junker dem Verderben nur entgehend, indem er das weiße Helmzeichen entfernte, welches ihn dem Feinde verrathen haben würde. Denn man weiß, daß die Schlacht für das Parlament schon so gut wie verloren war, als Prinz Ruprecht's Fehler und Cromwell's Feldherrnblick sie wieder herstellte. Seit jenem Tage war der Stern Fairfax' gestiegen, neben dem Cromwell's; und Cromwell hatte ihn neidlos steigen sehen, ja das Meiste dazu gethan, um dem Jüngeren vor den Augen des Parlaments Geltung zu verschaffen. Denn weit überlegen jenen hochgebornen Heerführern, welche bisher das Schwert in Händen gehabt, war dieser schlichte Edelmann, dessen Stammbaum nicht weiter hinunterreichte, als bis zu dem ersten Tudor (oder, um ganz mit der Wahrheit und dem Waffenkönig von Ulster übereinzustimmen: bis zum Ende der Kriege zwischen den beiden Rosen) und welcher daher, als ein junger Edelmann mit der bescheidenen Ahnenreihe von zwei Jahrhunderten, wol auch ein thätiger Edelmann sein mußte, wie das Motto seines Schildes ausdrückte: „Fare, fac" (Wort und That). Sein Wort war so gut wie seine That und an seiner Gesinnung kein Zweifel. Aufgebracht in den Grundsätzen der Puritaner, strebte er nach keinem andern Ruhm, als der Vertheidiger derselben zu sein; und als sein Vater, von dem der alte Lord, sein Großvater, gesagt: daß er ein guter Mann, aber ein Feigling sei (wiewol die Wunde von Marston-Moor den alten Herrn Lügen strafte), sich auf sein Schloß gesetzt, um auszuruhen, verfolgte der Sohn den blutigen Kriegspfad mit all' den Erfolgen, welche sein Großvater, in diesem Punkt ein besserer Prophet, ihm vorausgesagt. Kurz vor dem Ausbruch des bürgerlichen Krieges hatte sich Sir Thomas mit einer sehr vornehmen und reichen Dame (sie war Erbin) aus dem Hause der Vere's von Tilbury vermählt; einer Dame außerdem von Geist, Bildung und Charakter, an welcher der noble Geschichtsschreiber dieser Zeiten (Clarendon) keinen andern Fehler zu rügen hat, als daß sie, in Holland erzogen, nicht jene

Ehrfurcht vor der Kirche von England gehegt, welche sie hätte hegen sollen, und daß sie daher unglücklicherweise mit ihrem Gemahl übereingestimmt, als dieser in die Rebellion eintrat, nicht ahnend, welches Elend dieselbe über das Königreich bringen sollte. Tapfer, wiewol ohne Initiative; ein glücklicher Feldherr, aber frei von Herrschsucht; bedeckt mit allen Ehren, aber nicht ehrgeizig: so hat ihn in der langen Krisis seines Vaterlandes, dessen mächtigster Mann er war, Verleumdung oder Anklage von seiner eigenen Partei niemals berührt, noch die Gegenpartei, zu deren Sturz er das Meiste beigetragen, sein Andenken mit einem jener Flecken gebrandmarkt, welchen zu vertilgen dem bessern Urtheil nachfolgender Zeiten so schwer wird. Ruhig stand er dem Feind gegenüber, ruhig erwartete er die Ankunft Cromwell's. Die Flammen des Feuers, das neben ihm auf der Haide brannte, beleuchteten seine schlanke, doch schmächtige Figur, sein offenes, gewinnendes Gesicht, seinen Mund, der Entschlossenheit, seine flache Stirn, die Beharrlichkeit ausdrückte, sein Auge, das nur, wenn die Drommete zum Angriff schmetterte, die Kühnheit seiner Seele verrieth.

„Man wird mich benachrichtigen, wenn irgend eine Meldung von unseren Vorposten einläuft", sagte er zu einem seiner Stabsofficiere, indem er sich zu seinem ganz in der Nähe aufgeschlagenen Zelte begab. Die Wache präsentirte das Gewehr, als er eintrat. Das Zelt war niedrig und arm an Bequemlichkeiten. Auf dem nackten Rasenboden stand ein hölzerner Stuhl und ein Tisch; auf dem Tisch brannte eine Kerze, durch die dünne Leinwand vor dem Nachtwind, der draußen schon zu wehen begann, nur schlecht geschützt. Bei dem unsichern Schein derselben sah man auf der Tischplatte Landkarten, einen Situationsplan, ein Tintenfaß, allerlei Vermessungsinstrumente, ein Fernglas. Im Hintergrunde des Zeltes stand ein Feldbett, zu dessen Füßen eine alte Dienerin saß.

„Schläft sie?" sagte der General, indem er sich dem Lager vorsichtig nahte.

„Seit einer Stunde schon, Excellenz!" war die Antwort.

Der General beugte sich über das Bett. Ein Mädchen, ein Kind von etwa sechs oder sieben Jahren schlummerte darin. Es war sein eigen Kind, ein echtes Soldatenkind, Mary Fairfax. Als er vor zwei Jahren in die Campagne gegangen, hatten Mutter und Tochter ihn begleitet. Später, nach der Affaire von Bradford, war die Mutter zurückgekehrt in das heimatliche Schloß, die Tochter aber wollte sich von dem Vater nicht trennen. Sie hatte so bitterlich geweint und mit solch' inständigem Drängen darum gebeten, dem Vater auch ferner folgen zu dürfen, daß dieser sie zuletzt vor sich auf den Sattel hob und die Alte, die schon ihn als Knaben treulich bewacht, zu ihrer Bedienung und Pflege mit in's Feld nahm. Alle Schlachten und Märsche des Bürgerkrieges hatte das kleine Wesen seitdem mitgemacht, immer zu Pferd, im Lager des Vaters und an seiner Seite. Mehrfach war sie schon in großer Gefahr gewesen; oft nach den Strapazen eines langen Rittes ward sie ohnmächtig und einmal, auf jenem Rückzug von Bradford nach

Hull, brach sie gänzlich erschöpft zusammen und der Todeskampf schien bereits dieses kaum erblühte Leben ergriffen zu haben. In geschlossenen Cadres, mit wehenden Fahnen und Trommelschlag setzten die Regimenter über den Trent, während der unglückliche Vater, der selber schmerzhaft verwundet worden durch einen Schuß in die Faust, über dem kleinen, geliebten Körper hing — die letzte Colonne nahte, und in einer elenden Bauernhütte am Wege mußte der General sein Kind verlassen, sterbend, wie er glaubte, und ohne Hoffnung, sie jemals wieder zu sehen. Doch die Jugendkraft in ihr erholte sich und wenige Tage später erschien sie wieder, auf dem Pferde, vor ihrer Dienerin sitzend, eine willkommene Erscheinung in dem düstren Puritanerlager, geliebt und gehätschelt von den eisernen Naturen, die am Tage der Schlacht wie eine Mauer standen zwischen dem Feuer des Feindes und der Tochter ihres Generals.

Sie athmete sanft, als der Vater sich zärtlich zu ihr hinabbeugte. Von den Beschwerden, denen sie so frühe schon trotzen gelernt, hatte ihr Gesicht etwas Strenges und Bestimmtes angenommen; das Leben im Freien hatte den Teint gebräunt. Doch spielten, jetzt im Schlafe, die Anmuth und der Friede des Kindes um ihre Züge, und ihr Anblick, wie sie bei dem matten Schimmer der entfernt brennenden Kerze mit gefalteten Händen dalag, erfüllte das Herz des Vaters mit Glück und Liebe. Plötzlich bewegten sich diese kleinen Hände. Sie schienen zu zittern. Sie erhoben sich, als wollten sie nach einem Schatten greifen, der in der Luft schwebte. Auch die Lippen bebten. Sie rührten sich dann, sie stammelten; und ganz deutlich hörte der General, wie das Kind im Traum den Namen: „Buckingham!" rief. Dann ward es wieder still; lächelte wie zuvor und schlief ruhig weiter.

„Was ist das?" flüsterte der Vater ängstlich, indem er sich erhob und die Dienerin ansah.

„Ew. Herrlichkeit mögen mir vergeben", erwiederte die Alte, welche nicht gelernt hatte, die Unwahrheit zu sagen oder die Wahrheit zu verschweigen, wenn ihr Herr sie fragte; „Lady Mary hat mich, bevor sie einschlief, gebeten, ihr eine Geschichte zu erzählen. Doch es sollte eine Geschichte sein, die sich wirklich einmal zugetragen. Da hab' ich ihr die Geschichte vom großen Herzog Buckingham erzählt, wie schön und wie nobel er gewesen, und wie der König ihn geliebt und mit Ehren geschmückt, und wie er zuletzt an einem Morgen von einem Mann in Portsmouth ermordet worden. Davon wird unsere Lady nun geträumt haben ...."

„Alte!" sagte der General streng, „Du solltest ihr lieber Märchen erzählen, als solche Geschichten .. "

„Es ist nur darum", erwiederte die Dienerin, „daß sie die Märchen alle schon auswendig weiß, und so oft ich mit dem „Es war einmal" anfange, mir immer schon mit dem Ende kommt, sie will wahrhafte Geschichten hören. Das muß abenteuerlich sein; die besten Namen unsres Landes müssen genannt werden, sonst glaubt sie's nicht. Von solchen Königen hört sie gern, die ein unglückliches Ende genommen, wie König

Macbeth oder Richard der Zweite. Sie wird nicht müde, das Schicksal von Maria Stuart zu beklagen, die auf dem Schaffot gestorben, und manch' eine Thräne hat sie schon geweint um die Söhne Eduard's, dabei sagend, daß sie, wenn sie damals gelebt, Beide wol aus dem Tower hätte befreien wollen. Und dann hätte der junge König, den sie gerettet, ihr gewiß die Hand geküßt, wie es in den Märchen heißt, und sie zur Königin von England gemacht ...."

Fairfax wollte der Dienerin derartiges Reden verweisen. Er wollte sagen, daß es sich schlecht zieme für seine Tochter und im Lager der Parlamentsarmee, mit solchen Geschichten unterhalten zu werden. Da knatterte ganz in der Nähe des Zeltes ein Schuß; ein zweiter fiel und die Schildwache rief: „Bringt sie zum Stehen!"

Das Kind fuhr aus dem Schlaf empor. Es besaß einen scharfen Geruch für Pulver. Aufgerichtet in seinem weißen Nachtkleidchen saß es sogleich im Bett. Noch schienen die fliehenden Gestalten des Traumes vor seinen Augen zu sein. „Wo ist er?" rief sie, halb schlummertrunken, indem sie das lange Haar mit beiden Händen von der Stirn zurückstrich; „eben war doch noch der junge Buckingham hier, dessen Vater ..." Da sah sie ihren Vater. Sie streckte beide Arme nach ihm aus, als ein dritter Schuß fiel. „Ha! ich besinne mich!" rief nun das Kind — „ich habe geträumt. Der Feind rückt heran! Es giebt eine Schlacht!" Mit einem Satz war sie aus dem Bett und stand mit nackten Füßchen und aufgelöstem Haar vor dem Vater, der sie leidenschaftlich umarmte.

„Muß ich zu Pferde, Papa?" rief sie, fast trübselig. Denn wiewol sie bei den Vormärschen stets in der Nähe des Vaters war, mußte sie doch bei beginnender Attaque zurück in die letzte Linie.

„Nein, nein, mein Kind", erwiederte der General, „so weit kann's noch nicht sein. Leg Dich nur wieder in Dein Bettchen, Mary, Herz! Ich komme wieder zu Dir, wenn ich gesehen, was es draußen giebt." Er ging; „vielleicht ein Spion, für welchen man ein häufernes Band in Bereitschaft halten muß", murmelte er zwischen den Zähnen, indem er die Gardine des Zeltes hob und hinaustrat in's Freie.

Bei dem Scheine des großen Feuers, welches dem Zelte gegenüber brannte, sah der General mitten in einem Haufen von Soldaten, die rasch von allen Seiten zusammengelaufen waren, drei sehr elende, zerlumpte Gestalten. Schimpfworte, Drohungen, Kolbenstöße mußten sich diese gefallen lassen und ertrugen sie mit der größten Resignation, wie Leute, die nichts Besseres erwartet haben. Sogleich, als man den General erblickte, trat einer von den Soldaten vor, um zu rapportiren.

„General!" sagte er, „die drei Gefangenen."

Fairfax schritt zu der Gruppe, die am Feuer stand. Selten hatte sein Auge Bilder des vollendeten Jammers gesehen, wie diese Drei sie darboten. Der Hunger und die Noth waren in ihren Gesichtern so leserlich geschrieben, daß kein Mißverständniß möglich war. Man hätte jeden Knochen an ihrem Leibe zählen können; um so besser, als ihre Kleidung nur noch in Fetzen bestand, welche den Durchblick überall frei ließen.

Etwas Verwilderteres und Erbärmlicheres, als diese drei Burschen, war schwerlich zu finden. Das Haar hing ihnen wirr über die Stirn herein, und es war bei dem Auf- und Niederflackern der Flammen kaum möglich, ihre Züge zu identificiren. Der General sah sich seine Beute lange an, ohne sich recht zu besinnen, wem er für dieses Geschenk des Krieges dankbar zu sein habe. Denn — Du lieber Gott! einem so großen General geht Vieles vor den Augen her und noch mehr durch den Kopf. Sein Gedächtniß reicht nicht aus für jeden Strolch, bei dem er mit einem Strick oder einer Kugel Gevatter steht für ein besseres Leben.

Aber unser Leser hat — Gott sei Dank! Nichts zu thun mit diesem traurigen Handwerk, und selbst, wenn er den wirklichen Krieg gesehen, so hoffen wir um so eher, daß er nun, wo alle Menschen wieder seine Brüder sind, Sympathie genug besitzt, um einen alten Freund zu erkennen und ihn in seinen „extremis“ oder äußersten Nöthen nicht zu verleugnen. Wen anders aber sieht er in diesen drei Candidaten des Todes vor sich, als Jürgen, den Clubmann. Jürgen, den Schauspieler, den Vagabonden, den Unparteiischen, mit zween seiner Spießgesellen aus dem Walde von Longstow?

Der arme Schelm war sehr in sich gegangen. Er hatte die Zeit dazu gehabt, und ein Ueberfluß von Nahrungsmitteln war ihm just auch nicht hinderlich gewesen, der Reue und Buße nachzuhängen. Zuerst im Gefängniß von Huntingdon, dann im Train der Fairfax'schen Armee mitgeschleppt, von Dorf zu Dorf und von Grafschaft zu Grafschaft, sah er seinem Urtheil mit dem Eintreffen Cromwell's entgegen. Denn da er von einer Abtheilung der Cromwell'schen Reiter zum Gefangenen gemacht worden war, so mußte der Commandeur derselben auch den Spruch des Kriegsgerichts bestätigen, ganz abgesehen davon, daß Fairfax' Commission als General ihm nur in Gemeinschaft mit dem ganzen Kriegsrath zu handeln erlaubte. Jürgen zitterte daher vor dem Namen Cromwell. Er bebte, wenn er aus den Gesprächen der Schildwachen entnahm, daß Cromwell sich nahe, und er athmete auf, wenn er in Erfahrung brachte, daß Cromwell eine andere Route genommen. Denn daß die Entscheidung des Kriegsgerichtes ihn nicht auf Rosen betten würde, konnte der brave Mann Jürgen sich im Voraus sagen. Unaufhörlich seit einer Woche hatten die Geistlichen, welche die blauen Mäntel trugen, ihn schon zum Tode vorbereitet, indem sie zugleich in ihn drangen, den Covenant zu nehmen, als das einzige Mittel, in den Himmel zu kommen Worauf er ihnen geantwortet, daß er gar keine Eile habe, und daß es dazu noch immer vor der Abreise Zeit sei.

Der verstockte Sünder! „Du wirst baumeln“, hatte der Reverend Mr. Sprigge gesagt, einer von des Generals eigenen Caplänen; „baumeln, ehe denn dieser Mond voll geworden.“

„Ich weiß es“, hatte das Kind des Verderbens geantwortet; „um so besser, wir werden dann in einer hellen Nacht von einander Abschied nehmen und mein Weg wird um so kürzer sein.“

„Ja, in die Hölle, das Tophet, das Gehinom oder Thal der Verdammten", hatte der ehrwürdige Mann ausgerufen, zornig über die Hartnäckigkeit des Delinquenten.

„Man muß auf Alles gefaßt sein", war Jürgen's Antwort, „ich hoffe auch dort einige gute Freunde zu finden."

In seinem Herzen aber war Jürgen nicht halb so gefaßt, als in seinen Worten. Er wußte wol, was ihm bevorstand.

Er war mit den Waffen in der Hand gegen das Parlament betroffen worden. Mehr noch, man hatte Briefe in seinen Taschen gefunden, von jener Sorte, die man Brand- und Drohbriefe nennt und die der parlamentarische General nicht so freundlich aufgenommen, als damals Sir Tobias Cutts auf Anrathen seines Freundes Slingsby. Ferner trug der Unglückliche Proclamationen bei sich, in welchen zur Bildung neuer Clubregimenter über das ganze Königreich und zur Verbindung derselben mit den bereits aufständischen Grafschaften im Süden aufgefordert ward. Aus diesen Papieren ergab sich, wie tief royalistisch der ganze Plan angelegt gewesen, und alles Das zusammen, wenn es nicht Hochverrath war, sah doch dem Hochverrath so ähnlich, daß auch der kühnste Sportsman auf den Kopf des Unparteiischen und seiner beiden Gefährten nicht so viel, als einen Groot mehr gewettet haben würde — er selbst am allerwenigsten.

Wiewol nun dem Tod gleichsam gegenüber und sattsam auf ihn vorbereitet, hing doch das anspruchslose Gemüth dieses Mannes noch immer am Leben, das bisher nicht viel gethan, um diese Anhänglichkeit zu verdienen. Es hatte ihn abwechselnd mit Hunger, Verfolgung, Liebesgram und Gefangenschaft tractirt, bis es so weit mit ihm gekommen, daß er hier, in einer elendiglichen Schafhürde von zwei Rothröcken bewacht, zitternd auf jedes Wort lauschte, welches sein betrübtes Ende in größere oder geringere Entfernung rückte. Doch es wird gesagt, daß diejenigen Kinder, welche man am härtesten behandelt, die dankbarsten sind; und Jürgen liebte demgemäß das Leben und die Welt, die sich beide nicht besser wie die Stiefeltern gegen ihn benommen, auf das Zärtlichste. Die Unsicherheit seines Schicksals diente sehr zu seiner Beruhigung Wie eine dunkle Wolke, die für den Abend vielleicht Unwetter verkündet, schwebte der Gedanke an Cromwell über seinem Haupt. „Wer weiß?" redete er sich zu, „vielleicht geht es diesmal noch so vorbei." Das „Vielleicht" war sein goldenes Wort. Damit tröstete er sich; damit versüßte er sich das bittere (und wenn die Wahrheit gesagt sein muß: kärglich zugemessene) Brod der Gefangenschaft; damit würzte er seinen Trunk (Quellwasser im besten Fall) und damit lullte er sich in den Schlaf.

Doch aus diesem Schlaf hatte heute ihn das Gerücht aufgeschreckt, das sich durch das ganze Hauptquartier mit Blitzesschnelle verbreitet: das Gerücht nämlich, daß Cromwell's Schaaren im Anrücken begriffen, und daß man bei Sonnenuntergang von Kettering her die Cürasse seiner Avantgarde habe schimmern sehen.

Ein anderer Mann als Jürgen würde nun ohne Zweifel seine

Rechnung mit der Welt geschlossen haben. Er dachte zuerst selber auch, daß ihm nichts Anderes übrig bleibe, daß Verzweiflung sein Loos und Schrecken sein Ende sein würde. Jedoch er besann sich. „Was!“ — rief er aus (in Gedanken, denn laut sprechen durfte er gar nicht, wegen der beiden Rothröcke vor der Thür) — „was! — weil ich in einem Lämmerstall sitze, soll ich mich wie ein Lamm zur Schlachtbank führen lassen?“ . . . Er, der alte Reichssoldat, der zwar bei Freiburg gottsjämmerlich auf das Haupt geschlagen ward, so daß man von ihm sagte (da er Fersengeld gab und Reißaus machte): seht da! der Tapfere, der sein Herz in seinen Stiefeln trägt (und bei dieser Reminiscenz besah Jürgen seine Stiefel; ach! sie waren in einem kläglichen Zustande!) — er, der flotte Parteigänger der Clubarmee, sollte verzweifeln? Es ist wahr; er hatte manchmal an den Tod gedacht. Welcher Mensch denkt nicht einmal daran? Aber es war ihm mit dem Sterben kein rechter Ernst. Allerlei Ausflüchte hatte er gebraucht, um davor herzukommen. Die merkwürdigsten Gelübde hatte er gemacht. Er hatte sich fest vorgenommen, ein besserer Mensch zu werden, und in der Bedrängniß seines Herzens, da er kein anderes wußte, folgendes Gebet zum Himmel gesandt: „Lieber Gott!“ hatte er gesagt, „gieb mir ein gutes Pferd, einen guten Büffelrock und ein gutes Paar Pistolen, und ich werde nicht in Verlegenheit sein, auch eine gute Sache zu finden.“

So war die Dämmerung dieses Tages gekommen und durch ein Loch in der Wand hatte Jürgen, der Unparteiische, bemerkt, wie rings auf den Hügeln sich die Feuer entzündeten. „Kameraden!“ hatte er dann leise gerufen, indem er den beiden andern Galgenvögeln einen Wink gab, näher heranzukriechen; „was meint Ihr, guten Brüder, wenn wir probirten, ob jenes Loch groß genug ist, um hindurchzukommen? Ich weiß, daß es nicht für halb so ehrenvoll gilt, durch ein Loch zu gehen, wenn eine Thür vorhanden ist. Aber bessere Menschen sind schon durch schlechtere Löcher gegangen; und der Beste von uns kann nur einmal sterben. Auf die Feierlichkeiten dabei kommt nicht besonders viel an. Kriegt man uns, so sind wir nicht schlimmer daran, als wenn wir bleiben; haben wir Glück, so sind wir in einer halben Stunde jenseits des Dorfes in der Schlucht und morgen früh Hauptleute bei den Königlichen!“

Das Unglück war nur, daß bis zu jener Schlucht eine Postenkette stand, durch welche nicht drei Katzen, geschweige denn drei Gefangene hätten unbemerkt entschlüpfen können. Der erste Schuß, welcher über ihren Köpfen abgefeuert worden, trieb die drei Hauptleute in spe zurück; der zweite lieferte sie den Händen ihrer Verfolger aus und als der dritte fiel, sah Fairfax, der eben aus seinem Zelt getreten war, sie schon in sicherm Gewahrsam.

Zu derselben Zeit, wo sich auf dem Plateau des Hügels dieses ereignete, hatte an seinem Fuße die Vereinigung von Cromwell's und Fairfax' Truppen ihren Anfang genommen; der Jubel, mit welchem die Soldaten beider Armeen einander begrüßten, ward von Abtheilung zu

Abtheilung getragen, und im Fortschreiten wachsend, hatte der tausendstimmige Ruf: „Es lebe der General-Lieutenant! Cromwell hoch!" die Höhe gleichsam im Sturm genommen.

Noch schallte das Freudengeschrei ringsum, als ob mit dem Augenblick, wo Cromwell ihn betreten, der Boden selber lebendig geworden: da nahte sich auf schaumbedecktem Roß ein Ordonnanz-Officier, begleitet von einigen Reitern und einem Trompeter voran.

„Guten Freunde", wandte sich Jürgen an die beiden Unglücklichen, mit denen er seinen Fluchtversuch unternommen, „jetzt geb' ich es auf! Das ist der Obrist, mit dem wir's zu thun hatten im Walde von Longstow und Gott soll mich verdammen, wenn das nicht Cromwell's Musikant ist, der Mann mit der Trompete, Levi Mac Alister."

Jürgen hatte sich — leider! nicht geirrt. Sein Verhängniß war ihm nahe. Frank Herbert war es, ohne Zweifel, der sich vom Pferde schwang. Es war der Soldat Cromwell's, im prächtigen Kriegsgewand, dessen Roth und Gold bei den Flammen der Wachtfeuer jetzt mehr noch als bei Tage schimmerte. Nichts mehr war in seinem Gesicht zu entdecken von jener sanfteren Regung, mit welcher wir ihn Abschied nehmen sahen von seinem Freund, dem Geistlichen, und dem Schloß im Abendsonnenschein. Der Krieg und die Pflicht: kein anderes Wort war auf seinen Lippen.

„Ihr bringt gute Nachricht, Obrist!" sagte Fairfax, indem er ihn freundlich empfing; „die Männer, gewohnt zu siegen, sind da, die Reiter des Parlaments!"

„Die Reiter Cromwell's, zu Befehl!" erwiederte Frank Herbert; „das Defiliren begann in dem Augenblick, als der Generallieutenant mich abcommandirte, Seiner Excellenz zu rapportiren. Von der letzten Biegung der Straße, da wo sie sich unterhalb des Hügels theilt, hier nach Naseby, dort nach Burleigh führend, bemerkte man, durch die schon hereinbrechende Dämmerung, die Bewegungen des Feindes auf den entgegengesetzten Anhöhen. Der General sandte sogleich einen seiner Stabsofficiere mit einem Trupp Reiter aus, um zu recognosciren."

„Welchen Officier?"

„Den commissarischen General Ireton."

„Den Verlobten seiner Tochter Bridget?"

„Derselbe, zu Befehl!" versetzte der Obrist, welcher nicht wußte, was die Verlobung von des Generals Tochter mit einer militairischen Meldung zu thun haben könne. Doch Fairfax, wie wir gesehen, hatte selbst eine Tochter; und es scheint, als ob Väter mit Töchtern, auch wenn sie Generäle sind, am Vorabend einer Schlacht noch Muße finden, um an Verlobungen zu denken. Frank Herbert seinerseits hatte mittlerweile Muße gefunden, die bedauernswerthe Gruppe der Drei, die wir geschildert haben, am Feuer zu mustern, und er hatte ein besseres Gedächtniß, als Fairfax.

„Das sind die drei Clubmänner", sagte er, „welche wir mit dem letzten Gefangenentransport in's Hauptquartier gesandt haben."

„Es ist von uns die Rede“, flüsterte Jürgen seinen Kameraden zu; „der Mann sieht mir nicht aus, als ob wir viel Gutes von ihm zu erwarten hätten.“ Und er nahm das rührendste Armensündergesicht an, ob ihm das vielleicht noch helfen könne.

„Sie sind es“, gab Sir Fairfax zur Antwort auf Herbert's Frage; „sie waren eben auf dem Wege, sich heimlich davon zu machen, und unsere Posten haben sie zurückgetrieben. Es wäre gut, wenn wir sie vor Tagesanbruch expedirten; sie sind uns zur Last. Wir werden bald in der Lage sein, den Soldaten nicht entbehren zu können, der jetzt nothwendig ist, um sie zu bewachen.“

Tausend Pläne schossen durch Jürgen's Gehirn. Er hätte so gern gerufen: „Gebt mir eine Flinte und ich will mit Euch ziehen! Ihr braucht Soldaten und wollt Leute, wie mich, aufhängen und erschießen? Welche Verschwendung! Hier bin ich! Es ist zwar eine harte Wahl für einen guten Menschen, entweder zu tödten oder getödtet zu werden; aber wenn man einmal wählen muß, so . . . .“

Der Obrist ließ ihm keine Zeit, diesen versöhnlichen Gedanken auszudenken. „Excellenz“, rief er, „mein General ist der Meinung, daß es, um ein Exempel zu statuiren, genug sei, wenn man Einen von ihnen hängt. Man könnte die beiden Anderen laufen lassen.“

Stumm, aber mit einem Blick, der Bände redete, sahen sich die drei Gefährten an. Ein Jeder von ihnen bedauerte die beiden Anderen.

„Es ist auch meine Meinung“, sagte der menschenfreundliche Generalissimus der Parlamentsarmee; „wo man Leben schonen kann in diesem Krieg, der bereits zu viel davon verlangt, da soll's geschehen. Tambour, Deine Trommel! Und Würfel!“

Es steckte doch in diesem General, Puritaner wie er war und blieb, Etwas von dem Soldaten der alten Schule, dem Lanzknecht. Kartenspiel und Würfel waren verboten in seinem Lager; aber um's Leben würfeln: das kam öfters darin vor. Zu diesem Zweck allein hielt man Becher und Würfel bereit

„Her damit!“ sagte der General; „und macht Euch bereit, Ihr Drei!“

Wie manchmal hatte der brave Jürgen schon den Becher geschüttelt! Mehr, als ihm lieb war, wenn er daran zurückdachte. Diese knöchernen Verführer mit den vielen schwarzen Augen waren schuld, daß seine Bahn eine so schiefe Richtung genommen; was er jemals besessen, hatte er verwürfelt, in England sowol als in Holland und Deutschland. Daß er Komödiant und Reichssoldat geworden; daß er zur Fahne des Aufruhrs geschworen und jetzt sich im Angesicht des Knochenmannes befand: das Alles hatten diese Knochen gethan, die mit einem Ausdruck von Schadenfreude gleichsam ihn aus dem ledernen Becher auf der Trommel angrinsten! Aber ein unheimliches Gefühl, eine Lüsternheit zuckte durch seine Finger bei diesem Anblick.

„Wenn's der Teufel ist, der darin steckt“, rief er, „so wird er mich nicht im Stich lassen. Kameraden, kommt! Wir wollen unser Spiel machen!“

Und er trat an die Trommel, die, vom Feuer angeglüht, auf dem freien Rasenboden in der Mitte stand, und ringsumher gruppirten sich die Rothröcke mit den Sturmhauben und finsteren Gesichtern, diese Salamander, die nur im Feuer lebten.

Jürgen kniete nieder und schüttelte den Becher. Die Knochen darin rasselten unheimlich, wie Todtengebein. „Hussah!" rief er und stürzte den Becher um; „wir wollen sehen, ob ich den Wurf noch verstehe!"

Dumpf rollten die Würfel auf das Fell der Trommel. Der General und die Officiere beugten sich hinüber, um die Augen zu zählen.

„Bringt Fackeln!" rief Sir Thomas, „mir flackert hier die Gluth vor den Augen und der Wind treibt den Rauch über die Trommel."

Man zündete Kienholzspäne an dem Feuer an und hielt sie hoch über der Gruppe. Eine rothe Helligkeit verbreitete sich über dem Platz.

„Pasch!" sagte Jürgen, der noch vor der Trommel kniend lag; „ich hab's gesagt. Das ist mein Wurf. Ich habe noch einmal die Chance."

„Guter Freund", sagte Frank Herbert, „Du vergissest, daß wir hier nicht zum Zeitvertreib würfeln."

„Ehrlich Spiel!" erwiederte Jürgen. „Soll's im Hauptquartier und unter den Augen Seiner Excellenz weniger richtig hergehen, als unter Betrügern von Profession auf der Bierbank? Sir, ich weiß, was sich schickt!"

„Der Bursch hat Recht", sagte Fairfax; „der letzte Wurf soll ihm gehören. Jetzt die beiden Andern."

Sie nahten mit schlotternden Knieen und bebend an Haupt und Gliedern. Doch das Glück ist eine blinde Dirne. Es sieht sich seine Leute nicht recht an. Sie schüttelten, sie warfen; der Eine zwölf, der Andere fünfzehn.

„Dreizehn gewinnt", sagte Jürgen; „ich habe schon manchmal mehr in meinem Leben geworfen."

Und er nahm den Becher, that, wie Spieler thun, ein Gelübde (das sie nachmals selten halten) und warf — neun!

„Verloren! . . . ." rief er mit einer Stimme des Aergers, der Enttäuschung, des Zornes mehr, als der Furcht; „ich hab's gesagt, dem Spiel ist nicht zu trauen, ich bleibe dabei, das ist mein letztes Wort. Nun führt mich zum Tode."

„Du wärest vielleicht eines bessern Schicksals werth gewesen, als an einem Ast zu baumeln", sagte der General. „Du scheinst mir Muth zu besitzen, Todesverachtung. Allein Du bist zum Sterben verurtheilt durch das Kriegsgericht und das Gottesgericht hat es bestätigt. Ich gebe Dir noch fünf Minuten", dabei nahm Fairfax seine Uhr aus der Tasche, „dann muß es vorbei sein. — Schade, schade", murmelte er, sich abwendend, um Ordre zur Vollstreckung der Sentenz zu geben.

„Ja", sagte Jürgen, „schade in der That!" Und dabei sah er mit einem zärtlichen Abschiedsblick die Würfel auf der Trommel an. „Aber wie man gesündigt hat, so wird man bestraft. Mit Würfeln fängt man

an und mit Würfeln hört man auf." Die Gewißheit und Nähe des letzten Augenblicks machte fast einen Helden aus ihm.

„Obrist", sagte er, indem er ganz dreist auf Frank Herbert zutrat; „Ihr habt nicht wohl an mir gethan, obwol Ihr gethan habt, was Ihr thun mußtet. Schweigen wir davon; denn ich habe nicht viel Worte mehr zu machen. Doch Eins müßt Ihr mir noch sagen, Obrist, bevor ich dieses Theater verlasse, auf welchem Jeder seine Rolle spielt, bis der liebe Gott ruft: Ab! Sagt mir, Obrist, denn es würde mir meinen Abgang erleichtern, was ist aus jenem Mädchen geworden, welches ich für todt verlassen mußte, dort, im Walde von Longstow ....?"

Eigenthümlich, wehmüthig ergriff dieser Name, diese Erinnerung das Herz Frank Herbert's, hier, von den Lippen eines Menschen, der nicht fünf Minuten mehr zu leben hatte, und gegenüber der Dunkelheit, die den folgenden Tag und die nächste Zukunft ihm selber verbarg.

„Du kanntest sie?" fragte Frank Herbert betroffen.

Der arme Sünder war bereit, sein letztes Geständniß abzulegen.

Da ging ein Trommelwirbel und ein Signal durch die Nacht: ein stürmisches Hurrah, das näher und näher brauste; der Galopp von Pferden auf dem Haideboden. Das Feuer flammte hoch auf, von einem Windstoß gejagt — seine zitternde Flamme beleuchtete: Cromwell.

Der Heros des Jahrhunderts, der Mann, vom Himmel auserwählt, Englands und der Welt Geschicke zu formen und dem Geist der Freiheit eine dauernde Stätte zu bereiten auf Erden — betrat die Höhe von Naseby, diesen Hügel, über welchen immer nur der Pflug und die Sense gegangen war, und an welchem bald, unter dem Donner und Feuer der Schlacht, das letzte Aufgebot der Tyrannei zerschellen sollte, mit all' seinen frommen Lügen, all' seiner Unduldsamkeit, all' seinem Aberglauben — ein warnendes Beispiel für die Fürsten und die Völker.

Großer Mann! — in diesem Augenblick sieht Dich der spät Nachgeborne, der es sich zur Aufgabe gestellt, in Deinen Worten und Thaten zu lesen, um davon zu erzählen dem Vaterland, welches jetzt auch aus der Ohnmacht früherer Jahrhunderte voll unseliger Zerrissenheit sich mächtig zu heben beginnt, weil ihm zur rechten Stunde der Führer erstand, der der tiefen, lange ungestillten Sehnsucht von Millionen Herzen einen Ausdruck lieh, einen Körper gab. .... Oliver Cromwell, Du „Soldat des lebendigen Gottes", Vorkämpfer jeder modernen Idee: durch zwei Jahrhunderte rückwärts, an umgestürzten Thronen und Königsleichen vorbei, über traurige Schlachtfelder, auf denen der Bruder mit dem Bruder rang, führt mich die Geschichte und deutet mit dem Finger auf Dich, wie Du dastehst, fest, ehern, unerschütterlich — im prophetischen Lichte der Wachtfeuer von Naseby. Sie zeigt mir Deine mächtige Stirn, um welche die langen, braunen Haare sich glätten; Dein Auge, voll Gottvertrauen und Zuversicht; Dein Gesicht, hart, eckig, felsenhaft — aber mit den Schriftzügen der Wahrheit darin eingegraben, wie die Gebote Gottes in den steinernen Tafeln des Propheten.

Ich habe Dein Land durchwandert, und bin den Spuren Deines irdischen Daseins in Deiner Heimat gefolgt von Dorf zu Dorf, von Stadt zu Stadt. Auf dem nebligen Sumpfland von Huntingdon sah ich Deinen Schatten vorüberschreiten und in dem Marmorwald von Westminster stand ich an dem leeren Grabe, darin Du kurze Zeit geschlummert, bis man Dich herausriß, Deine Gebeine verbrannte und Deinen Kopf auf einen Pfahl steckte. Was hat es genützt? Dein Werk war für die Ewigkeit gegründet. Man scheut sich, Deinen Namen zu nennen. Keine Tafel von Erz bezeichnet das Haus, in welchem Du geboren. Das Haus der Gemeinen, welches Du vor der Willkür eines Königs gesichert hast; die Stufen von Stein, über welche Dein Schritt für die Jahrhunderte dröhnte; die Halle mit dem braunen Gebälk, welche das Echo Deiner Stimme bewahrt — dies stolze, denkmalreiche England, für Dich hat es kein Denkmal! Aber Dein Name steht in dem Herzen jedes Mannes, der die Freiheit liebt. Aus fernen Ländern kommen sie gepilgert, um die Luft zu athmen, die über den Hügeln Deiner Heimat weht; sie suchen Dich, von dem Nichts mehr übrig, nicht einmal ein Grab, in den großen Erinnerungen der Vergangenheit und ihr Herz geht über, von Ehrfurcht vor Gott und Liebe zur Menschheit, von Hoffnung und Glauben an die Zukunft, von Allem, was rein, erhaben und heilig ist, wenn sie Dein Bild heraufsteigen sehen, fest in Deinem Innern, prunklos in Deinem Aeußern, wie in jener Nacht auf den Höhen von Naseby! . . .

---

„Willkommen, General!“ rief Sir Thomas Fairfax, mit aufrichtiger Freude den Heerführer begrüßend, dessen Ueberlegenheit er empfand, immer ohne Neid und jetzt noch ohne Mißtrauen. Denn er war eine generöse Natur, wenn auch ohne höheren Schwung; sein Auge, klar für das Nahe, reichte nicht in die Ferne. Wiewol der Erste im Commando, beugte er sich doch freiwillig vor der militairischen Bravour, der Sicherheit, dem Feldherrntalent Desjenigen, welcher dem Range nach der Zweite war; aber von der wahren Bedeutung dieses Mannes, welchen er täglich neben sich sah, hatte er so wenig eine Ahnung, als von der Aufgabe, zu der die Vorsehung ihn berufen. „Ich hoffe“, fuhr er fort, indem er den Händedruck Cromwell's herzhaft erwiederte, „daß die sonderbare Güte Gottes, die zur rechten Zeit Euch eintreffen ließ, auch fernerhin mit uns Allen sei. Noch einmal willkommen!“

„Excellenz“, erwiederte Cromwell, „Eure treuen und zuverlässigen Bemühungen für Gott und Königreich werden nicht umsonst geschehen sein; die Ruthe des Bedrückers wird zerbrechen, wie in den Tagen von Midian.“

Und er schob über den Gurt den schweren Cavalleriesäbel zurück. Es war das Schwert, welches er in der Schlacht von Marston-Moor getragen, breit, zu Hieb und Stich gemacht, mit eisernem Korbe, mit den Spuren von zwei Musketenkugeln, die sich auf der Scheide platt ge-

drückt. Er setzte die linke Hand auf den Griff, so war seine Gewohnheit, und stemmte die Spitze fest in den Boden. Etwas Gedrungenes war in seiner kurzen Figur; und es war, als ob der Degen untrennbar dazu gehöre. Seine Brust, seine Schultern, sein Rücken und seine Arme waren breit, stark und muskulös, zu dem harten Werke geschaffen, welches er auf Erden zu vollbringen hatte. Er trug den Rock seines „Rothen Regiments“, eine lederne Hose, die in den hohen Reiterstiefeln steckte, einen Helm mit den Federn des Parlaments.

Officiere von verschiedenen Regimentern, die zu seinem Stab gehörten, waren mit ihm gekommen, Männer aus dem Volke, wie er, emporgestiegen durch das Recht ihres Schwertes und vom Willen beseelt, noch höher zu steigen; ehemalige Juristen, welche die Barre mit dem Schlachtfeld und den Talar mit dem Panzerhemd vertauscht; Schreiber aus den Bergwerken, Söhne von Fleischern und von Fuhrleuten, Holzhändler aus der Stadt. Eine Armee von Bürgern stand hinter ihm, brave Regimenter von Cityleuten zu Fuß und von Pächtern zu Pferde, die sich in diesen Krieg eingelassen hatten ihres Gewissens halber, und wohlbewaffnet mit ihrer Ueberzeugung im Innern und mit guten eisernen Waffen von Außen, fest standen, wie Ein Mann, so marschirten, attaquirten und feuerten; darum aber, daß sie Soldaten waren, nicht aufgehört hatten, in den Wahlversammlungen mitzustimmen und Antheil zu haben an dem Parlament, dessen Befehle sie vollführten. In der Gruppe der Officiere waren auch die beiden Söhne Cromwell's, Richard, der ältere, ein Capitain in des Generals eigener Leibgarde, und Henry, ein Capitain in Harrison's Regiment.

„Du, Claypole“, rief Richard einem jungen Officier von besonders eleganter und vornehmer Haltung in seiner Nähe zu; „mir sieht's hier nicht nach Erfrischungen aus, auf welche ich mich den ganzen Abend schon gefreut. Bei Gott! 's ist ein mühselig Ding um die Campagne und man muß das bischen Ruhm theuer genug bezahlen.“

„Pst! pst!“ machte Claypole, indem er mit einem schlauen Lächeln auf Cromwell deutete; „wenn Dich der Vater hört!“

„So mag er's, meinethalben; es ist nicht Jedermann für den Krieg geboren; oder, wenn's denn einmal ein Krieg sein soll, bei Gott! so muß der Soldat auch dann und wann seine Ruhe, seine Ordnung und seine Mahlzeiten haben. Da hängt man nun schon wieder diese zwei Tage auf dem Rücken des Pferdes und es soll mich wundern, bei Gott! wenn wir nicht bald, wie die Wilden, unser Mittagsessen unter unserm Sattel gar reiten werden, anstatt es zu kochen und zu braten.“

„Nichtsnutziger Bursche“, lachte Claypole, „Du wirst niemals ein großer General werden, wie Dein Vater.“

„Ich glaub's selber nicht“, gab Richard gutmüthig zu. „Mir wär' ein bequemer Edelhof lieber. Aber sieh da, Claypole — Abwechslung.“

„In der That!“ versetzte dieser. „Sie führen einen armen Schelm zum Tode. Er trägt einen Strick um den Hals.“

„'S ist auch 'ne Diversion", sagte Richard; „komm, wir wollen uns das Schauspiel in der Nähe besehen."

Sie waren vom Pferde gestiegen und traten näher heran. Der Zug bewegte sich ihnen entgegen. Zwischen zwei Pastoren ging Jürgen seinen letzten Gang. Zu dem Caplan des Generalissimus im blauen Mantel hatte sich der Caplan Cromwell's gesellt, Hugh Peters mit Namen, Independent von Ueberzeugung und Cavalleriecapitain von Rang. Der ehrwürdige Herr trug einen langen Degen und einen hohen Helm. Er war ein kriegerischer Mann und kaum hatte er bei seiner Ankunft auf diesem Hügel bemerkt, um was es sich handle, und wahrgenommen, daß ein Caplan von presbyterianischer Gesinnung sich der armen Seele bemächtigen wollte, die sich bereit machte zum Himmel: als er auch schon den festen Vorsatz faßte und Schritte that, das Schlachtopfer für sich zu erobern: Die royalistischen Geschichtsschreiber haben viel Böses von diesem Theologen gesagt und behauptet, daß er in Cambridge während seiner Studien gar schimpflich, cum ignominia, der hohen Schule verwiesen worden sei, nachdem er öffentlich vom Profoß eine Züchtigung mit dem Stock erhalten habe. So wenigstens erzählt es einer meiner Autoren. Allein wer wird den Parteischriftstellern Glauben schenken? Der Reverend Mr. Hugh Peters war mit seiner Zunge nicht minder schlagfertig, als irgend einer von den Capitainen, deren Uniform er trug, mit dem Säbel, und er wandte jetzt die ganze Wucht seiner schneidenden Beredtsamkeit auf, um seinen Zweck zu erreichen, wobei sich jedoch — leider! — die Tröstungen und Ermahnungen, welche der arme Sünder zu hören erwartete, unterwegs in einen heftigen Streit der beiden Seelsorger verwandelten, die ihm das Geleit gaben. Sie schienen bald ganz ihren eigentlichen Zweck vergessen zu haben, geriethen immer tiefer in ihre dogmatischen Spitzfindigkeiten und blieben zuletzt stehen, um sich desto gründlicher darüber aussprechen zu können. Die ganze Procession kam in's Stocken. Jürgen dachte: „mögen sie doch nur disputiren! Ich habe Nichts zu versäumen. Ich kann warten. Sie halten jetzt beim achten Jahrhundert und sind weit weg im gelobten Lande, in Rom und Nicäa; bis sie wieder nach der Höhe von Naseby Fields zurückkehren, kann es Tag sein."

Und er gab sich abermals seinen leichtsinnigen Gedanken hin und warf, dicht vor der dunklen Pforte, noch einen Blick auf das Leben.

Dieser Blick begegnete demjenigen von Richard Cromwell, welcher mit seinem Freund Claypole gekommen war, um dem Schauspiel beizuwohnen.

Sie erkannten sich auf der Stelle. „Bist Du nicht Jürgen", rief Richard, indem er verwundert vor dem Gefangenen mit dem Stricke stehen blieb, „Jürgen vom Temple — Jürgen Joyce? . . ."

„Still, still!" sagte der Delinquent, „nenne den Namen meines Vaters nicht; beschimpf' ihn nicht. Nenne mich Jürgen."

Richard Cromwell wußte nicht, ob er traurig sein oder lachen sollte. „Jürgen", sagte er, „wie kommst Du in diese unglückliche Lage? Du,

der Sohn eines so braven Vaters, der immer treu zu dem Parlament gehalten ....“

„Das ist es ja“, versetzte Jürgen kläglich, „weil ich ihm Schande gemacht ....“

„Eines Mannes“, fuhr Richard fort, „der damals, bei dem Ausbruch des Krieges, der Sache des Volkes von England die größten Dienste erwiesen, indem er die fünf Mitglieder, welche der König verhaften wollte, in die City führte!“

„Ich weiß es“, sagte Jürgen kleinlaut; „aber was kann es mir helfen?“

„Das ist mein Vater“, flüsterte Richard ihm rasch zu, indem er auf den General wies, der, bisher im Gespräch mit Fairfax, sich jetzt umgewandt hatte nach dem Haufen, wo der Disput der beiden Geistlichen immer lauter geworden.

„Das ist mein Vater“, wiederholte Richard noch einmal und dringender.

„Ich würde ihn wieder erkannt haben unter Tausenden“, erwiederte Jürgen.

Diesem Mann mit dem strengen, durchdringenden Blick gegenüber drohte ihm zum ersten Mal seine gewohnte Unerschrockenheit zu versagen. Doch er faßte sich ein Herz und mit dem Ausruf: „Gnade!“ warf er sich Cromwell zu Füßen.

Dieser sah ihn ernst an. „Wer bist Du?“ fragte er.

„Ich fürchte“, sagte Jürgen, „daß der Name, unter welchem ich zum Strange verurtheilt worden bin, dem andern, dessentwillen ich um Gnade flehe, nicht zur besondern Ehre gereicht.“

„Vater!“ sagte Richard, „er ist der Sohn des Schneiders in der City, des Alderman, bei welchem Du mit der Deputation des Gemeinderathes von London und dem Comité des Parlaments zu Mittag speistest an jenem Januartag vor drei Jahren, wo der König die Stadt verließ und die Königin des Hochverraths angeklagt ward ...“

„Sein Name ist Joyce?“ sagte Cromwell mit jenem Blick, der die Ereignisse selber zu durchschauen schien.

Noch lag der verlorene Sohn mit dem Strick um den Hals auf den Knieen — er, für den die Geistlichkeit gethan, was das Glück und die Würfel ihm versagt: da ließ sich vom Dorf herüber das laute Gebell der Hunde hören und bald darauf Lärm von Waffen und Pferden.

„Sie kommen zurück von den Vorposten“, sagte Cromwell; „tritt bei Seite“, wandte er sich an Jürgen, „und erwarte meinen Bescheid.“

Es hatte längst vom Thurme der Dorfkirche Zwölf geschlagen. Die Nacht war weit vorgerückt.

Die Reiter kamen, geführt von Ireton; sie brachten Nachrichten vom Feind und Gefangene. Sie hatten einen Posten aufgehoben. Einige von der feindlichen Feldwache waren rückwärts in das königliche

Hauptquartier von Harborough geflohen, Todte und Verwundete zurücklassend. Man hatte nicht gewußt, daß der Feind so nahe sei Man beschloß, ihn mit Tagesanbruch anzugreifen.

„Jürgen Joyce", sagte Cromwell, „tritt heran! Gott hat das Schwert des Parlaments in unsere Hand gelegt zum Schrecken der Uebelthäter und zum Preise Derer, welche nach seinem Willen handeln Siehe! — der Tod schwebt über Deinem Haupte. Doch die aufgehobene Hand Deines Vaters bittet für Dich. Er ist ein rechtschaffener Mann; und dieser Augenblick, wo wir unser Herz zu Gott wenden, dem gerechten Richter, um seinen Schutz und seine Gnade zu erflehen, soll uns vor seinem Thron nicht der Unbarmherzigkeit anklagen. Nicht wir wollen über Dich richten, sondern der Höchste! Hier ist ein Schwert und eine Muskete. Du sollst morgen, am Tage der Schlacht, in unserm Vordertreffen stehen. Von Gott das Leben, von Gott der Tod! Hat er Deine Sünde des Todes für schuldig erachtet, so wird er Dich morgen mitten unter den Frommen und Gerechten finden. Hat er Dich zum Leben bestimmt: um so besser! Wer, wie Du, dem Tod in's Auge geblickt, der kehrt, ein anderer Mensch, in's Leben zurück!"

Bei diesen Worten schmolz die Verstocktheit, die Jürgen's leichtfertiges Herz so lange in ihren Banden gehalten. Weinend warf er sich vor Cromwell nieder und benetzte die Füße desselben mit den Thränen seiner aufrichtigen Reue.

„Mein Leben gehört Euch, General", schluchzte er, „machet mit mir was Ihr wollt!"

In der Thür von Fairfax' Zelt war die kleine Marie erschienen. Aufgeschreckt von dem Wirrwarr der Stimmen und Rufe, der dem Beschlusse des Kriegsraths jetzt überall gefolgt war, hatte sie das Lager verlassen. In ihrem weißen Hemdchen stand sie da, wie ein Engel des Erbarmens, und der Widerschein des Feuers umleuchtete sie.

Sie streckte die Arme Cromwell entgegen, als dieser sie sah. „Ich habe Dich lieb, weil Du dem armen Menschen das Leben geschenkt", sagte sie, indem sie sich ohne Furcht an den Furchtbaren schmiegte, der das Schicksal seines Vaterlandes in der Hand trug.

„Es ist Zeit, Mary", sagte Sir Fairfax, „daß Du Dich bereit machst. Das Pferd erwartet Dich. Du mußt hinter die Front, bis Dein Vater kommt, wenn es Gott gefällt, Dich nach der Schlacht zu grüßen!"

Die Stunden der Nacht vergingen und die Feuer verloschen. Der Morgen dämmerte bereits. Es schlug drei Uhr Während der Nacht hatten die Truppen ihren Marsch vollendet. Die ganze Armee war jetzt auf dem Plateau des Hügels. Die aufgehende Sonne, welche in tausenden von Helmen, Piken, Musketen und Kanonenröhren blitzte, sah sie auf den Knieen.

Sie sangen den 149. Psalm: es war ihr Schlachtgesang.

„Hallelujah! Singet dem Herrn ein neues Lied; die Gemeine der Heiligen soll ihn loben. Ihr Mund soll Gott erhöhen und sollen scharfe Schwerter in

ihren Händen haben, daß sie Rache üben unter den Heiden, Strafe unter den Völkern. Ihre Könige zu binden mit Ketten und ihre Edlen mit eisernen Fesseln!"

In diesem Augenblick scholl aus der Schlucht herauf das Feldgeschrei der Königlichen: „Die Königin Marie!"

„Hallelujah!" hallte es weit hinaus. Dann ging ein starkes Rasseln und Dröhnen über den ganzen Berg. Die Parlamentsarmee hatte sich erhoben. Dann schallte das Commando: „Vorwärts!" und vorwärts ging die erste Schwadron der eisernen Reiter mit dem Schlachtruf: „Gott ist unsere Zuversicht!"

Ende des ersten Buches.

---

# Charmion.

Elegie.

Täglich Gestöber und Sturm und wiederum Sturm und Gestöber!
  Ewig bewölkt, bleischwer lastet der Himmel herab;
Kniehoch liegen die Gassen verschneit und es ächzt, nur mühsam
  Durchs Pfadlose die Bahn wühlend, das schwere Gespann.
Kaum noch dem leichteren Schlitten gelingt die gefährliche Reise,
  Oft einsinkend im Schnee strauchelt das klingelnde Roß.
Und so sitz' ich zu Hause gebannt; schon dunkelt das Zwielicht
  Ueber die Stadt und umsonst strebt mir ins Freie der Sinn.
Lodert denn auf im Kamin ihr tröstlichen Flammen und scheuche
  Wärmender Becher, den Druck trüber Gedanken mir fort!
Euch auch such' ich hervor aus dem Schrein, ihr verwitternden Blätter,
  Die ich dereinst im Genuß goldener Tage beschrieb,
Als ich, ein Wanderer noch, mit dem trunkenen Auge der Jugend
  An den Gestaden umher südlicher Meere geschweift.
Seltsam blickt ihr mich an im Geflacker des nordischen Herdes,
  Fremd fast, aber ihr habt bald mir die Seele gelöst,
Und im belebenden Hauch der Erinnerung schwebt die befreite
  Wie von Flügeln des Schwans leise getragen hinaus.
Sieh, schon sinkt das Gewölk, durch die flatternden Schleier ergießt sich
  Goldener Glanz, weithin dehnt sich im Grunde die Flut
Und im Kreise verstreut, umspült von schmeichelnder Woge
  Tauchen ins leuchtende Blau sonnige Gipfel empor.
Seid mir gegrüßt! Wohl kenn' ich euch noch, ihr seligen Inseln,
  Die des ägeischen Meers purpurner Gürtel umschlingt,
Naxos Rebengebürg und des taubenumflatterten Andros
  Winkende Höhn, von der Nacht schwarzer Cypressen gekühlt
Und in Blüthen verhüllt Parichias schwebende Gassen,
  Die vielsäulig vom Meer über den Felsen sich ziehn.
Zaubrische Stadt! Wohl ruhn sie verwaist, die gefeierten Schluchten,
  Wo zu göttlichem Reiz einst sich der Marmor beseelt,
Aber es erbte bis heut sich in dir unsterblicher Anmuth
  Kleinod fort und verwirrt lieblich dem Pilger das Herz.
Ach, ich erfuhr's und das schmerzliche Glück, das launisch dieselbe
  Stunde mir gab und entriß, wieder berauscht es mich heut.
Sieh, dort wandeln sie hin, mit dem Krug auf dem Haupte, die Mädchen,
  Leicht im Sandalengeschnür schwebt der beflügelte Fuß.



O. Pletsch pᵗ. A. H. Payne sc.

*Ringel Ringel Rosenkranz*
*Heute woll'n wir waschen. etc. etc.*

Hier welch' reine Gestalt, welch' Haar! Schon bist Du den Kranz ihr
Zuzuwerfen bereit; aber die Schönere naht,
Ach, und die Schönste von Allen zuletzt, die Schwester des Schiffers,
Der sein gastliches Dach gern mit dem Fremdling getheilt.
Sechzehn Sommer erlebte sie kaum, doch blickt aus den dunkeln
Wimpern ein sehnsuchtsvoll träumendes Auge bereits,
Und frühzeitig gereift am Strahle der milderen Sonne
Birgt die vollendete Brust schon ein erwachend Gefühl.
Winkst Du mir, Charmion, reizendes Kind? Vom sprudelnden Brunnen
Ueber die Stufen empor soll ich dir folgen ins Haus?
Wol, ich gehorche dem Blick und du führst mich ins duftende Gärtchen,
Wo der Granatbusch prangt, wo das Basilikum sprießt
Und Hesperiens Baum uns im Schatten empfängt, mit der Fülle
Goldener Aepfel zugleich, silberner Blüthen geschmückt.
Stumm dort bietest Du mir die zerbrochene Frucht der Orange,
Mir die Hälfte, und nimmst sinnend die Hälfte für Dich.
Soll es ein Zeichen mir sein, Holdselige, daß Du mir gut bist?
Daß es Dich schmerzt, mich so bald scheiden zu sehen? — Du nickst,
Und mit streifender Hand die achatenen Locken entfesselnd
Schmiegst Du Dich an mich und reichst weinend den Mund mir empor.
Wer bezwänge sich da! Wer stieße die köstliche Gabe
Frostig zurück, ein Barbar, wenn sie die Grazie beut!
Einmal laß mich im Kuß die ambrosischen Lippen berühren,
Einmal schling' ich den Arm um den bezaubernden Wuchs
Und umfangen von Dir, im Innersten schauernd, empfind' ich's,
Wie Dein pochendes Herz heiß an das meine sich drängt.
Hältst Du mich fest? Laß ab! Du sollst der beglückenden Stund' einst
Heiter gedenken und nie, was Du mir schenktest, bereun.
Laß, und trockne das süße Gesicht! Schon hör' ich den Bruder,
Der zum Hafen ans Schiff dringend den Säumigen ruft.
Lebe denn wohl! Lebwohl! Und sei für immer gesegnet!
Ewig jugendlich hier bleibst Du ins Herz mir geprägt.
Aus dem azurenen Meer wird stets Dein Auge mich grüßen,
Jede Cypresse des Hains, Schlanke, gemahnt mich an Dich;
Bei den Rosen Athens will Dein ich denken und wenn mich
Kalt und düster dereinst wieder der Norden umgraut,
Soll Dein reizendes Bild im hyperboreischen Dunkel
Mir wie die Sonn' aufgehn, Charmion, liebliches Kind!

Emanuel Geibel.

# Die Arbeit in der Natur.

Von **Otto Ule.**

## I.

„Im Schweiße deines Angesichts sollst Du dein Brod essen!" — so lautet der Fluch, der dem aus dem Paradiese weichenden Menschen nachgeschleudert wird. „Sehet die Vögel unter dem Himmel", heißt es in der Bergpredigt, „sie säen nicht, sie ernten nicht, sie sammeln nicht in die Scheunen, und Euer himmlischer Vater ernähret sie doch! Schauet die Lilien auf dem Felde, wie sie wachsen; sie arbeiten nicht, auch spinnen sie nicht!" Thiere und Pflanzen arbeiten nicht, nur der Mensch arbeitet im Schweiße seines Angesichts. Die Arbeit ist sein Fluch, die Strafe seiner Sündhaftigkeit. So dachte man vor zwei Jahrtausenden, so denken noch heute die Naturvölker im Innern Afrikas, wo die Negerkinder in den Missionsschulen kaum dahin zu bringen sind, sich nur ihr Trinkwasser vom Flusse selbst zu holen, weil sie ja Kinder freier Männer sind, die Arbeit aber das Loos des Sklaven und des Weibes ist.

Wir in dem gebildeten Europa und auf der Höhe der Cultur, sind zu einer ganz anderen Anschauung gelangt. Uns gilt die Arbeit als ein Segen der Menschheit, als der Gipfel und die Summe alles Lebens, als das sicherste Maß des Menschenwerthes. Wir achten jeden Tag verloren, der nicht in Arbeit verging; wir verachten den Müßiggänger und Nichtsthuer, stände er noch so hoch, schwelgte er noch so sehr in Genüssen. Um die Arbeit dreht sich alles Dichten und Trachten der Gegenwart; die Arbeit ist der Angelpunct der Weltgeschichte geworden.

Wie weit aber auch die Anschauungen der Alten und unsere heutigen auseinander gehen, in einem Puncte kommen sie doch nahe zusammen. Jene scheuten sich, die Natur des Fluches theilhaftig zu machen, mit welchem Gott die sündhaften Menschen strafte; wir scheuen uns ebenso, den Segen, den wir heute in der Arbeit erkennen, auf die Natur zu übertragen. In der Natur, sagen wir, geschieht Alles von selbst, da folgen die Erscheinungen mit Nothwendigkeit aus den Ursachen. Der Mensch allein kann schaffen, kann Kräfte wachrufen und Kräfte vernichten. Die Arbeit ist ein ausschließlicher Vorzug des Menschen, sie ist eine That der Freiheit!

Aber auch diesen Glauben droht die Wissenschaft der Neuzeit in gewissem Sinne zu zerstören. Die Wissenschaft hat nun einmal das besondere Recht, alte Anschauungen zu vernichten und neue zu schaffen, Schranken niederzureißen und andere zu errichten. Sie scheidet, wo der Alltagsverstand nicht zu scheiden vermag, und sieht wiederum Cyklopenmauern nicht, die durch Jahrtausende den Blick des Menschen beengten.

Sie kennt die Schranken nicht, welche den Menschen von der Natur, des Menschen Wirken von dem Wirken der Natur trennen sollen. So hat sie denn auch — und es ist noch nicht lange her — den echt menschlichen Begriff der Arbeit in die Natur eingeführt. Man wird einwerfen, daß es sich dabei doch wohl nur um die Einführung eines neuen Wortes handle, und daß von der Naturwissenschaft wol eben auch gelte, was Mephistopheles von einer andern Wissenschaft sagt:

„Denn eben wo Begriffe fehlen,
Da stellt ein Wort zu rechter Zeit sich ein."

Aber die Naturwissenschaft geht keineswegs sehr verschwenderisch mit Worten um; im Gegentheil, das Wort überdauert hier oft den Begriff. Sie spricht noch heute von Lichtstrahlen, die verschluckt werden, von gebundener Wärme, von elektrischen Strömen, trotzdem sie längst weiß, daß es sich hier nicht mehr um Stoffe, sondern um Bewegungen handelt. Die Einführung neuer Worte pflegt in der Naturwissenschaft gradezu Revolutionen zu bezeichnen, Umwälzungen auf dem Gebiete der Begriffe und Anschauungen. In der That knüpft sich auch an die Einführung der Arbeit in die Natur eine der großartigsten Umwälzungen, die sich in neuerer Zeit auf dem Gebiete der Naturwissenschaft vollzogen hat, die Auffindung eines der glänzendsten und tiefgreifendsten Naturgesetze, welches je die Aufmerksamkeit denkender Menschen erregt hat.

Meine Leser sind vielleicht selbst Arbeiter oder zählen sich doch jedenfalls zu denen, die es sich zur Ehre schätzen, die Arbeit zu kennen. Gleichwol werden sie es mir erlauben müssen, ihnen mit kurzen Worten zu sagen, was Arbeit ist und wie sie gemessen wird.

Wer Lasten hebt oder fortschafft, wer Eisen schmiedet oder Steine zermalmt, arbeitet wol unzweifelhaft. Was aber haben alle diese Beschäftigungen gemein, daß man sie mit dem gleichen Worte „Arbeit" bezeichnen kann? Wer Lasten hebt, der entreißt sie der Erde, an welche sie durch die Schwerkraft gefesselt sind. Wer Lasten fortbewegt — ich nehme an, auf ebener Bahn, auf ruhiger Wasserfläche —, der überwindet die Reibung der Räder gegen die Bahn, den Widerstand des Wassers gegen sein Schiff. Wer Eisen schmiedet oder Steine zermalmt, der muß die Festigkeit dieser Körper, d. h. den Zusammenhang ihrer Theile, der sie an der Formveränderung oder am Zerbrechen hindert, besiegen. In allen diesen Fällen besteht also die Arbeit in der Ueberwindung entgegenwirkender Kräfte oder Widerstände.

Die Größe der Arbeit hängt natürlich zunächst von der Größe des zu überwindenden Widerstandes ab. Ein Arbeiter, welcher 1000 Pfund Steine hebt, verdient den zehnfachen Lohn, als derjenige, welcher nur 100 Pfund hebt. Wer Steine zermalmt, leistet mehr, als wer die gleiche Gewichtsmenge Getreide mahlt, weil die Festigkeit der Steine größer ist als die des Getreides. Aber die Arbeitsgröße vermehrt sich auch zugleich mit der Länge des Weges, auf welchem der Widerstand überwunden werden muß. Wer eine Last 60 Fuß hebt, verrichtet die doppelte Arbeit, als wer sie nur 30 Fuß hebt. Es ist darum auch vollkommen gleich,

ob Jemand 1000 Pfund Steine 10 Fuß hoch hebt, oder ob er 10 Pfund Steine 1000 Fuß hoch hebt. Anders könnte es allerdings scheinen, wenn Steine nicht gehoben, sondern zermalmt werden sollen. Ihre Theile werden dann ja nur um kaum meßbare Größen von einander entfernt. Aber die Arbeit kann gleichwohl größer sein, als die beim Heben der Steine, da die zu überwindende Kraft, die Festigkeit der Steine, außerordentlich viel größer sein kann, als die im ersteren Falle zu überwindende Schwerkraft.

Man wird sich nun leicht überzeugen, daß alle Arbeiten, welchen Namen sie auch führen mögen — die geistige Arbeit zunächst ausgeschlossen — mit gehobenen Lasten verglichen und durch dieselben gemessen werden können. In der That pflegt man auch gegenwärtig in der Mechanik von derjenigen Arbeit, durch welche ein Pfund einen Fuß hoch gehoben wird, als Arbeitseinheit auszugehen und dieselbe ein Fußpfund zu nennen. Sonst war die Pferdekraft die übliche Bezeichnung für die Arbeitseinheit. Ein Pferd verrichtet aber im Durchschnitt eine Arbeit, welche 510 solchen Fußpfunden in der Secunde gleichkommt.

In dem vorhin aufgestellten Begriffe von Arbeit liegt zugleich, daß keine Arbeit anders als von bewegten Körpern verrichtet werden kann. Woher diese Bewegung stammt, ob die Körper sie durch einen Stoß oder durch eine andere sogenannte Kraft erhalten, kann uns dabei gleichgiltig sein. Jedenfalls erlangen die bewegten Körper durch ihre Bewegung eine ganz bestimmte Geschwindigkeit, welche sie zu einer ganz bestimmten Arbeitsleistung befähigt. Ein Ball z. B., den wir mit der Hand emporwerfen, erlangt dadurch eine Geschwindigkeit, welche ihn in den Stand setzt, eine gewisse Höhe zu erreichen, d. h. bis zu einem gewissen Grade die Schwere zu überwinden. Es ist möglich, daß der Ball dabei auf Hindernisse stößt, daß er von einer festen Wand wieder auf den Boden zurückgeschleudert wird, oder daß er einen Theil seiner Geschwindigkeit auf andere bewegliche Körper überträgt; immerhin hat er doch die Fähigkeit, eine gewisse Höhe zu erreichen, einmal besessen. Diese Fähigkeit aber nennt man seine **lebendige Kraft**, und diese lebendige Kraft ist zugleich auch das Maß für die Arbeitsfähigkeit des bewegten Körpers. Es mag zwar seltsam klingen, wenn man bei einem geworfenen Balle von einer Arbeit sprechen will. Doch aber hat der Knabe, welcher einen Ball von $^1/_2$ Pfund Gewicht 10 Fuß hoch wirft, eine Arbeit von 5 Fußpfund verrichtet; — zu welchem Nutzen, möge dahin gestellt sein, da die nützliche Verwendung ja erst durch die geistige Arbeit des Menschen hinzutritt. Jedenfalls kann der geworfene Ball so gut wie jeder andere bewegte Körper uns dienen, ein überaus wichtiges Gesetz zu erläutern: daß nämlich die lebendige Kraft in demselben Maße sich vermindert, als Arbeit geleistet wird. Hat der Ball die Hälfte seines Weges zurückgelegt, so ist auch seine lebendige Kraft auf die Hälfte gesunken; ist er auf seinem höchsten Punkt angekommen, so ist seine Geschwindigkeit, wie seine lebendige Kraft gänzlich verschwunden. Umgekehrt aber stellt sich die lebendige Kraft in demselben Maße wieder her, als die Arbeit rück-

gängig wird, d. h. als der Körper wieder in der Richtung zurückgeht, in welcher ihn die zuvor überwundene Kraft treibt. Wenn der Ball bis zur Hälfte seiner Wurfhöhe herabgefallen ist, hat er auch die halbe lebendige Kraft wieder erlangt, und in die Hand des Knaben würde er genau mit derselben Geschwindigkeit und lebendigen Kraft zurückkehren, mit welcher er emporgeworfen war, wenn er nicht inzwischen unvorhergesehene Arbeiten, wie in der Ueberwindung des Luftwiderstandes, zu verrichten gehabt hätte. Dieses Gesetz aber gilt durch die ganze Natur, soweit Natur und Bewegung reichen! Die Arbeit zehrt auf Kosten der lebendigen Kraft; diese wird in jene verwandelt, wie umgekehrt die Arbeit auch wieder zu lebendiger Kraft werden kann.

Dieses Gesetz ist von tiefgreifender Bedeutung. Denn wenn überall, wo eine Arbeit verrichtet wird, auch in gleichem Maße lebendige Kraft verbraucht wird, so sind wir mit aller Arbeit auf eine einzige Quelle der Kraft hingewiesen, auf jene Summe lebendiger Kräfte, welche seit dem Anfang alles Seins besteht, auf jenes große Budget der Natur, das nur einmal und für alle Zeiten am ersten Schöpfungstage ihr bewilligt ward, aus dem sie all' ihren Bedarf an pflanzlichen und thierischen Gebilden, an chemischen Processen, an Himmelsbewegungen, an Licht und Wärme zu bestreiten hat. Wenn durch die Arbeit aber niemals Kraft vernichtet, sondern gleichsam nur aufgespeichert wird, wenn jede Arbeit auch wieder in lebendige Kraft zurückverwandelt werden kann, dann ist jener natürliche Kräfteschatz auch ein unversieglicher, dem durch alle Arbeit im Laufe der Jahrtausende nichts abgenommen werden kann. Dann besteht also — wie das große Gesetz lautet, welches Helmholtz das Gesetz von der Erhaltung der lebendigen Kraft genannt hat, — von Ewigkeit zu Ewigkeit eine Summe unzerstörbarer Kräfte, die nicht vermehrt noch vermindert werden kann, und die nur durch die wechselnde Form des Bewegens den Reichthum der Erscheinungen in der Natur schafft.

Wenn auch alle menschliche Arbeit zuletzt aus diesem Ur-Kräfteschatz der Natur fließt, so greift doch der Mensch selten unmittelbar hinein. Er läßt sich am liebsten von der Natur vorarbeiten, er benutzt vorzugsweise von der Vorzeit aufgesammelte Arbeit, um für seine Arbeit Kräfte zu gewinnen. Wie aber solche Arbeit aufgesammelt werden kann, das veranschaulicht uns wieder am einfachsten der Ball des Knaben. Wir haben den geworfenen Ball doch einmal als Ausdruck einer Arbeit anerkannt. Denken wir uns nun, dieser geworfene Ball wäre auf einen Schrank gefallen, so bliebe offenbar die Arbeit des werfenden Knaben dort oben aufgesammelt, bis etwa eine Erschütterung den Ball einmal herunterwürfe und die Arbeit als lebendige Kraft der Natur zurückgäbe. Träfe der Ball dann einen Darunterstehenden an den Kopf, so würde diesem die Arbeit mitgetheilt werden und, wenn es statt des Balles ein harter Stein gewesen wäre, vielleicht in Form einer Beule davon zum Vorschein kommen.

Solche aufgesammelte Arbeit der Natur ist es, die der Mensch

fast ausschließlich als Arbeitsquelle benutzt. Selbst zu schaffen vermag er keine Arbeitskraft. Er beutet nur die Kraftmagazine aus, welche die Natur ihm errichtet hat; oder er speichert wohl auch selbst Arbeit auf, um sie, je nach Bedürfniß, auf einmal oder allmälig zu verwenden.

Wie eine Arbeit aufgesammelt und dann in einem Augenblick nutzbar gemacht werden kann, zeigt das Einrammen eines Pfahles. Die Arbeiter ziehen hier den schweren Rammblock empor und sammeln dadurch Arbeit, die dann dem Bedürfniß gemäß in entgegengesetzter Richtung verwandt wird, und zwar einfach durch das plötzliche Fallenlassen des gehobenen Gewichtes, wozu es offenbar einer neuen Kraftanstrengung, einer neuen Arbeit nicht bedarf. Aehnlich verhält es sich mit der Kugel, die aus einer Windbüchse abgeschossen wird. Mit Hülfe einer Luftverdichtungspumpe ist zuvor eine große Menge Luft in den Kolben getrieben worden, die nun, durch Oeffnung des Hahns plötzlich freigelassen, die Kugel aus dem Lauf der Büchse treibt. Neue Arbeitskraft wird auch hier nicht erzeugt. Man könnte sogar genau die Arbeit bestimmen, die auf das Einpumpen der Luft verwendet wurde, und würde sie genau der lebendigen Kraft entsprechend finden, welche der Kugel beim Abschießen mitgetheilt ist. Nur daß die Arbeit einer Viertelstunde in wenigen Secunden verbraucht wird, giebt der abgeschossenen Kugel die große Geschwindigkeit, die freilich durch eine bloße Wurfbewegung des Armes nicht hätte erzielt werden können.

Wie bisweilen auch in wenigen Augenblicken eine Arbeit angesammelt wird, um sie später ganz allmälig zu verwenden, zeigt am besten das Aufziehen einer Uhr. Man spannt eine Feder oder hebt ein Gewicht und läßt dann diese Arbeit sich auf einen ganzen Tag vertheilen, um die Uhr im Gang zu erhalten. Durch das Räderwerk wird auch hier keine neue Kraft erzeugt; dasselbe giebt nur wieder aus, was ihm zuvor an Arbeitskraft mitgetheilt worden.

Weit interessanter noch sind die großen Kraftmagazine, welche die Natur selbst dem Menschen oft seit Tausenden und Hunderttausenden von Jahren gefüllt hat und aus welchen er gerade die Kraft zu seiner großartigsten industriellen Thätigkeit zu schöpfen pflegt.

Um sein Mühlrad zu treiben, benutzt der Müller die Schwere des herabfallenden Wassers. Aber diese Schwere ist offenbar nicht die letzte Arbeitsursache. Wäre keine andere, lebendiger wirkende Kraft vorhanden, so würden alle Bäche und Ströme so lange von Berg zu Thal fließen, bis ein gleiches Niveau aller Wasser auf Erden erreicht wäre. Dann aber würde Ruhe, starre Ruhe eintreten, kein Quell mehr rieseln, kein Bach mehr fließen; denn die Schwere vermöchte ja das Wasser nicht wieder zum Quell zurückzutreiben. Dazu bedarf es also einer andern, einer nie rastenden Arbeit der Natur. Das Wasser muß vom Meere zur Bergeshöhe gehoben, hinaufgepumpt werden, damit es von dort zurückfließen könne. Die Natur besitzt nun in der That ein solches Pumpwerk. Das Wasser des Meeres, der Ströme, des Bodens verdampft beständig; in Dampfgestalt steigt es aufwärts; in Wolkenform wird es

von den Winden bis in die Gegend der Quellen getragen; in Regen- und Thaugestalt fällt es dort neu belebend nieder. Aufs Neue fließt es vom Fels zum Meere und setzt nun auf diesem Wege durch seinen Fall Mühlräder, Turbinen, Säulmaschinen, die der Mensch ihm hemmend entgegen stellt, in Bewegung, um dann vom Meere den Kreislauf auf's Neue zu beginnen. Was also eigentlich unsere Wasserwerke in Bewegung setzt, ist die Kraft, welche das Wasser in Dunst- und Dampfgestalt verwandelt, dieselbe Kraft, welche auch die Winde erzeugt und durch diese Windmühlenflügel und Schiffssegel treibt: die Wärme. Sie ist es, welche, indem sie die Fesseln lockert, welche die Theilchen an einander binden, den Körpern die freiere, beweglichere Form der Flüssigkeit leiht, welche aber auch wieder die Flüssigkeitstheilchen auseinander treibt und sie in Dampfform fort und fort jagt, bis mächtigere Widerstände ihnen Halt gebieten. Bei diesen Veränderungen der Aggregatzustände, sagen wir gewöhnlich, gehe Wärme verloren, weil sie allerdings für unser Gefühl und unsere Thermometerbeobachtung verschwindet. Aber diese verschwundene Wärme ist keineswegs verloren, sondern, wie man zu sagen pflegt, nur gebunden. Sie tritt wieder in Thätigkeit, sobald der luftförmige Körper wieder flüssig, der flüssige Körper wieder fest wird. Die Wärme wird nur aufgespeichert von der Natur, um einst als Arbeitskraft zur Verwendung zu kommen. Derselbe Sonnenstrahl, der über dem fernen Tropenmeere brütete, der den Wüstensand der Sahara durchglühte, er treibt in Arbeitskraft verwandelt unsere Mühlen und Schiffe.

Aus einem gleich großartigen Naturschatz schöpft unsere industrielle Thätigkeit in der Dampfmaschine. Auch hier ist es die Wärme, welche das Wasser in Dampf verwandelt, diesen Dampf in den Cylinder treibt und dadurch den Kolben auf und nieder bewegt. Aber diese Wärme entnehmen wir nicht unmittelbar dem großen Naturschatze; wir verschaffen sie uns durch Verbrennen von Holz oder Kohle. Die Kohle aber, sei es Stein- oder Braunkohle, ist auch einmal Holz gewesen, ist bekanntlich der Ueberrest der vor vielen Jahrtausenden begrabenen Wälder der Urwelt. Die Natur, welche uns in diesen Kohlen gleichsam ihre Speicher zur Erzeugung von Wärme und damit von Arbeit eröffnet, hat also durch das Wachsthum der Pflanzen für uns seit Zeiten gesorgt, in denen unser Geschlecht noch gar nicht existirte. Die Pflanze aber wächst und ernährt sich recht eigentlich von Sonnenstrahlen. Sie nimmt durch ihre Blätter Kohlensäure aus der Luft auf, und durch die chemische Einwirkung des Sonnenlichts wird die Kohlensäure dabei in ihre Bestandtheile, Sauerstoff und Kohlenstoff, zerlegt, der erstere der Luft zurückgegeben, der letztere in fester Form der Pflanze einverleibt, um sie wachsen zu machen, dereinst aber uns Heiz- und Arbeitsstoff zu verschaffen. Jedes Stückchen Kohle ist in Wahrheit ein kleines Magazin aufbewahrter Sonnenwärme, und meist sind es die Strahlen einer Urzeit, welche unsere Oefen erwärmen und in unseren Dampfmaschinen für uns arbeiten.

Welcher menschlichen Arbeit wir auch nachspüren möchten, wir

würden uns immer schließlich auf irgend ein natürliches Kräftemagazin zurückgewiesen sehen. Nur die thierische und menschliche Muskelkraft dürfte Mancher vielleicht ausnehmen wollen. Aber auch das Thier erlangt seine Arbeitsfähigkeit offenbar nur durch seine Nahrung. Chemische Processe verwandeln diese Nahrung in Bestandtheile des thierischen Leibes, in Knochen und Muskeln, in Nerven und Hirn. Wenn unsere Muskeln arbeiten, wird ihre Substanz verbraucht in einer Weise, die man nicht ganz mit Unrecht mit der Verbrennung der Kohle verglichen hat. Thierische Arbeit also führt uns auf die Nahrungsmittel zurück, und diese verdanken wir wieder der Pflanzenwelt. Denn wenn wir auch das Fleisch des Ochsen genießen, so hat dieser doch zuvor durch seine Lebensthätigkeit Gras und Kartoffelschlämpe in saftiges Beefsteak verwandelt, und wenn wir uns Milch und Butter und Käse der Kuh schmecken lassen, so verdanken wir es doch nur erst ihrem schätzbaren Talent, Gras und Klee in so angenehme Formen umzuwandeln. Dieselben Naturkräfte also, welche uns die Pflanzen wachsen ließen, um unsere Dampfmaschinen zu heizen, sind auch die Quellen unserer eigenen und der thierischen Muskelkraft.

Alle unsere Arbeit beruht demnach wesentlich auf einer Verwandlung von der Natur bereits geleisteter Arbeit. Arbeit überhaupt ist nichts Anderes, als die Umwandlung vorhandener Bewegungen in Bewegungen von anderer Form. Bei einer solchen Verwandlung kann natürlich nichts verloren gehen. Was uns Kraftverlust scheint, ist nur eine Form der Bewegung, die sich unserer unmittelbaren Beobachtung entzieht. Wenn zwei bewegte Körper auf einander stoßen und plötzlich zur Ruhe kommen, so ist ihre Bewegung doch keineswegs vernichtet. Die vorhandene Kraft wird nur nicht mehr zur Fortbewegung der Massen verwandt, sondern zur Erzeugung von Wärme; und selbst in den Schallschwingungen, die uns den Stoß hörbar machen, müssen wir Trümmer der scheinbar verlorner Kraft suchen. In der zitternden Bewegung der Wagen, in dem Geräusch der Räder, in der Erhitzung der Zapfen und Achsen findet sich ein großer Theil jener Verluste wieder, welche die Zugkraft einer Locomotive erleidet. So wenig aber, wie bei der kleinen menschlichen Arbeit, kann in der Natur im Großen ein Kraftverlust stattfinden. Auch hier beruhen alle Erscheinungen, alle noch so großartigen, schöpferischen oder zerstörenden Wirkungen nur auf der Verwandlung vorhandener Bewegungen in Bewegungen anderer Art. Das ist der Kerngedanke jenes großen Gesetzes, das man das Gesetz von der Erhaltung der lebendigen Kraft genannt hat.

(Ein zweiter Artikel im nächsten Heft.)

# „Hat ihm schon!“

Eine Wiener Erinnerung von **Karl von Holtei.**

So oft ich dieses, seit einiger Zeit auch in Norddeutschland üblich gewordene Citat vernehme, erinnere ich mich meines Wiener Aufenthaltes von den Jahren 41, 42, wo ich es zuerst gehört habe; und zwar auf der Bühne, aus dem Munde des originellen, echt komischen Komikers Wenzel Scholz, der in einer höchst ergötzlichen, durch Nestroy aus dem Französischen in den wiener Localpossen-Zuschnitt übertragenen Posse „Die beiden Nachtwandler“, als Einer derselben von den Freuden des Rauchers träumte. „Schöne Pfeifen seyn meine Passion!“ versicherte der Noctambulus mit verklärter Stimme, stopfte symbolisch den geträumten Meerschaumkopf, schlug mehrmals vergeblich Feuer (ohne Stahl und Stein), blies an, pinkte ängstlich wieder, bis er endlich den unsichtbaren Schwamm glimmen zu sehen vermeinte, worauf der befriedigende Ausruf erfolgte: „Hat ihm schon!“ — Untersucht hab' ich damals näher nicht, ob selbiger Ausruf aus dem Leben entnommen war, oder ob er erst durch Scholz ins Leben gekommen ist. Gleichviel. Er lebt heute noch, ist ja sogar bis zu uns gelangt, hat sich bei uns eingenistet. Ich weiß nicht, wie der Sammler und geistreiche Herausgeber der „Geflügelten Worte“ ihn betrachtet? Wird Er ihn als solches aufnehmen in neue vermehrte Editionen? Oder wird Er ihn, gleich mir, zu den modernen Barbarismen zählen, die wie Späne und Fetzen im Winde hin und her fliegen und von gedankenloser Bequemlichkeit benutzt werden, als Aushülfsbrocken und Lückenbüßer den Periodenbau fauler, leerer Schwätzer zu flicken, wo eigene Gedanken und Einfälle ausbleiben? Solche edle Herren nehmen, was sie ohne Mühe erhaschen. Ja, man sollt's kaum glauben, sie scheuen sogar vor großen Dichtern nicht zurück, wenn ein abgerissenes Läppchen ihnen brauchbar scheint, geistige Blöße momentan zu decken. Wie lange muß, um davon nur ein Beispiel anzuführen, „des Pudels Kern“ jetzt schon vorhalten! Und wie erschreckend, unpassend und falsch wird derselbe häufig angewendet, so daß, wer ihn vernimmt, zugleich die Gewißheit empfängt, der Anwender ahne nicht im Entferntesten, was Pudel und Kern ursprünglich bedeuten. Ungleich beliebter und geläufiger sind freilich Citate, denen keine tiefere Bedeutung innewohnt.

Nestroy sowohl wie Scholz, der Erstere als Possendichter, der Andere als Possenspieler, haben unbeschreiblich viele dergleichen geflügelte Worte von den Bretern in die Welt geschickt, deren Schwungfedern zwar nicht immer schwanenrein gewesen, doch darum nicht weniger weit gedrungen sind. Scholz war nebenbei auch Autor: das heißt, er schrieb bisweilen zu seinen Benefizvorstellungen einen Schwank zusammen, den

er selbst „ein'n Schmarrn“ benannte, der ihm jedesmal ein volles Haus sicherte, der aber auch regelmäßig ausgepfiffen wurde, was er als zur Sache gehörig betrachtete und mit lächelnder Ergebung hinnahm. Nun hat vorliegendes Geplauder zwar ein ganz anderes Ziel, als von Scholz und dessen leider längst verklungenen Scherzen zu reden; weil ich aber doch einmal vom geraden Wege abgeschweift bin, so seh' ich nicht ein, weshalb ich mich nicht an der Hand meiner Schwatzhaftigkeit noch ein Stückchen weiter verlaufen und den lustigsten, harmlosesten aller G'spaßmacher (der übrigens auch als charakteristischer Darsteller Verdienste besaß) nicht als Poeten einführen sollte? Nachstehende Reime fand ich, von seiner Feder eingeschrieben, im Stammbuche seines Schwiegersohnes:

„Wer dichten kann, soll dichten
Ein herrliches Gedicht;
Ich muß darauf verzichten,
Es ist mein Handwerk nicht.
Wer zeichnet, lass' ein Zeichen
Hier zum Gedächtniß stehn:
Von mir ist was dergleichen
Auf Ehr' nicht anzusehn.
Ich geb' in diesem Rahmen
Mein Erbgut, meinen Stolz —
Es ist mein schlichter Namen,
Er heißet: Wenzel Scholz. —

Ich wünsche, dieses Reimsprüchlein möge denjenigen Lesern, die sich aus eigener Anschauung noch auf den guten dicken Wenzel besinnen, ihn wie er leibte und lebte ins Gedächtniß gerufen haben! und wende mich nun meiner kurzen Erzählung zu, will jedoch nicht verschwören, daß ich nicht noch einige Seitensprünge machen werde.

Die Schwierigkeiten, welche vor vierunddreißig Jahren die Wiener Censur jedwedem öffentlichen Vortrage entgegenstellte, hatten mich schon bei meinem ersten längeren Aufenthalte daselbst verhindert, als Vorleser Shakespeare'scher Dramen aufzutreten. Sie waren, da ich zum zweiten Male dort verweilte, wo möglich noch unüberwindlicher geworden, und weil der Polizeiminister Graf Sedlnitzky mir Thor und Ohr hartnäckig vor der Nase zuschlug, richtete ich mein Streben dahin, beim Fürsten Metternich Eingang zu finden, und durch sein mächtiges Fürwort mir so viel Vertrauen zu erringen, daß meinem eigenen Ermessen überlassen bleibe, was in des größesten Dichters Werken, bei Vorträgen vor großem gemischten Publico, aus politischen, religiösen, oder sogenannten Schicklichkeits-Bedenken etwa gestrichen werden müsse. Ein solches Vertrauen von „höchster Polizei-Hofstelle“ erwarten, gehörte allerdings ins Gebiet des Nochnichtdagewesenen; aber gerade in seiner Unerreichbarkeit bestand die schwierigste aller mich hemmenden Schwierigkeiten. Man wolle erwägen, daß Shakespeare damals fast noch ein Fremdling war, den nur kleinere Kreise von Eingeweihten kannten und würdigten. Bis auf Hamlet, Lear, Othello, Romeo und Julia, Kaufmann von Venedig reichte das Verständniß zur Noth; diese waren, hauptsächlich durch Schreyvogel's (West) nie genug zu preisende Verdienste ums Burg-

theater, den Besuchern dieser echten Kunstanstalt näher gerückt .... in seinen discreten und musterhaften Bearbeitungen. Viel weiter reicht' es nicht. Und ich prahle keineswegs, wenn ich ausspreche, daß meine Recitation anderer Dramen, wie König Johann — Richard II. — Heinrich IV. — V. — Cäsar — Coriolanus — Viel Lärm um Nichts — Was Ihr wollt — Sommernachtstraum u. s. w., vorbereitend und bahnbrechend dazu beigetragen haben, wie früher in Berlin, Königsberg und mehreren anderen Städten, so auch später in Wien, des Weltdichters Größe Solchen anschaulich zu machen, denen sie vorher Schrecken eingeflößt. Wenigstens werden mir die Herren Buchhändler da wie dort bestätigen, daß mein jedesmaliges Auftreten neue Bestellungen auf Shakespeare's Werke nach sich zog.

Doch so weit sind wir noch nicht. Erst müssen wir veniam docendi haben und das ist, wie gesagt, „nix Kleines!“

Es würde zu weit führen, wollt' ich auseinandersetzen, durch welche kleinliche Gegenbestrebungen, um 's nicht Kabalen zu nennen, mein Wunsch: nur einmal wenigstens bei Metternich's „loslegen“ zu dürfen, immer wieder vereitelt wurde. Und wahrscheinlich wär' er niemals in Erfüllung und mit ihm meine ganze Wiener Leserei in die Pilze gegangen, hätte nicht eine günstige Fügung gewollt, daß Gräfin Flora Fries, geb. Pereira, in deren mütterlichem Hause ich 1834 — 35 schon heimisch gewesen, mich eines Abends aufgefordert, ihr aus einem Shakespeare'schen Schauspiele, ich weiß nicht mehr, aus welchem, einen Act lebendig zu machen. Es war Niemand zugegen, außer Baron Karl Hügel, der hochgebildete Reisende und Naturkenner, dessen berühmte Glashäuser in Hietzing für Fremde aller Nationen stets eine Hauptschönheit in den nächsten Umgebungen der Kaiserstadt bildeten. Ich glaube annehmen zu dürfen, dieser wohlwollende Mann sei's gewesen, der die Abneigung der Fürstin Melanie Metternich gegen mich in so weit zu mildern gewußt, daß sie sich entschloß, mich wenigstens am dritten Orte zu hören, bevor sie mir des eigenen Salons Pforten öffne, oder verschlösse? Solchen dritten Ort ausfindig zu machen, hatte Gräfin Sandor, ihre Stieftochter, übernommen, welche, für den Moment auf eine Interimswohnung beschränkt, zu größeren Gesellschaften bei sich keinen Raum fand. Pilat, dem die Unterhandlungen aufgetragen waren, versicherte sich zuvörderst meiner Bereitwilligkeit für die Tochter seines Herrn und Gebieters und erst nachdem ich diese freudig ausgesprochen, rückte er in einem Morgenbilletchen mit der nachträglichen Erklärung hervor, daß Gräfin Sandor die in ihren engen Räumen nicht unterzubringende Zuhörerschaft zur Gräfin Karoly transplantiren wolle. Ich weigerte mich anfangs, gleich einem Drehorgelspieler, aus einem Hause ins andere zu wandern, wollte meine Abneigung der Gräfin Sandor mündlich auseinandersetzen; doch diese wußte mir die Sache so plausibel zu machen, versicherte mich: auch bei Gräfin Karoly sei ich dennoch bei ihr, sie werde mich als Frau vom Hause empfangen, und überdies lasse sich's nicht mehr ändern, denn die Fürstin, ihre Mutter, habe bereits zugesagt — das gab den Aus-

schlag. Ich begnügte mich, zu wiederholen, was ich früher bei ähnlichen Gelegenheiten schon festgestellt: daß man nicht daran denken dürfe, mir für derlei Abende Bezahlung anzubieten, sondern sich vielmehr „herablassen“ müsse, meine künstlerische Leistung, wie eine aus Freude an ihr selbst hervorgehende, gratis anzunehmen. Dieser Punkt wurde abermals stipulirt und wir waren einig!

Gern erlasse ich dem Leser ausführlichen Bericht über Verlauf und Erfolg jenes Abends, der mir in der That Eintritt zur Fürstin Melanie, sowie durch ihre und ihres Gemahls gütige Vermittelung späterhin jene ersehnte Censurfreiheit für öffentliche Vorträge erwarb. Ich will den Raum, indem ich mich und meine Angelegenheiten bei Seite schiebe, lieber benutzen, hier mitzutheilen, was mir kürzlich zu Händen kam: ein Schreiben des Politikers und Staatsmannes, der, wenn er auch mehr Ankläger und Gegner, als Lobredner und Verehrer hinterlassen hat, seiner unbezweifelten Begabung halber auch von erbitterten Feinden geachtet und von Vielen, die ihm näher treten durften, edler und anmuthiger Eigenschaften wegen, geliebt worden ist. Meines Wissens ist besagtes Schreiben, sollten auch einzelne Stellen desselben in die Lesewelt gedrungen sein, nie und nirgend vollständig im Druck erschienen. Keinesfalls aber ist der Brief, der es veranlaßte, zur weiteren Kenntniß gelangt. Schreiber des letzteren ist der berühmte Autor Fürst Pückler-Muskau, dessen Bewilligung ich mir natürlich erbeten, und für diese Mittheilung in liberalster Weise empfangen habe. „Der Verstorbene“ hatte d. d. Schloß Branitz bei Cottbus 12. October 1848 nach London an Baron Hügel, an denselben vortrefflichen, geistreichen Hügel, dessen ich bei Gräfin Flora Fries dankbar gedachte, sich gewendet, „um aus sicherster Quelle zu erfahren, wie es dem von ihm so treu verehrten Fürstenpaare gehe?“ und hatte in Verfolg dieses Briefes u. A. gesagt:

„Wenn die Gegenwart ihn grausam und ungerecht verletzte (was übrigens der philosophische Fürst, wie ich ihn kenne, gewiß mit großer Seelenruhe trägt), so wird die Geschichte ihm gerecht werden, ihm, der unter allen schwankenden Wetterfahnen der Zeit allein consequent in seiner Ansicht blieb, mit seinem System stand und ging. So handelten alle große Charaktere des Alterthums. Ueber das System selbst mag man streiten, — auch Cato wie Cäsar hatten gleich feurige Anhänger, — aber der feste, unwandelbare, entschlossene Träger des einen wie des andern Princips bleibt jedem Denker ehrenvoll und groß, wenn sein Wirken aus einem Gusse geblieben ist und er nur dem Schicksal unterlag ꝛc. — Auch unserer lieben und schönen Herrin bitte ich, meine treueste Anhänglichkeit in Demuth, wie immer, zu Füßen zu legen ꝛc. — Ich war vor Kurzem in Wien, konnte aber bei meiner Ankunft keinen Eingang in die Stadt finden, weil eben eine der häufigen Emeuten stattfand, die jetzt dort an der Tagesordnung sind, und mußte in entfernter Vorstadt ein Unterkommen suchen ꝛc. — Alles dies machte einen solchen Eindruck auf mich, daß ich mich von einem bösen Traume befangen glaubte. Und als ich am andern Tage Hietzing besuchte, konnte ich in

den verwaisten Zimmern Ihrer schönen Besitzung mich nicht mehr der bittersten Thränen enthalten. Die Villa Metternich zu sehen, hab' ich mich nicht entschließen können.“ —

So viel aus dem Schreiben des fürstlichen Reisebeschreibers, Welt- und Menschenkenners, hinreißenden Schriftstellers, wunderthätigen Zauberers, der Sandwüsten in blühende Prachtgärten umzuwandeln versteht, an den Freiherrn vom besten Schlage, welcher voll ritterlicher Treue die Verbannten in ihr Exil begleitet hatte. Was er dem Muskau-Branitzer „Director der Natur“ (siehe Goethe's Gedicht „Auf Mieding's Tod“) geantwortet, blieb mir leider unzugänglich. Dagegen darf ich einschalten, was Fürst Metternich auf Fürst Pückler's herzliche Grüße erwiedert:

Brigthon, den 25. Juli 1849.

— — — — — — — — — — — — —

„Lieber Fürst! Baron Karl Hügel hat mir Ihr Schreiben vom 12. October zur Kenntniß gebracht. Die Gefühle, welche der Verstorbene dem Verstorbenen schenkt, haben mich erfreut. Sie gehören zu den Lebendigen und es dürfte am Ende wohl möglich sein, daß in unserer umgewühlten Zeit in den Verstorbenen mehr Leben läge, als in den sich des Lebens Rühmenden.

„Sie irren sich nicht, wenn Sie auf meinen Gleichmuth bauen. Dieser Muth gehört allen Denjenigen an, welche wissen, was sie wollen, weil sie wissen, was Recht ist. In diesem Gefühle liegt eine Kraft, welche sich als Ruhe mitten in der Bewegung zeigt. Die Jury der Geschichte gründet ihre Aussprüche nur auf zwei Grundlagen, auf die Vergangenheit und die Zukunft, auf die Ausgangs- und die Ankunfts-Punkte. Die Gegenwart bildet nur eine Brücke von dem einen zum andern Ufer. Das Leben verläuft auf den Ufern und nicht auf den Brücken, und daß ich mein Lager nicht auf dem Uebergangspunkte aufschlug, dies wird die Geschichte mir bezeugen! Eine andere, eine weit wichtigere Lehre wird die Geschichte bieten. Es ist die, daß Freiheit nur auf der Grundlage des Rechts, welches stets die der Ordnung ist, zu wurzeln vermag. Ich habe für die Ordnung gelebt und sonach die Freiheit gewollt; nicht die schillernde, sondern die wahre, die erwärmende und belebende. Habe ich mich geirrt, so ist dies nicht meinem Willen, sondern meiner Geistesschwäche zuzuschreiben. Die letztverflossenen neun Monate scheinen der Anklage gegen mich nicht günstig zu sein. Meine moralische Ruhe haben sie wenigstens schwankend zu machen nicht vermocht!

„Che vivra verra! Zu den Letzteren gehöre ich nicht; die Geschichte aber wird leben und ihrem Verdict sehe ich getrost entgegen. Meine Frau dankt Ihnen herzlich für die sie betreffende Erinnerung. Es wird sie wie mich freuen, wenn wir uns im Leben noch treffen. Das Wann und Wo läßt sich gegenwärtig nicht bestimmen. Ich kenne in der Welt nur zwei Plätze: den auf der Bühne oder den in einer Loge. Von der Bühne abgetreten, habe ich die Loge bezogen. In den Coulissen weiß ich nicht zu stehen; im Parterre finde ich die Gesellschaft zu gemischt, und

das Paradies suche ich in der andern, nicht in dieser Welt. Sie wissen sonach, wo ich zu finden bin!

Empfangen Sie die Versicherung meiner Ihnen bekannten Gesinnung.

Metternich.“

Ueber den Inhalt vorstehenden Schriftstückes kann ich mich jeder Bemerkung entschlagen. Ich gestatte mir nur, ehe ich auf den zu erzählenden Schwank eingehe, noch zu erwähnen, daß ich, so weit mir beschieden war, ihn sich äußern zu hören, den vielverketzerten Metternich ungleich freisinniger und liberaler gefunden habe, als eine große Anzahl Derjenigen, die ihn Finsterling, Heuchler, Tyrann schalten und schelten. Das ist nicht zu verwundern. Wem Robespierre und Marat für Freunde der Menschheit gelten, dem mag Metternich leicht als deren Feind erscheinen. Darüber zu streiten lohnt auch nicht mehr der Mühe, weil Für und Wider bis zum Ueberdrusse durchgesprochen ist. Was mich aber jedes Mal herzlich lachen macht, sind die Anklagen, welche wider des „allmächtigen Staatskanzlers“ intoleranten Hyperkatholicismus angestimmt werden. Auch damit war es (wie mit vielerlei anderen Dingen, in denen der „Allmächtige“ neben Kaiser Franz sehr unmächtig blieb) ganz anders bestellt, als die Ankläger wähnen. Man lese nur die sich immer wiederholenden Rüffler nach, die Gentz in seinen Briefen an Pilat dem Oester. Beobachter bald fein, bald grob ertheilt, über dessen religiöse Controversen. Gentz giebt darin stets nur den Nachhall seiner Gespräche mit Metternich.

Jarcke, der zu Gentzen's Ersatz berufen ward, konnte sich, als aufrichtiger ultramontaner Fanatiker, durchaus nicht in die Stellung finden. Ihm behagte (ich weiß das aus seinem eigenen Munde) der „Indifferentismus“ des Fürsten aber so wenig, wie dem Fürsten, der daraus auch kein Hehl machte, die unduldsame inquisitorische Einseitigkeit des übrigens klugen und gutherzigen Jarcke behagen wollte. Das sprach sich aufs Deutlichste aus, als im Mai 48, nachdem Metternich längst fort war, Jarcke förmlich aufathmete und mir mit rührend-naivem Optimismus die Revolution für einen Triumph der Kirche zu schildern versuchte, weil eine Schaar Herumtreiber, bei Stürmung eines Hauses in der Vorstadt, das daran befestigte steinerne Muttergottesbild mit der ewigen Lampe respectirt und geschont habe! Er hielt diesen beseeligenden Glauben wirklich so lange fest, bis jene seine Freunde die „Kappelbuben und Strapantzer“ sich über seine noch näheren Freunde, die Redemptoristen, hermachten, diese verjagten, sogar auf Flüchtlinge fahndend, sein Schlafzimmer durchtobten, wo sich Einzelne verborgen haben sollten! Da erst fing er an zu begreifen, daß Metternich's „Indifferentismus“ doch leichter zu ertragen gewesen sei.

Ich wiederhol' es: ich habe Metternich im persönlichen Verkehr ungleich freisinniger und liberaler gefunden, als man ihn mir geschildert hatte. Nicht allein im Sprechen, sondern auch im Hören, was ungleich seltener ist bei solchen Herren. Man durfte unbefangen zu ihm reden, durfte dreist Alles heraussagen, ohne Furcht, es mit ihm zu verderben.

Er liebte die Wahrheit zu vernehmen, ging darauf ein, . . . bis auf einen gewissen Punkt, wo er dann mit feinem Lächeln achselzuckend schwieg. Vielleicht mußte man eben ein armer Schriftsteller und Theatermensch sein, um so mit ihm auszukommen? Bedeutende Männer, deren Meinung schwer ins Gewicht fällt, mag er wohl kurz abgefertigt haben, wenn sie sich allzu frei gehen ließen. — Und nun bitt' ich flehentlich um Pardon für diese abermalige Abschweifung, die nicht den geringsten Anspruch auf politische Einsicht macht; die dem geschwätzigen Erzähler fast unwillkürlich entschlüpfte. Dafür will ich mich jetzt desto genauer an die Ueberschrift binden, um meine kleine Geschichte zum Ende zu bringen.

Es war Mai geworden und diesmal ein sehr warmer, echter Mai, wie wir ihn leider so selten in Deutschland genießen. Die Salons füllten sich darum doch allabendlich, nur später als im Winter, weil die italienische Opernsaison in Anspruch nahm, was vornehme schöne Welt heißt, und letztere sich gewöhnlich erst aus ihren Logen in Gesellschaft begab. Ich zog daraus den Vortheil, mit meinen Freunden oft in traulichem „Beisel" sitzen zu dürfen, ohne mich vor häufigen Einladungen ängstigen zu müssen. Die sogenannten „Extrazimmer", in welchen sich um Grillparzer, Bauernfeld, Witthauer, die beiden Alexander: Bach wie Baumann, und manche Andere, gern eine hübsche Anzahl heiterer Genossen schaarte, boten eigenthümlichen Reiz. Es geschah mir öfters, während solcher Sitzungen auszurufen: Wie froh fühl' ich mich, daß ich nicht mehr nöthig habe im schwarzen Schniepel aufzuwarten! daß ich meiner Feierabende Herr bin!

Doch man soll den Teufel nicht an die Wand malen. An einem der schwülsten Tage traf des Vormittags die Botschaft bei mir ein, ich sei dringend aufgefordert, „so rasch wie möglich" bei Gräfin Karoly vorzusprechen, die „etwas Wichtiges" mit mir besprechen wolle. Wirklich höchst begierig, zu erfahren, wodurch meine geringe Person der holden Excellenz „wichtig" werden könne, warf ich mich flugs ins Zeug. Auf alle Möglichkeiten und Unmöglichkeiten bereitete die, zwar schon dreiundvierzig Jahre alte, darum noch immer kindisch-jugendliche Phantasie, mich und sich vor . . nur auf das Nächstliegende nicht. Wer zum Henker hätt' auch darauf kommen sollen? — Was wollte die heute ausnehmend Huldreiche von mir? Was sollt' ich? . . Lesen sollt' ich, vorlesen! nach der italienischen Opernvorstellung! — Himmlischer Vater!

„Sie sind neulich als Gast der Gräfin Sandor bei mir gewesen; heute bitt' ich Sie, uns die Freude zu machen als mein Gast!" So sprach die Gräfin, und in einem Tone, in einer Weise, daß keine Rede sein konnte von Widerrede. Denn das hilft nun einmal nichts, wahr muß wahr bleiben, was die bezauberndste Mischung von ungezwungenem, angeborenem wie anerzogenem, deshalb auch nie verletzendem Adelstolze, herz- und geistgewinnenden „Abandon" betrifft: darin bleibt die österreichische Aristokratie, und gerade die höchste, reichste, exclusivste Classe derselben, einzig; darin könnte sie mancher anderen belehrenden Unter-

richt ertheilen, . . . wenn „manche Andere“ überhaupt geneigt wären, Unterricht und Lehre annehmen zu wollen.

Ich wehrte mich zwar ein Bischen, rückte mit allerlei meteorologischen Einwendungen vor, wurde jedoch sammt diesen entwaffnet; am schlagendsten durch die Versicherung, daß einige mir gütig gesinnte Gönnerinnen mich vor der Abreise auf ihre Landgüter noch einmal zu hören wünschten, und daß außer dem heutigen, kein Abend mehr unbesetzt bleibe! —

Folglich: „Nach der Oper!“ Wann und wo stand nun fest. Aber was? Shakespeare, so weit meine Fähigkeit reichte, mich zwergenhaft am Riesen zu vergreifen, war erschöpft. „Was sonst?“ fragt' ich. —

„Wie wär's mit den „Todtenkränzen“ von Zedlitz?“ —

„Um Alles in der Welt, Gräfin, nur keine lyrischen Poesien, wenn's länger als eine halbe Stunde dauern soll. Das wird monoton, ermüdend, schläfert Leser wie Hörer ein. Es muß dramatisches Leben belebend walten, sollen wir nicht abstehen wie Fische in lauwarmem Wasser. Aber Zedlitz bringt mich auf einen guten Gedanken: „hat er nicht den „Stern von Sevilla“ für die Bühne eingerichtet? Lange nicht aufgeführt! Macht sich beim Vortrage prächtig. Wie wär's damit?“ —

„Vortreffliche Idee! Sie sind charmant, Holtei, wissen gleich Rath. Dabei bleibt's: Stern von Sevilla, Punkt zehn Uhr!“ —

„Und fünfundzwanzig Grad Réaumur! flüsterte ich, mich empfehlend.

Da hatte mir das Gedächtniß einen perfiden Streich gespielt. Mir leuchtete Lope de Vega's herrliches Drama, „Der Stern von Sevilla,“ wie ein rechter Stern am Himmel poetischen Angedenkens, bei welchem die in Berlin und Weimar dadurch gewonnenen Erfolge ins Gedächtniß traten. Aber was ich dort mit Glück zu Gehör und zur vollen Geltung gebracht, war ja nicht Zedlitzen's Arbeit, war ja die meisterhafte Verdeutschung des Freiherrn von der Malsburg gewesen! Und mit dieser ist es eigen bestellt. Denn . . .

Barmherzigkeit! Hier ward' ich meinem Gelübde abermals untreu und gestattete mir eine Abschweifung. Doch diese wird, denk' ich, kein verständiger Leser mißbilligen, sollt' er auch die vorhergehenden nicht gebilliget haben. Sie hat literarisches Interesse, und giebt zu denken über den feinen Unterschied zwischen dramatischer Poesie und theatralischer Wirksamkeit.

Von Lope de Vega's Schauspielen, die nach Hunderten zählen, scheinen gar viele förmlich verloren gegangen, oder doch in unzugänglichen Winkeln versteckt zu sein. Wenigstens sind sie nicht aufzutreiben, trotz aller Bemühung, welche sammelnde Kenner daran gewendet haben. Unter diese gehört denn auch besagter „Stern von Sevilla“ (im Originale), der nur auf uns gekommen ist in einer sceenischen Einrichtung, wie sie ein gewisser Trigueros ihm angedeihen ließ. Nach dieser hat denn auch Malsburg seine Uebersetzung gemacht und stattet in der Vorrede Bericht ab: das Drama habe ursprünglich fünf Acte gehabt, sei erst von spanischen Bearbeitern auf deren drei beschränkt worden. Zugleich

erzählt Malsburg, was in den ausgelassenen Scenen, wie Trigueros dieselben schildert, vorgegangen. Zedlitz hatte sich berufen gefühlt, jene gestrichenen Auftritte aus eignen Mitteln wieder herzustellen, ... wie mich jetzt, bei der Vorbereitung darauf, zu spät bedünken wollte, nicht besonders glücklich. Jedenfalls hat das Werk an concentrirter Kraft eingebüßt, was es an Umfang gewonnen. Ich erschrak über meine leichtsinnige Vergeßlichkeit, denn ich hätte das vorher schon erwägen sollen und können. Doch nun ließ sich nichts mehr ändern, und es blieb mir die Aufgabe, mich nur leidlich aus der selbstgelegten Schlinge zu ziehen. Wir litten insgesammt, der Leser gleich den Hörern, von der furchtbaren Hitze im überfüllten Raume. Mir fehlten die mundgerechten Malsburg'schen Kern- und Schlagworte. Die Zedlitz'sche Diction klang dagegen weichlich und breit. Zur Aufmunterung wechselseitiger Conduite trug es eben auch nicht bei, daß die regierende Frau Fürstin Liechtenstein Durchlaucht schon vor Abschluß des ersten Actes in Ohnmacht fiel und fortgetragen wurde, was ich, mein Geschick dem ihrigen vergleichend, mit Neid ansah. Wie gern hätt' ich mich davon tragen lassen, ja, wäre herzhaft davon gelaufen! Doch Zedlitz hielt mich fest. Um so fester, da er mir in selbsteigenster corpulenter Person gegenüber stand, und nicht gerade entzückt schien von meinem schlaffen Vortrage seiner unbestreitbar schönen Verse. Bis ans Ende des dritten Actes quält' ich mich und die Andern. Dann ... ein kühner Entschluß: Z — u — zu, klapp's Buch zu! — Niemand hatte dawider etwas einzuwenden. Allgemeines Ahhh ... ein Ah! der Erleichterung. Dann rasches Erheben von den Zwangsitzen; munteres Bewegen und Regen freigewordener Zungen in vielstimmig lärmendem Durcheinander! — Ich hatte mich eben, vom Ruhme tief gebeugt, zur Seite gedrückt und suchte mich gegen Zedlitz, der sich übrigens billig und verständig bezeigte, zu entschuldigen; da trat Graf Fiquelmont, vormaliger kaiserlicher Botschafter in Petersburg an ihn heran und fragte mit erhobener Stimme: „Dites moi donc, Baron, qui a composé ce chien de pièce?“ —

Der Moment war schrecklich. Alles um uns herum erstarrte in versteinernden Gruppen stummen Erstaunens. Ich habe nicht ergründet, ob der gewiegte Diplomat in Unkenntniß, oder in schelmischer Rachsucht für genossene Langeweile die Frage gethan? So viel nur weiß ich, daß ich die Flucht ergriff, ohne Zedlitzen's Erwiederung abzuwarten; weiß, daß ich die kurze Strecke Kärnthnerstraße vom Karoly'schen Palais bis in mein „Bürgerspital“ rannte, gleich dem ertappten Diebe; daß ich erst zu lachen anfing, als ich im sichern Stübchen, nach Mitternacht, die letzten Stunden des Abends noch einmal an mir vorüberziehen ließ.

Fiquelmont's Frage hat, wie ich später hörte, die Runde gemacht, und ist, namentlich von des Dichters Freunden und Gönnerinnen, behaglich verbreitet worden. Denn was die weltgepriesene Wiener Gemüthlichkeit anlangt ... dieser hat zu keiner Zeit eine gehörige Zuthat von freundschaftlicher Bosheit gefehlt. „Alles in Liebe und Güte!“

Einige Wochen darauf, wo die Geselligkeit nicht mehr innerhalb

enger Gassen, sondern möglichst im Freien ihr Wesen trieb, rüstete ich mich eines heiteren Nachmittags zum Spaziergange, gerade wie ein mir unbekannter Mann in mein Zimmer kam, sich als Haushofmeister der Gräfin Karoly einführte, der, dem Befehle seiner Gebieterin gemäß, mir Zahlung zu leisten habe. Er holte ein Paket aus der Tasche, nahm aus diesem eine tüchtige Hand voll Ducaten und begann selbige auf den Tisch zu zählen. Ich unterbrach ihn in dieser an sich löblichen That, durch die Eröffnung: ich hätte von Ihrer Excellenz weder Geld zu erwarten, noch zu fordern, könne deshalb auch keines empfangen und ich müßte ihn ersuchen, wieder einzupacken. Nach einigem Zögern entschloß er sich dazu. Kam hatt' er mich verlassen, so stieg mir die Besorgniß auf, der gute Mann werde vielleicht vorziehen über meine Weigerung zu schweigen? den Handel auf sich beruhen zu lassen? In der Gräfin Ueberzeugung würd' ich dann für den Empfänger ihrer Ducaten gegolten haben, bis „die Todten auferstehen“ und sämmtliche „Warums“ klar und offenbar werden, nach Herrn Adolf Müllner's Versicherung. Ich legte folglich Hut und Stock ab, ergriff die Feder und verfaßte ein künstlich abgerundetes Schreiben, worin ich auf unsere Uebereinkunft hinwies, vermöge deren man nicht daran denken wolle, mich zu bezahlen. Auch setzte ich auseinander, daß ich eine Geldsendung auf solche Weise geradehin beleidigend fände, weshalb ich sie entschieden zurückgewiesen hätte. Ich berief mich zugleich auf all' die übrigen Damen der crême de la crême, deren jedwede dem Danke — welchen sie meiner Bereitwilligkeit schuldig zu sein geglaubt, wenigstens entsprechende, nicht verletzende Formen gefunden, und ihn in sinnigen kleinen Gaben der Erinnerung, von gütigen Briefen begleitet, ausgesprochen hätte, dergleichen kein anständiger Mensch entgegenzunehmen sich weigern dürfe, weil der pecuniaire Werth das Geringste daran sei. — Die Epistel gerieth ziemlich lang, war fein gedrechselt, . . . ob sie nicht zwischen den Zeilen einige Spitzen enthalten, lass' ich dahin gestellt. Ich selbst beförderte sie in die gräfliche, von Dienern jedes Calibers angefüllte Antichambre. Dies vollbracht, hielt ich jeglichen Zweifel beseitigt und die widrige Sache abgethan. Mit nichten!

Verabredetermaßen machte ich, bald nachher, mit Grillparzer eine Fahrt nach Schönbrunn, woselbst wir die in kaiserlichen Baulichkeiten nicht ganz freiwillig wohnenden unterschiedlichen Thiere zu beschauen uns längst vorgesetzt. Wie es um die Schönbrunner Menagerie gegenwärtig beschaffen sein mag, ist mir nicht bewußt. Damals war sie gut versorgt, besonders reichhaltig an Pflanzenfressern aller Art und Gattung, aus allen Weltgegenden und Klimaten, vom Elephanten bis zum Steinbock. Wir hatten viel zu sehen, viel zu fragen, viel zu bemerken, und ich viel zu hören an Grillparzer's humoristischen Aeußerungen. Es ist nicht möglich, witziger zu scherzen, liebenswürdiger zu grollen, gutmüthiger zu schimpfen, als dieser Hypochonder . . . wenn er bei heiterer Laune war Hatt' er seinen schlimmen Tag, dann konnt' er bisweilen in wirklichem Zorne aufwallen, konnte mitunter ein hartes Urtheil sprechen

Aber wolwollend blieb er im Grunde seines Herzens doch, und geistreich war er stets. —

Wir hatten an jenem Nachmittage so viel Wiederkäuer die Kinnladen fleißig rühren sehen, daß bei ihrem Anblick Mahnungen unserer eigenen Verdauungswerkzeuge sich nach und nach fühlbar machten; weshalb wir gegen Abend beschlossen, nach Hietzing hinüber zu laufen und an Domayer's Küche zu pochen. Eben als wir die Schönbrunner Biber hinter den hohen Haufen junger, von ihren scharfen Zähnen abgerindeter Baumstämme verließen, hatte ich angefangen, dem Freunde ausführlich zu erzählen, was zwischen mir und dem Karoly'schen Kammerdiener, oder Haushofmeister, sich zugetragen. Mit Kopfschütteln hatte er jedes Wort begleitet. Wir befanden uns bereits in dem breiten hohen Baumgange, der aus dem Schönbrunner Schloßgarten gen Hietzing führt, da ich begann, das an Ihre Excellenz gerichtete Schreiben ihm fast wörtlich herzusagen. Jetzt ging er aus dem Kopfschütteln in beistimmendes Kopfnicken über, horchte aufmerksam bis zu Ende und fragte dann, lauernd, gleich Einem, der den Andern auf irgend welcher Albernheit zu ertappen gedenkt:

„Nun? und durch wen haben Sie den Brief besorgt?“ —

„Ei, ich hab' ihn im Vorzimmer abgegeben.“ —

„An wen?“ —

„Je nun, an die Dienerschaft . . . an einen Kammerdiener . . . an . . .“ —

„Tschappel! wohl gar an den nämlichen?“ —

„Möglich. Aber es waren zehn bis zwölf Zeugen anwesend!“ —

„Meinethalb hundert! Darum kann Jener ihn doch unterschlagen haben. Den Brief hat er verbrannt, die Ducaten hat er im Sack, und die Gräfin hat er versichert, ihre Sendung sei mit unterthänigem Danke eingestrichen worden. Lehren Sie mich diese Leute kennen!“ —

„Das wäre ja gräßlich! Was soll ich dagegen thun?“ —

„Es giebt nur ein Mittel: Sie müssen eine andere Dame bitten, Erkundigungen einzuziehen.“ —

„Das ist doch auch bedenklich, wie kann ich . . .?“ —

Während wir noch beriethen, kam uns eine große Gesellschaft entgegen, an deren Vorläufern ich sogleich erkannte, daß es die Blüthe der noch in Wien weilenden ambulanten Aristokratie sei, die da eine kühlerfrischende Abendwanderung durch den Kaisergarten beabsichtigte. Viele darunter, denen Grillparzer oder ich bekannt waren, grüßten freundlich und begleiteten ihre Grüße mit jener gewissen vornehmen Bewegung des rechten Armes, durch welche stolze Frauen ihre besondere Huld ausdrücken.

„Da kommt auch Gräfin Karoly,“ flüsterte ich Grillparzer zu. Sie war's! Ich befliß mich, ihr meine zierlichste Verbeugung zu machen. Sie jedoch, so wie sie den Blick auf mich gerichtet und mich erkannt hatte, wendete sich heftig von uns und dankte nicht.

„Hat ihm schon!“ — rief der Dichter des Ottokar und der Sappho, so laut, daß Alle es hören konnten.

Die Ehre des Kammerdieners war gerettet und ich war beruhigt.

# Gounod.

Von Dr. **Eduard Hanslick.**

Gounod ist durch seine Oper „Faust“ unstreitig einer der populärsten und gefeiertesten Namen in der musikalischen Welt geworden. Die französische, deutsche und italienische Bühne, letztere mit all' ihren Abzweigungen von London und St. Petersburg bis Madrid und Rio-Janeiro, führen Gounod's Faust mit großer und nachhaltiger Wirkung in ihrem Repertoire. Man kann sagen, daß seit 25 Jahren, etwa seit Meyerbeer's „Hugenotten“, keine große Oper einen solchen Erfolg errungen habe und daß „Faust“ in diesem Erfolg bisher durch keinen rivalisirenden Nachfolger geschädigt oder auch nur erreicht wurde. Unter solchen Verhältnissen darf man wohl annehmen, daß eine flüchtige Skizze von Gounod's Lebenslauf, von seiner Persönlichkeit und seinen — in Deutschland nur zum kleinsten Theil bekannten — Werken den Lesern des „Salon“ nicht unwillkommen sein werde.

Ich lernte Gounod im verflossenen Sommer in Paris kennen, wo er in der stillen Rue de la Rochefoucauld ein nettes Haus bewohnt. Im Erdgeschoß ist sein Empfangzimmer und Empfangsalon, während das erste Stockwerk die eigentlichen Familienräume enthält. Fein und weltmännsch in seinen Formen, von offener, intelligenter Physiognomie, macht Gounod einen sehr gewinnenden Eindruck. Der mittelgroße, kräftig und breit gebaute Mann, mit blondem Haar und Vollbart, hat mehr den Typus des Germanen, als des Südländers. Nur das schwarze, blitzende Auge ist echt französisch. Seine fünfzig Jahre sieht man ihm nicht an. Gounod gehört nicht zu der Classe der schweigsamen, träumerischen, erst am Clavier aufthauenden Tondichter à la Schumann, sondern zu den lebhaften, mittheilsamen, denen eine fließende Beredsamkeit und vielseitige Bildung es nahe legt, über ihr Streben und Schaffen Rechenschaft zu geben. Er erinnert hierin mitunter an Richard Wagner. Bei aller Lebhaftigkeit des Temperaments ist Gounod ein sehr ernsthafter, etwas zur Schwärmerei geneigter Mensch, welcher die Aufgabe der Kunst vom höchsten Standpunct faßt und ihr mit einem fast religiösen Eifer dient.

Er war soeben von einer der letzten Proben seines „Romeo“ nach Hause gekommen und begann, durch die Aufregung noch belebter und gesprächiger als gewöhnlich, über die Hindernisse zu klagen, welche die leidige Theaterwirklichkeit den besten Intentionen des Componisten bereite. Der Director des Théâtre lyrique hatte eine Ensemblenummer im Romeo, als die Handlung aufhaltend, streichen wollen und die Primadonna bestärkte ihn durch ihre Unlust darin mitzusingen. Gounod setzt sich, also erzählend, rasch ans Clavier und spielt und singt uns mit angenehmer Tenorstimme und dramatischem Vortrag das betreffende Musikstück vor.





Ch. Gounod

Es war der Hochzeitsgesang im dritten Act („O Juliette, sois heureuse"), ein edler, breitausströmender Chorsatz und wahrlich eine Zierde der Partitur. „Verleugnung", ruft Gounod, „Verleugnung heißt die erste Tugend des Sängers, wie sie die erste Pflicht des Componisten ist! Den achte ich nicht für einen Künstler, der sich nicht ganz mit dem Kunstwerk identificirt, der, statt in seiner Rolle vollständig aufzugehen, daneben die eigene Persönlichkeit im Auge hat. Wenn ein Sänger die Composition anders vorträgt, als der Tondichter sie geschrieben, ist dies etwas Anderes als eine Verleumdung? Im Privatleben giebt es Rechtsmittel gegen die Verleumdung, in der Kunst nicht. Der Componist hat keine Appellation und ist doch schon geschädigt, wenn eine Sängerin ihre Arie auch nur mit Unlust vorträgt. Wahr sein und sich verleugnen", fuhr er dann mit gesteigerter Wärme fort, „das ist das erste und höchste Gesetz für den dramatischen Componisten. Wehe ihm, wenn er den höchsten Lohn nicht im eigenen Schaffen findet! Die Composition von „Romeo und Julie" hat Jahre lang Tag und Nacht meine ganze Seele erfüllt, wonnevoll, schmerzvoll; ihr verdanke ich die seligsten Stunden meines Lebens und habe nun meinen Lohn dahin. Was nach Vollendung des Werkes folgt, die Proben, die Aufführung, der Erfolg — ist nur Mühsal und Enttäuschung. Gäbe mir ein Gott die Kraft, ein Meisterwerk zu schaffen, vollendet und unsterblich wie Shakespear's, unter der Bedingung, daß niemals ein Sterblicher den Namen des Autors erfahre oder vermuthe, ich wäre tausendmal glücklicher, als mit den höchsten Erfolgen meiner Werke und der Ueberzeugung von ihrer Mangelhaftigkeit." Diese und ähnliche, in lebhafter Erregung ausgeführte Reden zeugten von dem idealen Feuer, das Gounod durchlodert, und ließen den Schwärmer wiedererkennen, der als Jüngling sich ganz der religiösen Kunst hingab, die ersten Weihen nahm und noch vor zwölf oder fünfzehn Jahren im Abbékleid einherging. Letztere Schwärmerei hat er überwunden und lebt als glücklicher Gatte und Vater in der erfreulichsten Unabhängigkeit. Seine Frau ist die Tochter des verstorbenen Pianisten und Conservatoriums-Professors Zimmermann, also von deutscher Abkunft.

Charles François Gounod wurde am 17. Juni 1818 in Paris geboren. Er studirte am dortigen Conservatorium den Contrapunct bei Halévy und nahm außerdem einigen praktischen Unterricht bei Lesueur und Ferdinand Paër. Im Jahre 1839 errang er den ersten Compositionspreis am Conservatorium und begab sich, wie es die Statuten des „grand prix de Rome" verlangen, für mehrere Jahre nach Rom, als Stipendist der Regierung. Dort studirte er fast ausschließlich geistliche Musik. Im Jahre 1843 verlebte er einige Monate in Wien, wo er eine Vocalmesse und ein Requiem aufführen ließ. (Die in jüngster Zeit aufgetauchte Notiz, Gounod habe in Wien Unterricht bei dem Theoretiker Simon Sechter genommen, ist gänzlich falsch.) Nach Paris zurückgekehrt, übernahm Gounod die Musikdirection an der Kirche der auswärtigen Missionen („Missions étrangères") und zeigte entschiedene Neigung zum geistlichen Stand. Bis zum Jahre 1851 herrschte in der

musikalischen Welt über die Person und die Leistungen Gounod's das vollständigste Stillschweigen, höchstens daß einige Musikzeitungen die Notiz brachten, er habe die geistlichen Weihen genommen. Da erschien im Londoner „Athenäum“ ein (Herrn Louis Viardot, dem Gatten der berühmten Sängerin, zugeschriebener) Musikbericht, welcher einige in London aufgeführte Compositionen Gounod's mit ungewöhnlicher Wärme bespricht und seinem Talent eine glänzende Zukunft prophezeit. Der Artikel machte Sensation in Paris, wo wenige Monate später (am 16. April 1851) Gounod's erste Oper „Sappho“ zur Aufführung gelangte. Obwohl man in diesem Werke (dessen Titelrolle Madame Viardot-Garcia sang) ein feines und eigenthümliches Talent erkannte, hatte es doch nur mäßigen und nicht lange anhaltenden Erfolg. Man tadelte die Länge der Recitative, die Neuerungssucht in den musikalischen Formen, die Unkenntniß der Bühneneffecte. Einstimmig wurde dem ungünstigen und unpraktischen Libretto von Emile Augier die Hälfte der Schuld an dem geringen Erfolg der Oper zugemessen.

Gounod's „Sappho“, interessant an sich, gewinnt noch ein erhöhtes Interesse, wenn man sie mit der „Saffo“ von Pacini vergleicht, dieser einst hochgefeierten und jetzt noch auf den meisten italienischen Bühnen gegebenen Oper. In Einzelheiten, wie in den klaren, breiten Massenwirkungen ihres zweiten Finales, hebt sich die italienische „Saffo“ über die französische, ganz abgesehen von den formalen Vortheilen, welche die sichere, traditionelle Technik des italienischen Opernstyls vor dem mehr subjectiven und experimentirenden des jungen Frankreichs gewährt. Aber wie hoch überragt Gounod's Oper die Pacini'sche an Geist und Feinheit, wie viel zarter empfunden und vornehmer ausgedrückt ist hier Alles! Bemerkenswerth, wenngleich nicht durchweg löblich, ist die französische Auffassung des Stoffes gegenüber der italienischen. Während der italienische Textdichter Cammerano sich auf die einfache Liebes- und Eifersuchtsgeschichte beschränkt, geht bei Emile Augier (Gounod's Poet) eine politische Intrigue als Parallelhandlung nebenher. Augier, der Verfasser des jetzt so viel besprochenen und gefeierten Dramas „Paul Forestier“, hat sich in der „Sappho“ die Figur des berühmten Odendichters und Tyrannenhassers Alkäos nicht entgehen lassen. Seine Oper beginnt mit dem Sängerwettstreit bei den olympischen Spielen. Alkäos, an seiner Kunst nur die revolutionirende Kraft schätzend, singt von Freiheit und Befreiungsmuth. Der Beifall, den sein politisches Lied findet, läßt ihn voreilig auf die thatkräftige Unterstützung des Volkes hoffen. Sappho folgt mit einer Liebeshymne und erregt noch lautern Jubel. Zu ihr fühlt sich Phaon nun unwiderstehlich hingerissen, der bisher zwischen der älteren Neigung zur schönen Glycere und dem neuen Interesse für die Dichterin geschwankt hat. Phaon's zweideutiger Freund Pythias bezeichnet anfangs diesen Conflict mit den etwas ironischen Worten:

„De toi l'une est aimée et l'autre voudrait l'être,
De là dans ton esprit grande perplexité;
Car l'une a le génie et l'autre la beauté!“

Der italienische Poet läßt die Schönheit siegen und vereinigt Phaon mit Glycere; der Franzose entscheidet sich für das Genie und den Ruhm: um Sappho's willen schüttelt Phaon seine Liebe zu Glycere wie einen Traum ab. Glycere übernimmt nun die — sonst überall Sappho zugetheilte — Rolle gekränkter, bis zur Vernichtung leidenschaftlicher Eifersucht. Phaon, der über der Liebe die Politik nicht vergessen hat, wird von den Verschworenen zum Vollstrecker des Attentats auf den Tyrannen Pittacus bestimmt. Durch eine Unvorsichtigkeit der Verschwörer gelangt Glycere in den Besitz des Geheimnisses und benutzt es, um Sappho gewaltsam von Phaon zu trennen. Sie droht, Phaon sofort dem sichern Tod auszuliefern: Sappho muß ihr schwören, daß sie Phaon zur Flucht bestimmen, ihn nicht begleiten und niemals Glycere's Einmischung verrathen werde. Sappho leistet den Schwur, um den Geliebten zu retten; dieser, empört über ihre Weigerung, seine Flucht zu theilen, nimmt ohne Weiteres Glycere mit. Die Intrigue des jungen Mädchens ist gar zu häßlich. Einer Sappho, die an Charaktergröße, an Geist und Ruhm ihre Umgebung hoch überragt, mag man die äußerste That gekränkter Liebe glauben und vergeben. Wenn aber ein schönes Nichts, wie Glycere, wenn „la beauté sans le génie" zur Megäre wird, so fühlen wir von solcher Leidenschaft ohne Größe uns im Innersten verletzt. Sappho darf sich gegen Phaon nicht rechtfertigen; schweigend wie Euryanthe trägt sie den Verdacht, die Verwünschungen ihres Geliebten. Die Verschworenen mit Alkäos, Phaon und Glycere versammeln sich Nachts am Meeresstrand, zur Flucht bereit. Man sieht ihr Schiff absegeln Sappho bleibt, ihnen nachschauend, allein auf dem Felsenriff zurück. Sie ergreift zum letzten Mal die Lyra und singt zwei einfache, in tiefste Schwermuth getauchte Stanzen. Mit dem Schiff, das den ungetreuen Geliebten für immer entführt, ist für Sappho jede Lebenshoffnung, jede Lebensmöglichkeit verschwunden. Was nachfolgt, ihr freiwilliges Ende, ist kein neues Spectakelstück, es ist nur das letzte Ausklingen des verheerendes Sturmes; nichts weiter (um ein Bild Hebbel's zu brauchen), als das Zuriegeln der Kammerthür vor dem letzten Schlafengehen. Diese Schlußscene ist bei Gounod von großer poetischer Schönheit. Der milde, feierliche Ernst, der darüber schwebt, ist um eine Welt getrennt von dem trivialen Bravourgesang, mit welchen Pacini's Sappho dem Tod entgegencoquettirt.

Das Nächste, womit Gounod nach der „Sappho" vor die Oeffentlichkeit trat, war die Composition der Chöre zu „Ulysse", einer langweiligen Tragödie von Ponsard, welche 1852 im Théâtre français gegeben wurde. Der Componist suchte den antiken Charakter der Musik so gut als möglich festzuhalten und es gelangen ihm Einzelheiten von großer und eigenthümlicher Schönheit. Leider war die Tragödie selbst nicht lebensfähig und hat so auch die Musik mit in den Acheron gezogen. Dennoch erscheinen die Chöre zu „Ulysse" in Paris häufig in Concertaufführungen und werden von vielen Freunden des Componisten für dessen gediegenste Composition gehalten. In Deutschland, wo ein so

großer Verbrauch an Männerchören und fortwährender Mangel an interessanten Chornovitäten herrscht, sollte man nicht säumen, einen Versuch mit der (wenigstens theilweisen) Aufführung dieses Cyclus zu machen.

Eine unglückliche Production war die fünfactige große Oper „La nonne sanglante“ von Gounod, welche 1854 zur ersten Aufführung kam und bald von den Bretern verschwand. Ich kann nicht aus eigener Anschauung über diese Oper urtheilen, die mir übrigens schon durch ihren gräßlichen Titel stets widerwärtig war. Fétis rühmt daran ein Duo im ersten Act, fast den ganzen zweiten Act, eine Arie und ein Duett im dritten Act als Compositionen von ungemeiner Schönheit. Die Fortschritte des Componisten in Handhabung der Form und aller technischen Mittel seien unverkennbar, nur ermatte die Erfindung von der Mitte des dritten Actes an immer mehr. Das erbärmliche Textbuch habe übrigens an dem Mißerfolg der „Blutenden Nonne“ die bedeutendste Schuld. Den Stoff für seine nächste Oper nahm Gounod aus einem classischen Lustspiel, dem „Arzt wider Willen“ (Le médecin malgré lui) von Molière, das jedoch in seiner derben Possenhaftigkeit weder der musikalischen Behandlung überhaupt, noch dem individuellen Talente Gounod's günstig ist. Diese Oper hat wenig komische Kraft, aber mehrere äußerst graziöse Nummern. Sie wurde zum ersten Mal im Jahre 1858 am Théâtre lyrique gegeben und im verflossenen Sommer mit Glück wieder hervorgezogen. —

Der 19. März 1859 war der Tag der ersten Aufführung des „Faust“ am Théâtre lyrique zu Paris — der entscheidendste Tag in Gounod's Künstlerleben. Der große Erfolg, den diese Oper in Paris errang und bis jetzt ungeschwächt behauptet, breitete bald seine Strahlen über das ganze musikalische Europa. Darmstadt war in Deutschland die erste Stadt, welche die Novität aufführte. Der Versuch gelang vollständig; aber je mehr deutsche Bühnen ihm zu folgen Miene machten, desto heftiger erhob sich eine leidenschaftlich teutonische Opposition dagegen. Mit einem Gerassel von „Gesinnung“, das an Menzel's Franzosenfresserei erinnerte, wurde die neue Oper schlechtweg als ehrenrührige Parodie des Goethe'schen „Faust“ gefaßt, deren Aufführung auf deutschen Bühnen geradezu als eine Art musikalischer Landesverrath zu strafen sei. Die Kritiker, welche so heftig die Ausschließung von Gounod's „Faust“ aus Deutschland forderten, scheinen uns in einer doppelten Befangenheit zu stecken. Sie denken zu gering von Gounod und zu hoch von der Oper überhaupt. Gounod's Talent und Streben ist zu respectabel, als daß sein „Faust“ nur eine „freche Verhöhnung“ des Goethe'schen Gedichtes werden konnte. Die Oper ist aber eine zu gemischte, unreine, bedingte Kunstgattung, als daß sie im Stande wäre, einen „Faust“ von der Höhe und Vollendung des Goethe'schen hervorzubringen, überhaupt den vollkommeneren Organismus einer Tragödie ernstlich nachzuschaffen. Es ist ein sehr verschiedenes Unterfangen, ob Jemand sich vermißt, Goethe's Faust „componiren“, diese reiche, die höchsten Anliegen des Menschengeistes umfassende Gedankenwelt nach-

musiciren zu wollen, oder ob er lediglich aus den sinnenfälligsten Momenten des Gedichtes sich ein dramatisches Gerüste, ein Libretto zusammenstellt. Ersteres ist Gounod nicht beigefallen, dazu ist er zu praktisch, selbst wenn er minder bescheiden wäre; in Letzteren ist ihm längst Spohr vorausgegangen, ohne deshalb Anfechtungen zu erfahren. Will man für die Beurtheilung der Gounod'schen Oper einen richtigen Standpunkt einnehmen, so möge man nichts weiter von ihr erwarten, in ihr erblicken, als eine Art musikalischen Bilderbuchs zu Goethe's „Faust". Der Componist nahm aus diesem dramatischen Mikrokosmus echt musikalisch die Liebesscenen heraus und legte sie in einer Reihe von Bildern auseinander. Manche dieser Bilder sind so zart und gemüthvoll, daß sie ihres hohen Ursprungs sich nicht zu schämen brauchen; dahin gehört sehr Vieles aus Margarethen's Rolle, vor Allem die Gartenscenen im dritten Act. Es wechseln damit andere Bilder, die nicht eben classisch in der Zeichnung, aber frisch und wirksam in der Farbe sind, wie die Volksscenen im zweiten Act. Dieser Act, der, einem großen Finale vergleichbar, die Tänze und Chöre mit den kurzen Monologen und Dialogen Faust's, Siebel's, Gretchen's ꝛc. überaus glücklich verknüpft und wieder loslöst, ist in seiner Frische, seinem leichten Aufbau und seiner bis zum Schluß wachsenden Steigerung ein Meisterstück theatralischer Geschicklichkeit. Endlich fehlt auch eine dritte Classe von Illustrationen nicht, die, gegen den Geist des Ganzen sündigend, uns verstimmen und verletzen, indem sie, wohlfeilem Applaus zulieb, von der Goethe'schen Handlung theils willkürlich abspringen, theils dieselbe zu bloßen Theatercoups mißbrauchen. Dazu gehört z. B. die plumpe Erscheinung Mephisto's im ersten Act, sein Fluch zu Ende des vierten, die coquette Walzerarie Gretchen's (für die allmächtige Directrice des Théâtre lyrique, Mad. Miolan-Carvalho) und hauptsächlich ein großer Theil des fünften Actes. Dieser besteht eigentlich aus vier aufeinanderplatzenden Tableaux: Walpurgisnacht, orientalisches Bachanale, Kerkerscene, Gretchen's Verklärung. Das Opernhafte im schlechten Sinn, das in den früheren Acten sich ziemlich bescheiden zurückhält, stürzt im fünften entfesselt hervor. Einen künstlerisch befriedigenden, reinen Eindruck macht demnach Gounod's „Faust" ebensowenig, als die übrigen Erzeugnisse der modernen Oper. Auch er ist kein einheitliches Ganzes. Auf Klänge von reizender Anmuth und Innigkeit folgen schwache, auch triviale Lückenbüßer; der feine poetische Kopf wechselt ab mit dem effectsuchenden Praktiker; bald herrscht der Componist, bald der Poet, der Decorationenmaler, der Balletmeister. Es ist eben eine Oper, d. h. ein Mischproduct, das, wie „Faust" selbst, ein Zankapfel guter und böser Geister ist.

Die Vorzüge und die Schwächen von Gounod's Musik zeigen sich am klarsten im „Faust". Gounod ist nicht, was man ein Originalgenie nennt, sondern ein Eklektiker im bessern Sinne des Wortes. Seine Erfindung weist auf höherliegende Quellen, namentlich auf Weber und Meyerbeer; auf deutscher Seite schweift sie weiter bis zu R. Wagner, auf französischer bis zu Auber. Diese fremden Elemente haben sich aber mit Gounod's künstlerischer Individualität so glücklich assimilirt, daß ohne

Frage etwas relativ Neues und Eigenthümliches daraus entstand, wie die einschlagende Wirkung seines „Faust" beweist. Es spricht sich am reinsten im Gebiet des Sentimentalen aus, zunächst in den Liebesscenen, wo Gounod unvergleichliche Töne der Zärtlichkeit und Sehnsucht anschlägt. Für die höchste Steigerung der Leidenschaft reicht seine Kraft selten aus, für das Dämonische, wie für das Große, Erhabene versagt sie in der Regel gänzlich. Dafür besitzt er für die leichter angeregte Empfindung und deren wechselnde Lichter einen Reichthum feiner und überzeugender Farben. Gounod's musikalisches Schaffen findet eine große, wohldisciplinirte Hülfe in seiner Kenntniß alles Technischen, sowohl im Gesang wie im Orchester. Er giebt sich überall mit großer Wärme seinem Gegenstand hin, und wenn sein Flug nach dem höchsten Aufschwung schnell ermattet, weiß seine Bildung und ein feiner poetischer Instinct Passendes und Wirksames zu finden. Sein Streben ist immer redlich und auf Wahrheit des dramatischen Ausdrucks gerichtet, seine Musik hat mehr innere Verwandtschaft mit der deutschen, als die irgend eines anderen Franzosen.

Gounod's „Faust" ist, wie gesagt, von einem Theil der deutschen Kritik auf das Uebelste behandelt worden und hat dem deutschen Publicum, welches die Oper entschieden liebgewann, böse Worte eingetragen. Mit Unrecht. Wir sind im Fach der Opernmusik seit zwanzig und mehr Jahren so arm, daß wir entweder zu einem relativen Maßstab uns bequemen oder die Opernhäuser schließen müssen. Wer nicht in ungerechtfertigtem Idealismus alle gegebenen Zustände ignorirt, muß sich über eine Oper freuen, welche neben zahlreichen Schwächen doch noch so viel Geistreiches, Anmuthiges und Gemüthvolles enthält, wie dieser „Faust". Er macht uns einen ungetrübteren musikalischen Eindruck als der „Prophet", „Der Nordstern" und „Dinorah", so sehr auch Meyerbeer sonst Gounod an Energie und Originalität überlegen ist. Börne äußert irgendwo, daß die Leistungen der deutschen Literatur fast regelmäßig entweder Gold oder Kupfer sind, während in Frankreich die Mehrzahl der Schriftsteller Silber schreibe. Dies treffende Wort paßt auch auf die Operncomponisten dieser beiden Nationen. Zu bedürftig, um Jahrzehnte lang auf Gold zu harren und zu wählerisch, um Kupfer zu berühren, verdanken wir es doch größtentheils dem ausländischen Silber, wenn unsere Theater überhaupt noch wirksame Novitäten bringen. Wer mit der Partitur des „Don Juan" in der einen und des „Fidelio" in der anderen Hand gegen Gounod's „Faust" loszieht, der hat freilich leichtes Spiel: „Faust" bleibt ohne Frage maustodt. Ob man aber mit solchen Armstrong-Kritiken etwas Rühmliches und Nützliches vollbringe, scheint mir sehr zweifelhaft. Wollen die Deutschen Gounod's Opern verdrängen, so mögen sie es thun, indem sie selbst Besseres schaffen. In der Sinfonie, der Kammer- und Claviermusik ohne Rivalen, ja, so gut wie alleinherrschend, theilen die Deutschen doch seit geraumer Zeit im Opernfach das Schicksal Italiens: einer Unfruchtbarkeit nämlich, von der man nur wünschen muß, sie möge nicht allzulange fortdauern. —

Nach dem großen Erfolg des „Faust“ schien das Glück sich von Gounod wieder abwenden zu wollen. Keine der Opern, die er zwischen dem „Faust“ und dem „Romeo“ zur Aufführung brachte, vermochte sich in Paris bleibend zu erhalten, oder gar das Ausland für sich zu gewinnen. Da war zuerst eine dreiactige Oper „Philemon und Baucis“, welche im Jahre 1860 auf dem Théâtre lyrique erschien. Man rühmte eine Fülle von schönen Details daran, allein abermals war die Musik auf Sand gebaut, auf einem Idyllentext ohne dramatisches Leben und Interesse. Das ehrwürdige Ehepaar verschwand bald von der Bühne. Es folgte eine größere Production, diesmal nicht für das bescheidene Théâtre lyrique, sondern für die „Große Oper“: „Die Königin von Saba“. Am 28. Februar 1862 fand in Paris die erste Vorstellung dieser Oper statt, welche seither auch in Darmstadt (unter des Componisten eigener Leitung) gegeben worden ist. Leider mußte die Kritik hier abermals mit der Klage über das schlechte Textbuch (von M. Carré und Barbier) beginnen. Die Verfasser hatten es mehr auf blendende decorative Pracht und unerhörte scenische Ueberraschungen abgesehen, als auf die Erweckung echt dramatischen Interesses an den handelnden Charakteren und ihren Thaten. Von der Königin von Saba, die aus Arabien mit großem Gefolge nach Jerusalem zog, um König Salomo's Weisheit mit Räthseln zu versuchen, erzählt uns die Bibel so wenig, daß eine eigentliche Handlung zu der Hauptfigur erst hinzuerfunden werden mußte. Die Librettisten Gounod's gestalten diese Handlung folgenderweise. Die Königin bewundert in Jerusalem den Tempel Salomo's, sie wünscht auch den Meister kennen zu lernen, welcher das große Kunstwerk geschaffen. Der Baumeister Adoniram wird ihr vorgeführt und die Schönheit der Königin von Saba übt sofort ihre unwiderstehliche Wirkung. Der blitzartige Eindruck ist gegenseitig. Beide erklären einander ihre Liebe und beschließen gemeinschaftliche Flucht. Salomo möchte Adoniram an sich fesseln, dieser lehnt jedoch seine Anträge entschieden ab und entfernt sich. Die Königin von Saba erscheint, weist die leidenschaftliche Liebe des weisen Salomo von sich und versenkt ihn durch einen magischen Trank in tiefen Schlummer. Hierauf zieht sie ihren Ring von dem Finger des Schlafenden und eilt ihrem Geliebten nach. Diesen hat aber mittlerweile sein Geschick erreicht: drei seiner Arbeiter, welchen er den Rang der Meisterschaft verweigerte und die ihm darum Rache geschworen, ermorden ihn. Die Königin findet nur noch einen Leichnam.

In der „Königin von Saba“ finden wir schon jenes gestaltlose Wogen und Wiegen der Melodie stark vorherrschend, das an Richard Wagner's „Unendliche“ erinnert, und in „Romeo und Julie“ noch bewußter ausgebildet ist. Die „Revue musicale“ äußerte ganz richtig über die „Königin von Saba“: „In der Partitur Gounod's fließt das Talent in Strömen. Ueberall offenbart sich die Hand des geschickten, erfindungsreichen Meisters, und doch ist es keine gute Partitur. Es herrscht darin ein Geist des Systems vor und dieses System besteht in der Vorliebe für eine melodische Form, stets gleich breit, gleich unbe-

stimmt und — seltene Ausnahmen abgerechnet — gleich einförmig in Bewegung und Farbe. Wir möchten das eine Art musikalischen Pantheismus nennen. Wo Alles Gott ist, ist Nichts Gott und man kann ein Gleiches von der Melodie sagen." Auch das unverhältnißmäßige Vorherrschen der langsamen Tempi (ein Fehler, der sich später in „Romeo und Julie" noch potenzirt) ermüdet bei einer Oper, welche so entsetzlich lange dauert, wie diese handlungsarme, auf fünf Acte ausgezerrte „Königin von Saba". Musikalisch reich ausgestattet ist der dritte Act. Das Liebesduett zwischen der Königin und Adoniram, dann der dialogisirte Frauenchor sind reizende Compositionen und die Perlen der Oper. Für den Erfolg des ganzen Werkes war unter anderem zweierlei bedenklich: die großen Erwartungen unmittelbar nach dem „Faust" desselben Tondichters, und das Uebermaß scenischen Gepränges, welches für die Lücken der Handlung und für die Schwächen der Musik entschädigen sollte. So führt uns der zweite Act vor den flammenzüngelnden Glühofen; die Königin will dem Guß beiwohnen. Es ergießt sich ein glühendes Lavameer über die ganze Bühne, so daß nur ganz im Vordergrunde rechts ein Plätzchen für die Hauptpersonen frei bleibt. Mit einer furchtbaren Explosion fliegt der Gießofen in die Luft, der Bau von Gerüsten kracht zusammen, die ganze Bühne scheint in höchster Feuergefahr zu stehen. Auf der Darmstädter Hofbühne soll diese schwierige Spectakelscene ebenso schön als gefahrlos gemacht worden sein. In Paris wurde sie auf Befehl des Ministeriums wegen Feuersgefahr gänzlich beseitigt. Die „Königin von Saba" hat sich auf keiner Bühne erhalten.

Einen besseren Erfolg, wenn auch lange keinen so glänzenden wie „Faust", erlebte Gounod's nächste Oper „Mireille". Mit dieser dramatisirten Dorfgeschichte aus der Provence hatte Gounod das hochtragische Fach und die „Grand Opéra" wieder verlassen, sie wurde im Théâtre Lyrique am 19. März 1864 zum erstenmalgegeben. Die Oper hat das Pariser Publicum durch eine ziemlich lange Reihe von Vorstellungen zwar nicht enthusiastisch aufgeregt, aber mannichfaltig gefesselt. Was an „Mireille" gefiel, ist lediglich das Verdienst von Gounod's Musik, denn die Decorations- und Maschinerieeffecte der „Königin von Saba" fehlen gänzlich in dieser bäuerlichen Idylle. Wenn nur nicht auch dramatische Spannung und logischer Zusammenhang darin fehlen würden! In der That, das Textbuch gehört zu den unglücklichsten, und das ist um so bedauernswerther, als die Musik viele und große Schönheiten enthält, ja zum großen Theil den glücklichsten Inspirationen Gounod's beizuzählen ist. Beim Durchspielen der Partitur kam mir wiederholt der Gedanke, ob man nicht „Mireille" durch geschickte Textumarbeit im Einvernehmen mit Gounod für Deutschland retten könnte? Vieles darin müßte, so scheint es, gerade deutsche Zuhörer lebhaft anmuthen. Das Libretto (von M. Carré) ist eine Dramatisirung des idyllischen Epos „Mireïo" von Mistral und spielt auf der baumlosen Ebene La Crau zwischen den Rhonemündungen und in dem benachbarten Wallfahrtsort „Les saintes Maries". Die Titelheldin ist ein fünfzehnjähriges

Mädchen aus Arles, das einen jungen Korbflechter **Vincent** liebt und deshalb die Hand des reichen Bauers **Ourrias** ausschlägt. Der Verschmähte lauert dem glücklichen Nebenbuhler auf und verwundet ihn tödlich. Während nun der von Gewissensbissen verfolgte Mörder auf der Flucht über den Rhone ertrinkt, findet Vincent bei einer alten Hexe Heilung seiner Wunde. Er geneset leider nur, um Zeuge des Todes seiner geliebten **Mireille** zu werden. Diese hat nämlich, als sie sein Unglück erfahren, das väterliche Haus verlassen, um nach Saintes Maries zu pilgern, wird aber ein Opfer der glühenden Sonnenhitze und erreicht kaum noch die Wallfahrtskirche, an deren Stufen sie in den Armen Vincent's, unter den Gesängen einer Procession, ihre Seele aushaucht. Die Heldin eines Dramas am Sonnenstich sterben zu lassen, ist eine originelle, aber keine glückliche Idee. Viele Vorzüge des epischen Gedichtes von Mistral werden im Drama zu Fehlern, und es nützt einer Handlung ohne dramatisches Leben wenig, daß die Verse des Herrn **Carré** sich rühmlich über die gewöhnliche Librettomittelmäßigkeit erheben. Die Musik zur „Mireille“ besitzt, wie gesagt, reizende Stellen. So ist die ganze Introduction (Chöre der Mädchen bei der Maulbeerernte) sehr frisch und anmuthig, desgleichen das walzerartige, colorirte Lied der Mireille („Oh légère Hirondelle“) in G dur, ein Seitenstück zu der „Schmuckarie“ im **Faust** und dem Walzer Julien's in „Romeo“. Alle drei Stücke sind Concessionen an die Bravour der Madame Miolan-Carvalho. Der zweite Act, der in Arles auf dem Marktplatze vor dem römischen Theater spielt, enthält glücklich verwendete nationale Elemente, worunter besonders das von Mireille und Vincent als Wechselgesang vorgetragene provençalische Volkslied „Chanson de Magali“ von reizender Wirkung. Mit Effectkenntniß und feinem Geschick ist das Finale (der einzige dramatische Moment der Handlung) gestaltet, wo Mireille ihre Liebe bekennt, ihr Vater sie zuerst verstoßen will, dann aber seinen ganzen Zorn gegen Vincent richtet. Der dritte Act, größtentheils unwesentlich für die Handlung und mißrathen in der Ausführung, schildert die St. Medardusnacht, wo alle im Rhone Ertrunkenen zum Vorschein kommen und die Wassergeister (trèves) im Mondenschein tanzen. Es wurde der Vorschlag laut, diesen Act ganz zu streichen, und in der That würde der Oper, wie ich glaube, damit ein Dienst erwiesen. Mit dem vierten Act finden wir uns wieder der Wirklichkeit zurückgegeben und **Gounod's** Muse, welche der gespenstischen Medardusnacht in „Mireille“ eben so wenig genügen konnte, als der Walpurgisnacht im „Faust“, gewinnt wieder ihren anmuthigsten Ausdruck, namentlich in der kleinen Oboemelodie des Hirtenknaben, (Musette), dem Lied des Ziegenhirten und der wehmüthigen Arie Mireille's. Der fünfte Act ist kurz, das Finale desselben (Mireille's Tod) ist leider die schwächste Nummer der Oper. Unverändert, wie die Oper vorliegt, würde sie in Deutschland kaum nachhaltigen Erfolg erringen, aber der Reiz des kindlich-naiven volksthümlichen Elements und ihre zahlreichen, höchst anmuthigen Musikstücke würden die Mühe einer theilweisen Umarbeitung gewiß lohnen.

Wir stehen nun in unsrer Erzählung vor Gounod's neuester Oper „Romeo und Julie", der weitaus erfolgreichsten Schöpfung, die er seit dem „Faust" ins Leben rief. „Roméo et Juliette", zum erstenmal im Pariser Théâtre lyrique am 27. April 1867 aufgeführt, auch bereits in London, Mailand und Wien gegeben, macht gegenwärtig die Runde über alle deutschen Opernbühnen. Das große Interesse, mit welchem die Oper aller Orten erwartet und aufgenommen wurde, gestattet uns wohl, etwas länger dabei zu verweilen.

Es ist einleuchtend, daß der Sänger des Liebesduettes im „Faust" sich mächtig angelockt fühlen mußte von der Tragödie, „die die Liebe selbst geschrieben", von Shakespear's Romeo und Julie. Für die musikalische Eignung des Dramas braucht Gounod nicht erst zu plaidiren. Das thut für ihn die Musikgeschichte, indem sie ein gutes Halbdutzend Romeo-Opern verzeichnet. Zuerst Benda's dreiactige Oper „Romeo und Julie", vor nahezu 100 Jahren ein Lieblingsstück der Deutschen und von Forkel hoch über die Gluck'schen Opern geschätzt. Sie ist das richtige „deutsche Singspiel", mit viel gesprochenem Dialog, ohne Finales und größere Ensemblenummern. In der Schlußscene erwacht die scheintodte Julie, bevor Romeo das Gift genommen; die Beiden umarmen sich unter den Glückwünschen der herbeiströmenden Verwandten und empfehlen sich als Verlobte. Auf italienischem Boden entstand ein „Romeo" von Zingarelli (1796), von Vaccaj (1826) und von Bellini (1830). Die Existenz dieser Opern ruht auf zwei bis drei süßen Melodieen, ihr Erfolg auf der Kunstfertigkeit der berühmtesten italienischen Kehlen. Die Tragödie Shakespear's war diesen Componisten ein Gerüst wie andre für ihre Cantilenen, Triller und Passagen; es genügt, daran zu erinnern, daß sowohl Zingarelli als Vaccaj und Bellini die Rolle des Romeo für eine Sopranstimme schrieben. Niemand wird leugnen, daß Gounod die Aufgabe ungleich ernster und höher gefaßt hat. Natürlich wurde in Deutschland Gounod abermals des poetischen crimen laesae Majestatis angeklagt, der Profanation Shakespear's, wie früher Goethe's. Zu allen Zeiten jedoch waren die Dramen großer Dichter ein unangefochtenes Stoffgebiet für die Tonsetzer und von Profanation möchten wir nur sprechen, wo classische Tragödien so geistlos und frivol behandelt werden, wie die Schiller'schen durch Verdi. Triviale Musik, das ist's, was profanirt. Uebrigens weiß ich kein Beispiel, daß eine (gute oder schlechte) Opernmusik ihr classisches Original den Lesern verleidet oder es von der Bühne verdrängt hätte. Vorzuziehen wäre es freilich, wir hätten Textdichter von hinreichend schöpferischer Phantasie, um neue Stoffe für die Oper zu gestalten; da aber auf diesem Gebiete die Erfindung versiegt scheint, muß man sich mit der Geschicklichkeit zufriedenstellen, welche Dramen von bedeutendem Inhalt und populärer Wirkung für den Tondichter nachzubilden versteht. Von allen Opern Gounod's haben gerade die beiden nach classischen Tragödien gebildeten (Faust und Romeo) einen großen und nachhaltigen Erfolg errungen, alle übrigen, mit frei erfundenen Stoffen, sind wieder verschwunden, — großentheils

durch die Schuld dieser Textbücher. Geschicklichkeit und literarischen Anstand muß man der Bearbeitung „Romeo's" durch die HH. Barbier und Carré nachrühmen. Bei allen Vorwürfen, die sich gegen das Libretto und die Musik erheben lassen, kann man weder dem Componisten noch den Librettisten vorwerfen, daß sie Shakespear für frivole Zwecke blos ausgebeutet. Sie hielten sich möglichst treu an das Original. Die einzigen nennenswerthen Zusätze sind der „Page" (eigentlich eine Umwandlung des Shakespear'schen „Balthasar") und die Hochzeitsfeier Julia's mit Paris im vierten Act. Der Page war nothwendig, um eine Sopranstimme für die Ensembles zu gewinnen; das Hochzeitfest, um zwischen die wehmüthigen Scenen des vierten Acts und die Todtengruft im fünften ein halbwegs erfrischendes Bild einzufügen. Bemerkenswerth ist schließlich die Aenderung, daß bei Gounod Julie, im Sarg erwachend, ihren Romeo noch am Leben trifft, während sie bei Shakespeare ihn bekanntlich bereits todt zu ihren Füßen hingestreckt findet. Den englischen Dichter leitete ein tiefes und zartes Gefühl bei diesem Schluß, aber für den Musiker ist er unmöglich. Ohne ein letztes Schlußduett zwischen Romeo und Julie kann keine Oper dieses Namens existiren, wie denn auch Gounod's Vorgänger, Zingarelli, Vaccaj und Bellini die gleiche Aenderung vornahmen und vornehmen mußten.*)

Welch' reiche musikalische Quelle aus dem Shakespear'schen Drama fließt, ist ohne Weiters klar. Aber auch bedenkliche Nachtheile überkommt der Componist von „Romeo und Julie" direct aus dem Originale. Shakespear's Liebesdrama ist gewissermaßen ein großes Duett. In der Oper, welche das lyrische Element noch breiter entfalten muß, wird alles Licht auf die Träger desselben, auf die beiden Liebenden fallen und sämmtliche übrigen Personen tief in den Schatten stellen.

Das Duett „Romeo und Julie" legt sich in Gounod's Oper in vier einzelne Duette auseinander, welche einen großen Raum des Ganzen einnehmen. Sie skizziren gleichsam die Biographie der Liebe zwischen Romeo und Julie von deren erstem Erblühen bis zur tragischen Vernichtung, und verhalten sich in ihrem Fortgang zu einander etwa wie die vier Jahreszeiten, oder die vier Altersstufen. Es sind dies: die erste Begegnung auf dem Ball, die Balconscene im zweiten Act, das große Liebes- und Abschiedsduett im vierten, endlich das letzte Wiedersehen in der Gruft. Selbst der erfindungsreichste Componist würde hier der Gefahr der Wiederholung und Monotonie kaum entgehen können. Gounod hat seine beste Kraft daran gesetzt und die vier Liebesduette sind die Sterne seiner Oper geworden. Diese Sterne fließen aber zu einer Art Milchstraße zusammen, deren Licht eine blasse, flimmernde Einfärbigkeit über das ganze Bild ergießt. Ein anderer Nachtheil der Oper liegt darin, daß

*) Uebrigens ist auch an Shakespear's Tragödie dieser Ausgang vielfach angefochten worden; Weiße (in seinen Uebersetzungs-Vorreden) behauptete sogar, Shakespear müsse nach einer schlechten Uebersetzung der Originalnovelle gearbeitet haben, welche die Hauptkatastrophe — das Erwachen Julia's während Romeo noch lebt — vergessen hat.

von allen fünf Acten nur der erste mit einer vollen Chorwirkung abschließt. Den zweiten endigt Romeo allein, den dritten gleichfalls, obwohl der auf der Bühne versammelte Chor der feindlichen Parteien einen kräftigen breiten Abschluß nahe genug legte. Zu Ende des vierten Acts fällt der Chor nur mit dem kurzen Ausruf: „Morte! juste ciel!“ ein, den ganzen fünften Act endlich singen nur die beiden Hauptpersonen. Ein Chorabschluß liegt zwar bei Shakespear fertig da: die Versöhnung der feindlichen Familien an den Leichen ihrer Kinder. Gounod ließ ihn unbenutzt, um die eigenthümliche und einheitliche Stimmung seines Duetts nicht ganz am Schluß zu stören und überdies einen Act noch auszudehnen, der eine längere Dauer schwer ertragen hätte.

Die Sorgfalt und Gewandtheit, die wir dem französischen Textbuch nachgerühmt, äußert sich nicht blos im scenischen Bau, sondern noch mehr in der Diction. Die Verse sind fließend, viele Stellen sind wörtlich aus Shakespear sehr geschickt übersetzt. Vergleicht man, wie HH. Barbier und Carré diese Stellen aus dem Englischen übertrugen und wie dagegen H. Theodor Gaßmann sie deutsch wiedergab, so steht die deutsche Uebersetzungskunst wahrhaft bettelhaft hinter der französischen zurück.*) Die Deutschen sind anerkannt die ersten Uebersetzungskünstler, wo es sich um große, ernste Aufgaben handelt; was den kleinen Markt, den belletristischen Tagesbedarf, vor Allem aber die Oper betrifft, wird in der ganzen Welt kaum schlechter übersetzt, als bei uns. Wie viel kann man hierin von den Franzosen lernen! Wenn der Franzose aus dem Deutschen oder Englischen übersetzt, so pflegt er manchen Ausdruck und Satz zu ändern, vielleicht auch mißzuverstehen, aber was er niederschreibt, wird klar, fließend und gut Französisch sein. Er wird lieber vom Originale abweichen, als seine eigene Sprache von unten nach oben zu rädern. Dafür fehlt den deutschen Alltagsübersetzern jedes feinere Gefühl, das einzelne Wort wird sklavisch wiedergegeben, wie Sänger und Hörer sich dann in dem Rauderwelsch zurechtfinden, das ist ihre Sache. Gereimte Textbücher zu einer gegebenen Musik zu übersetzen, ist keine leichte Aufgabe: man vertraue sie daher nur Männern, welche Deutsch können und Musik verstehen.

---

*) Was soll man z. B. zu Versen wie folgende sagen: „Nie hab' ich Dich gereizt oder Dir gegrollt, doch lernen Dich lieben gewollt!“ (Im Französischen: „Je ne t'ai jamais offensé; Tybalt, des haines le temps est passé!“) Oder zu folgender Tristan-Isolderei: „Stets Dir nah' sein Du Engel werd' ich, — All' mein Dasein ist für Dich nur Huldigung — Durchstrahl' mein Dunkel, Du Himmelglanzumlohte!“ (Im Französischen heißt die Stelle:

„Où va mon coeur, ou vont mes yeux,
Dispose en reine de ma vie, —
Verse en mon âme inassouvie
Toute la lumière des cieux!“

Der verwundete Mercutio ruft bei Gounod aus „Soutenez moi!“ Herr Gaßmann glaubt aber, einen Fetzen aus Shakespear anbringen zu sollen und übersetzt: „Ich bin ein stiller Mann“, was hier einen gradezu komischen Effect macht. Möchten diese aufs Gerathewohl herausgestochenen Proben beitragen, die Componisten und Directoren endlich auf den Schlendrian der deutschen Textübersetzungen aufmerksam zu machen.

„Romeo" hatte in Wien einen entschiedenen Erfolg und behauptet ihn noch ungeschwächt, wenn man auch dem Publicum deutlich anmerkt, daß es sich von dieser Musik bei Weitem nicht so stark und unmittelbar elektrisirt fühlt, wie von Gounod's „Faust". Hätte „Romeo" als effectvolles Gegenbild zu den zarten Partieen ebenso viele kräftige, packende, so wäre die Wirkung der Oper fraglos. Die einzige Scene dieser Art, wo Kampf und wilde Leidenschaft sich entladen, Chor und Orchester ihre ganze Kraft einsetzen, ist die Duellscene im dritten Act. Sie hätte geradezu den Höhenpunkt der Oper bilden und ihre Massenwirkung noch in viel breiteren Dimensionen entwickeln müssen. Das Gewitter (dessen Hauptblitze man überdies aus den „Hugenotten" kennt) währt zu kurz, um die schwüle Atmosphäre nachhaltig abzukühlen. Der Ball im ersten, der Hochzeitszug im vierten Act sind nicht bedeutend genug; mit diesen Scenen ist aber Alles erschöpft, was in Gounod's Partitur eine größere Fülle und Energie der Mittel aufweist. Endlich sind die langsamen Tempi in der Oper so zahlreich und anhaltend, eine belebtere Figurirung im Orchester so selten, daß die Stimmung des Hörers gegen den Ausgang der (obendrein sehr langen) Oper nothwendig sinken muß. „Romeo" wirkt mehr durch einzelne schöne Nummern, als durch den Gesammteindruck. Zarte und geistreiche Gedanken, feine Charakterzüge begegnen uns in Fülle, und selbst wo sie stocken, folgen wir gern der gewählten Sprache, womit Unbedeutendes ausgedrückt wird. Im Einzelnen anziehend, wirkt aber „Romeo und Julie" ermüdend als Ganzes.

Und wie verhält sich Gounod's „Romeo" zum „Faust" desselben Componisten? Die französische Kritik stellte „Romeo" über den Faust, oder doch daneben. Ich bin der entgegengesetzten Ansicht und möchte den zweiten Act oder die Gartenscene aus „Faust" nicht um die ganze Partitur des „Romeo" hergeben. Der Componist war zwar sichtlich bemüht, in seinem „Romeo" ein reineres Kunstwerk in größerem, einheitlicherem Styl als „Faust" herzustellen; man mag auch anerkennen, daß grelle Theaterspectakel, wie die „Walpurgisnacht" und dgl., vermieden sind. Hingegen sprudelt der Quell musikalischer Erfindung unvergleichlich reicher im „Faust", da ist Alles frischer, eigenthümlicher. Schon das Textbuch des „Faust" sorgt durch die Mannigfalt der Scenen und Personen für eine wirksame Abwechslung der Musik, und das ist sehr wichtig bei Gounod, der einer fortwährenden Anregung durch den Textdichter bedarf. Aber wenn wir auch nur Gleiches an Gleiches halten, können wir die Liebesduette „Romeo's", also das Schönste in dieser Oper, den Gartenscenen im „Faust" nicht gleichstellen. Dabei ähneln sie zu stark diesem Vorbilde, um nicht zu ihrem Nachtheil daran zu erinnern. Die Volksscenen und die Balletmusik im „Romeo" erscheinen gegen jene im „Faust" ebenso blaß, als die Seitenfiguren Capulet, Mercutio, Stephano, Gertrud gegen Valentin, Mephisto, Siebel und Frau Marthe. Endlich ist die musikalische Form im „Faust" knapper und übersichtlicher behandelt. Der Einfluß Richard Wagner's, der im „Faust" hin und wieder leise anklopfte, ist im „Romeo" aufrecht ins Zimmer getreten. Nicht als ob

Gounod, der geschmackvolle Künstler und klare französische Kopf, Wagner bis in seine neuesten Labyrinthe folgte, aber die erprobtesten Mittel aus Tannhäuser's und Lohengrin's Hausapotheke verwendet er im Romeo mit Vorliebe: das breite uferlose Wogen der Melodie und Harmonie, die überschwänglichen Geigenunisonos im Orchester, gewisse unvermittelte Accorde folgen und dgl. Niemand wird den Componisten tadeln, daß er von den stereotypen Formen der älteren Oper sich vielfach emancipirte. Das sind Aeußerlichkeiten bestimmter Stylrichtungen und Perioden, welche vom Strom der Zeit umgebildet oder fortgeschwemmt werden. Eine bezeichnende Stelle aus einem die Oper „Romeo" betreffenden Privatbrief Gounod's lautet:

„Une cause, à laquelle j'ai voué toute la lumière de mon esprit et toutes les forces de mon coeur c'est la haine implacable de la formule, de l'enveloppe vide; c'est l'amour de la forme directement issue de l'émotion, qui en est la substance et la raison." Gounod unterscheidet hier treffend zwischen Form und Formel. Man kann nicht sagen, daß er bis jetzt dieser Ueberzeugung untreu und schlechtweg formlos geworden sei, wie R. Wagner im „Tristan", „Rheingold" und den „Nibelungen". Aber einige Schritte weiter könnten ihn leicht in jene unerträgliche, schwüle Region führen, wo die Sänger, Taubstummen gleich, nach Ausdruck ringen, während das Orchester die „unendliche Melodie" geigt und das Ohr nach einer Schlußcadenz dürstet, wie der Hirsch nach frischem Wasser. Gewisse Wendungen, die im „Faust" noch mäßig und mit schöner Wirkung auftauchten, beginnen im „Romeo" schon stereotyp zu werden. Es sind dies (abgesehen von den unendlichen Geigenmelodien) die Häufung von Nonen- und Undecimen-Vorhälten, die hartnäckige Vorliebe für den Secund-Accord und Quartsext-Accord, der sich die halbe Oper hindurch im Baß breit macht, nachdem das Ohr schon dringend den Tonica-Dreiklang verlangt u. s. w., lauter Ausdrucksmittel, welche dahin zielen, ein unbestimmtes Wogen, Wiegen und Flimmern an die Stelle plastischen Bildens zu setzen. Derlei Züge werden nur zu rasch zur Manier und erstarren dann gerade so zu „Formeln" wie die antiquirten Cadenzen der älteren Operncomponisten. Hoffentlich wird Gounod sich diesen bedenklichen Elementen in seinen künftigen Arbeiten nicht allzusehr hingeben.

Die nächste Oper, die wir von Gounod zu erwarten haben und an welcher er bereits arbeitet, ist „Francesca di Rimini", nach dem betreffenden Gesang aus Dante's „Divina Comedia" von J. Barbier und M. Carré bearbeitet. Der erste Act spielt, seltsam genug, in der Hölle: Dante erscheint mit Virgil und kehrt schließlich auf Geheiß des Letzteren zur Erde zurück. Nun beginnt auf dem Boden der Wirklichkeit das eigentliche Stück und schließt in seinem Ausgang wieder an jenes Vorspiel an, welches uns die Folgen der eben miterlebten Handlung prophetisch vorausgezeigt hatte. Die Oper dürfte in zwei Jahren in der Pariser „Großen Oper" aufgeführt werden. Die erste deutsche Aufführung hat Gounod dem Hofoperntheater in Wien bestimmt, und Frln. Ehnn bereits die Rolle der „Francesca di Rimini" zugedacht. —

# Aus einem Brief an die Herausgeber des „Salon".

Vom Verfasser der „Mondnacht."

Da haben Sie endlich die „Mondnacht". Wenn ich etwas spät damit komme, so werden Sie es mir vergeben. Die Novelle ist etwas ganz Anderes geworden, als ich zuerst beabsichtigte und mit der Idee und dem Vorwurfe wuchs auch der Umfang. Erlauben Sie mir, ehe Sie dieselbe lesen, mit Ihnen eingehender von meiner Dichtung zu sprechen.

Ich fürchte, daß dieselbe dem Rahmen einer eleganten Zeitschrift beinahe entwachsen ist; aber der „Salon" ist auch ein Organ für alle ernsten Interessen der Nation, der Gesellschaft und so hoffe ich wieder nicht ganz Unwillkommenes zu bieten.

Eben ein Blatt wie das Ihre, denke ich, müßte vor Allem jener Pruderie, jener Heuchelei den Rücken kehren, welche noch auf unserem ganzen Leben lastet, und im Norden mehr wie im Süden. Es hat mich oft schon mit Bitterkeit erfüllt, daß dem deutschen Dichter nicht gestattet werden will, gleich dem französischen oder russischen, die tiefen Probleme des Menschenlebens und der Gesellschaft in den Kreis seiner Darstellung zu ziehen, daß Bücher wie der Faust, Werther und die Wahlverwandtschaften, welche den anderen Nationen vorzugsweise Achtung vor dem deutschen Genius einflößen, in der deutschen Literatur so entsetzlich vereinsamt dastehen.

Es darf freilich verlangt werden, daß diese Fragen welche gleichsam in den Eingeweiden jedes Menschen wühlen, nur mit wirklichem Ernst behandelt werden, daß da jede Frivolität bei Seite gelassen wird; aber eine Nation, welche einen Schopenhauer hervorgebracht hat, kann sich auch in der Poesie nicht für die Dauer einer strengen und tiefen Erörterung der socialen Fragen verschließen.

Ich habe eine solche zuerst in meinem „Don Juan von Kolomea" gewagt und ich glaube sagen zu dürfen: mit Glück. Aus allen Theilen Deutschlands kamen mir zustimmende Briefe zu, von den nahmhaftesten Schriftstellern von hochachtbaren Frauen wie von einfachen Lesern, und es war nicht allein die Form, der Realismus der Darstellung, welcher Beachtung fand, sondern gerade der Inhalt, die Weltanschauung, die leitenden Ideen.

Die „Mondnacht gehört ebenso wie „Don Juan von Kolomea" einem kleinen von mir beabsichtigten Cyclus von Novellen an, welche daß Verhältniß von Mann und Weib behandeln sollen.

Diese Dichtung, ich weiß es selbst am besten, schneidet in das Fleisch der Gesellschaft; aber sie ist gewiß ebensowenig frivol wie die Novelle, die ihr vorausging und gleich dieser — um Kürnberger's

Worte zu citiren — „ein Stück Naturgeschichte des Menschen". Das Ungewöhnliche liegt wohl nicht so sehr am Sujet, als in den Ideen und der Darstellung. Die Lebensanschauung der großen slawischen Welt in Osten wird freilich auf den ersten Blick für den deutschen Leser etwas Ungewöhnliches haben; aber entspricht sie nicht in ihren Grundzügen ganz den Ideen Schopenhauer's? Findet man nicht da wie dort denselben gesunden Pessimismus, dieselbe rückhaltlose Anerkennung der Naturgesetze, dasselbe Gefühl der Nothwendigkeit, dieselbe Resignation, dieselbe Strenge des Pflichtgefühls, dieselbe tiefe Natur-, Thier- und Menschenliebe?

Wenn Turgénjew sagt: „Das Leben ist kein Scherz, kein Spiel, das Leben ist auch kein Genuß, das Leben ist eine schwere Arbeit. Entsagung, beständige Entsagung: das ist sein geheimer Sinn, das ist sein Räthselwort; nicht auf Verwirklichung seiner Ideale, sondern auf die Erfüllung seiner Pflicht soll der Mensch bedacht sein" — meint man da nicht Schopenhauer zu hören? — Dieselbe Lebensanschauung finden Sie auch bei mir, in dem „Don Juan", in der „Mondnacht", nur vielleicht noch etwas prononcirter.

Erlauben Sie mir schließlich noch ein Wort über das Wunderbare, scheinbar Phantastische, das in der Novelle liegt. Ich bin auf Zweifel gefaßt. In diesem Sinne habe ich das Vorwort an Grafen Stadion geschrieben. Die Somnambule ist vollkommen nach der Natur gezeichnet, jeder Zug ihrer Geschichte ist wahr und erlebt..

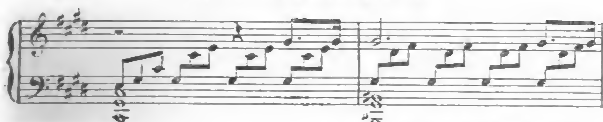


Eine ägyptische Portraitstudie.

*Von Prof. L. Richter. Gestochen von W. French.*

# Mondnacht.

Von Leopold Sacher-Masoch.



Beethoven Mondscheinsonate.
Oeuvre 27, 2.

An Emerich Grafen Stadion in Venedig.

Lieber Emerich!

Du bist vielleicht der Einzige, der meine Geschichte ganz verstehen, ganz glauben wird, denn es war ja das kleine Haus mit den düsteren Bäumen, in dem wir uns das erste Mal trafen und die Hand drückten. Du kennst die schöne bleiche Frau mit dem offenen dunklen Haar und dem kranken Herzen, die in der Mondnacht mit geschlossenen Augen ein anderes wunderbares Leben lebt, Du weißt, daß nur die Decoration und die Staffage hie und da etwas verändert, daß jeder Zug in meiner Geschichte erlebt ist; Du erinnerst Dich gewiß noch auf Alles ebenso genau wie ich, auf die pelzbesetzte Sammetjacke, die abgegriffene Ausgabe des Faust und die kleinen braunen Fauteuils, und Du weißt auch, daß sie mit geschlossenen Lidern schärfer sah als wir mit unseren offenen Augen, daß sie Jedem gleichsam das Herz aus der Brust nahm und es lächelnd vorwies wie ein anatomisches Präparat; Du hast gewiß noch den lieben kindlichen Ton im Ohre, mit dem sie zu mir sprach, mit dem sie mir im tiefen somnambulen Schlafe ihre Schicksale erzählte, so klar, so fließend, so schalkhaft oft, so bis in das kleinste Detail lebendig und gegenwärtig, wie wenn sie dieselbe aus einem höchst trefflichen Buche herauslesen würde. Du allein wirst Alles verstehen, Alles; deshalb schreibe ich Deinen Namen über diese Geschichte, die Dir ein herzlicher Gruß sein soll und eine wehmüthige Erinnerung.

Dein

Gratz, 12. März 1868. Leopold.

---

Es war eine klare, warme Augustnacht. Ich kam vom Gebirge herab, die Flinte auf der Schulter, mein großer schwarzer englischer Wasserhund ging müde Schritt für Schritt hinter mir und ließ die Zunge hängen. Wir waren vom Wege abgekommen. Mehr als einmal stand ich still, blickte umher und suchte mich zurecht zu finden. Dann setzte sich mein Hund regelmäßig nieder und sah mich an.

Vor uns lag ein sanftes bewaldetes Hügelland. Ueber den blauschwarzen Bäumen stand der volle rothe Mond und warf ein grelles Feuer auf den dunklen Himmel. Groß und ruhig floß der weiße Strom der Sterne von Osten gegen Westen, tief am nördlichen Horizonte stand der große Bär. Zwischen den nahen Weidenstämmen stieg ein leichter durchsichtiger Dunst von dem kleinen Sumpfe auf, welcher in mattem grünen Schimmer zitterte, eine Rohrdommel stöhnte im Schilf. Wie wir vorwärts schritten, füllte sich die Landschaft immer mehr mit Licht. Zu beiden Seiten traten die düsteren Baumwände langsam zurück und vor uns wogte die Ebene, ein grünes schimmerndes Meer, auf dem ein weißer Edelhof mit seinen großen Pappelbäumen wie ein Schiff mit vollen Segeln schwamm. Von Zeit zu Zeit zog ein sanfter Luftstrom durch Halme und Blätter und mit ihm ein wunderbarer Ton. Als ich näher kam, entfaltete er sich in schwermüthiger Schönheit. Es war ein gutes Piano und eine geübte feine Hand spielte die Mondscheinsonate von Beethoven. Mir war es als werfe eine wunde Menschenseele ihre Thränen auf die Tasten. Eine verzweifelte Dissonanz — dann schwieg das Instrument. Ich war kaum hundert Schritte von dem kleinen einsamen Edelhofe entfernt, dessen finstere Pappeln trübselig rauschten. Ein Hund rasselte traurig an seiner Kette, ein fernes Wasser sang einförmig, weinerlich durch die Nacht.

Jetzt erschien eine Frau auf der Freitreppe, stützte beide Arme auf das Geländer und blickte hinab. Es war eine hohe schlanke Gestalt. Ihr bleiches Gesicht leuchtete im Mondlicht wie Phosphor, das dunkle Haar in einen üppigen Knoten geschlungen floß ihr über die weißen Schultern. Sie hörte meine Schritte, richtete sich auf und wie ich am Fuße der Treppe stand, heftete sie ein paar große nasse dunkle Augen auf mich. Ich erzählte meine Geschichte und bat um ein Nachtlager.

„Alles was unser ist", sprach sie mit tiefer, weicher Stimme, „steht Ihnen zu Diensten; wir haben so selten die Freude, einen Gast zu bewirthen. Kommen Sie."

Ich stieg die morschen hölzernen Stufen empor, drückte die kleine zitternde Hand, welche die Herrin mir entgegenstreckte und folgte ihr durch die offene Thür in das Haus.

Wir traten in ein großes viereckiges Zimmer mit weißgetünchten Wänden, dessen ganze Einrichtung in einem alten Spieltische und fünf hölzernen Stühlen bestand. Dem Spieltische fehlte ein Bein, statt dessen war einer der problematischen Stühle untergeschoben und stützte mit aufgeschichteten Ziegelsteinen die schwankende Platte. An dem Spieltisch saßen vier Männer beim Taroc. Der Gutsherr, ein kleiner Mann mit stumpfen, festen Zügen, kleinen tiefen blauen Augen, einem kurzen, trockenen Schnurrbart, kurzgeschorenem blonden Haar erhob sich, mich zu begrüßen, hielt die Pfeife mit den Zähnen fest und bot mir die Hand. Während ich meine Geschichte und meine Bitte wiederholte, ordnete er seine Karten und nickte zustimmend mit dem Kopfe, dann saß er wieder auf seinem Stuhle und nahm nicht weiter Notiz von mir.

Die Edelfrau hatte einen Sessel aus dem Nebenzimmer geholt und für mich an die gefährliche Ecke gesetzt, dann verließ sie uns, um ihre Anordnungen zu treffen, und ließ mir Muße, die Gesellschaft zu betrachten.

Da war zuerst der russische Pfarrer aus dem nächsten Dorfe, ein Athlet an Knochenbau und Muskelkraft mit dem Nacken eines Stiers, einem blöden versoffenen Gesicht, auf dem der Schnaps in allen Nuancen von Roth brannte. Er lächelte immerfort mitleidig und stopfte zuweilen aus einer hohen ovalen Rindendose Tabak in seine platte aufgestülpte Nase, zog dann ein blaues Tuch mit phantastischen türkischen Blumen aus der Brust und wischte sich den Mund. Neben ihm saß ein Nachbar unseres Wirthes, ein lockerer Pächter in schwarzem Schnürrock, welcher unermüdlich leise durch die Nase sang und die stärksten geschwärzten Cigarren rauchte. Der dritte war ein Husarenofficier mit dünnem Haar und starrem schwarzen Schnurrbart. Der lag da im Quartier und hatte es sich bequem gemacht. Er war ohne Cravatte, im offenen Sommerkittel mit verschossenen Aufschlägen, verzog keine Miene beim Spiele, nur dampfte er furchtbar, wenn er verlor und trommelte zu gleicher Zeit mit der rechten Hand auf dem Tische. Man lud mich ein mitzuspielen. Ich entschuldigte mich durch Müdigkeit. Wir bekamen bald etwas kalte Küche und Wein.

Die Edelfrau kehrte zurück, nahm in einem kleinen braunen Fauteuil, den der Kosak hereinrollte, Platz und zündete sich eine Cigarette an. Sie nippte aus meinem Glase und reichte es mir mit einem anmuthigen Lächeln. Wir plauderten von der Sonate, welche sie mit so viel Verständniß gespielt hatte, von dem neuesten Buche Turgénjews, von der russischen Schauspielergesellschaft, die in Kolomea einige Vorstellungen gegeben hatte, von der Ernte, den Gemeindewahlen, von unseren Bauern, die Kaffee zu trinken beginnen und wie die Zahl der Pflüge im Dorfe zugenommen habe seit der Aufhebung der Unterthänigkeit. Sie lachte und warf sich in ihrem Sessel herum. Der Mond schien gerade auf sie.

Plötzlich wurde sie still, schloß die Augen, klagte nach einer Weile über Kopfweh und ging auf ihr Zimmer. Ich pfiff meinem Hunde und zog mich gleichfalls zurück.

Der Kosak führte mich durch den Hof. Auf einmal stand er still und blickte mit einem tölpelhaften Lächeln in den Mond. „Was das für eine Macht hat über Menschen und Vieh“, sagte er. „Unser Betyar heult ihn die ganze Nacht an und der Kater macht Musik auf dem Dache, und wenn er unserer Köchin ins Gesicht scheint, spricht sie aus dem Schlafe und wahrsagt. So wahr ich meine Mutter liebe.“ —

Mein Zimmer lag rückwärts nach dem Garten, von dem aus eine schmale Terrasse bis zu meinem Fenster emporstieg. Ich öffnete es und lehnte mich hinaus.

Der volle Mond goß aus erhabener Höhe sein feierliches, heiliges

Licht in die Landschaft, er schwebte rein und wolkenlos über mir, die räthselhafte Welt seiner Oberfläche lag nur wie ein matter Duft, wie die zarte Zeichnung einer von innen erleuchteten Krystalllampe auf seiner Scheibe. Ueber den tiefblauen Himmel flog nicht ein Wölkchen, schwamm nicht einmal jener leichte glänzende Dunst, der von Mondlicht durchwoben ihn mit geheimnißvollen Schleiern verhüllt. Die Sterne blitzten nur hin und wieder wie kleine verlöschende Funken auf. Endlos, träumerisch stumm, streckte sich die heimatliche Fläche gegen Osten. Große milchweiße Maiskolben neigten sich über den Gartenzaun zu mir herüber und weit hinaus lehnte sich Feld an Feld wie auf einem ungeheuren Schachbret, weißer Roggen wechselte mit braunem Buchweizen und dunklem Weideland. Da und dort drängten sich schwarze Garben wie kleine Bauernhütten zusammen. Ein Feuer brannte einsam am Horizonte und trieb seinen silbergrauen Rauch still und langsam aufwärts. Schatten glitten über dasselbe und verschwanden, und näher zu mir klangen von Zeit zu Zeit dumpfe Glöckchen, und Pferde, mit zusammengebundenen Vorderfüßen grasend, tauchten seltsam auf und ab. Und wo die Sense hell und scharf erklang, leuchteten mächtige Heuschober in feuchtem Dunst, lag die Wiese in nassem Schimmer, streckten sich magere schwarze Ziehbrunnen, standen dunkle Maulwurfshügel wie ein ferner Festungsgürtel. Und dort zerschnitt der schnelle blitzende Bergfluß die Gegend, von Sümpfen wie von Stücken eines zerbrochenen Spiegels umgeben.

Durch den Garten ging unhörbar auf sammetnen Pfoten eine weiße Katze, sie schimmerte wie Schnee zwischen den hohen Gräsern, welche sich nur leise bewegten und gab manchmal jenen traulichen sehnsüchtigen Ton, ähnlich dem Gurren einer Taube, dem eigensinnigen Weinen eines verschlafenen Kindes. Sie sprang über den Zaun und tauchte nach einer Weile links am Fuße des Dammes auf, welcher wie der Trümmerrest eines Tartarenwalles vom Edelhofe zu dem Dorfe lief. Sie erkletterte ihn geräuschlos und saß jetzt leise klagend an dem Ufer des Teiches, in dessen mattem silbernen Spiegel sie sich zu betrachten schien. Großblätterige Wasserlinsen spannten über denselben einen grünen, gleich einem Spitzentuche regelmäßig durchbrochenen Ueberzug, aus dem weiße und gelbe Seerosen wie bunte Flammen im blauem Mondlicht emporloderten.

Jetzt dehnte die kleine verliebte Nachtwandlerin die weichen Glieder und ging leise an dem hohen blanken Schilf, den bleichen Wasserlilien, dem Kahn, der an seiner Kette ächzte, dem schlafenden Schwan vorüber, gegen den tiefen dampfenden Wald, welcher, vom Mond beglänzt, wie eine glatt polirte Wand dastand. Rings um die feuchtglänzenden Büsche, welche den Teich, den Fluß umsäumten, sangen die Nachtigallen und jetzt schluchzte eine ganz nahe, im Garten, so süß, so herzzerreißend. Die schweren Obstbäume dämpften mit ihren zahllosen schwarzen Blättern das klare Licht des Mondes und doch leuchtete jedes Gras, und jede Blume sprühte ein magisches Feuer; so oft die Luft leise durch den

Garten strich, rieselte flüssiges Silber über den Rasen, die Kieswege, die Himbeersträuche unter meinem Fenster; der rothe Mohn begann zu brennen, die Melonen lagen wie goldene Kugeln in den grünen Beeten, die Wasserkufe schien mit Silber gefüllt, der Flieder, von Leuchtwürmern bedeckt, stand im feuchten Dunst wie der brennende Busch Mosis und Leuchtkäfer flogen wie Funken aus demselben empor. Die Geisblattlaube mit Mondlicht gefüllt und von Jenen erleuchtet, erhob sich aus dem Garten wie eine Kapelle, in der die ewige Lampe brennt. Berauschender Duft von Flieder und Thymian stieg auf und manchmal trug ein Lüftchen den frischen Heugeruch der Wiesen herüber.

Die ganze Natur dämmerte leise im keuschen Licht der Mondnacht und schien nach Ausdruck zu ringen. Das Wasser sang einförmig fort, die Luft schlug von Zeit zu Zeit die Blätter der Bäume zusammen, die Nachtigallen schluchzten, die Grashüpfer schwirrten, da und dort schnarrte ein Laubfrosch, in dem Fensterstock, auf dem ich lag, pochte emsig der Holzwurm und über meinem Haupte zwitscherten in ihrem heiligen Nest die Schwalben. Und jetzt begann die Mondnacht zu tönen, Licht, Duft und Melodie wurden Eins: die Edelfrau spielte die Mondscheinsonate. Mir wurde wunderbar still zu Muthe und wie sie zu Ende war, schwiegen die Bäume, die Nachtigallen, nur der Holzwurm pochte fort.

Strenge Unbeweglichkeit, tiefe Stille in der weiten Landschaft, bis sich ein scharfer frischer Wind erhob und abgerissene Accorde eines schwermüthigen Liedes zu mir trug.

Es waren die Schnitter, welche die kühle helle Nacht benutzten und emsig arbeiteten; ich sah sie im Mondlicht deutlich wie Ameisen auf dem gelben Felde herumkrabbeln. —

Alles schweigt jetzt, nur der Mensch ist wach in seinem Elend und müht sich ab im Schweiße seines Angesichts um dies traurige lächerliche Dasein, das er gleich heftig liebt und verachtet.

Sein ganzes Denken ist mit blindem Eigensinn vom dämmernden Morgen bis in Nacht darauf gerichtet, sein Herz zieht sich wie in einem Krampfe zusammen, sein armer Kopf beginnt zu fiebern, wenn er dasselbe bedroht oder sich das, was er für die Genüsse, den Werth desselben hält, verkürzt, geraubt sieht, und noch im Schlafe arbeitet sein Hirn fort für Morgen und Uebermorgen und immer weiter, und im Traume quälen ihn die Bilder des Lebens. Sein Wesen zeigt eine immerwährende Unruhe, sich dasselbe zu sichern und zu befestigen, er baut und trägt zusammen für die Ewigkeit, ob er mit seinem Pfluge diese lockere Erde aufwirft, die den ewig kochenden Herd seines Daseins deckt, oder mit seinem kleinen Fahrzeug durch das Weltmeer steuert, ob er den Gang der Sterne beobachtet oder die Geschicke und Vergangenheit seines Geschlechts mit kindischem Fleiße zusammenschreibt — er studirt, ersinnt, entwirft und erfindet nur, um seine traurige Maschine im Gange zu erhalten, er giebt seine besten Gedanken zu jeder Stunde um ein Stück Brod. Leben will er vor Allem, Leben und Nahrung für das elende Lämpchen, das jeden Augenblick zu erlöschen droht für immer.

Und deshalb seine Angst, sein Leben fortzusetzen in neuen Geschöpfen, denen er das Testament seiner Freuden hinterläßt und die Nichts erben als seine Schmerzen, seine Kämpfe, seine Leiden. Wie er sie liebt, seine Erben, sie hütet und pflegt und aufzieht, als wäre sein liebes Ich verdreifacht, verzehnfacht!

Und ebenso erfinderisch er ist, sein Dasein fortzusetzen und nach seiner Weise auszubeuten, ebenso rastlos und rücksichtslos zeigt er sich das Dasein aller Anderen zu gefährden, zu bedrohen, für sich zu plündern. Er betrügt, er stiehlt, er raubt, er mordet ohne Unterlaß. Weitläufige, wahnsinnige Theorien stellt er auf, um ganze Geschlechter seiner Brüder schutzlos seiner Selbstsucht zu unterwerfen. Ohne Bedenken hat er das Thier, hat er Menschen anderer Farbe, anderer Sprache verworfen und gebrandmarkt, und Alles nur, um zu leben auf Kosten der Lebendigen.

Ein ewiger blutiger Krieg, heute still von Herd zu Herd, von Esse zu Esse, morgen laut und lärmend auf Schlachtfeldern und Oceanen, und immer unter heiligen, betrügerischen Fahnen, und immer ohne Erbarmen und ohne Ende. —

Und doch bist du herbe, heilige Entsagung, ist dein sicherer Friede das einzige Glück, das uns beschieden ist, Ruhe, Stille, Schlaf und Tod; und warum schaudert uns doch so vor ihm, der alle Zweifel löst und alle Schmerzen stillt! warum flackert das Lämpchen in unserer Brust so ängstlich, wenn der eisige Hauch der Vernichtung es anweht? Wie wir uns anklammern an unsere Erinnerungen, wie wir nur fortleben wollen in uns selbst! Sich nicht mehr erinnern, nicht mehr weiter denken, nicht mehr träumen! Da faßt es die Creatur so angstvoll, so verzweifelt, da kommt jenes tiefe unheilbare Grauen über sie in schweigsamen Nächten.

Unheilbar? Nein. Doch heilbar, aber nur durch den Gedanken. Sein Licht hält uns aufrecht überall; es leuchtet kalt und hell, aber nicht unfreundlich in Nacht und Abgrund und allmälig erhellt es unsere Seele, zerstreut die Schatten, die uns ängstigen und macht uns bescheiden, friedfertig und ruhig. —

Und wie das stille, weiche Licht der Mondnacht in meine Seele fällt, steigen bekannte liebe Gestalten verklärt vor mir herauf und wie verbannte Götter ziehen die geweihten Ideale vergangener Zeit vorüber, gleich stillen großen weißen Wolken. Wesen, die ich geliebt, und die jetzt in Kälte oder Haß von mir getrennt, oder lange schon die Erde deckt, und jene erhabenen Traumbilder einer kühnen goldenen Jugend, er, der zu seinem Volke sprach in Blitz und Donner auf dem Berge Sinai, und jener größere, der, die Dornenkrone auf dem Haupte, das Kreuz der Menschheit auf den blutigen, zerfleischten Rücken lud. Zerstückte Nebel flattern im Mondlicht wie theure, alte, längst zerrissene Fahnen, um welke Blumen und verdorrte Kränze. Und ein geliebtes Weib, mit üppigen blonden Flechten und holdem Mädchenantlitz sieht mich mit treuen sehnsüchtigen Augen an, und immer neue Träume bekommen Leib und Glieder, und immer neue heilige Gedanken! Das Mondlicht brennt

in tausend blauen Flammen, die gleich Opferkerzen gen Himmel lodern, der Duft der Mondnacht schwebt wie Weihrauch empor, der Wald rauscht in tiefem feierlichen Orgeltone. —

Ich kehre mich ab.

Mir graut endlich vor diesen schimmernden Träumen, diesen lügenhaften Idealen einer gedankenlosen, daseinstollen Jugend.

Die Wirklichkeit ist rauh aber ehrlich. Es ist eine Lüge, daß die Natur nichts von dir wissen will. Sie ist in ewigem Wechsel stets unveränderlich und zeigt dir heute noch dasselbe kalte, finstere, aber mütterliche Antlitz wie vor tausendmal tausend Jahren. Du aber hast dich von ihr losgerissen, du betrachtest sie mit Gleichgiltigkeit, du verachtest ihre Kinder, deine Brüder, die geringer sind wie du, du hast dich über sie erhoben und hängst jetzt wie der Faust der Polen zwischen Himmel und Erde. Und doch nähren ihre tausend Brüste den lieblosen Sohn und ihre Arme sind stets geöffnet, dich wieder aufzunehmen. Ihre strengen Gesetze stehen ringsum aufgerichtet auf ehernen Tafeln, du kannst sie überall herablesen, wenn du von ihr lernen willst. —

Wieder tönte das Lied der Schnitter, die Gräser schossen im Mondlicht wie Flammen durcheinander, der Wald rauschte majestätisch. Die Luft war herb und frisch.

Ich kleidete mich langsam aus, untersuchte meine Flinte, stellte mir sie zu Häupten in die Ecke und warf mich auf das klösterliche Bett, das an der kahlen Wand stand. Mein Hund streckte sich, wie immer, vor dasselbe, sah mich noch einmal an mit treuen verständnißvollen Augen, schlug den Boden mit der Ruthe und bettete dann seinen Kopf auf den müden Vordertatzen. Immer langsamer schlug er den Boden, immer tiefer wurden seine Athemzüge, jetzt seufzte er, er träumte. Das Fenster blieb offen.

Auch ich träumte noch einige Zeit mit offenen Augen, dann wohl im Schlafe. Ich war müde und bald kam jenes wohlthuende Selbstvergessen über uns, das uns ein freundlicher Vorbote des Todes ist. —

Wie lange ich gelegen, weiß ich nicht.

Plötzlich hörte ich ein seltsames Geräusch, erst im halben Schlafe noch, dann deutlich, mit offenen Augen. Der Hund regte sich, hob den schönen Kopf mit den wachsamen Augen, zog Luft ein und schlug dann kurz und heiser, wie auf Hochwild an. Ich war vollkommen wach geworden, meine Hand hatte ich unwillkürlich um den kalten Lauf meiner Flinte gelegt.

Eine tiefe Stille war in der Natur, welche nur schwer und traurig zu athmen schien, dann wieder jenes seltsame unheimliche Geräusch, ein geisterhaftes Schweben, ein Rauschen wie von schleppenden Gewändern.

Und jetzt — mit einem Male — stand eine hohe weiße Gestalt im offenen Fenster. Ein Weib mit königlichen Gliedern, von leichten, wogenden Stoffen kaum verhüllt, das Gesicht von mir abgekehrt, erschien sie im kalten Lichte des vollen Mondes wie durchsichtig. Ihre ausgestreckte Hand war wie von einer rothen Flamme beleuchtet.

Mein Hund sträubte die Haare, schauderte, zog sich langsam zurück und winselte. Ich faßte meine Flinte und bereitete mich zum Schusse. Ich weiß heute noch nicht warum. Ich that es instinctmäßig. Mir war unheimlich kalt am ganzen Leibe.

Der Hahn knackte.

In demselben Augenblick wendete sie ihr Haupt zu mir.

Es war die Gutsfrau. Ihr aufgelöstes schwarzes Haar fluthete nun über ihr weißes Nachtkleid herab. Ihr Antlitz war noch bleicher und schien zu leuchten wie die Scheibe des Mondes. Sie lächelte und winkte mir mit der Hand. Und jetzt sah ich erst, daß ihre Augen fest geschlossen waren. Ein tiefer Schauer kam über mich. Sie schien durch die geschlossenen Augenlider in das Zimmer und auf mich zu blicken und zu zögern.

Als ich mich aufrichtete, winkte sie mir nochmals, legte den Finger auf die Lippen, blickte mit geschlossenen Augen noch einmal zurück und stieg dann herab in das Zimmer. Ohne mich zu beachten, ging sie langsam durch dasselbe, an mir vorbei, mit sicherem festen Schritt und kummervoll gesenktem Haupte und ließ sich langsam zu Füßen meines Bettes auf die Knie nieder. Ihre rechte Hand ruhte auf der Pfoste, sie selbst sank herab, in sich zusammen und preßte ihre Stirn gegen das rohe Holz. So lag sie einige Zeit, dann begann sie leise zu weinen.

Mich hat das Weinen einer Frau nie besonders ergriffen; aber sie weinte so bitterlich, so aus der Tiefe ihrer Brust, wie ein Thier, das nicht reden kann, daß ich mich erschüttert zu ihr hinabbeugte.

„Er ist todt, ich weiß es“, begann sie leise mit einer Stimme, die mir in die Seele schnitt, „sie haben ihn außer der Mauer des Kirchhofes begraben wie einen Selbstmörder, und ich möchte zu ihm.“ Sie stützte den Kopf in die Hand und seufzte. „Aber es ist so weit, weit“, wiederholte sie mit trockenem halberstickten Ton. „So komme ich hier zu ihm. Er ist auch da.“

Hierauf erhob sie sich und tastete sich langsam längs der leeren Wand hin, als fürchte sie jeden Augenblick, die Füße könnten ihr den Dienst versagen. Dann kehrte sie sich plötzlich zu mir, schien mich lange aufmerksam anzusehen und schüttelte dann den Kopf. „Er ist nicht da“, sagte sie kurz und fest, „er ist todt.“ Zugleich begann sie am ganzen Leibe zu beben, mit den Zähnen zu knirschen. und warf sich mit einem dumpfen Schrei zu Boden, mit dem Gesicht, zur Erde. Da lag sie nun vergrub die Hände in ihrem Haar und schluchzte laut. Dann leise und immer leiser.

Jetzt war sie ganz still.

Sie regte sich nicht einmal.

Ich machte eine Bewegung, um ihr zu Hülfe zu eilen, da richtete sie sich auf. Ihr Antlitz war merkwürdig sanft geworden und schien von innen heraus, gleichsam von einem Lächeln verklärt. Wie sie sich erhob, war es als schwebe sie langsam feierlich empor, ihre Füße schienen zuletzt nicht mehr den Boden zu berühren. Unhörbar leise schwamm sie wie

mit geschlossenen Füßen über die Diele und stand jetzt still, ruhig, von blauen Strahlen umflossen gegen den Mond.

Sie blickte zu ihm empor und sprach zu mir.

„Was wird der Leopold von der Olga denken?“ sagte sie mit wehmüthiger Milde. Sie sprach von sich und mir in der dritten Person und nannte jedes mit dem Taufnamen. Ich schwieg, betrachtete sie und das Herz stand mir still. Sie war offenbar somnambul oder, wie unsere Bauern sagen: „mondkrank“. Noch immer hielt ich das Gewehr gedankenlos im Arme. Sie trat näher und streckte die Hand darnach aus. Ich wich erschreckt zurück. Ein Lächeln spielte fast muthwillig um ihre Lippen. „Der Leopold darf unbesorgt sein“, sagte sie, „er kann der Olga die Flinte geben, sie sieht ja mehr wie er.“

Und wie ich das Gewehr gegen die Wand hielt, zog sie die Brauen zusammen und riß es ungeduldig an sich, wie Jemand, der böse wird, weil man ihm etwas nicht zutraut und beweisen will, daß man damit im Unrecht ist. Mit einer raschen elastischen Bewegung wich sie zurück und hielt jetzt das Gewehr, das Rohr aufwärts, wie ein Jäger auf dem Anstand.

„Nun“, sprach sie, „was ist da für eine Gefahr dabei?“ ließ vorsichtig den Hahn herab und stellte die Flinte ruhig in die Ecke.

Ich athmete auf.

„Der Leopold darf nicht schlecht von der Olga denken“, begann sie, wieder das Antlitz zum vollen Mond erhoben, „ich bitte ihn“, rief sie, und schon kamen ihr die Thränen, sie kniete nieder und hob die Arme zu mir empor. „Er darf nichts erzählen, Niemandem“, fuhr sie geheimnißvoll, leise fort, „auch der Olga nicht, sie würde sich das Leben nehmen vor Scham.“

„Niemandem“, sagte ich. Meine Stimme zitterte.

„Niemandem“, wiederholte sie feierlich.

Tief bewegt beugte ich mich zu ihr hinab und wollte sie aufheben. Sie schüttelte das schöne geisterhafte Haupt und ließ es dann langsam auf die Brust herabsinken. „Er muß jetzt Alles erfahren, Alles“, murmelte sie vor sich hin. „Alles.“

„Nein“, rief ich, „erzähle nicht, wenn es etwas ist, was Dir Pein macht. Ich will Dein Geheimniß nicht.“

„Er müßte an der Olga irre werden, ja er zweifelt jetzt schon“, erwiederte sie traurig, „die Olga ist nicht leichtfertig, aber unendlich unglücklich. Ich muß ihm jetzt Alles sagen. Aber er wird dann schwören. Wird er?“ Sie fragte ohne aufzublicken.

„Ja“, sagte ich.

Plötzlich kroch der Hund hervor, beroch sie, stieß ein kurzes heiseres Bellen aus und bleckte die Zähne. Sie legte sich zu ihm hinüber und begann ihn zu streicheln. Er zitterte und zog sich scheu unter das Bett zurück.

„Ich muß, ich muß“, seufzte sie dann, „nur so kann es gut enden, nur so. Ich will nicht, daß der Leopold schlecht von der Olga denkt, sie

ist ja so arm. „Sie rutschte auf den Knieen bis zu mir und legte den Kopf an die Pfoste. Die Hände hatte sie demüthig wie eine Sklavin auf der Brust gekreuzt. „Ich weiß, er wird die Olga verstehen; darum erzähl' ich ihm."

Mich schüttelte ein leises Fieber.

„Er kann ruhig sein", flüsterte sie zutraulich; „es ist von keinem Verbrechen die Rede. Die Olga hat mit Willen Keinem ein Leid gethan. Ihre Geschichte ist einfach traurig, weiter Nichts. Er darf nicht weinen."

Ich lehnte mich an die Wand zurück und sah sie an, meine Augen brannten, mein Gaumen war ganz trocken.

„Ich erzähle ihm gerne", begann sie mit einer gewissen schwermüthigen Grazie, „er kennt die Natur des Weibes —"

Ich nickte unwillkürlich.

„Die Olga hat keine Sünde auf sich als daß sie ein Weib ist und daß sie erzogen wurde wie man ein Weib erzieht, zum Genuß, nicht zur Arbeit, gleich dem Mann. Die Frau ist ein Geschöpf für sich", fuhr sie fort, — die Worte flossen ihr vom Munde; „sie hat sich nicht so losgerissen von der Natur und ist um ebensoviel schlechter und auch besser als der Mann. Das heißt, was die Menschen so gut und böse nennen."

Sie lächelte.

„Von Natur aus denkt aber Jeder nur an sich und so kennt das Weib in der Liebe zuerst nur den Nutzen und die Eitelkeit. Sie muß vor Allem leben und kann ohne alle Mühe leben, indem sie dem Vergnügen des Mannes dient, das ist die Macht des Weibes und das ist auch ihr Elend. Nicht? —

„Die Liebe ist ihr ein Luxus, den sich der Mann gestatten kann, für sie ist sie das tägliche Brod. Aber Jeder, wenn er sein Leben fristet, will dann noch etwas mehr, er will dies zusammengeflickte Selbst, auf das er gar so stolz ist, so weit als möglich über Andere erheben. Die Frau hat ihren Ehrgeiz wie der Mann, aber sie braucht sich nur zu zeigen und sieht Sklaven und Götzendiener zu ihren Füßen, sie braucht nicht erst zu handeln, zu leisten, zu schaffen wie der Mann. Sie braucht auch Nichts zu lernen, sie lernt schön sein; was braucht sie mehr?

„Und kommt dann einmal die Zeit, wo sie begreift, was ein Mann, was die Liebe eines Mannes ist, dann erfaßt sie eine namenlose Angst zu lieben und geliebt zu werden, dann, wenn es längst zu spät ist, und ihr Schicksal bricht über sie herein.

„O! Elend ohne Hoffnung, ohne Aufschwung, ohne Befreiung!

„Die Olga wäre eine gute Frau geworden, sie hat einen offenen Kopf und ein redliches Herz, aber so! — —

„Man muß das Weib erziehen wie den Mann, dann wird es eine Gefährtin des Mannes sein. Er zweifelt?"

Ich zweifelte wirklich.

„Es bekommt uns nicht gut, wenn wir uns von der Natur entfernen", sagte ich, indem ich gleichsam laut dachte; „das Weib soll lernen

eine gute Mutter zu sein. Alles Andere ist Träumerei, oder Betrug und Schwindel."

„Glaubt er?" entgegnete Olga, ohne ihre Stellung oder den Ausdruck ihrer Rede zu verändern. „Und der Mann wäre dann nur dazu da, Nahrung zu schaffen, sich, seinem Weibe, seinem Kinde?"

„Am Ende läuft doch Alles darauf hinaus", rief ich.

„Der Mann ist ein Anderer geworden im Lauf der Zeiten", sprach sie sanft, „er hat das Thier weit hinter sich gelassen, und der Mann, der denkt, ersinnt, erfindet, der Künste, Wissenschaften hat, braucht auch ein anderes Weib als jener, der vor Tausenden von Jahren geerntet hat ohne zu säen, und sein Wild erwürgt hat, wie der Wolf. — Aber ich will ihm eine Geschichte erzählen.

„Ich werde ihm Alles sagen, Alles erzählen, wie es kam. Ich sehe Alles so klar vor mir, die Dinge sind mir wie durchsichtig und ich sehe den Menschen in die Brust hinein, und die Olga sehe ich auch vor mir wie eine Fremde, ich liebe sie nicht, und hasse sie auch nicht."

Sie lächelte wehmüthig.

„Ich sehe sie vor mir als Kind.

Sie war ein hübsches kleines Mädchen mit runden braunen Armen, dunklen Locken, großen fragenden Augen. Der alte Iwan, ein Hofknecht, der immer nach Schnaps roch und rothe Augen hatte wie vom Weinen, ging nie an ihr vorüber, ohne sie auf den Arm zu heben und zärtlich auf die Waden zu klopfen.

Einmal stand sie auf der Freitreppe. Drinnen saß neben der Mutter auf dem verschossenen gelben Divan ein junger Gutsbesitzer aus der Gegend, der von den Frauen sehr gerne gesehen war. Die Fenster waren offen und sie hörte seine Stimme. „Ja, die kleine Venus, Sie können ihren Stolz haben mit dem Kinde. Das wird einmal ein Weib"; und die Olga wußte, daß von ihr die Rede war, wurde über und über roth und lief in den Garten. Dort ging sie still zwischen den Blumen hin, pflückte Rosen, Levkojen und Nelken, befestigte sie in ihrem Haar und betrachtete sich dann aufmerksam und stolz in dem kleinen Bassin. Ueber demselben stand eine Göttin der Liebe aus weißem Stein. Sie blickte zu ihr empor und dachte: „Wenn ich groß bin, werde ich so schön sein wie du." —

An Winterabenden in der grauen Stunde, bei dem großen grünen flackernden Ofen, erzählte die gute Amme Kajetanowa den Kindern Märchen. Dabei hockte sie tief in den schwarzen Lehnstuhl, in dem die Kinder den Großvater sterben sahen, und welcher für dieselben seitdem etwas Ehrwürdiges und Schauerliches hatte. Je weiter die Dämmerung fortschritt, je mehr das freundliche, rosige Gesicht der Kajetanowa in den Nebel zurücksank und nur ihre blauen Augen geisterhaft leuchteten, um so fester drängten sich die Kinder zusammen, um so leiser wurde der Ton, in dem sie flüsterten. Dann legte Olga ihren Kopf auf den Schooß der Amme, schloß die Augen und sah Alles wirklich geschehen. Sie war dann immer die schöne Czarewna, welche auf dem Rücken des silberweißen

Schwans über das schwarze Meer schwamm, oder von dem geflügelten Rosse zu den Wolken emporgetragen wurde, und kein Anderer durfte um sie werben, als der Czarewitsch, und wie sie einmal das Märchen von dem dummen Iwas' hört, dem Bauer, welcher die Königstochter heimführt, da richtet sie sich plötzlich auf und ruft zornig: „Ich bin nicht die Königstochter, Kajetanowa!" —

Im Sommer dagegen, wenn die Kinder aus dem Hofe am Abende unter den Pappeln spielten und die Olga dazu kam, spielten sie dann Hochzeit. Einer der Burschen machte den Geistlichen. Die Olga hatte einen Kranz aus Eichenblättern und stellte die Braut vor. „Du mußt mindestens ein Graf sein", sagte sie zu dem kleinen Bräutigam, „sonst heirathe ich Dich nicht, ich bin zu schön für einen Schlachtschitsch." (Kleiner Edelmann).

Sie wuchs heran, schoß groß und schlank auf, hüstelte etwas, hielt sich ein wenig vor. Welche schwere Sorge für eine Mutter. „Olga", sagte diese mehr als einmal, „Olga Du wirst schief, Du bekommst keinen Mann, wirst vom Nähen leben müssen wie die bucklichte Celesta". Kamen die Frauen aus der Nachbarschaft zu ihrer Mutter und saßen um den Theetisch, so bediente Olga, trug kaltes Fleisch und Backwerk auf. Sie war ein halbgewachsenes Mädchen mit feinen Spitzen an den Höschen unten und langen dicken Zöpfen über dem Rücken. So oft die Frauen dann von ihren Töchtern oder anderen Mädchen sprachen, von ihrer Zukunft und Versorgung, dann war stets nur von Heirath die Rede, wie bei einem Manne von seinem Amte, seiner Anstellung. Die Tochter des Pfarrers bildete sich in der Hauptstadt zur Erzieherin aus.

„Natürlich", hieß es, „die Arme ist so häßlich, es fehlen ihr auch die vorderen Zähne, was bleibt ihr übrig?" Einmal kam sie im Sommer auf Besuch und man war erstaunt, was sie für Kenntnisse in der Geographie, Geschichte, Naturwissenschaft, in fremden Sprachen hatte; aber die Olga lernte nur tanzen, reiten, singen, Clavier spielen, zeichnen, etwas sticken und französisch, Alles, was so einem Manne Vergnügen machen kann bei einer Frau, Nichts was ein Brod sichert. Dazu kamen die guten Lehren der Mutter. „Wirf mir die Augen nicht so herum, wenn ein Mann zu Dir spricht, antworte artig aber kurz und suche das Gespräch bald abzubrechen. Je kostbarer Du dich selbst machst, um so höher wird man Dich schätzen." — Spricht man von einer Waare etwa anders? Immer wurde ihr gesagt, sie sei das hübscheste Mädchen in der ganzen Gegend und als die Eltern sie auf den ersten Ball geführt hatten, wurde sie allgemein eine Schönheit genannt, die nicht ihres Gleichen habe. Dann wurde sie jedesmal, wenn man zu Nachbarn fuhr oder Sonntags zur Kirche ging, gehörig herausgeputzt, wie man den Pferden die Mähne mit Bändern durchflicht, wenn man sie auf den Markt führt. Die Mutter sah das Geld nie an, wenn es einen Anzug für ihre schöne Tochter galt. Wenn die Olga in einer Gesellschaft eintrat, bemerkte sie, wie Alles flüsterte, sie sah die leuchtenden Augen der jungen Männer, sie hörte ihre Reden, die von Süßigkeit überflossen,

und nach und nach legte sich eine harte frostige Decke um ihr warmes, junges Herz.

Der Schulgehülfe gab Olga Unterricht. Er ließ sie Vorschriften schreiben, Rechnungen machen und laut lesen. Es war das Alles sehr nöthig, denn als sie den ersten Liebesbrief erhielt, konnte sie noch nicht orthographisch schreiben und sie hat es auch nie erlernt. Die Eltern ließen ihn dafür in dem kleinen engen Häuschen, das im Garten stand, wohnen und an ihrem Tische speisen.

Er hieß Tubal. Ich sehe ihn vor mir, einen jungen schüchternen Menschen mit großen, runden, kurzsichtigen, ängstlichen Augen, unendlich langen, dünnen Händen und einer ploderndcn rothen Weste, die er dem Kammerdiener eines Grafen abgehandelt hatte. Aber er hatte unter der rothen Weste ein edles menschliches Herz voll Liebe und Güte und hätte zu jeder Stunde gerne sein Leben hergegeben um eine junge Katze aus dem Wasser zu ziehen.

Wenn Olga zu ihm in das Häuschen kam, saß er oft auf dem Tische und flickte ein altes Hemd oder seine Schuhe, dann wurde er immer feuerroth, stotterte und schoß im Zimmer herum als suche er etwas. Sonst war er recht bleich, etwas grünlich, mit Sommersprossen übersäet. Sobald jedoch Olga neben ihm an dem Tische saß, war er ein anderer Mensch; er hielt das große Lineal in die Seite gestemmt wie ein Cavalerist zu Pferde seinen Säbel hält, seine Stimme klang kräftig und in seinen Augen braunte ein ernstes, stilles Feuer, das der Olga wohl that, sie wußte nicht warum. Und wenn sie sich über ihr Heft bückte, dann fühlte sie, daß seine Augen beinahe zärtlich auf ihr ruhten.

Manchmal, wenn die Dämmerung hereinbrach, zog er ein altes schmutziges Heft unter seinem Kopfpolster heraus und las der Olga Gedichte vor.

Er hatte sie mit Geschmack und Einsicht aus den besten Dichtern gewählt und wenn er sie vortrug, dann kam ein Glanz von Begeisterung, ja von Schönheit über sein abgehärmtes Gesicht und seine Stimme drang bis zum Grunde ihres Herzens.

An Olgas Geburtstage wurde er von den Eltern zur Tafel geladen. Nach dem Essen erwartete man einige Familien aus der Nachbarschaft. Es sollte auch getanzt werden. Olga ging gegen Mittag in den Garten hinab und riß da und dort Blumen aus den vollen Beeten zu einem Bouquet, das auf den Tisch kommen sollte. Plötzlich stand Herr Tubal vor ihr, in weißen Pantalons, weißer Weste, weißer Halsbinde und einem durchsichtigen schwarzen Frack. Sein dünnes braunes Haar war glatt gekämmt, er stand in einer Wolke von Moschus, stammelte ein paar Verse und überreichte Olga, am ganzen Leibe zitternd, ein kleines Packet, das er zögernd aus seiner Brust zog. Olga konnte ihn nicht ansehen, sie dankte verlegen und floh in das Haus, wo sie der Mutter, vor Vergnügen lachend, um den Hals fiel. „Tubal hat mir gratulirt", rief sie, „er hat mir etwas geschenkt, der arme gute Tubal!" —

„Was wird es sein“, entgegnete die Mutter und zog die Stirn zusammen. Olga erschrak fast. „Ich hoffe Bonbons oder etwas Aehnliches“, fuhr die Mutter fort.

„Bonbons, was sonst?“ sagte Olga und hielt das kleine Packet furchtsam von sich. Die Mutter nahm es, wickelte auf und da lagen in dem unschuldigen weißen Papier zwei paar Handschuhe gebettet. „Handschuhe!“ schrie die Mutter auf. „Wahrhaftig, Handschuhe!“ wiederholte Olga leise, das Blut war ihr in die Wangen gestiegen.

„Sende sie ihm sofort zurück“, — befahl die Mutter, „und schreibe ihm“ —

„Ich ihm schreiben“, sprach Olga, und hob das stolze Haupt.

„Du hast Recht. Schreibe ihm keine Zeile, aber sende ihm die Handschuhe sofort zurück. Es ist nicht zu glauben. O! der Esel! was glaubt er denn. Er will meinem Kinde den Hof machen, Geschenke oder gar eine Erklärung! Mir ist der ganze Tag verdorben.“

Olga siegelte die Handschuhe ein und sendete sie dem armen Schulgehülfen zurück.

Er kam nicht zum Essen, er entschuldigte sich durch ein Unwohlsein; und er war wirklich krank, brustkrank seit Jahren schon. Und heute stießen sie im Edelhofe die Gläser fröhlich an und Olga flog im Tanze wie eine Bacchantin durch den Saal, indeß er auf seinem Strohsack lag, bis zum Ersticken hustete und mit den Brodkrumen, die seinen Tisch bedeckten, das Mäuschen fütterte, das bis zu seinem Bette kam, wenn er still war in tiefen Gedanken und seine Thränen leise herabflossen.“ —

Das schöne Weib, das wie schlafend vor mir auf der Diele lag, regte sich einen Augenblick. Ihr Busen hob sich.

„Ich kann dem Leopold nicht Alles so in der Ordnung erzählen“, fuhr sie fort, „ich sehe zu viel, die Bilder jagen vorbei wie Wolken im Sturme. Ich erblicke Alles wie es ist, jeden Schatten, jedes Licht, jede Farbe, ich höre jeden Ton. —

Eine reisende Schauspielertruppe kam auf ihrem Wege aus der Moldau nach Polen durch Kolomea und gab in der Kreisstadt Vorstellungen. Die Nachricht davon verbreitete sich rasch in der ganzen Umgebung von Dorf zu Dorf und an dem nächsten Sonntage, wo sie das erste Mal spielten, spannte wohl jeder Gutsbesitzer seine kleinen Pferde vor die Britschka und führte Frau und Töchter zu dem seltenen Schauspiel.

Das Theater war in dem großen, aber etwas niedern Saale des Gasthofes aufgeschlagen, so daß die Schauspieler mit ihren Federbüschen an den Himmel stießen. Aber man unterhielt sich trotzdem vortrefflich. Gegeben wurde das Trauerspiel: Barbara Radziwiłówna.

Ehe der Vorhang aufgezogen wurde, standen die jungen Herren seitwärts um einen Gutsbesitzer in mittleren Jahren, der ziemlich ungenirt auf dem Fensterbret saß und mit den Beinen schlenkerte. „Nun, wo ist denn Eure gepriesene Schönheit“, sagte dieser, seinen Schnurrbart zupfend, „ich kann Nichts entdecken.“ Die Anderen hoben sich auf den

Fußspitzen und blickten nach der Thür. Endlich trat Olga in den Saal. „Diese muß es sein, und keine Andere", sagte der Gutsbesitzer nach einer Weile. „Das ist ein wunderbares Geschöpf!" Er ging hierauf zu Olgas Eltern und stellte sich vor.

Sein Name hatte im ganzen Kreise einen guten Klang, man nahm ihn vortrefflich auf; die Mutter lächelte auf das freundlichste zu ihm herauf und Olga hörte ihm mit einer gewissen Aufmerksamkeit zu. Sie war im ersten Augenblicke durch die kühle Sicherheit seines Wesens überrascht, aber sie dachte nicht im Entferntesten daran, daß sie ihn lieben könnte, oder daß er ihr Mann werden sollte; und doch war es so, nicht mehr als fünf Wochen später.

Eigentlich gefiel er ihr gar nicht, aber er imponirte ihr und das ist bei einem Weibe weit mehr.

Mihael hatte studirt, große Reisen gemacht und kehrte mit einem gewissen Humor in seine ländlichen Verhältnisse zurück. Er sprach ohne viele Umstände von den Schauspielern, von dem Stücke, von allem Möglichen; er war im Stande, bei den traurigsten Scenen zu lächeln, wo Olga von ganzem Herzen weinte, und sagte nur: „Mich freut es, zu sehen, daß Sie nicht geschminkt sind. Sehen Sie die blutigen Thränen, die unseren Fräuleins über die Backen laufen." Wirklich rann in der allgemeinen Rührung die rothe Schminke den Damen nur so herab; es war ein jämmerlich komischer Anblick." —

Olgas Lippen hoben sich schelmisch über den blendenden Zähnen.

„Nach dem Theater", fuhr sie fort, „begleitete er die Damen zu ihrem Wagen und bat um die Erlaubniß, sie besuchen zu dürfen.

Er kam, und kam immer öfter. Die Mutter hatte dann jedesmal tausend Entschuldigungen vorzubringen, bald hatte sie bei den Spargelbeeten zu thun oder in der Vorrathskammer nachzusehen, so daß Olga mit ihm allein blieb. Mihael sprach dann von fremden Ländern, von Deutschland, Italien; er war in Berlin, in Venedig, in Florenz gewesen, sogar in Paris, und hatte auch den Vesuv bestiegen und eine Seefahrt gemacht. Er wußte viel von den Fortschritten anderer Nationen zu erzählen, ohne die Anlagen oder Leistungen seiner eigenen herabzusetzen. Eine wohlthuende Klarheit und Wärme lag in Allem, was er sprach. Und er war voll Aufmerksamkeiten.

Andere Frauen nannten ihn unartig, wenn aber Olga den Strickknäuel fallen ließ, fuhr er bitzschnell herab, ihn aufzuheben, und als er einmal vor ihr kniete, um ihr die Ueberschuhe anzuziehen, stieg der Olga das Blut vor Vergnügen in die Wangen. Es wurde viel von ihm gesprochen. Man nannte ihn einen harten, strengen, stolzen Menschen, aber sein scharfer Verstand, seine große Belesenheit, seine vielfachen Kenntnisse und seine Klinge verschafften ihm im ganzen Kreise ein ungewöhnliches Ansehen. Man wußte, daß seine Besitzungen nach neuem Systeme vorzüglich bewirthschaftet und schuldenfrei waren, er galt allgemein als die beste Partie.

Je mehr ihn alle mit einer gewissen Scheu betrachteten, um so süßer war es für Olga, den starken, thätigen Mann Tag und Nacht mit ihr beschäftigt, ihn durch sie leiden zu sehen. Sie sättigte ihren ganzen Stolz, ihre jungfräuliche Grausamkeit an ihm. Erst wenn sie die Thränen in seinen Augen sah, dann war sie befriedigt, reichte ihm die Hand und sagte: „Küssen Sie, ich erlaube es Ihnen."

Im Hofe war ein böser bissiger Hund, der immer mit der Olga spielen wollte und dann wie ein Wüthender an ihren Kleidern riß. Sie stieß ihn mit dem Fuße, wo er ihr nur in Weg kam und prügelte ihn so lange, bis sie ihn lieb gewann. So war es mit ihrem Manne. Sie mißhandelte ihn so lange, bis sie einmal an seiner Brust lag und der erste Kuß auf ihren Lippen zitterte.

Den nächsten Tag fuhr Mihael mit vier Pferden vor, er trug einen schwarzen Frack und war etwas bleich. In wenig Minuten war Alles in Ordnung und Olga seine Braut. Sie glaubte es müsse so sein, sie war glänzend versorgt, man beneidete sie, das war ihr genug.

Eines Abends saß sie mit Mihael im Erdgeschoß am offenen Fenster und nähte an ihrer Ausstattung, während er von der Zukunft des slawischen Stammes sprach. Da stand plötzlich Tubal vor ihnen; geisterbleich, die Augen waren ihm aus den Höhlen herausgetreten und das Blut strömte ihm aus dem Munde über Hemd und Kleider bis auf den Boden. Er rang nach Athem.

„Salz! Salz!" stieß er heraus, — er konnte nicht mehr hervorbringen.

Olga riß den Credenzkasten auf und reichte ihm Salz. Mihael sprang aus dem Fenster und eilte dem armen Schullehrer zu Hülfe; er umfaßte ihn und schob ihm immer wieder Salz in den Mund. Tubal schlang es mühsam, gierig hinab, noch immer kam Blut, Mihael schleppte ihn zu der nächsten Bank, Olga brachte Wasser; allmälig stillte sich das Blut.

Tubal lag da, mit geschlossenen Augen, wie ein Todter.

„Bringen Sie ihn zu Bett", sagte Mihael, „hier brauchen wir einen Arzt."

Er setzte sich selbst zu Pferde und ritt nach dem Städtchen. In der Nacht kehrte er mit einem Doctor zurück. Man hatte Tubal in sein Gartenhäuschen gebracht, dort starb er wenige Tage darnach. Erst wie er sich dem Tode nahe fühlte, verlangte er nach Olga.

Sie kam; aber er war nicht mehr im Stande zu sprechen, nur seine Lippen bewegten sich und in seiner Brust rasselte es seltsam. Der Gärtner, der ihn gepflegt hatte, saß draußen auf den hölzernen Stufen und versuchte bereits mit einigem Behagen, ob die weißen Pantalons des Sterbenden ihm wohl passen würden.

Es war Niemand bei ihm als Olga, und sie sah sich noch einmal um, und dann beugte sie sich über ihn und küßte ihn auf die Stirn, auf welcher der letzte Schweiß in kalten Tropfen stand. Da begannen

seine Augen zu leuchten, seine Hände streckten sich über die Decke und ein seliges Lächeln lag auf einmal auf seinem abgezehrten fahlen Antlitz. Mit diesem Lächeln starb er.

Unter seinem Kopfpolster fand man das gelbe Heft mit den Gedichten und zwei paar feine Damenhandschuhe in einem halbzerfetzten Papier.

Olga nahm Beides zu sich. Sie hat die Handschuhe noch. Ein Paar hat sie an ihrem Hochzeitstag getragen.

Tubal wurde begraben, bedauert und vergessen. Die Erde war ihm leicht. Nicht lange darnach verließ Olga das Elternhaus als die Gemahlin Mihael's, welcher sie stolz mit vier Pferden hierher, auf seinen Herrensitz, führte.

Olga war einige Zeit recht glücklich. Man glaubte es wenigstens und sie glaubte es selbst. Wie alle Frauen, stellte sie sich die Welt so zu ihrem Vergnügen eingerichtet vor, eine gute Tafel, schöne Kleider, Pferde und Wagen, auf dem Sopha liegen, rauchen, Romane lesen; und die Männer? — Die sind dazu da, dachte sie, unsere Freuden zu bestreiten, uns die Zeit zu vertreiben, dann allenfalls noch, um uns schön zu finden und auf den Knien anzubeten. So beiläufig floß auch ihr Leben dahin, ein Tag wie der andere. Dazu bekam sie Kinder, welche sie bald genügend beschäftigten. So fühlte sie sich durch Jahre hindurch ziemlich zufrieden. Sie kannte ja nichts Anderes. Ihr Herz war still und todt. Nur manchmal, wenn sie — was nur selten geschah — in Dichtern las, dämmerte es ahnungsvoll in ihrer Seele auf, eine unbestimmte Anwandlung, eine namenlose Sehnsucht, begann in ihr zu zittern, eine Unruhe, welche sie nicht verstand, trieb in ihrem Blute, fieberte bis in ihre Fingerspitzen.

Und doch wäre es immer so geblieben, wenn ihr Mann es verstanden hätte, ihrer Eitelkeit unausgesetzt Nahrung zu geben.

Er glaubt es wohl nicht?"

Sie lachte schalkhaft und wendete sich zu mir, ihre Augenlider vibrirten, die Stimme, mit der sie sprach, war die eines zutraulichen Kindes, und trotz der geschlossenen Augen war es mir, als sehe sie mich durchdringend an, und ich mußte den Blick niederschlagen.

Olga erhob sich, schritt langsam, ohne daß ihre Füße den Boden zu berühren schienen, bis zu dem offenen Fenster, wo sie stehen blieb und gegen den vollen Mond blickte. Sie hatte den Kopf anmuthig zurückgebeugt, die Arme waren ihr herabgesunken, sie stand ganz in einem warmen dämmernden Lichtschein, Duft und Melodie der Nacht schwebten um sie, ein Luftzug zerstreute ihre Haare und nestelte an ihrem Gewande.

„Ich möchte fliegen", sprach sie nach einer Weile mit dem Tone verschämter Sehnsucht. „Ist er schon geflogen?"

„Ich?"

Sie lachte kindlich. „Im Traume, nicht?"

„Im Traume wohl."

„Dann kennt er dieses selige Gefühl, zu schweben in der stillen,

klaren Luft, über uns ziehen die Wolken, und Meer und Land liegen in heiliger Dämmerung unter uns. Ich möchte fliegen!"

Sie breitete die Arme aus und die weiten weißen Spitzenärmel ihres Gewandes flatterten wie glänzende Cherubimflügel an ihren Schultern.

Mir schien in diesem Augenblicke das Unmöglichste möglich. Ich hörte auf zu denken.

„Warum fliegst Du nicht?" fragte ich.

„Ich könnte", entgegnete sie mit unbeschreiblicher Trauer; „aber die Olga läßt mich nicht."

Mir schauderte.

„Ein Bauer geht über den Steg jenseits des Waldes", rief Olga plötzlich lebhaft, „er wird Schlingen legen, den Amseln, welche Olga so lieb hat. Hört er nicht?"

„Nein."

„Es ist auch zu weit; — aber es ist doch so." —

„Wirst Du mir weiter erzählen?" fragte ich nach längerem Schweigen.

„Ja. Ich erzähle ihm gerne. Es wird mir so leicht. Ich schaue bei ihm Alles so deutlich und meine Lippen bewegen sich wie von selbst und sagen ihm, was vor meiner Seele steht."

„Und wie ist es Dir möglich, so im Zusammenhange, mit einer solchen Umständlichkeit zu erzählen?" sagte ich. „Wie kannst Du Alles so bis in das Kleinste schildern, jedes Wort, jeden Ton der Stimme, jede Bewegung, zugleich aufmerksam und gleichgiltig, als wäre gar nicht von Dir die Rede?"

Olga schüttelte den Kopf. Ein Lächeln flog über ihr Gesicht. „Es ist ja auch nicht von mir die Rede", sprach sie naiv, „sondern von der Olga. Ich sehe die Olga wie ich andere Menschen sehe, und Alles so, als geschehe es eben jetzt. Er kann mich nicht verstehen. Raum und Zeit sind mir verschwunden und ich habe Vergangenes und Zukünftiges wie gegenwärtig vor mir. Und ich sehe Alles zugleich. Wenn ich Olga sehe, wie sie in die Polster ihrer Ottomane und einen französischen Roman versunken ist, so sehe ich zugleich, wie ihr Athem den Marderpelz an ihrer Jacke sträubt, ich sehe die goldgrüne Fliege, die um Olga's Locken schwebt, und die Spinne, die an der Decke auf sie lauert."

Olga lehnte sich an den Fensterpfeiler zurück, die Arme im Nacken verschlungen.

„Soll ich erzählen?

„Ich bitte Dich."

„Es ist so traurig, was ich jetzt sehe", fuhr sie fort; „Olga ist nicht mehr glücklich. —

Ihr Gatte liebt sie und bewacht sein Glück mit grenzenlosem Mißtrauen; er will sein Weib ganz nur für sich, für sich allein. Er hat alle Freunde vertrieben; er duldet keine fremden Unterröcke in seinem Hause, wie er sich ausdrückt, er haßt das viele Wortmachen über

Menschen und Dinge, Bücher und Politik mit Leuten, die wir nicht verstehen, und die uns nie verstehen werden. Er selbst lebt nur seinem Weibe, seinen Kindern, er arbeitet für sie, er sucht sie zu unterrichten zu unterhalten.

Aber seinem jungen Weibe beginnt es in dem dämmerigen Edelhofe mit den düsteren Pappeln, furchtbar einsam zu werden. Ein Stachel sitzt ihr in dem stolzen, eitlen Herzen und sie drückt ihn immer tiefer, und sie verwundet sich immer unheilbarer.

Man nannte sie einst die beste Tänzerin, es schmeichelte ihr; wenn man sie jetzt daran erinnert, thut es ihr nur weh. Mit wem soll sie tanzen? Manchmal nimmt sie ihr jüngstes Kind auf den Arm; hüpft mit ihm herum und trillert, dann schießt ihr auf einmal das Wasser in die Augen.

Sie zeichnet nach der Natur, sie combinirt und erfindet, skizzirt Scenen aus Büchern, die sie zusammen lesen. Ihr Mann sieht dieselben lange prüfend an und sagt dann nur: „Es ist gut. Ich hätte es aber so gemacht.“ Und je mehr er das Rechte trifft, um so empfindlicher wird sie. — Dann sitzt sie am Clavier, sie spielt Mendelssohn, Schumann, Beethoven, für wen? sie singt Lieder von Schubert, das herrliche Ständchen, wer hört zu? — Vielleicht bleibt ein Bauer, der vom Felde heimkehrt, unter ihrem Fenster stehen, vielleicht ist ihr Mann vom Vorwerk zurück und raucht auf dem Divan seine Cigarre.

Sie ist schön, und als Frau wird sie immer schöner. Ihr Gesicht ist geistiger, charaktervoller, harmonischer geworden, ihre Formen entwickeln sich wahrhaft königlich. Für wen? Ihr Spiegel sagt es ihr, sonst Niemand. Dem Manne fällt es nicht ein. Ist seine Liebe, seine volle Hingebung nicht Huldigung genug?

Sie kleidet sich geschmackvoll. Für wen? für das Bauernweib, das ihr Schwämme bringt? für den Heger, der dem Herrn die geschossenen Wildenten nachträgt? für die Amme ihrer Kinder? für den Gatten, in dessen Augen sich das Alles von selbst versteht? Er hat sie ja theuer genug bezahlt mit seinem Vermögen, seiner Freiheit; er will ein schönes Weib und er liebt ein prächtiges Behagen in seinem Hause und an ihr. Es ist ihre Pflicht schön zu sein, es ist kein Verdienst, wenn sie ihre Reize durch ihre Toilette erhöht.

Sie sitzt vornehm zu Pferde, setzt kühn über Gräben und Hecken, wer bewundert sie? Ihr Mann gewiß nicht, der würde sie ja verachten, wenn sie feig wäre. Im Gegentheil; er erinnert sie an ihre Kinder.

So hat sie das Gefühl wie ein Schauspieler, der ohne Publicum spielen soll, und knirscht endlich vor Wuth mit den Zähnen und weint in schlaflosen Nächten in ihre Polster hinein.

Ihr Mann bemerkt einmal eine Wolke auf ihrer Stirn, die nicht so rasch weichen will. Du bist so trüb gestimmt“, sagt er nach einiger Zeit. „Ich habe auf etwas Neues gedacht, was dir Vergnügen machen könnte.“ Er lächelte und brachte Olga eine allerliebste kleine Flinte,

welche eben auf seine Bestellung aus der Stadt gekommen war. „Du sollst schießen lernen und mit mir auf die Jagd gehen. Willst Du?"

In dem Augenblick war Alles vergessen. Olga jubelte an seinem Halse und küßte seine harten Wangen. „Ich will es gleich lernen", rief sie, „heute noch."

„Heute noch, sobald Du es befiehlst." Mihael war immer sehr galant.

„Noch diesen Vormittag", bat Olga.

„Gewiß, kleide Dich nur an."

„Oder jetzt, — jetzt gleich", — sagte sie schüchtern, „aber Du wirst keine Zeit haben."

„Für Dich habe ich immer Zeit", sprach ihr Mann, indem er sie auf die Stirn küßte. Olga schloß ihren weißen Morgenanzug mit einer Nadel über der wogenden Brust und hüpfte dann an seinem Arme die Freitreppe hinab. Es war ein frischer warmer Junivormittag, die trockene Luft mit balsamischem Heugeruch erfüllt, die Erde schwamm in heißem gelben Sonnenlicht und kräuselte sich leise in kleinen weißen Wolken. Auf der Straße, welche an dem Edelhofe vorüber führte, badete eine lärmende Bande fröhlicher Sperlinge im Staube.

Mihael besah die kleine Flinte, legte an und zielte, dann gab er sie Olga in die Hand und an die Backe und legte ihr sanft den Finger auf den Drücker. Olga zielte auf einen Apfel, der aus dem grünen Laube blickte, dann auf eine Schwalbe, die an der Erde dahinschoß. „So! jetzt sieh zu, wie ich lade." Olga folgte mit gespannter Aufmerksamkeit der Patrone, dem Ladstock. „Jetzt setzest Du die Kapsel auf. Vorsichtig. — Nun spanne den Hahn. — Gut. — Nimm Dir den Apfel dort zum Ziele." Olga nahm das Gewehr an die Backe.

„Höher."

Der Schuß krachte, die Blätter flogen. „Nun lade selbst. Es wird das nächste Mal besser gehen."

Olga ergriff die kleine Patrone, schüttete das Pulver in den Lauf, setzte den Pfropf fest auf, den Volgeldunst, die Kapsel.

„Siehst Du die Sperlinge dort auf der Straße?" fragte Mihael, der spähend umhergeblickt hatte.

„Ja."

„Nun, so versuche Dein Glück."

Olga besann sich nicht lange und zielte auf sie. Die kleinen Schreier schwammen sorglos mit ausgebreiteten Flügeln in dem feinen, weißen, warmen Staube, tauchten unter und kamen wieder mit grauen Köpfen lärmend hervor, flatterten auf, zankten, schnarrten, kollerten possirlich durcheinander.

Jetzt blitzte der Lauf. Ein Schrei von mehr als zwanzig kleinen Kehlen, ein dichter Schwarm erhob sich schwerfällig, flog gegen die Hecke und ließ sich auf derselben nieder, so daß sich die hohen Zweige derselben bogen. Olga jubelte auf und lief hin. Da lagen fünf der kleinen Wichte zerschossen auf dem Boden. Ihr Blut färbte den Staub.

Einer zappelte noch, drehte sich wie im Kreisel und lag dann auch ausathmend neben den anderen. Olga nahm sie rasch in ihr Morgengewand und flog zurück „Ich habe fünf erschossen, fünf!“ rief sie mit kindlicher Ausgelassenheit, „da sind sie.“ Sie sprang die Freitreppe empor, legte sie auf dem Geländer neben einander in Reih und Glied, wie man auf dem Schlachtfelde die Leichen der gefallenen Soldaten zusammenträgt, ehe man sie begräbt, und betrachtete sie mit einer großen Genugthuung.

„Fünf auf einen Schuß“, sagte sie noch immer heiter, „das war ein guter Schuß.“ Mihael lud die Flinte von Neuem.

Olga war indeß still geworden. Sie stützte den Kopf in die Hand, blickte starr auf die kleinen Todten und langsam fielen ihr große, helle Thränen auf sie herab.

„Was hast Du?“ rief ihr Mann. „Ich glaube Du weinst!“

Olga begann zu schluchzen. „Die armen Thiere“, rief sie, „wie sie traurig da liegen, die Federn mit Blut verklebt, mit gebrochenen Augen, noch warm, was haben sie uns gethan? sie haben gewiß Junge im Neste, die auf sie warten und jetzt verhungern können, und ich habe ihnen das Leben genommen und kann es ihnen nicht zurückgeben! Daran ist nur unser verfluchtes Leben schuld, diese Einsamkeit, so wird der Mensch aus lauter Langerweile ein Raubthier.“

Ihr Mann lachte. Sein Gelächter klang ihr in diesem Augenblicke entsetzlich roh und bäuerisch.

„Du willst mich nicht verstehen“, rief Olga, „so muß ich noch deutlicher mit Dir reden. Ich habe es lange auf dem Herzen. So kann es nicht bleiben, außer Du willst mich opfern. Du jagst alle Menschen aus meiner Nähe, Du sperrst mich ein, jedes Bauernweib hat mehr Freiheit. Ich kann nicht mehr, ich verzweifle, ich werde krank oder wahnsinnig!“ Sie brach neuerdings in ein krampfhaftes Schluchzen aus.

Ihr Mann schwieg, schoß die Flinte aus und ging dann ruhig hinauf in das Zimmer. Sie folgte ihm und stellte sich mit auf der Brust gekreuzten Armen an das Fenster. „Du sprichst kein Wort“, sprach sie nach einer Weile, „ich verlohne Dir wohl nicht der Mühe!“

„Ich spreche nie, ohne vorher zu denken“, entgegnete ihr Mann. „Hast Du auch bedacht, was Du mir gesagt hast?“

„Bedacht?“ rief Olga, „ich habe Nächte lang geweint, zu Gott gebetet, er soll mich erlösen.“

„Da muß geholfen werden“, sprach ihr Mann trocken.

„Nun, so hilf!“

„Du fühlst Dich in Deinem Hause, bei unserem einsamen Leben nicht glücklich?“

„Nein.“

„Du erträgst es nicht?“

„Nein.“

„Nun, so sollst Du leben, wie es Dir Vergnügen macht. Empfange Besuche, lade Deine Freundinnen, fahre zu den Nachbarn, tanze, reite, jage mit den Anderen. Ich habe nichts dagegen.“

„Ich danke Dir", sagte Olga beschämt.

„Danke mir nicht", erwiederte ihr Mann ernst.

„Du bist böse", sagte sie besorgt und trocknete ihre Thränen.

„Ich bin nicht böse", entgegnete er, nahm sie beim Kopf, küßte sie, setzte sich zu Pferd und ritt nach dem Holzschlag. —

Olga kehrte nun in kurzer Zeit das ganze Haus um. Der Kreis von Kolomea schien bald nur eine Gesellschaft, einen einzigen großen Salon zu bilden, in dem man sich auf das Vornehmste amusirte und als dessen Mittelpunkt die junge schöne Frau erschien, welche das neue Leben gierig, mit vollen Zügen einsog.

Der einsame Edelhof bekam auf einmal Ton und Farbe, sogar die großen Pappeln schienen freundlicher zu rauschen. Die Wiese schimmerte von hellen Frauengewändern, bunte Reife und Federbälle stiegen in die Luft, muthwilliges Lachen tönte durch den Garten.

Langsam rötheten sich die Blätter der Bäume. Der Wind strich kräftig durch die Stoppeln, Sommerfäden flatterten wie kleine Flaggen an den kahlen Büschen, Kraniche zogen im Dreieck gegen Süden. Ueber das Blachfeld sprengte Olga auf dem milchweißen Ukrainer, im fließenden Gewande, die wogende Feder auf der coquetten Mütze. Die jungen Gutsbesitzer, die Frauen in phantastischen Costumen folgen ihr auf muthigen Pferden. Das Jagdhorn schallt. Der Haase hebt im Krautfeld seine langen behaarten Ohren, setzt sich erstaunt auf und flieht dann zum Walde. Der Fuchs stößt ein heiseres Gebell aus und schlägt sich durch die Büsche seitwärts. —

Dann wird der Himmel immer grauer, nebelhafter, die Raben kreisen um die alten Pappeln, Nachts leuchten die Augen des Wolfes wie grüne Flammen hinter dem Zaun. An einem kalten sonnigen Morgen liegt die weiße Decke dicht und flaumig auf der weiten Ebene, kleine Diamanten kleben an den Fenstern, es tropft von Bäumen und Dächern, die Sperlinge schreien auf der Tenne. Noch ein paar Wochen, dann bleibt der Schnee liegen, der Schlitten mit dem verstaubten Schwanenkopf wird aus der Remise gezogen, die Bärenfälle pfeifen unter dem dünnen Rohr des Kosaken. Das Feuer knistert in den mächtigen Renaissanceöfen. Von allen Seiten schießen die Schlitten wie Raubvögel auf den gastlichen Edelhof zu, die Glöckchen klingen weit über die Fläche, im Vorsaal thürmen sich Pelze auf Pelze, die Damen schlüpfen aus den warmen, weichen Hüllen in den kleinen Salon und zünden ihre Cigaretten an, die Herren ziehen mühsam Glacéhandschuhe über die erstarrten Finger. Jetzt setzt sich Jemand an das Clavier, ein paar Tacte, schon stehen die Paare zum Tanze gereiht So geht es von Woche zu Woche, von Edelhof zu Edelhof. Die Spieltische werden nicht mehr zugeklappt, die langen Pfeifen dampfen, die geleerten Flaschen stehen in den Kellern in großen Quarrées, wie die alten Garden bei Waterloo.

Und wenn Olga, im fahlen Frühlicht, in den dunklen Pelz von sibirischem Zobel, die weichen Felle ihres Schlittens versunken nach Hause zurückkehrt, da reiten vor ihr Kosaken mit Fackeln, von denen

das Pech unausgesetzt in den zischenden Schnee träufelt und alle Schlitten geben ihr das Geleite wie einer Herrscherin.

Und sie gebietet auch unumschränkt in dem lustigen Kreise, sie glänzt, sie siegt, sie ist glücklich. Man nennt schon Den und Jenen, der ihr sein verliebtes Confect besonders graciös und originell zu präsentiren weiß und dafür die Gunst genießt, ihr die Pelzschuhe an- und auszuziehen oder den Steigbügel zu halten, ihren Geliebten, während sie ihrem Manne die Treue noch kaum mit einem Worte, kaum mit einem Blicke verletzt hat. Sie hat ihren Gatten nie freundlicher behandelt, sie sucht ihn durch hundert kleine Zärtlichkeiten zu entschädigen; aber das Geflüster der Gesellschaft, der Nachbarn, der Dienstleute drang auch zu seinem Ohr. Er vertraute seinem Weibe, aber er hielt auf Ehre und jeder Tropfen Verleumdung, der auf Olga spritzte, fraß wie Gift in seine Seele.

Er wurde immer stiller, immer kälter. Wenn Jemand kam, ging er leise zur Hinterthür hinaus. Immer seltener begleitete er seine Frau auf ihren Ausflügen. Im Frühjahr gründete er mit mehreren russischen Gutsbesitzern einen ökonomischen Club und nahm eine Reihe von Verbesserungen auf seinem Gute vor, hielt mehrere Zeitungen, kaufte viel Bücher, begann die Bauern an sich zu ziehen und besuchte Dorfschenken, da er daran dachte, sich in den Landtag wählen zu lassen. Als die Ernte vorüber war, ging er viel auf die Jagd, allein, nur mit dem Hunde. Oft kam er erst tief in der Nacht nach Hause. Olga war zu Bett, aber sie schloß kein Auge und erwartete ihn mit klopfendem Herzen. Er aber dachte sie schlafe und ging still in sein Zimmer. Und nie hatte er sie so sehr interessirt, wie gerade jetzt. Alles was er that, gewann für sie eine größere Bedeutung. Wenn er fort war, sah sie die Zeitungen an, die er gelesen hatte und blätterte in seinen Büchern.

Jetzt begann sie zu ahnen, was Liebe ist und sie fühlte, daß sie ihren Mann lieben könnte.

Dann, wie sie ihm so wenig war, daß er ganze Stunden mit Bauern sprechen konnte, welche ihn besuchten und einen abscheulichen Juchtengeruch verbreiteten, für sie dagegen kaum ein Wort fand; als sie lange Abende neben ihm saß, ohne daß er aus seinem Buche aufgeblickt hätte, als er zu Bette gehen konnte, ohne sie zu küssen, da verlangte sie mit einer Art Heftigkeit nach seiner Liebe. Sie ersann reizende Negligées, sie coquetirte mit ihrem Manne wie mit einem ihrer wahnsinnigsten Anbeter. Er mußte sie lieben, sie wollte, daß er sie liebe.

Alles versuchte sie und kam auf ein verzweifeltes Mittel.

Sie beschloß, ihn *eifersüchtig* zu machen.

Aber wo war Der zu finden, welcher die Eifersucht des kühlen, klugen, sicheren Mannes erregen konnte! Olga suchte vergebens, sie fand keinen Würdigen. Unruhig trieb sie sich in der Gesellschaft, im Hause umher.

Da stand ihr Mann einmal an dem Gartenzaun und sah trübe der Sonne zu, welche hinter dem Walde versank, und die einzelnen

Halme, welche auf den geschnittenen Feldern stehen geblieben waren, die Gräser, die Blätter der Bäume, mit flüssigem Roth überzog. Unerwartet schlang sie den Arm um ihn und hatte seine warme, trockene Hand gefaßt, welche in demselben Augenblicke eisig kalt wurde.

„Warum bist Du nicht bei mir?“ sprach sie, sich ganz hingebend, „Du weichst mir aus. Bin ich Dir so nicht recht? Wie willst Du mich haben? Liebst Du mich noch?“

Mihael streichelte ihre Wange und blickte wieder in die Landschaft. Olga umfaßte ihn leidenschaftlich und preßte ihren Mund auf den seinen. Ihr Mann machte sich sanft los. „Du reitest Morgen zum Grundherren von Zawale auf die Hetzjagd. Willst Du, daß ich Dich begleite?“

Olga sah ihn erschreckt an. „Das war es nicht.“

„Das war es“, sprach er lächelnd, „komm, es wird kühl, gehen wir hinein.“ Und drinnen zog er Olga auf seinen Schooß und bedeckte ihren Nacken, ihre Lippen, ihre Brust mit Küssen; ihr Herz stand still von Jubel. Plötzlich sagte er: „Zünde die Lampe an und bringe mir die Zeitung.“ Sein Weib ballte die kleine Faust und weinte die Nacht durch bis zum Morgen.

Ihre Augen tropften noch, als er ihr in den Sattel half, sie sah ihn seltsam an, peitschte ihr Pferd und sprengte voran.

Der Tag war klar und milde. Fröhlich brauste die Jagd über das Blachfeld. Im Walde waren die Schützen vertheilt, ihr Mann erhielt seinen Stand tief im Dickicht. Die schöne, siegreiche Frau mit dem blutenden Herzen, den Augen voll Thränen führte die Hetzjagd an. Sie entdeckte den ersten Hasen, der sich aus dem Gehölze in das Freie zu retten suchte und wies mit der kleinen zitternden Hand auf ihn, die Windhunde wurden losgekoppelt, die Hörner schallten, mit wildem Hurrah folgten die Reiter dem verzweifelten Thiere. Sie setzte mit lachender Lebensverachtung über Gräben, Bach und Zäune, jeder Nerv bebte an ihr jetzt von grausamem Vergnügen, sie lachte wie ein Kind, das den Ball fliegen sieht, als endlich die Windhunde das vor Todesangst weinende Thier in die Luft emporwirbelten. In allen Blicken leuchtete die Bewunderung für die tollkühne Reiterin, ihre Eitelkeit feierte eine neue Orgie und es war ja nur ein elender Hase, der zu ihren Füßen aushauchte; die Cavaliere küßten ihre verschwitzten Handschuhe und schwenkten die Mützen. Sie blickte mit hochgerötheten Wangen, funkelnden Augen in dem Kreise umher.

Da stand seitwärts am Waldrande ein junger Mensch, den sie bis jetzt nicht beachtet hatte. Er betrachtete sie mit einem eigenthümlichen Ernst und schwieg.

„Nun, mein Herr“, rief sie ihm übermüthig zu, „wie gefalle ich Ihnen?“

„Mir nicht“, antwortete er trocken.

Olga brachte ihr Pferd durch eine rasche Wendung näher zu ihm. „Und weshalb, wenn ich Sie belästigen darf?“ fragte sie, mehr neugierig als verletzt.

„Ein Weib, das sich an der Todesangst eines Thieres ergötzt, muß sehr herzlos sein, oder sehr — gedankenlos.“

In diesem Augenblicke faßte die Seele des armen eitlen Weibes Etwas wie Haß, dämonisch, furchtbar, unbezwingbar; aber es war ein anderes Gefühl. Sie sah den jungen Menschen stumm an.

Der war bedeutend genug, ihren Mann zu quälen. Das wußte sie jetzt. Mehr brauchte sie ja nicht. Und er wagte es, sie mit Gleichgiltigkeit zu behandeln, das mußte er büßen. Sie fragte nicht weiter.

Er war der erste Mann, der so mit ihr sprach, der ihr schroff, beinahe feindlich begegnete.

Und doch l g so viel Güte in seinem Auge.

Sie fieberte von Rachlust, während er sie kurze Zeit darnach kaum mehr beachtete und sich an der Tafel sowie im Tanzsaale mit Anderen lebhaft unterhielt. Sie war für ihn nicht auf der Welt und sie sah, daß er in der Gesellschaft eine Rolle spielte. Noch nie hatte sie sich so unbehaglich gefühlt.

Sie erfuhr, daß es ein gewisser Wladimir Podolew sei, von dem damals viel die Rede war und vor dem Alle einen großen Respect hatten.

„Wladimir ist gegen Sie unartig gewesen“, sagte ihr die Hausfrau, ein schönes, kluges Weib, das aus einem Bauermädchen die Frau des Grundherren von Zawale geworden war; „es ist so seine Weise, er hat ungewöhnliche Manieren, dafür ist er auch ein seltener Mensch, er sieht Alles anders an wie wir, tiefer, durchdringender; seinem Geiste, so scheint es, kann nichts verborgen bleiben. Sie werden noch besser von ihm denken lernen, sprechen Sie nur mit ihm.“

Und die stolze Frau, die für Schwüre und Anbetung kaum mehr als ein verächtliches Zucken der Brauen hatte, ging auf ihn zu und sprach ihn an.

„Sie haben mich beleidigt“, begann sie mit bebenden, bleichen Lippen. Dann mußte sie Athem holen.

„Die Wahrheit thut immer weh“, entgegnete Wladimir, „aber sie ist gesund und hat eine unschätzbare Heilkraft für kranke Seelen.“ Seine Augen stachen ihr dabei in das Herz.

„Sie haben die Bemerkung gemacht“, fuhr Olga mit gedämpfter Stimme fort, „daß ich wenig zu denken scheine. Ich habe über Ihre Worte nachgedacht, erklären Sie mir dieselben, ich verstehe sie nicht.“

„Auf welche Weise soll ich mich Ihnen erklären?“ sagte Wladimir gleichgiltig.

„Sie finden, daß der Mensch kein Recht hat, die Thiere zu tödten?“ fragte Olga mit spöttisch zuckenden Augenlidern.

Wladimir lächelte. „Eine echt weibliche Logik“, sprach er; „von Tödten war ja gar nicht die Rede, nur von Hetzen und Quälen. Ueberhaupt sollte in dieser Welt vom Rechte gar nicht die Rede sein, nur von der Nothwendigkeit, die Alles beherrscht. Der Mensch muß am Ende leben und tödten, um zu leben. Wenn er sich von Pflanzen nährt, so tödtet er ja gleichfalls; denn auch die Pflanzen haben Leben.

Er muß die Thiere tödten, aber er soll nicht mehr thun, als nothwendig ist, er soll sie nicht quälen, denn die Thiere haben einen Willen, ein Gefühl und einen Verstand wie wir, sie denken, wenn auch nicht so weit wie wir, und sich an ihren Qualen ergötzen, ist nicht viel besser, als im Circus Gladiatoren schlachten. Eine Frau, welche ein Thier zu Tode hetzen kann, erscheint mir nicht anders, als eine jener grausamen Vestalinnen, an deren Hand Tod und Leben hing und die so gerne den Daumen umdrehten. Eine solche Frau wird auch mit der Zeit keine Menschenopfer scheuen, denn das Bischen Vernunft mehr oder weniger, das uns vom Thiere unterscheidet, gilt beim Weibe ohnehin nicht viel."

„Ich danke Ihnen", sagte Olga, nachdem sie kurze Zeit starr vor sich hingesehen hatte. „Jetzt aber wollen wir uns unterhalten." Sie nahm ohne Weiteres Wladimir's Arm und ließ sich von ihm in den Saal zurückführen. Wenn er dann an der Thüre stand, während sie in dem Arme eines Anderen vorüberflog, traf ihn jedesmal ein warmer, sonniger Blick aus ihren schmachtenden braunen Augen. Jedesmal, wenn sie zu wählen hatte, wählte sie ihn, sie suchte ihn immer wieder in den Maschen des Gespräches zu fangen, er aber blieb stets ruhig und wortkarg. —

Beim Nachhausefahren wickelte sich Olga mürrisch in ihren Pelz und zog sich wie eine Spinne zusammen, der das Netz zerrissen worden ist.

„Wer ist denn eigentlich dieser Bursche, dieser Wladimir Podolew?" warf sie nach einer Weile mit einer unbeschreiblichen Geringschätzung hin.

„Das ist einmal ein Mann, damit habe ich Alles erschöpft", erwiederte Mihael — er war keines Neides fähig —; „er hat ein Gut an der russischen Grenze im Zloczower Kreise und hat hier jetzt eine große Pachtung übernommen. Er strebt immer weiter, war im Auslande, hat viel gelernt, ist kein Faullenzer, auch kein Planmacher, und vor Allem kein Geck, kein Frauenknecht, wie unsere jungen Herren." Er sah Olga dabei an.

„Wladimir ist wohl kein Pole?"

„Wie kannst Du nur glauben! Hat je ein Pole etwas Ordentliches gelernt? Ein Russe ist er. Das versteht sich von selbst."

Und dieselbe Nacht noch brütete ein armes hochmüthiges Weib, wie es den verächtlichen Burschen fangen könnte. Am Morgen stieg Olga mit dem Entschlusse aus dem Bette, auf ihn Jagd zu machen. Ob er dabei leiden würde, fragte sie nicht. Ihr machte es Vergnügen und so sollte er mit Netzen umstellt und dann wie ein Fuchs gehetzt werden.

Das war aber nicht so leicht.

Wenige Tage darnach kam Wladimir zu ihrem Manne. Olga schmeichelte sich, er komme um ihretwillen und ging ihm mit einem siegesgewissen Lächeln entgegen. „Mein Mann ist im Dorfe und wird spät zurückkehren", sagte sie und erwartete, daß Wladimir sein Vergnügen darüber irgendwie verrathen würde. Indeß sagte er ganz dürr: „Dann komme ich morgen."

„Warum bleiben Sie nicht bei mir?" fragte sie erstaun.

„Ich ritt herüber, seine Wirthschaft zu sehen; die können Sie mir doch nicht zeigen", erwiederte Wladimir.

„Nun, so leisten Sie mir Gesellschaft", meinte sie.

„Das vermag ich nicht", gab er zur Antwort. „Ihnen würde ich gewiß nicht amüsant erscheinen und mir ist meine Zeit zu kostbar, um Phrasen aufzublasen. Das Leben ist so kurz und man hat immer genug zu arbeiten und zu lernen. Ich falle Ihnen zu Füßen." Damit ging er.

Am nächsten Nachmittag kam er wieder. Olga las in einem neuen französischen Romane und rührte sich nicht von ihrem Schaukelstuhl. Er sprach im Nebenzimmer mit ihrem Mann. Die Thür war angelehnt, sie wollte nicht zuhören, sie starrte in das Buch, aber ihr entging kein Wort. Mit Aerger nahm sie wahr, wie klug und klar, wie stets nur zur Sache Wladimir sprach; er erörterte Nichts, worüber er nicht unterrichtet war, in seiner Rede erschienen Dinge und Menschen gleichsam durchsichtig. Ihr Mann sagte wiederholt: „Von Dir kann man Etwas lernen, Freund!" Sie wußte, was das aus seinem Munde sagen wollte.

Es war ganz dunkel geworden, als Mihael ihren Namen rief, worauf sie mit einer Art Hast in die erleuchtete Thür trat. Sie sah nur die Cigarren der Männer wie kleine feurige Kreise in der Finsterniß schwimmen, aber sie bemerkte doch, daß Wladimir sich erhob, um sie zu begrüßen, denn seine Cigarre schwebte rasch wie ein Leuchtkäfer empor.

Mihael bat um den Thee. Als der Kosak den kleinen Tisch gedeckt, die Lampe und den brummenden Samowar aufgepflanzt hatte, erschien Olga, erwiederte Wladimir's Gruß mit einem leichten Kopfnicken und versank in dem nächsten kleinen Fauteuil. Der Kosak bediente mit kalter Küche. Olga füllte die Tassen, ließ ihre Papiercigarette über der Lampe Feuer fangen und lehnte sich zurück. Die Männer setzten hierauf ihr Gespräch unbekümmert fort, während sie dem blauen Rauch zusah, der, in immer weiteren Kreisen, langsam zerfloß, und durch die halbgeschlossenen Augen, die langen dunklen Wimpern Wladimir beobachtete.

Er war nicht schön, aber was man so interessant nennt — häßlich auch nicht —, noch recht jung, vielleicht jünger als sie selbst, von mittlerer Größe, mager, beinahe schwächlich, mit schmalen Händen und Füßen, aber seine Haltung und seine Bewegungen hatten etwas äußerst Energisches. Sein langes hageres Gesicht zeigte nicht den geringsten Schimmer von Roth, aber es war mehr von der Sonne aufgezogen, gallig, braun, als bleich. Die mehr niedere Stirn zeigte auffallende Erhöhungen über der starken gebogenen Nase und den Augen. Olga fühlte sich versucht, in Gall's Schädellehre nachzuschlagen. Ueber dem spitz geschnittenen Kinn wies ein voller, aufgeworfener Mund zwei Reihen blitzender Zähne. Wladimir trug keinen Bart, dafür aber dichtes braunes Haar, das schlicht zurückgekämmt war, beiläufig so, wie man es bei deutschen Pastoren und Lehrern sieht. Während Olga das Alles bemerkte, vermied sie seinen Blick, denn eigentlich mußte man ihm immer in die Augen sehen, so anziehend waren diese Augen mit ihrem ruhigen, klaren, magnetischen Blick. Große tiefe braune Augen, deren

Ausdruck immerfort wechselte. Bald zuckte ein teuflischer Spott aus den halbgeschlossenen Lidern hervor, bald schwammen sie unter den langen seidenen Wimpern in feuchtem warmen Glanz, bald schnitten sie Einem in die Seele mit ihrer kalten geistigen Schärfe, immer aber sprach jene Ehrlichkeit der Erkenntniß, jene Wahrheit des Herzens aus ihnen, die keinen Zweifel aufkommen läßt.

Sein ganzes Wesen umfloß, trotz der Nüchternheit und Bedächtigkeit desselben, eine gewisse Poesie.

So war der Mann, der über das schönste Weib hinwegsah, wie über einen Zaunpfahl.

Er sprach mit ihrem Manne sehr ernsthaft von dem Ackerbau, der Pferdezucht, der Pflege des Waldes; später von den Angelegenheiten des Landes. Olga warf ihre Cigarette weg und hörte zu.

„Wir langweilen Sie, gnädige Frau?“ sagte Wladimir spöttisch.

„Nein“, entgegnete Olga, „ich habe mehr Vergnügen, Ihnen zuzuhören, als bei unseren sogenannten Unterhaltungen. Wir vergessen so gerne, wie arm und zerbrechlich unser ganzes Dasein ist, wie schwer wir zu arbeiten und zu kämpfen haben. Der Ernst, mit dem Sie Alles nehmen, thut mir so wohl. Mir ist so — wie soll ich mich gleich ausdrücken — so, als wenn ich aus meinem parfümirten Boudoir in den Nadelwald komme, in dessen frischem, herben Duft sich meine Brust erweitert.“ Die eitle Frau sagte dies Alles ohne jeden Hochmuth, einfach, beinahe zutraulich.

Wladimir sah sie das erste Mal lange und scharf an und beim Fortgehen gab er ihr die Hand; aber wie kalt war sie, diese Hand, und wie fest, eine Hand aus Eisen. — —“

Olga erzählte so fließend, ihre Rede hob und senkte sich melodisch wie eine murmelnde Quelle, daß es den Eindruck machte, als würde sie ihre Geschichte mit anmuthigem Tonfall vorlesen, oder habe sie Wort für Wort auswendig gelernt und sage sie nun her. Sie lebte offenbar Alles noch einmal durch, jeder Zug, Ton und Farbe, jede Bewegung stand wie gegenwärtig vor ihr. Ich schloß die Augen und lauschte nur, ich wagte nicht laut Athem zu holen.

„Wladimir kam nun öfter“, fuhr sie fort, „Olga behandelte ihn ganz anders, als alle anderen Männer; ihm gegenüber zeigte sie sich bescheiden, anspruchslos, sie hörte zu, wenn er sprach, fragte um Manches, sprach selbst nur wenig, aber ihre Augen hingen immer an den seinen. Ihr Anzug zeigte eine ausgesuchte elegante Einfachheit, sie trug stets ein Kleid von dunkler Seide, das bis zum Halse geschlossen war, mit einem kleinen weißen Kragen. Das prächtige Haar lag in breiten Flechten wie eine Reihe dunkler Spangen auf ihrem Haupte.

Während die Anderen aus ihren Schuhen tranken, überhäufte sie Wladimir mit hundert kleinen Aufmerksamkeiten und machte ihm förmlich den Hof. Jede Bemerkung von ihm schien ihr wichtig.

Einmal warf er ein paar gewichtige Worte gegen den Schnürleib hin.

Den nächsten Abend erschien sie in einer bequemen Kazabaika (Jacke) von dunklem Sammet, mit Marderpelz gefüttert und besetzt.

„So ist es recht“, sagte Wladimir, indem er sie das erste Mal mit einem gewissen Vergnügen betrachtete.

„Ich werde nie mehr ein Mieder nehmen“, erwiederte Olga rasch.

„Warum nicht?“

„Sie haben es doch gesagt“, rief sie, „und Sie verstehen Alles besser, als wir Anderen.“

Beim Thee streifte sie zufällig seine feine Hand nur mit den äußersten Haarspitzen ihres pelzbesetzten Aermels, aber sie sah, wie es ihn elektrisch berührte; ihre Brust hob sich, ihre Augen blitzten im Triumphe auf.

Er aber wußte in demselben Augenblicke, daß sie ihn erobern wollte und zeigte sich fortan noch zurückhaltender, mied sie so viel als möglich, und schloß sich noch herzlicher an ihren Mann.

Der Zufall brachte in den nächsten Tagen das Gespräch auf eine coquette Edelfrau, für die ein junger Officier im Zweikampf gefallen war.

„Ob so ein Weib kein Gefühl für ihre Ehre, ihre Kinder hat“, meinte Mihael, „wenn sie schon kein Blut scheut?“

„Ach! Die Ehre dieser Gattung Frauen ist die eines Eroberers, sie wird nur nach dem Erfolg geschätzt“, rief Wladimir höhnisch; „so ein Weib opfert ihrer Eitelkeit Glück, Liebe, Achtung, Alles. Aber ein Mann von Ehre und Charakter wird ihr stets fern bleiben; nur Gecken, Dummköpfe, schlechte Wichte sind ihre windige Beute, wie die Katze, die nicht auf edleren Raub ausgehen kann, im Hause Mäuse oder Fliegen fängt. Die Race wird übrigens immer häufiger, denn unsere gebildete Frau ist eine Müssiggängerin, die Romane liest und Clavier spielt; das ist das Unglück.“

„Sie verachten die Künste?“ warf Olga hin.

„O nein“, antwortete er lebhaft, „aber ohne Arbeit giebt es kein wahres Vergnügen. Diese Männer, die unsterbliche Werke der Kunst schufen, haben auch gearbeitet, sie haben den Pinsel, die Feder in ihr Herzblut getaucht. Nur wer selbst etwas leistet, ist im Stande, sie zu verstehen und zu genießen“

„Sie haben Recht“, entgegnete Olga traurig. „Wie oft fühle ich eine entsetzliche Leere, einen Ekel an allem Leben in meiner Brust.“ —

„Versuchen Sie zu arbeiten“, sprach Wladimir strenge, „Sie sind noch jung, Sie sind vielleicht noch zu retten.“

Olga wagte nicht, ihn anzusehen. —

Wochen vergingen.

Trübe Nebel wogen um den Edelhof, die weite Ebene ist wieder mit tiefem Schnee, der Teich mit schimmerndem Eise überzogen. Der Schlitten steht indeß noch verstaubt in der Remise, Motten siedeln sich in den glänzenden Bärenfellen an. Olga vergräbt sich ganz in den weichen Polstern ihrer Ottomane und brütet. Je weniger Wladimir an ihren glühenden Blicken Feuer fängt, um so unbändiger verlangt ihr

hochfahrender Sinn seine Unterwerfung, sie ist beleidigt, verwundet, erniedrigt vor sich selbst. Sie muß ihn zu ihren Füßen sehen und dann will sie mit Siegesfreude auf ihm herumtreten. Es fällt ihr gar nicht ein, an eine Gefahr für sich zu denken. Sie hat den ersten Mann vor sich, der es werth ist, daß man ihn erobert, und da soll ihr Reiz, ihre Schönheit, ihre Kunst versagen?

Nein, sie muß ihn haben, sie will jeden Preis für ihn zahlen — den höchsten! —

Sie weiß, daß er Achtung vor der Arbeit hat und so beginnt sie zu arbeiten.

„Du übst einen trefflichen Einfluß auf meine Frau", sagt ihr Mann eines Abends zu Wladimir, während Olga am Stickrahmen sitzt; „sieh, wie sie sich seit einiger Zeit beschäftigt."

Wladimir sieht sie an. „Habe ich Ihnen gesagt, daß Sie sich die Augen verderben und das Brustblatt eindrücken sollen?" sagt er trocken. „Stehen Sie gleich auf!" Olga gehorcht. „Sie haben Besseres zu thun", fährt er fort; „so sehr mir Ihre Wirthschaft gefällt, so vermisse ich dagegen in Ihrem Hause jene glänzende Reinlichkeit, welche Holland und einen Theil von Deutschland so sehr auszeichnet. Da haben Sie eine Aufgabe, bei der Sie gesund und schön bleiben."

Es war die erste Huldigung des ernsten eisernen Mannes. Olga wendete ihr Antlitz, über das sich eine flammende Röthe ergoß, überrascht zu ihm und sah ihn zugleich schüchtern und dankbar an.

Das nächste Mal traf sie Wladimir, wie sie die Spinneweben von der Decke des Speisesaals herabwischte. Er nahm ihr den Besen aus der Hand und stellte ihn in die Ecke. „Das ist keine Arbeit für Sie", sprach er weich; „ich habe nicht gemeint, daß ihre zarten, blutreichen Lungen so viel Staub schlucken sollen."

„Aber was soll ich anfangen", sagte sie, „meine Dienstleute sind einmal keine Holländer."

„Sie werden sie dazu machen", rief er. „Zeigen Sie ihnen nur Strenge und Gerechtigkeit zu gleicher Zeit, aber nicht einmal, sondern hundertmal, täglich, das ganze Jahr durch. Vergessen Sie nie, daß Sie die Herrin sind, daß, sobald Sie die Arbeit Ihrer trägen Dienstleute verrichten, Sie beiläufig dasselbe thun, wie Napoleon, der für den schlafenden Grenadier auf dem Vorposten steht."

Wladimir führte sie hierauf an seinem Arm durch das ganze Haus bis in die Küche und den Keller.

„Haben Sie nicht vom Morgen bis zum Abend zu thun, wenn Sie dies Alles beaufsichtigen wollen? Leiten, anordnen, gebieten: das ist Ihre Sache. Führen Sie außerdem die Rechnungen, Sie schaffen Ihrem Manne dadurch eine wesentliche Erleichterung."

Von der Terrasse aus zeigte er ihr den Garten. „Wenn der Frühling kommt, dann können Sie hier säen, setzen, graben, gießen und jäten; das Alles wird Ihnen vortrefflich bekommen. Da können Sie auch grausam sein, was jedes Weib von Zeit zu Zeit sein muß, indem Sie gegen

Raupen und Engerlinge einen Krieg ohne Erbarmen führen. Ich empfehle Ihnen aber dafür die Bienenstöcke und meine kleinen fleißigen Lieblinge. Und nun" — schloß er, indem er sie in den Salon zurückgeleitete — „nun bitte ich Sie, spielen Sie mir Etwas; Sie spielen mit so viel Verständniß und Empfindung."

Olga zitterte am ganzen Leibe. Mit gesenktem Blick setzte sie sich an das Piano und ließ ihre Finger über die Tasten gleiten.

„Ich begreife Ihr Spiel, wenn ich Ihre Finger betrachte, diese feinen durchsichtigen, gleichsam beseelten Finger", sagte er leise.

Olga war bis in die Lippen bleich geworden, sie legte einen Augenblick die Hand auf das Herz, dann spielte sie. —

Die Mondscheinsonate von Beethoven.

Bei den ersten leise klagenden Tönen des Adagio legte Wladimir die Hand über die Augen. Alle Zauber der Mondnacht strömten über sie und ihn, tiefe Schatten sanken auf sie herab, ein magisches, zitterndes, wehmüthiges Licht, und ihre Seelen schwangen mit in der dämmernden schmerzlichen Melodie. Als der letzte Ton in der Luft verschwamm, ließ sie die Hände langsam herabsinken.

Beide schwiegen.

„Entsagung, Ergebung", sagte er endlich, „das spricht zu uns aus dieser wunderbaren Sonate, wie aus der Natur, aus der Welt, die uns umgiebt. Ergebung des Herzens vor Allem. Entsagung. Es mag die getäuschte Liebe sein, die fortlebt in dem treuen Herzen, oder eine Liebe, die sich selbst zu ewigem Schweigen verdammt. Wir Alle müssen entsagen lernen."

Er sah Olga an. Seine Augen schienen feucht. Er war merkwürdig weich. —

Einige Zeit vermied er es, zu kommen. Olga verstand ihn.

Dann kam ein Tag, an dem ihr Mann in die Kreisstadt nach Kolomea fuhr, um Einkäufe zu machen. Sie blieb zurück. Das Herz drohte ihr jeden Augenblick still zu stehen; sie wußte, daß er kommen werde, und wie die ersten Schatten der Dämmerung in ihr Zimmer fielen, schlüpfte sie mit zwei heftigen Bewegungen in die pelzbesetzte Kazabaika und setzte sich an das Piano. Beinahe willenlos begann sie die Sonate. Auf einmal brach sie mit einer Dissonanz ab. Sie dampfte vor Hitze in dem üppigen Pelz, riß ihn auf und ging mit großen Schritten, die Arme unter der wogenden Brust gekreuzt, auf und ab.

Und jetzt stand er im Zimmer.

Das Blut stieg ihr in die Wangen, sie zog die Kazabaika zusammen und reichte ihm die Hand

„Wo ist Herr Mihael?" fragte er.

„In Kolomea."

„Dann will ich —"

„Sie wollen doch nicht gehen?"

Wladimir zögerte.

„Ich habe mich seit dem frühen Morgen gefreut, mit Ihnen zu

sprechen, allein zu sprechen", sagte Olga mit gedrückter Stimme. „Ich bitte Sie, bleiben Sie bei mir."

Wladimir legte seine Mütze auf das Clavier und setzte sich in einen der kleinen braunen Fauteuils. Olga ging noch einige Schritte durch das Zimmer und blieb dann vor ihm stehen. „Haben Sie schon geliebt, Wladimir?" fragte sie rasch und rauh. „O gewiß!" Ihre Lippen zuckten verächtlich.

„Nein", entgegnete er mit tiefem Ernst.

Olga sah ihn sprachlos an.

„Und sind Sie im Stande, zu lieben?" fragte sie zaghaft. „Ich glaube nicht."

„Sie irren sich noch einmal", antwortete Wladimir. „Naturen, wie die meine, die sich nicht in kleiner Münze ausgeben, die reif geworden sind, ohne zu empfindeln, sind vielleicht allein im Stande, wahrhaft zu lieben. Wie sollte das so eine unreife grüne Pflaume von einem Mädchen oder einem jungen Menschen können? Das kann nur ein Mann. Vielleicht auch ein Weib, aber die Meisten haben dann ihr Herz bereits verzettelt."

„Und wie müßte ein Weib sein, das Sie lieben könnten?" fragte Olga weiter, ohne ihre Stellung zu verändern.

Wladimir schwieg.

„Das interessirt mich auf das Höchste", murmelte sie.

„Muß ich antworten?"

„Ich bitte Sie."

„Nun, sie müßte das gerade Gegentheil von Ihnen sein", sagte er mit trockener gepreßter Stimme.

Olga wurde todtenbleich, dann schoß ihr das Blut ins Gesicht und das Wasser in die Augen. Sie sah stumm zu Boden.

„Nun, lachen Sie doch", rief Wladimir mit wehmüthigem Humor, „es muß Ihnen das unendlich lächerlich vorkommen."

„Sie sind nicht artig", entgegnete Olga mit einer von Thränen erstickten Stimme.

„Aber wahr", entgegnete er rücksichtslos.

„Sie haben einen Widerwillen gegen mich", sprach Olga fest, indem sie zugleich hochmüthig den Kopf emporwarf, „ich habe es lange schon gefühlt."

Wladimir stieß ein kurzes, heiseres, unendlich trauriges Gelächter aus. „Nun, so sage ich Ihnen die ganze Wahrheit", rief er dann mit heftiger Bitterkeit, „ich fühle mehr für Sie, als für jede andere Frau auf der Welt."

Olga sah ihn erschrocken an; ihr Herz schlug bis an den Hals hinauf, das Blut schoß ihr klingend in die Ohren.

„Ich könnte Sie lieben —", fuhr er ruhiger fort, mit einem Blicke voll schmerzlicher Hingebung.

„Dann lieben Sie mich auch!" rief Olga.

„Nein", sagte er leise, „dazu gehört vor Allem Achtung."

Sie machte eine Bewegung.

„Ich bitte, mißverstehen Sie mich nicht", sprach er weiter, „ich will Sie nicht kränken, ich will mich Ihnen nur erklären. — Es ist am Ende nur ein Naturtrieb, der die Menschen zusammenführt, wie die Thiere, aber kein Naturtrieb ohne Wahl. Es handelt sich ja dabei nicht um uns, sondern um unser Geschlecht, nicht um unsere Freuden, sondern um ein neues Leben; denn jeder Tag ist ein Schöpfungstag. Instinctiv suchen Mann und Weib, das eine an dem anderen, jene Eigenschaften, die ihm fehlen, die es am höchsten achtet oder liebt, und immer scharfsinniger, immer eigensinniger wird diese Wahl, je mehr die Vernunft bei derselben mit zu reden hat. So kann wahre Liebe zwar auch nur aus einem mächtigen Triebe der Natur, einem magnetischen Instinct entstehen, aber dauern kann sie nur durch volle gegenseitige Achtung des Wesens und der Eigenschaften. Wenn ich zu weit ausgeholt habe, so lachen Sie mich nur aus!"

„Ich lache nicht", erwiederte Olga finster. „Und Sie haben also nicht jene Achtung für mich —"

„Nicht jene volle Achtung", unterbrach sie Wladimir, „welche ich verlange, wenn ich einem Weibe mein Herz und Leben hingeben soll..."

„Sie verachten mich!" sprach Olga zornig und die Schläfen begannen ihr zu pochen.

„Nein, mir ist recht leid um Sie", erwiederte Wladimir, „ich denke oft an Sie, ich möchte Sie retten."

„Warum verachten Sie mich?" rief sie mit blauen bebenden Lippen. „Sie haben kein Recht dazu. Ich will nicht von Ihnen verachtet sein."

„Was liegt Ihnen an mir?" sprach Wladimir bitter, „Ihnen, der Alles zu Füßen liegt!"

„Warum verachten Sie mich?" schrie Olga aus der Tiefe ihrer Seele auf. „Sagen Sie es, ich will es." Zugleich setzte sie den Fuß mit einer gewissen Wildheit heftig auf seinen Stuhl, und ihre Augen funkelten voll Haß und Mordlust.

„Gut. So hören Sie mich an", sagte Wladimir mit eisiger Kälte. „Sie sind ein Weib von seltener Schönheit, starkem Geiste, weichem zärtlichen Gemüth, ein Weib, geschaffen, den besten Mann zu ihrem Sklaven zu machen. Sind Sie damit zufrieden? Nein! Sie wollen jeden Tag einen neuen Sieg feiern, jede Nacht auf frischen Myrthen ruhen. Ihre Eitelkeit ist unersättlich, sie frißt wie ein Geier an Ihrem Herzen, aber dies arme kleine Herz wächst nicht nach, wie jenes des Titanen, und so wird Ihr Ende Lebensekel, Menschenhaß und Selbstverachtung sein."

Olga stöhnte auf, dann begann sie laut zu weinen, mit beiden Händen in ihrem Haar zu wühlen und mit den Zähnen zu knirschen. Wie sie die Arme hob, flog der Pelz auseinander und sie stand mit zornig wogender Brust, lodernden Augen, aufgelöstem schwarzen Haare, wüthend, wie eine Mänade, über ihm.

Wladimir erhob sich.

Sie stieß einen schmerzlichen Schrei aus und hob die geballten Fäuste. —

Er runzelte nur die Stirne und sah sie an. Da sanken ihr auch schon die Hände herab und das Haupt auf die Brust.

Im nächsten Augenblicke war er fort und sie lag auf dem Teppich und schluchzte. — —

Tage vergingen, Wochen, ein Monat

Wladimir kam nicht.

Er mied auch ihren Mann.

Olga leidet furchtbar. Sie weiß jetzt, daß er sie liebt, aber sie weiß auch, daß er sie verachtet, und ihre Leidenschaft entzündet sich gleichmäßig an seiner Neigung, wie an seinem Hasse. Sie fängt einen Brief an und zerreißt ihn wieder; sie läßt ihr Pferd satteln, um zu ihm zu reiten und reitet nicht. Stundenlang steht sie in der Küche und starrt in das Herdfeuer. Ein bis jetzt nicht gekanntes Gefühl kommt über sie. Sie denkt nur an ihn. Wenn sie in der Dämmerung am Fenster steht, meint sie jede Secunde den Hufschlag seines Pferdes, seinen Schritt zu hören, seine Stimme. Sie wälzt sich Nächte und wieder Nächte schlaflos auf ihrem Lager und schlummert erst gegen Morgen ein.

Jetzt erst versteht sie die Dichter und die Musik.

Es ist dunkel geworden. Sie sitzt am Piano und spielt die Mondscheinsonate und mit den Tönen fließen ihre Thränen. Ihr Mann tritt leise hinter ihren Stuhl und zieht sie an sich. Er fragt nicht, und sie legt ihren Kopf schweigend an seine Brust und weint. — —"

Olga's Stimme sank zum Flüstern herab. Sie hatte sich verschämt von mir abgewendet, ihre ganze Seele zitterte in keuscher inniger Liebe.

„Es war am heiligen Abend", erzählte sie weiter; „Olga kam mit ihrem Manne im Schlitten von Tulawa, wo er im Pfarrhofe ein paar Schriftstücke abgegeben hatte, und sie fuhren bei Wladimir's Hof vorbei.

Olga faßte ein tiefer Schauer, als ihr Mann unerwartet vor dem Thore halten ließ. „Wir holen ihn, komm", sagte Mihael. Olga rührte sich nicht. „Willst Du nicht?" Sie schüttelte den Kopf. Ihr Mann ging hinein und kam nach kurzer Zeit mit Wladimir zurück, welcher ehrerbietig grüßte und dann zu ihnen in den Schlitten stieg. Während der Fahrt sprach Niemand ein Wort. Olga saß an Wladimir's Seite, ohne sich zu bewegen, nur einmal zuckte sie zusammen, als er sie unwillkürlich berührte. Als sie ankamen, betrachtete Wladimir den bekannten Edelhof mit einem sonderbaren Lächeln.

Nachdem Mihael seinem Weibe aus dem Schlitten geholfen und ihr den schweren Pelz abgenommen hatte, sprach er, sich vergnügt die Hände reibend: „Das wird jetzt ein heiliger Abend, wie es sich gehört. Ich will sehen, was die Kinder machen." Damit ging er hinaus und ließ sie mit Wladimir allein im Salon.

Olga warf sich nachlässig in einen Fauteuil und zündete eine Cigarette an. Plötzlich lachte sie hell auf. „Ihr Widerwille, Ihre Verachtung

gehen so weit", sprach sie, „daß Sie mit mir nicht unter einem Dache sein können."

„Sie wollen mich nicht verstehen", sagte Wladimir kalt.

„Ach!" rief Olga, „Sie sind eines tiefern Gefühls nicht fähig, sonst würden Sie mich nachsichtiger beurtheilen."

Diesmal wurde er bleich. „Glauben Sie?" sprach er. „Nun, so hören Sie mich noch einmal an. Ich liebe Sie!"

Olga warf die Cigarette fort und stieß ein rohes Gelächter aus.

„Und Sie sind die erste Frau, die ich liebe", fuhr er ruhig fort, „ich liebe Sie so, daß ich darunter leide, und ich leide nicht, weil ich Sie nicht besitzen kann, ich leide, weil ich Sie nicht lieben darf. Es zerreißt mir das Herz, daß eine so herrliche Natur einen so häßlichen Charakter gegeben hat."

Olga regte sich schmerzhaft; ihr Blick hing scheu und flehend an dem seinen.

„Sehen Sie mich nicht so an", rief er; „ich muß Ihnen wehe thun. Ich habe kein Mitleid mit Ihnen. Haben Sie Mitleid gehabt mit dem jungen Bogdan, den der Herr von Zawale um Ihretwillen im Birkenwäldchen von Tulawa todt niederstreckte? Mit Demetrius Litwie, der sein Gehirn, das Sie toll gemacht, mit einem Pistolenschuß an die Wände seines Zimmers spritzte? Haben Sie Mitleid mit ihren Kindern, mit ihrem Manne gefühlt, als Sie Zawadzki's Huldigungen annahmen, als Sie den Grafen —"

„Wann hätte ich das gethan?" rief Olga entsetzt, indem sie aufsprang und die Hände zusammenschlug. „Wer hat Ihnen das gesagt?"

„Alle Welt sagt es", erwiederte Wladimir höhnisch.

„Nun, so lügt die Welt", sprach Olga energisch, das Haupt muthig erhoben; ihre Wangen, ihre Augen glühten jetzt voll Zuversicht. „Ich aber rede die Wahrheit, Wladimir, ich bin unschuldig an diesem Blute, nicht ein Tropfen kommt über mich."

„Geben Sie sich keine Mühe", entgegnete er beklommen, „ich glaube Ihnen nicht."

Olga sah ihn an, brennend, thränenlos, voll Schmerz und Liebe, und ging dann langsam mit gesenktem Haupte in das Nebenzimmer.

„Nun, so glauben Sie diesen Briefen", rief sie und riß ein Packet, das mit einem rosa Band geknüpft war, aus ihrem Schreibtisch.

Wladimir war ihr gefolgt. „Ihr Mann kann jeden Augenblick zurückkehren", sprach er hastig.

„Er soll kommen", entgegnete Olga mit stolzer Unschuld, „ich lasse mich nicht beschimpfen. Sie müssen meine Vertheidigung hören, dann verurtheilen Sie mich. Hier ist ein Brief von Litwie, zwei Tage vor seinem Tode. Schreibt so ein Mensch, der sich aus Liebesgram das Leben nimmt?" Sie warf den Brief verächtlich hin.

Wladimir entfaltete ihn und durchflog die Zeilen mit fiebernder Eile.

„Hier sind Briefe von Bogdan. Lesen Sie. Sind das die Briefe eines Liebhabers, der für eine Frau im Zweikampf fällt? Litwie erschoß sich, weil er mehr Schulden als Vermögen hatte, und Bogdan duellirte sich mit dem Herrn von Zawale wegen eines Wortwechsels beim Kartenspiele. Hier sind Briefe von Zawadzki, vom Grafen Mnischek, von allen Anderen, die man meine Anbeter nennt. Schreiben so Männer, denen eine Frau ihre Gunst geschenkt hat? Ich bekenne, ich bin eine Coquette, ich bin eitel, eroberungslustig, grausam, aber ich bin nicht schlecht, nicht verworfen. Weil die Männer mir huldigen, verleumden mich die Frauen und wälzen jede Schuld auf mich. Ich habe gefehlt, aber nicht so sehr, wie Sie glauben. Ich habe meinem Manne die Treue niemals verletzt. Ich schwöre es."

Sie wendete sich gegen das hölzerne Kreuz, das über ihrem Bette hing, hielt aber inne.

„Nein!" rief sie, „bei meinen Kindern will ich schwören! Nun, jetzt wissen Sie Alles, jetzt beschimpfen Sie mich."

Wladimir starrte noch in die Briefe. „Ich habe Ihnen Unrecht gethan", sprach er, seine Stimme bebte dabei, „vergeben Sie mir, wenn Sie können." —

Er war zu weit gegangen und stand nun erschüttert und wehrlos vor ihr.

„Spotten Sie nicht", erwiederte Olga, mit scheuer, schwermüthiger Zärtlichkeit im Blicke, „ich bin schuldig. Ich fühle es, ich gehe unter. Ich bin noch nicht so, wie Sie dachten, aber ich fühle es, ich bin auf dem Wege, es zu werden. Ich muß sinken, mir fehlt jeder Halt. Ich habe nicht gewußt, was ein Mann, was die Liebe eines Mannes ist, jetzt fühle ich, es ist Alles in dem Leben eines Weibes, und ich muß zu Grunde gehen ohne sie, verzweifeln, sterben. Sie können mich retten, Sie allein, jetzt stoßen Sie mich von sich!"

Wladimir preßte eine Hand gegen das Herz, die andere gegen die Stirn. Sie warf sich schluchzend an seine Brust und schlang die Arme mit der Kraft der Verzweiflung um seinen Nacken und der starke eiserne Mann begann zu weinen, zog das arme Weib an sich und hing überwältigt an ihren Lippen. Die Gegenstände um sie verschwammen, sie fühlten nur ihre Herzen in schmerzlicher Seligkeit gegen einander schlagen. — —

Schritte tönten im Nebenzimmer, er ließ sie los und trat an das Fenster, Olga lehnte sich mehr todt als lebendig an den Schreibtisch. Ihr Mann trat ein, sah Beide mit einem durchdringenden Blicke an und meldete dann, der Weihnachtstisch sei bereit. Er sagte Nichts, aber er zeigte sich den ganzen Abend wortkarg und verstimmt, während Olga ein Glas Wein nach dem andern hinabstürzte und ausgelassen mit den Kindern herumsprang. Zuletzt zündete sie die Krippe an und rief die Dienstleute. Mit ihnen kamen zwei Kolendysänger, ein alter würdiger Mann mit weißem Barte und ein junger Bursche mit muthwilligen Augen, und sangen unsere alten wunderbaren Weihnachtslieder, bald

wehmüthig entsagend, bald gemüthvoll sinnig oder von toller Lustigkeit überschäumend, wie der Charakter unseres Volkes. Alle stimmten ein.

Und wie sie von ihm sangen, der in der armen Krippe lag und den die Hirten andächtig grüßten, weil er gekommen war, uns zu erlösen aus Tod und Sünde, da stockte Olga die Stimme von seligen Thränen und sie faltete demüthig die Hände in ihrem Schooße und blickte auf ihn, dem sie ihre Seele hingegeben hatte. — —

Bei ihrem Erwachen an dem nächsten Morgen machte Olga die Bemerkung, daß die Welt sich gleichsam um sie verändert habe. Das Stückchen Sonnenlicht, das auf dem Boden lag, bereitete ihr eine große kindische Freude, der Schnee im Garten und auf den Feldern schimmerte freundlich, die Raben, welche über die frostigen weißen Schollen hüpften, sahen alle so glänzend, wie geputzt aus, und in ihrem eigenen Herzen war eine angenehme Unruhe.

Am zweiten Weihnachtsfeiertage fuhr Mihael zu einem benachbarten Gutsbesitzer, einem Kleinrussen, bei dem sich viele Parteigenossen zur Tafel einfanden. Wladimir wußte es.

Nachmittags, es dämmerte bereits etwas, tönten die Glöckchen seiner Pferde im Hofe.

Olga lief ihm entgegen, hielt plötzlich inne und bot ihm verschämt mit gesenktem Blicke die Hand. Wladimir drückte sie herzlich und führte die geliebte zitternde Frau zu dem kleinen braunen Sopha, auf das sie ihn zu sich niederzog. Eine beinahe jungfräuliche Keuschheit lag in ihrem ganzen Wesen, ihrer Haltung, als sie scheu und zärtlich den Kopf an seine Schulter legte; sie dachte in diesem Augenblicke an Nichts mehr, nicht an sich, nicht einmal an ihn, sie schmiegte sich an seine Brust und war glücklich.

„Haben Sie mich erwartet?“ begann Wladimir schüchtern.

Sie nickte leise, ohne ihre Stellung zu ändern, nahm dann plötzlich seinen Arm und legte ihn um sich herum.

„Sie denken sich wohl, weshalb ich gekommen bin?“ begann er wieder.

„Was ist dabei zu denken?“ sagte sie naiv. „Ich habe Sie lieb, ich denke gar nichts.“

„Sagt Ihnen Ihr Gewissen nicht, daß wir uns nicht so willenlos forttreiben lassen können?“ fragte er dumpf.

„Sie wissen ja, ich habe kein Gewissen“, entgegnete sie und ein muthwilliges Lächeln zog lieblich, von den Mundwinkeln aus, über ihr ganzes Gesicht.

„Mein Kopf ist wieder kalt geworden“, fuhr Wladimir ernst fort, „ich habe unsere Lage redlich erwogen. Alles liegt jetzt bei Ihnen. Ich bin gekommen, damit wir uns aussprechen, damit wir über die Zukunft klar werden.“

„Was noch?“ entgegnete sie. „Ich liebe Sie über Alles, ich will nichts weiter wissen.“

„Olga!“ rief er beinahe erschrocken.

„Nun?“ — sie richtete sich auf — „Wollen Sie mir sagen, daß der Augenblick Sie fortgerissen und getäuscht hat, daß Sie mich nicht lieben?“

„Ich habe Sie so lieb — Sie wissen nicht, wie lieb ich Sie habe, das können Sie nicht wissen“, sprach er mit rührender Innigkeit, „und deshalb will ich Ihr Glück in Wahrheit. So können Sie nicht glücklich sein. Soll diese Liebe, die uns über uns selbst erhebt, Sie in jenen Schmutz hinabstoßen, in den ich Sie schon mit unendlichem Schmerz versunken sah? Bis jetzt waren Sie nicht glücklich, aber redlich und pflichttreu, und ich soll der Mann sein, der Sie sündigen, heucheln, betrügen lehrt? Und wie sollen Sie ein ruhiges Herz in der Brust tragen, wenn Sie zwei Gesichter zeigen müssen, eines dem Manne, das andere dem Geliebten, und zuletzt selbst nicht wissen, welches lügt? Das will ich nicht. Ich will nicht, daß Sie sinken, ich will Ihr Herz reinigen, ich will Sie aus diesen armen Flittern der Eitelkeit emporheben, ich will Sie retten, nicht verderben. Olga! liebe, liebe Olga! und dann — glaub' mir — ich bin das nicht im Stande, was allen Anderen so geläufig ist. O! daß ich Dir nicht sagen darf: Sei mein Weib! Die Ehe ist ein Sacrament bei uns; und mir kommt es recht erbärmlich vor, dem Manne hinter seinem Rücken sein Weib zu stehlen, und erst Deinem Manne. Ich habe ihn lieb und ich achte ihn. Und dann kann ich Dich nicht theilen. — Ich kann entsagen, aber Dich mein nennen und mein geliebtes Weib in den Armen eines Anderen wissen, das kann ich nicht.“

Olga hatte ihm mit großen offenen Augen zugehört. „Was willst Du also? Ich verstehe Dich nicht, es ist ja doch mein Mann, er hat sein heiliges Recht auf mich —“

„Ist dieses Recht heilig“, entgegnete Wladimir streng, „dann werden wir es nicht verletzen, ich gewiß nicht.“

„Wladimir!“

Olga stieß seinen Namen fast schmerzhaft aus der Brust und hing sich an seinen Hals. „Was soll ich thun? Sprich! Ich will ja Alles, was Du willst.“

„Ich will nur, daß wir rechtschaffen bleiben, Olga“, erwiederte er, „und redlich handeln. Liebst Du mich?“

Olga preßte ihre feuchten heißen Lippen leidenschaftlich gegen die seinen. „Jetzt weiß ich erst, wie das ist, wenn man liebt“, flüsterte sie, „ich kann nicht mehr sein ohne Dich, ohne Deine Augen, Deine Stimme; küsse mich doch.“

„Nicht so“, sprach er, sich sanft losmachend. „Ich will vor Allem Wahrheit von Dir.“ Er stand auf und ging durch das Zimmer.

„Hängt Dein Leben an dem meinen“, fuhr er fort, „so wie meines an dem Deinen hängt, dann trenne Dich von Deinem Manne, offen, ehrlich, vor aller Welt.“

Olga zuckte zusammen. „Das kann ich nicht“, murmelte sie, „o!

meine armen Kinder! Und Mihael! — wie er mich liebt — und was würden die Leute dazu sagen? — meine Ehre schon gebietet —“

Wladimir trat zu ihr und schloß sie sanft an sich.

„Ich übe keinen Zwang“, sprach er milde, „ich verlange nicht, daß Du mir folgst, aber dann mußt Du Deiner Pflicht gehorchen, dieses Gefühl für mich ersticken —“

„Wladimir!“ stieß Olga, starr und bleich vor Schrecken, heraus, „Du wirst mich verlassen!“

Sie warf sich vor ihm nieder und preßte verzweifelt, in Thränen aufgelöst, das Haupt gegen sein Knie.

„Verlaß mich nicht! Um Gotteswillen verlaß mich nicht, ich werde schlecht werden ohne Dich, ich werde sterben — ich lasse Dich nicht!“

Wladimir versuchte es, sie aufzuheben, sie umklammerte ihn nur um so fester und weinte auf seine Füße nieder.

„Ich werde Dich immer lieben“, sprach er wehmüthig, „Dich allein und keine Andere, ich werde jeden Tag zu Dir kommen. Du sollst durch mich die Dichter kennen lernen, die Geschichten der Vorzeit, die Blumen, die Thiere, die Sterne; ich will Deine Kinder lieb haben und Deinen Mann.“ Er zog sie an sich und küßte sie zärtlich auf den Scheitel.

„Wenn Du mich ihm überlässen kannst, liebst Du mich nicht“, murmelte Olga.

„Und überlasse ich Dich ihm nicht, wenn Du meine Geliebte wirst und sein Weib bleibst?“ sagte Wladimir bitter.

Olga schwieg.

„Wir müssen entsagen!“ begann er wieder.

„Ich kann es nicht!“

„Du mußt es können; ich werde Dich nicht sinken lassen“, sagte er leise, „Du weißt es jetzt, was Du entbehren kannst, was nicht.“

„Ich weiß nichts, als daß ich Dich ganz haben muß!“ schrie Olga auf.

„Fasse Dich“, sprach er strenge, „ich muß fort.“

„Wladimir!“

„Ich muß. Ich lasse Dir Zeit, prüfe Dich, fasse einen Entschluß und schreibe mir dann, es wird Dir leichter werden. Dann will ich wieder kommen, wie bis jetzt, ruhig, herzlich, ohne Groll und — ohne Hoffnung.“

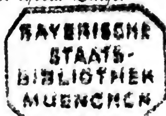
Er bot ihr die Hand.

„Du gehst fort und küssest mich nicht?“ rief Olga, schlang die Arme um ihn und sog sich an seinen Lippen fest, daß sie bluteten, als sie ihn losließ. „Geh jetzt“, sagte sie kurz und befestigte ihre losgelösten Flechten. „Geh! — O! — Du kannst nicht gehen — Du bist doch recht schwach!“

„In der That“, stammelte Wladimir. Seine Arme umschlangen sie heftig, Thränen traten in seine Augen. „Und deshalb fort.“ Er ließ sie los und eilte davon.

Im Schlitten wendete er sich noch einmal zurück. Sie stand auf der Freitreppe und winkte mit ihrem Tuche. — — —





Vergebens erwartete ihn Olga an dem nächsten Tage und auch an den folgenden. Es kam der Sylvesterabend, da konnte er nicht ausbleiben, und er blieb doch aus. Am Neujahrstage kam ein Diener mit seiner Karte.

Olga sperrte sich in ihrem Zimmer ein und brütete, aber sie kam zu keinem Entschlusse. Alle Nichtigkeiten des Lebens, Zweifel, Schmerzen stürzten auf ihr Herz ein.

Sie frägt sich vergebens, was sie will, sie hört endlich auf zu denken, sie läßt sich von den Wogen treiben, vor ihr liegt nichts mehr, als ein großes dämmerndes Glück.

Am nächsten Morgen schlüpft sie mit bloßen Füßen in ihre Pantoffeln und eilt an den Schreibtisch. Sie weiß nicht, was sie schreibt, nur kommen soll er, sie vergeht im Fieber der Sehnsucht. Und der Kosak muß eilig zu Pferde steigen, aber er kehrt ohne Antwort zurück und Wladimir kommt nicht.

Er sitzt an dem Fenster seines Arbeitszimmers in seinem verschossenen Lehnstuhl, aus dem das Werg von allen Seiten hervorkriecht, vor sich die traurige schweigende Winterlandschaft, und liest in einem Buche, das er seine Bibel nennt, aus dem er so oft Trost und Erfrischung geschöpft, in dem „Faust“ von Goethe. Er hat in seiner Sprache kein Buch, das ihm so lieb wäre wie dieses.

„Du bist Dir nur des einen Triebs bewußt,
O lerne nie den andern kennen!
Zwei Seelen wohnen, ach! in meiner Brust —“

Den letzten Vers versteht er heute zum ersten Male, es dämmert bereits, er lehnt sich zurück, schließt die Augen und läßt ihn immer wieder durch seine Seele klingen.

Ein leises Geräusch. Es schleicht wie auf sammetnen Füßen. Es wird die Katze sein, er will sich nicht bewegen. —

Und jetzt, ein halb unterdrücktes melodisches Lachen über ihm. Wie er sich überrascht herum wendet, steht Olga vor ihm, wirft den großen schweren Pelz ab und über ihn.

Ehe er sich herausarbeitet, hat sie ihn schon, auf ihren Knieen liegend, umschlungen und bedeckt ihn mit Küssen.

„Mein Gott! Was thun Sie? Welchen Gefahren setzen Sie sich aus?“ rief Wladimir entsetzt. „Stehen Sie auf, Sie müssen fort, augenblicklich!“

„Ich rühre mich nicht von der Stelle“, murmelte Olga, „ich fürchte Nichts, ich bin bei Dir.“ Und sie schloß ihn noch fester in ihre Arme und legte den Kopf trotzig auf sein Knie.

„Olga, liebe Olga, ich vergehe aus Angst um Dich; ich beschwöre Dich, verlaß mich!“ flehte Wladimir.

„Du hast mich verlassen“, erwiederte sie, „ich verlasse Dich nicht. Ich bleibe, bis es Nacht wird und werde täglich kommen.“

„Um Gotteswillen, nein!“ schrie er auf.

„Ich komme doch“, sagte Olga entschlossen.

Er sah sie lange an, als wollte er sie ergründen, er verstand sie nicht mehr; war das noch das scheue, verschämte, willenlose Weib?

Sein Kopf begann zu glühen.

„Hast Du über mein Schicksal entschieden“, begann er erregt, „so sprich.“

Olga regte sich nicht.

„Sprich, ich bitte Dich, sprich!“

Sie fühlte, wie seine Knie zitterten.

„Ich bin nicht im Stande, zwischen Dir und meinen Kindern zu wählen“, erwiederte sie, ohne daß sie ihn anzusehen wagte. „Quäle mich nicht, gieb mir, was ich Dir gebe: Liebe, und frage nicht weiter.“

„Ich muß, um Deinetwillen. Olga, liebe theure Olga, antworte mir!“ bat Wladimir mit wahrer Herzensangst.

„Ich will nicht antworten“, sagte sie.

„Es handelt sich um Dich, um Dein Glück, Dein Gewissen, den Frieden Deiner Seele“, fuhr er fort.

„Um Dich handelt es sich“, rief sie aufflammend, „um Deine Selbstsucht, um Deine ausgestopfte Ehre, Deine theuren Grundsätze! Kannst Du kein Opfer bringen, wo ich Dir Alles gebe?“

Wladimir sprang auf; Olga's Zobelpelz glitt an ihm nieder und zur Erde. Auch sie erhob sich, stützte sich auf die hohe Lehne des Stuhles und betrachtete den theuren Mann, wie er in schweren unsäglichen Qualen auf- und abging.

„Ich bin gekommen, um Dir zu beweisen, daß ich Alles für Dich auf das Spiel setzen kann“, fuhr sie mit energischer Betonung fort, „was nur mein ist, meine Ehre, meinen Mann, meine Kinder, mich selbst. Nun, stoß mich von Dir, thu' es!“

„Das will ich nicht“, stammelte Wladimir.

„Nun, was willst Du denn?“ fragte Olga, indem sie sich ihm näherte. „Ich will ja Dein sein, Dein Weib.“

„Bist Du nicht das Weib eines Andern?“ sagte Wladimir kalt und schroff. Jener diabolische übermenschliche Hohn zuckte in seinem Auge, der Olga jedesmal bis in ihr Innerstes erzittern machte.

Diesmal hielt sie seinen Blick verächtlich, mit halbgeschlossenen Lidern aus und sagte dann gleichgiltig: „Gieb mir meinen Pelz, ich will fort.“

Wladimir legte schweigend den Zobel um ihre Schultern.

Sie ging ein paar Schritte gegen die Thür und blieb dann stehen.

Es faßte sie in diesem Augenblicke wieder mit dämonischer Gewalt, wie Haß gegen ihn, der so fest und frei vor ihr stand.

Sie will ihn quälen und selig machen können, er muß vor ihr vergehen, vor ihr zittern. Sie erträgt es nicht, daß er sie nicht besitzen will. So lange seine Leidenschaft nicht Alles verschlingt, seine Bedenken, seine Moral, liebt er sie nicht, nicht so, wie es ihr stolzes eitles Herz verlangt. Sie fühlt, daß sie sich ihm ganz hingeben muß, um ihn

ganz in ihrer Hand zu haben, wie ein Eigenthum, das ihr Niemand streitig machen kann.

Sie stampft mit dem Fuße und sagt dann kurz und rauh: „Ich gehe nicht.“ Ein boshaftes Lachen zuckt um ihre Lippen, während sie sich in den Lehnstuhl setzt und den Pelz fallen läßt.

„Vergieb mir“, nimmt Wladimir das Wort, „ich habe Dich gekränkt, mir ist es recht leid, sehr leid. Hörst Du, Olga, liebe Olga, sprich doch; Du kennst jetzt meine Ueberzeugung. Du liebst mich, Du kannst nicht von mir lassen, ich sehe das jetzt selbst ein. Ich wüßte auch nicht, wie ich weiter leben sollte ohne Dich. Ich bitte Dich, entscheide Dich für mich, verlaß das Haus, dessen Friede für immer dahin ist, sei mein, ganz mein, ich will Dich auf meinen Händen durch dieses rauhe Leben tragen, Dir dienen, Dich beschützen, nur für Dich da sein.“

„Will ich nicht Dein sein, ganz Dein?“ rief sie mit fanatischer Hingebung, die Augen groß und ruhig zu ihm aufschlagend.

Wladimir schüttelte den Kopf, setzte sich auf den alten abgerissenen Divan und kehrte das Gesicht zur Erde.

„Du zweifelst?“ rief sie. „Nun, Du kannst mich nicht überzeugen, aber ich Dich.“

Eine sanfte Röthe ergoß sich über ihr Gesicht, sie ging rasch zur Thür, schloß sie und warf sich dann vor ihm nieder.

„Olga, was hast Du vor?“

„Komm!“ sagte sie, „wie Du zitterst. Komm zu mir“, — sie setzte sich zärtlich zu ihm. „Fürchte Dich nicht vor mir.“

„Ich fürchte mich in der That“, entgegnete er wie im Fieber, „erbarme Dich meiner, geh!“

„Ich erbarme mich Deiner und bleibe“, entgegnete sie lachend, „ja, Du bist verloren.“

Ihre Pupillen erweiterten sich, ihre Nasenflügel zitterten und wie sie sich sanft an ihn schmiegte und ihn zu küssen begann, fletschte sie die Zähne, ein graziöses Raubthier in seiner vollen entfesselten Grausamkeit.

„Du erstickst mich mit Deinen Küssen“, murmelte Wladimir, „meine Seele ist wie Wachs in Deiner Hand.“

Der schöne Satan war aber mit seiner Seele nicht zufrieden. „Du sollst Deinen Verstand verlieren“, flüsterte sie, „dann sind wir gleich!“

Und sie küßte ihn wieder mit nassen brennenden Lippen, die ihn wahnsinnig machten, bis er sie an sich riß und unbewußt mit beiden Händen in ihrem aufgelösten feuchten Haare wühlte.

„Sieh mich nicht an“, stammelte sie. —

Und endlich war der Augenblick da, der alle ihre Zweifel, Leiden, Demüthigungen mit einem Male auslöschte. Er, den sie liebte, gehörte ihr, kein Blutstropfe war in ihm, der nicht von ihr erfüllt gewesen!

Und wie er ganz aufgelöst an ihrer Brust ruhte und dann hinab-

sank, vor ihr auf den Knieen lag und sie anbetete, stieß sie ein kurzes triumphirendes Gelächter aus.

„Siehst Du", murmelte sie, „Du hast mich verachtet, von Dir gestoßen, und da liegst Du nun zu meinen Füßen und wenn ich wollte —"

„Ich habe Dich beleidigt, gekränkt", sprach er leise, wie phantasierend, „nun kannst Du auf mir herumtreten."

„Du kleiner Einfaltspinsel!" rief sie muthwillig, „was hätte ich denn davon? Denke doch nach."

„Wenn ich noch denken könnte", erwiederte er. Eine sanfte Trauer lag in seinem ganzen Wesen. „Die eine ungeheure Empfindung verschlingt alles Andere. Ich habe Dir meine besten Gedanken, Empfindungen, die Grundsätze eines ganzen Lebens hingegeben und Du bläst sie, wie die zitternden Kugeln des Löwenzahns, zum Spiele in die Luft. Ich frage Dich nicht, was jetzt werden soll, ich weiß nichts, als daß ich Dein sein will, Dein willenloses Eigenthum, Dein Sklave."

Sie erwiederte nichts, in ihrer Seele war es stille; sie wußte jetzt, was Liebe ist und Glück. — — —

Olga hatte ihrer Amme, kurz nach ihrer Verheirathung, eine kleine Pachtung gegeben, ein unbedeutendes Vorwerk, das sich seitwärts im Gebüsch verbarg.

Die treue diensteifrige Alte wurde in das Vertrauen gezogen und die Liebenden sahen sich bei ihr in einem kleinen Stübchen, das von Olga heimlich mit förmlichem Luxus eingerichtet wurde.

Wladimir war ihr jetzt ganz hingegeben.

Beide schwammen in Seligkeit. Alle Pein, alles Mißbehagen waren aus Olga's Leben verwischt durch das Gefühl, das ihr im tiefsten Innern saß und von da aus die ganze Welt mit Licht und Glanz erfüllte. Und ein tiefes Bangen war auf einmal über sie gekommen in dem unendlichen Glück, eine mädchenhafte Scham, welche den Geliebten bis in das Innerste rührte. Sie zitterte jedesmal, wenn Wladimir ihr Gewand streifte.

Jetzt haßte sie die Gesellschaft und, nur damit kein Aufsehen entstand, erschien sie noch von Zeit zu Zeit in derselben.

Wladimir kam oft in ihren Edelhof und blieb nicht selten über Nacht. Er schlief dann hier, in diesem Zimmer, in diesem Bette, und Olga —"

Sie stockte.

Jetzt verstand ich Alles.

„Und Wladimir war so gut", erzählte Olga weiter, „er brachte jedesmal Bücher und las der Olga vor und unterrichtete auch ihre Kinder mit einer Geduld wie ein Engel.

Wie das Frühjahr kam, bebaute er mit Olga den Garten. Da war dann keine Blume, die sie nicht zusammen gepflanzt hatten und es kam auch kein Kohlkopf, keine Rübe auf den Tisch, die sie nicht selbst gezogen hatten, und die Bienen saßen auf Olga's Händen wie gezähmte Kanarienvögel und krochen in ihrem Haar herum. Sie wußte auch jedes

Nest im Garten, die Grasmücken im alten Birnbaume, den kleinen Zeisig, die Nachtigall, denn Wladimir zeigte sie ihr und sie sah oft zu, wie die Alten hin und herflogen und die flaumigen Jungen fütterten.

Im Sommer gingen sie durch die Felder und saßen dann am Waldrand oder auf der Terrasse, den Himmel voll Sterne über sich, und Wladimir sagte ihr die wunderbarsten Sachen aus den verschiedensten Dichtern so aus dem Kopfe, die Verse flossen nur von seinen Lippen.

Olga zeichnete nun auch mit großem Eifer Landschaften und Scenen nach der Natur, und wenn sie etwas erfand und Wladimir betrachtete es und sie sah an seinen leuchtenden Augen, daß er damit zufrieden war, dann gab es kein Glück auf Erden, das dem ihren gleichkam.

Nach der Ernte durchwanderten sie zusammen die Karpaten. Mihael ritt vorne neben dem Huzulen (russischer Gebirgsbewohner), der ihnen den Weg wies, und Wladimir führte Olgas Pferd am Zügel. Sie bestiegen den schwarzen Berg, sahen den tiefen, unergründlichen, dunklen See auf seiner Spitze und blickten von den höchsten Kuppen des Gebirges in die endlose heimatliche Fläche.

Und wie der Winter sie wieder in das kleine warme Haus bannte, da überzog ihnen die Liebe die alten grauen Wände mit Myrthen und Rosen und die Musen erfüllten die traute Dämmerung desselben mit Licht und Melodie.

Dann saß ihr Mann mit den Kindern auf dem Sopha, Wladimir in einem der kleinen braunen Fauteuils und Olga an dem Piano. Sie spielte die herrlichen Compositionen der großen deutschen Meister oder sang mit Wladimir ein schwermüthiges kleinrussisches Volkslied. Oft brachte er ein Buch und trug etwas vor, dann lasen sie auch zusammen Scenen aus dem Faust, dem Egmont, aus Romeo und Julia. Dann war er immer Faust, Egmont, Romeo und sie das Gretchen, Clärchen und die Julia, die an seinen Augen, seinen Lippen hing.

„Es tagt beinah, ich wollte nun du gingst;
Doch weiter nicht, als wie ein tändelnd Mädchen
Ihr Vögel'chen der Hand entschlüpfen läßt —“

Fror der kleine Teich fest zu, so liefen sie dort an sonnigen Vormittagen auf Schlittschuhen und Wladimir lehrte sie die merkwürdigsten Figuren in das Eis schneiden. Wenn sie im Schlitten fuhren, deckte Olga ihren Zobel über seine Kniee und setzte ihre Füße auf die seinen, wie auf einen Schemel. — —

Doch hatte sie auch dunkle schwere Stunden.

Manchmal faßt sie eine tiefe Reue, dann will sie ihrem Manne Alles gestehen und ihre wonnevolle Sünde büßen. Manchmal möchte sie wieder mit Wladimir in die Welt hinauslaufen und sein Weib werden, dann halten sie die Kinder zurück und ihre Ehre. Sie schwankt und grübelt und quält sich selbst; aber wenn sie in seinen Armen ruht, an seiner treuen Brust, dann schweigen alle Zweifel, alle Sorgen, alle Gedanken, dann ist sie vollkommen glücklich.

Und doch nicht.

Wladimir schweigt, aber sie liest oft von seiner finsteren Stirn die traurige Selbstanklage herab: Ich betrüge den Freund, der mir vertraut, ich habe das Weib, das ich erheben wollte, hinabgerissen in Schmach und Sünde.

Sie quält etwas ganz Anderes.

Man bemerkt, daß sie schlecht mit ihrem Manne lebt, man bedauert sie, und sie ist so wahnsinnig glücklich, so stolz in ihrem Glück, sie möchte es in alle Welt hinausrufen: Ich liebe, ich bin geliebt von ihm, den ihr Alle bewundert und ich bin die Erste, die den Fuß auf seinen stolzen Nacken gesetzt hat.

Sie hat das Geheimniß verlangt und eben sie erträgt es nicht. Sie möchte sich beneidet sehen und noch mehr ihn, den sie durch ihre Gunst zum Gotte macht.

So wird sie selbst zur Verrätherin an ihrer Liebe.

Jede Gelegenheit, wo sie Wladimir auf irgend eine Weise auszeichnen kann, kommt ihr erwünscht. Nur er darf ihr den Bügel halten, sie aus dem Schlitten heben, ihr den Pelz abnehmen; ihn wählt sie beim Tanze, von ihm verlangt sie Erfrischungen, ihm befiehlt sie, ihr Glas zu füllen, das Geflügel zu schneiden, das sie auf dem Teller hat. Dann nimmt sie einen Bissen und reicht ihm den nächsten auf ihrer Gabel, oder sie trinkt aus seinem Glase und überläßt ihm das ihre, und sucht mit ihrer Fußspitze die seine. Ihre Augen sind immer auf ihn geheftet, oder auf die Thür, wenn er noch nicht da ist, und sobald er eintritt, erbleicht sie und wird gleich darauf blutroth. Wenn von ihm die Rede ist, ergreift sie mit Leidenschaft seine Partei und spricht von seinem Charakter, seinem Geiste mit einem Enthusiasmus, welcher selbst die Gutmüthigsten und Unachtsamsten aufmerksam macht.

Es entsteht ein Gesumme, ein Gerede, ein Gewebe von Wahrheit, Lüge und Niederträchtigkeit und zuletzt zweifelt Niemand mehr daran, daß Wladimir Podolew der begünstigte Liebhaber der schönen stolzen Frau ist.

Halbe Worte dringen bis zu ihrem Manne, er wehrt sich lange genug gegen den Zweifel an seinem Weibe, endlich faßt er Argwohn und beginnt sie zu beobachten.

So ist ein Jahr vergangen. —

Der Frühling wirft sein holdes rosiges Licht, seine ersten weißen Blüthen auf die Freitreppe und durch die offene Thür in den kleinen Saal, in dem Olga mit ihrem Manne und dem Geliebten bei dem kleinen Theetisch sitzt.

Die Luft ist so seltsam frisch und aromatisch, der weite abendliche Himmel flimmert von zahllosen Sternen, die Wachtel schlägt im grünen Feld, das Herz fühlt ein unerklärliches Bangen und Sehnen, eine süße Wehmuth, ein Glück ohne Ruhe.

Um die Lampe summen kleine grünschimmernde Fliegen und weiße

Schmetterlinge flattern um die matt leuchtende Glaskugel. Wladimir hat einen Band von Shakespeare aufgeschlagen, Olga blickt über seine Schulter und liest mit ihm:

„All dies Leiden" — spricht Romeo — „dient
In Zukunft uns zu süßerem Geschwätz."
„O Gott!" — erwiedert Julia — „ich hab ein Unglück ahnend Herz.
Mir däucht' ich säh' dich, da du unten bist,
Als lägst du todt in eines Grabes Tiefe.
Mein Auge trügt mich, oder du bist bleich."

Olga fühlte einen seltsamen Stich im Herzen, eine namenlose Angst faßte sie und sie blickte auf Wladimir, der in der That entsetzlich bleich geworden war.

„Ich kann nicht weiter lesen", stammelte sie, „mir droht das Herz zu springen!"

„Es ist die Frühlingsluft", sagte ihr Mann, „schließen wir die Thür."

Olga tritt einen Augenblick auf die Freitreppe hinaus, kehrt dann zurück und füllt die Tassen. Sie sitzt jetzt dem Geliebten gegenüber.

Ihr Mann beobachtet sie unaufhörlich und während er in die Zeitung vertieft scheint, bemerkt er, wie sie mit Wladimir einen Blick voll wahnsinniger Zärtlichkeit wechselt. Zu gleicher Zeit berührt ihr Fuß den seinen.

„Es ist mein Fuß", sagt Mihael ruhig.

Olga fährt zusammen und beugt sich zitternd über den Tisch, sie sieht das furchtbar entstellte Gesicht ihres Mannes in dem Augenblicke, wo er langsam das Zimmer verläßt.

„Du hast uns verrathen", sagt Wladimir leise.

„Ich fürchte selbst", murmelt sie; „nun, er soll Alles wissen, dann bin ich ja Dein, ganz Dein, Dein Weib, Wladimir."

Er sieht sie dankbar an und preßt seine Lippen auf ihre Hand.

„O! wie ich Dich liebe! — und jeden Tag und jede Stunde mehr und mehr. Du mußt hier bleiben", fährt sie fort, „wir haben uns so viel zu sagen . . . ."

„Nur heute nicht", fleht er erschreckt, „ich habe eine schlimme Ahnung; um Gotteswillen nicht!" —

Mihael hustete, ehe er eintrat, nahm seinen Thee und klagte dann über Kopfweh. „Gehen wir zu Bett", sagte er dumpf.

Wladimir drückte ihm und Olga die Hand und ging auf sein Zimmer, wo er sich angekleidet auf das Bett warf.

Nach Mitternacht knisterte ein Frauengewand auf der Terrasse.

Wladimir eilte an das Fenster. Alles war wieder still. Plötzlich sprang Olga aus dem tiefen Schatten hervor und faßte ihn mit ihren Händen.

„Das war Deine böse Ahnung!" lachte sie.

Wladimir erwiederte nichts, half ihr herein, blickte mißtrauisch in den Garten hinaus und schloß dann das Fenster.

Indeß hatte sich Olga gesetzt.

„Fürchtest Du Dich vor mir?“ scherzte sie. „Du hast alle Ursache.“ Und plötzlich warf sie die weißen Arme wie eine Schlinge um seinen Hals und zog ihn an sich. — — — — — — — —

„Mir ist so heiß“, sprach sie nach einer Weile, „öffne das Fenster.“

Wladimir schüttelte den Kopf.

„Was hast Du?“ rief sie mit silberhellem Lachen. „Ich glaube, Du fürchtest Dich vor meinem Mann?“ Sie erhob sich, öffnete das Fenster und schmiegte sich dann wieder an ihn.

„Ich bitte Dich, geh“, sprach er mit zitternder Stimme.

„Es ist nicht Dein Ernst“, erwiederte sie.

„Wenn Du mich nur etwas liebst, so geh, ich beschwöre Dich!“

Olga schüttelte nur den Kopf und spielte sorglos mit seinem Haar.

Da machte er eine heftige Bewegung gegen das Fenster; sie schrak zusammen und wendete rasch den Kopf.

Es war zu spät.

Ihr Mann stand vor ihnen.

Olga lehnte sich stumm, wie erstarrt, zurück, während Wladimir sich mit einem Sprunge zwischen ihn und sie stellte.

„Es ist nicht nöthig, daß Du sie beschützest“, sprach Mihael kalt, „ich thue ihr nichts. Geh auf Dein Zimmer, Olga, wir haben ein paar Worte allein zu sprechen.“

Sie verließ mit einem langen schmerzlichen Blick auf Wladimir, der sie mit übernatürlich leuchtenden Augen ansah, langsam das Zimmer, sperrte sich in ihrem Schlafgemach ein und warf sich dann in dumpfem schweigenden Schmerz auf ihr Lager.

Nach einiger Zeit hörte sie ihren Mann in sein Zimmer gehen, dann den Hufschlag eines Pferdes, dann war lange Zeit Alles still.

Endlich kam ihr Mann mit festem Schritte über den Corridor, sein Rappe wieherte im Hofe, noch wenige qualvolle Secunden und er sprengte davon.

Es war gegen Morgen. Das Licht sank trübe, fahlgrau herein.

Olga ging hinaus.

„Niemand da?“ rief sie.

Alles schwieg. Sie ging bis auf die Freitreppe und rief noch einmal. Da kam der Kosak gähnend, mit schläfrigen verklebten Augen aus dem Hofe herauf.

„Wo ist Wladimir?“ fragte sie. „Und wo ist der Herr?“

„Der Herr hat einige Briefe geschrieben“, sagte der Kosak gleichgiltig, indem er einen Strohhalm zerbiß, „und ist dann weggeritten, und der Herr Wladimir, der ist schon früher fort.“

Sie weiß jetzt, daß sie sich duelliren, sie wankt in ihr Zimmer zurück, bei jedem Schritte drohen ihr die Kniee zu brechen, das Blut wird kalt in ihren Adern, weinen kann sie nicht.

Sie wirft sich vor dem Gekreuzigten nieder, der über ihrem Bette hängt und schlägt sich mit den Fäusten vor die Stirn, sie hofft, daß Wladimir ihren Mann, den Vater ihrer Kinder, tödten wird, sie kniet und betet — — — bis ein Reiter die Straße herauf jagt und vor dem Edelhofe hält.

Sie horcht angstvoll, den Kopf zur Erde geneigt, alle ihre Pulse pochen, sie wagt es nicht, sich zu bewegen.

Schritte — — sie fühlt sich dem Tode nahe. —

Es ist ihr Mann.

Er steht jetzt vor ihr.

„Er ist todt", spricht er, — seine Stimme zittert — „hier ist ein Brief an Dich — der Ehre ist genug geschehen. Du kannst jetzt gehen, wenn Du willst." — — — — — — — — — —

Weiter vernahm sie nichts mehr, es schoß ihr wie Wasser in die Ohren und sie sank um.

Wie sie zu sich kam, lag sie noch auf derselben Stelle, ihr erster Blick fiel auf das Kreuz an der Wand.

Sie erinnerte sich nicht, was geschehen war, nur war es ihr entsetzlich wüst und trübe im Kopfe und das Herz wie wund.

Dann entdeckte sie den Brief, sah ihn an und langsam kamen ihr die Gedanken zurück, aber sie war wie versteinert in ihrem Schmerze, die Thränen stockten ihr, beinahe theilnahmlos öffnete sie den Brief und las:

„Mein geliebtes Weib!

Du warst mir Alles, mein Leben, mein Glück, meine Ehre. Für Dich habe ich gefehlt, gesündigt, meine bessere Ueberzeugung verleugnet. Das, was ich that, verlangte eine ernste Sühne.

„Sobald Du diese Zeilen lesen wirst, ist mein Schicksal erfüllt. Weine nicht um mich. Du hast mir ein Jahr meines Lebens so mit Liebe und Seligkeit erfüllt, daß es ein ganzes armes Menschendasein aufwiegt. Ich danke Dir.

„Sei glücklich, und kannst Du es nicht sein, so sei rechtschaffen und erfülle Deine Pflicht.

„Laß mich fortleben in Deinem Angedenken. Leb' wohl. Für immer

Dein

Wladimir."

Olga legte den Brief schweigend zusammen, stand auf, kleidete sich an und begann ihre Sachen zu packen. Sie wollte das Haus ihres Mannes sofort verlassen.

Da hörte sie ihre Kinder im Corridor, riß die Thür auf und wie sie jubelnd an ihrem Hals hingen, fiel sie schluchzend vor ihnen nieder und — die Koffer blieben offen stehen. — —

Man fand Wladimir im Birkenwäldchen von Tulawa. Dort ist der stillste Ort auf zehn Meilen in der Runde. Der Feldhüter der Gemeinde — der Leopold kennt ihn ja —, der Capitulant stieß auf ihn, wie er das Gehölz durchstreifte.

Er lag auf dem Rücken, die Kugel in der Brust, die Pistole in der Hand.

Man fand bei ihm einen Brief, wie ihn Jeder schreibt, der sich auf Tod und Leben duellirt. So war es eine ausgemachte Sache, daß er sich selbst erschossen hatte und man begrub ihn außer der Mauer des Friedhofes. —

Was jetzt noch kommt, ist das Alltägliche, das Gemeine, doch es gehört dazu.

Olga verabscheute ihren Mann aus ganzer Seele und sie blieb doch bei ihm; sie wurde vor Kummer fast toll, oft faßte sie ein dämonischer Haß, sie hatte schon die Pistole geladen, mit der er Wladimir getödtet, um ihn zu erschießen, und — sie blieb doch bei ihm, denn sie erträgt es nicht, nicht geliebt zu werden, und es thut ihr wohl, daß er sie liebt, daß er leidet, in dem furchtbaren Gefühl, daß sie sein ist und doch nicht sein.

Das Leben wird ihr oft recht schwer.

Eine tiefe Blässe lagerte sich seit jener Zeit auf ihrem Antlitz; ihr Herz ist krank und in der Mondnacht muß sie wandern, ruhelos!" — —

Sie schwieg.

„Jetzt weiß der Leopold Alles", sagte sie dann mit stiller rührender Ergebung, „jetzt wird er die Olga verstehen und — schweigen."

Ich hob die Hand wie zum Schwure.

„Er wird sie nicht verrathen, ich weiß es", sagte sie, „gute Nacht. — Der Hahn hat das zweite Mal gekräht, im Osten liegt ein Streifen Licht wie Milch. Ich muß nun fort."

Sie ging langsam, ihre prächtigen Glieder dehnend, und fuhr mit beiden Händen durch das Haar, das unter ihren Fingern knisterte und Funken gab. Im Fenster wendete sie sich noch einmal und legte den Finger auf den Mund.

Dann war sie verschwunden. —

Ich horchte lange, stand dann auf und ging an das Fenster. Ringsum war Nichts, als das niederfließende Silber des Mondes und die tiefe dämmernde Nachtstille.

— — — — — — — — — — — — —

Als ich am Morgen in den kleinen Speisesaal kam, lud mich der Gutsherr ein, mit ihm das Frühstück zu nehmen. „Dann werde ich Ihnen selbst den Weg zeigen", sagte er zuvorkommend.

„Wo bleibt unsere Herrin?" fragte ich zögernd.

„Meine Frau ist unwohl", entgegnete er ziemlich nachlässig, „sie leidet stark an der Migraine, besonders bei Vollmond. Wissen Sie kein

Mittel dagegen, mein Lieber? Ein altes Weib hat mir saure Gurken gerathen, was halten Sie davon?"

Wir verabschiedeten uns erst jenseits des Waldes.

Trotz seiner freundlichen Einladung vermied ich es, ihn zu besuchen und jedesmal, wenn ich Nachts an dem einsamen Edelhofe mit den düsteren Pappeln vorbeifahre, kömmt noch ein wehmüthiger Schauer über mich.

Ich habe Olga nie mehr gesehen, aber im Traume erscheint mir noch oft ihre lichte Gestalt, mit dem edlen bleichen Haupte, den geschlossenen Augen, dem offenen üppigen Haare.



**Der Grotalant.**

*Nach einem Bilde von W. Amberg. Gestochen von Th. John.*

# Unsere Classiker und die Verlagsrechte.

Von **Adolph Enslin.**

Wenn einst ein Historiker die Geschichte deutscher Cultur und Sitte im neunzehnten Jahrhundert schreiben wird, so ist es nicht unwahrscheinlich, daß ein Capitel die Ueberschrift „Der neunte November 1867" trägt. Es wird dann damit ein Tag bezeichnet werden, der von eminenter Bedeutung für die Entwicklung des deutschen Geisteslebens geworden ist: der Tag, — an welchem unsere Classiker ein freies Eigenthum der Nation wurden, von dem an es Jedem gestattet war, die größten Schätze unserer Literatur drucken und verbreiten zu können.

Die Frage über den Schutz der Autorrechte oder wie häufiger, wenn auch nicht gerade correct, gesagt wird, die Frage über den Schutz des geistigen Eigenthums, ist von je an ein Zankapfel der Betheiligten gewesen. Rechtslehrer, Nationalökonomen, Schriftsteller und Buchhändler traten in die Arena und führten den Streit zum Theil mit großer Erbitterung. In erster Reihe finden wir die Kämpfer unter den Franzosen und Deutschen.

Kann überhaupt ein Product des Geistes, eine Aneinanderreihung von Gedanken, als ein Eigenthum in dem gebräuchlichen Sinne des Wortes angesehen werden? Dies war natürlich der Ausgangspunct einer jeden Discussion.

Das römische Recht, in anderen Dingen das Fundament der Gesetzgebung, giebt uns keine Beantwortung dieser Frage, denn der Schriftsteller des Alterthums fand seine Belohnung einzig und allein in dem Beifall des Volkes und den Gnadenspenden eines Mäcenas. Ein Rechtsschutz gegen Vervielfältigung war gesetzlich nicht vorhanden; möglich ist es, daß der Geschäftsgebrauch der Buchhändler diesen Mangel einigermaßen ersetzte. So erzählt uns Horaz von den Gebrüdern Sosius, den Verlegern seiner Werke, „die damit viel Geld verdient hätten, während er selbst glücklich darüber sei, daß sein Ruhm bis in die fernsten Länder gedrungen sei!" Auch aus anderen Notizen ist zu schließen, daß römische Schriftsteller das Vervielfältigungsrecht ihrer Werke bestimmten Buchhändlern übertragen haben. Die Anfertigung der Abschriften blieb im Alterthum den Sklaven überlassen, welche nach höchster technischer Vollendung strebten und die je nach der hierin erlangten Geschicklichkeit selbst im Preis stiegen.

Anders gestaltete sich die Sache im Mittelalter. Die Vervielfältigung der Manuscripte, die im Alterthum eine ziemliche Ausdehnung erreicht hatte, geschah fast nur durch Mönche; die Exemplare blieben in

den Klöstern und waren nur in seltenen Fällen Gegenstand des Handels. Die Ausbreitung der Wissenschaften war auf die mündlichen Vorträge beschränkt, und die Hörsäle berühmter Lehrer konnten oft kaum die zahlreichen Schüler fassen, welche von nah und fern zu ihnen gezogen kamen. Von einem Schriftenthum im modernen Sinne des Wortes war keine Rede; Autorrechte wurden weder beansprucht noch verletzt.

Da trat Guttenberg's Erfindung an das Licht, und mit einem Schlage führte sie einen totalen Umschwung auch dieser Verhältnisse herbei. Nun war das Mittel gegeben, eine große Anzahl von Exemplaren in kurzer Zeit herstellen zu können und aus dem Verkauf derselben einen materiellen Gewinn zu ziehen. Dem Autor wie dem Drucker mußte nun daran gelegen sein, das alleinige Vervielfältigungsrecht zu besitzen, denn im unbefugten Nachdruck erwuchs ihnen eine Concurrenz, die ihren Gewinn gänzlich in Frage stellen konnte. Und derartige Versuche, auf fremdem Acker zu pflügen, ließen nicht lange auf sich warten. So schreibt Luther 1525 in einer Vorrede: „Was soll das sein, meine lieben Druckerherren, daß Einer dem Andern so öffentlich raubet und stiehlet das Seine, seyd Ihr nun auch Straßenräuber und Diebe geworden? Es ist ja ein ungleich Ding, daß wir Arbeit und Kosten sollen darauf wenden und Andere sollen den Genuß und wir den Schaden haben."

Eine ähnliche Klage Calderon's wird manchem Leser bekannt sein, da sie auf dem Titelblatt der älteren Auflagen des Brockhaus'schen Conversations-Lexikons zu finden ist:

„Wie es der Verfasser schrieb,
Nicht wie es der Diebstahl druckte,
Dessen Müh' ist, daß er richte
Andrer Mühe stets zu Grunde."

In Ermangelung eines gesetzlichen Schutzes gegen Nachdruck suchten Schriftsteller und Verleger gegen Beeinträchtigung ihrer Rechte durch besondere Privilegien Schutz zu erlangen. Die ältesten derselben datiren aus den Jahren 1510 — 1514, und wurden vom Kaiser Maximilian verliehen. Aber die territoriale Zerrissenheit des deutschen Reiches machte einen derartigen Privilegienschutz oft ziemlich illusorisch, und als nun gar 1806 das heilige römische Reich deutscher Nation zu Grabe getragen wurde und der Schutz der Reichsgerichte aufhörte, da begann auf dem Gebiete der Literatur ein System der Plünderung und des Diebstahls, das an die schlimmsten Zeiten des Faustrechts erinnerte.

Zwar hatte das preußische Landrecht (1794) bereits den Schutz der Verlagsrechte ausgesprochen und denselben auf den Umfang des deutschen Reiches ausgedehnt, aber doch nur so weit, als andere Staaten preußischen Unterthanen einen gleichen Schutz gewährten. Ausdrücklich wurde in einem Paragraphen gesagt: In so fern auswärtige Staaten den Nachdruck zum Schaden hiesiger Verleger gestatten, soll Letzteren gegen die Verleger in jenen Staaten ein Gleiches erlaubt werden.

Der deutsche Bund ging auch auf diesem Gebiet mit gewohnter

Langsamkeit vorwärts. Obwol die Bundesacte schon ein auf den Schutz des geistigen Eigenthums zielendes Versprechen enthielt und zwanzig Jahre später (1835) soweit gekommen war, um den Rechts-Grundsatz auszusprechen: „daß das Verbot des Nachdrucks als ein positives bestehe“: so mußte man sich in Wirklichkeit doch, nach wie vor, mit dem Privilegienschutz behelfen.

Nur den unermüdlichen Anstrengungen Preußens gelang es, eine Aenderung herbeizuführen, und sein wahrhaft musterhaftes Gesetz vom 11. Juni 1837 „Zum Schutz des Eigenthums an Werken der Wissenschaft und Kunst gegen Nachdruck und Nachbildung“, war es, welches den Bundestag zu dem Gesetz vom 9. November 1837 veranlaßte, welches durch die Bundesbeschlüsse vom 19. Juni 1845 und 6. November 1856 wesentlich modificirt*), den Ausgangspunkt unserer Betrachtung bildet.

Man gestand nach diesem Gesetze dem Autor, resp. dessen Erben, das ausschließliche Nutzungsrecht an seinen Werken während seines Lebens und ein Menschenalter, dreißig Jahre, nach seinem Tode zu. Dieser Schutz wurde für Werke, deren Verfasser bereits vor dem 9. November 1837 verstorben waren, bis zum 9. November 1867 ausgedehnt, wodurch die den Erben Schiller's, Goethe's, J. Paul's, Wieland's und Herder's ertheilten Privilegien bis zu dem genannten Termin verlängert wurden.

Das Gesetz ist nicht ohne Anfechtung geblieben, und der Grundgedanke, daß das Urheberrecht einen Schutz während einer bestimmten Zeitdauer genieße, nach Ablauf derselben aber in ein Eigenthum der Gesammtheit des Volkes übergehe, wurde und wird zum Theil jetzt noch von zwei Seiten bekämpft. Auf der einen Seite stehen Diejenigen, welche ein derartiges Urheberrecht überhaupt nicht statuiren wollen, auf der andern Die, welche einen Schutz für ewige Zeiten beanspruchen.

Das plumpste Argument, welches die Vertheidiger des Nachdrucks früher geltend machten, bestand in der geradezu frivolen Behauptung: wer ein Exemplar eines Buches rechtmäßig erworben habe, könne damit nach Belieben schalten und dasselbe demnach auch vervielfältigen. Eine entsprechende Entgegnung erfuhr einst ein wiener Nachdrucker während seines Aufenthaltes in Leipzig, wo ein von ihm beschädigter Verleger mit einem Stock auf ihn zuschlug, und sein Verfahren damit vertheidigte: er habe den Stock rechtmäßig erworben und könne deshalb nach Belieben mit ihm schalten.

Andere wiederum meinten, die Gedanken eines Autors seien nur so lange sein Eigenthum, als er sie nicht der Oeffentlichkeit Preis gäbe; mit der Veröffentlichung verzichte er auf jedes ausschließliche Recht und die Gesammtheit trete an seine Stelle. Uebrigens sei ja jedes literarische Product niemals ein vollständig Eigenes des Producenten; jeder

*) Eine ausführliche Darstellung dieses Gegenstandes ist in dem vor Kurzem erschienenen vortrefflichen Werke „Klostermann, das geistige Eigenthum an Schriften, Kunstwerken und Erfindungen“ (Berlin, J. Guttenberg), enthalten.

Autor benutze die Arbeiten seiner Vorgänger und füge dem bereits Bekannten irgend etwas Neues hinzu. Nur der kleinste Theil eines Werkes sei wirklich dem Kopfe des Autors entsprungen; alles Uebrige habe er selber entlehnt und für das oft verschwindend kleine wirklich Neue könne kein privilegirender Schutz in Anspruch genommen werden.

Ein berühmter amerikanischer Nationalökonom der neuesten Zeit, Carey, neigt sich entschieden diesen Anschauungen zu; das literarische Produciren solle seine Vergeltung weit mehr in Ruhm und Ehre als in Geldeinkommen suchen. „Die Thatsachen oder Gedanken, welche ein Buch enthält, bilden den Körper. Die Sprache, in welcher dieselben mitgetheilt werden, bildet, so zu sagen, die Bekleidung des Körpers. Für die ersteren wird aber kein Verlagsrecht gewährt. Humboldt verwendete viele Jahre seines Lebens auf die Sammlung von Thatsachen bezüglich des südlichen Theiles unseres Continents; sobald er dieselben aber der Oeffentlichkeit übergab, waren sie nicht länger sein Eigenthum, sondern wurden Gemeingut des ganzen Menschengeschlechts."

Indeß geht Carey nicht so weit, jeden Schutz bekämpfen zu wollen, sein Hauptstreben geht nur dahin, den Abschluß einer Literar-Convention mit England zu verhindern. Er will seinen Landsleuten den Nachdruck der Werke englischer Autoren erhalten wissen, denn nur hierdurch würden wohlfeile Ausgaben ermöglicht, deren Veranstaltung ein nicht zu unterschätzender Moment fortschreitender Bildung sei.

Je kürzer der Schutz des literarischen Eigenthums dauere, desto besser für die Gesammtheit. Er führt in dieser Beziehung einen Vergleich an, der zwar wie alle Vergleiche etwas Hinkendes hat, aber nicht ohne Interesse ist. „Ein Schriftsteller", sagt Carey, „ist in der Lage eines Menschen, der in einen Garten trat und eine bunte Menge der schönsten darin wachsenden Blumen sammelte, aus welchen er ein hübsches Bouquet machte. Der Eigenthümer des Gartens wird nun natürlich sagen: die Blumen gehören mir, allein die Anordnung ist die Deinige. Du darfst das Bouquet nicht behalten; übrigens darfst Du daran riechen oder auch es zu Deinem Vortheil eine oder zwei Stunden lang umherzeigen, dann aber muß es zu mir zurückkommen."

Der französische Philosoph Proudhon, dem das geflügelte Wort „la proprieté c'est le vol" entstammt, geht in idealer Auffassung der literarischen Production noch viel weiter als andere Bekämpfer des Monopolschutzes; er nennt die Ausmünzung des Schriftstelleramtes in Geld geradezu Simonie. „Die materiellen und die unmateriellen Güter", sagt er, „sind beide unzweifelhaft Producte Ihr Unterschied aber besteht darin, daß die Einen mit Recht bezahlt werden, die Anderen nicht. Von der Beobachtung beider entgegengesetzter Gesetze der Käuflichkeit und Unkäuflichkeit hängt die menschliche Würde und die ganze sociale Ordnung ab; die Producte, welche der Kategorie des Wahren, Gerechten und Schönen angehören, müssen unentgeltlich vertheilt werden."

Damit schießt nun Proudhon weit über das Ziel hinaus. Unsere Schriftsteller werden sich dafür bedanken, nur von der Ambrosia des

Ruhmes ernährt zu werden, sie würden bei dieser Kost bald dem Hungertyphus verfallen und auf ihrem Sterbebett nur den einen Trost haben, einem idealen Ziele gefolgt zu sein.

Die entgegengesetzte Ansicht, daß das Verlagsrecht eine ewige Dauer beanspruchen könne, fand ihren ersten Vertreter in einem Landsmann Proudhon's, dem Abbé Pluquel, welcher 1777 den Satz aufstellte: „das Geistesproduct sei wie ein Grundstück, ein Feld, ein Haus, das man bebaut und pflegt und dessen Früchte man wie das Korn des Feldes verkauft.“

Dieser Satz ist das Schiboleth einer ganzen Partei geworden, er ist in unzähligen Variationen immer von Neuem vorgebracht und vor nicht zu langer Zeit von Napoleon III. fast wörtlich wiederholt worden.

Noch jetzt findet diese Anschauung unter den Franzosen eifrige Anhänger. Eine Denkschrift der Commission zum Schutze des literarischen Eigenthums beginnt mit den Worten: „la propriété littéraire est une propriété comme toutes les autres.“ Es sei nur ein Fall denkbar, wird dann weiter entwickelt, daß ein Eingriff in dies Eigenthumsrecht gerechtfertigt sei. Es könne der Erbe eines berühmten Schriftstellers sich verpflichtet fühlen, die Werke seines Vorfahren zu unterdrücken. Ein Nachkomme Voltaire's könne ein so orthodoxer Christ sein, daß er in der weitern Verbreitung der Werke seines Ahnen das größte Verderben der Menschheit erblicke, und er könne aus diesem Grunde einem Nachdruck der Werke seine Zustimmung versagen. Eine solche Persönlichkeit würde sich aber schwerlich finden, denn sie opferte nicht nur einen großen Theil ihres Vermögens, sondern verschaffe sich auch den Ruhm einer geradezu unsterblichen Lächerlichkeit. In einem derartigen ganz unwahrscheinlichen Falle habe der Staat die Verpflichtung, einzuschreiten; das einfachste Mittel sei die Expropriation. Durch ein Decret werde dann die öffentliche Nützlichkeit des Buches ausgesprochen, die Entschädigung werde durch Sachverständige festgesetzt und das Werk selbst fiele der Gesammtheit der Nation anheim.

Aus dem Principienstreit zwischen Schutzlosigkeit und ewigem Verlagsrecht bildete sich allmählich eine mittlere Meinung, die ihren Ausdruck in den jetzt geltenden Gesetzen fast aller europäischer Staaten fand. Man sagte sich, daß es wohl eine schöne Sache sei, der Menschheit durch gute Werke zu nützen und sich Ruhm und Ehre dabei zu erwerben, aber jeder Arbeiter sei auch seines Lohnes werth. Das größte Genie habe doch auch materielle Bedürfnisse und könne mit Recht verlangen, daß ihm und den Seinigen durch seine Thätigkeit eine Existenz ermöglicht werde. In diesem seinem redlichen Erwerbe müsse der Autor und Der, welcher sein Recht an ihm herleite, der Verleger, geschützt werden. „Große Männer“, sagt John Dryden, „sind keine Wachskerzen, dazu verdammt, sich aufzubrauchen, um die Welt zu erleuchten.“

Die Thätigkeit des Schriftstellers kann ohne empfindlichen und dauernden Nachtheil der Gesellschaft nicht entbehrt werden, der Staat ist deshalb verpflichtet, ihm eine gesicherte Existenz zu verschaffen, und

er thut dies am einfachsten durch Gewährung eines Monopols. Aus diesem kann der Schriftsteller sich eine zeitliche Rente verschaffen, aber der Schutz des Staates darf nicht länger in Anspruch genommen werden, als die gerechten Ansprüche des Verfassers es bedingen. Nach dieser Zeit muß wiederum freie Concurrenz, eine Lebensbedingung jeden Fortschrittes, eintreten.

Aus diesen Anschauungen, deren wissenschaftliche Begründung in einem neuen Buche des Professors Schäffler in Tübingen enthalten ist, sind die neueren Gesetze zum Schutz des literarischen Eigenthums hervorgegangen. Sie stehen im Einklang mit den Forderungen der Schriftsteller selbst. In den Verhandlungen des ersten deutschen Journalistentages zu Eisenach (22. Mai 1864) finden wir sie in folgender Stelle wiedergegeben, die keine Anfechtung seitens der Anwesenden erfahren hat.

„Daß das Verbot des Nachdrucks sich auf die ganze Lebensdauer des Urhebers erstreckt, bedarf keiner weitern Rechtfertigung. Schwieriger erscheint auf den ersten Anblick die Lösung der Frage, ob auch den Nachkommen des Urhebers derselbe Schutz wie diesem für immer oder für eine Zeit lang zu gewähren sei. In Frankreich hat man sich grundsätzlich für die ewige Dauer dieses Schutzes ausgesprochen, weil man dort sich immer tiefer in die Idee von geistigem Eigenthum verstrickt und verwirrt hat. Aber damit hat man den Eigenthumsbegriff geradezu auf den Kopf gestellt. Das materielle Eigenthum vererbt sich, aber es verbleibt den Erben nicht ohne eigene Thätigkeit; die Erfahrung zeigt, wie selten ein angesammeltes Vermögen das dritte Geschlecht überdauert. Das geistige Eigenthum aber soll den Erben bleiben, ohne jemals irgend eine Thätigkeit ihrerseits zu fordern, ja recht eigentlich unter Ausschluß aller Thätigkeit von ihrer Seite. Für reales Eigenthum gab es Majorate, und der gesunde Sinn des Volkes hat sie längst verworfen; für das geistige Eigenthum aber sollen sie neu hergestellt werden! Wegen geistvoller Ahnen soll ein geistloser Adel ins Leben gerufen werden, der statt der Erwerbsthätigkeit nur das Verdienst nöthig hat, geboren zu werden!

„Diese corrupte Idee ins Leben zu führen, hat sich auch schon in Frankreich unmöglich gezeigt. Reales Eigenthum ist in der Regel theilbar, das sogenannte geistige nie. Wenn sich heutzutage sechshundert Nachkommen Shakespeare's in allen Theilen der Welt fänden, so würde es von der Einwilligung aller Sechshundert abhängen, ob Shakespeare der Lesewelt fernerhin zugänglich gemacht werden solle.

„In Betreff der Nachkommen erscheint als das allein Zuläßige, auf der für richtig anerkannten Grundlage weiter zu bauen. Hätte der geistige Arbeiter sich einem materiellen Erwerbszweige zugewendet, so würde es ihm möglich gewesen sein, auch nach seinem Tode für Erziehung und Fortkommen seiner Familie die Früchte seiner Thätigkeit wirken zu lassen. In dieser Beziehung soll der Staat die geistige Arbeit der materiellen gleichstellen; der Schutz des Urheberrechtes soll da-

der sich auf eine solche Zeit nach dem Tode des Autors erstrecken, daß die erwähnten Zwecke erreicht werden können. Ein Zeitraum von dreißig Jahren erscheint hierzu ausreichend."

Die bewilligten Schutzfristen sind in den verschiedenen Ländern Europas ungleiche; mit Ausnahme Frankreichs erreichen sie in Deutschland die längste Zeitdauer. Eine eigenthümliche Ausnahme von allen anderen Staaten (es sei der Curiosität wegen hier erwähnt) macht in dieser Beziehung Schweden. Dort wird der Nachdruck als ein integrirender Bestandtheil der Preßfreiheit angesehen, und jede Verfolgung desselben ist durch das Gesetz ausdrücklich untersagt!

Wie bereits oben erwähnt, ist das deutsche Bundesgesetz vom 9. November 1837 der vereinten Thätigkeit der hervorragendsten Staatsmänner, Rechtslehrer, Schriftsteller und Buchhändler zu verdanken, und gewiß haben nur wenige Gesetze der neuern Zeit eine gleich allgemeine Befriedigung der Betheiligten erregt. Es mußte deshalb mit Recht auffallen, daß zu Ende des vorigen Jahres Professor Adolph Stahr in einem Aufsatz der National-Zeitung, „Der Communismus und die deutschen Classiker", eine Lanze gegen dasselbe zu brechen versuchte. Er kann sich keines Waffenglückes hierbei rühmen, denn selbst Freunde seiner sonstigen literarischen Leistungen schüttelten bedenklich den Kopf über die von ihm vorgebrachten, längst beseitigten Argumente. Der Satz, daß das geistige Eigenthum dasselbe sei wie der Besitz eines Grundstücks oder einer Fabrik wird uns wie ein nagelneuer Gedanke von Neuem aufgetischt, die Gründe, welche für ein ewiges Verlagsrecht sprechen werden, mit einer Sicherheit vorgetragen, als ob vor Herrn Stahr sich noch Niemand mit diesem Gegenstand beschäftigt habe.

Und worin besteht der Vorschlag des Herrn Stahr, der die Goethe'schen Erben beklagt, daß jetzt „ein Raub" an ihnen verübt werde, was will er an die Stelle des freien Nationaleigenthums setzen? Er verlangt, daß von allen Exemplaren, die von den Werken unserer Classiker gedruckt werden, eine Steuer zu Gunsten der Erben erhoben werde, eine Steuer, deren Controle der Staat zu überwachen habe. Dieser Gedanke kann nicht einmal den Vorzug der Originalität beanspruchen, denn er ist bereits 1862 vom Buchhändler Hetzel in Paris genau in derselben Fassung vorgebracht worden. Was aber wäre die Folge, wenn die Gesetzgebung sich so weit verirren könnte, in diese Bahnen einzulenken? Die freie gewerbliche Thätigkeit würde der Bevormundung des Staates unterworfen, die größten Schätze des Volkes, die classischen Schriftwerke, würden gleich stralsunder Spielkarten besteuert werden!

Dem Zwecke der Gesetzgebung, wohlfeile Ausgaben für die Massenverbreitung zu ermöglichen, würde in bedenklicher Weise entgegen gearbeitet. Denn liegt es nicht auf der Hand, daß die projectirte Steuer nicht vom Verleger, sondern vom Publicum getragen würde, daß jedes Exemplar der Schiller'schen Gedichte um den Betrag der Steuer vertheuert werden müßte? Der Stahr'sche Vorschlag wäre nicht so auffallend, wenn er aus dem jenseitigen Lager gekommen wäre; von einem

Schriftsteller, der stets in den Reihen der liberalen Partei gestanden hat, erscheint er geradezu unerklärlich, und man ist über ihm einfach zur Tagesordnung übergegangen.

Wir müssen es freilich zugeben, ganz ohne Bedenken ist die Freigebung der Verlagsrechte nach einer bestimmten Zeitdauer nicht; es werden durch eine derartige gesetzliche Bestimmung sowohl die Erben der Schriftsteller, wie deren Verleger in gleichem Grade getroffen. Aber das Interesse der Gesammtheit verlangt dies Opfer des Einzelnen. Auch auf anderen Gebieten geistiger und industrieller Thätigkeit begegnen wir ähnlichen Erscheinungen.

Was wäre aus der Culturentwicklung der Menschheit geworden, wenn die Erfinder der Buchdruckerkunst, der Dampfmaschine, der elektrischen Telegraphie, der Photographie für sich und ihre Erben ein ewiges Privilegium erhalten hätten! Nur in den wenigsten Fällen wird dem bahnbrechenden Genius der gebührende Lohn zu Theil, die meisten von ihnen müssen sich an dem stolzen Gefühl genügen lassen, im Dienste der Menschheit thätig gewesen zu sein, und die Nachkommen erhalten nur selten eine andere Hinterlassenschaft, als die, einen berühmten Namen zu führen.

Der moderne Staat hat die Verpflichtung, Jedem, der eine neue wichtige Entdeckung gemacht hat, den ihm gebührenden Antheil zu sichern, so weit sich dies mit den Interessen der Gesammtheit nur irgend vereinigen läßt; er thut dies bei technischen Erfindungen durch Ertheilung von Patenten. Die Dauer derselben wird aber nach kürzeren Fristen bemessen, als der Schutz des literarischen Eigenthums währt, in den wenigsten Fällen geht es über einige Jahre hinaus.

Schriftsteller und ihre Erben besitzen aber ein ausschließliches Vervielfältigungsrecht meist während vier bis fünf Decennien; Goethe und die Seinigen haben während eines Zeitraums von neunzig Jahren den ungeschmälerten materiellen Genuß gehabt. Es ist nicht der geringste Grund zu der Annahme vorhanden, daß derselbe irgendwie geringer gewesen sei, als die literarischen Verhältnisse jener Jahre es gestatteten. Der „Olympier Goethe" besaß einen zu klaren und scharfen Blick auch für die Dinge dieser Welt, als daß er geschäftliche Verhältnisse nicht auch geschäftsmäßig hätte behandeln können. Das Honorar für die erste Gesammtausgabe seiner Werke ging weit über hunderttausend Thaler hinaus, und spätere Auflagen, die rasch auf einander folgten, sind gewiß nach demselben Maßstab bemessen worden. Auch in dieser Beziehung müssen wir Herrn Prof. Stahr entgegentreten. Er sagt, der verstorbene Baron Cotta habe ihm einst mitgetheilt, daß die Goethe'schen Erben von ihm eine jährliche Rente von 4000 Thalern erhielten, so lange ein geschütztes Verlagsrecht vorhanden sei. Aber welchen Grund konnte ein so vorsichtiger und kluger Geschäftsmann, wie Cotta es gewesen, wohl haben, die richtigen Angaben hierüber zu machen, und noch dazu einem Gelehrten, welcher mit der Publicität so eng liirt ist? Warum sollte er ohne zwingende Nothwendigkeit eins seiner größten Geschäftsgeheimnisse

preisgeben und geradezu eine Indiscretion gegen die Goethe'sche Familie begehen.

Von allen unseren Heroen des Geistes hat Schiller unzweifelhaft den geringsten materiellen Nutzen aus seinen Werken gezogen; wir können uns des Mitleids nicht erwehren, wenn wir die ihm gezahlten Honorare mit den jetzt üblichen vergleichen. So erhielt er, um nur Eins anzuführen, vom Nationaltheater zu Berlin unter Iffland's Leitung, zehn bis zwanzig Stück Friedrichsd'or (und zwar ein für alle Mal) für das Aufführungsrecht eines fünfactigen Dramas. Wie anders heut zu Tage, wo Frau Birch-Pfeiffer für das eine Schauspiel „Dorf und Stadt" unzweifelhaft höhere Tantiémen bezogen hat, als Schiller für seine sämmtlichen Theaterstücke.

Auch in Beziehung auf dramatische Werke zeigt die neue Gesetzgebung einen wesentlichen Fortschritt; während es früher nämlich jedem Theater gestattet war, gedruckte Bühnenstücke ohne Weiteres aufführen zu können, bestimmte ein Bundesbeschluß vom 12. März 1857, daß eine öffentliche Aufführung nur mit Erlaubniß des Autors oder seiner Rechtsnachfolger stattfinden dürfe. Auch in dem Falle, daß der Autor eines dramatischen oder musikalischen Werkes sein Werk durch den Druck veröffentlicht, kann er sich und seinen Erben dies Recht durch eine auf dem Titelblatt abgedruckte Erklärung vorbehalten. Ein solcher Vorbehalt bleibt wirksam auf Lebenszeit des Autors und zu Gunsten seiner Erben oder Rechtsnachfolger noch zehn Jahre nach seinem Tode.

Vom Theater haben demnach die Erben Schiller's keinen materiellen Vortheil gehabt, einen um so größern aber durch den Druck der Werke. Der Gewinn, der dem Dichter selbst nur in kärglichen Tropfen zugeflossen, wurde für sie eine frisch sprudelnde Quelle; er ist unzweifelhaft für sie und für den Verleger der größte gewesen, den je deutsche Werke abgeworfen haben. Es mußte daher mit Recht Anstoß erregen, als die Absicht hervortrat, den Schiller'schen Erben das ausschließliche Vervielfältigungsrecht über das Jahr 1867 hinaus zu gewähren. Die preußische Regierung legte 1855 dem Abgeordnetenhause einen dahin zielenden Gesetzentwurf vor, der aber mit so großer Einstimmigkeit abgelehnt wurde, daß jeder weitere Versuch unterblieb.

So ist denn nun vor wenigen Monaten der Tag erschienen, an dem die Freigabe der Classiker erfolgte, und er ist als ein Tag reichen Segens für das jetzige, sowie für kommende Geschlechter begrüßt worden. Die erste und natürlichste Folge war die Veranstaltung wohlfeiler Ausgaben unserer Dichterwerke. Dies Moment kann nicht nachdrücklich genug betont werden. Ob ein wissenschaftliches Werk, und sei es das hervorragendste, drei oder einen Thaler kostet, ist für seine Verbreitung gewiß nicht ohne Wichtigkeit, von welch' anderer Bedeutung ist es aber, ob Schiller's Gedichte zehn Sgr. oder zwei und einen halben Sgr., Goethe's Gedichte einen Thaler oder fünf Sgr. kosten, ob Lessing's poetische Werke für ein und einen halben Thaler oder für zehn Sgr. verkauft werden. Der Erfolg, welcher mit den wohlfeilen Ausgaben

bereits erzielt ist, soll, nach einzelnen Mittheilungen zu schließen, bereits ein ganz ungewöhnlicher sein, der Absatz wird aller Wahrscheinlichkeit nach im Laufe der Jahre ganz kolossale Dimensionen annehmen. Lebt doch in unserm Volke ein Sinn für alles Edle und Schöne, eine warme Empfänglichkeit für die Gaben der Musen, eine schwärmerische Verehrung für die Schöpfer unserer Meisterwerke. Man denke nur an das Schillerfest des Jahres 1859 zurück, wo die Wogen der Begeisterung so hoch schlugen, daß sie selbst verknöcherte und philisterhafte Gemüther mit sich fortrissen. Man mache nur dem Volke, wie jetzt begonnen worden, die längst entbehrten Schätze wirklich zugänglich, und es wird begierig die dargebotene Hand ergreifen.

Nur der eigene Besitz der Werke verschafft den wahren Genuß, nur dann wirken sie segensreich, wenn sie stets zur Hand sind, heiter anregend nach den Anstrengungen des Tages, Trost spendend in den Stunden der Sorge und der Bekümmerniß. Wenn Heinrich IV. von Frankreich wünschte, daß jeder Bauer am Sonntag sein Huhn im Topfe haben solle, so hoffen wir die Zeit kommen zu sehen, wo in jeder Haushaltung, und sei es die ärmlichste, eine Anzahl unserer classischen Schriftwerke zu finden sein wird.

Wir glauben mit Zuversicht, das Volk wird in dieser Beziehung den Wohlhabenden ein wahrhaft beschämendes Beispiel geben. Sprechen wir es offen aus: die deutschen Familien bleiben in Bezug auf literarische Bedürfnisse weit, weit hinter den Engländern zurück. Bei diesen gilt eine gute Hausbibliothek für ein geradezu unentbehrliches Requisit, sie bildet bei der Verheirathung einer Tochter einen Theil der Ausstattung. Wie wenig Familien finden wir dagegen in Deutschland, bei denen der Inhalt des Bücherschrankes in einem nur einigermaßen richtigen Verhältniß zu dem Bildungsgrad der Betheiligten und dem behaglichen Comfort der häuslichen Einrichtung steht. Finden wir nicht in den elegantesten Wohnzimmern, in denen ein Stäubchen sich nicht ungestraft blicken lassen darf, ohne von der sorgsamen Hausfrau verjagt zu werden, die schmutzigsten Bücher aus der Leihbibliothek offen zur Schau liegen? Man hat nicht einmal eine Ahnung davon, daß dergleichen sich nicht ziemt. Passirte es doch jüngst einem unserer ersten Schriftsteller, der sich in der Soiree einer Familie von fürstlichem Vermögen befand, daß die Frau des Hauses ihm mit liebenswürdigster Offenheit sagte: „Wie freue ich mich darauf, Ihren neuesten Roman zu lesen, von dem Alle Welt entzückt ist; ich habe ihn leider trotz aller meiner Bemühungen noch nicht aus der Leihbibliothek erhalten können!"

Ein anderer großer Vortheil, den die Freigebung der Classiker uns in Aussicht stellt, ist der, daß wir endlich in den Besitz correcter und kritisch bearbeiteter Ausgaben gelangen werden. Gerade in dieser Beziehung sind der Cotta'schen Handlung die schwersten Vorwürfe gemacht, und wohl nicht mit Unrecht. Fast alle bisher in den Handel gebrachten Ausgaben Goethe's und Schiller's leiden an großer Ungenauigkeit des Textes und enthalten sinnentstellende Druckfehler, die, einmal einge-

schlichen, hartnäckig ihre Position behaupteten. Eine Blüthenlese derselben, aus den verschiedenen Ausgaben zusammengestellt, würde eine ergötzliche Lectüre bilden, wenn sie nicht andererseits dazu angethan wäre, gerechten Unwillen über die Nachlässigkeit zu erregen, mit welcher die Correctoren zu Werke gegangen. Eine überaus sorgfältige Zusammenstellung der Textungenauigkeiten bei Goethe finden wir in einer kleinen Schrift von Michael Bernays (über Kritik und Geschichte des Goethe'schen Textes).

An Kräften, welche Beruf und Neigung haben, die kritische Arbeit zu übernehmen, ist in Deutschland wahrlich kein Mangel; die Leistungen auf dem Gebiete der altclassischen Philologie geben uns hierfür hinreichende Bürgschaft. Die kritischen Ausgaben, welche deutsche Gelehrte von den Schriften der Alten veranstaltet haben, behaupten ihren Platz in allen Ländern der Welt, und haben nicht wenig dazu beigetragen, anderen Nationen Hochachtung vor deutschem Scharfsinn und Fleiß einzuflößen. Diesen Kräften wird jetzt ein neues Feld der Thätigkeit eröffnet, dessen Bebauung nicht minder reiche Frucht verheißt.

Welche schöne Aufgabe wird endlich unseren Malern zu Theil den Werken unserer Lieblingsschriftsteller den entsprechenden künstlerischen Schmuck geben zu können. Die „illustrirten Ausgaben“ erfreuen sich mit Recht einer regen Theilnahme; Bild und Werk sind ganz dazu angethan, sich gegenseitig zu ergänzen, und der Phantasie des Beschauers und Lesers neue Anregung zu geben. Bereits haben wir eine ganz stattliche Reihe deutscher Künstler, welche, dem Vorbilde Ludwig Richter's in Dresden folgend, ihre Hauptthätigkeit der Illustration zuwenden. Mit dieser Bestrebung ist die technische Vollendung des Holzschnittes Hand in Hand gegangen, und wir können derartige Productionen jetzt dreist den Leistungen Frankreichs und Englands an die Seite stellen. Hierzu kommt der große Vortheil, daß die mit Holzschnitten gezierten Ausgaben verhältnißmäßig wohlfeil herzustellen sind, und daß ebensowohl den Neigungen der wohlhabenderen Classe nach wirklichen Luxus-Ausgaben, wie den Bedürfnissen des Volkes genügt werden kann.

So sind denn alle Bedingungen erfüllt, welche der jetzt begonnenen neuen Epoche des Buchhandels einen segensreichen Erfolg verheißen: wir besitzen in unseren Classikern Schätze unvergänglichen Werthes als ein freies Eigenthum der Nation, wir zählen unter unseren Gelehrten hervorragende Persönlichkeiten, die zu treuen Hütern und Pflegern dieser geistigen Erbschaft berufen sind, wir haben deutsche Künstler, welche ihre Kräfte der Ausschmückung der Dichterwerke widmen, und hinter diesen Allen steht ein Volk, werth solcher Gaben und stolz im Besitze derselben!

---

# Paris und die Mode.

Paris, Mitte Mai 1868.

In der Unterwelt. — Der Luxemburg-Garten und Baron Haußmann. — Die Rückkehr von dem Wettrennen. — Der Salon von 1868. — Der Ball des Genfer Unterstützungsvereins: die Kaiserin, die Fürstin Metternich, die Frau von Pourtalès.

Es ist zwei Uhr Nachmittags. Hunderte von Menschen stehen und machen wie vor einem Theater, Queue vor dem Hofe eines der Wachthäuser der Barrière d'Enfer. Man sieht viele hübsche, elegante, junge Damen. Jede hält ein Licht in der Hand; eine gewisse Unruhe drückt sich auf den Gesichtern aus. Die Damen sind blaß und erregt, die jungen Herren affectiren übertriebene Heiterkeit. Endlich setzt sich der Zug schrittweise in Bewegung und verschwindet unter einer kleinen, niedrigen Thür. Man zündet die Lichter an und windet sich langsam eine enge, schneckenförmige Treppe hinab. Je tiefer man in das Innere der Erde steigt, desto kühler und feuchter wird die Luft. Die Treppe scheint nie aufzuhören. Endlich, nachdem man neunzig Stufen überwunden hat, befindet man sich in einem engen Gange, wo Einer hinter dem Andern hergehen muß, und zwar nur gebückt. Aus den Wänden sickert Feuchtigkeit, die gewölbte Decke ist von tiefen Spalten durchfurcht. Nur bei den Windungen des Ganges blicken die einzelnen Lichter der Vorderen durch die grausige Dunkelheit.

Wir befinden uns in den Katakomben von Paris, und heut ist der Tag, wo — wie dies jährlich einmal geschieht — die Baucomission ihren Rundgang durch die Katakomben hält. Es ist nicht ganz leicht, eine Karte zu erlangen, um sich diesem Zug anschließen zu dürfen. Aber sehen Sie, was ich für Sie zu thun im Stande bin: ich bin in die Unterwelt hinabgestiegen! Lange irren wir so im Gänsemarsch unter den Stadttheilen, Kellern, den Kloaken und sogar den Kirchhöfen der großen Stadt, die hundert Fuß über uns lebt und webt. Wir sprechen mit gedämpfter Stimme; nur dann und wann dringt ein leiser Schrei des Entsetzens durch diese unheimliche Stille. Doch allmählig wird der Gang breiter und wir kommen an eine monumentale Thür, über der geschrieben steht:

„Memoria Majorum“.

Die Ketten rasseln und wir treten ein. Entsetzlicher Anblick! Die Wände sind Knochen und Todtenköpfe, die man in symmetrischer Regelmäßigkeit übereinander aufgeschichtet hat. Die Schienbeinknochen bilden um die Schädel eine Verzierung von unheimlicher Coquetterie und scheinen das eitle Treiben der Lebenden zu belachen. Unwillkürlich fühlt man



PARISER MODEN FÜR JUNI.

*Ausdrücklich für den Salon [illegible]*

sich hingezogen, die verschiedenen Köpfe unter einander zu vergleichen, die wie wir gelebt und den unserigen geähnelt haben. „Ach, armer Yorick! — Ich kannte ihn, Horatio, ein Bursch von unendlichem Humor, voll von den herrlichsten Einfällen.“ .... (Hamlet).

Und der Blick fällt auf die monumentalen Inschriften, die hier und da in die Pfeiler gegraben sind.

Deposuit potentes de sede et exaltavit humiles ...

Doch die Scene ändert sich. Die Galerie wird mit einem Mal breiter und bildet einen Saal, in dessen Vertiefungen monumentale Kreuze von Schädeln und Knochen kunstvoll errichtet sind.

An dem Fuße des einen stehen zwei reizende junge Damen. Es sind dieselben, deren Köpfe unser Zeichner abgebildet hat. Die eine trägt einen Strohhut in Diademform mit Spitzenenden und einer Schleife, die wie eine spanische Mantille in den Nacken fallen. Die andere senkt traurig sinnend ihren lieblichen Kopf, der anmuthig mit einem kleinen runden Hut coiffirt ist, auf dem kühn ein Federbusch winkt, von schwarzen Sammetsternen umgeben. Wir erkennen in ihnen unsere Freundinnen, die wir in dem Gedränge verloren hatten, und mit einem Scherzwort verscheuchen wir das Gewölk von ihrer Stirn.

Noch eine halbe Stunde lang irren wir mit erzwungener Heiterkeit durch dieses Labyrinth menschlicher Gebeine, bis wir endlich wieder an eine Treppe gelangen, wo uns das so lang entbehrte Tageslicht freundlich entgegenblickt; das Licht, das die Orientalen anbeteten, und nach welchem Goethe seinen letzten Sterbeseufzer ausstieß.

Die Straße, auf die wir herauskommen, ist uns unbekannt. Wir haben unter der Erde mehrere Stadttheile von Paris durchschritten. Wir sind jenseit des Luxemburg. Wir gehen hinein, um uns die verschiednen Aenderungen anzusehen, die Herr Haußmann ihm auferlegt hat, und die zu seiner Zeit große Aufregung im Quartier latin nach sich zogen.

Man mag sagen was man will, der Garten hat bei diesem Wechsel nicht viel verloren. Die große Allee, das Observatorium, ist allerdings von einer Straße durchschnitten, aber dafür auch mit Blumenbeeten, Springbrunnen, Säulen und Statuen verschönert. Nur die Pepinière ist verschwunden mit ihrem kleinen, schattenreichen Garten und ihren geheimnißvollen Bänken, wo der Student, ein Buch in der Hand, die Pfeife im Mund, sich neben die Grisette setzte, die seine Strümpfe stopfte; wo der Invalide von seinem vergangenen Ruhm mit einer alten blaubebrillten Klatschschwester sprach, und die Kinder ihre Bälle auf die Nase oder unter die Füße der Vorübergehenden warfen. An die Stelle der Pepinière hat Herr Haußman einen englischen Garten, in gleichem Schnitt wie die übrigen pariser Squares, angelegt, und die eleganten Spaziergängerinnen führen nun ihre Kinder dahin.

Hier frappirt uns ein liebliches Bild, von dem wir uns beeilen, unsern Leserinnen eine Skizze zu geben. Unter einem blühenden Akazienbaum sitzt eine junge Mutter, die ihrem Töchterchen den ersten Lesenunter-

richt giebt. Ihre Toilette besteht in einer rosa seidnen Robe mit Volants, die zwei Reihen Festons bilden, eine Schärpe an der Seite. Emailknöpfe längs des Rockes. Die Taille ist mit einer Spitzenruche viereckig garnirt. Eine Schleife flattert anmuthig an der Seite. Das kleine Mädchen ist ebenso elegant mit seinen grünen Atlasschleifen in den Haaren. Es trägt einen kleinen Rock Watteau, vorn eine offene Schürze bildend,



und hat das Ansehen einer Miniaturmarquise aus der Zeit Ludwig's XV.

Wir betrachten die Gruppe einen Augenblick und steigen wieder in unsere Equipage, die uns an dem Ausgange vor dem Odéon erwartet, um nach den Elyseischen Feldern zu fahren.

Hier umfängt uns nur Blüthenduft und Vogelsang, inmitten der eleganten Pariser Welt. Die jungen Kastanienbäume wogen unter ihren

rosigen Blüthen, die Fontainen mit ihrem lustig sprudelnden Wasserstrahl schillern in allen Farben in der Frühlingssonne, und senden den Vorübergehenden erfrischende Kühlung. Wir halten vor einer Terrasse, auf der zwei junge Damen stehen, welche die Rückkehr vom Wettrennen erwarten. Die eine mit ihrer Toilette aus weißem Organdi mit feinen schwarzen Streifen, gelber Atlasgarnirung und Kreuzen, dazu schwarzer Spitzeneinfassung scheint mir eine junge Witwe zu sein, die Morgens früh in der Madeleine ihre Beichte bestanden hat, um des Abends auf den Elyseischen Feldern die Atmosphäre der eleganten Welt einzuathmen. Sie hält es für rathsam, nicht der koquetten und so kleidsamen Modecoiffüre zu huldigen, nämlich dem Locken-Chignon: sie trägt den einfachen hohen Chignon, darauf ein kleines Barett, an dem vorn nur das gelbe Kreuz ihre Leidensgeschichte skizzirt. Das junge Mädchen neben ihr begnügt sich Blumen zu pflücken. Ihre Toilette ist höchst geschmackvoll. Graulila Taffetrobe mit rother reicher Atlasgarnirung, die in zwei



breiten Streifen, vorn eine Schürze bildend, und in vier schmalen Streifen unten um den Rock geht. Die kleine, enganschließende Jacke wird mit einem rothen Gürtel gehalten, von dem die lange Schärpe, die jetzt den pikanten Namen: protegez — moi, mon père trägt, auf die Jupe herabfällt. Kleiner runder Strohhut mit zurückgebognem Aufschlag und einfachem rothen Bande umwunden.

Die Rückkehr vom Pferderennen in Longchamps beginnt. Die Equipagen werden so zahlreich, daß sie nur im Schritt fahren können; sie gleichen gefüllten Blumenkörben. Die seidenen Kleider hängen zum Wagenschlage heraus. Ueberall ist die carmoisinrothe und hellgrüne Farbe vorherrschend, das frische Frühjahrsgrün, das die schönen Spaziergängerinnen aus dem Walde mit sich gebracht zu haben scheinen.

Eine andere Menge kommt aus der Gemäldeausstellung, welche den ersten Mai eröffnet ist. Dieses Jahr zählt der Salon tausend Bilder mehr, als im vergangenen. Die besten sind immer die Landschaften von Corot, Daubigny, Lambinet u. s. w. Der große Ehrensaal

hingegen hat nichts Bedeutendes aufzuweisen. Die Maler suchen mehr die Aufmerksamkeit als die Natur zu fesseln. Gustav Doré hat Dominicanermönche ausgestellt, die energisch gezeichnet, aber in ihrer monotonen Reihenfolge ziemlich langweilig sind. Jérome wollte wie immer originell sein. Unter dem Titel: Jerusalem, hat er eine regnerische Landschaft gezeichnet, in deren Hintergrund man eine Stadt ahnt. Zwischen dieser verschleierten Ferne und dem vorderen Plan ist ein Trupp römischer Soldaten, der heimkehrt, und endlich auf steinigem Grunde, durch Gewitterleuchten erhellt, sieht man den Schatten dreier Kreuze, die nicht auf dem Bilde sind, die aber voraussetzen lassen, daß der Beschauer sich auf der Spitze von Golgatha befindet. Das ist genug, meine ich, für die Liebhaber von Rebus.

Courbet, der realistische Maler, hat neben einer sehr gelungenen Landschaft eine große Bettlerkarrikatur in den Dimensionen eines Historienbildes ausgestellt. Doch ich habe nicht das Recht, Ihnen einen detaillirten Bericht über diese Ausstellung zu geben und beschränke mich daher nur Ihnen einzelne Excentricitäten hervorzuheben.

Die Lust der Festlichkeiten ist trotz der drückenden Hitze noch nicht geschwunden und ich selbst bin noch ganz müde von dem Opernball, auf dem ich gestern war.

Dieses Mal handelt es sich nicht um die Masken-Saturnalien, die ich Ihnen in einem meiner frühern Briefe beschrieb. Bei dem gestrigen Balle, den das Comité zur Unterstützung der Verwundeten des Genfer Congresses gab, betheiligte sich die eleganteste aristokratische Welt von Paris.

Die Gänge und Säle waren auf das Geschmackvollste mit tropischen Pflanzen, Kriegstrophäen und weißen Fahnen mit rothem Kreuze geschmückt. Pariser Gardisten standen längs der Treppe in vollem Harnisch, mit ihren Helmen, den weißen Lederhosen und rothen Rabatten, regungslos da, um die Ankommenden militairisch zu empfangen. Der Saal, das Foyer und die Galerien waren mit Tausenden von Kerzen erhellt, die von ihren glänzenden Kronleuchtern ein aristokratischeres, milderes Licht als das Gas verbreiteten. Das Foyer hatte man in einen duftenden Garten verwandelt.

In dem großen Saale war, dem Orchester gegenüber, eine Tribüne für das Diplomatencorps errichtet, unter dessen Schutz der Ball stattfand. Ich darf Ihnen nicht mehr hervorheben, daß die pikante Prinzessin v. Metternich, die Patronin des Festes, die am meisten bemerkte Dame war. Lebhaft und beweglich wie ein Eichhörnchen, eilte sie von Loge zu Loge und schien überall zu gleicher Zeit sein zu wollen; Befehle ertheilend, grüßend, lächelnd, tanzend, mit einer Anmuth, die der glänzendsten Pariserin Ehre machen würde. Sie ist nichts weniger als hübsch mit ihrem scharfgezeichneten österreichischen Typus, ihrer kleinen Nase à la Roxelane und ihrem großen gesprächigen Munde; aber man muß gestehen, daß sie die Toilette wunderbar schön trägt. Auf diesem Balle hatte sie eine Robe couleur Morgenröthe, wie in Jean d'Ane, mit Obstblüthen-

sträußchen aufgenommen. Neben ihr glänzten die anmuthige Marquise v. Gallifet, der ein dichter Chignon langer blonder Locken das Ansehen einer Trauerweide gab, Frau v. Mouchy, die Frau Marschall Canrobert und die reizende, blonde Frau v. Pourtalès.

Beim Eintritt des Kaisers und der Kaiserin drängte sich eine dichte Menschenmenge um sie. Der Kaiser lächelte und schien sich recht wohl zu fühlen. Was die Kaiserin betrifft, so vermögen ihr all' ihre Diamantenrivièren nicht mehr die Jugendfrische zu verleihen und man sieht, daß sie sich auf der äußersten Grenze befindet, wo die Schönheit der Frau der Majestät der Herrscherin Platz macht.

Eine Ehrenquadrille bildete sich unter der kaiserlichen Loge. Ich kenne nicht alle großen Damen, die daran Theil nahmen, und konnte daher um so emsiger die Schönheit von Frau v. Pourtalès bewundern. Sie trauert augenblicklich um Herrn v. Rougemont von Thonne. Ihre sehr hohe Coiffüre mit einem einfachen Diamantschmetterling, der das schöne Blond ihrer Haare noch mehr nüancirte, stand ihr vortrefflich. Sie trug eine dunkle Robe, die nur durch das blaue Band des Isabellenordens, glaube ich, gehoben wurde. Ob ihr Kleid lang oder kurz war, konnte ich nicht genau sehen. Doch ist es sicher, daß es ihr schwer geworden wäre, eine Ausnahme zu machen unter all' den großen Damen mit unabsehbar langen Schleppen. Diese Frage ist nämlich augenblicklich eine sehr ernste in der Aristokratenwelt; Frau v. Pourtalès hatte bei ihrem letzten Ball am ersten Mai ihren Eingeladnen eine kurze Robe zur Bedingung gestellt.

Allerdings hat sie den kleinsten Fuß, den man sich denken kann und so verzeiht man ihr leichter den Mangel an Großmuth, denjenigen ihres Geschlechts gegenüber, welche die Natur in dieser Beziehung — wie soll ich sagen, großmüthigen oder malitiöser? — ausgestattet hat, d. h., welche, wie Heinrich Heine sagt: auf großem Fuße leben!

Was mich betrifft, so stimme ich gern mit Frau von Pourtalès in den Ausruf ein:

Es lebe das kurze Kleid!

Eugénie de Marville.

# Im Rauchzimmer.

Zwei sehr verschiedene Dinge beschäftigen in diesem Augenblick die beiden hervorragenden Mitglieder unseres Clubs.

Mr. Maire ist liebenswürdig; nicht liebenswürdig im Allgemeinen, liebenswürdig, wie man im Leben und Umgang zu sein pflegt: sondern liebenswürdig aus Princip, liebenswürdig aus Patriotismus; liebenswürdig, mit Einem Wort, gegen unsere süddeutschen Brüder vom Zollparlament. Er fühlt sich als Wirth und macht die Honneurs. Er sagt: wir müssen sie erobern, und ist unermüdlich darin, ihnen die Schönheiten von Berlin zu zeigen, sie zu unterhalten, zu fêtiren, zu amüsiren. Er ist mit ihnen durch den Thiergarten gegangen und hat sie dabei gefragt: ist es in Berlin nicht grün? Er hat mit ihnen bei Borchardt gefrühstückt, im Café de l'Europe zu Mittag gespeist, bei Trarbach zu Nacht gegessen (und getrunken) und ausgerufen: ist es wahr, daß man in Berlin Hunger leidet? Er hat es ihnen in unserm Rauchzimmer comfortabel gemacht und nachdem einige von den Herren uns mehrmals mit ihrem Besuch beehrt, gesagt: Kann man nicht auch in Berlin eine gute Cigarre rauchen und ein gemüthliches Gespräch dabei führen? —

Soviel von Herrn Maire.

Was Herrn Mayor betrifft, so weiß man, daß er einen kleinen Zug von Malice — nicht in seinem Charakter, nicht einmal in seinem Gesicht, sondern nur in seinem Gespräch hat. Sein Thema für diesen Monat sind Laube's „Böse Zungen", vom Wallner-Theater. Er hat der ersten Vorstellung assistirt. Er schüttelt den Kopf und zuckt mit den Schultern: er vermeidet es, sich über den Werth des Stückes auszusprechen, aber er ist voll von geheimnißvollen Andeutungen und weiß jedesmal sehr geschickt die Rede von dem Wiener Schauspiel auf den Wiener Giftmord zu bringen.

„Diese ci-devant Baronin, jetzige Bürgerin Ebergenyi", sagt Mr. Maire, „ist in den Kreisen der höhern demi-monde in Paris nicht unbekannt. Sie hat einmal einen Winter dort gelebt und ich weiß Jemand, der sie dort regelmäßig in einem Salon der „Declassirten" gesehen hat. Man fand sie nicht schön; aber ihre tiefen Augen, ihre hohe Stirn und ihre schwarzen Haare übten eine große Anziehungskraft auf die Herren aus, welche jenen Salon besuchten. Sie war wenig mittheilsam und rauchte fast beständig schwere Havannacigarren. Sie bildet jetzt das Tagesgespräch von Paris und eine von den „kleinen Damen", die dort auf den Boulevards vor den Kaffeehäusern sitzen, rief aus: Die Thoren! Sie hätten sich auch ohne Gift lieben können, und jetzt werden sie sich niemals wiedersehen!"

„Ja", ruft Mr. Mayor sarkastisch, „Frankreich ist das Land und Paris die Stadt, wo man man die Tugend zu belohnen weiß. Hören Sie! Es war in den Junitagen von 1848. Man schlug sich in Paris. Ein braver Nationalgardist, welcher vierundzwanzig Stunden lang für die Ordnung und die Familie gekämpft hatte, kommt nach Haus, wo man ihn nicht erwartet. Seine Frau hatte sich wahrscheinlich vor dem Aufruhr gefürchtet und daher die Gesellschaft eines von ihres Mannes intimen Freunden angenommen,

welcher sie ... von Herzen beschützte, während der Kampf durch die Straßen wogte. Ja, so sehr hatte er sie beschützt, daß der Mann zwei Degen nahm und ausrief: „Mein Herr, in der Straße ist es jetzt ruhig, man wird uns nicht stören. Kommen Sie! Der Strahl der Laternen wird uns gerade Licht genug geben für Das, was wir zu thun haben!“ — Man ging die Treppe hinab und auf die Straße. Dort schlugen sich die Beiden. Beim dritten Gang pflanzte der Nationalgardist seinen Degen in die Brust Desjenigen, welcher seine Frau so großmüthig beschützt hatte. Der Sieger kehrte heim. Indessen kam eine Patrouille, welche den Besiegten fand, aufhob und in eine von den Ambulancen trug, wo er sehr bald wieder zu sich selber kam. Denn seine Wunde war nicht tödtlich gewesen. Am andern Morgen war die Insurrection gedämpft. General Cavaignac besuchte die Ambulancen, fand unseren Blessirten, glaubte natürlich (und dieser widersprach nicht), daß er seine Wunde im Dienste des Vaterlandes erhalten hatte, beglückwünschte ihn ob seines tapfern Betragens und — decorirte ihn mit eigener Hand!“

„Eine andere Geschichte“, sagte Mr. Maire. „Spione greifen in Kriegszeiten oft zu sehr genialen Mitteln, um Das, was sie ausgekundschaftet haben, dem Feinde mitzutheilen. Mir ist ein Fall bekannt, wo der Commandant einer belagerten Festung von seinem Kundschafter ein weißes Blatt erhielt, durchaus unbeschrieben und nur mit drei oder vier quadratischen Ausschnitten. Tags darauf gelangt ein zweites Papier in seine Hände, beschrieben allerdings, aber mit den gleichgiltigsten Dingen von der Welt: „Ich werde morgen zu meiner kranken Mutter reisen. Die Meinigen bestürmen mich und wir wollen nur hoffen, daß die Linien, die ich Dir sende, Dich in erwünschtem Wohlsein antreffen.“ Als aber der Empfänger das weiße Blatt mit den Quadraten auf das beschriebene legte, da las er die wichtige Nachricht: „Morgen stürmen wir die Linien.“ Einer ähnlichen Chiffreschrift bediente sich neulich ein junger Mann, welcher Zutritt in einem der reichsten und vornehmsten Häuser unserer Residenz erlangt hatte. Nicht lange, so verliebte er sich in die einzige Tochter desselben, suchte sich ihr auf jede Weise gefällig zu zeigen und brachte ihr namentlich immer die neuesten Bücher. Eines Tages kam der Vater früher, als gewöhnlich, nach Haus; die Damen sind noch auf der Promenade. Auf dem Tische liegt „Herr von Camors“, der neueste Band Octave Feuillet's. Um sich die Zeit zu vertreiben, nimmt der alte Herr das Buch, von dem er viel hat reden hören und blättert darin. Es fällt ihm auf, daß einzelne Worte mit Bleifeder unterstrichen sind; nicht eben sogenannte „schöne Stellen“, sondern höchst unbedeutende Worte, wie „ich“ oder „und“. Er schlägt ein Blatt um, zwei, drei Blätter, überall dasselbe. Plötzlich kommt ihm ein Gedanke. Denn Väter mit einzigen Töchtern sind in gewissen Dingen sehr klug: er versucht diese unterstrichenen Worte in Zusammenhang zu fassen und sein versteinertes Auge entziffert Folgendes: „Mein Fräulein! ... wird es ... Sie ... beleidigen ... wenn ... ich ... Ihnen ... sage, daß ... ich Sie ... anbete ... und ....“ Kurz, ein Liebesbrief in der allerschönsten Form und schließend mit den Worten: „Antwort ... in dem ... nächsten ... Capitel“ ... Warte! ruft der Vater; ich will Dir Deinen Bescheid geben; nimmt einen Beistift, unterstreicht einige Worte in dem nächsten Capitel, wickelt das Buch in Papier und übergiebt es einem Diener, um es sofort dem Herrn zurückzubringen. Dieser öffnet es mit klopfendem Herzen und — o Wonne! findet in dem nächsten Capitel die ersehnten Bleifederstriche — man hat ihn verstanden! — Er liest: „Wenn ... Sie ... Unverschämter ... sich ... noch ... einmal ... unterstehen ...

die Schwelle . . . meines Hauses . . . zu überschreiten . . . so . . . wird man Sie . . . zum Fenster ... hinauswerfen . . . Der Papa . . ."

„Der junge Mann", nimmt Mr. Mayor das Wort, „wird Respect bekommen haben vor den Vätern, welche einzige Töchter haben. Lassen Sie mich Ihnen einen andern Fall von einem jungen Mann erzählen, welcher nach England gereist war, um sich einige Zeit dort aufzuhalten. Unter andern hatte er eine Empfehlung an eine Familie, welche auf dem Lande wohnte. Die Dame des Hauses konnte noch nicht hoch in den Vierzigen sein. Man plauderte. Der junge Man sah sich gegenüber ein superbes Portrait, welches eine Schönheit von einem jungen Mädchen darstellte; braune Locken, Augen voll Feuer, entzückender Mund, wunderbare Taille, majestätische Haltung. Man rieth auf ein Mädchen von vielleicht fünfundzwanzig Jahren in der ganzen Fülle ihrer Jugend, Kraft und Frische. — Dieses Portrait, sagte der Fremde, stellt eine sehr reizende Dame vor! Die arme Frau vom Hause stieß einen Seufzer aus und zerdrückte im Auge eine Thräne: es war meine Tochter, schluchzte sie. — O, Verzeihung Madame, daß ich an einen Schmerz gerührt habe, den ich nicht kannte. Ich errathe jetzt, daß sie dieselbe verloren haben! — Leider ja, mein Herr! schon lange, lange . . . Wie kann das möglich sein? Schon lange! — . . Ja, mein Herr, sie starb bei der Geburt; und ich habe dieses Bild von ihr anfertigen lassen, welches sie darstellt, so wie sie heute sein würde, wenn sie noch lebte . . ."

Der Präsident unseres Clubs lächelt. „Welche Gespräche, mein Herr!" ruft er; „welche Geschichten! Welchen Begriff werden die Gäste aus Süddeutschland, die wir heute in unserm Club zu begrüßen die Ehre haben, von unserer Unterhaltung bekommen? Werden sie uns nicht vorwerfen, —"

„Um Verzeihung, Herr Präsident", fällt ihm Mr. Mayor in die Rede; „wenn sie uns Nichts vorzuwerfen hätten, als Das, so möcht' es hingehn. Königin Caroline von England, Georg's II. Gemahlin, bat einst einen ihrer Caplane, ihr zu sagen, was man im Publicum über den Hof spräche, und welchen besondern Fehler man an ihr besonders tadelte. Der Caplan antwortete, als guter Geistlicher; man halte sich am Meisten darüber auf, daß sie in der Kirche zu viel spräche. Die Königin gelobte sogleich, sich zu bessern und verlangte dann von dem Geistlichen zu hören, welchen andern Fehler man ihr außerdem noch vorwerfe! Majestät, erwiederte der Caplan, sobald Sie diesen einen abgelegt haben, werde ich mit Ihnen von den anderen reden!"

---

Nachdruck und Uebersetzungsrecht sind vorbehalten. — Druck von A. H. Payne in Reudnitz bei Leipzig.

# Der Salon.

## Von Gottes Gnaden.

Ein Roman aus Cromwell's Zeit. Von **Julius Rodenberg.**

### Zweites Buch.

(Fortsetzung.)

### I. Zwischen den Schlachten.

Der Tag von Naseby bezeichnet ein Datum in der englischen Geschichte, nicht minder epochemachend als jener Tag, wo, vierhundert Jahre früher, auf Runnymede die Magna charta gegeben ward, dieses Grundgesetz der englischen Freiheit: nur mit dem Unterschiede, daß die Nachkommen der großen Barone, welche damals, im dreizehnten Jahrhundert grollend und drohend, Hand am Schwert und bereit es zu ziehen, dem König gegenüberstanden: im siebzehnten Jahrhundert sich um das sinkende Banner des Königthums geschaart hatten, um es mit treuem Opfermuth, mit ihrem Leib und Leben zu schützen. Die Freiheit bleibt immer dieselbe; doch ihre Kämpfer wechseln. Ein neuer und mächtiger Vertheidiger war ihr erwachsen, eine Streitkraft, deren Namen man vorher nicht gekannt: das Volk; der Bürger und der Landmann von England. Diese waren es, welche unter ihren selbstgewählten Führern, stark durch ihre Ueberzeugung, einig in ihrem Vorhaben und darum unüberwindlich, dem König und den Baronen bei Naseby gegenüberstanden, wie die Letzteren einst dem König auf jenem Wiesengrund an der Themse. So bilden und entwickeln sich im Laufe der Jahrhunderte die Stände, so bekämpfen sie sich und so begründen sie, durch den Beweis ihrer Kraft, ihr Recht zu leben, ihre Existenz. Aus der Freiheit werden Privilegien, aus den alten Feinden Bundesgenossen. Die Freiheit aber bleibt dieselbe! Mit der Mission betraut, Civilisation und Bildung, Cultur und Sitte weiter und weiter zu tragen in immer ausgedehntere Kreise, erzieht sie sich ihre neuen Armeen, Führer und Gemeinen, im Stillen; und siehe da! das Morgenroth eines Junitages sieht sie gerüstet und gewappnet dastehen, fertig zur Schlacht und zum Siege. Auch sie, die da fest stehen wie die Mauern, diese ehrfurchtgebietende

Masse, die sich im Widerstand gegen die königliche Partei das Volk von England nennt: auch sie werden, indem die Jahrhunderte dahin rollen, wie die Wellen im Fluß, auseinanderfallen, sich befehden; neue Namen werden genannt, neue Rechte gefordert und gewährt werden. Hunderttausende werden sich erheben aus den Werkstätten und Sammelplätzen des Elends, um die Anerkennung zu verlangen, daß sie Menschen sind und Anspruch haben auf die Rechte der Menschen. Denn die Freiheit ist nicht eine aristokratische Göttin, gleich ihren Schwestern vom Olymp, welche, hoch über den Wolken wohnend, nur mit den Königsgeschlechtern der Erde vertrauten Umgangs pflegen; sie schreitet herab von Stufe zu Stufe, von Schicht zu Schicht, bis sie Licht und Segen verbreitend die unterste erreicht und dem Letzten der Sterblichen ins Ohr geflüstert hat: auch Du bist ein Mensch!

Die Schlacht von Naseby war der Tag der Entscheidung in dem englischen Bürgerkrieg. Am Abend jenes Tages gab es kein Royalistenheer mehr in England, sondern nur noch versprengte Haufen; keinen König, sondern nur noch einen Flüchtling, der die Krone verloren hatte und das Leben zu retten suchte. Tausende von Leichen bedeckten das Schlachtfeld; noch heute grünt der Rasen üppiger über gewissen Hügeln, welche dort auf dem Hochplateau die Stellen verewigen, wo Cromwell's Eisenseiten blutige Saat gesäet an jenem Sommertag des Jahres '45. Nach allen Richtungen waren die Schaaren der Ueberlebenden auseinandergestoben; hier und dort hatten kleine Trupps sich in die Festungen des Südens und Südwestens geworfen, welche sie hielten, bis sie sich, jeder Hoffnung des Entsatzes bar, auf Gnade und Ungnade ergaben, oder über die Hoffnung hinaus getreu, der Uebermacht der stürmenden Parlamentssoldaten erlagen. Bristol, die zweite Stadt im Reiche dazumal nach London, ein Hafen und ein Handelsplatz von großer Bedeutung, von Prinz Ruprecht vier Monate lang vertheidigt, war zuletzt gefallen: damit war das Spiel zu Ende. Prinz Ruprecht und sein Bruder Moritz wanderten aus dem Lande, in welchem sie ihren König und Oheim eine Beute des ungewissen Schicksals zurücklassen mußten, und begaben sich nach dem Continent, wo sie den Prinzen von Wales und die Königin fanden, Flüchtlinge, wie sie selber. Oxford, die letzte königliche Residenz, ward mit leichter Mühe genommen und von allen Kennzeichen seiner ehemaligen Bewohner gesäubert, die theils auf den Schlachtfeldern die Schuld ihres Leichtsinns und ihrer Treue gezahlt hatten, theils ins Exil gegangen waren. Längst verhallt waren jene Klänge voll Lebenslust und Loyalität, angestimmt noch so dicht vor dem Grabe; nicht mehr mit bunten Helmfedern spielte der Wind, noch rauschten die Schleppen der Damen über den steinernen Estrich der Halle oder den sammetnen Rasen der Gärten. Verstummt war das laute Lachen, der fröhliche Scherz, der Klang der Saiten und der Becher. Der Ernst war wieder eingezogen in diese ernsten Gebäude. Die königlichen Fahnen waren überall gesenkt und ganz England gehörte nun dem Parlamente, dem Volke.

All' jene Damen, oder wenigstens die meisten von ihnen, welche wir am Schluß unsres vorhergehenden Buches und am Vorabend der Schlacht so schön und graziös an dem Arm ihrer Cavaliere zu Market Harborough dahinschweben sahen, waren in die Hände der Sieger gefallen; unter ihnen auch Lady Dysart. Sie ward vor Cromwell geführt. Die reizende Dame verlor den Muth und die Geistesgegenwart auch nach der Niederlage nicht; noch vergaß sie von dem Zauber ihrer Augen den geeigneten Gebrauch zu machen. Zum ersten Male stand sie da dem Gewaltigen gegenüber, von welchem sie bisher nur in den Spottreden ihrer Freunde gehört hatte. Vor dem Anblick dieses Mannes, welcher außer dem Schicksal des Königreichs auch das Ihrer Herrlichkeit, der Frau Gräfin, in seiner Macht hatte, wandelte sie plötzlich eine seltsame Regung an, ein eigenthümliches Verlangen. Er war der Sieger; das war keine Frage. Wie, wenn sie die siegreiche Kraft ihrer Schönheit, ihres Geistes und ihrer Unterhaltung an ihm versuchte? Wir haben keine zuverlässigen Nachrichten über das erste Zusammentreffen der Gräfin und Cromwell's. Doch ist so viel gewiß, daß der General ihr gestattete, nach London zu gehen und dort ungestörten Besitz von ihrem Palais Ham-House an der Themse bei Kingston zu nehmen, jener stattlichen Residenz der Tollemache-Familie, welche Karl I. ihr geschenkt und welche sie seit dem Kriege so gut wie verloren gab und nicht mehr betreten hatte. Wenn so viel gewiß, so war es mindestens nicht unwahrscheinlich, daß der holden und unwiderstehlichen Fürsprache der Gräfin auch der Herzog von Buckingham eine bedeutende Verbesserung seiner Lage zu verdanken hatte. Nebst seinem jüngern Bruder bei der Uebergabe von Oxford zu Gefangenen gemacht, hatte man Beide auf Ehrenwort frei gegeben. Unter der Verpflichtung, nicht mehr gegen die Parlamentsarmee zu kämpfen, war ihnen die Erlaubniß geworden, nach London zurückzukehren, ja, das Parlament hatte sie wieder in den größten Theil ihrer Besitzthümer eingesetzt und den Palast ihres Vaters, das weltberühmte York-Haus am Strand, ihnen als Stadtresidenz zur Verfügung gestellt. Die beiden Jünglinge machten den besten Gebrauch von der ihnen gewordenen Erlaubniß, tranken und zechten und versammelten heimlich lustige Gesellschaft in York-Haus und die einzigen Spuren ihrer öffentlichen Thätigkeit bestanden in den Strafen, die sie für Entweihung des Sabbaths zu zahlen hatten, wenn sie am Vorabend dieses durch Parlamentsbefehl streng geheiligten Tages nach Mitternacht noch Lärm machten in den Kneipen, die sie mit ihrer Gegenwart zu beehren pflegten, oder am Sonntag selbst, während des Gottesdienstes, ihre Kutschen über die Straßen rasseln ließen.

Compromittirender für den König und die Interessen des Königthums, als die schöne Kriegsbeute, von der wir gesprochen, war der Umstand, daß auch die geheime Correspondenz Karl's I. und seiner Gemahlin Henriette Marie in die Hände des Feindes gerieth. Da las man in ganz England den Brief, welchen Sir Harry Slingsby einst auf der Brust und mit Gefahr seines Lebens durch die Reihen der Auf-

ständischen in das Lager der Royalisten getragen; jenen Brief, von welchem Doctor Hewitt gesagt, daß er dem König die Krone kosten werde. Von einer Tribüne herab, vor Guildhall in London, ward der Inhalt desselben bekannt gemacht, und das Volk verwünschte den Treulosen, welcher sich nicht gescheut, um seinen wankenden Thron zu stützen, Verrath am Vaterland zu üben, den Fremden und den Feind auf Englands Boden zu rufen; der Brief wurde, zusammen mit anderen gleich verbrecherischen Documenten, gedruckt, und in die entfernteste Hütte drang nun die Kunde, daß der König auch mit dem Papst durch einen nach Irland gesandten Nuntius desselben in Unterhandlung gewesen war und einen Vertrag abzuschließen im Begriff gestanden hatte, kraft dessen er für den Beistand von Rom ihm die Protestanten von Irland zu verkaufen und die von England in den zartesten Punkten ihres Gewissens Preis zu geben sich bereit erklärte.

Während diese Dinge bekannt wurden, die zu seinem Sturz und Ende so viel beitrugen, irrte der König von Stadt zu Stadt, von Schloß zu Schloß, bis er zuletzt, kurz vor der Uebergabe von Oxford, zur Nachtzeit und in Verkleidung entwich, um sich zur Verwunderung aller Welt den Schotten auszuliefern. Es ist möglich, daß die Irrthümer, sagen die Einen; die Intriguen, sagen die Andern, des französischen Gesandten ihn zu diesem verhängnißvollen Schritt veranlaßten. Wahrscheinlich ist es, daß seine eigene Berechnung ihn irre leitete. Zwischen den Schotten und den Engländern waren Mißhelligkeiten ausgebrochen. Karl glaubte vielleicht, diese zu seinem eigenen Nutzen auszubeuten und an der Spitze der Schotten gegen die Engländer marschiren zu können. Allein um den königlichen Preis einten sich die beiden Armeen, die beide den Covenant genommen hatten, noch einmal. Die Schotten lieferten den König den Engländern aus, erhielten den rückständigen Sold, dessentwegen zumeist die Streitigkeiten zwischen Ersteren und Letzteren entstanden waren, und zogen dann in ihre Heimat über die Grenze zurück. Der König war nun in den Händen des Parlaments und saß, von einer Commission desselben bewacht, und wiewol mit allen Zeichen äußerster Achtung behandelt, doch nicht besser als ein Gefangener auf dem Schlosse von Holmby.

Das Parlament war zu dieser Zeit der Herr von England und in dem Parlament, für eine Weile noch, die presbyterianische Partei. Sie feierte die Tage ihres Sieges (die, wie man weiß, für jede Partei gezählt sind), und sie feierte dieselben weder mit Mäßigung gegen die Besiegten, noch mit Vorsicht gegen die andere Partei, die schon hinter ihr stand, um ihren Tag zu erwarten. Mit der äußersten Unduldsamkeit gegen jede von der ihrigen abweichende religiöse Meinung verfolgten sie ihren Plan, die schottische Kirchenverfassung in England einzuführen und eine Religions- und Cultusuniformität auf diese Weise zwischen beiden Nachbarländern herzustellen. Sie erklärten ihre Religion für die Staatsreligion, proscribirten die frühere, und zeigten durch diesen doppelten Irrthum, daß die Zukunft eine neue Idee von ihnen nicht zu er-

warten habe. Ein Rath von Theologen tagte in London und sandte Commissionen in die Grafschaften, um abzusetzen, zu strafen und zu zerstören. Es schien ihnen ein gottgefälliges Werk, die schönen Kathedralen von England ihres kostbaren Stein- und Bilderschmucks zu berauben; ihre Hämmer waren es, welche den aus den besten Zeiten der mittelalterlichen englischen Kunst stammenden Skulpturen die Köpfe abschlugen und die Nasen zerklopften; sie vernichteten die Altartafeln, rissen die Mosaikplatten aus dem Boden und zertrümmerten die herrlichen Glasmalereien in den hohen Chorfenstern. Man hat diese Gräuel, welche noch heute in gar manchen englischen Münstern das Auge des Besuchers überraschen und sein Herz mit Bedauern erfüllen, vielfach den Soldaten Cromwell's zugeschrieben. Doch Nichts kann ungerechter sein: die Presbyterianer waren es, welche die kurze Dauer ihrer Herrschaft durch diese und ähnliche Thaten inaugurirten, — Thaten, zu denen mehr Rohheit als Muth gehörte. Das englische Gebetbuch, ehrwürdig durch die Sprache des sechzehnten Jahrhunderts, die es redete und zahllosen Anhängern der unterliegenden Sache theuer durch langen Gebrauch und längere Erinnerung, ward unterdrückt und durch ein neues ersetzt, das sogenannte „Directorium für den öffentlichen Cultus". Bis in den Schooß der Familien verfolgte man die alte Liturgie, und bestrafte sogar Denjenigen, der in seinem Kämmerlein still daraus betete. Man verlangte von den Geistlichen ohne Unterschied, daß sie den Covenant unterschreiben sollten, und verjagte Diejenigen aus ihren Pfarren und Pfründen, welche sich weigerten, Solches zu thun. Mehr als zweitausend Diener des Herrn wurden durch dieses Verfahren haus-, heimat- und brodlos. Eine Partei, welche zu solchen Mitteln greifen muß, oder nur glaubt, dazu greifen zu müssen, verdient es, daß ihr die folgende auf den Kopf trete. Der Absolutist, welcher sich einfach zur Tyrannei bekennt, ist eine schlimme Plage; doch wie viel schlimmer ist der Revolutionär, der im Namen der Freiheit zum Despoten wird! Er ist ein Heuchler und befleckt den heiligen Namen, den er im Munde führt.

Es ist trotz all' dieser Maßregeln der Gewalt und Härte den Presbyterianern niemals ganz gelungen, die von ihnen decretirte „Staatskirche" vollständig durchzusetzen; die Zeit, die man ihnen ungestört gönnte, war zu kurz. Allein Schaden und Unheil haben sie dennoch genug gestiftet, und nicht am wenigsten hatten unsere Freunde von Childerley davon zu leiden. Zwar lag dieses kleine Dorf außerhalb des Rayons, in welchem die Comités der londoner „Versammlung von Theologen" (so war ihr officieller Titel) vorzüglich thätig waren, indem sie ihre Bemühungen zunächst mehr auf die großen Städte, auf London selbst, die benachbarten und einige nördliche Grafschaften richteten. Doch hatte der Knight von Childerley einen Widersacher in London, der, wenn er selbst nicht mächtig war, doch die Macht der herrschenden Partei für seine Zwecke zu benutzen verstand: kein Anderer, als Zedekiah Pickerling, der Fromme und Gerechte, welcher, wie wir in einem frühern Kapitel gesehen, von einem Cromwell'schen Obristen aus seiner Mühle vertrieben

und durch einen von des Schloßherrn Dienstmannen ersetzt worden war. Der beneidenswerthe Martin Bumpus, der nicht nur eine Mühle, sondern auch zu gleicher Zeit eine Frau bekommen hatte! Denn, wie man zu sagen pflegt, wenn das Glück im Anzug ist, so tröpfelt es nicht, sondern es regnet; und wenn der Himmel einstürzt, so kommt immer eine Lerche davon, zuweilen auch, wie das Beispiel zeigt, ein Paar. Alles Das hatte den Zorn des gewesenen Müllers doppelt gereizt: seine Mühle und Hannah, weiland Greenhorn, seine Flamme! Der Unwille, welcher zuweilen, wie der Dichter sagt, „den Vers macht", inspirirte auch den Müller, so daß die Bibelverse wundersam von seinen Lippen flossen; und seine Frömmigkeit, verbunden mit seinen Angebereien bahnten ihm den Weg zu der großen Synode von London, welche demgemäß einem von ihr kürzlich nach Cambridge entsandten Comité den Auftrag zukommen ließ, den Pfarrer von Childerley „conform" zu machen. Es ist nicht nöthig, zu erklären, was dieses Wort „conform machen" zu bedeuten hat: es ist das Wort aller engherzigen und kurzsichtigen Gewalthaber. Die Ueberzeugung auf das Procrustesbett spannen, das Gewissen nach dem Zollstock in Ordnung setzen und eine traurige Einheit schaffen, welche das vielgestaltige Leben bald in eine Wüste, eine Einöde verwandeln würde. Das war der erste Trumpf, welchen Meister Zedekiah gegen seinen ehemaligen Herrn ausspielte; der Anfang nur, wie er sich dachte, doch ein solcher, der den alten Cavalier an seiner empfindlichsten Stelle treffen und ihm zugleich zeigen würde, mit was für einem Gegner er fortan zu thun habe.

Nicht gänzlich unerwartet kam die Nachricht dem ehrwürdigen Doctor Hewitt; ja nicht einmal unerwünscht. Es verlangte diesen gottesfürchtigen Mann, Zeugniß abzulegen für die leidende Kirche; zugleich war noch ein anderer Gedanke, der ihn lebhaft beschäftigte. Sein freies und klares Auge überblickte den gegenwärtigen Stand der öffentlichen Angelegenheiten. Er sagte sich, daß der König in den Händen des Parlaments, d. h. wie die Sachen jetzt lagen, der presbyterianischen Partei, nicht besser sei, als ein Werkzeug, dessen sie sich zur Erreichung ihrer selbstsüchtigen Absichten bedienen würden. Man behandelte ihn mit aller äußerlichen Achtung, doch man war hartnäckig darin, ihm die geringste Concession zu verweigern, welche der Seele des unglücklichen Monarchen größern Trost bereitet haben würde, denn all' dieser inhaltslose Schein königlichen Prunkes. Flehentlich bat er um die geistliche Hülfe seiner Caplane; doch man untersagte denselben den Zutritt zu dem königlichen Gefangenen und sandte ihm statt derer puritanische Prediger, die mit ihm disputirten und ihn zu dem „göttlichen Recht des Presbyteriums" bekehren wollten. Man nannte ihn „den gottlosen Fürsten, der den Covenant Christi zurückgewiesen"; doch man hielt ihn fest in den Händen, um sich vermöge des Restes der Autorität, die ihm noch geblieben, der Armee zu entledigen und dann, um den Preis der religiösen Knechtung Englands, den Frieden mit ihm zu schließen. Ein solcher Frieden, sagte Doctor Hewitt, würde gefährlicher sein, als

der Krieg; er würde den Stillstand des religiösen Lebens, den Tod bedeuten, und an die Stelle der Kirche die Secte setzen. Das Parlament fürchtete die Armee; und ihrerseits war die Armee voll eines bittern und tiefen Grolles gegen das Parlament, welches sie um die Früchte ihrer mit dem Blut der Edelsten erkämpften Siege betrügen und statt Duldung und Gewissensfreiheit den ärgsten Seelenzwang proclamiren wollte. Dieser oder kein anderer, sagte sich Doctor Hewitt, sei der Augenblick zum Handeln und der gegebene Moment, um das Interesse des Königthums an das der Armee zu binden, und die von ihm sehnlichst schon lange herbeigewünschte Begegnung Karl's I. mit Cromwell zu bewirken. Er wußte nicht wie, aber er glaubte, daß sein Erscheinen vor jener presbyterianischen Inquisition, welche sich das Recht anmaßte, das nur Gott, dem höchsten Richter, allein zusteht: über die Seelen zu richten — er glaubte, daß sein Erscheinen vor diesem Gerichtshof auf irgend eine Weise zu der Annäherung beitragen könnte, von der er sich Alles versprach. Es erfüllte ihn daher mit Hoffnung und Freude weit mehr, denn mit irgend einem andern Gefühl, als er eines Tages den Befehl erhielt, zu erscheinen vor dem „Comité, beauftragt in jeder Provinz die Führung und Lehre der Geistlichen im Amte zu prüfen." Ein Umstand, geeignet seine freudige Zuversicht zu erhöhen, war die Nachricht, die er soeben empfangen: daß Frank Herbert mit seiner Schwadron in Cambridge sei. Die ganze Armee lagerte auf einer Haide, dicht bei Cambridge; und wenn Cromwell selbst nicht in dieser Stadt war, so konnte er doch von dort aus leicht erreicht werden.

Es war ein sonniger Nachmittag im Frühling, als dem Pfarrer von Childerley die genannte Vorladung zukam. Die Stimmung in der Natur entsprach so sehr der Stimmung seiner Seele. Das erste Grün war hingehaucht über das Thal. Die Zweige knospten und sproßten und blühten — welch' ein Segen, daß die Bäume, zumal die Obstbäume, sich mit diesem bunten, duftigen Schmuck, diesem Silber und Roth bedecken fast gleichzeitig mit den Blättern — als wollten sie es für eine Weile vergessen machen, daß auch sie nicht allein für die Schönheit und den Genuß, sondern für die Arbeit erschaffen seien. Ein süßes Arom war in der Luft von frischem Grün und frischen Blumen — man athmete das Leben; man sah, man hörte, man empfand das Erwachen und den Frühling überall.

Der Pfarrer begab sich nach dem Empfang jener Nachricht sogleich auf den Weg, um seinen Freunden im Schloß Mittheilung davon zu machen und für einige Tage sich von ihnen zu verabschieden.

Es war um dieselbe Stunde, daß unter einem Lindenbaum im Park von Childerley die beiden Mädchen saßen: Olivia, des Schloßherrn Tochter, und Manuella, die Fremde. Der Schatten des zitternden Laubes bedeckte sie, sonst war überall Sonne. Denn es war ein goldener Nachmittag und warm — beinahe zu warm für diese frühe Jahreszeit. Freundlich vor ihrem Blick ausgebreitet lag das schöne Fluß- und Wiesenland. Olivia schaute träumerisch hinaus in das Weite, den Sonnenglanz, als

ob sie von daher Etwas erwarte. Manuella hatte ihr großes, dunkles schwermüthiges Auge gesenkt. Sie hielt ein kleines, zierliches, in Purpur mit Gold gebundenes Büchlein in der Hand. Es war das Buch, welches einst Olivia von Frank Herbert zur Erinnerung erhalten: „Die Gedichte Miltons". Olivia erinnerte sich des ritterlichen Mannes, indem sie träumte; den Weg hinausblickte, den er einst gezogen — träumte und hoffte und immerfort heimlich wünschte, daß er einmal wiederkehren möge. Sie war noch so jung. Junge Mädchen haben Zeit, gleich der verzauberten Schönheit im dornumwachsenen Schloß, auf die Ankunft ihres Prinzen zu warten. Manuella's Blick war auf etwas Bestimmtes gerichtet: sie las Milton's Sonett „An die Nachtigall" — jene lieblichen Strophen, die für diese Frühlingsstunde gesungen schienen, die gleichsam Alles in Musik gesetzt hatten, was sie hier wirklich umgab — das sanfte Grün, die Blüthen, den Duft, den Gesang der Vögel —

„O Nachtigall, die dort auf blumigem Reis
Am Abend schlägt, wenn still die Wälder schon:
Das Herz der Liebenden erfüllt Dein Ton
Mit Hoffnung, Du Verkünderin des Mai's.

Dein perlender Gesang, zuschließend leis
Des Tages Aug' —"

Manuella sah auf. Schon war ein rosiger Hauch in der Färbung der Luft und des Himmels. Die Sonne selber strahlte weniger, als daß sie mit jenem farbigen Licht die Gegenstände verklärte, die sie berührte. Ganz in rothen Schimmer getaucht war auch das Buch in ihrer Hand, das Blatt und das Wort des Dichters:

„ — verkündet süßen Lohn
Der Liebe, kommt des Kukuks schaaler Hohn
Ihm nicht zuvor. O, wenn der Liebe Preis

In Deinem Liede wirkt: eh' mich verräth
Des Hasses rauher Vogel, sing für mich,
Du, die von Jahr zu Jahre sangst zu spät

Für meinen Trost, und grundlos sicherlich!
Ob Lieb', ob Dichtung Dich zu singen läd't:
Sing, Nachtigall — denn Beiden dien' auch ich!"

„Manuella", brach Olivia das Schweigen, welches unter zwei jungen Seelen oft so viel sagt — „es war ein Nachmittag wie dieser!"

Manuella blickte auf und sah die Freundin mit einem langen, traurigen Blick voll Dankbarkeit an. Alles schuldete sie der Hand und dem Herzen dieses holdseligen Mädchens, welches träumerisch dasaß, von einzelnen durch die Baumwipfel herabfallenden Lichtern berührt, welche in ihrem blonden Haar wie Sterne funkelten. Mehr als das Leben: die Rückkehr zu sich selber, einen vertrauensvollen Blick in die Zukunft. Olivia hatte am Lager der Kranken gewacht, bis sie genesen, und dann durch inständige Bitten den Vater bewogen, dem fremden Eindringling, den der Ritter nicht mit den freundlichsten Blicken ansah, ein Asyl zu gewähren. Sie hatte jede Frage des Vaters nach der Vergangenheit und Herkunft Manuella's zu beschwichtigen gewußt und wiewol sehr

gegen den Willen desselben war das Mädchen ohne Namen ein Gast in Childerley-House geworden seit dem unglücklichen Vorfall, welcher sie dahin zurückgeführt. Nun aber hatte der wackere Knight, wie wir wissen, einen viel zu hohen Begriff von der Gastfreundschaft, um sie, nachdem er sie einmal gern oder ungern eingeräumt, durch irgend ein Wort oder eine Handlung zu verletzen. Manuella, vom Knight nur geduldet, fühlte sich wahrhaft zu Haus in Olivia's Nähe; selten sah man fortan das eine Mädchen ohne das andere, und die Fremde schien äußerlich wol geborgen und aufgehoben.

Dem modernen Leser, welcher weiß, daß Manuella ein Kind jenes Volkes war, das noch heut in Brauch und Sitte bis in das Kleinste sich ganz gesondert hält von allen Andersgläubigen, und das, wenn durch nichts weiter, so durch die Speisegesetze von jeder häuslichen und gesellschaftlichen Gemeinschaft mit jenen streng abgeschlossen ist: ihm wird es auffallen, daß Manuella sich ihrerseits so leicht zu einer Uebertretung jener Sitten, Gebräuche und Gesetze habe verstehen können, zumal wir wissen, wie tief und innig sie dem Glauben ihrer Väter anhing. Zur Erklärung dieses scheinbaren Widerspruchs sei hier gesagt, daß sie dem portugiesischen Zweig ihrer Glaubensgenossen angehörte, d. h. demjenigen Theil desselben, welcher seit Jahrhunderten die sonnigen Länder von Spanien und Portugal bewohnt, an den Höfen jener Reiche der höchsten Ehren genossen und allmählich gelernt hatte, sich als den Adel des jüdischen Volkes zu betrachten — einen Anspruch, welchen sie durch hohe Stellung, Reichthum, feine Bildung und Schönheit rechtfertigten. Der Verfasser dieses Romans kann es nicht positiv behaupten, doch er glaubt es, daß schon diese fortwährenden und intimen Beziehungen zu den höchsten und einflußreichsten Gesellschaftsclassen der Länder, in denen sie so lange wohnten, hingereicht haben würden, um die äußersten Härten jener Ceremonien zu mildern, welche in unseren Gegenden und zum Theil noch in unserer Zeit jede sociale Berührung zwischen dem Christen und dem Juden unmöglich machen. Mit historischer Gewißheit ist so viel zu behaupten, daß seit dem Ende des fünfzehnten Jahrhunderts, wo in Spanien, und seit der Mitte des sechzehnten, wo in Portugal die grausamsten und blutigsten Verfolgungen gegen die Juden begannen, viele von diesen der Inquisition und dem Scheiterhaufen, die sie bedrohten, dadurch zu entgehen suchten, daß sie sich äußerlich zum Christenthum bekannten, den Ceremonien, soweit man sie öffentlich controliren kann, entsagten und die Kirchen besuchten, innerlich aber und mit jener glühenden und leidenschaftlichen Liebe, die man für Das empfindet, was man uns mit Gewalt entreißen will, dem verfolgten Glauben anhingen, und in der That, wenn auch zum Schein Christen, doch im Geheimen Juden waren. Diejenigen Juden, welche zu stolz waren, um sich zu dieser Schein-Apostasie zu bekennen, wurden aus Spanien unter Torquemada vertrieben. Doch auch die geheimen Juden, die sogenannten Maranen, entschlossen sich mit schwerem Herzen, als die Barbareien der alleinseligmachenden Kirche sich häuften und immer unerträglicher wurden, ihre

schöne Heimat an den Gestaden des Mittelländischen Meeres zu verlassen, um in fremden Ländern, und namentlich im protestantischen Norden, in Holland und Hamburg (England war ihnen verschlossen) das Gastrecht anzurufen. In Holland ward ihnen ein herzliches Willkommen zu Theil — denn Holland war ja damals und ist es seitdem immer geblieben, ein freies und ein tolerantes Land; aber jenes Schein-Christenthum haftete ihnen doch noch lange an. Viele von ihnen, im Katholicismus geboren, getauft und erzogen, kehrten erst in ihrem hohen Alter zu dem Glauben zurück, den sie heimlich in ihrem Herzen trugen, und erlernten so spät noch die Sprache, darinnen ihre heiligen Schriften und Gebete verfaßt sind. Es war daher immer etwas Fremdes in ihnen, was sie von den deutschen und polnischen Glaubensbrüdern unterschied; so sehr, daß diese sie nicht als rechte Juden gelten lassen wollten und ihre Geschichtsschreiber Jene bald als Halbjuden, bald als Halbkatholiken charakterisiren. Sogar die Gemeinde von Amsterdam, die größte, die blühendste, die freieste, was Duldung von Seiten des Staates anbelangt, hatte bis weit über die Mitte des Jahrhunderts einen katholisirenden Zug, welcher sich anfangs nur darin äußerte, daß man den „Chachams“ (Rabbinern) gleich den Priestern und Beichtvätern die Kraft der Sündenvergebung zuschrieb, später aber einen weit gefährlichern Charakter annahm und sich lange noch in jener inquisitorischen Gewalt verhielt, von dem Rabbinatscollegium mit kaum weniger Härte gehandhabt, als einst von der heiligen Hermandad, vor der sie geflohen waren. In Hamburg, wo man nicht so tolerant als in Amsterdam gegen die Ankömmlinge aus dem Süden war, behandelte der Senat sie geradezu von Amtswegen eine Zeit lang als Christen, selbst nachdem sie ihre Masken schon hatten fallen lassen; und noch in einem Edict aus dem ersten Drittel des achtzehnten Jahrhunderts (1723) finden sie sich in Frankreich bezeichnet als „die Juden, bekannt und eingesessen in unserm Königreich unter dem Titel — Portugiesen oder neue Christen.“

Daß die Tochter eines der reichsten und vornehmsten Häuser, welches durch all' diese Verfolgungen, Wandlungen und Wanderungen gegangen, der stricten Befolgung der durch das jüdische Gesetz vorgeschriebenen Formalien leichter entsagen konnte, als es einer andern ihrer Glaubensschwestern vielleicht möglich gewesen, wird jetzt dem Leser verständlich sein. That sie doch nur unter dem Zwang der fremden Umgebung, in die das Schicksal sie geworfen, was Tausende von ihrem Volke unter ähnlichen Umständen vor ihr gethan hatten, weil sie nicht anders konnten.

Auch die fremde Sprache verstand sie nun ganz gut. Das Erste, was sie für den eigenthümlichen Genius dieser Sprache gewann, waren die Verse Milton's. Olivia hielt das Buch des Entfernten sehr hoch; aber sie las wenig darin. Poesievoll zu sein in ihrem Wesen und in dem Eindruck, den sie machte, schien die Bestimmung dieses hold erblühten, blonden Mädchens: Poesie zu leben und zu geben, nicht zu lesen. Viel mächtiger angezogen durch die Klänge unsichtbarer Welten, die aus der

Dichtung zu uns sprechen, fühlte sich dagegen Manuella. Das Erste, was sie vollständig begriff in diesem neuen Lande, noch vor dem Gespräch der Andern, war die Sprache seines Dichters. Sie hatte sich so tief in sie hineingelebt, daß sie darin dachte, sich darin äußerte, wenn sie reden mußte. Das Neue, das Fremde, das Unbekannte, welches auf sie stets einen überwältigenden Reiz ausgeübt hatte, verkörperte sich ihr nun gleichsam in dieser Sprache, die für sie den Wohllaut der Dichtung athmete, den Zauber der geheimnißvollen Ferne barg.

„Du weißt, Olivia", gab sie der Freundin zur Antwort, „daß ich mich jener Zeit nur wie eines sehr bangen und sehr dumpfen Traumes entsinnen kann. Ein lichter Zwischenraum war darin: mir war, als ob zwei Augen über mir schwebten, und hoch darüber war das Grün des Waldes, das Blau des Himmels. Mir war damals, als ob die Ewigkeit mich aufgenommen, als ob ich schon jenseits des Todes sei. Doch dann sank der schwarze Schleier wieder schwer auf mich herab; und als ich erwachte, da standest Du neben meinem Bett — Du, der Engel meines Lebens, Olivia!"

Sie führte die Hand der Freundin an die Lippen, unterthänig, wie eine Sklavin, und drückte, zaghaft aber innig, einen Kuß darauf.

„Du hast gar keine Erinnerung mehr an ihn? Du kannst Dir ihn nicht vorstellen?" fragte diese weiter.

„Wie sollte ich? — Er ist der Retter meines Lebens; das ist genug für mich. Du und er sind in meinen Gedanken immer zusammen."

Olivia erröthete. Doch Manuella fuhr fort: „Ich kann mir kein Bild von ihm machen. Wenn ich an ihn denke, so weiß ich, daß ich an etwas sehr Edles und sehr Schönes denke. Ich sehe ihn immer an Deiner Seite; doch das Bild zerfließt, wenn ich den Blick darauf richte. Nichts von ihm ist mir geblieben, als jene Schärpe, die er trug und mit der er mein Blut stillte. Das ist Alles. Oft wünsche ich, daß ich ihn niemals sähe, denn mit dem Unbekannten kann ich mich immer beschäftigen. Mußt Du mich nicht für sehr undankbar halten, Olivia?"

„Nur für furchtsam."

„Und wenn ich's wäre, hätte ich nicht jeden Grund dazu? Das Unglück macht mißtrauisch."

„Manuella", rief Olivia, „Du weißt, daß ich Dich liebe wie meine Schwester. Du bist wie eine Tochter hier im Hause."

„In Deinem Herzen hat die Heimatlose eine Heimat gefunden. Du schirmst mich, Du beschützest mich mit Deiner Liebe. Du kennst meine Vergangenheit und entschuldigst Alles. Du hast kein Vorurtheil gegen die Pilgerin, die mit doppeltem Makel behaftet, wund und müde hier zusammensank. Du hast sie aufgerichtet, die geknickte Blüthe von Juda's Stamm . . . ."

Olivia sah sich beklommen um. „Still, still davon", flüsterte sie, „daß man uns nicht hört!"

„Begreifst Du nun", sprach Manuella schmerzlich, „was an meinem Herzen nagt? Du hast mich oft um den Herzog von Buckingham befragt. O Gott, wie war es unbesonnen von mir, meine Ehre diesen Händen anzuvertrauen! Ich bereue nicht, daß ich das Vaterhaus verlassen habe. Nein, ich bereu' es nicht, auch jetzt, auch heut noch nicht, wo ich mich so endlos elend fühle. Wenn ich daran denke, daß ich ohne diesen Entschluß und ohne diese That an einen Mann gefesselt wäre, den ich nicht liebe — gefesselt für ewig! — vielleicht sterbe ich hier auf dem fremden Boden, gehe zu Grunde, das Grab schließt sich über meinem gebrochenen Herzen. Aber das Herz war frei! Wenn ich heut noch einmal zu wählen hätte: hier das Leben der Entehrten, die sich dem Manne giebt, den sie nicht liebt, niemals lieben wird — dort der wild empörte Ocean, der Sturm und der Untergang . . . ich würde nicht anders wählen! Ich stürzte mich abermals hinein. Rein ist meine Seele, wie meine Hand. Dieses Gefühl sollte mich befestigen. Doch es genügt nicht, tugendhaft zu sein; man soll es auch scheinen. Und der Schein ist gegen mich; die Menschen urtheilen böse von mir. Man glaubt, daß ich den Herzog liebe; diese Meinung ist genug für mich, um ihn zu hassen, den Niedrigen, der mein Unglück gern mißbraucht hätte, wie mein Vertrauen. Man wird in meinem Heimatlande von mir denken, wie von einer Gefallenen. Du hast mir oft zugeredet, mich an die Meinen zu wenden. Aber ich bin zu stolz, Olivia; und mein Vater ist zu stolz! Er hat mich sehr geliebt und selbst der Zwang, den er ausübte, mich dem ungeliebten Mann zu verbinden, entsprang der Liebe, nur um mich vornehm zu machen, reich, glücklich, wie er wähnte. Ich hatte einen Freund; den Sohn eines großen und berühmten Rabbi zu Amsterdam. Sein Vater ist mein Lehrer gewesen und meine glücklichsten Stunden habe ich in dem Hause dieses ehrwürdigen Mannes zugebracht, dessen Name Menasse ben Israel. Die Weisen und die Gelehrten, die Staatsmänner, die Dichter und die Maler verkehrten in diesem Hause; es war das Paradies meiner Kindheit. Er war, gleich meinem Vater, aus Portugal eingewandert, als man dort die Bekenner unsres Glaubens hart und grausam verfolgte. Sie waren von Jugend auf bekannt mit einander und befreundet; mein Vater widmete sich dem Handel, den Geldgeschäften und ward ein sehr reicher Mann; Menasse dagegen wählte den stilleren Weg der Wissenschaft und ward ein Lehrer von Gottes Wort. Er war darum von nicht weniger edler Herkunft; und seine Gattin Rahel war sogar aus dem königlichen Geschlechte Davids, eine Tochter der altadeligen Abravanels. Mit den Kindern dieser Beiden wuchs ich auf. Gracia war meine Gespielin. Joseph war mein Beschützer in allen Schwierigkeiten des Unterrichts; aber zu Samuel fühlte sich mein Herz hingezogen. Ich glaube — Du wirst, — Olivia, diese reine und uneigennützige Empfindung eines Knabenherzens nicht verachten! — er liebte mich! Mein Vater bemerkte diese Neigung früher, als ich sie bemerken konnte. Sie war ihm zuwider. Denn siehe! — Rabbi Menasse, wiewol ein großer Gelehrter und ein verehrter Mann in der Gemeinde, war

doch so arm! Kümmerlich sah es in seiner Wohnung aus; es war kein Palast, gleich dem unsern, wo der Marmor und das Gold schimmerte, und wo — liebe Freundin, ich sage Das nicht, um zu prahlen! — das Deckgewölbe eines der Säle ganz mit Ducaten ausgelegt war! Ach! — die Decke von Menasse ben Israel's Zimmer war von Rauch geschwärzt — da brannte seine Studirlampe bis tief in die Nächte hinein, denn er mußte mühsam arbeiten, um seine Familie zu nähren. Da waren keine smyrnischen Teppiche, wie sie bei uns selbst in den Schlafgemächern noch lagen; keine Girandolen brannten da, kein wohlriechendes Holz in dem Kamin — keine Spiegel aus Venedig, Nichts von den Kostbarkeiten der Welt — keine damaskische Seide, kein Sammet an den Fenstern oder auf den Polstern. Da war Alles hart, für den Ernst des Lebens berechnet, nicht für dessen Genuß: und doch waren die Leute so heiter, so froh, so zufrieden! Und weit mehr zog diese Dürftigkeit mich, dieses Ringen um des Lebens nothwendigste Güter an, als aller Ueberfluß in meines Vaters Hause. Doch mein Vater hielt Reichthum und Luxus für unerläßlich zum Glücke. Wiewol ein Jugendfreund des Rabbi, und fortwährend in gutem Einvernehmen mit ihm, hatte er doch nur eine geringe Meinung von dessen großem Ruhme. Er berechnete ihn nach holländischen Gulden. „Man kann nicht davon leben!" rief er oftmals aus. Da hielt der Sohn eines der reichsten und vornehmsten von allen Amsterdamer adligen Häusern, Miguel de Rivas Altas, um meine Hand an. Sein Vater, Gabriel, ein Vorstand der Gemeinde, war gleichfalls aus Portugal eingewandert. Denn Du mußt wissen, daß wir, in unserm Volke, nur den portugiesischen Stamm desselben zum Adel rechnen — in ihnen allein ist das Blut der Könige von Israel rein erhalten, und ich selber würde mich niemals entschließen können, einen Andern von dem deutschen oder polnischen Zweig als meines Gleichen zu betrachten. Nun, unter dem Adel meines Volkes zählt der der Rivas Altas zu dem höchsten, und für sehr groß erachtete mein Vater die Ehre einer Verbindung mit diesem Hause. Doch war Miguel ein widerlicher Geck, den ich für mein Leben nicht leiden konnte. Ich sagte es meinem Vater. Dieser ward starr vor Staunen und Verdruß über meine Aeußerung. „Was!" rief er aus, „es soll wol der Herr Erbgroßstatthalter selber kommen!" — „Nein", erwiederte ich, „lieber Vater; der Herr Erbstatthalter ist ein Christ und einem Christen würde Deine Tochter niemals ihre Hand geben. Aber Der soll kommen, den ich liebe!" — „So, so ist's gemeint!" war meines Vaters Entgegnung; „vielleicht Samuel ben Israel, der Sohn eines Kinderlehrers?" . . . Damals zuerst und ganz plötzlich faßte mich die Ahnung, daß Samuel mich lieben könne! Doch die Kränkung mehr, als irgend ein anderes Gefühl, gab mir Worte. „Vater", sagte ich, „es ist . . . . verzeihe mir den Ausdruck! — es ist nicht edel von Dir, dem Manne seinen Stand vorzuwerfen, seinen Beruf, welcher der schönste, der segensreichste ist: die Bildung und Erziehung der Jugend!" — „Was weißt Du davon?" brauste mein Vater auf; „ist es nicht genug, daß wir den einen Fleck in der Familie haben?" . . . Er meinte

den Uriel Acosta, der, wie Du vielleicht gehört haben wirst, sich selber das Leben genommen hat."

Olivia hatte niemals Etwas davon gehört. Wie sollte sie auch? Sie, die Tochter eines englischen Knights und braven Anhängers der englischen Hochkirche! Zeitungen oder „Neuigkeitsbücher" (wie man sie nach ihrem Format nannte) gab es damals schon, es waren die Tage Cromwell's, fruchtbar an so vielen Neuerungen, in denen zuerst die Macht der Tagespresse erkannt und angewendet wurde. Da war der „Mercurius politicus" der Parlamentspartei, der „Mercurius aulicus" der Royalistenpartei (so lange, bis sie mit Schweigen geschlagen ward!) — „Die schottische Taube", „Die heimliche Eule" und noch eine ganze Menge mehr von Mercuren, Eulen, Tauben, Drachen, Bullenbeißern und Spionen — denn dies waren die Titel, mit welchen die Herausgeber ihre Blätter schmückten, am liebsten mit dem zuletzt genannten. Allein alle diese Blätter hatten immer so viel von Märschen, Belagerungen, Schlachten und Kanonaden im Großen zu berichten gehabt: daß der vereinsamte Pistolenschuß, welcher dem Leben eines unglücklichen Zweiflers ein Ende machte, eines Amsterdamer, mit seiner Gemeinde und seinem Glauben zerfallenen Juden, darin wol schwerlich ein besonderes Echo gefunden haben würde. Und selbst wenn es der Fall gewesen, so würde doch auf diesem Wege wenig zur Kenntniß Olivia's gelangt sein: denn ich glaube nicht, daß Olivia die „Neuigkeitsbücher" las. Doch interessirte sie Manuella's Erzählung auf's Aeußerste. „Ja, ja!" sagte sie — „fahre nur fort!"

„Mein Vater", erzählte Manuella weiter, „brach das Gespräch ab; doch er war nun entschlossen Er war nun überzeugt, daß Etwas geschehen müsse, den Widerstand seines Kindes zu brechen, so wie er auch überzeugt war, daß ich die Hand Miguel's de Rivas Altas ausgeschlagen habe, weil ich Samuel ben Israel liebte! . . . . Als ob das Mädchenherz nur aus Sebstsucht richtig empfinden könne; als ob es aus der Liebe den Muth schöpfen müßte, den Ungeliebten zurückzuweisen — diesen Muth, den ich die Sittlichkeit nenne! Wie falsch beurtheilen uns die Männer und wie gering kann selbst ein Vater denken, wenn es sich nur um die Tochter handelt! . . ."

„Täuschte sich Dein Vater wirklich?" forschte Olivia, die Freundin anblickend; „ich meine, so weit es Dein Verhältniß zu Samuel betrifft?"

„Ich hatte niemals gedacht", sagte Manuella sehr lebhaft, „daß Samuel mir etwas Anderes sein oder werden könne, als er bisher gewesen: mein Gespiele, mein Freund, mein Bruder. Es war die Zärtlichkeit einer Schwester, die ich für ihn empfand. Die Sanftmuth seines Wesens zog mich an; die Beständigkeit seines Wollens, das er nicht heftig verfolgte, sondern ruhig zu erreichen suchte, die schlichte Biederkeit seines Charakters, ein Zug der Gerechtigkeit in Allem. Er war in vielen Dingen das Gegentheil von mir. Ist es nöthig, daß ich mich Dir schildere? Du kennst mich, Du bist voll Nachsicht gegen mich. Das Unglück, welches auf mir lastet, hat das leicht Aufbrausende, das Her-

rische meiner Natur frühe schon gedämpft; ich weiß, daß ich hier nur geduldet bin. Die Folgen meines ersten unbedachten Schrittes haben mich nachdenklich gestimmt. Aber wenn jemals in der Heftigkeit meiner Seele sich eine Regung zeigte, die hart, ungerecht, unschön — wenn ich mich zu einem verletzenden Wort hinreißen ließ, so war es Samuel, der mich darauf aufmerksam machte. Es brauchte nicht einmal ein Unrecht gegen ihn zu sein: jedes Unrecht, dessen ich mich schuldig wußte, bedrückte mich in seiner Nähe. Ich bereute, ich nahm mir vor, es zu verbessern. Ich rang mit mir, heimlich — Thränen im Auge, die Zähne fest geschlossen, Flammen im Herzen. So ward ich milder, stiller, in mich gekehrter. Das war Samuel's Einfluß auf mich. Ich konnte vor ihm kein Geheimniß haben; laut oder leise machte mein Herz ihm jedes Geständniß und es gab keinen Menschen auf der Welt, an dessen Hochachtung mir so viel gelegen hätte, als an der seinigen. — Ist das Liebe? Sage mir, Olivia!"

Die Gefragte lächelte. „Wenn es nicht Liebe", sagte sie, „so war es gewiß nicht weit davon. Sie hätte daraus entstehen können."

„Meinst Du?" entgegnete Olivia, indem sie die Freundin schwermüthig ansah. „Wenn es so wäre, wie Du sagst: wie wenig entspräche dann die Liebe dem Ideal, welches ich mir davon gemacht. Kann die Liebe werden? O Gott! ich habe gemeint, die Liebe müßte sein — sie müßte das Herz ergreifen, so daß es nicht anders kann, als lieben!"

„Auch wenn es nicht lieben darf?" sagte Olivia sanft. Armes Kind! — sie hatte ja nun oft genug nachgedacht, ob das die Liebe sei, welche das unsichtbare Band zwischen ihr und dem Entfernten webte, dem Ritterlichen, dessen Bild sie gern in ihren Nachtträumen erscheinen sah und in ihren Tagträumen herbeirief. Mit einem milden Abglanz gleichsam erfüllte dieses Bild Olivia's Seele. Nichts Stürmisches war in ihrem Verlangen, ihn wiederzusehen; und der Wunsch ihn zu besitzen, war niemals in ihre Brust gekommen. Sie war keine leidenschaftliche Natur, obwol eine starke und feste: eine Natur, welcher die Pflicht über Alles ging und welche schweigend jedes Opfer hätte bringen können, streng gegen sich, voll Nachsicht und Verzeihung für die Andern. Sie kannte die Kluft, welche sie von dem heimlich geliebten Manne trennte; sie wußte, daß es keinen Steg gebe, der da hinüber führe. Aber sie sah jenseits derselben sein Bild stehen, und daran hing ihr Herz und sie war überzeugt, daß das Bild eines andern Mannes es niemals verdrängen werde. Sie hatte mit Manuella von ihrem Gefühl für Frank Herbert so gut wie gar nicht gesprochen; aber Worte sind auch nicht nöthig zwischen zwei jungen Mädchen, um sich in solchen Dingen zu verstehen. Die Liebe, die sich erst erklären muß, wie wenig ist die werth! Kurz, die Liebe der Freundin war für Manuella kein Geheimniß, und viel heftiger, viel entschiedener, als jene, sah sie der Vereinigung dieser Beiden kein Hinderniß entgegenstehen, welches ernster Wille nicht zu beseitigen im Stande wäre; betrachtete sie sich und ihr Leben, welches von dem Einen gleichsam dem Andern übergeben worden war, als ein Pfand und —

wenn es gefordert würde — als ein Mittel für das Glück Olivia's und Frank Herbert's. Denn thätig zu sein, das für gut und recht Erkannte zu verfolgen und durchzusetzen: so war der Charakter Manuella's.

„Wir haben", sagte sie, das Gespräch wieder anknüpfend, „in unserer Religion ein Gebet, welches den Männern an jedem Morgen vorschreibt, die Worte zu sagen: „Gelobt seist Du, Ewiger, unser Gott, Herr der Welt, daß Du mich nicht gemacht hast zum Weibe!" — Dieses Wort hatte mich oft im Innersten erregt, ja — hatte mich verletzt und es schien mir ein grausames Wort, wenn ich es aus dem Munde der Männer vernahm. Damals nun, als der Plan mir in meinem Kopfe herumging, jener Entschluß, bevor er eine Form genommen und mein Auge noch keinen Ausweg sah: da sprach ich mit Samuel von meinen Zweifeln, um ihn zu prüfen. Ich sagte: wenn ich im Hause Deines Vaters bin, Samuel, und die großen Männer sehe, die dort aus- und eingehen, und die klugen Reden höre, die sie tauschen, über die Welt und die ewigen Ideen, welche den Fortschritt derselben lenken: dann thut mir das Herz weh, und statt erhoben, fühle ich mich erniedrigt. Warum auch hat uns Frauen der Wille Gottes so tief gestellt, daß Ihr ihm in der Frühe jedes Tages dafür danket, daß er Euch anders und besser gemacht hat, als wir sind? Hat er uns nicht dadurch ausgeschlossen von Allem, was groß, von Allem, was schön, von Allem, was des Lebens eigentlicher Werth ist? Er hat uns die Hände gebunden und so dem Schicksal uns ausgeliefert. — Samuel lächelte; sein Blick reichte nicht über das Studirzimmer und die Druckereien seines Vaters hinaus. An den Wänden die Bücher schlossen seine Welt ab; ach! — und mir schienen sie nur Brücken in die Unendlichkeit, welche dahinter steht. — Anders, sprach er, hat die Vorsehung uns gemacht, nicht besser. Die That ist des Mannes, die Fügsamkeit des Weibes Bestimmung. Mann und Weib ergänzen sich; und eine Ehe, nach den Vorschriften des Ewigen — gelobt sei Er! — geschlossen, stellt die Vollkommenheit irdischen Wesens dar; denn beide Seiten desselben, die zusammen das Ganze machen, sind darin vertreten, beide Quellen, aus denen das Leben entspringt. Darum hat das Gesetz dem Weibe geboten, folgende Worte zu sprechen: „Gelobt seist Du, Ewiger, unser Gott, Herr der Welt! der mich geschaffen nach seinem Willen!" — So redete Samuel, glaubend, daß er mich überzeugt habe — der Arme! — während ich nun erst recht wußte, daß ich von ihm Nichts zu erwarten hätte! . . . So riß ich mich los, um — von den Männern mißverstanden — auf mich allein gestützt, fortan das Recht und die Freiheit des Weibes zu vertheidigen. Ich vertraute mich, zur Ausführung meiner Flucht, dem Herzog von Buckingham an, dessen offenes und chevalereskes Entgegenkommen mich bestach. Es war ein Irrthum und ich bemerke schon den Widerspruch zwischen Dem, was eine Frau will, und Dem, was eine Frau darf. Doch ich scheue die Verantwortlichkeit nicht; wenn das Leben uns in unnatürliche Verhältnisse zwängt, so muß man den Muth haben, sie durchzuleben; und wenn wir uns nur selber treu bleiben, so wird der Ausgang für uns zeugen."

Olivia drückte der Freundin stumm die Hände; Manuella fuhr fort: „Ich gab nur Einem Nachricht von dem Schritt, den ich beabsichtigt; und dieser Eine — Samuel — empfing sie, als es bereits zu spät war, mich von demselben abzuhalten. Er erhielt meinen Abschiedsbrief, als hinter dem Schiff, welches mich trug, Hollands Küsten schon versunken waren. Ich schrieb ihm: daß ich entflohen, um einer Verbindung zu entgehen, zu der man mich habe zwingen wollen; ich bat ihn, mir zu glauben, daß meine Flucht aus dem Elternhaus keinen andern Grund habe, als diesen .... Und ich weiß — mag die Welt mich verurtheilen: er glaubt mir! ....“

Manuella schwieg.

„Und Du hattest niemals seitdem eine Nachricht von ihm?“ fragte Olivia.

„Wie sollte ich? Er weiß nicht, wo ich bin.“

„Und Du möchtest es, nicht ihm wenigstens, sagen? Bedenke, wie glücklich Du ihn machen würdest! Und Dein Vater, Manuella! ...“

„Nein!“ erwiederte diese, mit der Hand abwehrend. „Noch ist die Zeit nicht gekommen. Man würde der reuigen Sünderin vielleicht die Thür mitleidig öffnen. Aber welch' einen Empfang hätte ich zu erwarten! Auf mir lasten würde der Verdacht — meine Anwesenheit, mein bloßer Name würde hinreichen, meinen Vater erröthen zu machen! Nicht so! Man soll mich willkommen heißen, nicht aber sich meiner schämen. Man soll es wissen, daß Manuella d'Acosta nicht um eines Haares Breite von dem Pfade der Tugend und der Ehre gewichen ist. Ich habe mir das Exil und all' seine Gefahren erwählt; es ist meine Pflicht nun, es zu ertragen, zu bestehen! Ich will kämpfen. Ich will sehen, ob das Wort von dem Beruf des Mannes und des Weibes, welches mein Freund sprach, ein gerechtes war. Dieser Gedanke giebt mir Energie. Mir ist, als ob ich hier noch eine Aufgabe zu erfüllen hätte. Sobald sie gethan ist, will ich heimkehren.“

---

## II. Die Dämmerung beginnt.

Das Buch Milton's war während dieser lebhaft geführten Unterhaltung von dem Schooße Manuella's herab auf den Rasen gesunken; aber die Nachtigall schlug noch immer, ja, „ihr perlender Gesang, der des Tages Auge schließt“, wurde voller und schmettender, je mehr die Sonne hinter den Bäumen des Parkes aus Gold in Roth überging und den westlichen Himmel sowol als die ganze Flur mit jener Gluth überflammte, welche fast zu stark ist für das Auge. Solch' ein Licht wird oft gegen Abend nach warmen Frühlingstagen gesehen, wenn die Luft sich mit Dünsten gefüllt hat, welche nun magisch zu glühen beginnen. Weiter als sonst, über das ganze Gewölbe des Himmels, scheinen nun die Strahlen zu reichen, und immer tiefere Farben, vom intensivsten Carmoisin bis zum reinsten Scharlach theilen sie den zerstreuten Wolkenbildungen mit. Es ist nicht das sanfte Abschiedslicht der untergehenden Sonne; vielmehr empfindet die ganze Natur eine gewisse Beklemmung.

So war es auch in diesem Augenblick. In den Zweigen und über den Nestern war ein unruhiges Schwirren der Vögel; die Blätter säuselten stärker und durch die weiter zurückliegende Laubmasse rauschte es zuweilen wie ein schwerer Athemzug: als der Pfarrer von Childerley zusammen mit dem ehrbaren Sir Tobias aus einer Baumgruppe herantrat, welche sich über dem Portal des Parkes wölbte.

Wenn man hätte sagen wollen, daß die schweren Schläge, welche seine Partei getroffen, spurlos an ihm vorübergegangen, oder daß die Hoffnungen, welche der Pfarrer auf eine Transaction zwischen dem Monarchen und der Armee setzte, ihm besonders tröstlich erschienen wären: so würde man, in beiden Fällen, die Wahrheit nicht gesagt haben. Alter, unbeugsamer Royalist, der er war, hatte schon das bloße Wort eines Vergleichs etwas Beleidigendes für ihn; sein schlichter, unstaatsmännischer Sinn zog den Untergang, wenn er unvermeidlich wäre, der Anerkennung einer Macht vor, die — nenne man sie nun Parlament oder Volk oder was immer — nicht in dem Codex seiner Ueberlieferungen stand, ihm daher illegal erschien und in tiefster Seele verhaßt war. Aeußerlich sah er ein wenig gealtert, ein wenig gedrückt und gebrochen aus, gegen jene Zeit, wo wir zuletzt ihn unter den Haufen der Aufrührerischen erblickten: dieser Tag, in der That, hatte an ihm gezehrt. Aber innerlich war er stark und fest wie in seinen Jünglingsjahren; der standhafte Cavalier, der — mochten auch die Meinungen und die Menschen sich geändert haben — für seinen Theil wie damals nur an Gott und den König glaubte.

„Möge Gott Euch in seinen Schutz nehmen, Doctor!“ sagte er, „und Euch sicher zurückgeleiten. Das nehmt mit auf den Weg: gleichviel, was die Schurken über Euch verhängen — mein Schloß ist Euer Schloß; und versperren sie uns die Kirche: — so soll Gott mir helfen! wenn wir nicht aus dem Rittersaal eine Kapelle machen wollen, um unter den Waffen und Harnischen meiner Vorväter unser altes Gebetbuch in Ehren zu halten.“

„Mein wackerer Freund“, erwiederte der Pfarrer, „die Partei von Unduldsamen, welche dem Gewissen Zwang authun und uns unsrer Kirche und Gebete berauben will, kann sich nicht länger halten, wenn wir nur die Hand ergreifen, die man uns geboten hat. Es ist gegen sie und für den König, daß wir uns mit der Armee vereinigen sollten!“

„Hängt sie!“ rief der wackere Knight; „sie war gut genug, als ein Pack von Rebellen, des Königs Majestät und tapferes Heer von Cavalieren zu schlagen. Etwas Besseres trau' ich ihr nicht zu.“

Beide standen nun vor den Mädchen, die ihr Gespräch unterbrochen hatten, als sie der Nahenden gewahr wurden. Freundlich grüßte der Pfarrer; mit Milde begegnete er der Fremden. Er wußte nicht mehr von ihr, als daß sie schutzlos, arm und verlassen sei. Doch das genügte, sie seinem Herzen zu empfehlen. Der Knight dagegen konnte das Gefühl von Abneigung oder Mißtrauen, was es nun sein mochte, nicht so weit bemeistern, um ein Wort oder nur einen Gruß an sie zu richten. Er

wandte sich sogleich an seine Tochter und Mannella, das Demüthigende dieser Behandlung still ertragend, erhob sich und wollte gehen, schweigend, wie das ihre Gewohnheit war. Denn in der That, sie vermied, so viel an ihr lag, dem Knight zu begegnen; sie wich ihm aus. Immer, wenn sie ihn kommen sah, ging sie; selten betrat sie das Zimmer oder die Halle, wenn er darin war. An sie sollte Nichts ihn erinnern; sie hätte sich am liebsten in einen unsichtbaren Schatten verwandelt, damit ihr Anblick ihn nicht reizen möge. Sie fühlte das Drückende dieses Verhältnisses; doch sie hatte sich mit Geduld darein ergeben und dachte nur daran, es den Anderen, die betheiligt waren, so wenig als möglich fühlbar zu machen. Sie kämpfte Vieles in sich durch. Sie sollte niemals vergessen, daß sie das bittere Brod der Verbannung esse. Sie sagte sich: es ist eine Zeit der Prüfung, und demüthig suchte sie das Dunkel, um von Niemandem gesehen zu werden.

Jedoch Olivia hielt sie diesmal fest. Es that ihr weh, wenn Mannella von der Gegenwart ihres Vaters verscheucht ward, zumal nach der letzten Unterredung, welche die Herzen der beiden Mädchen einander noch näher gebracht hatte.

„Warum willst Du gehen?“ fragte sie.

Mannella schlug schüchtern den Blick zu Boden. Auf diese Frage war keine Antwort möglich. Aber ein Jeder von den Vieren konnte sie sich selber geben. Das steigerte den Unmuth des Knights und er ward heftig gegen seine Tochter.

Er berührte mit dem Stock das Buch, welches auf den Boden gesunken war. „Du weißt“, fuhr er die Tochter an, „daß es mich kränkt, dieses Ding da zu sehen. Nimm es fort.“

Mannella bückte sich, um den Befehl des Schloßherrn auszuführen — sie hätte so gern gedient, wäre gern eine Magd geworden, nur um des geringen Platzes, den sie einnahm, sich werth zu machen.

„Wer hat es von Der da verlangt?“ rief der Knight; „ich spreche nur mit Olivia!“

Olivia ward roth, Thränen stürzten in ihre Augen und sie legte die Hand auf die Schulter der Freundin, als wolle sie dieselbe vor der Härte des Vaters beschirmen.

„So ist es auch recht“, brummte dieser. „Man nimmt Geschenke von Männern an, die mit meinem Willen niemals die Schwelle dieses Schlosses überschreiten dürften; Gaben und Erinnerungszeichen, die man verächtlich von sich schleudern sollte, gleich dem Namen und Andenken Dessen, von dem sie stammen — wenn nur ein Funken von Ehre noch in der Brust wäre!“

Sie war nicht gewohnt, dem Vater Antwort zu geben, wenn er ihr seinen Willen ausdrückte. Seine Meinung war immer auch ihre gewesen. Woher nahm sie heute den Muth, ihn anzublicken, und zwar leis und bescheiden, aber doch fest zu sagen: „Die Ehre wird mir niemals verbieten, dankbar zu sein und Verpflichtungen der Vergangenheit anzuerkennen. Denn die Treue geht über Alles.“

Sir Tobias war anfänglich wie versteinert über die Dreistigkeit seiner Tochter. Aber er fand die Rede bald wieder und zornentbrannt rief er: „Treue! Was sprichst Du von Treue? Ich will nicht hoffen, daß das Fräulein von Childerley sich so weit vergessen hat, um ... um ...“

Er vollendete den Satz nicht. Selten hatte man den Ritter so aufgeregt gesehen; so laut gegen seine Tochter niemals.

Olivia schwieg; doch sah sie den Vater ruhig und mit unverwandtem Blick an.

„Nur heraus damit“, rief er, immer aufgebrachter; „ich will's wissen und aus Deinem Munde hören, ob die Tochter eines Cavaliers von einer andern Treue reden mag, als von der Treue für den König? Und wenn's wäre — so soll Gott mir helfen, ich würde es nicht dulden auf diesem Fleck königlicher Erde, der, mag England und die ganze Welt fallen, rein bleiben soll, frei vom Feind, unberührt vom Rebellen, er müßte denn Sturmleitern angelegt, diese Thürme zerschossen, diese Mauern gebrochen und mich selber unter ihren Trümmern begraben haben.“

„Sir“, sagte der Pfarrer, welcher bis jetzt, erschrocken über die Wendung des Gesprächs, sich fern von derselben gehalten; „Sir!“ wiederholte er, „England denkt jetzt nicht an den Krieg — es denkt, es sehnt sich nur noch nach Frieden!“

„Und der König in Gefangenschaft!“ rief bitter der Knight; „und sein Heer vernichtet, und seine Krone geschändet, und sein Scepter zerbrochen. Und seine Festungen in den Händen jenes ehrgeizigen Frevlers, und sein Land in den Händen des Parlaments, und Ihr, Pfarrer. Ihr auf dem Wege nach Cambridge, um — ha, ha, ha!“ — und höhnisch mitten in seinem Zorne lachte der Knight — „um den Covenant zu nehmen! ...“

„Ich vergebe Euch dieses Wort“, sagte der Pfarrer in seiner wahrhaft evangelischen Milde; „jedoch ich glaube, daß ich es nicht verdient hätte.“

Von allen Menschen in der Welt hatte keiner einen mächtigeren Einfluß über den Knight, als der Pfarrer. Er ging in sich und drückte dem geistlichen Herrn die Hand. Nicht mehr stürmisch, wie zuvor, aber traurig, sehr traurig, sprach er: „Das ist es, was mich am meisten betrübt, daß meine Tochter, mein eigen Fleisch und Blut, gegen mich aufsteht.“

Olivia ward von dem Klang dieser Worte, wie der alternde, vor der Zeit gebeugte Mann sie sprach, fast mehr noch ergriffen, als von deren Sinn.

„Vater!“ flehte sie bange, „was sagst Du?“

„Es ist nicht mehr Alles, wie es war“, gab dieser zur Antwort, indem er die Tochter, die sich an seine Brust geworfen, zwar zärtlich, aber nicht mit jenem Ausdruck völligen Vertrauens, wie früher, an sich drückte. „Es steht Etwas zwischen uns.“

Nicht ganz unbefangen und frei fühlte sich Olivia bei diesem Tadel des Vaters. War es denn nicht so? — Sie dachte an Frank Herbert. Doch sie wagte Nichts mehr zu seinen Gunsten zu sprechen nach den Andeutungen, welche vorhin von der einen und der andern Seite gemacht worden waren. Sie wußte, daß es dem Vater peinlich war, an Das erinnert zu werden, was er diesem Soldaten der Parlamentsarmee schuldig sei; und dann wußte sie, daß der Vater, wenn er auch im wilden Aufruhr der Leidenschaft sich vergessen mochte, doch im Grunde seines Herzens zu edel fühlte, um jemals im ruhigen Zustand jene Verpflichtungen zu leugnen. Mehr wollte sie nicht; dieses uneigennützige Herz, welches an dem des Vaters klopfte, war frei, wenn nicht von der Liebe, so doch von dem Egoismus derselben und fest entschlossen, wenn es sein müßte, dagegen zu kämpfen. Sie erwiederte daher aus der vollen Wahrheit ihrer Seele: „Du sagtest, daß Etwas zwischen uns stehe? Wie könnte das möglich sein!"

„Doch, doch", versetzte der Vater; „früher bei jedem Anlaß, kamst Du zu mir; Du warst offen gegen mich und vertrautest mir. Jetzt schweigst Du."

Der Vorwurf war gerecht. Allein er traf Olivia nicht. Sie sagte sich, daß die Pietät ihr verbiete, mit dem Vater von einer Empfindung zu reden, deren Existenz, so hoffnungslos sie war, ihn doch nur hätte verletzen müssen.

Desto tiefer aber ward Manuella von der letzten Aeußerung des Ritters getroffen. Sie bezog sie allein auf sich. Schon vorhin, während der heftigen Scene zwischen Vater und Tochter, ergriff sie, wie ein panischer Schreck, die Ahnung, daß *sie* es sei, welche zuerst Uneinigkeit gestiftet in diesem Hause, wo bisher Eintracht geherrscht, und zwischen diesen Beiden, die stets inniglich an einander gehangen. „Nur das nicht!" hatte sie mit geschlossenen Lippen und stumm, aus beklommenem Herzen gerufen — „Herr meiner Väter! verhänge über mich, was Du willst — nur das nicht!" Ihre Hand fieberte in der der Freundin. Endlich hatte Olivia sie losgelassen, als sie sich in den Arm des Vaters warf.

„Ich sage Dir", wiederholte dieser, „es hat sich Etwas zwischen uns eingedrängt, und es wird nicht wieder gut, bis es fort ist . . . das, das . . . . ich sage nur, daß es nichts Gutes für uns bedeutet."

Olivia schloß dem Vater die Lippen mit ihrer Hand. Dann wandte sie sich um nach Manuella. Doch diese war verschwunden.

„Um des Heilands willen!" rief Olivia; „wohin ist sie gegangen? Sie ist fort . . ."

„Und gebe Gott, daß sie nicht wiederkehre", versetzte der Knight. „Sie ist nicht da; nun darf ich's ja sagen. Sie hängt wie ein Schatten an Dir; wie ein Fluch. Ich weiß, was Du sagen willst, Olivia; und es macht Deinem Herzen Ehre. Sie ist still; sie thut Niemandem Etwas zu Leide. Sie ist vielleicht gut und ehrlich; es mag sein. Aber mein Herz hat einen Widerwillen gegen sie, den ich nicht besiegen kann, als ob sie mir nicht nur fremd, sondern als ob etwas Feindliches für mich in

ihrem Blut wäre — Etwas, was wie Gift zerstörend auf mich wirken könnte .... Sie ist katholisch ..."

Voll Schuldbewußtsein wagte Olivia nicht dem Blick des Vaters zu begegnen.

„Doch auch das ist es nicht. Ich habe jedesmal, und hatte vom ersten Tage an, wo ich sie in der Verkleidung des Pagen sah, eine Anwandlung — wie soll ich sagen? von Furcht, daß sie mir zu nahe kommen könne. Ich weiß nicht warum, aber es betrübt mich, Dich, meine Tochter, mit ihr so befreundet zu sehen. Ich würde niemals zu ihr sagen: geh! Aber es würde meine Seele erleichtern, wenn sie gegangen wäre."

Die Luft hatte sich inzwischen verfinstert. Nicht, als ob die Dämmerung schon so weit vorgeschritten oder die Nacht gekommen wäre: man sah noch das Abendroth als einen grellen Purpurstreifen hinter den Bäumen. Aber die Wolken, aus denen das prachtvolle Licht langsam entwich, wurden breiter und dichter.

„Es mag wol ein Gewitter geben", sagte der Knight, der sich auf solche Zeichen, im steten Verkehr mit der Natur, verstand. Eine gewisse narkotische Schwüle dampfte aus dem Gebüsch und den Gräsern. „Ich denke, wir suchen das Haus auf; denn diese Wolken", und er maß sie mit einem prüfenden Blick, „sind schwer und gehen tief."

Als sie den Laubengang durchschritten, in dessen dunklem Grün der Glanz des westlichen Himmels sich noch brach, trat ihm, an der Pforte des Parkes, Junker John entgegen, jetzt schon ein recht ansehnlicher Jüngling von etwa siebzehn Jahren.

„Vater", sagte der Junker, „ein Bauer aus einem der Dörfer am Walde hat die Nachricht gebracht, daß man dort einen Trupp Parlamentssoldaten gesehen habe, welcher einen Haufen von Gefangenen aus der Festung Bristol vorüberführt, Menschen, wie man sie hier zu Lande gar nicht kennt. — Greise mit langen Bärten, starke Weiber mit braunen Gesichtern und schwarzem glänzendem Haar — zahllose Kinder — und mit einem Kauderwelsch, das — wenn sie es unter sich reden — Niemand verstehen kann."

„Es werden Zigeuner sein", sagte Sir Tobias; „man weiß das."

„Nein, nein", sagte Junker John, „so sehen sie nicht aus."

„Nun, es kann uns gleichgiltig sein, von welcher Beschaffenheit die Gefangenen der Parlamentsarmee sind. Was kümmert es uns? Macht nur, daß Ihr ins Trockne kommt. Denn die Sonne hat Wasser gezogen und der Regen wird sogleich beginnen."

---

## III. Die Wanderer.

Als Manuella sich unbemerkt von den Anderen entfernt hatte, war sie durch den Garten dem Hause zugeeilt, bis sie das kleine Zimmer erreicht, in welchem sie wohnte. Hier war sie endlich allein und hier durfte sie sich dem Schmerz überlassen, der durch den Zwang, den sie sich bisher auferlegt, um ihn zu verbergen, fast unerträglich geworden.

Ihr war, als ob der Athem ihr versagen wolle. Sie rang nach Luft. Sie sank, als sie die Schwelle mit zitternden Knien überschritten, am Fußende ihres Bettes nieder.

Dies kleine Gemach lag ziemlich hoch in einem Thurme. Es hatte die halbrunde Form und nur ein schräges Fenster, welches gegen Westen sah. Bei Tage war es darin kühl, schattig, fast dunkel; aber am späten Nachmittag erhellte es sich und der letzte Strahl des Abends hing an seinen Scheiben und Wänden. Auch jetzt hatte die gelbe Glut des sinkenden Tages das Gemach in ein eigenthümliches, phantastisches Licht getaucht. Zauberisch, von einem Schimmer, wie man ihn selten erblickt, leuchtete die weiße Mauer und vor dem Fenster die wunderlich ausgeschweiften Stangen und Stäbe von Eisen, die Figuren von Blumen, die Köpfe von Rittern an den Simsen, die Drachenhäupter mit aufgesperrten Mäulern, bestimmt, das Wasser vom Dach auszuspeien, jetzt aber ganz umzüngelt von flammendem Roth. Es war, als ob all' diese leblosen Gegenstände für einen kurzen Augenblick sich beleben wollten, als ob das schwindende Licht diesen fabelhaften Gestalten von Eisen und Stein eine Seele und eine Sprache gäbe, so daß sie in den heiseren, uralten Tönen, die ihnen eigen, mit dem armen Menschenkind redeten, das zusammengekauert, mit dem Kopfe am Bettpfosten lehnend, auf dem Erdboden lag. Sie sah Alles wie durch einen Halbschlaf und hörte Alles und es lastete auf ihrer Brust wie ein Alp, indem die Fratzen sich höhnischer verzogen, und die eisernen Blumen anfingen, sich zu bewegen und die Drachenköpfe sich nach ihr ausreckten und die Wetterfahne einen kreischenden Ruf ausstieß, bei welchem der heilige Georg mit dem Schwerte, der darauf stand, sich einmal herumdrehte.

Geängstet sprang Manuella vom Boden empor. Sie streifte die Haare zurück, die über ihre Schläfen gefallen waren, sie rieb die Augen, die Stirn. Sie sah sich um, als ob der Traum, der Minuten gedauert, eine Ewigkeit gewesen wäre, so viel Furchtbares, Entsetzenerregendes hatte sie darin geschaut und vernommen. Sie schob das Fenster in die Höhe. Luft kam herein. Aber es war eine schwüle Luft, die ihr keine Kühlung brachte.

Große Wolken schwebten am Horizont und über der Thalfläche. Dunkel ballten sie sich über dem Hause, dem Park und dem Hügel zusammen, aber fern im Westen schimmerten sie wie Gold. Eine heftige Sehnsucht, ein unwiderstehliches Verlangen rief ihre Seele da hinüber. Mit feuchten Augen blickte Manuella hinein in die täuschende Pracht. Da waren himmlische Landschaften, in denen der Friede winkte, purpurne Ströme, von Palmen überdacht; da waren seltsame Kuppelbildungen, wie von Tempeln und Gotteshäusern im Morgenlande. Schaaren von Pilgern schienen dahin zu ziehen. Eine schöne Stadt mit vielen Dächern und Thürmen, mit großen Gärten lag weit in der Ferne, zart, wie ein Duft, und bläulich darüber stiegen Wolkengebirge auf. „O!" seufzte das Mädchen und ihr Herz wollte vor Wehmuth zerspringen — „könnte ich weit, weit hinüber! Dort ist meine Heimat, dort, in jenem Zauberland,

das den Augen im Strahl der untergehenden Sonne zuweilen sichtbar wird und mit ihr wieder versinkt . . .!"

Sie streckte die Arme aus, als ob sie es halten wolle. Doch schon begann es zu bleichen. Traurig lehnte sie das Haupt an den steinernen Fensterrahmen, das Auge unverwandt gegen Westen gerichtet.

„Wann werde ich sie wiedersehen, die Heimat und die Meinen?" fragte ihr Herz. „Wol riß ich mich los von ihnen und es war mein eigener Entschluß. Doch kann ich's hindern, daß meiner Seele bange wird und daß ich heimkehren möchte, heimkehren? Denn wie schwach ist unsere Kraft, wenn Gott seine ersten Prüfungen schickt! . . . . Einst in meinen Kinderjahren hat man mich gelehrt die Geschichte meines Volkes und wie sie an den Wassern von Babylon saßen und weinten, wenn sie an Zion dachten. O Zion! — jetzt erkenne ich Dich. Dort am Himmel seh' ich Dein schwindendes Bild, hier in der Brust will ich treu Dich bewahren! Daheim in dem Elternhause hab' ich nichts von Dir gewußt. Da war es still in meinem Innern und öde. Umgeben von Sorgfalt und Liebe habe ich meinen Blick nicht zu Dir erhoben; ich habe nicht Dich um Rath gefragt in meiner großen Betrübniß, sondern bin meinem Willen gefolgt. Da hast Du mich in die Verbannung geführt, wie einst meine Väter aus dem Lande Kanaan. Und nun schreit mein Herz nach Zion, dem verlorenen, und jammert zu Dir, der auf den Bergen thront. Du Gott meiner Väter! — verlaß mich nicht; gieb mir Muth im Leiden, daß ich Deinen Namen bekenne, und Ausdauer und Stärke, daß ich fest an Dir halte und nicht von Dir lassen möge. Nun fühl' ich alles Elend meines Volkes; nun bin ich ausgestoßen, wie sie, ohne Haus, ohne Heimat, verachtet unter den Fremden. Im Reichthum auferzogen und im Wohlleben erwachsen, habe ich die Geschichten gelesen, aber keinen Sinn für sie gehabt. Man hat mich die Psalmen und Gebete gelehrt, aber ich hatte keine Ahnung von dem furchtbaren Schmerz, der sich in ihnen ausspricht, noch von dem wunderbaren Trost, der darin liegt. Ich habe die Männer weinen und auf Asche sitzen sehen am Tage der Zerstörung Jerusalems; ich habe sie die Klagelieder Jeremiae singen hören, indem sie fasteten und sich kasteiten und Buße thaten über den Fall der Herrlichkeit, der sie über alle Länder zerstreute und sie erbarmungslos warf unter die fremden Völker. Ich habe gesehen, wie sie die Todten bestatteten in dem weißen Hemde des Versöhnungstages, das Antlitz und die Füße dahin gekehrt — wo das verlorene Land der Heimat liegt. Jetzt versteh' ich es. Ich habe die Qual kennen gelernt, schuldlos und wehrlos zugleich Beleidigungen ertragen und Beschimpfungen dulden zu müssen. Wann wird die Stunde der Erlösung schlagen? Wann werden die Trauernden Zions heimgeführt? Du, Heiliger, der über den Wolken ist — Du weißt es allein! Und bis dahin wollen wir wandern und leiden und dulden, Du, mein Volk und ich! Doch wie wir als Kinder sagten, am Osterabend, wenn der Vater als König und die Mutter selig als Königin am festlich gedeckten Tische saß: „das nächste Jahr in Jerusalem!" . . . so wollen wir es wiederholen, wenn das Jahr auch lang

und der Weg weit ist. Wo bist Du, Jerusalem — zerstörtes Wolkenbild, dessen Tempel zerfallen, dessen Gärten verwüstet, dessen Mauern geschleift und dessen Priesterschaaren zu Bettlern geworden sind? Die Finsterniß rollt über Dir hernieder — Dein Glanz ist ausgelöscht — Dein Name ist uns geraubt und neue Stimmen erschallen über Dir — ich aber hebe meine rechte Hand zu Gott und rufe: „Vergesse ich Dein Jerusalem, so werde meiner Rechten vergessen!"

Ein furchtbarer Donnerschlag schreckte das Mädchen aus ihrem Gebet. Sie war, während sie es zuerst leise, dann immer lauter gestammelt hatte, zu Boden gesunken, auf die Kniee, die Stirn gegen den unteren Rand des Fensters geneigt.

Jetzt sprang sie auf. Der Himmel war ganz finster. Die Vision im Westen war fort, als ob sie nie gewesen. Schwarze Wolken, aus denen der Blitz zuckte, waren an der Stelle. Das ganze Gewölbe dröhnte vom Donner, der murrend durch die Wolken ging. Es war vorzeitig Nacht geworden.

Doch konnte sie den nächsten Raum, auf welchen das Fenster, an dem sie stand, herabschaute, noch unterscheiden, wiewol ziemlich unsicher. Es war der Theil des Schloßhofes, der gegen die Zugbrücke ging. Sie meinte, daß viele Menschen sich auf derselben drängten. Wer konnten sie sein? Sie vernahm einen dumpfen, unarticulirten Lärm, wie von mehreren Stimmen durcheinander, dann einen lauteren, wie den eines Befehlshabers. Doch sie verstand die Worte nicht, wiewol sie gespannt lauschte. Dann auf einmal hörte sie wildes Hundegebell, wie von vielen Hunden und gleich darauf ein herzzerreißendes Gewimmer.

„Barmherziger Gott!" rief Manuella, „man hat die Hunde von der Kette losgelassen!"

In demselben Augenblick erschütterte das Krachen eines anhaltenden Donners die Luft und den Hügel selber, auf welchem das Schloß stand, und ein Blitz, welcher für mehrere Secunden die finstere Nacht in bläuliche Tageshelle verwandelte, fuhr im Zickzack hernieder. Bei dem schweflichen Schein desselben sah nun Manuella die Gruppe ganz deutlich, welche noch auf der Brücke stand und an der Spitze derselben einen bejahrten Mann von würdigem Aeußeren, der, indem das furchtbare Naturschauspiel sich vollzog, das Gesicht andächtig gegen den Blitz kehrte, und folgende Worte sprach, die wie Klang aus der Heimat an Manuella's Ohr schlugen:

„Baruch atha Adonai! — Gelobet seist Du Ewiger, König der Welt, von dessen Kraft und Allmacht die Welt erfüllt ist."

Und darauf sank Alles eben so plötzlich wieder in Dunkelheit hin. Aber die Wolken, welche der Blitz zerrissen, trugen ihre Schwere nicht länger und ein rauschender Regen, der bald alle Rinnen des Schloßdaches überfließen ließ und den Erdboden umher aufweichte, strömte vom Himmel.

(Fortsetzung folgt.)

## Si-Ling.

Eine chinesische Legende.

Vor einem Lilienstrauch in Abendgluthen
Steht China's Kaiserin, Si-Ling, und träumt.
Die schwarzen Flechten glänzen lichtumsäumt,
Erweckt aus ihrer Nacht durch Strahlenfluthen,
Die scherzend tanzten auf den dunklen Tiefen
Und alle Farbengeister, die da schliefen,
Zu lieblicher Erlösung riefen;

Und rings im Kreise, reich an Blüthenglocken
Des Landes Blumen groß und düfteschwer,
Der Holden holdestes Vasallenheer,
Die schönste Kaiserkrone ihrer Locken:
Denn als die Herrlichste von ihnen allen
Steht dort Si-Ling, der Völker Wohlgefallen.

Hell schimmernd zieht sich hin und wieder, wiegend,
Von Schmetterlingen eine bunte Schaar,
Bald schwirrend durch die Lüfte, Paar um Paar,
Bald blüthengleich auf Blüthendolden liegend.

Doch welche Pracht, die so den Blick gehalten,
Den holden Blick, der träumend tiefgesenkt
An jener weißen Lilienblume hängt,
Wie festgebannt durch zaubrische Gewalten?
Kein Farbenglanz, der dort sie locken konnte.
Im reinen Kelch, der kaum zu blühn begonnte
Ein blasser Schmetterling, der scheu sich sonnte.

Von ihrer Schulter folgt in Liebesneide
Ein zahmer Papagei dem Blicke nach;
Sein zornig funkelnd Auge sprach:
„Es irrt, wer glaubt, daß ich das länger leide.
Schon zweimal küßt' ich ihr umsonst die Wange,
Jetzt wird es Zeit, daß ich den Sünder fange."

Und gleich dem Unheil fährt er plötzlich nieder,
Die Federn blitzten hell im Sonnenlicht.
Er faßt am Bein den armen Wicht —
Der flattert ängstlich hin und wieder —
Doch strafend wehrt dem trotzigen Gesellen
Der Herrin sanfte, mitleidvolle Hand;
Das arme Thierchen ruht, dem Tod' entwandt,



*Li-Ling.*

*Gesenkten Hauptes stand sie da, in Handen den Maulbeerzweig*

Und hebt beglückt die Flügelchen, die hellen,
Doch ohne sie zum freien Flug zu wenden.
Es bleibt getrost bei jenen güt'gen Händen,
Die schweres Leiden durften liebreich enden.

Voll Sorgfalt trägt an ihren Fingerspitzen
Si-Ling den kleinen Schützling zum Palast.
Sie setzt ihn selber auf der Blüthen Ast;
Wie viel der Diener auch im Schlosse sitzen,
Die krummen Rückens nur der Winke warten:
Sie trägt ihn selbst in ihren Zimmergarten.

Aufmerkend täglich, wo Gefahren drohten,
Sah sie ihm zu, wie er sich zierlich bog,
Die Flügel regte, Blüthenhonig sog,
Den süße Blumen ihm im Kelche boten.

Nicht lange darf sie sich des Lieblings freuen:
Denn eines Tags beim ersten Morgenroth
Da fand sie ihren kleinen Liebling todt,
Und neben ihm, das Leben zu erneuen,
Wie Perlen Eierchen im Blättergrunde —
Von ihm gelegt in seiner Sterbestunde —
So steht das Leben mit dem Tod' im Bunde.

Si-Ling, die mitleidsvolle, nimmt die Blätter
Und legt sie hin, wo warm der Sonnenschein
Den armen Kleinen mag recht freundlich sein,
Wo rings umher im klaren Frühlingswetter
Sich junge Knospen lebensfroh entfalten,
Und Alles drängt, sich keimend zu gestalten.

Bald regen sich im Ei die kleinen Leben
Und schwache Würmchen gucken scheu hervor,
Sie klimmen sorgsam hoch am Zweig empor,
Der ihnen täglich muß die Nahrung geben.

Da lächeln froh die träumerischen Augen
Von Chinas schöner Kaiserin Si-Ling.
Kein armes Würmchen achtet sie gering,
Und scheint es wenig oder nichts zu taugen,
Sie weiß es liebevoll heraus zu pflegen,
Als wär, wer weiß wie viel, an ihm gelegen,
Es wächst an Werth durch ihren treuen Segen

Sie liebt die armen schönheitlosen Dinger
Und pflegt sie selbst mit eigner, hoher Hand.
Des Hofes Damen stehen abgewandt
In Angst um ihre zarten Rosenfinger;

Denn nur das Mitleid reinster Herzen
Kann äußre Mißgestalt so leicht verschmerzen.

Geduldig wartet sie der Frühlingstage,
An welchen diese erdgeborne Schaar,
Die jetzt so niedrig unätherisch war,
Ein lichtes Flügelpaar zum Himmel trage.

Der Kaiser, ihr Gemahl, der Sohn der Sonne,
Ein ernster Mann von hohem, weisem Sinn,
Besuchte oft die holde Kaiserin;
Er hielt sie hoch als seines Lebens Wonne,
Und höher noch, als Seele seiner Seele,
Die Sicherstes aus reinstem Triebe wähle
Und nie des rechten Rathes fehle.

So kam er einst und klagte früh am Morgen,
Wie schwer es sei in China's großer Stadt,
Die allerwärts schon Ueberfülle hat,
Das Volk mit Arbeitsquellen zu versorgen.
Wie goldne Minen lägen sie vergraben;
Wer fände Wege zu den Wundergaben?

Sonst hatten Beide ernstlich Rath's gepflogen,
Und manchesmal im lieblichen Verein
Gestillt der Armuth bittres Hungerschrei'n,
Und manches Herz aus Angst und Noth gezogen.
Doch seit Si-Ling den Schmetterling besessen,
Erscheint sie Hoang-Ti wie umgewandt.
Ist das der hohe Sinn, der ihn verstand,
Der jetzt bei Thieren Menschen kann vergessen?
Kaum lauscht sie träumend seinem weisen Worte,
Zerstreut und kalt, als wär sie andrer Orte;
Verschlossen scheint für ihn der Seele Pforte.

Und kindisch schilt der Kaiser alle Frauen,
Verachtet ihren Geist und ihren Rath;
Nur Männerweisheit nütze Volk und Staat,
Sie seien nur zum Spielen, zum Beschauen!
Und eifernd hebt der Zorn die wilden Wellen,
Und droht sein Herz mit Macht zu überschwellen.

Sie ahnt es nicht, sie lebt in fernen Welten:
Ein Lächeln spielt im schönen Angesicht,
Ein reizendes, das fragend zu Euch spricht:
Wie kannst Du Deines Lieblings Freude schelten?

Gestreckt auf ihren weichen Purpurkissen,
Vor ihr der Thee, der duft'ge Morgentrank,

Das Wasser zischt und murmelt seinen Sang,
Allein sie scheint auch davon nichts zu wissen.
Es fesselt sie ein holdes Wundermärchen:
Von ihren Raupen hat sich just ein Pärchen
Ein Haus gesponnen ganz von Silberhärchen.

Da faßte zornig China's erster Kaiser
Das silberne Gespinnst mit edlem Groll,
Und warf, daß heiß das Wasser überquoll,
Das Kunstgewebe, Maulbeerblatt und Reiser,
In jenen Kessel, zierlich blank und golden,
Voll Wasser für den Frühstückstrunk der Holden.

Sie sah ihn an — befremdet, nah dem Weinen
Und faßt es kaum, daß Hoang-Ti sie schilt.
Er war doch sonst so weise, fromm und mild,
Und stumm befreit sie ihre armen Kleinen.

Gesenkten Hauptes stand sie da, in Händen
Den Maulbeerzweig von Wassertropfen schwer.
Sie zieht die Fäden spielend hin und her,
Verknüpft zu Zaubernetzen Silberenden,
Die schimmernd vom Gespinnste niederschweben,
Sich leicht verschlingend ineinander weben,
Als sollt' es zarte Feenkleider geben.

Voll Staunen sah es Hoang-Ti, der Kluge;
Und wie dem Blinden, dem das Tageslicht
Zum erstenmal die tiefe Nacht durchbricht,
So ward ihm sonnenklar mit einem Zuge:
In jenen Fäden, zart und fein gesponnen,
Sei Arbeit für sein kunstreich Volk gewonnen.
Er sah im Geist die schillernden Gewänder
Der Kunst, die, wie aus kleinem Keim der Baum,
Emporwuchs, eine Pflanze seiner Länder, —
Weissagend schaut den Seidenbau sein Traum.

In seinem Glanze leuchten die Gemächer,
Der Väter Thron, der reichgeschmückte Saal;
Es ist, als hinge nur sein junger Strahl
An schöner Frauen leichtbewegtem Fächer,
An Putz und Tand — und doch — der goldne Schimmer
Ist Trost der Hütte, so wie Prunk dem Zimmer;
In ihm verbunden scheinen sie auf immer.

Aus armer Hand empfangen Pracht die Reichen,
Der Reiche giebt dem Armen Lohn zurück.
Wer dankt dem Andern hier das Glück?
Für Beide wird der Seidenfaden Zeichen,

Daß Hoch und Niedrig wie Verwandte stehen;
Sie müssen Hand in Hand geschlossen gehen.

Und freudig sagt er's, ruft die Mandarinen,
Er nimmt Si-Ling's geliebte weiße Hand,
Und spricht: Dem Lande hat sie Gottes Huld gesandt;
In ihr ist Rettung aus der Noth erschienen.
Denn Buddha lächelt stolzer Weisheit Reden
Und giebt die Kraft den schwachen Händen hin,
Die, treuer liebevollem Göttersinn,
Erbarmend Hülfe leisten einem Jeden.
Das Mitleid fand, wo unsre Schätze lagen,
Und kleine That wird wachsend Früchte tragen
Weit über diese Zeit, von der wir sagen.

Also geschah's; und Seide ward gesponnen,
Weil Güte mehr entdeckt, als Klugheit je ersonnen.

Werner Maria.

# Journale und Journalisten im Gewahrsam.

Von **Eugen Laur** in Paris.

„Wo e kleins Hüttle steht", hängt heutzutage nicht nur ein Bild an der Wand, gleichviel ob aus den Fabriken in Neu-Ruppin oder irgend einer von unsren berühmten Kunstanstalten; kehrt nicht nur jedes Jahr der Kalendermann ein: sondern wöchentlich oder täglich kommt ein Zeitungsblatt, das Kunde bringt, sei's von der großen Welt weit umher oder der kleinen Welt in nächster Nähe. Die Kinder sehen es in der Hand des Vaters und hören mit aufgesperrten Mäulchen Wunderdinge vorlesen, bis sie es selbst zur Hand nehmen, um es als Drache fliegen oder als Schiff schwimmen zu lassen. Dann dient es zum Buchstabiren, wird als „des Vaters Zeitung" heilig gehalten, und endlich nimmt der Jüngling selber an dem Inhalt Interesse. Unter hundert andern würde er dieses Journal herauserkennen an der Sorte des Papiers, dem Format und Druck; es hat vielleicht schon längst des Mannes Achtung verloren und ist noch Gegenstand traulicher Gewohnheit. So geht es Denen, „die zu Hause liegen". Und nun vollends, wenn Einer in der Fremde verweilt, wird es ihm froh zu Muth beim Anblick der wohlbekannten Blätter; „sie zogen von Fluren der Heimat hierher". Freudig greift die Hand danach, der erste Blick gilt den Familien-Nachrichten, den Localereignissen, den Anzeigen auf der letzten Seite von Gevatter Schneider und Handschuhmacher . . . Ein bescheidenes, ein wohlfeiles Vergnügen! wird Mancher ausrufen, aber immerhin ein Vergnügen, das Einem nur selten zu Theil wird in derjenigen Stadt, welche alles Andere, zum Reiz der Sinne, zur Befriedigung der Lern- und Neugier Bestimmte in Hülle und Fülle bietet; denn die französische Regierung sondert sorglich die sprenglichten und bunten Böcke von den weißen und nicht fleckichten.

Die Tuilerien nämlich haben eine seltsam hohe Meinung von der Macht der Presse, sie ist ihnen der Spiegel, in dem die Gestalt des Staatschefs erscheint, und wird diese ein wenig krumm oder schief oder klein oder schwach wiedergegeben, so darf der Spiegel nicht in die Hände der Franzosen gelangen, damit das leuchtende Bild in deren Seele als einziges ungestört bleibe. Solches Ziel ist im Jahr des Heils 1868 nicht leicht zu erreichen, wo tausend von Zeitungen und Büchern durch die Eisenbahnen täglich hierher geschafft werden. Aber Lust und Liebe zu einem Ding macht alle Müh' gering. Deshalb wurde seit 1852 im Ministerium des Innern eine Preßabtheilung errichtet, welche allein die Aufgabe hat, sämmtliche hier eingehende Drucksachen einer genauen Censur mit Bezug auf den Artikel „Frankreich" zu unterwerfen.

Alle Zeitungsblätter, die — weil die Post Abonnements nicht annimmt — nur unter Kreuzband hier eintreffen können, sowie sämmtliche Bücherballen werden zunächst nicht an die vorgeschriebenen Adressen befördert, sondern in der sogenannten Großen Post der Rue Jean Jacques Rousseau zurückgehalten. Jean Jacques und diese moderne Censur! Welch' eine Ironie liegt in diesem zufälligen Zusammentreffen von Namen und wie Recht hat der Lateiner mit seinen Worten: „Nomina sunt odiosa!" Jene Bücher gehen sodann nach der Rue Grenelle St. Germain. Dorthin wird der Adressat durch Avis geladen, um das ihm bestimmte Paket in Gegenwart von Beamten zu eröffnen. Je nachdem der Inhalt beanstandet wird oder nicht, wird die Sendung confiscirt, auf Verlangen und Kosten der Adressaten über die Grenze zurückgeschickt, oder gegen Erlegen einer kleinen Gebühr ausgehändigt. Das Verfahren ist langweilig und unbequem, aber nur in ganz besonderen Fällen wird dem Privatmann ein Buch, etwa von Victor Hugo, Charras, Quinet zurückgehalten. Weniger glimpflich wird mit den Zeitungen umgegangen, von denen nur zwei, nemlich Times und Daily News, vollkommen censurfrei sind. Die übrigen, gleichviel aus welchem Lande kommend, werden in je einem Exemplar nach dem Ministerium des Innern, Place Beauveau, geschafft und dort vertheilt an die nach der Rue de la Ville de l'Evêque hinausgehenden Bureaus, wo zahlreiche, mehr oder weniger fremder Sprachen kundige Beamten die Prüfung des Inhalts — natürlich immer nur mit Bezug auf Frankreich — vorzunehmen haben. Die Arbeit wird ziemlich leicht und leichtfertig, besonders am Sonntage, verrichtet. Nach der alten Rechtsregel wird jeder Artikel in dubio contra fiscum gerichtet angenommen und der Name des betreffenden Blattes auf der langen Postzeitungsliste einfach roth durchstrichen d. h. der Beamte in der Rue Jean Jacques Rousseau darf kein Exemplar ausgeben. Bedenken, ob die Ansicht des Unterbeamten aufrecht zu erhalten ist, treten nur ein, wenn es sich um größere Blätter mit zahlreicheren Abonnenten handelt; bei den kleineren oder weniger gehaltenen Journalen giebt man sich solche Mühe nicht, weil Beschwerden nicht zu fürchten sind. Beschwerden nämlich — um das gleich hinzuzusetzen — wegen Nichtempfang bestellter Tageblätter sind äußerst selten, weil sie in der Regel ohne Erfolg und meist sogar ohne Antwort bleiben. Es ist so schwierig, den wahren Grund des Fehlens zu entdecken. Z. B. das Journal de St. Pétersbourg erscheint täglich und sollte mithin auch jeden Tag expedirt werden. Das geschieht jedoch nur für Abonnenten von einer gewissen Stellung, wie Consulate, Redactionen, hohe russische Beamte. Für die übrigen scheint der Aufwand täglicher Frankirung zu groß; man wartet, bis vier oder fünf Nummern zusammen sind, weil diese alsdann weniger als vier oder fünf einzelne Exemplare der Post zu zahlen haben. In anderen Fällen ist die Eisenbahn durch Verspätung der Züge, durch Irrthum beim Umladen der Postwagen schuldig. Nicht selten fällt die Verantwortlichkeit auf den Postboten, bei vielen Gelegenheiten auch auf die pariser Landplage, genannt Concierge. Schließlich ist auch in Betracht zu ziehen, daß die

Briefträger das Recht haben, Journale in die Hausthür-Kästen zu schieben, aus denen jeder Miether eigentlich nach Belieben schöpfen kann So erklärt sich, daß man nur unter ganz besonderen Umständen mit einer Beschwerde an die Postdirection sich wendet, um — weder Antwort noch Zeitung zu erhalten. Gesetzt aber, es sei ein fremdes und wegen der Zahl seiner Abnehmer wichtiges Blatt mit der Regierung oder gar mit der die Tuilerien bewohnenden kaiserlichen Familie — Palais royal ist vogelfrei — unglimpflich verfahren, so wird die betreffende Stelle dem Bureauchef vorgelegt. Hält dieser sich nicht für competent, dann geht die Frage an den Director der Preßabtheilung, welcher eigentlich die letzte Entscheidung hat, aber es müßte schon Absonderliches vorliegen, wenn erst der Minister oder gar das Cabinet eine Entscheidung abgeben sollte. In allen Fällen aber wird die beanstandete Zeitung „notirt". Ist die Zahl der Notirungen beträchtlich, d. h die Gesinnung des Blattes fortdauernd nach Form und Inhalt feindlich, so wird es auf je acht oder vierzehn Tage ohne weitere Prüfung nicht zur Vertheilung gelassen. Durch dergleichen Unregelmäßigkeiten im Empfangen der Journale werden die meisten Abonnenten mürbe und verzichten auf das Vergnügen, schweres Geld zu bezahlen, um — kein Journal zu erhalten. Ein großes süddeutsches Blatt hatte früher in Frankreich und den über Paris zu versorgenden Ländern 8—900 Abnehmer: gegenwärtig besitzt es noch etwa 40. Zahlen beweisen! Und man bemerke die ganze Perfidie des Verfahrens: in Frankreich wird niemals ein fremdes Blatt verboten; dazu fehlt der Regierung der Muth, ihre Feigheit offen zu zeigen, sie unterdrückt im Stillen, sie wagt nicht ohne Visir zu kämpfen. Und doch ist sie von einer leidenschaftlichen Neugier besessen, Alles zu wissen, was im Auslande über sie gesagt wird; das kaiserliche Cabinet ist allein auf 400 deutsche Blätter abonnirt! Die als gefährlich auf der Post zurückgehaltenen Blätter werden nicht, wie ein englischer Correspondent glauben machen wollte, nach dem Ministerium des Innern geschafft, sondern verbleiben in den Kellern des großen Postamtes, um von dort, sobald es nöthig ist, in die Papiermühle geschafft zu werden, wo sie wieder ihr Unschuldsgewand anlegen und vielleicht nach kurzer Frist der Ehre theilhaftig werden als Petit Moniteur oder Petite Presse, geschützt durch kaiserliches Wohlwollen, in die Hände der Gutgesinnten zu gelangen. Habent sua fata libelli.

Leider sind derartige Mühlen noch nicht erfunden worden für die Journalisten, welche, in Frankreich sich aufhaltend, in französischen oder auswärtigen Blättern der hiesigen Regierung sich mißliebig erweisen. Man sagt ihnen nicht: la bourse ou la vie! sondern bestraft sie an Gut und Freiheit mit unnachsichtlicher Härte. Da aber die Strafen nach anerkannten Gesetzen von ordentlichen Richtern ausgesprochen werden, so läßt sich nichts einwenden gegen Den, der die Gesetze anwendet, sondern es könnte nur der Gesetzgeber einer Kritik unterzogen werden, — wozu hier nicht Veranlassung vorliegt. Vielleicht ist aber zu erwähnen, daß die Preßvergehen vor der sechsten Kammer des Tribunals abge-

handelt werden und daß die Kammerpräsidenten während je eines der letzten sechs Jahre stets zu Räthen am höheren Gerichtshofe befördert worden sind. Zufällig ist in derselben Zeit auch nicht eine Freisprechung für Preßvergehen erfolgt. Die zur Gefängnißstrafe verurtheilten pariser Journalisten verbringen ihre Haft gewöhnlich in Ste. Pélagie. Doch bedarf es nur ihres Wunsches und — der nöthigen Geldmittel, um die Erlaubniß zu erhalten, in dem trefflichen städtischen Krankenhause, Foubourg St. Denis, gegen Ehrenwort sich einzuquartiren. Hier empfangen sie Donnerstag und Sonntag Nachmittags ohne Weiteres allerhand Besuch, sind jederzeit frei in der Wahl ihrer Bücher und Beschäftigungen, kurz, ihre Behandlung ist durchweg dieselbe, wie die der andern freiwillig Eingetretenen in die große Armee des ausgezeichneten Dr. Blanche.

Selbstverständlich herrscht in dem Gefängnisse ein anderes Regime. Es ist aber auffallend, wie der alte Satz, daß Keiner im Praktischen tolerant ist, an den Journalisten sich bewährt. Sie behaupten immer für die Gleichheit und das droit commun zu kämpfen: werden sie jedoch zu Gefängnißstrafe verurtheilt — und das Gesetz kennt nur den einen Ausdruck prison —, so verlangen sie die wunderlichsten Privilegien und Vorzüge für sich, unbekümmert, ob die Hausordnung einer Anstalt, in welcher 1000—1200 Gefangene zu bewachen sind, darunter leide. Ste. Pélagie hat an und für sich nichts Merkwürdiges. In drei verschiedenen Gebäuden, zwischen denen drei getrennte Höfe sich befinden, werden die Sträflinge untergebracht. Sie entsprechen, so viel wie möglich, den drei Classen: 1) derer, die nicht zu arbeiten brauchen, d. h. die politischen Verbrecher und, in der Mehrzahl der Fälle, die Schriftsteller; 2) der sogenannten Pistoliers, d. h. solche, welche gegen Bezahlung von 6—7 Franken für je 14 Tage an die Arbeitspächter der Anstalt von der Arbeit befreit sind, und 3) — der Rest. Die erste Classe bewohnt, wenn es deren Anzahl gestattet, ausschließlich den „Pavillon des Princes“, ein Name, der von den übrigen Gefangenen erfunden ist, weil jene es sich so wohl sein läßt, wie es Gefangenen überhaupt sein kann. Dort wird manche Gänseleber verspeist, mancher Champagnerflasche der Hals gebrochen, mancher Artikel gegen die Verwaltung der Anstalt und über das Märtyrerthum der unglücklichen Bewohner geschmiedet.

Seit Januar 1853 haben 203 politische Verbrecher (im weitesten Sinne) und Schriftsteller hier ihre Strafe abgebüßt, unter ihnen kaum ein oder der andere Name, den gerechte Sympathie dahin begleitet hätte. Die Bérangers und Lamennais sind selten geworden in Frankreich. . . . Von der großen Presse ist einzig Peyrat, Chefredacteur des Avenir national, Scherer vom Temps und Eugène Pelletan wegen Preßvergehen in Ste. Pélagie gewesen; die übrigen Journalisten gehören der kleinen Localpresse an und haben die Haft nur wie jede andere Art der Reclame versuchen wollen. Aber diese wird dann auch im großen Maßstabe ausgebeutet.

Die Nachricht von dem Unglück des illustre und spirituel confrère

durchläuft alle Zeitungen und erregt sogar ein wenig den Neid des „Verbannten der Insel Guernsey". In einem Briefe d. d. Hauteville-House 8. Decbr. 1867 schreibt Victor Hugo an den Märtyrer Hrn. Alfred Sirven (Verfasser einer Broschüre über Ste. Pélagie und zu Gefängniß verurtheilt wegen — Verleumdung eines Spielpächters in Genf): „Von allen Gefängnissen kenne ich am besten — das Exil. Bald sechzehn Jahre nun, daß ich in diesem Käfig mich herumdrehe. . ." Doch wolle man nicht vergessen, daß die allgemeine Amnestie schon seit mehreren Jahren die Thür dieses Käfigs geöffnet hat, und daß Victor Hugo deshalb eigentlich in Guernsey nicht mehr Grund zu klagen hat, als die Mehrzahl der Schriftsteller in Ste. Pélagie.

# Vittoria Colonna.

Von **Karl Frenzel.**

Tiefer, als man gewöhnlich annimmt, ist Italien von der Bewegung der deutschen Reformation ergriffen worden; es hat in der Mitte des 16. Jahrhunderts einen Augenblick gegeben, wo die Gedanken von einer Erneuerung und Läuterung des Glaubens und der Kirche auch hier das Uebergewicht zu gewinnen schienen. Aber während in Deutschland die Reformation gerade von den Massen mit leidenschaftlicher Erregung ergriffen ward, blieb sie in Italien auf wenige Gebildete beschränkt und vermochte nicht von diesem ausschließlichen Kreise tiefer hinabzudringen. Leicht wurde es der Kirche darum, als sie selbst zu größerer Innerlichkeit zurückgekehrt war, diese Funken zu ersticken, ehe sie zu Flammen geworden. Zu den edlen und freien Geistern, die an dieser Bewegung theilnahmen, gehörte auch Vittoria Colonna, eine ausgezeichnete Frau, deren Schicksale auf das Innigste mit der politischen und geistigen Entwickelung Italiens zusammenhängen. Schon das Verhältniß, in dem sie zu dem großen Bildhauer und Maler Michel Angelo stand, sichert ihr ein dauerndes Gedächtniß.

Als Vittoria Colonna geboren wurde, hieß Italien allgemein der Garten Europa's. Weithin war der Ruhm seiner Städte und seiner fürstlichen Geschlechter gedrungen. Mit der Milde seines Himmels und der Fruchtbarkeit seines Bodens schien der Glanz seiner Schlösser und die Blüthe seiner Kunst zu wetteifern. In den Patricierhäusern zu Florenz und Venedig, an den Höfen zu Urbino und Ferrara, auf vielen kleineren Edelsitzen traten damals zuerst jene geselligen Formen und höflichen Sitten auf, denen wir noch heute huldigen. Die erste gebildete Unterhaltung im modernen Sinne über Gegenstände der Philosophie, der Politik, der Religion und der Kunst wurde in Italien geführt. Noch war sie frei von dem Zwange der Akademien und literarischen Gesellschaften, dem sie nur zu bald erliegen sollte. Den Namen der Renaissance verdient dieses Zeitalter nicht nur, weil der Drang der Geister nach dem Alterthum Wissenschaft und Kunst erneute, sondern weil das in seinen Schriften und Bildwerken wieder erstandene Alterthum auch das gesellige Leben umformte. Zunächst natürlich nur die oberen Schichten. Eine Betheiligung der Massen an geistigen Interessen, wie wir Nordländer sie gewohnt sind, kennen die Italiener nicht einmal jetzt; die Cultur der Renaissance, die Fragen, die sie heraufführt und erörtert, bleiben auf den Adel und den höheren Bürgerstand beschränkt. Den Mittelpunct des Glanzes und der Kunstblüthe bildete im Anfang des 16. Jahrhunderts Rom und der päpstliche Hof. Alexander VI., Julius II., Leo X. um-

gaben sich mit einem Gefolge von Staatsmännern, Feldhauptleuten, von Dichtern und Künstlern: Männer, die so gar nicht weder in ihrem Charakter noch in ihrer Lebensweise dem Ideale eines guten und wahren Priesters, wie es uns vorschwebt, entsprechen, aber unternehmende, prunkliebende Fürsten. Ihr Hof wurde das Muster, dem die andern Gewalthaber Italiens nacheiferten. Durch ihre Geburt gehörte Vittoria Colonna diesen vornehmen Kreisen an. Die Colonna's sind eins der ältesten und berühmtesten Geschlechter des mittelalterlichen Rom's. Unlöslich hat sich ihr Schicksal mit dem der ewigen Stadt verknüpft. In allen Kämpfen der Kaiser mit den Päpsten, des Adels mit dem Volke nahmen sie Partei. Auf gewaltigen, uneinnehmbaren Burgen saßen sie in der Campagna, in den Albanerbergen, bis tief in das neapolitanische Gebiet hinein: wiederholte Feinde der Päpste, von denselben gebannt und geächtet, behaupteten sie doch in allen Gefahren ihre gebietende Stellung in der Stadt wie auf dem Lande. Wenn der Wanderer von Albano nach Frascati geht, erblickt er auf einer der Höhen, die das Thal der Ferentina einschließen, noch jetzt, freilich mit zerstörten Wachtthürmen und Zinnen, eine dieser Burgen der Colonna's: das Städtchen Marino. Ein dichter Wald steigt von dem Hügel zu dem stillen Albanersee nieder. Hier wurde Vittoria 1490 geboren, ihr Vater Fabrizio war ein in den Kriegen der Zeit berühmter Feldhauptmann, der für einen so ausgezeichneten Taktiker galt, daß ihm Macchiavelli in seinen Gesprächen über die römische Kriegskunst die Rolle des Lehrers zuertheilte; ihre Mutter Agnese stammte aus dem Geschlecht der Feltrier zu Urbino, in deren Stadt und Schloß Rafael seine ersten Bilder malte. Das junge Mädchen empfing die Bildung, die damals in vornehmen Häusern für Frauen gebräuchlich war, sie lernte die lateinische Sprache und die Sonette Petrarca's. Früh schon wurde sie mit dem ihr gleichaltrigen Ferrante d' Avalos, dem Sproß einer reichen Familie Neapels, verlobt. Am 27. December 1509 fand die Vermählung Beider auf der kleinen Insel Ischia im Busen von Neapel statt; die Insel gehörte den d'Avalo's zum Lehen und eine Muhme Ferrante's, Constanza, Herzogin von Francavilla, hielt dort ihren Hof. Ein Inventarium der Ausstattung Vittoria's, das uns erhalten ist, gewährt einen anziehenden Einblick in das Leben der Zeit. Als besonders merkwürdig und stattlich wird in diesem Bericht „ein Bett nach französischer Mode mit Vorhängen und sonstigem Zubehör von Carmoisinseide mit blauem Taffet gefüttert, mit breiten Streifen von gewebtem Gold und goldenen Franzen, dazu drei Matrazen, eine Decke von Carmoisinseide von gleicher Arbeit und vier Kopfkissen derselben Art“ hervorgehoben. Unter den Kleidern der Braut waren drei kostbare Obergewänder von violettem Sammet, von carmoisinrothem und schwarzem Brocat. Ihre Mitgift betrug 14,000 Ducaten. Nicht weniger reich fielen die Geschenke des Bräutigams an Perlen und Edelsteinen aus, ein Kreuz von Diamanten an goldener Kette wurde tausend Ducaten an Werth geschätzt.

Die ersten Jahre der Ehe waren glücklich und friedvoll. Auf

Ischia und in ihrer Villa am Fuße des Hügels, der heute das Kastell St. Elmo trägt, lebten die jungen Gatten, im Umgang mit Künstlern, Dichtern und Gelehrten, ein genußreiches Stillleben. Bernardo Tasso, der berühmte Vater eines berühmteren Sohnes, preist die Insel, die „den Ruhm der Waffen und der Schönheit hegt", der Geschichtschreiber Paolo Giovio lernte hier zuerst Vittoria und ihren Gemahl kennen, dessen Thaten in seinen Werken einen so großen Raum einnehmen sollten. Denn bald entführte der Krieg Ferrante d'Avalos, der nachher den Titel eines Marchese von Pescara trug, den Armen seiner Gattin. Das Leben Vittoria's umdüsterte sich: glänzender Sonnenschein wechselte mit Stürmen und Gewittern ab; Jahre lang war sie von ihrem Gemahl getrennt. In den unaufhörlichen Kriegen, welche Italien seit dem Beginn des Jahrhunderts verwüsteten, war Pescara eine bedeutende Rolle zugefallen; aber während sein Ruhm stieg, sank die Freiheit seines Vaterlandes immer tiefer. Die Zwietracht der italienischen Staaten unter einander, ihre gegenseitige Eifersucht, die vielen Parteien des Landes, von denen die einen sich offen zu Gegnern der Unabhängigkeit Italiens erklärten und im Dienste der Fremden ihr Vaterland bekämpften, beugten es endlich unter das spanische Joch. Zwei Mächte rangen damals um die Herrschaft über Italien: Spanien und Frankreich; ein Kampf der Völker, der sich in den Gestalten Karl's V. und Franz' I. zu einer Art ritterlichen Zweikampfs zuspitzte. Der Marchese Pescara war ein Unterthan des spanischen Königs, der seit 1503 in Neapel herrschte, und nicht nur seine Pflicht, auch sein Herz hielt ihn bei dieser Fahne fest. In der Schlacht bei Ravenna, welche die Franzosen über die Spanier 1512 gewannen, ihren Sieg theuer mit dem Tode ihres heldenmüthigen Führers, Gaston's de Foix, bezahlend, wurde Pescara, wie sein Schwiegervater Fabrizio Colonna verwundet und gefangen. Dieses Mißgeschick gab Vittoria Veranlassung, ihren Schmerz und ihre Klagen in Versen auszuströmen; es ist, so viel wir wissen, ihre erste Dichtung: ein Brief, den sie an ihren Gemahl richtet, das Loos der Frauen bedauernd, die daheim in Sorge und Angst weilen, während die Männer sich dem ungewissen Geschick des Krieges aussetzen, obgleich die, welche sich Treue für das Leben gelobt, auch vereint bleiben, dasselbe wagen und dasselbe Geschick erleiden sollten. Wunsch eines zärtlichen Herzens, der nicht erfüllt wurde! Leicht nur war die Gefangenschaft Pescara's, auch seine Wunden heilten bald, und die ehrenvollen Narben, die ihm blieben, bewogen die Herzogin von Mailand zu dem Ausruf: „Ich möchte ein Mann sein, Herr Marchese, wäre es auch nur um Wunden im Gesicht zu erhalten, wie Ihr, und um zu sehen, ob die Narben mich so gut kleiden würden, wie Euch", aber aus dem Tumult des Krieges und der politischen Geschäfte kehrte er nicht mehr zum Frieden des Hauses zurück. Selten sah ihn Vittoria, er befehligte auf den Schlachtfeldern und saß im Rath Karl's V. So groß war sein Ansehen, für so entscheidend galt sein Schwert und seine Staatskunst, daß ihm vom Papste Clemens VII. und Franz I., die sich zu einem Bündniß gegen Karl vereinigt hatten,

die Krone Neapels angeboten wurde, wenn er vom Kaiser abfallen und sich ihnen anschließen wollte. Pescara trug indeß schon spanische Tracht und sagte laut: „er möchte lieber ein Spanier als ein Italiener sein"; auch Vittoria soll ihm abmahnend geschrieben haben: sie verlange nicht nach einer Königskrone, und zöge es vor, die Gemahlin eines Mannes zu sein, der im Kriege niemals seine Tapferkeit und im Frieden nie seine Hochherzigkeit verleugnet habe. In dieser Gesinnung wies Pescara die Anerbietungen der Verbündeten zurück, man kann wohl behaupten, daß sein Entschluß das Schicksal Italiens besiegelt hat. Ihm schrieben die Italiener den entscheidenden Sieg der Spanier und Deutschen bei Pavia gegen die Franzosen zu; allein nicht lange sollte er sich eines solchen Triumphes freuen, von den Anstrengungen des Krieges aufgezehrt, starb er am 25. November 1525. Auf die Nachricht von seiner Erkrankung brach Vittoria in eiliger Hast von Neapel auf, um zu ihm nach Mailand zu gehen, doch schon in Viterbo traf sie der Bote, der ihr die Kunde seines Todes brachte. Rasch nach einander hatte sie Vater, Mutter, den ältesten Bruder und nun den Gemahl verloren.

Vittoria Colonna ist für uns das Ideal der trauernden Witwe geworden. Wie sie seit Pescara's Tod beständig in Trauergewändern ging, so steht sie in unserer Erinnerung. Sie war eine Frau von schlanker Gestalt, mit mildleuchtenden Augen, aber von einer gewissen Strenge in den Zügen. Reich und vornehm, erst im Alter von fünf und dreißig Jahren, konnte es der kinderlosen Witwe nicht an Anträgen zur Schließung einer neuen Ehe fehlen, sie lehnte alle ab. Im ersten Schmerz war sie entschlossen, sich für immer in ein Kloster zurückzuziehen. Der Papst Clemens VII. wies ihr in Rom das Kloster der Clarissinnen vom San Silvestro in Capite zum Aufenthalt an, aber er verbot den Nonnen zugleich bei Strafe der Excommunication im strengen Sinne, ohne seine besondere Genehmigung zu gestatten, daß Vittoria ihr Witwengewand mit Nonnentracht vertausche. Ruhiges Weilen war überdies Vittoria auch nicht einmal im Kloster beschieden. Die kaiserlichen Truppen, die sich zur Eroberung Rom's anschickten, trieben sie 1527 aus der einer zügellosen Plünderung geweihten Stadt nach Ischia, von der Insel verscheuchte sie die Pest nach den Burgen ihres Geschlechts in der Campagna. Ihre späteren Lebensjahre verbrachte sie bald in Rom, bald in Viterbo, wo sie im Katharinenkloster wohnte. Inmitten all' dieser äußeren Unruhen entfaltete ihr Geist, mächtiger in der Trauer, als im Glück, seine Flügel. Ganz dem Schmerz um den Verlust ihres Gatten hingegeben, begann sie in melodischen Lauten seinen Ruhm zu feiern und ihr Unglück zu beklagen. Maßgebend für die italienische Lyrik war damals noch die Sonettendichtung Petrarca's: eine Ueberschwänglichkeit des Gefühls, ein Emporschweben aus der Wirklichkeit in die übersinnliche Welt, die sich in Uebertreibungen, in Bilder und Allegorien ausdrücken. Die vielen hundert Sonette Petrarca's an die geliebte Laura besitzen fast sämmtlich den gleichen bezaubernden Wohlklang, wahren und tiefen Eindruck jedoch machen nur die wenigen,

denen eine gewisse Realität zu Grunde liegt: das deutsche Gefühl wird von der Klage um die gestorbene Geliebte, wie oft sie sich auch wiederholen mag, immer noch ergreifender berührt werden, als von der endlosen Spielerei mit dem Namen Laura und der mystischen Verklärung dieser am Charfreitag geborenen Liebe. Vittoria Colonna hatte einen männlichen Sinn, eine Strenge und Keuschheit der Empfindung, die, freiwaltend und nicht von der Nachahmung Petrarca's in ihrem Ausdruck gehindert, ihren Gedichten noch eine größere Eigenthümlichkeit gegeben haben würde; auch so überrascht und fesselt uns überall die Wahrheit und Reinheit des Gefühls: Eigenschaften, die den meisten italienischen Sonetten in dem Zwang der Form und bestimmter Anschauungen verloren gegangen sind. Vittoria's Dichtungen sind das Leben ihrer Seele. „Ich schreibe", beginnt sie ihre Klage, „inneres Leiden auszulassen"; ihre Gedichte seien bitt're Thränen, nicht Gesanges Süße, nicht heitere Stimmen, sondern trübe Seufzer. Wie stolz und herrlich steht die Heldengestalt Pescara's im Geiste vor ihr! Sie nennt ihn ihre Sonne, von tausend Ruhmesstrahlen umkränzt, seine Siege ziehen an ihrem inneren Auge vorüber, sein edles, narbenbedecktes Gesicht lächelt sie an. Nicht, daß er die schweren Bande des Leibes abgestreift habe, bekümmert sie so sehr, als daß sie selbst noch darin festgehalten werde. Sie gedenkt des holden Glücks ihrer Jugend:

Welch' ruhige See, welch' heitern Wellenspiegel
Durchfurchte einst mein starkgebauter Kahn!

Ach, dasselbe Ischia, das ihr damals so viele Freude gab, wenn der Geliebte siegreich von seinen Feldzügen heimkehrte, erweckte ihr jetzt Kummer und Leid. Sieben Jahre klang so ihre Leier in schmerzlichen Klängen. Der Ruf ihrer Gedichte verbreitete sich durch Italien; ihr zurückgezogenes Leben und ihre aufrichtige Frömmigkeit bekräftigten gleichsam ihre Verse. Hier war nichts Unlauteres und Gekünsteltes, dieselbe Empfindung erfüllte ihr Sein und ihr Dichten. Der Mann, den sie pries, war Keinem unbekannt: eine Weile war er der Mann Italiens gewesen. Wiederum darf nicht vergessen werden, daß die hohe Stellung, die Vittoria durch Geburt und Reichthum in der römischen Gesellschaft einahm, ihren Dichtungen in den Augen Vieler wohl noch einen bedeutenderen Werth gab. Niemals sind die italienischen Schriftsteller im Lobe zurückhaltend gewesen, eher verfallen sie in das Gegentheil. Ariosto, der Sänger des „Rasenden Roland", der Cardinal Bembo und der freche boshafte Satiriker Pietro Aretino kommen in der Bewunderung dieser außerordentlichen Frau überein. Inniger aber als diese Sonette und Stanzen berührt uns das schlichte Wort eines deutschen Mannes, des Malers Franz aus Holland, der auf Kosten des portugiesischen Königs in Rom die Architektur und die Malerei studirte; „Vittoria Colonna, die Marchesa von Pescara, die Schwester des Herrn Ascanio Colonna", schrieb er, „ist eine der berühmtesten und erlauchtesten Damen in Italien und Europa. Keusch und schön, voll Geist und Kenntniß, besitzt sie alle Eigenschaften, die man an einer Frau loben kann. Seit dem

Tode ihres erlauchten Gemahls führt sie ein bescheidenes und zurückgezogenes Leben; gesättigt von dem Glanze und der Größe ihres früheren Standes liebt sie jetzt nur noch Jesus Christus und die nützlichen Studien, viel Gutes thut sie armen Frauen und giebt überall das Beispiel einer echten katholischen Frömmigkeit.“ Meister Franz hatte Vittoria zufällig durch einen Freund kennen lernen, der ihn bei ihr einführte. Des Sonntags nämlich pflegten sich bei ihr im Kloster S. Silvestro auf Monte Cavallo Gelehrte und Künstler zu geselliger Unterhaltung einzufinden; der Name und der Ruhm eines Einzigen in dieser Gesellschaft hat die aller Andern verdunkelt. Es war Michel Angelo, der nach der Eroberung seiner Vaterstadt Florenz durch die Spanier und die Zurückführung der Medici an die Spitze des Staates in Rom lebte, vergrämt und verbittert, mit dem Bauplan zur Peterskirche und dem Grabmal des Papstes Julius II. beschäftigt. Eine ebenso zärtliche wie dauernde Freundschaft knüpfte den großen Künstler an die edle Frau — eine Hingabe, ein Ineinanderwachsen Beider, von solcher Tiefe, Innigkeit und Reinheit, daß hier einmal der Traum platonischer Liebe sich verwirklichte. Von auflohender Leidenschaft hielt beide das Alter und der Ernst ihrer Lebenserfahrung zurück; hart geprüft im Schmerz und im Wechsel der Geschicke, hatten sie die Träume hochstrebender, feuriger Jugend wie Schatten unfaßbar an sich vorübergleiten sehen. Ihr Sinn wandte sich ab von dem Vergänglichen, Kunst und Religion sollten ihnen das Verlorene ersetzen. In den Gedichten „voll reinster und süßester Liebe“, die Michel Angelo an Vittoria richtete, treten die Beziehungen auf diese Mächte des geistigen Lebens besonders scharf und bestimmt hervor; bald vergleicht er sich mit dem Modell von Thon, das der Künstler auf den Marmor übertrüge, er sei nur als Entwurf von sich zur Erde gekommen und erst durch Vittoria ein vollendeteres Werk geworden; bald will er ihrem heiligen Kiele ein weißes Blatt darreichen, damit sie seine zwischen Sünde und Tugend schwankende Seele belehre und kräftige, und preist sie, daß sie seinem Leben die schönsten Straßen zum Himmel gezeigt habe. Diese Erhebung der irdischen Liebe zur himmlischen, die in der italienischen Lyrik so oft für ein natürlich empfindendes Gemüth eine komische Färbung gewinnt, hat hier ihre Wahrheit und Berechtigung: zwischen diesen beiden edlen Wesen handelte es sich nur um die höchsten und letzten Fragen des Daseins, ihr Umgang miteinander war eine Läuterung, ein hoher Idealismus, der sie gleichsam über die gemeine Sterblichkeit erhöhte. So gewaltig wirkte jedoch Vittoria's Erscheinung, Geist und Anmuth auf Michel Angelo und nahm ihn ganz gefangen, daß sie ihm einmal schrieb: er möge doch aufhören, ihr fort und fort Sonette zu senden, er versäume mit dem Dichten seine Morgenarbeit in der Peterskirche, sie mit dem Lesen ihre Abendandacht.

Ueberall in der römischen Gesellschaft machte sich damals das religiöse Element geltend. Dahin war der leichtsinnige Lebensübermuth, der den Hof Leo's X. zu tollen Verschwendungen und Festlichkeiten im Stil neronischer Saturnalien getrieben hatte. Päpste und Cardinäle

nahmen eine strengere Maske vor; die Reform der Kirche sollte wenigstens an den Gliedern, wenn auch nicht, wie die Deutschen forderten, am Haupte vollzogen werden. Man konnte die Lehre Luther's nicht bekämpfen, ohne sie zu kennen, je mehr man sich aber mit ihr beschäftigte, desto mehr leuchtete ihre Tiefe ein. Von der Erkenntniß der Grundsätze der deutschen Reformation bis zum Abfall von der katholischen Anschauung waren damals nur wenige Schritte. Ein äußerlicher Drang kam hinzu: die Forderung Karl's V., der Papst möge ein allgemeines Concil berufen, an dem die Protestanten Theil nehmen sollten, um die große kirchliche Frage zu entscheiden. So wurden religiöse Gegenstände zum Mittelpunkt der Unterhaltung in den gebildeten Kreisen. Und gerade die hervorragendsten Köpfe unter der italienischen Geistlichkeit fühlten sich von der Hauptlehre Luther's, der Lehre von der alleinigen Rechtfertigung durch den Glauben, im Gegensatz zu der römischen Kirche, welche den guten Werken und den Fürbitten der Heiligen ein großes Gewicht bei unserer Rechtfertigung vor Gott zuschreibt, angezogen. Die Cardinäle Contarini und Reginald Poole, der vor den Verfolgungen Heinrich's VIII. aus England geflohen war, neigten sich dieser Auffassung zu. In Ferrara, um die Herzogin Renée von Valois, gab es viele Männer und Frauen, die sogar den schroffen Meinungen Calvin's huldigten. Gemäßigter trat die Bewegung in Venedig, in Rom und Neapel auf. Um das Jahr 1540 fand ein Büchlein „von der Wohlthat Christi" weite Verbreitung in Italien, welches, wie sich ein Bericht der Inquisition darüber ausdrückt, „auf einschmeichelnde Weise von der Rechtfertigung handelte, Werke und Verdienste herabsetzte, dem Glauben allein Alles zuschrieb, und weil eben dies der Punct war, an dem damals viele Prälaten und Klosterbrüder anstießen, viel gelesen ward." Ueber die Kreise der höheren Geistlichkeit, des Adels und des reicheren Bürgerstandes drangen indeß diese Meinungen nicht zu den Massen des Volkes hinaus. Innige Theilnahme widmete ihnen Vittoria Colonna, wie überhaupt ihre ganze Familie. Julia Gonzaga, ihre Verwandte, die Gemahlin Vespasiano Colonna's, des Herzogs von Palliano, die für die schönste Frau Italiens galt — der Ruf ihrer Schönheit war bis in das Serail des Sultans in Konstantinopel gedrungen — war den Neuerungen noch lebhafter zugethan. Im Stillen wuchs und gedieh die kleine Gemeinde, aber es fehlte ihr eben so sehr die mächtige Persönlichkeit, an die sie sich hätte anlehnen können, wie der äußere Zusammenhang. In Venedig wie in Ferrara, in Rom und Neapel gaben locale Tendenzen den Ausschlag. Man wagte sich nicht in die Oeffentlichkeit, man besprach sich insgeheim mit einer kleinen Anzahl von Freunden. Unter so vielen begabten Männern und Frauen gingen die Ansichten weit auseinander, zu Viele wollten führen, zu Wenige folgen. Dem Papste offen in seiner geistlichen oder weltlichen Macht zu widerstreiten, fühlte sich Niemand unter ihnen bewogen. Bei der Fülle der verschiedenartigsten Meinungen, die alle zum Ausdruck kamen, erscheint als festes Ziel der ganzen Bewegung nur die Absicht, zwischen der Form der alten Kirche

und der Reformation eine mittlere, ausgleichende Stellung einzunehmen. Eine Zeit lang schien dieser Richtung in dem General der Kapuziner Bernardino Ochino ein beredter, das Volk aufregender Führer zu erstehen. Zu seinen Predigten strömten Gelehrte und Ungelehrte, Männer und Frauen zusammen; da die Kirchen zu klein für die Menge Derer waren, die ihn hören wollten, sprach er auf öffentlichen Plätzen, auf dem Felde: sein Wort riß Alle mit sich fort. „Seine rauhe Kleidung", erzählt Ranke nach einem Chronisten der Kapuziner, „sein bis auf die Brust herabhängender Bart, seine grauen Haare, sein bleiches mageres Gesicht und die Schwäche, die von seinem wiederholten Fasten herrührte, gaben ihm den Ausdruck eines Heiligen." Aber die Energie seines Wesens drängte ihn bald aus dieser vermittelnden Stellung zum vollständigen Bruch mit der Kirche. In dem Weltkampfe zwischen beiden Auffassungen des Christenthums mußte jeder seinen Platz auf der rechten oder linken Seite wählen, zu jener Politik der Ausgleichung und Versöhnung, wie sie in den Anfängen der Reformation Erasmus von Rotterdam gerathen und geübt hatte, war jetzt weder Raum noch Zeit, die beiden Principien hatten sich gerüstet zur Schlacht erhoben und konnten nur Streiter, keine halben Freunde gebrauchen.

Zu einer solchen Rolle war Vittoria Colonna nicht berufen. Ihr, wie der Mehrzahl ihrer Freunde genügte die träge Werkthätigkeit, das öde Formwesen der damaligen Kirche nicht, darüber hinaus trachteten sie nach einem reineren Glauben, strengerer Moral, die innere Heiligung war ihr Hauptziel. Aus Vittoria's, und Michel Angelo's Gedichten springt dies ebenso klar wie aus Poole's und Contarini's Briefen hervor. Weiter gehen wollten sie nicht; der Zusammenhang und die Einheit der Kirche schienen ihnen über Alles wünschenswerth, sie zu erhalten, hätten sie jedes Opfer ihrer besonderen Meinungen gebracht. Selbst bei diesen Hochgebildeten und nicht gemein angelegten Naturen herrscht eine Rücksicht auf das Zweckmäßige und Althergebrachte, eine Anerkennung der Ueberlieferung und des Dogma's vor, die dem germanischen Geiste durchaus fremd ist; die Italiener spotteten über die Kirche, das Papstthum und das Mönchswesen, aber sie beugten sich ihnen, hier begegnen sich Boccaccio und Vittoria Colonna. Der äußere Zwang der Formeln, dem sie sich fügen, thut ihrer inneren Erhebung keinen Eintrag; es giebt keine boshaftere Satire auf die Grundeinrichtungen der katholischen Kirche, als die lustigen Erzählungen Boccaccio's, und doch starb der Dichter unangefochten im Schooß der Kirche; ebenso wenig wurde Vittoria durch ihre Anschauungen und Meinungen abgehalten, alle Pflichten einer andächtigen Katholikin zu erfüllen. Viele von den Frauen, welche die Kirche unter ihre Heiligen aufgenommen hat, wie Katharina von Siena, der die weltliche Gewalt des Papstes als „heidnischer Gräuel" erschien, oder Therese von Avila, die einen starken Zug nach der Rechtfertigung allein durch den Glauben und die Liebe hatte, stehen dem Wesen der Reformation im Grunde viel näher als der katholischen Hierachie. In Vittoria lebt etwas von dieser schwärmerischen Heiligkeit,

welche die Religion als Sache des Gemüths auffaßt und, wenn sie sich auch gehorsam den Entscheidungen der Kirche unterwirft, doch im tiefsten Winkel ihres Herzens sich ein besonderes Heiligthum wahrt. Es war nur eine folgenrichtige Entwickelung ihres Charakters, wenn sie nach der Trauer um den vielbeweinten Gemahl ihre Seele von dem vergänglichen Geschöpf zu dem unvergänglichen Schöpfer wandte. „Durch jene Hand, welche den Himmel gebildet", ward sie aus dem Meer des irdischen Schmerzes gerettet. Ihre rime sacre, „Heilige Gedichte", erhielten noch ein volleres Lob, als ihre ersten Sonette, sie entsprechen der religiösen Stimmung der Zeit. Wie vollkommen sie auch aus Vittoria's Herzen strömen mochten, so ist doch die Anregung nicht zu verkennen, die sie von dieser Um- und Einkehr ihrer Zeitgenossen empfing. Was uns in diesen Gedichten übertrieben und geschmacklos dünkt — wenn alle Engel in der Canzone auf den Tod des Erlösers sehnlichst zu sterben wünschen, oder wenn die Dichterin ausruft: „Forfan seien mir Federn die heiligen Nägel, das köstliche Blut die reine Tinte, makellos Papier der heilige Körper!" — galt damals für kunstreiche und sinnige Allegorie. Mit diesen Spielereien verbinden sich oft tiefe und rührende Gedanken, eine wahre Frömmigkeit, eine Sehnsucht nach dem Ewigen. „Selig ist die Seele, welche die Frucht und Wurzel der Welt verachtet und mit ihrem Herrn nun andere, himmlische Lust genießt", sagt sie einmal. Die ewige Liebe führt uns aus einem düstern Wintertag zu einem warmen, grünen Frühling, sie verscheucht alle Nebel und erweckt in uns selige Gedanken, welche sich in heiliger Reihe leuchtend aneinander schließen: Aussprüche, die einen leichten protestantischen Anhauch haben; nicht um das härene Gewand und Bußübungen, um die Reinheit der Seele handelt es sich.

Diese Reinheit wurde auch von den Spitzen der römischen Geistlichkeit angestrebt, vor Allem, seit im Cardinalscollegium, unter dem Papst Julius III., der Cardinal Caraffa, ein gewaltiger, durchgreifender, fanatischer Mann, mächtig geworden war. Nicht im protestantischen, sondern im katholischen Sinn. Die Einheit des Glaubens, den erschütterten Gehorsam gegen die Satzungen der Kirche wieder herzustellen, begann die römische Inquisition in ganz Italien ihre schreckliche Thätigkeit. Diese Verfolgung erschreckte die Freunde des Protestantismus, auf Hülfe und Schutz im Volke konnten sie nicht rechnen. Die Entschlossensten bekannten sich jetzt laut zu Luther's Lehren und suchten flüchtend über die Alpen nach Deutschland zu entkommen: so Ochino und der Chorherr der Augustiner zu Fiesole, Pier Martire Vermigli. Den Zurückbleibenden drohte in Rom der Scheiterhaufen, in Venedig der Tod durch Ertränkung. Jeder beeilte sich, seinen Frieden mit der Kirche zu machen, die Cardinäle Poole und Contarini entsagten allen Ansichten, die auch noch so leise ketzerisch gefärbt waren. Niemand war vor der Inquisition sicher: Vittoria's Verwandte, ihr Bruder Ascanio und jene Julia Gonzaga, die ihre Zuneigung zur Reformation niemals verborgen hatten, starben damals eines dunklen Todes. Sie selbst blieb ruhig und gefaßt, auf eine Anfrage erklärte sie, daß sie sich in allen geistigen Dingen der

Autorität ihres Gewissensrathes, des Cardinals Poole, unterordne. Doch war ihr Gemüth tief erschüttert, ihre Gesundheit gebrochen. Der berühmte Arzt Fracastero in Verona, den ihre Freunde deshalb um Rath befragten, gab mehrere Heilmittel an, setzte aber hinzu: es thue Noth, einen Seelenarzt für sie zu finden, sonst werde das schönste Licht dieser Welt erlöschen. Sie hatte einmal davon gesprochen, eine Pilgerfahrt nach Jerusalem in ihrem Alter zu unternehmen, daran war nun nicht mehr zu denken. 1544 kehrte sie von Viterbo nach Rom zurück und wohnte im Kloster der Benediktinerinnen Santa Anna de' Funari. Ihr Verkehr mit Michel Angelo setzte sich fort; ihre letzten Dichtungen und einige Gebete in lateinischer Sprache, niedergeschrieben „in jener Demuth, welche ihre Niedrigkeit, in jenem Aufschwung des Geistes, welche Gottes Majestät verlangt", stammen aus dieser Zeit. Als sie im Anfang des Jahres 1547 erkrankte, ließ sie sich in das Haus eines Verwandten bringen und starb daselbst, im Ausgang des Februar; am 15. des Monats hatte sie ihr Testament gemacht, in ihrem siebenundfünfzigsten Jahre. Wie sie bestimmt hatte, ward sie im Kloster der Nonnen von Santa Anna beigesetzt, kein Stein bezeichnet der Nachwelt die Stelle, wo ihr sterbliches Theil ruht. In mehreren Denkmünzen, aus verschiedenen Lebensaltern, ist uns ihr Antlitz aufbewahrt: stille, ernste Züge voll milder Hoheit. Michel Angelo pflegte oft zu seinem Lieblingsschüler Condivi zu sagen, nichts bereue er mehr, als daß er Vittoria auf ihrem Sterbebette nur die Hand und nicht auch die Stirn und das Antlitz geküßt habe. Ein Frauenleben, still beschaulich, von der Sehnsucht nach dem Ideal geläutert und doch auch wie auf Engelflügeln emporgetragen.

# Die barmherzige Schwester.

Eine Wald- und Seegeschichte von **Adelheid von Auer.**

Ein wunderschöner Sommermorgen zog leuchtend über Flur und Wald empor und schmückte die Welt mit festtäglichem Glanz.

Zum Ausgang gerüstet trat Bertha in das Wohnzimmer ihrer Mutter.

„Wohin so früh?“ fragte diese erstaunt.

„In den Wald, zur alten Ursula“, berichtete Bertha, „ich will mich als genesen melden und“, ihre Stimme bebte unwillkürlich, „und will Abschied nehmen. Ich bin jetzt kräftig genug, Mutter, und jeden Tag fertig zur Reise.“

Die Mutter zerdrückte eine Thräne zwischen den Wimpern, aber sie sagte nichts, sondern faltete nur still die Hände. Der Vater legte sein Zeitungsblatt aus der Hand und sah die Tochter prüfend an.

Diese, sich dem Blick entziehend, trat ans Fenster, öffnete es, bog sich weit hinaus und sog gleichsam mit vollen Zügen die herrliche Luft ein, dann, den Kopf halb zu den Eltern zurück wendend, sagte sie in leichtem Ton:

„Das hat mir die liebe Sonne zu Gefallen gethan, daß sie mir heut die Heimat noch einmal so recht sonntagsmäßig schmückt und mir ein unvergleichlich schönes Bild mit in die Fremde giebt. Ich habe sie auch gestern, als sie zur Ruhe ging, so recht darum gebeten. Du weißt, Mutter, die Sonne ist immer meine Freundin gewesen. Nie verlebte ich bis dahin einen Festtag ohne Sonnenschein und wenn ich sie zu einer häuslichen Arbeit brauchte, sie war immer da. War's nicht schon sprüchwörtlich geworden, wer Sonnenschein wollte, kam zu mir.“

„Du sahst sie mit hellem Antlitz an, darum that sie es wieder“, bemerkte die Mutter.

Bertha stand noch immer am Fenster. „Wie schön es hier ist, wie ich die Natur hier liebe!“ sagte sie träumerisch. „Es geht nichts über einen solchen hellen Frühlingstag. Und ach, wie bald ist er vorüber, wie bald werden seine Blumen welk und wenn im Herbst der Baum die Blätter abschüttelt, dann zieht auch der Vogel fort, der sein Nest in die grüne Krone jugendfrisch hineinbaute. Man kann viel von der Natur lernen, wenn man ihre Sprache versteht.“

„Vor Allem sollte man von ihr lernen, das Natürliche zu thun“, sagte der Vater.

Bertha antwortete nicht. Sie knüpfte die Bänder ihres Hutes fest, nahm den Schleier vor, während sie lächelnd und wie entschuldigend zu sich selber sagte:

„Im Wald, wenn ich sicher bin, Keinem mehr zu begegnen, schlage ich ihn zurück, die Bäume werden nicht vor meinem Gesicht erschrecken."

Dann küßte sie Vater und Mutter.

„Werdet Ihr schelten, wenn ich vor Abend nicht zurückkomme?" fragte sie; „es ist mein letzter Feiertag."

„Nein, bleib in Gottes Namen so lange Du willst", sagte die Erstere und der Vater trug ihr einen Gruß an Axel, des Oberförsters Sohn, den Gespielen ihrer Kindheit und den Freund ihrer Jugend auf, im Fall sie ihm begegnen sollte, aber sie wehrte heftig die Zumuthung ab.

„Er ist verreist, ich weiß es", sagte sie, „ich würde nicht in den Wald gehen, müßte ich fürchten, ihm dort zu begegnen. Ich will ihn nicht auch so erschrecken, wie den Vetter Arthur, Du weißt, Mutter."

„Das ist Monate her, Monate ändern viel", wandte die Mutter ein.

„Nicht ein von den Pocken zerrissenes Gesicht", fuhr Bertha, ihre Erregung bekämpfend, fort.

„Sieh doch nur einmal in den Spiegel", drang die Mutter in sie.

„Nie wieder, ich habe es gelobt", sagte Bertha feierlich. „Ich that es damals und weiß genau, was die Krankheit aus mir gemacht hat. — Gottlob, ich habe den Eindruck jetzt überwunden. Ich bin ganz ruhig. An den Krankenbetten, zu denen die barmherzige Schwester eilt, wird eine sanfte Hand, wird ein mildes Wort die zerstörten Züge vergessen machen. Wer den Tod vor Augen sieht wird nicht mehr an Erdenschönheit hangen. Das ist Alles abgethan, Mutter. Heut wenigstens will ich nicht daran denken, heut will ich noch einmal ein Kind und glücklich sein."

Sie umarmte die Mutter noch einmal und eilte fort. Der Vater sah ihr lächelnd nach.

„Sie wird nimmermehr barmherzige Schwester werden", sagte er, „wenn die Sonne heut untergeht, wollen wir uns wieder sprechen."

Die Sonne hatte aber noch viel zu thun, ehe an Untergehen zu denken war. Sie ist Königin im Reiche der Natur und wenn sie auch ihre Befehle so schweigend durch die Welt haucht, daß kein menschliches Ohr sie zu vernehmen mag, so ist doch das Auge ein empfängliches Organ. Es nimmt tausend Bilder in sich auf, beobachtet tausend kleine Züge, aus denen die Phantasie sich eine zweite Welt formt, eng mit dem eigenen Leben und Empfinden verbunden. Wer's wieder erzählen will, erzählt Märchen, aber ganz unwahr sind sie darum nicht.

Die fremdartige Märchenform ist nur ein Gewand für die Wahrheit; wer das Gewand abwirft, hat sie ungeschminkt und ungeschmückt.

Wahr ist es übrigens, daß Bertha bis dahin, wo die bösartige Krankheit sie auf das Lager warf und mit giftigem Hauch ihre jugendliche Schönheit feindselig berührte, wirklich ein Sonnenkind war. Es hatte ihr Alles gelacht; Kindheit und Jugend hüllten die Welt in rosenfarbenen Schleier, wer sie kannte, liebte sie, und harmlos, wie ein Bach

durch blumige Ufer fließt, ging ihr Leben dahin. Im vergangenen Winter hatten die Eltern sie zum ersten Mal auf Bälle geführt und der Kerzenglanz beleuchtete so hell ihre liebliche Schönheit, wie es der Sonnenschein daheim auf dem väterlichen Gut gethan. Von einer Fahrt aus der Stadt zurückkehrend, wurde sie krank und damit bekam ihr Leben, ihr Geist, wie es schien, eine völlig andere Richtung.

In Leiden und Schmerzen blieb ihre Seele sanft und geduldig und ahnungslos über die zerstörenden Folgen der Krankheit ging sie der Genesung entgegen. Erst Arthur's unerwarteter Besuch, sein sichtlicher Schreck, belehrte sie über ihr Schicksal. Von da her schrieb sich ihr Entschluß, barmherzige Schwester zu werden, dessen Ausführung nun nahe bevorstand.

Im Augenblick war er freilich vergessen oder zurückgedrängt in der Seele, die wohl mehr gestimmt war, die Wunder der Welt in sich aufzunehmen, als an die tiefe Nachtseite derselben, das menschliche Siechthum, die menschliche Gebrechlichkeit, Leiden und Klagen, Thränen und Schmerzen zu denken.

Als sie wie ein scheues Reh durch das Dorf geschlüpft und es ihr geglückt war, jede Begegnung mit den ehemals so viel gesuchten Bewohnern zu vermeiden, schlug sie den Schleier zurück und wandelte querfeldein, bis sie in das schattige Dunkel des Waldes einbog.

Eine reichliche Stunde Wegs hatte sie wohl bis zur Hütte der alten Ursula, die einst ihre Wärterin gewesen und dann zu ihrem Schwiegersohn, dem Waldhüter, in die Hütte am See gezogen war, eine gute Stunde Wegs, aber sie machte drei daraus, denn es gab viel Lieblingsplätze zum Ausruhen und den geradesten Weg zum See schlug sie just nicht ein, obgleich er das Ziel ihrer Wanderung war.

Die Lichtung, in der das Waldkleinod, der See, liegt, klar und still, das Bild tiefen, süßen Friedens, ist der romantischste Punct weithin in der Landschaft. Selten einmal kräuseln sich Wellen im Schooß desselben. Der Sturm, der oft gewaltig durch die hohen Bäume rauscht, streicht meist nur mit gebrochenem Flügel matt über seine glatte Fläche. Blumen blühen an seinem Ufer und tief in seinem Grunde regt sich das Leben, das überall die Natur durchweht und jedem Todesgedanken mit siegesgewisser Verheißung ewiger Fortdauer widerspricht.

Bertha meinte, so schön habe sie den Wald noch nie gesehen. Die Sonnenstrahlen zitterten und glühten auf den alten Stämmen, sie streuten sonnige Funken in den tiefen, dunklen Grund.

O Gott, wie hell ist die Welt! jauchzte es in Bertha's Seele. — Es war aber auch noch viel schöner wie an allen anderen Tagen, und woher das kam, das wird Jeder, der es gern erfahren will, der Sonne abzulauschen versuchen müssen:

Denn als aus dem Schlaf der Nacht
Die Tageskönigin erwacht,
Sandte Boten sie im Stillen,
Zu verkünden ihren Willen.

„Veilchen soll der Himmel blauen,
Sonnig glänzen Flur und Auen.
Meinen heißen Hauch zu kühlen,
Dürft Ihr mit den Wellen spielen;
Lüftchen, dürft Euch frei erheben,
Dürft des Waldes Stirn umschweben.
Und soll ich die Blümchen loben,
Tragen heut sie Sonntagsroben.
Jeder schmücke sich aufs Beste
Zu dem heut'gen Abschiedsfeste,
Fei're mit, wie er's vermag,
Bertha's letzten Feiertag."

Und so geschah es denn, wie die Sonne es befohlen hatte. Die Blumen hüllten sich in Purpur und Violet, Weiß und Rosenroth; das Laub glänzte wie ein Strauß von Smaragden im Sonnenlicht und die Lüftchen, die sich am lustigen Spiel mit den Wellen entzückt, flatterten aufwärts und wehten Kühlung durch den Wald. Und —

Auf den Wellen tief im See
Wiegte sich die Wasserfee,
Sang: „Was bei der Sonne Brauch,
Gilt in meinem Reiche auch.
Tanzt in silbernem Gewand
Wellchen, bis zum grünen Strand,
Stickt mit Perlen Euer Mieder,
Singt die hellsten Eurer Lieder.
Alles, Alles hat heut frei
Den Tag zu süßer Spielerei.
Mag der Krebs die Scheere führen
Und sich rückwärts amüsiren!
Salamander tief im Grunde
Feiern eine lust'ge Stunde,
Mir beliebt's, zu decretiren
Freiheit allen Wasserthieren!
Alles sich ergötzen mag
Heut an Bertha's Feiertag!"

Und dabei legte sich die Wasserfee schmachtend in die Arme ihrer Lieblingswelle, schloß die Augen und träumte einen süßen, seligen Feiertagstraum, üppig wie ihr blaues Gewand und wie jenes zerrinnend in Millionen Schaumperlen.

Im See aber regte sich das fröhlichste Leben. Die Fische plätscherten in ausgelassenster Lustigkeit wellenauf- und abwärts, die Krebse sammelten sich in Schaaren und verabredeten zur Heiligung des Feiertags Piratenzüge, der Salamander schoß in jeden Sonnenstrahl hinein, der feurig in die Fluthen tauchte und sinnend saß ein ehrwürdiger Patriarch von Frosch am Ufer, noch ungewiß, ob er sein Volk auffordern sollte, den freiwillig von Ihrer feuchten Majestät gewährten Feiertag zu Lande oder zu Wasser zu begehen und war wol noch nicht fertig mit dem Gedanken, als Bertha aus dem Dickicht heraustrat und mit einem lauten Freudenruf den See begrüßte.

„Mutter", sagte sie zur alten Ursula, die sie aus der Hütte geholt und mit sich gezogen hatte, „heut bleibe ich den ganzen Tag bei Dir. Es ist das letzte Mal. In diesen Tagen fahre ich mit der Mutter in

die Stadt, um beim Elisabeth-Krankenhause als barmherzige Schwester einzutreten."

„Du? ach geh mir doch", sagte die Alte achselzuckend.

„Ja ich!" wiederholte Bertha schwermüthig; „ich nehme heut Abschied von Dir, dem Wald, dem See. Wußtest Du's noch nicht?"

„Ich hatte es gehört, aber nicht geglaubt. Du junges, unreifes Ding, weißt Du denn, was Du thust?"

„Gewiß, ich weiß es!" versicherte Bertha zuversichtlich.

„Hast Du mit dem Axel darüber gesprochen?"

Bertha schüttelte mit dem Kopf. „Mit Axel am wenigsten."

An ihn hätte sie am liebsten nicht mehr gedacht und doch wie unmöglich war das gerade an dieser Stelle.

Wie oft hatten sie hier zusammen gespielt, zwei fröhliche Kinder, wie sie auf der Welt kaum je wilder und froher in das Leben geblickt; dann, wie oft ihn hier empfangen, wenn er auf Ferien kam, dann und dann — — —

Die Gedanken schwommen ineinander und über die lichtvolle Vergangenheit fielen die Schatten einer öden Zukunft.

„Ach, wenn ich erst alt wäre", seufzte sie laut.

Das Echo wiederholte den Seufzer und trug ihn den Bäumen zu.

„Wir werden nicht alt!" rauschte es in den Buchen, „wir tragen in jedem Jahr den Jugendschmuck grüner Blätter."

„Auch ich werde nicht alt!" wehte es vom See herüber; „denn ewig jung und klar strömen die lebendigen Quellen meines Innern."

„Ich bin immer grün", sagte das Moos; „wir blühen Jahr für Jahr", flüsterten die Waldblumen, und die Gräser warfen sich in die Brust, als sei es unnütz, erst ein Wort über ihre Jugend zu verlieren.

„Also nur die Menschen werden alt?" regte es sich in Bertha's Seele. aber ein ganzer Chor von Stimmen wehrte sich dagegen. Es ist mit den Menschen nicht anders, wie mit den Bäumen und Blumen, wie mit der Natur überhaupt. Ihre Blüthenzeit geht zu Ende und ihr Winter zieht heran. Aber dann, gerade dann, wenn Erstarrung sich auf ihr Herz gelegt, ist der Frühling da wie mit einem Zauberschlage! dann springen die belebenden Geistesquellen, dann blühen die Blumen auf, zu denen der Keim gelegt, gerade als die Welt sagte, sie sind alt geworden.

„Ja, alt", wiederholte Bertha.

Die alte Ursula aber sah das junge Mädchen herausfordernd an.

„Willst Du mich ausspotten wegen meinem alten runzlichen Gesicht? Spotte nur, ich bin jung genug und wenn ich sterbe, dann fängt die Jugend von Frischem an."

Bertha's Herz schwoll, sie hatte von Alter gesprochen und fühlte doch die Jugend in allen Adern pulsiren im Einklang mit der Schöpfung, die ein unerschöpflicher Quell ewig währender Jugend ist.

Sie athmete tief auf, dann sagte sie kurz abgebrochen:

„Höre mir zu, Ursula, ich will Dir Alles genau erzählen."

Sie warf sich auf's frische Gras unter eine breitästige Buche, die weithin Schatten bot, die Alte setzte sich zu ihr und Bertha erzählte.

„Ich habe also in diesem Winter zum erstenmal Bälle besucht. Ich kann Dir nicht sagen, wie hübsch das ist. Eine Weile dachte ich, aber das denke ich jetzt nicht mehr, es sei noch hübscher, so zu den Klängen der Musik, bei hellem Kerzenglanz und auf's Schönste geputzt, durch die Reihen zu fliegen, als unsere Kinderspiele hier im Walde waren und später unsere Wanderungen zu Dir an den See, unsere unschuldigen Märchenträume, unser gedankenloses glückliches Weiterleben.

„Auf den ersten Bällen tanzte ich eben so harmlos, wie ich hier im Walde gespielt hatte, aber dann lernte ich den Vetter Arthur kennen und da weiß ich nicht wie es kam, aber es sah bald alles Anders aus. Ich sah, daß ich hübsch war und daß ich mehr tanzte, als alle Andern; ich merkte, welche Kleider und Blumen mir besonders gut standen, und wählte meinen Anzug danach.

„Ich stand vor dem Spiegel und freute mich über mich, wie ich mich sonst über alles Schöne gefreut, das außer mir lag. Wenn ein Ball vorüber war, freute ich mich schon auf den andern und ich hörte selbst auf, Axel dort zu vermissen, weil er doch lange kein so guter Tänzer ist, als Vetter Arthur und dieser mich immer aufzog mit der Jugendfreundschaft. Das ärgerte mich aber. Ich hatte nicht nöthig, mich Axel's zu schämen und Arthur war mir noch lange kein Jugendfreund, wenn er auch mein Verwandter war und so elegant und fein, daß ich gern mein Benehmen und meine Kleider von ihm loben ließ. Auf dem einen Ball, dem letzten vor meiner Krankheit, da war Vetter Arthur ganz anders, da sagte er so sonderbare Dinge, nicht offen, nein verblümt und so zart . . . Ich zitterte und die Thränen traten mir in's Auge und dann war mir wieder so stolz zu Muth, denn er war immer der Erste auf den Bällen, und daß ich ihm die Erste war, das kam mir wie eine Auszeichnung vor.

„Als wir den Abend nach Hause fuhren, ach, ich werde es nie vergessen, auch ehe uns der Unfall passirte und wir umwarfen, war es schlimm genug und all' meine Ballfreude wurde getrübt. Der Vater hatte hinter uns gestanden, als Arthur mit mir sprach. Ach! er hatte es ganz anders aufgefaßt als ich. Damals dachte ich: alte Herren wissen nichts von den Gefühlen der Jugend.

„Wie unschuldig waren Arthur's Worte, wie unschuldig und natürlich war meine Freude daran, und was machte der Vater aus beiden? Er sprach von leichtfertigem Zeitvertreib, von fadem Geschwätz u. s. w. Er sagte, er wünsche sich einen andern Schwiegersohn, als Arthur Mein Gott, wer hatte denn an Heirathen gedacht!

„Aber auch darüber schalt er und fragte mich so bitter, was ich mir denn eigentlich gedacht, daß ich mit meiner Antwort: Nichts, gar nichts, gar nicht herauskam. Da lachte er, wurde aber dann wieder ernst und sagte: Aus dem Nichts habe Gott zwar die Welt geschaffen, aber aus

dem Nichts könne eben so gut alles Unheil entstehen und aus nichtiger Freude und eitler Weltlust am Meisten.

„Er sagte das sehr liebevoll, der gute Vater und mir liefen die Thränen herunter, aber Recht konnte ich ihm damals doch nicht geben. Und dann kam auf einmal der Krach und wir brachen den Wagen und mußten zu Fuß durch den Schnee bis zum nächsten Dorf gehen. Durchgeschüttelt vom Frost, traten wir in das erste beste Haus, aus dem uns ein Lichtschein entgegen leuchtete. Es war ein Krankenhaus, das der wohlthätige Gutsherr seinen Leuten erbaut und just Pockenkranke darin. Mit Schauder und Entsetzen floh ich die Stube, die ich soeben betreten und den Anblick des zum Ungeheuer entstellten Leidenden, der mir aus einem der Betten entgegenblickte.

„Und nächsten Morgen schüttelte mich das Fieber und wenige Tage darauf brach die Krankheit bei mir aus! Das waren schreckliche Tage, ehe mir das Bewußtsein ganz schwand, denn da drehte ich mich fortwährend im wilden Wirbelwind des Tanzes umher und ein Meer von Lichtern brannte mir in's Gehirn, aber ich mußte tanzen, denn Arthur stand da und klatschte Beifall und ich tanzte, bis völlige Nacht meine Sinne umfing.

„Dann erinnere ich mich eines schönen Traumes. Ich war wieder ein Kind und spielte mit Axel im Walde und der ganze Wald war lebendig, alle Blumen und Gräser sprachen und die Bäume und Sonnenstrahlen auch, aber ich konnte die Sprache nicht verstehen und wußte doch, eher würde ich nicht gesund werden, ehe ich nicht ihre Sprache verstünde. Und da kam Axel und ich klagte, daß die Sprache des Waldes gar so fremd und schwer sei, und er lachte mich aus und sagte, sie sei kinderleicht und ich bat ihn, sie mich zu lehren: er sagte aber, das könne er nicht, die könne ich nur von mir selbst lernen, es sei Jeder sein eigner Lehrmeister und Keiner könne dem Andern rathen und helfen, und dann wachte ich auf und wurde gesund.

„Ich dachte, ich hätte ein Gehirnfieber gehabt; ich sagte es auch, und Keiner widersprach mir. Ich war noch schwach und durfte Keinen sehen, aber Arthur schickte mir schöne Bouquets von Treibhausblumen aus der Stadt, und Axel kam jeden Tag nach meinem Befinden fragen; das that mir von Beiden wohl und ich freute mich auf den Frühling und auf das Wiedersehen mit Axel und freute mich, wenn Arthur heraus kommen würde, ihn in den Wald zu führen, obgleich ich ihn mir dort gar nicht recht denken konnte. Eines Tages fühlte ich mich so kräftig, daß ich beschloß, den Versuch zu machen, und hinauf in die Wohnstube zu gehen, die Eltern zu überraschen. Als ich die ersten Stufen der Treppe erstiegen, kam Jemand von Oben herunter mir entgegen.

„Es war Arthur. Ich blieb stehen, ihn zu erwarten, ich freute mich so sehr, ihn wieder zu sehen.

„Er sah mich an und ging an mir vorüber. „Kennst Du mich nicht, Arthur?“ fragte ich erstaunt. Da drehte er sich nach mir um.

„„Um Gotteswillen Bertha, das bist Du?“ rief er aus; Schreck

und Entsetzen malte sich in seinen Zügen und die Hand, die ich ihm reichte, nahm er nicht.

„„Armes Cousinchen, o die bösen, bösen Pocken!“ fuhr er fort, „das ist eine schändliche Krankheit! O Pardon, daß ich Dich nicht gleich erkannte und daß ich jetzt nicht länger bleiben kann. Mein Wagen wartet, aber meinen Strauß für Dich gab ich oben bei der Mama ab.“ Damit eilte er fort und ich ging langsam hinauf in unsern Saal und stellte mich vor den großen Wandspiegel und sah mein zerrissenes rothglühendes Gesicht und meine verschwollenen Augen, sah den entstellten Mund, kurz, sah mich so, wie ich es jetzt bin.“

„Aber Kind“, unterbrach sie die Alte, „so siehst Du ja gar nicht aus, sieh doch in den Spiegel.“

„Ich sehe so aus und es hilft mir nichts, daß die guten Eltern, daß Du, daß die Leute im Hause mich anders sehen wollen. Die Welt wird es doch nicht thun und den Spiegel frage ich nicht wieder“, sagte Bertha und fuhr dann fort:

„Ich ging still wieder in mein Zimmer zurück, und als die Mutter kam und mir den Strauß von Arthur brachte, sagte ich ihr, was geschehen sei. Den Strauß aber behielt ich nicht und Axel schlug ich es ab, ihn zu sehen, als er, der, wie die Mutter sagte, während ich besinnungslos dalag, durchaus zu mir gewollt, es auf's Neue verlangte, denn ich hätte es nicht ertragen, auch ihm ein Gegenstand des Abscheus zu sein. Ich ließ mich vor Keinem sehen und so faßte ich den Entschluß, barmherzige Schwester zu werden.“

„Aus Eitelkeit!“ sagte Frau Ursula.

Das Wort schlug wie der Blitz in Bertha's Seele.

„Aus Eitelkeit“, wiederholte sie und dann mit einer trotzigen Geberde: „Gleichviel weshalb, es kommt der leidenden Menschheit zu gut.“

„Auch Dir?“ fragte die Alte, wartete aber die Antwort nicht ab, sondern ging mit den Worten in die Hütte, sie wolle dem Andres, dem Enkel sagen, er solle ein Gericht Fische fangen, damit sie etwas Besseres als gewöhnlich zu Abend hätten.

Drinnen aber schickte sie den Andres vorerst nach der Oberförsterei. Sie nahm aus Bertha's Tuch, das diese in der Hütte abgelegt, die Tuchnadel mit dem Eichenblatt in grüner Folie, die, wie sie wußte, Axel der Bertha zum Geburtstage geschenkt und trug dem Andres auf, sie dem jungen Herrn zu zeigen und ihm zu sagen: die Großmutter meine, wo das Blatt sei, gehöre auch der Baum hin, und wenn dieser es fest halte, würde kein Wind es losreißen. Bis zum Abend aber würde sie sorgen, daß Keiner dem Baum sein Recht nehme.

Sie ließ sich die Bestellung ein paarmal wiederholen und rief dann dem davoneilenden Burschen noch nach, sich zu sputen und gleich, so wie er zurück sei, ihr ein Gericht Fische zu besorgen, dann richtete sie ein einfaches Vesperbrod her, denn ihre Mittagsstunde war schon vorüber, um es der Bertha unter die Buche zu tragen. Aber diese hatte ihren

Platz verlassen und war näher an den See gegangen und saß dicht unten am Ufer und sah dem Spiel der Fische im Wasser zu.

Da war besonders ein junger Gründling, der noch nicht trocken hinter den Ohren geworden und auch wohl nicht Aussicht hatte, es zu werden, der machte ordentliche Hechtsätze vor Lust und Freude.

Immer hin und her ruderte er und wenn er an eine bestimmte Stelle des Ufers kam, hob er den Kopf aus dem Wasser und schnappte nach Luft, und es war Bertha gerade, als wollte er etwas sagen. Als aber ihre Blicke von ihm ab ans andere Ufer hinüberglitten, da sah ihr scharfes Auge dort drüben ein Gänseblümchen im hohen Grase stehen, ein ganz junges, kaum erblühtes Gänseblümchen im rosa angehaucht weißen Kleidchen und es lehnte sich an einen hohen, spitzen Grashalm an, als sei es schutzbedürftig oder doch in besondere Aufsicht gestellt, denn es ist immerhin gefährlich, und wer alt in der Welt geworden ist, weiß es aus Erfahrung, ein junges Blümchen so ganz frei und allein aufwachsen zu lassen, obgleich sie manchmal wunderbar gedeihen.

Und wie Bertha das erröthende Blümchen sah und den Fisch immer vor demselben hin- und herrudernd und den spitzen Grashalm in Wehr und Waffen, da war auf einmal eine von den kleinen Geschichten fertig, die gar possirlich menschliches Leben und Treiben, wie Jeder es in seinem Innern empfindet, wiederspiegeln.

Der Fisch war nämlich gründlich verliebt in die junge liebliche Blume und diese, obgleich nur ein unerfahrenes Kind der Wiese, hatte es bei aller Bescheidenheit doch recht gut gemerkt, daß er ihretwegen unaufhörlich hin- und herrudere. Nun war die kleine Marguerite gar streng vom Onkel Grashalm erzogen, der spitz und scharf werden konnte, schlug sie nicht vor jedem vorüber fliegenden Käfer sittsam die Augen nieder. Aber an den See und die Courmacher im See dachte er nicht, da sein Auge immer nur in die Lüfte gerichtet war und der See lag doch ganz dicht vor seinen Füßen, so dicht, daß Marguerite sich nur ein wenig vorbeugen durfte, um sich in dem Spiegel desselben zu sehen. Das hatte sie bisher nie gethan. Erst als der Gründling immer vorüberzog und die Floßfedern grüßend schwenkte, da sah sie ihn an und gewahrte das eigene Bild. Da durchschauerte es sie in ahnungsvoller Freude, daß der Fisch sie doch hübscher finden müsse als das bunte Haidekraut, die weißen und blauen Anemonen, ja, selbst als das reizende Vergißmeinnicht, das des See's Farbe trug.

Das aber ahnte sie nicht, daß der Fisch den heutigen Tag zu seiner Erklärung ausersehen hatte.

So schüchtern er von Natur war und so schwer zu erwärmen, der von der Sonne decretirte Extrafeiertag hatte seine Gefühle auf's Aeußerste gespannt.

Er faßte Muth, ruderte so dicht an's Ufer, als er nur immer vermochte, hob sich zur Hälfte des Körpers aus dem Wasser, so daß Bertha glaubte, er wolle einen verzweifelten Sprung an's Ufer wagen und sagte:

„Holde Dame Marguerite,
Sieh doch, wie's mich zu Dir zieht!
Ohne Dich ist mir der See
Eine Wüste voller Weh.
Willst Du unter alten Bäumen
Deine Jugend schier verträumen?
Folge mir, beglücke mich,
In's Krystallschloß führ' ich Dich,
Daß die Welle leicht und lose
Deine Tage Dir verkose,
Daß vom ersten Morgenglühn
Leis die Stern' in's Wasser ziehn,
Durch die nächtlich dunkle Pforte
Du nichts hörst als Liebesworte:
Wenn ich auch nur ein Gründling bin,
Sei Du meine Königin."

Und als der verliebte Fisch so sprach, gestikulirte er so feurig mit den Floßfedern, daß ein Wasserstrahl nicht nur das erschrockene Gänseblümchen benetzte, sondern auch den Onkel Grashalm an der Spitze seiner spitzen Nase traf, ihn aus seiner himmelstarrenden Träumerei erweckte und seine Aufmerksamkeit dem See zuwandte.

So hörte er die ganze Liebeserklärung mit an.

Da wurde er denn äußerst hitzig
Und sagte dem armen Anbeter sehr spitzig,
„Er möge, Kreuz Himmel Sapperment,
Hübsch bleiben in seinem Element,
Oder wolle er sich um Damen bewerben,
Die auf dem Lande leben und sterben,
So mög' er sich hübsch an das Ufer bemühn,
Verständige Verwandte zu Rathe ziehn,
Und wenn die erst geprüft sein Begehren
Und es gefunden in allen Ehren,
Dann sei es erlaubt, um die Blume zu werben,
Ihr Treue zu schwören für Leben und Sterben.
So aber sei es höchst ungebührlich,
In hohem Grade despectirlich,
Anzufangen die Liebesgeschichte
Mit seiner ehrbar erzogenen Nichte,
Und daß er sich all das verbäte,
Bis der Gründling selbst ans Ufer träte,
Zuerst des Onkels Meinung zu hören.
Das wolle und könne er ihm nicht verwehren.
Jetzt mög' er sich aber zum Teufel scheeren."

Damit glaubte denn der alte Herr den Fisch so höflich als witzig abgewiesen zu haben, denn alt und zähe wie er in der Welt geworden war, wußte er wohl, daß Fische das Land nicht betreten können.

Aber dem Gründling war alles Blut in den Kopf gestiegen und Angesichts dieser unübersteiglichen Hindernisse

... gelobte er laut mit heiligem Eide:
„Ehe die Sonne heut noch scheide,
Ehe die Sterne in's Wasser blicken,
Die Gänseblume an's Herz zu drücken.
Und ob die ganze Welt es wehre,
Er komme an's Land, auf Gründlingsehre!"

„Das ist Liebe!" sagte das Gänseblümchen, leise erschauernd, aber der Onkel fuhr sie heftig an:

„Also während ich ruhig meine,
Wunder wie sittsam sei die Kleine,
Läßt sie, ehe es nur zu wehren,
Von fadem Liebesgeschwätz sich bethören.
Doch dies Treiben zu beenden
Gebe ich Dich aus den Händen,
Und mit dem Frosch, meinem alten Freund,
Wirst Du nächsten Tags vereint."

„Mutter Ursula!" rief Bertha der Alten entgegen, die eben mit dem Vesperbrod, goldgelber Butter auf Schwarzbrod gestrichen, wie Bertha es liebte, zu ihr hintrat, „das ist hier ein reizender Platz am See. Stundenlang könnte ich hineinsehen und nicht müde werden. Ganze Geschichten ziehen Einem dabei durch den Kopf und die eigenen Erlebnisse sieht man wie in einem Spiegel, nur klarer und wahrer. Weißt Du, woran ich habe denken müssen? An des Vaters Schelten auf der Nachhausefahrt vom Ball."

„Und hat er Recht gehabt oder nicht?" fragte Ursula.

„Er hat Recht gehabt", gab Bertha seufzend zu, „jetzt ist das aber egal. Es wird mir Keiner mehr sagen, daß ich schön bin."

„Aber wenn Dir nun einmal Einer sagt, daß er Dich lieb hat?" fragte die Alte.

Bertha schüttelte den Kopf.

„Es ist auch noch nicht erprobt, ob das Fischchen die Blume wirklich lieb hat!" sagte sie gedankenvoll.

Die Alte hörte es nicht mehr. Sie sah den Andres kommen und ging ihm entgegen. Er hatte den jungen Förster Axel selber gesprochen und dieser ließ der Ursula sagen, jetzt könne er nicht fort, aber vor Abend sei er da und sie solle das scheue Reh zutraulich machen und festhalten.

„Großmutter, welch' Reh?" fragte der Knabe, aber die Alte blieb ihm die Antwort schuldig und schickte ihn fort, das Gericht Fische zu fangen. Der Knabe holte sich sein Netz und stieg in den kleinen Kahn, den er ein Stückchen in den See hinausruderte, bevor er es auswarf.

Das gab ein hübsches Bildchen mehr.

Bertha biß kräftig in ihr Butterbrod ein; ihr war so gesund zu Muth, so frisch, wie lange nicht. Ja, sie hatte nicht geglaubt, je wieder so werden zu können. Alle ihre Empfindungen kamen in ein ruhigeres, natürlicheres Geleis. Sie dachte nicht an Vergangenheit und Zukunft, sie athmete nur für den Augenblick, und wie war er so schön. Sonnenschein im Wald und im See, frühlingsjunger Sonnenschein, Wärme, Liebe, gesunde Kraft und hoffnungsvolle Frische in jedem Strahl! Ihr Haupt badete sich darin. Ob sie häßlich, ob schön war, daran dachte sie im Augenblick nicht, sie fühlte nur die Fähigkeit, sich ihres Lebens zu freuen; wie sie es nutzen sollte — auch das würde ihr zur Zeit Gottes Sonne erleuchten, fühlte sie zuversichtlich. Im See trieb das Märchen sein buntes Spiel weiter. Ueber des Grashalms Drohung lachte das Gänseblümchen. Mit dem Frosch war sie schon als Kind geschreckt worden. In Bertha's Seele tauchten Kindheitserinnerungen auf. Wenn

ihr Vater böse war, pflegte er zu sagen: „Mädchen, ich hänge Dich in den Rauch“, aber er hatte es nie gethan.

„Der Vater ist ein solch guter Mann, streng aber liebevoll und nicht spitz und scharf, wie ein Grashalm!“ sagte sie auf einmal.

„Wie kommst Du auf den Vergleich?“ fragte Ursula erstaunt.

„Ich weiß nicht, er fiel mir so ein“, und dann plötzlich in die Hände schlagend, rief sie lebhaft aus: „Sieh doch das Regiment Krebse und der größte, wie der Commandeur, voran. Wenn sie nur meinem armen kleinen Gründling nichts zu Leide thun.“

„Laß sie doch machen, was sie wollen, komm lieber und hilf mir“, brummte die Alte; „willst Du mit essen, mußt Du auch mit kochen. Geschwind komm, mache Feuer an und setze die Kartoffeln auf, essen wollen wir sie draußen.“

Wie der Wind war Bertha in der Hütte, hatte sich eine Schürze der Alten umgebunden, stand da und wusch die Kartoffeln ab mit einem so vergnügten Gesicht, als ginge es zum Tanze.

„Ich darf mich vor keiner Arbeit scheuen, Mutter Ursula“, sagte sie, „ich werde Schwereres zu thun bekommen im Elisabethkrankenhause.“

„Gewiß, so Schweres, daß, wer es nicht aus vollem Herzen heraus thut, es schwerlich gut verrichten kann. Dies, Kind, ist keine Arbeit, dies ist Vergnügen, Kinderspiel. Tausend, wer ein Gericht Kartoffeln in der lieben Heimat essen will, dem wird's doch nicht zu schwer sein, sie sich zu kochen. Es rührt sich Mancher schwerere Gerichte ein, möchte Mancher ersticken an der eigenen Kochkunst.“

„Jawohl, Mutter Ursula“, gab Bertha seufzend zu.

Sie war mit ihrer Arbeit fertig und machte Feuer auf dem Herde an. Sie fand noch einige Kohlen unter der Asche, legte Spähne auf und blies hinein, daß die Funken stoben und sie ihre Wangen erglühen fühlte.

„Erhitze Dich nicht so, Kind“, warnte die Alte.

„Ach was, meinem schönen Gesicht schadet's nichts“, lachte Bertha und setzte dann hinzu: „weißt Du, Mutter Ursula, ich mache solche Arbeit gern. Ich möchte hier gleich an Deiner Stelle sein. Die Schwiegermutter eines Waldhüters, der Posten ist nicht der schlimmste.“

„Heirathe doch erst Einen, der in den Wald gehört, dann kannst Du's vielleicht mal so weit bringen, wie ich“, sagte Frau Ursula, aber Bertha hörte nicht darauf. Sie war dem Feuer zu nahe gekommen und hatte sich die Hand verbrannt. Sie hauchte auf die schmerzende Stelle und war vor Schreck etwas roth, aber als Frau Ursula die Hand sehen wollte, lachte sie und sagte, es sei nichts.

Für die kleine Marguerite war's ein ereignißreicher Tag, denn wahrhaftig, der Krebs, den Bertha vorhin beobachtet und dessen Feindschaft für ihren Schützling, den Gründling, sie gefürchtet hatte, segelte geradezu auf den Grashalm zu und hielt in aller Form um Marguerite an.

„Lieber noch den Frosch, lieber todt im See“, sagte diese schaudernd und schmiegte sich ängstlich an den Oheim. Aber der Krebs machte ein

höhnisches Gesicht und meinte, „er werde dem Gründling wohl nachgesetzt, er könne freilich mit Worten nicht spielen und wie jener schwatzen von seinen Gefühlen, doch fühle er sich auf's Tiefste verletzt, und müsse er dem Gründling weichen, solle jenen heute noch die Rache erreichen." Und damit schoß der junge Brausekopf wüthend davon, den Gegenstand seiner Rache aufzusuchen.

Dieser rang mit verzweifelten Entschlüssen. An's Land mußte er, aber wie? Da fiel sein Blick auf das ausgespannte Netz. Das Mittel war verzweifelt, aber es war das einzige, das ihm zu Gebote stand. „Ich bin doch wenigstens aus dem Wasser heraus", dachte er und schoß hinein und, im blinden Rachegefühl die Gefahr nicht bemerkend, ihm nach der Krebs an der Spitze seiner Truppen.

Andres fühlte das Netz schwer werden und zog es in den Kahn Er lachte lustig auf.

„Hei, das schöne Gericht Krebse!" rief er vergnügt, „da wird die Großmutter sich freuen, die sind besser, als Fische."

Er brachte seine Beute der Großmutter in die Küche.

„Das ist recht, die Krebse sind Räuber!" entschied Bertha mit schnell richtender Weisheit.

Die Krebse wurden in einen Korb geschüttet, da kam auch der Gründling zum Vorschein.

„Der ist für die Katze", erklärte Andres und wollte dem Wort die That folgen lassen, aber Bertha entriß ihm das Fischchen.

„Pfui", sagte sie, „was hat das Thierchen der Katze gethan?"

„Die Krebse haben uns just auch nichts gethan", meinte lächelnd die Großmutter, aber Bertha konnte nicht mehr von dieser practischen Beleuchtung menschlicher Richtersprüche profitiren. Sie war schon auf dem Wege zum See und im nächsten Augenblick schwamm der Gründling wieder in dem heimischen Element.

„Was wird er doch thun?" dachte Bertha.

Der Fisch athmete auf nach den überstandenen Gefahren. Sein kaltes Blut hatte er just nicht dabei verloren, denn das soll den Fischen eigentlich nie passiren.

Er legte sich nun auf eine Welle und dachte nach.

Bertha beobachtete ihn mit sichtlicher Spannung. Was gingen ihr denn für Gedanken dabei durch den Kopf? Ja, sie sagte sie Keinem, aber als der Fisch mit einem plötzlichen Entschluß wieder von der Welle herunter schoß und nach dem Schilf hinüber ruderte und sich dort in demselben verbarg, ganz nah der Stelle, wo die kleine Marguerite blühte, da erhellte sich ihr Gesicht.

„Recht so, recht so", rief sie seinem Thun Beifall zu, „nur der Beharrliche erreicht sein Ziel, nur unverfälschte Treue erringt den Preis." Ganz fröhlich ging sie in die Hütte zurück, stellte sich wieder an den Herd und paßte auf, ob's den Kartoffeln nicht bald zu heiß in der grauen Kutte werden und sie dieselben sprengen würden, um zu sehen, ob's in der Welt nicht etwas kühler sei, als ihnen da über der hellen Flamme.

Aus dem Fischgericht für den Abend wurde nun nichts, aber um so herrlicher mundeten die Kartoffeln und die Krebse. Bertha ließ es sich nicht nehmen, dieselben, und zwar draußen, auf's Zierlichste anzurichten; die dampfende Schüssel stand auf dem Rasen, die Butter auf einem grünen Blatt lag daneben, sie und die Kinder rings herum auf dem Rasen gelagert, — es war ein Göttermahl. Nur der Waldhüter, der jetzt erst heim kam und noch keinen Mittag gehabt hatte, bekam sein Stück Fleisch und verzehrte es in der Stube, denn er meinte, er sei nun genug im Freien gewesen.

Bertha scherzte und lachte mit den Kindern und stritt und haschte sich mit ihnen um die besten Kartoffeln und größten Krebse und erzählte ihnen Märchen dabei, in denen die Krebse Raubritter in schwarzen Rüstungen waren, die das größte Unrecht thaten, wenn sie auszogen, sich ihre Nahrung zu suchen., böse, finstere Gesellen, vor denen die unschuldigen Blumen sich fürchteten u. s. w. u. s. w., kurz eines von den Märchen, in denen der Unsinn oben auf und der Sinn manchmal sehr tief versteckt liegt, oft gar nicht zu finden ist, in dem aber, wie im Leben die heterogensten Dinge nebeneinander passiren, Glück und Leid, Leben und Tod, Freude und Elend eng verschwistert sind und ein glückliches Ende eben meist das Beste ist, obgleich, wenn es zu Ende geht, die großen wie die kleinen Kinder nichts davon wissen wollen; kurz, es war ein Vergnügen ohne Ende und ohne Grund, was immer die besten Vergnügen sind, denn sie kommen von innen heraus und knüpfen an das Aeußere an und da ist denn ein grüner Baum, eine Blume, meinetwegen auch eine schön geplatzte Kartoffel genügend zum Anknüpfen.

Die Großmutter nahm nur halb Theil daran. Sie schaute unruhig nach dem Gast aus, den sie sich geladen.

„Alte, was hast Du?" fragte Bertha auf einmal und es war, als wollte eine leise Wehmuth sie beschleichen, aber sie schüttelte sie gewaltsam ab. „Denkst Du, daß es das letzte Mal ist? Mutter, noch ist die Sonne nicht unter und so lange darf nichts den Zauber stören, so lange leben wir noch im Märchen. Nachher hat es ein Ende und das Leben beginnt, das ernste, schwere!"

„Ja", sagte die Alte und schlug die Augen nieder, „dann wird's öde im Walde werden, dann sind meine besten Freunde fort, Du im Krankenhause, Axel in Afrika oder Gott weiß wo sonst bei den Heiden."

„Axel?" wiederholte Bertha und sah die Alte starr an.

„Ja, weißt Du noch nicht, er giebt die Jägerei auf und wird Missionär."

„Aber welcher Unsinn, warum?" fragte Bertha.

„Ja, Kind, wer weiß den Grund von all' dem Unsinn, der geschieht. Vielleicht hat er eine unglückliche Liebe."

„Aber deshalb wird man doch nicht Missionär, das wird man doch nur aus Beruf."

„Ja, warum denn, wenn's nur der leidenden Menschheit zu Gute kommt", meinte die Alte.

„Aber ihm, ihm selber“, fuhr Bertha heftig erregt fort, „das kann dem lieben Gott nicht gefallen; wer ihn verkündigen will, darf es nur, weil der Geist voll von ihm ist.“

„Das meine ich auch“, fuhr Ursula fort und sah das Mädchen treuherzig an; „es gedeiht kein gutes Werk, das man nicht um seiner selbst willen unternimmt.“

Bertha stutzte, über ihr Gesicht flog ein Schatten.

„Warum hast Du mir das nicht erst nach Sonnenuntergang erzählt, was verkürzest Du mir meinen Feiertag“, sagte sie unwillig, nahm aber dann wieder eine heitere Miene an. „Ach was, ich will ihn mir nicht verkürzen lassen. Jetzt geh' ich noch an den See, Mutter, nachher kannst Du mir den Andres mitgeben. Ich fürchte mich nicht, allein durch den Wald zu gehen, aber der Vater könnte schelten und es unschicklich finden.“

Sie nickte der Alten zu und eilte fort. Wie war ihr doch zu Muth! Wie sonderbar, so wie Einem, dem der Schlummer noch auf den Augen liegt, dem aber der helle Tag schon durch die geschlossenen Augenlider durchscheint. Ein Entschluß, und Geist und Körper sind von den Banden befreit. Aber wer weiter träumt, erwacht endlich mit wüstem Kopf und schlaffen Gliedern.

Bertha war an den See geeilt, um Abschied zu nehmen; aber die Abschiedsgedanken waren fort, sie wußte nicht, wohin. Sie dachte nicht an Scheiden, sie dachte nur an die Schönheit, die sie umgab und in die sie mit trüben Blicken hinein schaute. Der See ruhte schon halb im Dunkeln, nur an einer Seite schaute die Sonne noch hinein und vergoldete den blauen Spiegel. Wie ein grüner Kranz umgaben ihn die frühlingsgrünen Buchen.

„Und hier will er fortgehen! unmöglich!“ rief Bertha plötzlich aus. „Warum will er es nur?“ fragte sie sich dann in Gedanken. Ja warum? Ihr Herz antwortete klopfend darauf, aber sie zagte, die Antwort zu verstehen. Die Sonne sah ihr voll in's Gesicht, das machte sie erröthen und sie bückte sich, das Erröthen zu verbergen. Da fiel ihr Blick auf das Gänseblümchen, sie brach es hastig und Blatt auf Blatt pflückend, die ihr eins nach dem andern durch die Finger glitten, stellte sie leise die Schicksalsfrage. Ja, nein, ja, nein antwortete das Blümchen, bis zuletzt mit dem Sinken des letzten Blattes ein jubelndes Ja von Bertha's Lippen floß.

Der Jubel währte nur einen Augenblick, ein Thränenstrom folgte Bertha sank auf den Rasen und mit den Händen den Stamm einer dort stehenden herrlich grünen Buche umschlingend, schluchzte sie ein paar Secunden heftig.

Auch die kleine Marguerite lag betrübt am Boden. Sie war nun ihres schönsten Schmuckes beraubt und sah beschämt auf ihr gelbes Unterkleidchen, sich zitternd an den Grashalm schmiegend.

„Ach, wenn nur der Gründling jetzt nicht vorbei kommt!“ seufzte sie leise. „Er würde mich nicht wieder erkennen, der Tag war so schön, so lustig und vergnügt, kehrt er so nie wieder?“

„Nie wieder!“ sagte der Grashalm. „Du hast Dein schönstes Kleidchen weggeworfen, Du willst wohl sehen, was Du ohne Schmuck giltst? Dummes Gänseblümchen, weißt Du so wenig von der Welt? Alte Bäume fällt man und verbrennt sie. Verblühte Blumen wirft man fort oder legt sie höchstens in's Stammbuch, wenn man sentimental ist; uns nennt man, so lange wir jung sind, einen Sammetteppich und werden wir alt und grau, haut man uns ab und wirft uns den Kühen vor. So ist die Welt, nur Jugend und Schönheit gelten in ihr und außerdem nur noch der Nutzen.“ Und damit wendete er sich ab und sah starr in die Höhe.

„Onkel, Du siehst immerfort in den schönen blauen Himmel, wo hast Du die bitteren Gedanken her?“ fragte das Gänseblümchen und sah auch hinauf, aber nicht mit starrem, sondern mit warmem Blick und da schwand die Kluft zwischen Erde und Himmel und Beide wurden Eins in dem kleinen betrübten Herzen.

Bertha erhob sich von den Knieen. Auch ihr Herz war ruhig geworden und die Thränen in ihren Augen versiegt.

„Man kann doch glücklich werden, auch wenn man häßlich geworden ist, man muß nur die Stelle suchen und finden, wo man sein volles Herz für das Glück Anderer einsetzt. Werde ich sie finden?“

Sie hob das zerpflückte Gänseblümchen auf und warf es in's Wasser. Das Blümchen fiel auf das schöne breite Blatt einer Wasserpflanze, da lag es geborgen, da umspielten es kosend die Wellen und wahrhaftig, da kam auch der Gründling geschwommen und plätscherte lustig um die holde Blume herum und es fiel ihm nicht ein, kalt und vornehm vorüber zu ziehen, als hätte er zuvor nur ihre Schönheit, aber nie sie selber gesehen und lieb gehabt.

„Sie haben sich, sie haben sich“, rief Bertha lustig in einem Ausbruch kindischer Freude, „o, das muß ich der Ursula erzählen, mein hier geträumtes Märchen hat einen glücklichen Schluß.“

Sie wendete sich hastig, um nach dem Waldhäuschen zurück zu eilen, da plötzlich erklang lustiger Peitschenknall. Ein kleines Cabriolet, ein Schimmelchen davor, bog um die Waldecke, Bertha kannte das Gefährt. Es war des Vaters kleiner Ponywagen und er schickte ihn wohl, sie in der Dämmerung nicht allein durch den Wald zu lassen.

Sie rief dem Johann zu: „er solle nur halten bleiben, sie komme schon“, aber der alte Mann war etwas taub und hörte sie nicht. Er stieg vom Bock herunter, warf dem lammfrommen Thier die Zügel über den Hals und ging in die Hütte zur Ursula, nach seiner Herrin zu fragen.

In dem Augenblick trat Ursula aus der Thür, neben ihr ein hübscher, schlanker, junger Mann in grünem Rock mit grauem Filzhut auf dem blonden Haar, es war Axel. Er lächelte, denn die Alte hatte ihm eben erzählt, daß sie ihn zum Missionär gestempelt und welche grundverständige Ansicht Bertha darüber gehabt.

„Schade, daß man immer so klug für Andere und für sich selbst so blind und taub ist", schloß sie ihre Erzählung.

„Drum müssen eben immer Zwei sein, die sich selber in dem Andern wiederfinden", meinte Axel, aber dann trat er rasch vor, nahm den Hut ab, schwenkte ihn grüßend in der Luft und rief fröhlich Bertha's Namen, denn er erblickte sie, wie sie eben vom See kam und kaum noch fünfzig Schritte von der Hütte entfernt stand.

Ein tödtlicher Schreck hatte sie durchzuckt. Axel dort und sie ohne Hut und Schleier, ihr entstelltes Gesicht seinen mitleidigen Blicken blosgestellt — nein, das konnte sie nimmer ertragen. Sie floh wie ein gescheuchtes Reh dem Wege zu, ergriff den Zügel, sprang hinauf und die Peitsche fassend, des Pferdchens Rücken damit berührend und es mit einem lauten Pfiff anspornend, riß sie es gewaltsam herum, ohne nur daran zu denken, daß an der Stelle, wo der Wagen hielt, kein Terrain zum Umwenden war. Auch blieb die natürliche Folge nicht aus. Das Pferd, an die Peitsche nicht gewöhnt, denn Johann hätte lieber sich selbst als das Pferd geschlagen, und unwillig über die rauhe Berührung, schlug ein paar Mal hinten aus, dann zog es mit gewaltigem Ruck an und geradezu in die Büsche brechend, schleuderte es den Wagen an den nächsten Baum, daß das Rad krachend zusammenbrach und Bertha beim Hinausfallen vielleicht eine arge Verletzung davon getragen, hätte Axel sie nicht in seinen Armen aufgefangen. — Sie entwand sich denselben, Scham, Bestürzung, Verlegenheit stritten in ihr und liehen künstlichem Zorn die Waffen. Statt ihre unmotivirte Flucht zu vertheidigen, stellte sie sich zum Angriff.

„Ich bin böse auf Dich", sagte sie heftig, „was kommst Du mir nach, wenn ich Dich nicht sehen will. Wenn ich mein Bild unentstellt in Deiner Erinnerung lassen wollte, warum mußt Du Dir's verzerren! Und was höre ich von Dir? Missionär willst Du werden? Willst Deine schöne Heimat, Deinen alten Vater, Deine Freunde verlassen, Deinen natürlichen Wirkungskreis aufgeben, Dein schönes, thatkräftiges Leben! Du bist zum Predigen nicht geboren und erzogen und es ist keine Noth, daß Du's thust. Warum das Gegebene von Dir weisen und dem Fernliegenden nachziehen? Hast Du keine näherliegenden Pflichten? Und was treibt Dich dazu? Liegt der Grund in Deinem innersten Herzen verborgen, ist's eine Nebenrücksicht, die sich in das Gewand aufopfernder Gottesfurcht hüllt?"

Bertha's Eifer steigerte sich während des Sprechens. Sie fühlte wieder die Nebeldecke vor ihren Blicken; es war der letzte unwillkürliche Versuch, sie zu zerreißen. Sie hatte sich selber gepredigt und jedes zürnende Wort, dem Freunde zugerufen, enthüllte eine Wahrheit, die sie bis in die innerste Sele traf.

Was trieb sie denn, sie selber, zu dem Samariterthum? War's das reine, unverfälschte Verlangen, Gott und den Menschen zu dienen? — Tausend Stimmen in ihr riefen: Nein! Ihr war, als sei jede Hülle von ihrer Seele gefallen und beschämt, entlarvt, gedemüthigt, gerichtet stand



Die barmherzige Schwester.

S. Seite 191.

sie vor dem heiligen Altar der Natur, deren urewige Gesetze in Wahrheit und Klarheit das gottgeschaffene Weltall leiten. Sie wurde blaß, sie zitterte und schwankte, Axel umfaßte sie stützend.

„Du bist angegriffen von Schreck und Erregung, komm, netze Dir die Stirn im See, das wird Dich erquicken und stärken."

Sie ließ sich schweigend von ihm an den Rand des See's führen.

„Ja so", sagte er lächelnd, „womit schöpfen wir das Wasser? Du mußt es mit der hohlen Hand thun, wie wir es als Kinder oft gethan."

Sie gehorchte wieder schweigend und bog sich vor, weit vor, und wie sie sich bückte, das Wasser zu schöpfen, da schaute ihr aus dem klaren Wasserspiegel ihr eigenes Bildniß entgegen, klar, deutlich, wie der schönste Krystall es nur hätte wiedergeben können. Sie fuhr zurück, sah wieder hin und wandte sich abermals ab.

Ein zitterndes, glühendes Antlitz blickte ihr entgegen, nicht Lilien und Rosen wie sonst, aber unentstellt durch seine Blässe und die leichten Narben der früher sammetweichen Haut. Der Mund bebend vor Erregung, aber in ehemaliger lieblicher Form und Frische, die Augen voll Thränen, aber groß und klar und leuchtend von seliger Ueberraschung.

„Wer, wer ist das, bin ich's?" fragte sie zagend.

„Du", sagte Axel mit tiefer Bewegung im weichen Ton seiner Stimme, „Du, meine Bertha, ob schön, ob häßlich, ob krank, ob blühend, ob jung oder alt, ob in grauem, irdischer Freude abschwörendem Gewand, ob strahlend in den Farben der Jugend, immer nur dieselbe Eine, immer nur Du!"

Die Freude drohte sie zu überwältigen, sie wagte nicht, ihn anzusehen. Endlich fragte sie schüchtern und schlug nun doch die großen, glänzenden Märchenaugen voll stummen Zagens gegen ihn auf:

„Wann, wann gehst Du fort?"

„Wann, wann wirst Du barmherzige Schwester?" fragte er dagegen, aber Keines fand das Wort, die Frage zu beantworten. Wie von gleicher Empfindung getrieben, öffnete er die Arme und sie sank an seine Brust.

Die Sonne aber glitt hinter die Bäume und schweigend und in Dämmerung gehüllt lauschte der See, lauschte die ganze, ihr Tagewerk froh betrachtende Natur dem auf ihre heiligsten Rechte gegründeten wiedergebornen Glück der Liebenden.

---

# Amerika nach dem Bürgerkriege.

Studien von F. Kreyßig.

I.

Vor Kurzem machte ein merkwürdiger Vergleich zwischen uns und Amerika durch die Tagespresse die Runde. Kein Geringerer, als George Bancroft, der berühmte Geschichtsschreiber der Vereinigten Staaten und deren gegenwärtiger Vertreter in Berlin, bezeichnete den Norddeutschen Bund als das europäische Gegenstück seines heimatlichen Staatswesens, fand in unseren neuesten Erfolgen und Einrichtungen die Anwendung derselben Grundsätze wieder, von welchen die Gründer der Union geleitet wurden. Bismarck und Washington! Wer hätte das vor zwei Jahren gedacht! Unser Nationalgefühl kann sich den Vergleich schon gefallen lassen, und auch unser politisches Gewissen mag sich, exceptis excipiendis, mit ihm zurecht finden, zumal die Zusammenstellung, wenn nicht der Männer, so doch ihrer Werke (die ihm folgt), Hand und Fuß hat. Leider tritt neben dieser glorreichen Parallele um so schneidender eine andere verhängnißvolle Uebereinstimmung hervor: die zwischen den Nachwehen jener ruhmvollen Kämpfe, denen die Vereinigten Staaten von Amerika und, um mit Bancroft zu sprechen, die Vereinigten Staaten von Deutschland ihre gegenwärtige Stellung im Mittelpunkt des Weltinteresses verdanken. Ein unheimliches Gefolge zog hüben und drüben auf der Spur der Triumphzüge einher. Stockende Geschäfte, mißrathene Ernten, Hunger und Noth waren, nicht nur in der Heimat, das Zeichen der Zeit. War es nicht, als ob die Erde, „unter dem Fluche des vergossenen Bruderblutes", ihre Geschenke zurückhielt? Schien nicht der Segen gewichen von den „Vergewaltigern des Rechts?" Hatten sie vielleicht doch recht gesehen, jene Vertreter der „Staaten-Rechte", der Südstaaten dort, der Mittel- und Kleinstaaten hier, welche den raubgierigen, schutzzöllnerischen, fanatischen Yankees über dem Wasser, und den vom Machtschwindel ergriffenen Preußen hier zu Lande, eitel Unsegen weissagten von dem zu Unrecht gewonnenen Siege? Sind, um hier nur von Amerika zu sprechen, sind die jubelnden Zurufe phantasiereicher Zukunftspolitiker nicht nur zu schnell verstummt vor dem Nothschrei jener Millionen, welche ihre Hände gegenwärtig zu den Gesetzgebern in Washington und zu der Wohlthätigkeit der nördlichen Bevölkerung erheben? Und dazu die erdrückende Staatsschuld, dazu der erbitterte Kampf der Parteien, der Conflict zwischen dem Haupte der vollziehenden Gewalt und den gesetzgebenden Körpern. Dazu endlich jene seltsamen Symptome einer tief wirkenden socialen Gährung und Umbildung, jene verwegenen Experimente des Sectenwesens! Es ist doch eine wundersame Gesellschaft, diese amerikanische, durchwühlt von Mormonen, Perfectionisten, Spiri-

tualisten, durchzuckt von methodistischen Revivals, unter fanatische Mäßigkeits- und Sonntagsgesetze sich beugend, in ihren Großstädten alles Raffinement der Selbstsucht und Sinnlichkeit pflegend, bis zur bedenklichsten Unnatur*), während nicht weit davon die Culturarbeit mit der Prairie und dem Walde den ersten Kampf besteht: wo das Weib männliche Rechte beansprucht, wo das Alter die Jugend lästig findet, die Jugend das Alter verachtet, wo alle Grundlagen wanken, auf denen die Ueberlieferung der Jahrtausende Gesetz und Ordnung erbaut hat?

Auf diese Fragen geben principielle Ausführungen keine genügende Antwort, denn es liegen ihnen immerhin Thatsachen zu Grunde. Diesen Thatsachen unparteiisch gerecht zu werden, wird man hier in der Kürze versuchen. Das Stück Culturarbeit, welches seit drei Jahren in Amerika sich vollzieht, spricht für sich selbst. Aber freilich geben seine durcheinanderwogenden Erscheinungen dem Beobachter nicht so leichtes Spiel, wie die sinnlichen Massenwirkungen des Waffenkampfes. Daß hier übrigens nicht sowohl vollständige Zusammentragung des Einzelnen, als richtige Auffassung und Ordnung des Wesentlichen erstrebt wird, bedarf kaum der Bemerkung. Wir möchten an unserem Theile der Heranbildung eines gerechten Urtheils über unsere Blutsverwandten jenseits des Oceans förderlich werden. Zu ausführlicher historischer Darstellung dieser Dinge ist die Stunde noch nicht gekommen.

Vor Allem sei denn daran erinnert, wie mit nichten leidenschaftliche Zornaufwallung oder gar materielles Interesse und Herrschsucht, vielmehr ein kategorischer Imperativ des nationalen Gewissens es war, welcher dem arbeitsamen, erwerbslustigen, „krämerhaften" Volke des amerikanischen Nordens gegen die glänzenden Cavaliere des Südens und ihren Anhang das Schwert in die Hand gab. Der „allmächtige Dollar" wollte selbstverständlich den Frieden, den Frieden auf jede Bedingung. Er hat die Berechnungen der Rebellen nicht getäuscht. New-York, der Markt und das Comptoir der Union, ließ es, wie man weiß, nicht bei unpatriotischen Sympathien bewenden. Aber in dem Volke der Neu-Englandstaaten, Pensylvaniens und in der reichen Saat ihrer Kinder, die auf dem Boden des „großen Westens" gedeiht, war der Geist der alten Pilgerväter erwacht, welche die Heimat mit der feindlichen Wildniß, den Genuß mit Arbeit und Kampf vertauschten, weil sie nicht gemeint waren,

*) In der feinen Gesellschaft der großen Städte des Ostens gelten z. B. kinderreiche Ehen längst für so unfashionable, wie in Paris oder im alten, kaiserlichen Rom. W. Hepworth Dixon, in seinem höchst interessanten Buch „New America", (London; Hurst and Blacket. 7. edition. 1867. — Leipzig, Tauchnitz 1868) — wir kommen auf dasselbe noch zurück — berührt auch diesen delicaten Punkt. Einst belehrte eine hochgebildete Yankee-Lady den englischen Reisenden über die natürlichen Aufgaben der Frau: „Die erste Pflicht der Frau ist, den Männern zu gefallen, um sie anzuziehen und zum Guten zu lenken — nicht eine Wirthschaftsmagd, eine Sklavin in der Kinderstube und in der Küche zu sein. Nichts dürfe sich zwischen Mann und Frau drängen." — Ob denn Kinder zwischen Mann und Frau stehen können? fragte der Andere. „Gewiß", ward ihm sehr ernsthaft entgegnet, „sie nehmen die Zeit der Mutter in Anspruch, verderben ihre Schönheit, verwüsten ihr Leben."

Etwas wider das Gewissen zu thun. Diesmal war es zunächst das politische Gewissen, das Gewissen des als eine moralische Person sich fühlenden Volkes, welches seinen Mahnruf erhob. Es galt, den Staat zu erhalten, die Arche des Gesetzes zu wahren, die Persönlichkeit des Volkes zu retten vor den zerstörenden Elementargewalten des Sondergeistes. Denn dies und kein anderes ist das Zeichen der Zeit, in der wir leben, dies die Signatur dieses großen siebenten Jahrzehntes, welches den staatenbildenden, schaffenden, webenden Geist, den Demiurgos der Weltgeschichte, in den Tiefen der germanischen Welt nach langem Schlummer erweckt hat, um zu sammeln, was in der Zerstreuung verdarb, um die unbändige Schwungkraft dieses trotzigen, hochstrebenden Stammes in die gesegneten Bahnen staatlich-organischen Wirkens zu leiten. — Uebermäßig, wie der oben erwähnte Beobachter treffend anführt — übermäßig herrschte der Individualismus in Amerika während der zwanzig Jahre, welche dem Kriege vorangingen. Das Princip der Trennung nahm zahllose Gestalten an und drang in alle Lebenskreise. Gesellschaftsrechte, Classenrechte, Eigenthumsrechte, Staatsrechte, Bezirksrechte, Gemeinderechte, Land-, Bergwerks-, Wasserrechte, Rechte der Personen und der Geschlechter und wie die Sonderinteressen alle hießen, theilten das Land. Die Vertreter des amerikanischen Geistes suchten Bildung und Inspirationen in der Ferne. Irving studirte in Spanien, Bancroft in London, Motley im Haag, Longfellow in Deutschland, Hawthorne dichtete in Liverpool. Ganze Religionsgesellschaften proclamirten ihre Unabhängigkeit, sagten sich offen und förmlich los von ihren Verpflichtungen gegen den Staat *). Nord und Süd der Union vollends entwickelten sich wie zwei verschiedene Welten, deren schwächere, thatsächlich zurückgebliebene, durch Selbstvertrauen und dreistes Zugreifen ersetzte, was ihr an nachhaltiger Kraft abging. Der bürgerliche, arbeitende Norden spielte den staatsmännisch geschulten Pflanzern gegenüber die Rolle Preußens im deutschen Bunde. Sein Einfluß stand in umgekehrtem Verhältniß zu seinen Leistungen. Dieselben Jahre „der Umkehr und der Buße“, welche die preußischen Regimenter nach Holstein ziehen sahen, um unter österreichischer Aufsicht unsere Bundesgenossen an Dänemark auszuliefern, sie machten auf der anderen Seite des Wassers den nordstaatlichen Farmer zum Sklavenfänger der Plantagenbesitzer, rissen durch die Nebraska-Bill die gesetzliche Schutzwehr des Freibodens ein und gaben die Union in Buchanan's Hände, um sie wehrlos zu machen für den Tag der Entscheidung. Und der Norden blieb ruhig bei seiner Arbeit und bei seinen Genüssen. Erst als die Schaale des Zorns voll war, als die Südlichen an die Verfassung rührten, Lincoln's Wahl nicht hinderten, was sie leicht gekonnt hätten **), sondern ihr den Gehorsam versagten, die Union zwi-

---

*) So die Bible-Community von Oneida-Creek, die Mormonen (wenigstens so weit als möglich).

**) Wenn die Ultras des Südens für ihren alten Helfershelfer Douglas gestimmt hätten, statt für Breckenridge, so erhielt Douglas 2,213,919 Stimmen, Lincoln nur 1,857,610.

schen Sein und Nichtsein stellten, da erst faßte man, zögernd und schweren Herzens, aber schließlich im Bewußtsein der unentrinnbaren Nothwendigkeit, den Entschluß, *die Union zu erhalten*, es koste, was es wolle. Denn darum handelte es sich. Alles Andere, was sich daran schloß: Freihandel und Schutzzoll, Sklaverei und freie Arbeit, kam nur nach und nach in zweiter Linie zu praktischer Geltung. Man weiß, wie zögernd Lincoln sich zur Heranziehung der Negerfrage entschloß, wie er Fremont's voreiligen Eifer dämpfte, Butler aus New-Orleans abrief, wie nur die äußerste Noth, fast zwei Jahre nach dem Ausbruche des Krieges, ihm das Decret entriß, welches die Sklaven der Rebellenstaaten confiscirte. Die Südcavaliere könnten ihre Neger noch heute besitzen, wie die Depossedirten ihr Land, wenn sie gewollt hätten. Ihr Widerstand gegen die politische Strömung der Zeit, gegen den Völker einenden und Staaten bildenden Geist des Jahrhunderts hat sie gestürzt, nicht ihr Mangel an Freisinnigkeit. Der Weg ging auch drüben durch die Einheit zur Freiheit. Und wenn der Krieg die erstere mit blutigem Kitt gefestigt hat, so ist dem langsam schaffenden Friedensact die schönere, aber auch schwerere Aufgabe gestellt, in der nun gesicherten neuen Form die heilende, segnende Macht der anderen zur Geltung zu bringen.

Und den riesigen Dimensionen des Kampfes — das darf der ungeduldige Zuschauer nicht vergessen — entsprechen denn auch die Anforderungen der jetzigen Tage an die Weisheit der amerikanischen Staatsmänner, an die politische Vernunft und den Patriotismus des Volkes Es *war* ein Riesenkampf, gekrönt durch beispiellos vollständige Niederwerfung des Gegners, aber wie die Erfolge, so gingen auch die Opfer über das Erlebte und Berechenbare hinaus. Mehr als 280,000 Gebliebene und Gestorbene beklagte der Norden, weniger der Süden, doch ist der Gesammtverlust weit über eine halbe Million kräftiger Männer, $3^1/_3$ Procent der gesammten männlichen Bevölkerung, wenn man Kinder und Greise mitrechnet. Eine Staatsschuld, im Verhältniß zur Bevölkerungszahl dreimal so groß als die österreichische, lastete auf Schultern, die solche oder ähnliche Lasten niemals getragen hatten*). Unter Verwüstungen hatte der Norden verhältnißmäßig wenig gelitten. (Man rechnet etwa 20 Millionen.) Aber von den Ufern des Potamac bis zum Golf, vom Mississippi bis zum Meer lagen unzählige Pflanzungen öde, Städte und Farmen in Asche. Die Verluste Georgia's allein (nach Sherman's berühmtem Zuge) werden auf 845 Millionen Dollars geschätzt. Wie Hexengold waren aus den Händen der südlichen Besitzer die Millionen ihrer Staatspapiere und ihres Papiergeldes entschwunden. Als die Negerregimenter Grant's in Richmond einrückten, waren die Straßen mit solchen Schätzen bedeckt. Dazu Erschöpfung aller Vorräthe, die bisherigen Arbeitskräfte (4 Millionen Neger) den Besitzern entzogen und noch größtentheils ohne Beschäftigung und Verdienst; Eisen-

*) Die Schuld betrug 1866 auf c. 35 Millionen Gesammtbevölkerung (incl. Rebellen und Neger) 79,14 Dollars pro Kopf, die jährlichen Zinsen c. 150 Millionen, 4,11 Dollars pro Kopf.

bahnen, Brücken, Fabriken, Maschinen in Masse zerstört, mehr als 12 Millionen Menschen aus allen gewohnten Verhältnissen geworfen, durch Standes- und Racenhaß getrennt und, aller Hülfsmittel beraubt, auf die Gnade eines schwer beleidigten Volkes angewiesen. Da mochte auch wohl den Muthigen die Sorge verdüstern: Was nun, da das Ziel erreicht und dennoch so fern ist? Soll der nächste Tag der Versöhnung gehören oder der Rache? Wenn das Erste: wie kann man jenen Millionen besiegter Feinde, wenn nicht Entschädigung für ihre Verluste, so doch die Möglichkeit des Weiter-Existirens gewähren? Wer wird diese Hungrigen speisen, diese Straßen und Brücken herstellen, diese Wohnungen aus dem Schutte aufrichten? Woher die Arbeiter nehmen für die wüst liegenden Felder? — Oder wenn, was Gott verhüte, wenn der Zorn des Siegers die Oberhand gewänne über das Mitleid mit dem Landsmanne, wird dann nicht die Rache Schuldige und Unschuldige treffen? Wird jenes geschichtliche Gesetz für die neue Welt seine Geltung verlieren, welches den Räuber fremder Freiheit noch stets mit dem Verlust der seinigen strafte? Nicht denkbar erscheint ja eine demokratische Bundesrepublik, welche den dritten Theil ihrer Bevölkerung, und die Hälfte ihres Gebietes wie ein erobertes Land regiert. In ihren eigenen Truppen, in ihren Generälen müßte sie sich den Ruin ihres Wohlstandes und ihrer Freiheit erziehen. Und außerdem: Unmöglich könnte man 4 Millionen gewaltsam und ohne Entschädigung befreiter Neger und 8 bis 9 Millionen ihrer gedemüthigten, ruinirten, aber wahrlich nicht bekehrten weißen Dränger sich selbst überlassen, ohne den Racenkrieg zu entzünden. Und endlich, Alles Andere bei Seite gesetzt: Es mochte von einem gewissen Standpunkte aus immerhin zweifelhaft erscheinen, ob „diese kriegsgewohnten Banden“ (um europäisch zu sprechen), ob dieses so schnell gereifte „Veteranenheer“ sich ohne Weiteres auflösen lassen werde, ob es wirklich so leicht als wünschenswerth sein würde, den Geist zu bannen, den man in der Bedrängniß gerufen.

Wer wollte damals den Feinden der Union und ihren kleinmüthigen Freunden solche, schadenfrohe oder besorgte, Fragen verdenken? Wer es übernehmen, dieser Erfahrungsweisheit gegenüber das feste Vertrauen auf die Zukunft des Sternenbanners zu vertreten?

Zumal, als jener erschütternde Donnerschlag in den Siegesjubel hinein fuhr, als die Kugel eines eiteln Phantasten*) die größte That des politisch reifsten Volkes der Gegenwart (wir meinen Lincoln's Wiederwahl) aufhob und die Unsicherheit menschlicher Berechnungen so furchtbar blos legte. Mehr als je bedurfte die Republik nach dem Kriege ihres „zweiten Begründers“, jenes schlichten Mannes, der, das verkörperte Gewissen und der verkörperte praktische Sinn seines Volkes, nie

*) James Wilkin Booth, Lincoln's Mörder, hatte seine künstlerischen Erfolge als Shakespeare-Darsteller größtentheils in den Städten des Nordens, in Philadelphia, New-York, Boston, errungen. Er hatte kein persönliches Interesse an der Sache des Südens, und es ist sehr wahrscheinlich, daß nur überspannte ästhetische Sympathien mit den, wenn nicht ritterlichen, so doch chevaleresken Südhelden ihn in die Verschwörung trieben.

mehr sein wollte, als der getreue Wardein des gesunden öffentlichen Bewußtseins und der muthige und besonnene Vollstrecker des Volkswillens. Es war kein leeres Gepränge, welches seine letzte Rundfahrt durch das Land zu einer, in dieser Art vielleicht nie auf Erden gesehenen, Feier erhob. Diese Hunderttausende, welche zum letzten Male vor den geliebten Zügen des stillen bleichen Mannes ihre Häupter entblößten, sie fühlten wohl, daß sie nicht nur den größten Helden, sondern auch einen guten Theil der Früchte ihres Kampfes zu Grabe trugen; daß hier, statt des verhofften Siegesgenusses, eine Reihe von Prüfungen beginne.

So kam denn Andrew Johnson, der Vicepräsident, unverhofft zur Regierung. Was war von ihm zu erwarten? Die Laufbahn, welche er durchmessen, erinnerte in mehr als einer Beziehung an die seines großen Vorgängers. Im Jahr 1808 zu Raleigh, der Hauptstadt von Nord-Karolina, geboren, Sohn ganz armer Eltern, ohne den mindesten Schulunterricht aufgewachsen, hatte er, ein rechter Self-made man, von der Nähnadel des Schneiderlehrlings beginnend, wie Lincoln von der Holzaxt, seinen Weg durch die Stufenleiter demokratischer Ehren gemacht. Lesen lernte er als Schneiderbursche (er war von seinem zehnten bis zu seinem siebzehnten Jahre bei dem Meister), durch eigenen Fleiß; Schreiben, Rechnen und sonstige Schulweisheit verdankt er, ein echt amerikanischer Zug, seiner wohl unterrichteten Frau, mit der er sich 1827, neunzehn Jahre alt, als Schneider und Kleiderhändler in Greenville, Tenessee, verband. Früh gewonnene Popularität ließ ihn 1828 zum Alderman, 1830 zum Mayor seines Städtchens vorrücken. Im Jahre 1835 vertritt er schon den Bezirk in der gesetzgebenden Versammlung Tenessee's, 1841 wird er Senator in diesem Staate, 1843 Repräsentant Tenessee's im Congreß der Vereinigten Staaten, 1853 — 1857 ist er Gouverneur von Tenessee, dann Senator für diesen Staat in Washington. Seine Unionstreue nach dem Ausbruche des Bürgerkrieges hätte ihm in seiner Heimat beinahe das Leben gekostet. Von allen südlichen Congreßmännern waren am 4. Juli 1861 nur er und drei Virginier auf ihrem Posten. Während des Krieges, als Grant 1863 Tenessee zurückerobert hatte, gab Lincoln ihm Gelegenheit, als Gouverneur dieses Staates gute Dienste zu leisten Seine Ernennung zum Vicepräsidenten, 1864, galt dem Märtyrer unionstreuer Gesinnung. Niemand ahnte damals, daß sie die so schwer erkauften Erfolge auf die Chance eines unberechenbaren Zufalls stellte. Was man nach Lincoln's Tod weit eher fürchtete, als Begünstigung der Rebellen durch den Präsidenten, war ein zu hartes Verfahren des von den Aristokraten des Südens schwer gemißhandelten Emporkömmlings. Und diese Sorge zu zerstreuen waren die furchtbaren Eindrücke gewiß nicht geeignet, welche in den ersten Wochen nach Beendigung des Krieges die Besonnenheit des amerikanischen Volkes auf eine so harte Probe stellten.

Zunächst der Verschwörungsproceß. Mochte Booth immerhin unter dem Antriebe eigener Thorheit gehandelt haben: er stand nicht allein, und die infernalische Bosheit und Rohheit des Mordcomplots, die weit-

reichenden, sorgfältigen Vorbereitungen desselben ließen nur zu sehr auf mächtige und zahlreiche Theilnehmer und Anstifter schließen. Der anfängliche Plan der Verschworenen, den Präsidenten nur gefangen zu nehmen, ihn bis zur Abführung nach dem Süden in einem unterminirten und sorgfältig für den Zweck hergerichteten Gartenhause am Potomac über Pulverfässern verwahrt zu halten — mußte er nicht die Häupter des Südens anklagen, welche durch tückischen Ueberfall zu erlangen hofften, was der offene Kampf ihnen versagte? Dazu kam dann die Gleichzeitigkeit des gegen Lincoln und gegen Seward geführten Streiches (daß auch Grant und Johnson fallen sollten, ergab der Proceß), die Bestialität und Verwegenheit jenes Mörders, der über den schwer verwundeten und kranken Seward wie ein Schlächter mit dem Messer herfiel, Alles verwundend, was ihm in den Weg trat, und bei alle den Mordgesellen, bis auf Atzeroth und Surrat, Mutter und Sohn, der gänzliche Mangel erkennbarer persönlicher Motive. Es war kein Wunder, wenn ein Schrei der Wuth sich erhob gegen die vermutheten Urheber alle des Gräuels, wenn man Blut für Blut verlangte, wenn für einen Augenblick die Verhältnisse an Zustände erinnerten, wie man sie nach Besiegung von Rebellen in Europa zu sehen gewohnt ist.

Und dann kamen sie heim, von Andersonville, von Belle-Isle, von Libby, die Jammergestalten der Gefangenen, abgezehrt, verkrüppelt, wahnsinnig von Hunger und Elend, lebende Zeugnisse für die schlimmsten während des Krieges erhobenen Klagen. Dreizehntausend waren in Andersonville allein ihren Qualen erlegen. Eingesperrt auf kahlem, schutzlosem Felde zwischen hohen Pallisadenwänden, ohne Obdach, ohne Lager und genügende Kleidung, in Hitze, Regen, Schnee und Frost, genährt viel schlechter als Hunde*), von Soldaten überwacht, welche Prämien für jeden Gefangenen erhielten, den sie wegen Berührung der „Todtenlinie", einer niedrigen inneren Barriere, oder weil er an einem Fenster sich zeigte, erschossen. Und nicht Noth, wie man nachher behauptet hat, sondern die an der täglichen Mißhandlung von Sklaven großgezogene Rohheit, wenn nicht gar höllische Speculation auf den Austausch von Krüppeln gegen gut genährte eigene Leute, hatte das Unerhörte verübt. Der im Süden allerdings herrschende Mangel hätte nach menschlicher und soldatischer Auffassung nur beschleunigte Auswechselung oder Entlassung auf Parole zur Folge haben können und dürfen, und vollends für die Obdachlosigkeit der Gefangenen, mitten unter mächtigen Wäldern, giebt es auch nicht einmal einen Schein von Entschuldigung. Man hat kürzlich des alten Thaddäus Stewens hartes Wort streng getadelt, das er im Congreß sprach, als man über Gewährung von anderthalb Millionen Dollars für die Mississippi-Deiche verhandelte: „Ich habe nicht

*) Die tägliche Ration betrug in Andersonville ein kleines Stück (8 Unzen) verdorbenen Maisbrotes und 2 Unzen fast ungenießbaren Salzfleisches, nebst, zweimal in der Woche, einer Handvoll Reis. Die Officiere in Libby wurden nicht viel besser behandelt, nur daß man sie wenigstens unter Dach in Zimmern zusammenpferchte, oft 12—1400 in sechs Räumen von je 100 Fuß Länge und 40 Fuß Breite

den Antrag gestellt, jene rebellischen Mörder alle zu hängen; aber ich sehe nicht ein, warum ich mich dazwischen stellen sollte, wenn Gott sie ersäufen will." Das Auffallende sind nicht solche Gefühle und Worte, sondern die Thatsache, daß die Sieger sich mit der gerichtlichen Aburtheilung und Execution eines einzigen Schuldigen, des berüchtigten Capitain Würtz von Andersonville, begnügten. Nur für einen Augenblick gewann es den Anschein, als schicke Johnson sich an, der öffentlichen Entrüstung über alle diese Unthaten durch strenge Bestrafung der Rebellen-Häupter Folge zu geben. Seinen Drohungen hat die That nicht entsprochen; im Gegentheil. Man traute in Europa kaum seinen Ohren, als man hörte, daß die siegreiche Partei in diesem Bürgerkriege sich nicht einmal entschließen konnte, dem eingefangenen Führer der Rebellion, Jefferson Davis, ans Leben zu gehen. Und die besten Voraussetzungen der europäischen Unionsfreunde schienen sich dann zu erfüllen, als die Hauptstadt der Union, am 23. Mai 1865, sechs Wochen nach der kriegerischen Entscheidung, den schönsten der Triumphzüge sah: jene letzte Parade des sieggekrönten Volksheeres, nach welcher in rascher Folge an 400,000 Veteranen auf den verschiedenen Kriegsschauplätzen die Waffen niederlegten, um zu ihrer Bürgerarbeit, auf der Farm, in der Werkstatt, im Comptoir zurückzukehren. Denkmünzen und Orden erhielt Niemand, Pensionen nur die Verstümmelten und Invaliden, sowie Frauen, Kinder und Eltern, welche in einem der Gebliebenen den Ernährer verloren hatten. Auch so betrugen alle Pensionen am Ende des Jahres 1865 schon 8 Millionen Dollars für c. 80,000 Personen, und bis Ende 1866 hatten weitere begründete Ansprüche diese Summe auf 15 Millionen Dollars erhöht, wozu noch 7 Millionen Ausgleichungsgelder kamen, Entschädigungen für Angeworbene, welche nicht das durchschnittliche Handgeld bedungen und empfangen hatten. Nur etwa 200,000 Mann, und zwar besonders Negerregimenter, blieben unter Generallieutenant Grant's Oberbefehl einstweilen unter den Waffen, zur Aufrechterhaltung der Ordnung im Süden. Auch diese Macht ist seitdem, beiläufig während des trennenden Conflicts der höchsten Staatsgewalten, auf weniger als die Hälfte vermindert worden, wodurch die Union bekanntlich keineswegs verhindert wurde, die kaiserlich französischen Adler zum Abzuge aus Mexico zu veranlassen, und, England gegenüber, die Sprache des Beleidigten zu führen, welcher den Willen und die Macht hat, sich sein Recht zu verschaffen.

Somit ließ Alles aufs Beste sich an. Eingedenk der Culturwunder, welche die Union während des Menschenalters vor dem Kriege in der Besiedelung und Emporbringung der westlichen Staaten geleistet, gaben ihre Freunde sich den sanguinischsten Hoffnungen hin. Es konnte ja nicht fehlen. Das Capital, die Arbeitskräfte des Nordens, ja der Welt, mußten den fruchtbaren Gebieten des Südens zuströmen. Hatte das Heimstättegesetz von 1862 schon während des Krieges günstig auf die Einwanderung gewirkt, wie mußte diese jetzt erst zunehmen und wohlthätig wirken, da der letzte Rest des Mittelalters auf amerikanischem Boden

getilgt, der freien Ansiedelung und Arbeit ein unbeschränkter Spielraum eröffnet war, von den Niagarafällen bis zum Golf, vom Atlantischen bis zum Stillen Ocean. Nur eine Schwierigkeit schien noch im Wege zu liegen: das Schicksal der Neger. Gelang es, diese Massen ohne Störung einzufügen, als ein lebendiges Glied, in den Organismus der nationalen Arbeit, so war das Unerhörte geleistet, die Schuld des Schicksals getilgt. Die Frage: Wird der befreite Neger arbeiten, und unter welchen Bedingungen wird er es thun? sie beherrschte die Sachlage. Und es war eine Freude, zu sehen, wie klar man das von vorn herein im Norden erkannte, mit welchem praktischen Geschick und mit welchem opferfreudigen Eifer man die Sache in die Hand nahm.

Selbstverständlich hatte man damit nicht bis zum Ende des Krieges gewartet. In dem Maße, als erst kleine Bezirke, dann ganze Staaten des Südens zurückerobert worden, sehen wir von 1861 an die christliche und philanthropische Vereinsthätigkeit und das Wirken der Unionsbeamten im Rücken der vorschreitenden Heere geschäftig. Das Schicksal Hayti's und Jamaika's, die eine zu Grunde gerichtet durch die siegreiche Empörung der Neger, die andere durch deren gesetzliche Befreiung, lag zu nahe vor Augen. Man durfte es nicht darauf ankommen lassen, ob diese Leute, sich selbst überlassen, auch hier zur trägen Bedürfnißlosigkeit des halbwilden Lebens zurückkehren würden. Das Schicksal der Republik hing an der Probe. Und so machte man schon im ersten Kriegsjahre auf den Sea Islands, den fruchtbaren tiefbodigen Baumwolleninseln an der Küste Carolina's, den Anfang. Die Landung Sherman's, die Einnahme von Port Royal, am 7. Nov. 1861, und bald darauf die von Beaufort, hatte die gesammte Pflanzeraristokratie zur Flucht veranlaßt. Es blieben nur die Schwarzen zurück, die sprüchwörtlich verhaßten Neger der Vereinigten Staaten, starke, abgehärtete „Feldhände", durch die abgelegene, verkehrslose Gegend vor gefährlichen Bildungseinflüssen bewahrt. Gelang es, sie zu Culturmenschen zu machen, so erschien die Möglichkeit des Erfolges überhaupt erwiesen.

Es ist nun bemerkenswerth und für die amerikanische Civilisation bezeichnend, wie man ans Werk ging. — Was der, unmittelbare oder mittelbare, Wirkungskreis des Protestantismus vor den anderen christlichen Culturgebieten voraus hat, ist unseres Erachtens vornehmlich die ihm eingeborene Richtung auf Verallgemeinerung geistiger Bildung. Die deutsche Bibelübersetzung, die Einführung der Landessprache in die Liturgie, die Erhebung der Predigt zum Докумtheile des Gottesdienstes und, durch dies Alles bedingt, die Erhebung der Volksschule zum Range eines socialen Bedürfnisses ersten Ranges, diese Dinge scheinen uns, mehr als die protestantischen Unterscheidungslehren, Luther's welthistorische Leistungen. Seitdem ist die protestantische Welt und ein guter Theil der von ihr beeinflußten katholischen mehr oder weniger consequent und erfolgreich diesem Impulse gefolgt, und so ist im Laufe dreier Jahrhunderte die Volksschule und die volksthümliche Literatur zu einer Weltmacht geworden. Amerika aber hat das Verdienst und das Glück gehabt,

zuerst unter den Großmächten, die Bedeutung dieser Gesittungsfactoren rein und voll zu erkennen und dieser Erkenntniß thatsächliche Folge zu geben. Die Nordstaaten der Union zuerst haben die Gesammtheit des Volkes zu menschlicher und staatsbürgerlicher Bildung gerufen, nicht durch Verordnungen und Zwang, sondern durch Eröffnung trefflicher Freischulen für Alle. Und dabei — oder eben deswegen? — hat dies religiöseste aller Völker sich nicht bedacht, die Volksschule, als eine mündig gewordene Tochter, von der Kirche zu trennen, Ernst zu machen mit Anerkennung der Intelligenz als der bedingenden Grundlage aller Cultur und auch aller probehaltigen Sittlichkeit. Das hat William Draper im Sinne, wenn er in seinen merkwürdigen „Gedanken über die zukünftige Politik Amerika's" das in seinem Munde nicht mißzuverstehende Wort spricht: „In Europa ist der Versuch gemacht worden, allein durch Sittlichkeit zu regieren. Der gegenwärtige Zustand dieses Erdtheils am Schlusse so vieler Jahrhunderte zeigt, wie groß der Mißgriff gewesen ist. In Amerika macht man im Gegentheil den Versuch, mit Bildung zu regieren — derselbe wird gelingen." Denn, fügen wir hinzu, wer sich auf die Intelligenz, die Bildung verläßt, rechnet mit erkennbaren, stetig wirkenden Größen. Er gründet sein Werk auf den zuverlässigen und seiner Natur nach regelmäßig wachsenden Factor in den Producten des menschlichen Gesittungsprocesses. Gefühl und Phantasie aber fangen täglich von vorn an. Sie sind Elementarkräfte, treffliche Diener, aber schlechte Regierer. Unsere Empfindungen, unsere Leidenschaften sind, genau besehen, die unserer Vorfahren. Aber unsere Vorstellungen und Gedanken sind andere geworden. Wenn wir ungefährdet und unbewaffnet auf einsamer Straße wandern, wenn wir die Felder unserer Nachbarn nur noch in besonderen Ausnahmsfällen und auf höheren Befehl verheeren, wenn wir Andersgläubige nicht mehr verbrennen, sondern nur noch verleumden und schmähen, so sind wir deswegen wahrlich nicht *besser* geworden, als die Raubritter des Interregnums, oder als das Bäuerlein, welches zum Scheiterhaufen Hussen's den Baumstamm herbeischleppte, wohl aber klüger und vernünftiger. — Da liegt der Casus! Und was das Beste ist: Das gute, berechtigte Gefühl kommt unter der Herrschaft der Vernunft, der Intelligenz nicht zu Schaden. Im Gegentheil! Es ist die Frau im Hause. Es gedeiht in der zweiten Rolle weit besser, als in der ersten. Oder wäre es ein bloßer Zufall, daß die Neu-England-Yankees, dieses „ungemüthlichste" aller Völker, welches weder Bier trinkt noch Sängerfeste feiert, noch den Pfarrer als geborenen Herrn und Vormund der Volkserziehung betrachtet — daß gerade dieses Volk die offenste Hand hat für seine Armen, daß es seine Liebeswerke in denselben großartigen Dimensionen fördert, die wir an seinen Straßen, Canälen und Schiffen bewundern, und daß es in seinen freien Kirchen-Genossenschaften, um welche der Staat sich nicht kümmert, eine religiöse Inbrunst entwickelt, die bei uns, trotz der Regulative, mehr und mehr zur verklungenen Sage wird? Unsere ästhetisch-gemüthlichen, durch den Staat erzogenen Landsleute haben sich bekanntlich in Amerika

einen Ruf von „Religionsverächtern“ gemacht und stehen an Opferfreudigkeit für ideale Interessen selbst hinter den Irländern zurück.

So haben denn auch die amerikanischen Negerfreunde sich keinen Augenblick der Erkenntniß verschlossen, daß die materielle Fürsorge für ihre Schützlinge die beste Garantie eines nachhaltigen Erfolgs in deren geistiger Ausbildung zu suchen hat. Wo nur irgend angänglich, bei jenen ersten Versuchen auf den Sea Islands, und später in den Küstenstraßen Süd-Carolina's, in Louisiana und selbst im Feldlager der Negerregimenter begann der Schulmeister seine Arbeit gleichzeitig mit dem Zahl- und Proviantmeister und dem Aufsichtsbeamten.

Die Negerjungen zeigten sich im Auffassen der Elemente eben so geschickt, wie die weiße Schuljugend, und auch die Erwachsenen, selbst die Soldaten in den Pausen des Dienstes, drängten sich heran, um der so lange verbotenen Frucht, der schwarzen, krausen Schlüssel zu den Schätzen der Bildung und der Respectabilität, theilhaftig zu werden. Das ist bis jetzt so geblieben, überall, wo sich die Gelegenheit dazu bot. In Süd-Carolina gab General Saxton, im Sommer 1865, den Farbigen öffentlich das Zeugniß, daß sie für die Bildung ihrer Kinder eifriger besorgt wären, als die unteren Classen der weißen Süd-Bevölkerung. Die Staaten Virginia, beide Carolina's, Georgia, Florida, Alabama, Louisiana, Texas, Mississippi, Arkansas, Tenessee und der District Columbia zählten gegen Ende des Jahres 1865 in runder Summe bereits 68,000 Neger-Schüler, die in 575 Schulen von 1150, meistens farbigen, Lehrern unterrichtet wurden, immerhin erst ein geringer Anfang, da die der Schule bedürfende Jugend der befreiten Sklavenbevölkerung wohl auf 500,000 veranschlagt werden darf. Aber welches andere Volk, so weit unsere geschichtliche Kunde reicht, hat je unter solchen Verhältnissen, in einer völlig aufgelösten und ruinirten Gesellschaft, unmittelbar nach einem verheerenden Bürgerkriege, ja zum Theil während desselben, an solche Dinge auch nur gedacht, geschweige denn sie geleistet? Neuerdings hat Herr Peabody, der bekannte philanthropische Krösus, seinen Landsleuten ein Geschenk von zwei Millionen Dollars zur Errichtung von Freischulen in den Südstaaten gemacht. Die Organisation derselben ist im Werke und die Zeitungen des Südens erörtern vielseitig die Frage, ob man die Schüler nach ihrer Hautfarbe trennen solle oder nicht. Die bloße Thatsache, daß diese Frage im Süden öffentlich discutirt werden kann und daß die Zulassung der Neger in die Schulen der Weißen warme Vertheidiger findet, markirt für den kundigen Beobachter einen Fortschritt von unübersehbarer Tragweite. Indem das Volk der Vereinigten Staaten die Erziehung der Negerjugend in erster Linie in die Hand nahm, gab es seinen Entschluß zu erkennen, ganze Arbeit zu machen und das Uebel bei der Wurzel zu fassen. Es hat die Hand an den Pflug gelegt, und das Zurücksehen, bevor die Furche gezogen ist, war bisher nicht seine Art.

Sodann, und für den Augenblick mit noch dringenderem Anspruch, kam der andere Grundfactor der amerikanischen Gesellschaft in Frage:

die freie, rastlose, Wohlstand spendende Arbeit. Was die Befähigung des Negers für dieselbe angeht, so ist seine physische Kraft und seine unverwüstliche Gesundheit im heißen Klima bekanntlich seit drei Jahrhunderten die Quelle seiner Leiden gewesen. Desto mehr wurde, auch von befreundeter Seite, seine Geneigtheit zu ernster Anstrengung, über das nächste Bedürfniß hinaus, in Zweifel gezogen. Was war aus Hayti, was aus dem blühenden Jamaika geworden, seit der Neger dort nicht mehr die Peitsche fürchtete! Die Besorgniß, daß Nichts als äußerer Zwang diese wenig bedürfenden, kindisch leichtsinnigen Geschöpfe in die Baumwoll- und Tabakspflanzungen, und nun gar auf die sumpfigen Reisfelder treiben würde, war in Amerika nicht weniger verbreitet, als in Europa. Glücklicher Weise haben die Thatsachen ihr ebensowenig Recht gegeben, als den Vorurtheilen gegen die geistige Befähigung der Schwarzen. Man hatte vergessen, daß die meisten Negerstämme von Hause aus Ackerbauer sind, nicht nomadisirende Jäger, wie die ritterlichen Rothhäute des amerikanischen Westens, so auch, daß grausame Behandlung und schlechter Lohn auch den weißen Arbeiter nicht eben zu fröhlichem und intelligentem Fleiße erziehen. Daß der Neger nicht über seine Bedürfnisse hinaus schwer arbeiten mag, hat er, nicht nur mit allen ungebildeten Menschen, sondern mit allen Menschen gemein. Es kommt also darauf an, in Ermangelung der Peitsche und des Halseisens, in ihm Bedürfnisse zu wecken, hinlänglich stark, ihn zur Anstrengung zu spornen. Die bisherigen Erfahrungen haben auch in dieser Richtung den Unglückspropheten Unrecht gegeben. Zunächst, bei den ersten Versuchen mit rohen Feldsklaven, erwies die bekannte Putzsucht der Neger sich als treffliche Verbündete. Die befreiten Sklaven der Sea Islands und der Küsten von Süd-Carolina überzeugten sich nicht sobald, daß die Regierung den bedungenen Lohn pünktlich zahlte, als man sie eifrig bemüht sah, sich die Mittel zu einem stattlichen Auftreten zu verschaffen. Schon 1863 kauften und bezahlten sie von New-York für eine halbe Million Dollars Seidenwaaren und Schmuck, und die Plantagen lieferten der freien Arbeit fünfzig Procent mehr, als früher der Frohnde. Eine weitere und solidere Bürgschaft für den Erfolg des Befreiungswerkes aber liegt in dem lebhaften Ehrgefühl der Neger und ihrer großen Zärtlichkeit für ihre Kinder. Die große Menge der in den Nordstaaten längst ansässigen und zum Theil wohlhabenden, ja reichen Farbigen hätte über diesen Punkt eigentlich längst beruhigen können, wenn nationale Vorurtheile und Antipathien unter gewöhnlichen Verhältnissen der Logik der Thatsachen zugänglich wären. Massenhaft traten entlaufene Sklaven während des Krieges in die Dienste der Farmer in den Grenzstaaten und erwiesen sich fleißig und brauchbar. Wie leicht der Neger der militairischen Disciplin sich fügt und den militairischen Ehrbegriff in sich entwickelt, davon haben die schwarzen Regimenter des Vicekönigs von Aegypten und die zahlreichen Negermatrosen auf den Schiffen fast aller Flaggen so glänzende Beweise gegeben, daß es billig Wunder nimmt, wie die Vertheidiger der Racenaristokratie erst die Erfahrungen des ame-

rikanischen Bürgerkrieges abgewartet haben, um ihren Irrthum zu erkennen. Bekanntlich zwang die Noth vom Spätsommer 1862 ab zur Bildung von Negerregimentern, anfangs nur unter weißen, dann auch unter farbigen Officieren. Sie haben sich, zuletzt in der Stärke von mehr als 100,000 Mann, überall brav und geschickt geschlagen, uneingeschüchtert durch das Schreckenssystem, welches der Süden gegen ihre Gefangenen anwendete; und, was für die Zukunft der schwarzen Race noch weit mehr bedeutet, angesichts der Mißhandlungen, mit welchen die südliche Bevölkerung nach dem Kriege vielfach ihre befreiten Stammgenossen heimsuchte, haben sie sich überall als eine streng disciplinirte Truppe von fester und musterhafter Haltung bewährt. Sei es Wirkung des Klimas der Vereinigten Staaten, mit seinen Witterungs-Extremen und seiner scharfen, das Nervenleben stimulirenden Luft, sei es das Beispiel einer rastlosen, durch Arbeit sich bereichernden und über die Trägen und Schwachen hinwegschreitenden Bevölkerung: der Neger in den Vereinigten Staaten ist keineswegs das rohe und schlaffe Naturkind der westindischen und südamerikanischen Colonien. Er fühlt sich als bildungsfähiger Mensch und ist namentlich bestrebt, wo er irgend frei sich regen kann, seinen Kindern wenigstens den Eintritt in die Gesellschaft zu erobern, die ihn selbst noch zurückweist. So traf Dixon, im Herbst 1866, in der Nähe von Harrison Fort in Virginia einen Negerfarmer, Henry Pierman, der gleich dem zähesten Yankee-Pionier den Kampf um das Dasein und um die Zukunft seiner Familie mit der Wildniß bestand. Durch eine junge Dame (eine jener muthigen Streiterinnen der Humanität, an denen Amerika so reich ist und die schon vor dem Kriege vielfach den barbarischen Gesetzen des Südens Trotz boten) im Lesen und Schreiben und im Christenthum unterrichtet, war er, wie die meisten seiner Stammgenossen, eifriger Baptist geworden. Als dann „Vater Abraham seine schwarzen Kinder zur Freiheit rief", litt es ihn nicht länger im Dienste selbst der gütigen Herrschaft. Ohne Capital, ohne andere Hülfe, als die seines Weibes, fast ohne Werkzeuge, errichtete er sein Blockhaus in der Wildniß, klärte ein paar Acker Landes, gewann im ersten Jahre etwas Zwiebeln, Tomatoes, Korn und Holz für den Markt. Der Ertrag wurde auf Ackergeräth und Vieh verwandt, die Wirthschaft unter schwersten Anstrengungen und Entbehrungen erweitert, und nach ein paar Jahren besaß dieser „Affe in Menschengestalt" 140 Acker Land, ein paar Hülfsarbeiter, und seine Kinder (das war sein Stolz) gingen selbstverständlich zur Schule. Die amerikanischen Berichte gestehen einstimmig, daß der freie Neger allerdings arbeitet, nicht nur in leichten Geschäften als Kellner, Barbier, Hausdiener, Kutscher 2c., Beschäftigungen, die ihm in den Mittelstaaten und bis weit in den Norden hinein bekanntlich schon lange vertraut sind, sondern auch auf der Scholle und im Walde, vorausgesetzt, daß er anständig behandelt und gut bezahlt wird. Sich an den Händen aufhängen und mit dem Ochsenleder bearbeiten zu lassen, ist er seit dem Kriege allerdings nicht mehr geneigt. Auch ist es nur zu erklärlich, daß nach dem Frieden Viele der Flüchtlinge im Gefolge der Heere sich wei-

gerten, auf die Plantagen ihrer früheren Herren zurückzukehren. Sollten sie sich, der principiell gewährten, aber noch nicht thatsächlich erprobten und eingelebten Freiheit vertrauend, den ruinirten, gedemüthigten, aber wahrlich nicht bekehrten Rebellen in die Hände liefern, um ihrer Erbitterung zur Abkühlung zu dienen? Da trat denn der Freedmen-Board ein, die von Lincoln noch vor dem Falle Richmonds geschaffene Behörde, welche, im Bunde mit der großartigen Vereinsthätigkeit des Nordens, die Beschützung der südlichen schwarzen Arbeiterbevölkerung und ihre Einführung in die freie Gesellschaft in die Hand nahm. Schon während des Krieges hatten die Hülfsvereine in Boston, Philadelphia, New-York, Chicago und Cincinnati (die fünf großen, reichen, gewerblichen mercantilen Mittelpunkte des Nordens) sich mit amerikanischer Freigebigkeit dem Liebeswerke gewidmet. Als der Kampf sich der Entscheidung zuneigte, veranlaßten sie den Präsidenten zur Errichtung jener Schutzbehörde für Freigewordene und Flüchtlinge (3. März 1865), zunächst auf ein Jahr. Generalmajor Howard, als umsichtiger Freund der Neger während des Krieges bewährt, trat an die Spitze. Man gewährte ihm einen Generalstab von vier Officieren seiner Wahl, das Recht zur Einsetzung von höchstens zehn Untercommissionen in den unterworfenen Landschaften, so wie der nothwendigen Subalternbeamten, nebst der Befugniß, geeignete Officiere des Heeres, ohne Erhöhung ihres Gehaltes, für diesen Dienst in Anspruch zu nehmen. Die Befugniß des Board erstreckt sich auf schützende und fürsorgliche Ueberwachung der aus dem Chaos der gewaltsamen Befreiung und der Kriegsnoth nach und nach auftauchenden Arbeiterwelt: Anweisung von Staatsländereien an Negercolonisten, Vermittelung und Garantirung von Arbeitscontracten, Einrichtung und Beaufsichtigung von Negerschulen, endlich Unterstützung Hülfloser, Errichtung von Asylen und Hospitälern, Alles im Einvernehmen mit den Militair-Gouverneuren, welchen die Aufrechterhaltung der Ordnung im Süden anvertraut wurde: Meade (Hauptquartier Philadelphia), Sherman (St. Louis), Sheridan (New-Orleans), Thomas (Nashville-Tenessee). Man ging mit der Energie und Umsicht zu Werke, welche das ganze Auftreten des Nordens in dieser beispiellosen Kraft- und Charakterprobe kennzeichnet. Von seinen Hülfsarbeitern kräftig unterstützt, ließ Howard es sich vor Allem angelegen sein, die stockende nationale Arbeit und Production im Süden wieder in Fluß zu bringen. Das war keine leichte Sache, und zwar stellte die Größe der Aufgabe sich erst nach Herstellung des Friedens heraus, da die begnadigten Rebellen ihre von freigewordenen Negern gepachteten oder für Regierungs-Rechnung bestellten Pflanzungen natürlich in Anspruch nahmen. Es galt zuvörderst den Negern ihre Ansprüche an die nächste Ernte zu sichern, sodann, sie als freie Lohnarbeiter für die Landescultur zu verwerthen. Also Arbeitscontracte! Aber die Seele des Contractes ist Vertrauen, und woher sollte das kommen zwischen dem Pflanzer, der nach einer Demüthigung, einem Strafgericht, welches nur nach dem voran gegangenen Uebermuthe zu messen ist, ein Opfer

seines Ingrimms suchte, und zwischen dem Sklaven, dessen Rücken noch die Spuren der Peitsche trug? Hier zunächst wirkten die Beamten des Bureaus wohlthätig ein. Schon während des Krieges hatte man unter dem Schutz der Generale Butler und Banks in Louisiana (bekanntlich wurde New-Orleans schon am 25. April 1862 erobert) glückliche Versuche gemacht, die Plantagen durch freie Negerarbeit wieder zu beleben. Die von der Militairbehörde verbürgten Verträge sicherten den besten Arbeitern monatlich 10, den schwächeren 8 bis 6 Dollars neben der gewöhnlichen, aus Maismehl und Salzfleisch bestehenden Kost. Frauen erhielten je 8, 6 und 5 Dollars, Knaben 3, Mädchen 2, Alles in vierteljährlichen Terminen zahlbar. Die Beköstigung wurde mit 6 Dollars monatlich berechnet, die Arbeitsstunden auf 10 im Sommer, auf 9 im Winter, angerechnet. Sonnabend Nachmittag und Sonntag blieben frei: Alles freilich ein gewaltiger Unterschied gegen die Zeit vor dem Kriege, wo der im Reichthum schwelgende Pflanzer in Louisiana den jährlichen Unterhalt eines Negers mit 30, in Georgia gar nur mit 15 Dollars bestritt. Rechnet man die Verzinsung und Amortisirung des Ankaufcapitals mit 100 bis 120 Dollars jährlich hinzu und bringt auf der anderen Seite die bessere Leistung des freien, intelligenten Arbeiters in Anschlag, so ergiebt sich allerdings, daß die nächste Generation die jetzt durchgeführte Umwälzung so natürlich und nützlich finden dürfte, wie unsere Rittergutsbesitzer die Aufhebung der Hörigkeit. Aber für den Pflanzer, der die Sklaven selbst bezahlt hat, steht die Sache freilich anders und man dürfte ihm große Freude an der Neuerung vor der Hand nicht zumuthen. In löblicher Fürsorge wurden schon während des Krieges überall Armenkassen gegründet, zu welchen der Arbeitgeber für den Kopf jährlich 2, der Arbeiter 1 Dollar einzahlte. So weit als möglich wurden nun unter der Obhut des Freedmen-Board ähnliche Contracte im ganzen Süden zu Stande gebracht. Die während des Krieges zwischen den Anbauern der verlassenen Plantagen und der Regierung abgeschlossenen Contracte wurden bis 1866 verlängert, den Pächtern die Ernte der von ihnen bestellten Felder gesichert. Staatsländereien zum Anbau, nach Maßgabe des Heimstättegesetzes von 1862, wurden nach Möglichkeit untergebracht, die ganz hülflosen, unbeschäftigten oder arbeitsunfähigen Flüchtlinge auf Kosten der Union ernährt, resp. in Hospitälern verpflegt. Von der Sorge für den Unterricht der Jugend war schon oben die Rede. Ueber den darbenden Negern wurden übrigens die zu Boden geworfenen Feinde in ihrer selbstverschuldeten Noth nicht vergessen. Die Magazine des Siegers öffneten sich auch für sie. Eilf Millionen Dollars kosteten diese Werke der Barmherzigkeit während des ersten Sommers dem Staat, Vieles brachte die Thätigkeit der Privaten im Norden zusammen, aber immer größere Summen wurden verlangt. Dennoch glaubte der europäische Beobachter dieser Vorgänge nicht zu sanguinisch zu rechnen, wenn er nach den Wundern der letzten Kriegsjahre, nach der imposanten Haltung des Nordens bei der Armee-Entlassung und nach dieser merkwürdig christlichen Sommercampagne der

„religionslosen" Republik in diesem Lande Nichts für unmöglich hielt, und baldigen Nachrichten vom Wiederaufblühen des Südens entgegen sah.

Wie man weiß, ist es einstweilen anders gekommen. Die Jahre 1866 und 1867 haben, was die materiellen Zustände der Golfstaaten anbetrifft (in den Mittelstaaten, Tenessee, Nord-Carolina, Virginia und vollends in Missouri steht es weit besser), nur Rückschritte gebracht. Wie die stolzen Republikaner seit 1861 die Bekanntschaft des Steuereinnehmers und der Papiergeld-Wirthschaft gründlicher gemacht haben, als wir geplagten Europäer mit unseren „versöhnlichen und großmüthigen" Nachbarn und unseren Hunderttausenden von Friedenssoldaten, so ist ihnen schließlich auch die Prüfung des Nothstandes, ja der Hungersnoth nicht erlassen worden. Nach den neuesten Berichten der amerikanischen Presse sind gegenwärtig in Mississippi, Louisiana, Alabama, Georgia, Florida, den beiden Carolina an 3 Millionen Menschen, Weiße und Neger, geradezu zwischen die Mildthätigkeit des Nordens und den Hungertod gestellt. Gouverneur Ord von Mississippi fürchtet die Schrecken eines Racenkrieges, wenn nicht bald Hülfe kommt, man hört von Excessen, nicht nur der Weißen, sondern auch der Neger, ein Beamter des Freedmen-Board ist in Montgomery (Alabama) getheert und gefedert worden, weil er ordnungsmäßig Gebühren für den Abschluß von Arbeitscontracten einforderte. Und nicht etwa das Wetter hat die Nahrungslosigkeit verschuldet, vielmehr war es der Mangel an Bestellung und Aussaat, dem der theilweise Ausfall der Ernte naturgemäß folgte. Es ist gegenwärtig Alles in Frage gestellt. Dem Nachfolger Johnson's wird es an Gelegenheit und Aufforderung nicht fehlen, durch Heilung der von seinem Vorgänger dem Lande geschlagenen Wunden den Dank der Union und der ganzen, bei deren Schicksal sehr ernstlich betheiligten Culturwelt zu erwerben.

Wenn wir hier in die Anklagen der republikanischen und nationalen Presse der Vereinigten Staaten einzustimmen scheinen, so sind wir übrigens weit entfernt, uns auf transatlantische Parteipolitik einlassen zu wollen. Wir halten Johnson mit Nichten für den „Abtrünnigen", den „Verräther", den „gemeinen Menschen", als den die Gegner in der Hitze des Streites ihn becomplimentiren, wie wir denn überhaupt Alle in unseren politischen Schuljahren wol so viel gelernt haben könnten, daß Verräther, Abtrünnige und Heuchler viel seltener, unklare Köpfe und leidenschaftliche, beschränkte Rechthaber aber weit häufiger im Parteileben vorkommen, als die Versicherungen der Clubredner und der Journalisten niederer Ordnung es glauben machen wollen. Johnson speciell ist kein Douglas, kein Webster. Die reichen und mächtigen Häuptlinge des Südens, welchen jene nördlichen Volkstribunen in Zeiten unseligen Andenkens ihre Dienste verkauften, sie sind gegenwärtig ruinirt, bankerott, begnadigte oder der Begnadigung bedürfende Rebellen. Sie haben weder Geld noch Aemter zu vergeben; wol aber übertragen sie den Fluch ihrer Impopularität auf den unvorsichtigen Staatsmann, der sich mit ihnen einläßt. Johnson redet gewiß oft recht unpassend und geschmacklos von seinem Muthe und seiner Ehrlichkeit. Aber wir glauben nicht, daß er dabei

lügt, auch nicht unbewußt. Die Vergangenheit des Mannes spricht eben so sehr dagegen, wie sein sanguinisch-leidenschaftlicher Charakter.

Johnson ist im Süden zu Hause. Als ein Kind des mean white trash, „des weißen Lumpengesindels“ jener, eines anständigen Mittelstandes beinahe entbehrenden Gegenden, hat er in seiner Jugend schwerlich besondere Vorliebe für die stolzen Baumwollenkönige einsaugen können. Seine Laufbahn machte er nicht in seiner Heimat Carolina, sondern in Tenessee, getragen von der Gunst der „kleinen Leute“, welche dort, wo die eigentliche Plantagenwirthschaft schon in den Farm-Betrieb übergeht, an der Wahlurne den Ausschlag gaben. Der Vortheil des „kleinen Bürgers“, wie wir bei uns sagen würden, war stets nicht nur das Stichwort, sondern auch der Gedanke seiner Politik. So sog er die Grundsätze jener großen „demokratischen“ Partei ein, welcher, in Amerika wie bei uns, mehr und mehr die Nation abhanden kam über dem Einzelstaat, und der Einzelstaat über dem Vortheil der Gemeinde, ja dem Behagen des Einzelnen. In diesem Sinne ist er sein Leben lang für die „Staatenrechte“ eingestanden, hat er jeder Ausdehnung des Einflusses der centralen Gewalten, selbst wo es materielle, gemeinnützige Unternehmungen, internal improvements, galt, sich stets widersetzt. Die Freiheit wurde ihm, wie in den fünfziger Jahren Millionen seiner Landsleute, gleichbedeutend mit äußerster Lockerung des nationalen und socialen Organismus. Während Lincoln's erster Wahl stand er auf Seiten der entschiedenen Gegner. Es ist sehr lehrreich, ihn zu hören, wie er im Senat damals seinen Ausdruck, „die Parteien müßten ihre Schlachten innerhalb der Union auskämpfen“, gegen die Vorwürfe seines damaligen Collegen, des späteren Rebellen-Präsidenten Jefferson Davis, vertheidigte: „Nach dem 4. März werde die Sklaverei-Partei sechs Stimmen Uebergewicht im Senat haben. Die müsse man benutzen, um der Regierung jeden Eingriff in den Sklavenbesitz und die Staatenrechte gründlich zu verleiden. Auf welche Weise? Man könne ja den Präsidenten ganz verfassungsmäßig verhindern, sein Cabinet zu bilden, Gesandte zu ernennen, ja, sein eigenes Gehalt zu beziehen. Man könne ihn völlig lahm legen und unterwerfen, ohne alle Gewaltthat.“ Der Mann hatte nur zu sehr Recht, das muß er gegenwärtig in seinem eigenen Fleische fühlen. Und wenn die Süd-Cavaliere dennoch lieber an das Gottesgericht der Waffen appellirten, so ist dies eine jener Fügungen, die man zufällig nennen mag, die aber sich einzustellen pflegen, wenn Pharao's Maß voll ist. Was dann Johnson's plötzliche Unionstreue, sein Märtyrerthum, seine Wahl zum Vicepräsidenten angeht, so bedarf es keiner Wunder, diese Dinge zu motiviren. In dem Parteimanne erwachte ganz einfach, wie in seinem Gesinnungsgenossen Douglas, wie in der Mehrzahl des nordischen Volkes — es erwachte in ihm Angesichts des ungeheuren Frevels der Rebellion das Bewußtsein der nationalen Zusammengehörigkeit und Verpflichtung, welches wir im Eingange als die Seele, die leitende und siegende Kraft der ganzen Katastrophe glaubten bezeichnen zu müssen. Haben wir auf dieser Seite des Meeres nicht denselben Pulsschlag des neuen, germanischen Völkerlebens gespürt?

Johnson war ein echter Sklavendemokrat, aber er war kein Vaterlandsverräther. Als die „Klapperschlange" gegen die „Sterne und Streifen" sich aufbäumte, da hörte sein Herz den Ruf aus dem Vaterhause, wie bei uns in der Stunde der Gefahr und des Sieges, die „Demokraten höheren Styls"*). Er war wacker und brav in der Stunde der Noth und erntete dafür die, wie man glaubte, harmlosen Ehren der Vicepräsidentschaft. Er war dann leidenschaftlich und aufbrausend, wie sein Charakter es mit sich brachte, unter den frischen Eindrücken des Mordcomplots und der an den Gefangenen verübten Unthaten. Als dann aber die Wogen sich glätteten, die Häupter der Südbarone vor „dem emporgekommenen, betrunkenen Schneider" sich neigten, als die Berichte aus den unterworfenen Gebieten immer tröstlicher lauteten, namentlich die gefärbten, an denen es nicht fehlte, da trat die alte Natur, da traten die alten Ueberzeugungen in ihre Rechte. Der alte Demokratenführer erfand die Lehre, daß ein Staat der Union als solcher kein Verbrechen begehen, auch kein Recht verlieren könne, selbst nicht durch offene Rebellion, die stets nur das Werk von Individuen, nie das des Staates sei. Seine Friedensproclamation (Juni 1865), seine massenhaften Begnadigungen rührten manche gefühlvolle Seele auf beiden Seiten des Wassers. Aber in der Rebellenbevölkerung des Südens weckte sie den unter leichter Aschenhülle schlummernden Funken des Trotzes, des Widerstandes gegen die eben Wurzel schlagende neue Ordnung der Dinge. Es erwachte die Hoffnung, im legalen Kampfe, durch Handhabung der Unionsverfassung und der Staatengesetzgebung, aus dem Schiffbruche der alten Herrlichkeit die Hauptsache, nämlich die gebietende Stellung des Grundherrn gegenüber einer thatsächlich rechtlosen Arbeiterbevölkerung zu retten. Der darüber entbrannte Verfassungskampf, so schwer seine socialen Folgen auf dem Süden lasten, gereicht bis jetzt unseres Erachtens der Union nicht weniger zum Ruhme und dem europäischen Beobachter zu heilsamer Belehrung, als die unvergeßlichen Thaten des Krieges. Wir werden seinen Verlauf in seinen wesentlichen Zügen darzustellen und zu würdigen versuchen. Vorher aber wird es nöthig sein, durch einen prüfenden Blick auf die Zusammensetzung der amerikanischen Gesellschaft und die zur Stunde in ihr gährende geistige und sociale Bewegung für die Größe der bei diesem Umbildungsproceß in Frage kommenden Interessen einen Maßstab zu gewinnen.

*) „Nun ad incitas! o Muse!
Aber Nichts von Land und Würden,
Ordensband und Dotationen,
— Solche Stoffe sind nicht singbar —
Nein, von anderm Lob verkündet,
Das dem Helden unsers Liedes
Dichterisch ist zubereitet
Aus dem Mund der Kinder Deutschlands,
Die auf fremder Erde freudig
Jetzt ein mächtig Deutschland preisen,
Aus dem Mund der Demokraten
Höhern Styls, wie Arnold Ruge,
Mein Epistelfreund von Frankfurt,
Der, wie von dem alten Hofrath
Schütz die Xenien einst sangen,
„Nicht den Spaß nur liebt" — der Weise! —
Nein, der auch den Spaß versteht."

Cf. Bismarckias, dialektisches Epos von Dr. Gustav Schwetschke, Halle 1867.

Wer das reizende Büchlein noch nicht gelesen haben sollte, der kaufe es eilig — es wird ihm nicht leid thun. K.

# Die Arbeit in der Natur.

Von **Otto Ule.**

II.

Wenn die menschliche Arbeit nichts Andres ist, als die Umwandlung einer von der Natur bereits geleisteten Arbeit; wenn wir Bewegungen niemals schaffen, sondern nur umwandeln können: dann sind wir mit all' unsrer Arbeit offenbar auf die letzten Ursachen aller Erscheinungen, auf die sogenannten physikalischen Kräfte, Wärme, Licht, Elektricität, Magnetismus, chemische Kraft angewiesen. Nur wenn der Mensch im Stande wäre, diese Kräfte zu schaffen oder auch nur wachzurufen, dürfte man noch einen Unterschied zwischen menschlicher Arbeit und Naturarbeit zugestehen. Daran konnte man aber doch im Ernste nur denken, so lange die Kräfte noch als stoffliche Wesen, als sogenannte unwägbare Stoffe galten. Das ist heute indeß nicht mehr möglich. Heute, wo man alle Erscheinungen als Bewegungen erkannt hat, können die Kräfte auch nicht mehr letzte Ursachen, sondern höchstens noch einfachste Formen der Bewegung sein, auf welche sich alle andern Bewegungen zurückführen lassen. Ist aber jede Kraft nur Bewegung, so muß auch jede Kraft die andre erzeugen, jede von der andern erzeugt werden können, oder mit andern Worten: alle Kräfte müssen in einander verwandelt werden können.

Damit ist nun der Wissenschaft eine überaus wichtige Aufgabe gestellt, die auch für die menschliche Arbeit von großer Bedeutung wird. Sie muß nämlich die sogenannten Naturkräfte in ihren Wechselwirkungen oder Verwandlungen beobachten und verfolgen, und nur in dieser Weise kann es ihr noch gelingen, neue Quellen für die Arbeit aufzuthun, neue Wege für den Arbeiter zu eröffnen, auf denen er diese oder jene Arbeitskraft sich verschaffen kann. Die Zeiten sind unwiederbringlich dahin, wo man noch nach einem Stein der Weisen oder nach einem Perpetuum mobile suchen konnte, d. h. nach Kraftquellen, die ebenso aus Nichts fließen, wie durch nichts zu erschöpfen sind. Die Wissenschaft hat aber zugleich noch eine zweite Aufgabe zu erfüllen. Da sie es jetzt nur mit gleichartigen Wesen zu thun hat, so wird sie diese Kräfte unter einander vergleichen, auf eine gemeinsame Einheit zurückführen, sie also gleichsam in Arbeit übersetzen oder den Arbeitswerth jeder einzelnen Kraft feststellen müssen. Der Physiker hat also gewissermaßen für seine Kräfte etwas Aehnliches zu suchen, wie es der Chemiker für seine Stoffe längst in seinen Aequivalentzahlen besitzt. Dem Chemiker ist es ja bekanntlich gelungen, Zahlen festzustellen, welche für jeden Stoff das Maß seiner chemischen Thätigkeit bestimmen und die Gewichtsmengen angeben, in welchen die einzelnen Stoffe bei einem chemischen Processe, z. B. der Bildung eines Salzes,

einander zu ersetzen vermögen. So sind es immer 8 Loth Sauerstoff, die sich mit 28 Loth Eisen zu Eisenrost oder mit 32½ Loth Zink zu Zinkoxyd verbinden, und es sind also 28 Loth Eisen stets im Stande 32½ Loth Zink in einem Salze, z. B. dem schwefelsauren, zu ersetzen. In ganz ähnlicher Weise wird nun auch der Physiker die Mengen von Wärme, von Elektricität, von chemischer Kraft zu ermitteln haben, welche fähig sind, sich in einander zu verwandeln. Er wird etwa die Wärmemenge bestimmen müssen, welche erforderlich ist, um eine gewisse mechanische Arbeit zu verrichten oder gewisse Elektricitätsmengen zu erzeugen oder gewisse chemische Zersetzungen zu bewirken.

Ein Theil dieser Aufgabe ist bereits genügend erfüllt. Es giebt unter den physikalischen Kräften keine mehr, die man nicht im Augenblick ihrer Verwandlung in jede andre belauscht hätte. Es ist nicht rathsam, in das Labyrinth dieser Verwandlungen hier tiefer einzudringen, und es wird genügen, wenn nur auf diejenigen Verwandlungen hingedeutet wird, durch welche wir die Wärme, die wichtigste aller künstlichen Arbeitsquellen, zu erzeugen im Stande sind. Daß man durch mechanische Bewegung, durch Reibung, Druck, Stoß Wärme erzeugen kann, ist ja bekannt. Das Eisen erglüht unter den Schlägen des Hammers, und der Wilde verschafft sich Feuer durch das Reiben zweier Holzstücke. Unser altes Feuerzeug, Stahl und Stein, beruht gleichfalls auf der Anwendung durch Reibung erzeugter Wärme, und unsre Streichhölzchen bedürfen sogar nur einer sehr schwachen Reibung, um sich zu entzünden. Daß wir durch den chemischen Proceß der Verbrennung für gewöhnlich unsre Wämre erzeugen, bedarf nicht erst der Erwähnung. Auch weiß heute Jeder, daß die Elektricität eine kräftige Quelle der Wärme werden kann, ja daß sie die intensivste Wärme erzeugt, die wir überhaupt kennen. Mit einer Batterie von 600 Bunsen'schen Elementen gelang es dem Physiker Despretz in wenigen Minuten ein halb Pfund Platin zu schmelzen, zum Theil sogar zu verflüchtigen und selbst Stäbchen von Kohle so weit zu erhitzen, daß sie sich erweichten und krümmten und sich gleichsam zusammen schweißen ließen. Weniger bekannt wird es den Meisten sein, daß auch der Magnetismus, diese Kraft eines starren Steines, Wärme erzeugen oder vielmehr sich in Wärme verwandeln kann. Wenn man es versucht, zwischen den Polen eines kräftigen Magneten eine Kupferplatte, die doch nicht angezogen wird, hin und herzuziehen, so hat man die Empfindung, als ob eine unsichtbare Macht die Platte zurückhalte, als ob die Luft dick geworden sei und man mit dem Kupferbleche sie gleichsam durchsägen müsse. Foucault versetzte nun einen Kupfercylinder, dessen Inneres mit einer schmelzbaren Metalllegirung ausgefüllt war, zwischen den Polen eines Magneten in rasche Rotation, und schon nach wenigen Minuten war die innere Metallmasse ebenso geschmolzen, als ob man den Cylinder in die glühenden Kohlen eines Ofens gelegt hätte. Daß endlich auch das Licht zu Wärme werden kann, davon kann man sich überall überzeugen, wo Licht, wie man sagt, verschluckt wird. Bedeckt man Schnee, welcher den Sonnenstrahlen ausge-

setzt ist, mit verschiedenfarbigen Stoffen, so wird man bemerken, daß ein schwarzer Stoff, der bekanntlich das meiste Licht verschluckt, auch die meiste Wärme entwickelt und daher am tiefsten in den thauenden Schnee einsinkt, ein rother Stoff nur leicht, ein weißer fast gar nicht, daß überhaupt die verschiedenen Farbennüancen um so weniger einsinken, also um so weniger Wärme entwickeln, je geringere Mengen von Licht sie verschlucken oder verschwinden machen. Es giebt allerdings noch andre physikalische Thatsachen, die es weit anschaulicher machen, daß, wo Licht verschwindet, auch Wärme erzeugt wird. Aber es bedarf wol überhaupt keiner weiteren Belege, um zu überzeugen, daß jede der physikalischen Kräfte in Wärme, daß jede Kraft überhaupt in jede andre verwandelt werden kann.

Die zweite große Aufgabe der heutigen Physik, die Maßeinheiten oder die Arbeitswerthe der einzelnen Kräfte festzustellen, hat allerdings noch keine so befriedigende Lösung gefunden; aber Anfänge, glänzende Anfänge sind auch hier gemacht.

Die vorhin erwähnte Wärmeentwicklung durch Reibung war zwar vor 70 Jahren gerade so bekannt, wie heute. Dennoch gerieth Alles in das lebhafteste Erstaunen, als es Graf Rumford gelang, durch die beim Bohren einer Kanone entwickelte Wärme Wasser zum Sieden zu bringen. $2^1/_2$ Stunden hatten hingereicht, um $18^3/_4$ Pfund Wasser, welches das Kanonenrohr umgab, zum Kochen zu erhitzen, und in dieser Zeit waren nicht mehr als 17 Loth Bohrspäne abgerieben worden. Trotz des Aufsehens, das dieser Versuch machte, und trotzdem man in der Dampfmaschine längst die Wärme zur Erzeugung von Arbeit benutzte, verging doch fast ein halbes Jahrhundert, ehe der Gedanke klar ausgesprochen wurde, daß Wärme und Arbeit einander äquivalent seien, d. h. daß eine gewisse Arbeitsgröße einerseits und eine gewisse Wärmemenge anderseits sich gegenseitig ersetzen können, oder daß eine bestimmte Arbeitsgröße in eine bestimmte Wärmemenge zu verwandeln sei und umgekehrt Der Arzt Dr. Mayer in Heilbronn war es, der diesen Gedanken im Jahre 1842 zuerst aussprach, als es ihm gelungen war, Wasser durch bloßes Schütteln von 12° C. auf 13° zu erwärmen. Fast um dieselbe Zeit gelang es dem englischen Physiker Joule durch sorgfältige Messungen nachzuweisen, daß unter allen Umständen ein Kraftaufwand von 1354 Fußpfunden erforderlich ist, um 1 Pfund Wasser um 1° C. zu erwärmen, d. h. daß dieselbe Kraft, welche im Stande ist, 1354 Pfund 1 Fuß hoch zu heben, auch genügt, um die Temperatur von 1 Pfund Wasser um 1° C. zu erhöhen, und natürlich umgekehrt. Damit ist das mechanische Aequivalent der Wärme, die gesuchte Wärmeeinheit gefunden, und wir haben nun das Mittel, mechanische Arbeit und Wärme unmittelbar mit einander zu vergleichen. Nicht ganz so glücklich ist man bisher in Betreff der übrigen physikalischen Kräfte gewesen. Aber man kennt doch bereits mit großer Genauigkeit die Wärmemengen, welche jedes Loth eines Stoffes bei seiner Verbrennung oder bei der chemischen Verbindung mit irgend einem andern Stoffe entwickelt. So giebt jedes Loth Kohle bei

seiner Verbrennung 128 Wärmeeinheiten, und diese entsprechen einer Arbeitsgröße von nicht weniger als 173,000 Fußpfunden. Jedes Loth Zink entwickelt bei seiner Verbindung mit Sauerstoff $12^{2}/_{3}$ Wärmeeinheiten, die einer Arbeitsgröße von 29,300 Fußpfunden gleichkommen. Man weiß ferner bereits, daß, wenn man drei völlig gleiche galvanische Batterien nebeneinander stellt, von denen die eine das Erglühen eines Drahtes bewirkt, die andre Wasser zersetzt, die dritte den Zeiger eines Telegraphenapparates in Bewegung setzt, bei der zweiten und dritten Batterie weniger Wärme erzeugt wird, als bei der ersten, und zwar bei der zweiten genau so viel weniger als durch Verbrennung der bei der Wasserzersetzung erhaltenen Gase gewonnen werden würde, bei der dritten so viel weniger, als der zur Bewegung des Zeigers verwandten Arbeitskraft entspricht. Man ist also auch hier wenigstens bereits auf glücklichem Wege. Wenn aber diese Aufgabe einmal vollkommen gelöst sein wird, dann wird auch für die Arbeit, sei es im kleinen Kreise des täglichen Lebens, sei es im großartigen der Industrie- und Maschinenarbeit, eine neue Zeit anbrechen. Schon jetzt muß es der Arbeiter wissen, daß er es nie mit unversiegbaren Kräftevorräthen zu thun hat, sondern mit genau bestimmten, nicht vermehrbaren Arbeitsmengen, und daß er darum haushälterisch mit ihnen umgehen muß. Dann aber wird er im Voraus berechnen können, was er von seinen Kräften verlangen darf, wird er im Voraus seine Arbeitskräfte abwägen können, wie der Chemiker seine Stoffe, bevor er sie mischt.

Wenn nun Alles in der Arbeit, wie in der Natur, auf Verwandlungen der Kräfte hinausläuft, wenn es nirgends letzte Ursachen, wirkliche Anfangsgründe der Erscheinungen giebt: dann wird auch unsre Anschauung von dem, was in der Natur vorgeht, eine ganz andere werden müssen. Die Natur ist dann nicht mehr bloß der Quell für unsre Arbeitskraft, sondern alle Bewegungen, alle Veränderungen in der Natur sind offenbar selbst nur Arbeiten und darum fähig, in menschliche Arbeit umgewandelt zu werden. Dann können wir diese Arbeiten auch mit menschlicher Arbeit vergleichen und so gewissermaßen ihren Arbeitswerth in menschlichem Sinne feststellen. Dann ist die Arbeit des Menschen überhaupt nur ein Theil der Arbeit der Natur, die er wieder in lebendige Kraft verwandelt, ja nur ein verschwindend kleiner Theil der großen Arbeit der Natur, die sich zu ihr verhält, wie die kleinen Rinnsale und Gräben, welche der Mensch von einem großen Strome ableitet, um hier eine Wiese zu wässern, dort eine Mühle zu treiben. Der Strom selbst rauscht weiter in ruhiger Majestät. Und dieses kleine Menschenwerk — wie hoch pflegen wir es anzuschlagen, wie stolz sind wir darauf in unsrer arbeitreichen Zeit! Wir staunen, wenn wir Häuser und Paläste gleich Pilzen aus dem Boden großer Städte aufschießen, wenn wir riesige Eisenbahndämme durch Ebenen und Thäler sich hinwälzen, und den Bohrer mitten durch den Schooß mächtiger Berge künftigen Locomotiven den Weg bahnen sehen. Und doch ist Alles, was die Kraft des Menschen mit seinen kunstvollen Maschinen seit 6000 Jahren — wenn man nicht

höher das Alter des Menschengeschlechts gelten lassen will — von der Stelle bewegt hat, zwar so viel, daß sein Schutt den Boden von ganz Frankreich und Deutschland einen Fuß hoch bedecken würde, oder daß man aus seinen Trümmern fünf Bergkolosse von der Größe des Montblanc aufrichten könnte, aber doch auch nicht mehr als etwas über eine Kubikmeile! Was aber ist das gegen die Riesenarbeiten der Natur! Was ist es gegen die Massen, die ein einziger Strom, wie der Ganges, in Bewegung setzt, der allein alljährlich fast eine Kubikmeile Wasser zum Meer wälzt, der allein in jedem Jahrhundert fast eine Kubikmeile Schlamm und Erde zum Meere führt! Was ist dies Menschenwerk gegen die gewaltigen Kohlenmassen, welche die Vorzeit im Schooße der Erde aufgespeichert hat, was gegen die Arbeit der kleinsten Thierwelt, der Korallen- und Infusionsthierchen! Inseln von mehr als 30 Meilen im Durchmesser sind bis in Tiefen von mehr als 2000 Fuß allein von Korallen aufgebaut; und Infusorienlager aus den Leibern von Thierchen zusammengesetzt, deren 70 Billionen in einem Kubikfuß Platz haben, bilden stellenweise bis zu 100 Fuß Tiefe den Boden, auf welchem heute das stolze Berlin steht! Doch was ist selbst Alles das gegen die Arbeit, welche die Wärme verrichtet, die von der Sonne zu uns herniederstrahlt! Aus dieser Sonnenwärme strömt unsrer Erde eine Kraftfülle zu, die, nur mäßig berechnet, für jeden Quadratzoll Boden jährlich eine Arbeitskraft von $2^3/_4$ Millionen Wärmeeinheiten oder 3700 Millionen Fußpfunden liefert, — und das ist eine Arbeit, welche für jeden Morgen der unausgesetzten Thätigkeit von mehr als 50 Millionen Pferdekräften gleichkommt! Nur weil sie zu alltäglich ist, beachten wir diese gewaltige Arbeit nicht. Aber der Strom, der unsre Schiffe führt und unsre Maschinen bewegt, der Wind, der die Segel bläht und die Mühlen treibt, der Orkan, der Bäume entwurzelt und Städte in Schutt begräbt, der brausende Wasserfall, die Brandungswelle, die Felsen zersplittert und Inseln zerreißt, — sie alle sind ihr Werk. Jener wunderbare Kreislauf, dessen eine Hälfte wir in den Bächen und Strömen der Erde erblicken, dessen andre Hälfte in den Dünsten und Wolken der Atmosphäre über uns schwebt, jene große Dampfmaschine der Natur, in deren Getriebe wir die Räder unsrer kleinen künstlichen Maschinen einschalten, — sie ist die mechanische Erscheinung der Sonnenwärme!

Aber nicht bloß die Sonnenwärme, welche die Meeresfluthen zu den Wolken erhebt, auch das Sonnenlicht ist eine gewaltige Arbeitsquelle in dem Haushalt der Natur. Hier sind es die chemischen Kräfte, welche sie spielen läßt, die Zersetzungen und Verbindungen, welche sie im Reiche des Organischen, wie des Unorganischen wirkt. Man hat berechnet, daß die krafterzeugende Wirkung des Sonnenlichts in der Vegetation allein für jeden preußischen Morgen jährlich $5^1/_2$ Millionen Wärmeeinheiten oder 7400 Millionen Fußpfund beträgt. Diese gewaltige Arbeit eröffnet wieder einen Kreislauf, der, von uns unbeachtet, doch wieder die Bedingungen unsres Daseins in sich schließt. Durch den Einfluß des Lichts und seiner wunderbaren Schwingungen wird das Verwandtschaftsband,

das in der Kohlensäure der Atmosphäre den Kohlenstoff so innig an den Sauerstoff kettet, gelöst, und so die Pflanze in den Stand gesetzt, den Kohlenstoff in sich aufzunehmen und zur Nahrung für Thier und Mensch zu verarbeiteten, bis er durch die Verbrennung, welche er im Innern des thierischen Körpers erleidet, und durch die er zum Hauptquell der thierischen Wärme und Arbeitskraft wird, von Neuem in die alten Verwandtschaftsbande zurückgeführt und als Kohlensäure in die Atmosphäre ausgehaucht wird.

Man beachtet gewöhnlich die Arbeit, welche Pflanzen und Thiere vollbringen, gar nicht; sie ist zu still und geräuschlos, um den Blick auf sich zu ziehen. Es mag freilich im ersten Augenblicke befremden, daß eine Pflanze, indem sie wächst, Arbeit verrichten soll. Aber sie verdunstet doch beständig Wasser, sammelt feste Bestandtheile in sich, die nach dem Verbrennen als Asche zurückbleiben, erzeugt Zucker, Stärkemehl, Oel, Säuren verschiedener Art, und zu dem Allem gehört doch Kraft! Ein einziger Morgen Hochwald verrichtet allein durch die Wasserverdunstung im Laufe von 120 Sommertagen eine Arbeit, die der unausgesetzten Arbeit von 1460 Pferden gleich ist. Schon um dieß Wasser in die Gipfel der Bäume emporzupumpen, würde ein Pferd täglich mehr als eine Stunde zu arbeiten haben. In den chemischen Processen, welche unter dem Einfluß des Lichts die Umwandlung der Nahrung in organische Substanzen bewirken, verrichtet derselbe Hochwald eine Arbeit, welche 11 Pferde dieselbe Zeit hindurch in Thätigkeit erhalten würde. Wir blicken mit Stolz auf die zahlreichen Dampfschlote, welche sich über die Dächer unsrer Städte als Zeichen reicher und industrieller Thätigkeit erheben; wir staunen, zu hören, daß in England, allerdings wol dem dampfreichsten Lande der Erde, Dampfmaschinen mit einer Gesammtkraft von mehr als 11 Millionen Pferdekräften thätig sind; wir berechnen mit Genugthuung, daß diese Maschinen die Arbeit von etwa 77 Millionen kräftiger Männer, d. h. des manneskräftigen Theils einer Bevölkerung von 250 Millionen Menschen, ersetzen; — und nun müssen wir erfahren, daß auf etwa 7000 Morgen Hochwald die Natur die gleiche riesige Thätigkeit entfaltet!

Wenn das schon die Arbeit von unbewegten Pflanzen ist, so wird Jeder ermessen können, wie viel größer noch die Arbeit der bewegten Thierwelt sein muß. Dieser Naturarbeit kann sich aber auch kein Mensch, selbst der trägste Müßiggänger nicht, entziehen. Schwerlich wird man einen Spaziergang eine Arbeit nennen wollen! Und doch verrichtet ein Mensch während eines einstündigen Spazierganges durch die Fortbewegung seiner Körperlast, durch die gesteigerte Thätigkeit seines Herzens, durch die kräftigere Leistung seiner Athemmuskeln, durch die vermehrte Wärmeerzeugung eine Arbeit, welche sein gewöhnliches Arbeitsmaß ziemlich um 900,000 Fußpfund übersteigt, d. h. um eine Arbeit, welche der Hebung von 900,000 Pfund oder 9000 Ctr. auf die Höhe eines Fußes gleich ist, oder welche die halbstündige unausgesetzte Arbeit eines Pferdes in Anspruch nehmen würde. Meine Leser können ermessen, welche

Riesenarbeit Jeder von ihnen, auch die zarteste Leserin, in seiner ganzen Lebenszeit unbewußt allein im Aufbau und in den beständigen Reparaturen seines Körpers auszuführen hat.

Wie steht es nun aber — wird Mancher fragen — schließlich mit der geistigen Arbeit, die es doch gerade ist, welche aller menschlichen Arbeit das Gepräge aufdrückt, indem sie ihr die Ziele und Zwecke anweist? Nun wolan, haben wir doch einmal die Schranken zwischen der Arbeit der Natur und der Arbeit des Menschen niedergerissen, so wollen wir uns nicht scheuen, auch an diese letzte zu tasten!

Den Gedanken — und das ist doch wol der Kern geistiger Arbeit — stellt man sich am liebsten vor als über Zeit und Raum erhaben, mit Blitzesschnelle dahin fahrend und die Handlungen leitend. Wenn die äußere Erscheinung durch das Thor der Sinne eingetreten, sagt man, wird Alles anders; da hört die Natur auf, da beginnt der Geist. Der Reiz der Sinne wird empfunden, die Empfindung gelangt durch die Nerven zum Hirn, gestaltet sich hier zur Vorstellung und endlich zum Willensact, der die Muskeln in Thätigkeit setzt.

Aber wie, wenn die Licht- oder Schallwelle in den Grenzen des organischen Lebens so wenig vernichtet würde, als an den Grenzen des starren Körpers? Wie, wenn jene Vorgänge in Nerven und Hirn doch am Ende nur Verwandlungen der Bewegung, der natürlichen, sinnlichen Bewegung wären? Wie, wenn es keine ganz leere Redensart wäre, wenn man von einem raschen und trägen Geiste, einer schnellen und langsamen Fassungskraft spricht? Wie, wenn zwischen dem Sinneseindruck und der in Folge desselben vom Willen angeordneten Muskelbewegung wirklich eine Zeit, eine sogar meßbare Zeit verstriche?

In der That ist es dem geistvollen Helmholtz gelungen, diese Zeit und damit die Geschwindigkeit derjenigen Bewegung zu messen, die man als Empfindung, Gedanke, Willensthätigkeit bezeichnet und über allem Naturgesetz erhaben wähnt. Seinen Forschungen zufolge pflanzt sich die Nachricht von einem Eindruck, der auf das Hautende empfindender Nerven gemacht ist, mit einer für die verschiedensten Individuen ziemlich gleichen Geschwindigkeit von 180 Fuß in der Secunde (also fast sechs mal langsamer, als der Schall) zum Gehirn fort. Hier vergeht eine Zeit von etwa $^1/_{10}$ Secunde, ehe der Wille bei der gespanntesten Aufmerksamkeit im Stande ist, die Botschaft an diejenigen Nerven abzugeben, welche dazu bestimmt sind, gewisse Muskeln zu einer Bewegung zu veranlassen. Diese Zeit ist es, welche am meisten von der Individualität, selbst von den Körper- und Seelenzuständen des Einzelnen abhängt, und die darum selbst bei einer und derselben Person nur bei der gespanntesten Aufmerksamkeit eine feste Regelmäßigkeit zeigt. Vom Hirn läuft dann mit ähnlicher Geschwindigkeit, wie sie gekommen, die Nachricht zu den Muskeln, und hier vergeht wieder etwa $^1/_{100}$ Secunde, ehe diese sich in Thätigkeit setzen. So verfließen $1^1/_2$ bis 2 Zehntheile einer Secunde zwischen dem ersten Reiz, welcher eine Empfindung anregt, und der dadurch veranlaßten Bewegung des Muskels.

So ist es denn keinem Zweifel unterworfen: auch die Empfindung, auch der Gedanke ist Bewegung und bedarf der Zeit; wo aber Zeit gebraucht wird, da wird auch Kraft verbraucht, und wo Kraft verbraucht wird, da ist Arbeit! Damit ist die letzte Schranke gefallen, welche die Arbeit des Menschen von der Arbeit der Natur schied. Auch die geistige Arbeit ist nur ein Theil der Arbeit der Natur. Auch sie ist demselben Gesetz unterworfen; auch sie kann nur schöpfen aus dem allgemeinen Kräftevorrath der Natur; auch in ihr gilt, daß nichts entstehe, aber auch nichts verloren gehe. Ob diese Arbeit von dem einzelnen Menschen oder von einem ganzen Volke vollzogen werde, gilt gleich. Auch ein Volk ist nur eine gegebene Summe von Kräften: und seine Geschichte kann nicht Neues schaffen, sie kann nur umwandeln in Arbeit und seit Jahrhunderten angehäufte Arbeitsschätze frei machen und in lebendige Kraft verwandeln. Heil darum dem Volke, dem es ebenso gelingt, zu erwecken, was im Grabe seiner Geschichte ruht, die Arbeit der Väter, als ihm zur Arbeit wird die lebendige Kraft der Gegenwart, das Sehnen und Hoffen der Herzen!

---

# Prag.

**Von E. M. Vacano.**

London sieht aus wie ein altes Fabrikhaus, von ungeheuren weitläufigen neuen Nebengebäuden umgeben. Paris nennt man die lärmende und geputzte Stadt; Madrid ist träge, palästereich und denkt siestirend an ein Rendezvous, während es einen Rosenkranz durch die Finger gleiten läßt; Rom ist eine Ruine, in welcher Pilger lagern, Neapel ist der Himmel und die See, Wien ist eine Häusermasse mit Leuten, die in der Liebe Pariser, im Reichthum Engländer, im Geschmack Italiener sein möchten, kurz, jede größere Stadt hat ihren eigenen unverwischbaren festen Typus. Nur Prag hat so viele feste Typen, daß man nicht weiß, wem man sie schenken soll; in decorativer Hinsicht ist sie eine Weltstadt, wie London in materieller. Doch ist sie deshalb keine verschwommene, charakterlose Stadt. Jeder ihrer Charakterzüge ist vielmehr so scharf und ausgesprochen, daß er allein schon genügen würde, einer Stadt ihren Beinamen zu verleihen. „Prag ist die malerische Stadt", sagt der Maler. „Prag ist die mittelalterliche Stadt", sagt der Gelehrte. „Prag ist die kunstsinnigste Stadt", sagt der Musiker. Prag ist eine Stadt für Denker, Prag ist eine Stadt für Könige, kurz, Prag ist eine Stadt für Alles, was über dem Handel oder den Passionen steht. Es hat vielleicht keine Börse und es hat sicher kein Mabille. Aber es hat mehr Concertsäle als Privathäuser, es hat mehr historische Grabmäler als die Katakomben, und es hat mehr wohlangewandten Wohlstand als Manchester. Prag ist wie der Sprößling einer altadeligen Familie, der irgend eine Fabrik gegründet, den Wohlstand seiner Familie wieder hergestellt hat und jetzt in seinen rüstigen alten Tagen mit seinem wolerworbenen Vermögen in einem fashionablen Quartier sitzt, die beste Gesellschaft sieht und mit dem Gelde seines fleißigen Mannesalters und mit dem exquisiten echten Geschmack seiner Geburt Alles begünstigt und genießt, was die Seele sich nur wünschen mag.

In den mehr materiellen Sphären des Genusses war Prag immer Das, was der Franzose honett nennt. Es giebt dort in jedem Hause gemüthliche Familiencirkel. Und das Gefühl und die Achtung für die Familie verleiht da dem Leben eine unbeschreibliche Nüance von schöner Ausschließlichkeit.

Der junge prager Adel flüchtet sämmtlich nach Wien — wenn er nicht Paris vorzieht.

Schauen wir zuerst die Stadt vom pittoresken Standpunkt an; nehmen wir weder Fernglas noch Binocle, um unsere Augen wie Asmodi auf den Dächern „herumkriechen" zu lassen. Nehmen wir irgend einen erhabenen Punkt an, es giebt so viele da; den Lorenziberg oder den

Hradschin, oder den Wyschehradfelsen, der das prächtige Bild beherrscht.

Der rothe Faden Prags ist die Moldau. Das ist der Ruhepunkt, die Magnetnadel, die Bussole des Auges Und von da erhebt sich die rechte Seite des Ufers, die Kleinseite, eine Welt von Schönheit in Grün, alten Steinen, Roccocomauern, katholischen Zinnen, Glockengeläute und Schloßherrlichkeit.

Ganz vorn die steinerne Insel Campa, höher hinauf das uralte, braune, zerbröckelte Palastmeer, die runde grüne Kuppel von St. Niclas, die glänzenden Thürme von Loretto und der ehrwürdige, greise, aber noch in tausend gothischen, steinernen Spitzengarnituren kokettirende St. Veit.

Und all' diese mittelalterliche, giebelige, sich fast senkrecht erhebende Städtepracht zeigt mitten drin hier und da in Gärten und Alleen und buschigen Berganfängen ein Frühlingslächeln, wie man es oft in den Falten und Runzeln eines guten, schönen, stolzen Greisenantlitzes leuchten sieht. Und links und rechts fällt diese milde Pracht in starren, grünmoosigen Felsgruppen ab, die erst im Sonnennebel der fern verschwimmenden Moldau verschwinden, als trüge der freundliche Greis noch immer seine Uniform aus der Revolutionszeit.

Und an der andern Seite der Moldau, von den zwei Brückenarmen der Kleinseite festgehalten, liegt der heitere Quai mit seinem grünen Baumkranze, die lebendigen Holzwerften, darüber hinaus das ganze Häusermeer. der Altstadt und der Neustadt, und mitten darin der düstre Kern der alten Judenstadt.

Und über das Ganze spannt sich der böhmische Himmel — dieser Himmel, der mit keinem andern mitteleuropäischen Himmel zu vergleichen ist: die Horizonte Oesterreichs, Steiermarks, Ungarns, Frankreichs, Polens sind vielleicht klarer, blauer, transparenter, tiefer, größer gleichsam, aber keiner ist so freundlich. Den freundlichen Himmel, ja, so möcht' ich ihn nennen. — Und er kann nicht anders als fröhlich thun, sieht er doch auf so grüne Fluren, auf so dicht bewaldete Höhen, auf so heitere weiße Schlösser herab: und sogar die Ruinen in Böhmen sind nicht traurig, sondern nur schön in ihrem altersmüden Schlafe. Jede hat ihre Pflicht gethan.

Wenn wir nun aus den Wolken oder von den Berggipfeln (wir sind ein wenig Griechen und setzen den Olympos immer auf einen möglichen Berggipfel) herabsteigen auf die höchste Stelle der Stadt: so stehen wir gleich vor zwei Gebäuden, die all' unser Schulwissen vom sechzehnten, unsere Alterthümelei vom zwanzigsten und unser historisches Träumen vom vierundzwanzigsten Jahre wie müde Gnomen aus ihrem Schlafe wecken. Da ist das schöne Renaissancestift der Prämonstratenser und die schöne Klosterkirche der Maria von Loretto.

In dem Stift sind Prälatenzimmer, Speisesäle, Bibliotheken, breite, großfensterige Corridors, Parkflecken, und es ist immer Sonne da, wenn überhaupt die Sonne zu haben ist. Es giebt da Heiligenfiguren

auf Wolken, die wie mit Federn gefüllt aussehen und in denen Mad. von Maintenon, Maria Theresia oder die Gräfin Kinski portraitirt wurden; Heiligenstatuen mit windgeblähten faltigen Mänteln, als ob ihre Träger eben eine Pirouette gemacht hätten . . . das war so Mode bei den Roccocobildhauern, die bei Meister Jean Goujon in die Schule gegangen.

Das Lorettokloster steht wie eine alte Zwillingsschwester in der Nähe des Stifts und hüllt sich mit seinen dunkelschattigen Gängen und mit seinen langen, graugrünen Greisenhaaren, die von den zerbröckelnden Mauern wehen, selbst im Sommer wie fröstelnd in seine dünnen Büsche. Da sind noch Märtyrerbilder aus der echten Zeit, wo man dieselben wie Ahnenbilder portraitähnlich mit dem großherrlichen Besteller malte; sie hängen rings in den offenen Gängen, immer kalt, immer im Schatten, nicht einmal von den Schmetterlingen des Hofes beachtet, und inmitten des Gebäudes steht das echte Conterfei des echten aus Asien nach Loretto von Engeln entführten Hauses der Jungfrau — grellbemalt von außen, kellerfinster von innen. Das alte Haus hatte in seiner Jugend auch eine wundervolle, weithin tönende Stimme — ein berühmtes Glockenspiel — aber mit dem zunehmenden Alter hat es diese Stimme ganz verloren, und nur manchmal schallt ein unmelodischer, heiserer Klang aus dem gealterten Thurme.

Hier riecht es überall wie nach alten Heiligenbildern, die seit Jahren aus dem Gebetbuch der bettlägerigen Großmutter nicht ans Licht gekommen sind.

Fortan, einen Schritt bergab, zum Hradschin, zur alten Königsburg, zu dem prachtvollen, stadtbeherrschenden, stolzen Hause, das etwas so Rührendes und Heiliges dadurch erhält, daß es dem guten, geliebten Kaisergreise Ferdinand als friedliches Asyl dient, als moosüberwachsener Stein, auf welchem das müde Haupt im ruhigen Schlafe die Himmelsleiter träumt. Von dem Orte, aus welchem einst nur Befehle, Edicte, Launen, Gesetze oder Strafen erschallten, gehen jetzt nur Wohlthaten aus. Und seltsam, der ganze Himmel scheint jetzt anders zu sein über dem heiligen Hause. Es liegt wie Frieden im Azur, in den Schwalbennestern, die es bekränzen, in der Stille der Gärten, in der Sabbathsruhe der Gräben, Alleen, Gäßchen und der schlummerstillen Plätze, die es umgeben. Man fühlt unwillkürlich in dieser Atmosphäre, daß hier gute Menschen wohnen.

Sogar das Fenster, an welchem der dreißigjährige Krieg begann *), scheint (mitten in Oesterreich!) auszuruhen.

Ein Sprung, und wir versinken förmlich in den dichtbebuschten Hirschgraben. Das ist ein jäh abfallender und jäh wieder aufsteigender Wald von allen Baumsorten, aber keine geordnete Baumgruppe, sondern eine Wildniß von Waldgewächsen, zwischen denen man bis an den Leib im hohen Riedgras und in Farrenkräutern einsinkt. Man hat da eines

*) Siehe den Fenstersturz der Räthe Slawata, Martiniz und Fabrizius.

Tages (die Stadt war noch Residenz) den halbverwesten Leichnam eines Leibes gefunden; in der Bauchhöhle hausten Schlangen, zwischen abgefaulten Lippen spazierten Eidechsen aus und ein, in den Augenhöhlen ballten sich Würmer, ein grün gewordenes, verpestetes Tuch war halb um den Kopf gewunden. Man erzählte sich damals, es solle der Leib einer hohen Dame sein. Und wirklich beauftragte ein büßender König einen Bildhauer, die Leiche genau in der Gestalt abzubilden, wie man dieselbe gefunden hatte. In einer jetzt stets geschlossenen kleinen Hofkirche (St. Georg) lehnt noch heute in einem Winkel diese schauerliche Statue mit den Eidechsen, Kröten, Schlangen und dem Tuche. Aber nur den Oberleib vollendete der Künstler; das Ganze endet in einen unbehauenen Steinblock. Es ist das wie ein Trost: da ist der Bildner vor Entsetzen oder der Mörder aus Verzweiflung gestorben und erlöst worden.

Dann kommen wir an den Palast des Erzbischofs Fürst Schwarzenberg. Monseigneur ist ein schöner, echt aristokratischer Priester und dabei kunstsinnig wie ein Römer. Seine Gemälde-Sammlung ist beinahe vollständig von Cimabue bis Rafael, von van Eyk bis van Dyck. Und die neuesten Gemälde sind alle von Monseigneur selbst geschaffen, d. h. von jungen Malern, die er reisen ließ, von Genies, die er in treibenden Boden pflanzte. Der talentvollste Landschaftsdichter dieser kleinen Schaar ist leider vor einigen Jahren gestorben, ehe sein eminentes Talent noch das letzte Wort gesprochen hatte. Adolph Kosareck hat einige unsterbliche Landschaftsbilder auf die Leinwand geträumt: die öde Gegend, den Herbstwind in den Zweigen, den Regenguß am Ufer, die Wallfahrt im Walde.

Ehe wir den Hradschin verlassen müssen wir noch zwei Kirchen besuchen: die winzige Kirche der Barnabiterinnen und die große des heiligen Veit.

Die Barnabiterinnen sind ein armer Nonnenorden. Sie bewohnen nur ein kleines Haus. Sie dürfen nie mit Fremden sprechen, sie müssen immer verschleiert sein, sie gehen barfuß, sie beten in der Nacht und sie fasten am Tage. Und neben dem Hochaltar, hinter einem Gitterfenster, ist ihr Heiligthum· der Leichnam ihrer seligen Oberin Mutter Electa. Der braune Mumienleib trägt die Gewänder seines Ordens, aber von den schwersten, kostbarsten Stoffen: das Geschenk einer kaiserlichen, von der Heiligen reichbegnadeten Person.

Die Wunder flüchten sich immer in schattige Winkel stiller Nonnenhöfe. Im großen St Veitsdom ist viel berühmtere Heiligkeit beisammen, aber sie ist mehr historisch, interessant, mumienartig, wunderlos. Da ist der Leichnam des heil. Johannes von Nepomuk in seinem silbernen Sarge, und seine standhafte Zunge in einer Monstranz. Da sind der Helm und das Eisenhemd des heil. Wenzel und der Thürring, an den er sich sterbend geklammert. Da sind die Grabmäler aller böhmischen Könige und ihrer Königinnen, Basreliefs aus Holz und Bilder aus Byzanz mit altböhmischen Randfiguren.

Wir laufen über die uralte Schloßstiege hinab, vorbei an den alten, schwarzen, giebeligen Häusern, an dem Palais des Grafen Thun.

Ah! halten wir ein wenig inne. Die Paläste dürfen wir nicht übergehen. Prag ist ja auch die Stadt der Paläste. Wien hat nicht halb so viel. Es giebt in Prag Winkel, stille, grasbewachsene, sonnige Gassen und Plätze, die ganz aus Palästen bestehen, wie Ferrara in Italien. Wer nur einen Tropfen Esteblut in den A ern hat, athmet da wie Heimatluft. Man fühlt sich da so sicher, so geschützt vor den Wechselfällen eines improvisirten Lebens. Das Palais Thun, dessen Herrin so blondhaarig war, der Palast Wallenstein, der immer so traurig und kalt ist, der Palast Lobkowiz mit dem schönsten Garten der Welt und dem besten Wein Böhmens in den Kellern; der Palast Liechtensteins auf der Insel Campa, der eine Zeitlang durch eine Generalsuniform, die sich allzu populär machte, etwas ziemlich Equivokes erhielt, und noch eine Menge Paläste mehr. In der Altstadt der Palast der Czernin's, dessen Herrin noch vor einigen Jahren so schön und mädchenhaft (maidenlike ist bezeichnender) aussah wie ihre beiden erwachsenen schönen Töchter, von denen Comtesse Octavie so jung schon sterben mußte; der Palast der Rohans, der Palast des Grafen Bouquoi, der im Erdgeschosse ein vermauertes Fenster hat, von dem man sich in den Salons leiseflüsternd erzählt, einer der Herren dieses Hauses habe dort in ewigem Dunkel seinen Menschenhaß verborgen, der Palast der . . . Nein. Die Stille, die nur manchmal von einem rollenden Besuchwagen unterbrochen wird, das zwischen den Steinen wuchernde Gras, die Exclusivität quand même, dürfen uns nicht blasiren. Wir müssen ein wenig hinaus in den Lärm, auf das Pflaster, welches getreten und nicht nur befahren wird, in die „Hazards“ und „Coins“ des Lebens hinein.

Da sind wir zuerst auf der steinernen Brücke, diesem christlich-katholischen Statuenmuseum, ein Vaticano unter freiem Himmel, ein Louvre in frischer Flußluft. Da ist die heilige Anna mit dem Lesebuch Maria's, knapp neben dem von einem dicken steinernen, in Prag äußerst populären Türken*) bewachten Fegefeuer, St. Wenzel neben St. Sebastian, Christus neben St. Rochus, und unter Allen, wie Saul unter den Propheten, der heilige Johannes von Nepomuk mit seinen fünf Sternen, die ihn wie Todtenkerzen im Flusse umleuchteten Aus dieser Statue wird alljährlich am Johannestage ein Altar gemacht — was sage ich? eine Kirche, von rothem Brokat, mit Goldfranzen, und Messe wird da gelesen, und Tausende und aber Tausende von Fremden liegen da auf den Knieen: auf der Brücke, in den Gassen, überall. Und des Nachts wohnen die Meisten dieser Fremden auf den Gassen, unter den Thorwegen, auf dem Brückenpflaster; denn kein möblirtes Mausloch hat mehr Platz zu bieten. Ganz Böhmen strömt da zusammen, um seine Einkäufe zu machen, Lebkuchen zu essen, seine prager Bekannten zu sehen und dem „wirklichen“ heiligen Johannes seine Aufwartung zu machen. Man

*) turck s'mostu = unbehülflicher Mensch.

glaubt da an Monte Pellegrino bei der heiligen Rosalia oder in Mariazell bei der Muttergottes zu sein. In zwei Dingen sind die Böhmen die Italiener Oesterreichs: in der Musik und in ehrlicher, lauterer Frömmigkeit.

Dieses Fest des heil. Johannes zeichnet sich ferner noch durch zwei Umstände aus: man darf während der Dauer desselben kein Geld in der Tasche tragen, und man muß Abends nothgedrungen lustig sein. Man kann nicht anders. Bis in die Dachkammern hört man den Frohsinn.

Noch zwei Dinge müssen wir von der steinernen Brücke aus betrachten. Im Sommer die grünen Inseln, auf welchen Polyhymnia ihre Residenzen aufgeschlagen hat: die Sophieninsel mit dem Concertsaal des Cäcilienvereins, und die Schützeninsel mit ihren Militairmusiken, und weit unten auf der andern Seite die Hetzinsel; im Winter den Eisstoß, den mächtigen, den hochgehenden, den drohenden. Die Moldau ist kein zahmer Fluß. Zur Zeit, wo der Eisstoß droht, hat jedes niedriger gelegene Haus seinen Kahn vor der Thür liegen wie einen Kettenhund, als sei ganz Prag eine meerversunkene erlöste Stadt, und die Kanone des Hradschin steht mit weitgeöffnetem Maule und zurückgehaltenem Athem da, um ihren Angstschrei oder ihren Hülferuf auszustoßen beim ersten Bersten des Eises in der stürmenden, lauen Frühlingsluft.

Ueber der Brücke begrüßt uns eine berühmte, aber modern-geschmackvolle Statue Karl's IV. Königsstatuen, einige hundert Jahre nach dem Tode des Originals errichtet, sehen immer wie Springbrunnen-Verzierungen aus. Eine Statue Karl's IV. muß uralt sein, wenn sie sich über den Eindruck einer Consolefigur aus Bronze erheben soll. Am Ufer hin dehnt sich das Clementinum, dann kommt die schmale, krumme, so geschäftige, so lärmende, so gewölbereiche Jesuitengasse, und um die dehnt sich dann die ganze große Altstadt mit ihrem größten und schönsten Platze der Welt, dem ungeheuren, fast unübersehbaren Roßmarkt aus, der so regelmäßig ist wie ein Riesenbillard.

Auch der Graben bietet Abends mit seinen bis in die verschwindende Ferne reichenden Laternen einen Anblick, den kaum eine andere Stadt bieten dürfte. Dazwischen hinein stößt man wieder auf Steinreliquien, wie das Rathhaus, den Pulverthurm, die Teynkirche.

Ueber der Altstadt draußen dehnt sich die Neustadt aus; neu, großartig, kalt, geleckt, charakterlos, nüchtern, langweilig; man weiß nicht, wo sie aufhört — sie ist eben einer jener Stadttheile, die immer in den Tölpeljahren sind und täglich noch wachsen: sie ist die Fortsetzung eines Ponson du Terrail'schen Romans, der erst in hundert Jahren enden wird. Denn wo endet jetzt das Wachsthum einer Hauptstadt? Nur mit der Stadt selber.

Und mitten in diesem grandiosen Häuserfelde hat sich eine von Steinwogen bespülte Insel zusammengedrängt, von Jahr zu Jahr mehr abgeschwemmt, gedrückt, geengt, schwarz, baufällig, uralt, gleichsam immer höher flüchtend aus den Wogen der Neuerung, wie der Geizhals mit dem Kästchen in der Sündfluth — die Judenstadt.

Die Gäßchen sind da finster, selbst im hellsten Sonnenschein — naßkalt, fröstelnd, die Häuser feucht und schwarz mitten in der Weißglühhitze des Sommers, die Läden sind Höhlen wie Hungerthürme, in die man, einem bleichen Mondstrahl folgend, nur in großer Gesellschaft einen Blick zu thun wagt.

Und hier sieht man noch des Abends, wenn keine Käufer mehr nahen und keine Christen sich mehr blähen, echte Gestalten aus dem alten Testament. Orientalische Weisheitsköpfe, die Züge wie in Bronze gegraben und von Silberfäden umweht. In den erloschenen müden Augen flimmert noch eine Ahnung jenes Geistes, der den 104. Psalm, diesen Kosmos in Hymnen, dichtete. Dieses echte Gesicht Aarons, der über dem Grabe Moses' dessen Auferstehung erbetet, findet man weder in Polen, noch in Frankfurt in so reiner Race wieder. Der prager altgläubige Jude hat sich Etwas bewahrt, was ein Christ anderswo schwer auf den Gassen findet: die Würde. Die dreifache Würde des Alterthums, der Religion und der Zuversicht.

Kein Kirchhof der Welt hat mich mit so viel Andacht erfüllt, wie der alte Judenkirchhof in Prag. Die spitzen, schiefen, alten Steine, zwischen denen todtes, gelbes, gespensterhaftes Gras flüstert, welchem der katholische Himmel seine Sonne zu mißgönnen scheint, schauten mich wie rachsüchtig an, wie drohend, und dabei so uralt ehrwürdig, so still verheißend, wie Riesenfinger, nach der verschlossenen Zukunft ausgestreckt. Nur Judengräber mögen so aussehen, als ob ein Messias auferstehen könne.

Und an der Mauer lehnte ein uralter Greis, das Gesicht in diese Mauer gleichsam vergraben, die Hände an ihr hinaufrankend, regungslos. Es war Abend. Der alte Jude kam mir vor, als habe er schon seit vielen, vielen tausend Jahren so gewartet. — Manchmal sieht man vor einem Königspalaste einen Mann liegen, im Sturm und im Dunkel einer kalten Nacht, spärlich erhellt von einem rothen Laternenlichte. Ein Officier stößt auf ihn. „Was thust Du hier, Mann?"

„Ich habe den König gebeten, und er hat mich nicht vorgelassen, und es ist Nacht geworden und man hat die Thore geschlossen."

„Trolle Dich also nach Hause. Es ist Nacht. Was thust Du noch hier? Warum liegst Du hier?"

„Weil ich im Rechte bin."

* *
*

Schnell noch einen Blick auf die Häusermasse. Da ist noch Karolinenthal, das Stadtviertel der Fabriken. Essen, Rauchfänge, Rauch, Geklapper, Gesäge und Gezisch und Arbeiter und Geld.

Geld — so oft wir auf solche Stadtviertel stoßen, erwachen wir Träumer. Geld ist nur für Leute interessant, die es brauchen Wie Jener sagt: „Reichthum ist zum Glücke nicht nothwendig. Ich habe Leute gekannt mit 400,000 Gulden, die ganz glücklich waren!"

* *
*

Wir haben nicht Zeit, auf alle Vorzüge Prags einzugehen. Sein größter ist anerkanntermaßen sein Kunstsinn, sein Geschmack, seine musikalische Ader.

Prag hat vor nicht allzu langer Zeit nur Ein Theater gehabt; dann bekam es zwei, dann drei, dann wieder eins, wie viele es jetzt hat, weiß ich nicht. Aber schon jenes eine und einzige war ein Mustertheater, wie man es selten findet. Es war ein gutes Publicum vor einer guten Bühne.

Prag hat keine große Bühnenapanage, es kann also keine schon gemachten Größen engagiren, aber die meisten Größen haben dort angefangen Selbstbewußtsein oder Schule zu bekommen. Ein kunstsinniges Publicum bildet mehr Größen heran, als der beste Musiklehrer. Das Publicum darf aber nicht krampfhaft kunstsinnig sein, wie z. B. das wiener, bei dem eine Antigone-Aufführung oder ein musikalischer Ernst die Ausnahme des Geistinger-, Gallmayer-, Offenbach-Cultus sind. In Prag ist die gute Opernaufführung die Hauptsache, nicht die Darstellung der Coloraturpartie oder ein Mefisto mit dem tiefen ABC. Die Opernmitglieder werden dort nicht angedichtet wie in Wien, geheirathet wie überall oder mit Fackeln nach Hause begleitet wie in Neapel. Aber sie werden „ernst genommen und vorkommenden Falles geachtet". Prag hat die Sontag erkannt, die Lucca gebildet, die Dustmann großgezogen. Und auch jene prager Sänger, die später nicht von der Mode oder von der Gerechtigkeit des großen Publicums poussirt wurden, waren sämmtlich Lichter unter Lämpchen. Adelheid Günther, die so bald gestorbene, Fräulein Mik, die blonde Madonna, Fräulein von Bracht, die eleganteste Coloratursängerin, Eduard Bachmann, die nächste Schwärmerei der königlichen Zukunftsmusiker, Fr. Frey (Schauspielerin), welche die Finesse der Fr. Gabillon mit dem Humor der Fr. Haitzinger vereint.

Die Opern Wagner's waren in Prag schon jedem Gamin bekannt, als sie noch in anderen Städten kaum dem Namen nach bekannt waren — Dresden vielleicht ausgenommen. Ich hatte den prager Lohengrin fast schon vergessen, als Berlin ihn erst zu parodiren anfing; und der prager „Fliegende Holländer" gehörte bereits zu meinen Jugenderinnerungen, als man ihn in den großen Städten „probirte". Und das Thal von Andorra, und Giralda, und der Caid, und Cendrillon, und die Franzosen vor Nizza, und alle die kleinen, so hübschen Opern der echten Musikfreunde; wer kennt sie außer dem Prager und Pariser? Der Pariser in der Ausstattung, der Prager in der Musik. In Weltstädten hat man Verdi zur Erholung vom Ernste, in Prag hat man Auber, Rossini, Suppé, Halévy in seinen Nippes.

Ich sollte vielleicht sagen, hatte man. Ich kenne das Prag von 67 und 68 nicht. Nicht der momentane Eindruck schildert bei mir, sondern die Vergleichung.

Prag ist mir in der Erinnerung stets die liebste Stadt meines Ashasveruslebens geblieben. Es war so lustig da. Ueberall Beleuchtung, Cafés, Delicatessenhandlungen, exclusive Salons, Familiencirkel und

gute Kunst. Prag ist lustig, ohne ausgelassen zu sein, kunstsinnig, ohne die Künstler zu heirathen, alt, ohne traurig, elegant, ohne langweilig, reich, ohne hochmüthig, wohllebig, ohne gemein, ehrlich, ohne grob, laut, ohne betrunken zu sein. Prag ist ein Mausoleum, ein Palast, ein Concertsaal, eine grüne Höhe, ein seidenrauschender Salon, ein gemüthliches Zimmer, ein Ort, wo es sich gut sterben läßt, weil man dort im besten Sinne des Wortes gut leben kann.

Prag ist keine Geliebte, sondern eine Verwandte; es ist die ganze Welt. Prag ist nicht hübsch, es ist schön, Prag ist kein Stutzer, es ist ein Ritter, Prag ist nicht hochmüthig, es ist stolz, Prag ist nicht geistvoll, es ist Poet, Prag ist nicht glänzend, es ist echt.

---

# Die Belagerung von Roßwald.

### Humoristische Erzählung von **Adolf Mützelburg.**

1.

Es war im Jahre 1734, an einem prächtigen Augustnachmittage, als ein kleiner zerlumpter Bursche, der neben dem letzten Hause eines mährischen Marktfleckens die Gänse hütete, die großen blauen Augen und den nicht weniger großen Mund plötzlich wie im Starrkrampf aufriß, unmittelbar darauf von dem Schwarm fliehender Gänse auf den Rücken und in den Schmutz geworfen wurde, im folgenden Augenblick aber, wie von einem Dämon emporgerissen, aufsprang und mit dem schrillen Ruf: „Mutter! Mutter!" nach dem nächsten Hause stürzte.

Der Angstschrei klang so gellend, daß schon nach einer Secunde einige alte und junge Weibergesichter mit dem Ausdruck des größten Schreckens über der geschlossenen Hälfte der Hausthür erschienen. Vor dieser stand der Junge, die fest geballte Rechte mit der Ruthe nach einer bestimmten Richtung ausstreckend und die noch immer starren Augen nach derselben Richtung gekehrt. Natürlich folgten Aller Blicke dem Fingerzeig dieser kleinen Salzsäule und sogleich standen den Weibern Augen und Mund eben so offen, wie dem Jungen. Denn der leibhaftige Teufel kam die Straße heraufgesprengt. Was hinter ihm herkam, sahen sie für den Augenblick nicht, konnten es auch nicht sehen, denn die Hufe des vorübergaloppirenden Pferdes warfen ihnen eine wahre Spritzwelle von Wasser und Schlamm ins Gesicht, und ehe sie sich die Augen trocken gerieben, war Alles wie durch einen Nebel an ihnen vorübergesaust. Nun aber stürzten sie auch fort, in den Flecken hinein, durch die Pfützen, die das Morgengewitter zurückgelassen; denn eine Ahnung sagte ihnen, daß sie so etwas in ihrem Leben noch nicht gesehen und daß die Gelegenheit — wäre es auch hier, wie im Sprichwort, der Teufel selbst! — beim Schopf gefaßt werden müsse.

Das letzte Haus des Fleckens war nicht das einzige, das verlassen blieb. Der ganze Ort war im Aufstand. Ueberall weit offene Hausthüren, schreiende Gänse, bellende Hunde, heulende Kinder, die hastig auf den feuchten Boden niedergestaucht worden, damit sie still sitzen sollten. Dagegen herrschte in dem Menschenknäuel, der sich mit dem Instinct aller großen Massen dem Mittelpunkte des Ortes, dem Markte, zudrängte, ein athemloses Schweigen. Der Teufel hatte seine Schuldigkeit gethan: er hielt die Leute in Respect.

Der Schwall von neugierigen Gesichtern, blondem, braunem und schwarzem Haar, schmutzigen Hemden, rothen Friesröcken, ledernen Kniehosen und nackten, lehmbedeckten Füßen möchte indessen doch zu spät auf dem Marktplatz angelangt sein, wenn die Reisenden, die hinter dem Teufel herrasselten, nicht durch ein plötzliches und, wie es schien, ganz unerwartetes Hinderniß dort aufgehalten worden wären. Ein Reiter, den abgezogenen Hut in der Hand, sprach in den ersten Wagen hinein, der natürlich jetzt still hielt, und die Hellstädter, die einen weiten Kreis um die Reisenden bildeten — fast als wären diese die Opfer einer schauerlichen Execution, oder Seiltänzer und Bärenführer — hatten vollkommen Zeit, den fremdartigen Anblick in all' seinen Einzelheiten zu studiren.

Es waren drei Wagen: der erste sehr fein, leicht und elegant, nur mit zwei Personen, einem Herrn und einer Dame; der zweite etwas solider gebaut mit vier Personen, je zwei männlichen und weiblichen Geschlechts; der dritte eine Art Provisionswagen, denn er strotzte von allen möglichen Schachteln, Koffern und Büchsen und zeigte überdies noch einige junge Menschenkinder, die ungefähr das zu sein schienen, was man heut zu Tage Groom und Küchenjunge nennt. Daneben die Bedeckung zu Pferde: zuerst der Teufel, mit einem rothen goldbetreßten Rock und einer Art von Heroldsstab, und dann zwei Kerle, die sich wohl am leichtesten durch den Ausdruck „Panduren" veranschaulichen lassen. Trenck selbst hätte sich keine besseren Exemplare wünschen können. Sie ritten mit gezogenen krummen Säbeln auf ihren mageren Pferden rings um die Wagen herum und hielten die gaffende Menge in ehrerbietiger Entfernung. Auf dem Rücken trugen sie lange Flinten, im Gürtel eine ganze Batterie von riesigen Pistolen, und ihre Gesichter waren so gelb und mager, als hätten sie vier Wochen in einem geheizten Backofen oder gar in des Teufels Küche zugebracht.

Mit seinem richtigen Instinct erkannte das versammelte Volk sogleich, daß die beiden Personen in dem ersten Wagen, zu denen der Reiter mit abgezogenem Hut sprach, die „Herrschaft" seien. Der Herr war noch jung, gewiß noch nicht dreißig Jahre alt, von hoher, angenehmer Figur und mit einem ausdrucksvollen, wohlgeformten Gesicht, das freilich für den Augenblick alle Zeichen einer nicht eben angenehmen Ueberraschung trug. Er war unter dem Reisemantel elegant gekleidet, wie die Dame neben ihm, die ihrem Alter nach seine Mutter hätte sein können, trotzdem aber für anmuthig gelten konnte, und deren Gestalt fast eben so hoch und schlank war, wie die seinige.

Die Reisenden hatten, wie bereits angedeutet, Hellstädt im Galopp passiren wollen. Aber auf dem Markt war ihnen der erwähnte Reiter entgegengesprengt und hatte, sein Pferd parirend, laut gerufen: „Ein Wort, Herr Graf!" — worauf der Mohr oder Teufel dem jungen Grafen in die Augen geblickt und seinen Stab erhoben hatte, zum Zeichen, daß die Karawane zu halten habe. Diesem Wink war sofort Folge geleistet worden und jetzt sprach der Reiter mit dem Grafen.

„Sapristi, das ist fatal!" rief der Letztere und schnippte leicht mit den Fingern. „Was sagen Sie dazu, meine Gnädigste?"

Die Dame, die bisher aufmerksam zugehört, richtete ihre großen und noch immer schönen braunen Augen verwundert auf ihren Begleiter und sagte:

„Aber mein lieber Graf, ich überlasse Ihnen Alles, wie ich Ihnen bisher Alles überlassen habe. Es ist Ihre Idee, wie Sie wissen!"

„Allerdings! — Ich bitte um Verzeihung deshalb", erwiederte der Graf artig. „Aber was thun? Das Schlimmste ist, daß wir heut jedenfalls in diesem Nest bleiben müssen, um genaue Erkundigungen einzuziehen!"

Statt der Antwort ließ die Dame ihre schönen Augen, die von zwei starken und dunklen, wie es schien, künstlichen Brauen überschattet waren, rings über den Platz schweifen. Er bot wenig Einladendes. Gerade vor ihnen die kleine Kirche, überall niedrige, halb baufällige Häuser. Es mag auch heute nicht glänzend in Hellstädt aussehen; aber vor hundertunddreißig Jahren war es gewiß ein trister Ort, der alle Spuren innerer und äußerer Vernachlässigung trug. Indessen machte man damals auch keine großen Ansprüche und die Blicke der Dame blieben zwar unbefriedigt, zeigten jedoch auch keine größere Trostlosigkeit, als vorher.

„Verzeihen Eure Gnaden", sagte der Reiter ehrerbietig, „jenes Haus ist ganz gut! Ich glaube, Sie könnten dort einige Tage — einige Zeit wohnen."

Vier Augen folgten der Handbewegung, die er gemacht und die auf ein größeres, ziemlich stattliches Haus deutete, dessen untere und Erker-Fenster mit männlichen und weiblichen Gaffern überfüllt waren.

„Aber wird man uns dort aufnehmen?" äußerte der Graf.

„O — den Erben von Hoditz — von Roßwald!" erwiederte der Reiter fast mißbilligend.

„So versuchen Sie es, fragen Sie an!" rief der Graf. „Es ist höchst fatal. Aber meine theuerste Sophie, wir müssen diese Schickung, die fast ein Malheur zu nennen ist, ertragen."

Und er nahm die Hand seiner Begleiterin und küßte sie, dort, wo zwischen dem Reisehandschuh und dem Spitzenbesatz des Aermels das weiße Gelenk sich zeigte.

„Seien Sie nur meinetwegen unbesorgt, Josef!" sagte die Dame mit einem zärtlichen Aufblick. „Es ist nicht die erste und die schlimmste kritische Lage, in der wir uns befinden."

„Das weiß der Himmel!" rief der junge Mann, ihre Hand abermals an seine Lippen führend. „Und er weiß auch, wie dankbar ich meiner theuersten Sophie für ihre aufopfernde Hingebung bin! — Eine Laune des Vaters!" fügte er dann leiser hinzu. „Ich bin jedoch überzeugt, daß ich ihn versöhnen werde."

„Wir wollen es hoffen", erwiederte die Dame mit mildem Lächeln

„Sie wissen, daß ich mich ganz den Anordnungen Ihres klaren und erfahrenen Geistes überlasse.“

Wenn die Jahre allein den Geist klären, so würde der Vortheil auf der Seite der Dame gewesen sein, denn sie war, wie erwähnt, um ein Beträchtliches älter, als ihr Begleiter. Aber es bedurfte nur eines Blickes auf ihre einst gewiß sehr schönen und noch immer annuthigen Züge, um zu bemerken, daß sich in ihnen weniger Weltkenntniß und Willenskraft, als jene rein weiblichen Eigenschaften der Sanftmuth, Ergebung und Fügsamkeit aussprachen. Ihr zärtliches Auge, ihr wohlgeformter Mund verriethen ein gewisses Behagen an den süßen Freuden des Daseins, ein ruhiges Sichgehenlassen, ein glückliches Vertrauen in die Kräfte Anderer und das Bestreben, jede Lage von der besten Seite zu nehmen. Sie lächelte dem Grafen freundlich zu und zeigte dabei zwei Reihen untadelhafter Zähne.

„Sie machen mich glücklich, Theuerste!“ rief der Graf, ihr die Hand drückend. „Ich bitte Sie schon jetzt um Verzeihung wegen der Entbehrungen, denen Sie ausgesetzt sein werden. Naudorff's Mittheilungen waren übrigens so flüchtig und unbestimmt, daß ich noch gar nicht weiß, ob ich sie ernstlich zu fürchten habe.“

„Das denke ich ebenfalls“, sagte die Dame beistimmend. „Da kommt er zurück.“

Der Reiter hatte sich mit einigen geschickten Bewegungen, die er sein Pferd machen ließ, einen Weg durch die gaffende Menge gebahnt und lenkte sein Pferd zum Wagen.

„Der Herr Pfarrer bittet mich, Euer Gnaden sein ergebenstes Compliment auszurichten“, sagte er. „Er wird enchantirt sein, Ihnen sein Haus für jede beliebige Zeit zur Disposition zu stellen. Es ist geräumig genug, wie er sagt. Die jungen Burschen werden sich auch anderswo unterbringen lassen, da ein leidliches Gasthaus vorhanden sein soll. Er stellt Alles, was er hat, Euer Gnaden zur unbedingten Verfügung.“

„Ein höflicher Herr — um so besser!“ rief der Graf. „Dann zum Pastor loci! Es ist vielleicht kein übles Omen, theuerste Sophie!“

Dabei legte er sich lächelnd in den Wagen zurück. Der Mohr, der inzwischen einige Mädchen durch sein Zähnefletschen und seine im besten Wiener Deutsch vorgebrachten Redensarten in unbeschreibliches Erstaunen versetzt und zur schnellsten Flucht veranlaßt hatte, erhob auf einige Worte des Reiters seinen Stab und schmetterte ein heftiges: „Platz da, Ihr Hallunken, für den Herren Grafen und die Frau Markgräfin!“ — Die Menge fuhr vor dem Reiter und seinem noch gefährlicheren Roß auseinander und die Wagen rollten dem Pfarrhause zu, das bei Weitem das stattlichste Gebäude am Marktplatz war und dessen Thorweg sich bereits geöffnet hatte. Der Wagen mit dem herrschaftlichen Paar hielt vor der Hausthür, an deren Stufen mit abgezogenem Hut der Herr Pastor stand.

Ein von dem zweiten Wagen herabgesprungener Diener hatte den Schlag der herrschaftlichen Equipage bereits geöffnet. Aber der Graf stieg noch nicht aus. Er blickte scharf auf den Pastor.

Es war ein kleiner, aber kräftig gebauter Mann im Hauskleide. Sein noch jugendliches, äußerst gesundes Gesicht drückte nicht nur Ehrerbietung, sondern noch weit mehr freudige Zurückhaltung aus. Es zuckte in demselben, als ob er ein Lächeln nur mit großer Mühe niederkämpfe und die klaren, klugen Augen erhoben sich eben so oft, als wollten sie schlau anfragen, wie sie sich in höflicher Ergebenheit niedersenkten.

„Ich muß Sie doch kennen! Ist es denn möglich? — Kreidener!" rief der Graf; dann, schnell aus dem Wagen steigend, und noch während der Pastor sich mit einem Lächeln verbeugte, ergriff er die Hand desselben. „Nun, das ist ja eine höchst angenehme Ueberraschung in diesem Mißgeschick. Verzeihen Sie einen Augenblick! – Haben Sie ein Zimmer für Madame?"

„Das Zimmer meiner Schwester ist in Bereitschaft", antwortete der Pastor mit einem Blick rückwärts auf eine nicht mehr junge Person, die in der Hausthür stand. „Du hast doch dafür gesorgt, daß Alles fort ist?" fügte er zu der Letzteren gewandt halblaut hinzu.

Wahrscheinlich bezog sich diese Frage auf die Menge von Gaffern, die sich vorher in den Fenstern gezeigt und die jetzt bis auf den letzten Kopf verschwunden waren. Eine leise Antwort beruhigte ihn.

„So bitte ich Sie, einzutreten, Herr Graf!" sagte der Pastor mit einer tiefen Reverenz. „Dieses Haus steht zu Ihrer Verfügung. — Der Herr segne Ihren Eingang!" setzte er mit einem Anflug von Feierlichkeit hinzu.

„Ich werde Ihnen unseren freundlichen Hauswirth vorstellen, sobald Sie sich ein wenig erholt haben, meine theure Sophie", sagte der Graf, der den Arm seiner Begleiterin genommen hatte und sie die Stufen zur Hausthür hinaufführte. „Lieber Kreidener, zeigen Sie uns den Weg!"

Amtseifrig schritt der Pastor voran. Seine Schwester machte ihr tiefstes Compliment und erhielt von der Frau Markgräfin eine freundliche Erwiederung. Dann öffnete Kreidener ein Zimmer zu ebener Erde. Es war einfach, aber wohnlich.

„Es stoßen noch zwei kleine Zimmer daran, Hoheit!" sagte Kreidener. „Ich werde sogleich Ihre Kammerfrau benachrichtigen. Aber außerdem wird es sich meine Schwester zur höchsten Ehre rechnen, Ihnen aufwarten zu dürfen."

„Es wird mich freuen, sie recht bald zu sehen! Ich danke Ihnen sehr!" antwortete die Markgräfin gütig und die Thür schloß sich hinter ihr, um sich jedoch sofort wieder zu öffnen und die herbeirauschende Kammerfrau, die um ein gut Theil majestätischer aussah, als ihre Herrin, einzulassen.

Der Graf und der Pastor blieben in der geräumigen Flurhalle.

„Also Sie sind es wirklich, Kreidener?“ rief der Graf, seinen weiten Reisemantel zurückschlagend. „Wie zum Kukuk kommen Sie hierher?“

„Auf die Empfehlung Euer gräflichen Gnaden“, antwortete Kreidener höflich. „Ihnen verdanke ich diese Stellung, die ich seit zwei Jahren bekleide und die allen meinen Wünschen entspricht. Ich hoffe, daß Ihnen mein schriftlicher Dank zugegangen, Herr Graf, und ich bin glücklich, Ihnen denselben jetzt mündlich abstatten zu können.“

„In der That, ich kann mich nicht erinnern . . .“, rief der Graf.

„Sie haben es ohne Zweifel in Ihrer Güte vergessen und Ihr Leben war gewiß ein wechselvolleres, als das meine“, antwortete der Pastor. „Ich wandte mich, im Vertrauen auf die Ehre unserer früheren Bekanntschaft — gestützt auf die Erinnerung einiger angenehm verlebten Jugendjahre — an Sie, als die Pfarrstelle in Hellstädt erledigt war —“

„O richtig, richtig, jetzt entsinne ich mich“, unterbrach ihn der Graf. „Ich kannte den Prälaten und befürwortete Ihr Gesuch. Ja, ja, es war gerade zur Zeit meiner italienischen Reise und darüber vergaß ich die Affaire. Nun, Sie erhielten die Stelle. Freut mich sehr! Um so besser! Ich habe viel inzwischen erlebt, war in vieler Herren Ländern, wurde Kammerherr Seiner Majestät des Kaisers und Gatte einer der liebenswürdigsten Frauen — o, der liebenswürdigsten! Meine Gemahlin ist eine Markgräfin von Bayreuth, Witwe Georg Wilhelm's — eine Perle der Schöpfung!“

„Ich habe mich stets mit der ergebensten Theilnahme nach dem Schicksal Eurer gräflichen Gnaden erkundigt und die erwähnten, höchst erfreulichen Ereignisse sind mir nicht unbekannt“, antwortete der Pastor. „Aber erlauben Sie mir nun, Ihnen Ihr Zimmer anzuweisen, Herr Graf, und alsdann sogleich für Dero Dienerschaft Sorge zu treffen. Ueberlassen Sie Alles mir, Herr Graf. Ich bin mit den Verhältnissen genau bekannt, ich werde Alles arrangiren.“

„Gewiß, ich werde hier sein, wie ein Kind in der Wiege!“ rief Hoditz.

„Und ich besitze einen trefflichen, aber in der That fürtrefflichen Ungarwein, der, wenn ich mich des Geschmackes des Herrn Grafen aus früheren Zeiten erinnere —“

„Schicken Sie ihn mir! Ich bin nicht abgestorben für süße und herbe Erinnerungen!“ rief der Graf lachend. „Aber kommen Sie selbst sobald als möglich. Ich habe Vieles mit Ihnen zu plaudern.“

Er trat in ein Zimmer, das demjenigen der Markgräfin gegenüber lag und sein Diener, der ihn schon in der Halle erwartete, folgte ihm sogleich dorthin, um ihm beim Ordnen des Anzugs behülflich zu sein. Kurze Zeit darauf brachte auch ein Diener des Pastors verschiedene Flaschen Wein und andere Erfrischungen — Honig, Früchte, kaltes Geflügel — , die für einen so abgelegenen Winkel deutscher Erde, wie

Hellstädt, durchaus nicht verächtlich schienen und der feinen Zunge des Herrn Pastors alle Ehre machten.

Der Graf sprach denn auch dem Weine und dem Geflügel wacker zu, während er sich zugleich bei dem Kammerdiener nach verschiedenen Einzelheiten der Räumlichkeit des Pfarrhauses, wie die Diener untergebracht seien und wohin man die nachfolgenden, noch zu erwartenden Domestiken einquartieren könne, erkundigte. Nur zuweilen schien er zu überlegen und rief mit einem Anflug übler Laune vor sich hin: „Fatal! Fatal! Aber wir werden ja sehen!“ — Dann, sich besinnend, sagte er: „Wo bleibt denn mein Herr Pastor? Henri, geh' hinaus und frage den Herrn, ob er nicht ein Viertelstündchen Zeit für mich hat.“

Wenige Minuten darauf trat Kreidener ein. Er schien in vortrefflicher Laune und für einen Mann Gottes flimmerte es in seinen Augen schelmisch genug. Hoditz trat ihm sogleich entgegen und schüttelte ihm noch einmal fröhlich und herzlich die Hand

„Das ist ein Wiederfinden, das mir Glück bedeutet!“ rief er. „Habe oft an Sie gedacht, Kreidener, mußte es ja auch, so oft ich irgendwo die famose Affaire von meinem Selbstmord erzählte — Sie wissen ja!“ Und er brach in ein lustiges Lachen aus, in welches der Pastor nicht weniger hell einstimmte.

„Ja, das waren tolle Zeiten!“ fuhr er dann fort. „Jetzt ist man etwas ernster geworden — man hat es werden müssen. Indessen, ein Fonds des alten Humors steckt immer noch in mir, Kreidener, das werden Sie sehen. Aber jetzt stoßen Sie mit mir an, ehrwürdiger Herr, auf ein glückliches Gelingen meines Planes!“

„Von ganzem Herzen! — obwol ich den Plan des Herrn Grafen nicht kenne“, rief der Pastor, dem Grafen mit dem Glase Wein, das ihm dieser eingeschenkt, Bescheid thuend. „Und wenn ich Ihnen in irgend einer Hinsicht von Nutzen sein kann, Herr Graf — —“

„Nun, das wäre nicht unmöglich“, unterbrach dieser den Zögernden. „Ich befinde mich in einer Situation, in der ich aufrichtige Freunde gebrauchen kann — je mehr, desto besser! Doch darüber sprechen wir noch, mein lieber Pastor! Daß wir uns auch gerade jetzt in der Heimat wiederfinden müssen — Sie, der treue Hirt einer frommen Heerde und ich ein guter und glücklicher Ehemann! Ach, Kreidener, ich bin in der That zu beneiden. Was entbehren Sie, Aermster, daß Sie verhindert sind —“

„Eure gräflichen Gnaden vergessen, daß ich protestantischer Pfarrer bin; Hellstädt ist zum größten Theil protestantisch“, unterbrach ihn Kreidener lächelnd. „Bis jetzt lebe ich indessen noch sehr zufrieden mit meiner Schwester, die das Muster einer Hausfrau ist. Auch bin ich ja noch in ziemlich jungen Jahren.“

„Tant mieux pour vous!“ rief Hoditz. „Nun, dann zögern Sie nicht allzulange mehr. Ich schwärme für den Ehestand, seit ich der Gatte meiner adorablen Sophie bin Ich möchte alle Männer unter die Haube, meinetwegen auch unter den Pantoffel bringen. Ja, ja, im

Ernst! Wundern Sie sich nicht. Ich bete meine Sophie an. Und Sie haben keinen Begriff, wie sie mich liebt! Setzen Sie sich doch einen Augenblick! Ich muß Ihnen die Geschichte meiner Heirath erzählen. Sie ist wahrhaftig curios — ein veritabler Roman. Nun, ich hatte immer einen Penchant für das Phantastische, Extra=Ordinaire. Sie ist etwas älter, als ich, wissen Sie —"

„O, die schönste, liebenswürdigste Dame, die man sehen kann!" unterbrach der Pastor den begeisterten Grafen.

„Nicht wahr, das ist sie?" rief dieser. „Jeder sieht das auf den ersten Blick. Und ich werde sie immer lieben. Ich werde bis an das Ende meines Lebens wie ein Knabe in sie verliebt sein. Wissen Sie, daß ich durch meine Gemahlin ein naher Verwandter Friedrich's, des jungen und, wie alle Welt sagt, genialen Kronprinzen von Preußen geworden bin?"

„Gewiß, Herr Graf; Ihre erlauchte Gemahlin ist ja die Witwe des Markgrafen von Bayreuth."

„Ja, die Witwe Georg Wilhelm's", sagte Hoditz, zufrieden mit dem Kopf nickend. „Um so ehrenvoller für mich, daß die hohe Dame sich herabließ, ihre schönen braunen Augen auf mich Unwürdigen niederzusenken! Nun genug, ich bin der Glückliche gewesen, aber, wie Sie sich denken können, nicht ohne Schwierigkeiten, enorme, gigantische Schwierigkeiten, lieber Kreidener. Ich kam dem Bayreuther Hofe sehr hors de propos; man hatte dort natürlich ganz andere Projecte. Indessen, Amor war mir günstig. Er, der mich immer ein wenig lieb gehabt, gab mir den Muth ein, der schönen Frau zu gestehen, daß ich mein Leben für sie lassen würde, daß ich ihr Sklave sei auf ewige Zeiten. Entre nous, lieber Kreidener — ich gab mich zuerst keiner anderen Hoffnung hin, als daß die himmlische Frau, deren Herz ganz frei zu sein schien, mich zu ihrem cavalier d'honneur erwählen werde. Sie können sich also vorstellen, daß ich fast närrisch vor Entzücken wurde, als diese kostbaren Lippen mir gestanden, daß sie mir für immer den Namen eines Gatten beilegen möchten. Nun galt es aber, vorsichtig zu sein, vor Allem mein Glück zu verbergen. An eine offene Bewerbung war nicht zu denken — impossible! Man hätte die Markgräfin sogleich wer weiß wohin gesendet und mich aus ihrer Nähe verbannt. So mußte denn Alles im Geheimen, im Bündniß mit einigen vertrauten Dienern arrangirt werden Ach, mon cher ami — das war eine Nacht! Mir graut noch jetzt, wenn ich daran denke. Es war Alles verabredet. Um kein Aufsehen zu erregen, sollte ich nicht einmal einen Wagen nehmen; wir wollten zu Fuß nach einem kleinen Dorf in der Nähe gehen. Wie klopfte mir das Herz, als ich vor der kleinen Pforte unten am Erlanger Schloß stand! Ich fühlte das Wetter nicht, aber es war horrible. Ein Sturm, wie ich ihn kaum jemals erlebt, und zwischen den einzelnen Windstößen Regengüsse, o, wahre Sündfluthen von Regengüssen! Endlich öffnete sich die kleine Pforte — für mich die Pforte des Himmels! — und sie trat heraus. Sie war gekommen, trotz des detestablen Wetters. Ich konnte

ihre zitternde Hand ergreifen und mit Küssen bedecken. Aber, grand ciel, wie erschrak ich, als ich ihren Anzug sah — einen einfachen Unterrock von Basin und nichts darüber, als ein pet-en-l'air von demselben Stoff! Ich machte ihr die bittersten Vorwürfe — sie sollte zurückkehren, sich einen solideren Anzug, einen Regenmantel wenigstens holen. Sie weinte, das arme Kind! Sie sagte, sie hätte sich nur in diesem Anzuge fortstehlen können und vielleicht vermisse man sie jetzt schon. So mußten wir denn hinein in die grausame und doch für mich so schöne Nacht. Ihr Secretair und zwei Diener, die wir ins Vertrauen gezogen, begleiteten uns. Ich trug sie mehr, als ich sie führte; sie wurde fast ohnmächtig — die Aermste! Glücklicherweise war das Dorf, in welchen die beiden katholischen Geistlichen uns erwarteten, nicht allzu fern. Ach, nie vielleicht hat eine Prinzessin vom reinsten Geblüt in einem solchen Costüm vor dem Altar gestanden — Unterrock und pet-en-l'air! Ich wußte nicht, ob ich darüber lachen oder weinen sollte. Jedenfalls dankte ich ihr auf den Knien für ihre engelhafte Güte, als die Ceremonie vorüber war, bei welcher der Secretair und die beiden Domestiken uns als Trauzeugen gedient hatten. Und nun wieder zurück, in demselben Unwetter — o, mon cher Kreidener — ich begreife heute noch nicht, daß dieses zarte Wesen sich nicht den Tod geholt! Sie mußte zurück in das Schloß — eine triste Nothwendigkeit für mich! Aber es ging nicht anders. Man hätte mich sonst wegen einer Entführung bestrafen können. Hatten wir doch schon genug Fatalitäten zu erwarten, wenn diese Ehe — ich könnte sie fast eine mariage de conscience nennen — entdeckt wurde! Und das geschah nur zu bald. Dieser miserable Secretair verrieth uns, nachdem er reichlichen Lohn für seine Discretion von uns erhalten, und meine arme Sophie hatte einen wahren Sturm von Anklagen, Vorwürfen und Drohungen zu bestehen. Aber sie blieb fest, obwohl ich ihr nicht einmal secundiren konnte; denn ich war nach Wien geeilt, um dort Alles für unseren bevorstehenden Aufenthalt vorzubereiten. Ja, sie ist ein Engel, meine Sophie — was hat sie Alles um mich erduldet!"

Er seufzte, faltete die Hände und warf einen Blick zum Himmel. Es lag in alle dem etwas Komisches und er selbst lächelte dabei. Aber dem aufmerksamen Pfarrer blieb nicht der geringste Zweifel, daß es dem jungen Grafen mit der Verehrung der erlauchten Gemahlin vollkommen Ernst sei.

„Ja, erduldet!" fuhr Hoditz fort. „Es nagt mir noch jetzt am Herzen und ich kann es meiner angebeteten Sophie nur durch die treueste Hingebung vergelten. Zuerst warf man ihr vor, einen Katholiken geheirathet zu haben und als sie darauf gestand, daß sie mir zu Liebe zu unserer katholischen Religion übergetreten sei, regnete es die bittersten Vorwürfe über die schöne Convertitin. Man drohte ihr mit dem König von Preußen, der sie in Spandau oder Magdeburg einsperren werde. Indessen, Seine Majestät hat sich in dieser Affaire sehr nobel, echt königlich und chevaleresk benommen. Er hat befohlen, meiner Gemahlin keinen Zwang in ihren inclinations anzuthun. Dann wollte man die

Ehe für nichtig erklären, weil den üblichen Formalitäten nicht genügt sei. Aber auch das ging nicht an — da hatte ich in Wien meine guten Freunde, die mir ein Gültigkeits-Attest verschafften, trotz des mangelnden Consenses des Bischofs von Bamberg! Genug — endlich erhielt ich die Erlaubniß, meine göttliche Sophie nach Wien zu führen. Zwar versuchte man in Bayreuth alles Mögliche, mich selbst zu degoutiren; man sagte, meine Gemahlin habe bis zu ihrer Verbindung mit mir, eine sehr intime Liaison mit dem Kreishauptmann von Egloffstein gehabt. Aber ich wußte, woran ich mich zu halten. Und wenn auch — hätte ich der zarten Seele einen Vorwurf über ihre inclinations für einen Anderen machen dürfen, so lange ihr Herz nicht an das meine gefesselt war? Enfin — sie folgte mir nach Wien und wir schwelgen seitdem in dem reinsten Entzücken. Alle Welt ist enchantirt von ihr. Sie liebt mich mehr, als ich verdiene, denn ich bin ein arger Sünder — ich weiß es wohl, Herr Pastor! Als man von Bayreuth nochmals einen Trennungsversuch unternahm, antwortete sie: „Lieber mit Hobitz trockenes Brod und Wasser, als ohne ihn die Herrschaft über das Weltall!" — Ist das nicht süblim, mein theuerster Freund?"

„In der That süblim!" rief Kreidener ehrerbietig.

„Und mehr als süblim!" fuhr Hobitz fort. „Es zeugt von dem zärtlichsten Herzen. Ja, sie hat ein sentiment, ein dévouement, wie man es auf der Welt kaum wiederfindet. Und sie wußte, daß ich arm sei, ruinirt. Mein mütterliches Vermögen ist fort, lieber Kreidener, und mit meinem Vater — hélas! — stehe ich sehr schlecht. Sie hat mir Alles geopfert, ihre Juwelen, ihr Vermögen. Auch diese Reise hätte ich nicht machen können ohne ihre Unterstützung. Ich bin nämlich hierhergekommen, um meine Gemahlin meinem Vater vorzustellen und vielleicht durch ihre Hülfe eine Versöhnung herbeizuführen. O, meine étourderie, meine knabenhafte étourderie! Wird man denn nie in der Welt klug werden?!"

Er wollte sich mit komischer Verzweiflung in das gepuderte Haar fahren, hielt indeß aus Besorgniß für seine Coiffüre auf halbem Wege inne und seufzte nur in der kläglichst-drolligsten Weise.

„Sie wissen, daß es mein Vater längst satt war, für meine tollen Streiche aufzukommen", fuhr er dann ruhiger fort. „Ich hatte längst keine Gemeinschaft mehr mit ihm, wir correspondirten auch nicht mit einander. Ich befand mich damals in Wien, wo Se. Apostolische Majestät die Gnade hatten, mich zu Allerhöchstihrem Kammerherrn zu ernennen. Ich lebte, wie schon gesagt, als ein vollkommener étourdi. Nun, Sie kennen mich ja! Das Tollste, Theuerste war mir recht. Ich war eben auf dem Höhepunkt meiner Depensen und Sottisen. So hatte, entre autres, mein Kutscher den Befehl, Niemandem aus dem Wege zu fahren, wer es auch sei. Eines schönen Tages fahre ich nach der Hofburg. Ganz in der Nähe der Burg, in einer schmalen Straße, hält mein Kutscher. Ich schreie Zetermordio: „Vorwärts! Vorwärts!" End-

lich sehe ich aus dem Fenster. Vor mir in der schmalen Straße hält eine alte Landkutsche, eine wahre Karrete von Fuhrwerk. Wüthend schreie ich: „Vorwärts!“ Der Kutscher haut auf die Pferde und die Karrete liegt auf der Seite, im Schmutz. Wie ich lachend hinaussehe — wen erblicke ich? — wen? Mon père, mon pauvre vieux père! Er war nach Wien gekommen, um dem Kaiser seine Aufwartung zu machen und sich auch nach mir zu erkundigen! Natürlich hatte er mich ebenfalls erkannt und — adieu, mon père — pour toujours!“

„Mein Gott, welches Malheur“, sagte Kreidener wehmüthig.

„Nicht wahr? Ein unseliger Zufall! Gerade in dem Moment, in welchem ich einen Vater gebraucht hätte, mußte ich ihn verlieren. Alle Bemühungen meinerseits blieben natürlich vergeblich. Mein Vater glaubte, es sei Absicht mit im Spiele gewesen bei dem Unfall, ich hätte den Wagen gekannt — und, bei Gott, Kreidener, das ist nicht wahr! Ich bin leichtsinnig, aber nicht schlecht. Ich habe nicht gelacht, als ich meinen alten Vater hülflos in dem umgestürzten Wagen sah — es ging mir durch's Herz und nur die Scham hielt mich ab, ihm zu Hülfe zu eilen!“

Sein Gesicht war ernster, seine Stimme bewegter geworden. Er wandte sich ab und ging einige Schritte durch das Zimmer.

Ehe er das Schweigen brach, klopfte es und der Diener des Grafen meldete eine Empfehlung von der Frau Markgräfin, die bei den Herren anfragen lasse, ob sie ihr nicht ein wenig Gesellschaft leisten wollten.

„Beim Himmel, es ist wahr, wir plaudern hier und lassen die arme Frau sich ennuyiren!“ rief Hobitz lebhaft. „Kommen Sie, lieber Pastor! Sie sollen die Markgräfin kennen lernen.“

Kreidener, dem es durchaus nicht an weltmännischer Gewandtheit fehlte, verbeugte sich artig und folgte dem Grafen, der den Diener bereits mit der Antwort, die beiden Herren würden sogleich kommen, vorausgeschickt hatte.

Sie fanden die Markgräfin im Gespräch mit der Schwester des Pastors, die sich jedoch sogleich zurückzog. Auch die Markgräfin hatte einige Erfrischungen zu sich genommen und schien sehr guter Laune. Sie saß auf einem einfachen, aber gefälligen Canapé und die Herren nahmen nach einigen leichten Ceremonien ihr gegenüber Platz.

„Es ist charmant hier“, sagte sie freundlich, „Ihre Schwester, Herr Pastor, ist eine ganz aimable Gesellschafterin. Wir hätten gar kein besseres Quartier finden können, lieber Josef, da wir doch nun einmal genöthigt waren, hierzubleiben.“

„Enchantirt, theuerste Sophie, daß es Ihnen gefällt!“ rief Hobitz vergnügt. „Sie haben aus unserer ersten Begegnung schon entnehmen können, liebe Sophie, daß ich unseren gastfreien Wirth kenne. Aber Sie wissen nicht, wie genau wir als Knaben mit einander vertraut waren. Er ist mein alter compagnon de Chambre — Stubenbursch,

wie wir damals sagten. Mit ihm zusammen habe ich all' die Streiche vollführt, von denen ich Ihnen zuweilen erzählt. Sie erinnern sich, daß mein Vater mich in eine Erziehungsanstalt, eine Art Pensionat hier in der Nähe, schickte, weil er mich allein nicht bändigen konnte."

„Ja, ja, Sie waren stets ein wunderlicher Heiliger, aufgelegt zu allerlei Aventüren und Extravaganzen, das weiß ich schon", sagte die Markgräfin lächelnd, und Kreidener, der sie, ohne auffällig zu werden, scharf beobachtete, bemerkte aus dem sanften und hingebenden Blick, den sie auf den Grafen richtete, daß dieser nicht übertrieben, wenn er von ihrer großen Liebe zu ihm gesprochen. Er bemerkte auch, daß die Markgräfin noch immer eine schöne und vor Allem sehr anziehende Erscheinung sei. Es lag etwas so Sanftes und Anmuthiges in ihrem Wesen, daß er wol begriff, wie ein so stürmischer und lebendiger, aber im Grunde doch weicher und empfänglicher Charakter, wie der des Grafen, von ihr gefesselt worden. Daß Hoditz, als ein Hofmann, der Rang und Geburt verehrte, außerdem noch durch ihre hohe Stellung geblendet worden sei und darüber den Unterschied der Jahre vergessen habe, kam freilich mit in Rechnung. Es lag etwas Ungewöhnliches, aber durchaus nicht Unangenehmes oder Störendes in diesem Verhältniß, etwas von mütterlicher Zärtlichkeit ihrer- und von kindlicher Ergebenheit seinerseits. Er war ihr ohne Zweifel geistig überlegen; aber das mochte ihrem biegsamen Gemüth zusagen. Und er verehrte in ihr außer der Geliebten die Prinzessin, die sich herabgelassen hatte, ihn mit ihrer Neigung zu beglücken. Daß sie kleine Mittel angewandt, um ihrer bereits sinkenden Schönheit nachzuhelfen, konnte nicht auffallen in einer Zeit, in welcher selbst die jüngsten und schönsten Damen durch die Mode gezwungen waren, die Natur durch Schönpflästerchen, gefärbte Brauen und künstliches Incarnat zu verbessern oder — zu verderben.

„Sie werden dem Herrn Pastor nicht erwünscht gekommen sein mit Ihren Erinnerungen", fuhr sie dann fort. „Die Männer der Kirche vergessen oft ihre Jugend recht gern."

„O, das ist bei Herrn Kreidener gewiß nicht der Fall", rief Hoditz. „Er theilt hoffentlich meine Ansicht, daß man, um ein guter Seelenhirt zu werden, die Verirrungen der Menschen à fond kennen müsse."

„Ein bedenkliches Princip", sagte Kreidener lächelnd. „Danach könnte ein Arzt ja nur diejenigen Krankheiten heilen, die er selbst durchgemacht hat. Doch liegt etwas Wahres darin und unsere protestantische Kirche gestattet vielleicht nur aus diesem Grunde den Geistlichen die Ehe."

„Also Sie sind Protestant, Herr Pastor?" fragte die Markgräfin etwas verlegen. „Wie müssen Sie dann über mich urtheilen, die ich —"

„Das Weib soll Vater und Mutter verlassen und dem Manne anhangen!" unterbrach sie Kreidener halb ernst, halb scherzend.

„Da hören Sie es, theuerste Sophie!" rief Hoditz, ihr die Hand küssend. „Sie hören es aus einem gewiß unparteiischen Munde, nein,

vom Gegner sogar. Ach, wenn doch diese confessionellen Differenzen endlich ein Ende hätten! Glauben Sie denn, ich würde es geduldet haben, daß meine Gemahlin ihre Religion änderte, wenn ich nicht voraus gewußt, daß man in der Verschiedenheit der Confession vielleicht einen Grund für die Nichtigkeit unserer Ehe finden könne, und", fügte er mit einem feinen Lächeln hinzu — „wenn ich mir nicht gesagt, daß meine Gemahlin als Convertitin vielleicht einige einflußreiche Freunde in Wien finden würde, die ihr sonst gefehlt hätten?"

„Seid klug — und ohne Falsch —!" sagte der Pastor leise.

„Ein Bibelwort, das ich stets zu beherzigen suchen werde!" erwiederte der Graf. „Indessen, wir sind auf ein allzuernstes Thema gekommen und in der absonderlichen Lage, in der wir uns befinden, ist es viel gescheiter, dem Ernst der kommenden Eventualitäten mit gutem Humor ins Auge zu blicken. Kreidener, Sie müssen der Frau Markgräfin die Geschichte von meinem Selbstmord und von Ihrem Tode im Duell erzählen! Madame kennt sie noch nicht."

„Aber, Herr Graf, das erzählen Sie viel besser", wandte der Pastor ein. Und als Hoditz lebhaft protestirte, deutete er scherzend auf sein schwarzes Kleid und sagte: „Ich darf — ich kann mich der einzelnen Umstände nicht mehr so genau erinnern."

„O, in Ihrem Munde würde die Geschichte noch viel drolliger klingen!" rief der Graf. „Indessen, wie Sie wollen! Ich möchte Ihrem geistlichen Gewissen keinen Zwang anthun. — Also, theuerste Sophie, ich sprach von einem Pensionat, in welches mich mein Vater geschickt hatte, um mir mores beibringen zu lassen. Ich war damals ungefähr vierzehn Jahre alt, ein großer, starker Bursch, in meiner tollsten Knabenlaune. Der Lehrer war streng; aber was wollte er mit mir anfangen? Furcht vor Strafe kannte ich nicht und hätte ich ja noch einen Funken von Nachgiebigkeit und Gehorsam in mir gehabt, so würde ihn Kreidener, der sich ebenfalls in dem Pensionat befand und mein Busenfreund geworden war, bald mit Stumpf und Stiel aus meiner Seele ausgerottet haben."

„Aber, Herr Graf, umgekehrt — — —", rief Kreidener.

„Keine Unterbrechung! Es war so!" fuhr Hoditz lachend fort. „Genug, wir hielten Beide treulich zusammen. Keine Fensterscheibe, kein Obstbaum, kein Hund, keine Katze im Städtchen war vor uns sicher. Waren einem der kleinen Ackerbürger die Pferde ausgespannt und aufs Feld getrieben, hatte sich irgendwo des Morgens eine Thür gefunden, die in der Nacht ausgehoben worden, fehlte der Strick von den Glocken, die Sonntags früh geläutet werden sollten, genug, war irgend ein Unfug, ein Schabernack, eine Polissonnerie ausgeführt worden, so fragte man gar nicht lange, sondern es hieß: Das haben Hoditz und Kreidener gethan! und in hundert Fällen hatte man neunundneunzig Mal Recht. Indessen kam doch auch Manches, was wir nicht verübt, auf unser Conto. Der gestrenge Herr Lehrer wußte gar nicht mehr, wie er uns

strafen solle. Wir hätten eigentlich Tag für Tag Arrest haben müssen. Und fortschicken wollte er mich doch auch nicht gern; denn die gute Pension, die ich zahlte, lag ihm am Herzen und außerdem flattirte es und nutzte es ihm, einen Grafen Hoditz in seinem Institut zu haben. Das wußten wir durchtriebenen Jungen recht gut. Ueberlegung hatten wir nicht, wir quälten also den armen Meinert bis aufs Blut. — Apropos, Kreidener, lebt er noch und hat er graues Haar?"

„Ich glaube wohl", antwortete der Pastor befremdet.

„Dann sind wir daran Schuld, nämlich an dem grauen Haar!" fuhr Hoditz fort. „Eines schönen Sommertages nun sollte uns eine recht empfindliche Strafe treffen. Meinert hatte seinen Eleven eine partie de plaisir, eine Promenade versprochen, auf die wir uns schon lange gefreut, nicht um der Erholung und des Spazierganges willen, sondern weil wir hofften, gerade auf dieser Partie eine sehr günstige Gelegenheit zu finden, uns auf Kosten der armen Schafe, zwischen denen wir als Wölfe wirthschafteten, höchst amön zu divertiren. Wir hatten in dieser Hinsicht bereits ganz kostbare Projecte entworfen. Es fuhr uns deshalb gewaltig in die Krone, als Meinert uns am Morgen des verhängnißvollen Tages eröffnete, daß wir, wir Beide, zu Hause bleiben müßten. Grund zu solcher Strafe lag übergenug vor; indessen wartete Meinert doch wol nur auf ein gutes Wort unsererseits, um uns mitzunehmen. Dazu aber waren wir zu stolz. Wir sahen die lustige Schaar mit grollendem Herzen abziehen und brüteten Rache. Dieses Mal handelte es sich um einen Streich, durch den Meinert wirklich in Angst versetzt werden sollte. Den ganzen Vormittag zerbrachen wir uns den Kopf. Endlich, am Mittag, stand dieser Plan fest. Wir riefen den Bedienten und befahlen ihm, uns einen starken Nagel, einige feste Stricke, eine Schüssel mit Blut und zwei Degen zu verschaffen. Der Diener witterte Unheil und weigerte sich. Endlich aber, als wir ihm Jeder einen Ducaten versprachen und ihn hinsichtlich des Gebrauchs der Degen beruhigten, machte er sich auf den Weg und kam nach einer Stunde mit den verlangten Sachen zurück. Am meisten hatten wir gefürchtet, das Blut nicht zu erhalten, das ein nothwendiges Requisit bei der Tragikomödie war, die wir in Scene setzen wollten; er war aber so glücklich, bei einem Fleischer das Gewünschte zu attrappiren. Als wir nun auch am Nachmittag den Chirurgus des Städtchens unter unserm Fenster vorbeifahren sahen und der Diener uns berichtete, derselbe sei nach einem fernen Dorf berufen und werde vor Mitternacht oder dem andern Morgen nicht zurückkommen, kannte unsere Freude keine Grenzen und wir schwelgten den ganzen Nachmittag im Vorgefühl des Schreckens, den unser Plan in dem Pensionat und hoffentlich auch im Städtchen verbreiten werde. Gegen Sonnenuntergang wollte Meinert zurückkehren. Eine halbe Stunde vorher gingen wir ans Werk. Ich schlug den Nagel in die Wand, entkeidete mich und wand mir die Stricke unter den Füßen und Armen so kunstgerecht hindurch, daß ich darin ganz bequem hängen konnte, wie in einer Schwebe. Natürlich hatten wir das Stückchen vorher probirt. Dann

schürzte ich mir einen losen Knoten um den Hals, kleidete mich wieder an und hängte mich an dem Nagel auf."

„Entsetzlich!" rief die Markgräfin, die fast ängstlich gelauscht hatte. „Wenn nun die Schlinge — —"

„Etwas bedenklich war's!" sagte Hoditz beistimmend. „Wenn der Knoten am Halse nicht sehr fest war und der Strick sich zuzog, so konnte die Sache gefährlich werden. Doch war ja Kreidener zu meiner Hülfe da. Als ich das Zeichen gab, zog Kreidener den Stuhl unter meinen Füßen fort und nachdem er sich überzeugt, daß ich ganz sicher und gefahrlos in meinem Strickwerk hänge, goß er das Blut über den Fußboden, warf die Degen daneben und legte sich selbst starr und steif in das Blut. Kaum war das geschehen, so öffnete der Diener die Thür, um uns zu melden, daß der Herr Präceptor in Sicht sei. Der gute Kerl hielt das, was er sah, für Wahrheit und erschrak so heftig, daß er nur ein: Herr Gott! stammeln konnte. Er hatte in seiner Bestürzung längst vergessen, daß er selbst uns das Blut verschafft. Dann stürzte er fort. Wir erlaubten uns noch ein kurzes Gelächter. Dann nahmen wir unsere Leichenmiene an. Fünf Minuten später kam es die Treppe herauf, wie der Sturmwind. Die Thür ward aufgerissen. Ein: Herr Gott im Himmel! von Meinert's zitternden Lippen und ein Schreckensgeheul der geängstigten Jugend verriethen uns, daß unsere Absicht vollkommen erreicht sei. Es kostete uns gewaltige Mühe, ernst zu bleiben, aber wie immer waren wir ernst bei solchen Tollheiten und toll bei ernsten Dingen. Endlich erholte sich Meinert von seinem ersten Schreck und begann entsetzlich zu jammern und zu klagen, daß er uns allein gelassen. Andere Leute kamen hinzu. Es wurde nach dem Chirurgus geschickt — der war noch nicht zurück! Ins Zimmer wagte sich Niemand, der Betrug konnte also nicht entdeckt werden. Natürlich calculirte Meinert ganz genau so, wie wir es intendirt hatten. Wir hätten uns gezankt, geschlagen, ich hätte Kreidener erstochen und mich aus Furcht vor Strafe oder aus Gewissensbissen erhängt. Das Alles, untermischt mit den Ausbrüchen der Verzweiflung, des Schreckens, des Jammers, den Klagen über das Elend, das wir über sein Pensionat gebracht, anzuhören — wie uns das amüsirte, theuerste Sophie, können Sie sich vorstellen! Der jüngste Diplomat, wenn er einen älteren Fuchs überlistet, kann keine größere Genugthuung empfinden. Endlich erschienen auch die Gerichtspersonen. Das Zimmer wurde jedoch auch von ihnen nicht genauer untersucht, da der Chirurg noch immer fehlte. Man mußte sich damit begnügen, die Thür zu verschließen oder zu versiegeln. — Alles genau so, wie wir fripons es vorher berechnet hatten. — Sobald es vor der Thür still geworden, sprang Kreidener auf und erlöste mich aus meiner Lage, die mir bereits sehr unangenehm zu werden begann. Wir umarmten uns vor Entzücken und wollten sterben vor Lachen. Unsere wahre Lust begann aber erst. Denn die Comödie, die wir gespielt, war nicht nur Zweck, sondern auch Mittel. Sie sollte uns die Gelegenheit verschaffen in der Nacht unser Wesen im Städtchen zu treiben. Schon im Voraus jubilirten

wir über den Schrecken der Leute, die das Vergnügen haben würden, uns in der Nacht zu sehen und uns doch todt glaubten. Diese menschenfreundliche Betrachtung brachte uns auf eine neue Idee. Wir nahmen unsere Betttücher, um sie in einzelnen Fällen zu gebrauchen, und da es inzwischen Nacht und Alles im Hause ruhig geworden, banden wir die Stricke zu einer Strickleiter zusammen und stiegen aus dem Fenster. Zu Anfang begnügten wir uns, den gewöhnlichen Unfug zu executiren. Als es aber später geworden und die guten Städter im Schlaf lagen, gingen wir an die Ausführung unserer neuen Idee. Wir hüllten uns in unsere Betttücher und gingen nach der Wohnung eines Schlossers, dem wir manchen Streich gespielt, der uns aber durch seinen thatsächlichen Widerstand, so wie durch seine Denunciationen bei Monsieur Meinert sehr triftige Gründe zur Indignation gegeben hatte. Vor dem Hause dieses Schlossers begannen wir nun jämmerlich und in möglichst übernatürlicher, geisterhafter Weise zu winseln und zu stöhnen, so lange, bis der im Uebrigen muthige und beherzte Mann das Fenster öffnete, mit den Worten, die er wahrscheinlich zu seiner Frau sagte und die wir deutlich vernahmen: Wenn die verdammten Schlingel nicht todt wären, so würde ich glauben, die wären es! Als er nun aber unsere weißen Gestalten mit anklagend ausgestreckten Armen vor dem Fenster sah, fuhr er mit einem Schreckensschrei zurück. Wir prästirten noch einen unheimlichen, unkenartigen Ruf und verdufteten alsdann schleunigst, wie es Geistern geziemt. Dasselbe wiederholten wir bei drei oder vier Anderen, auf die wir einen Zahn hatten, immer mit dem gleichen Erfolg. Nur bei dem letzten, dem Fleischer, kamen wir schlecht an. Schon der Hund, der unsere ätherischen Beine attackirte und durchaus nichts von der Furcht zeigte, die selbst Thiere vor übernatürlichen Wesen empfinden sollen, verdarb unseren Plan und raubte uns etwas von unserer bisherigen Contenance. Und der Fleischer selbst, als er das Fenster öffnete, war nicht so erschreckt, wie seine Mitbürger. Er stutzte zwar ebenfalls, sah uns aber doch scharf an und rief dann dem Hunde zu: Wasser, faß! Glücklicher Weise gelang es Kreidener, dem Vieh einen Fußtritt gerade auf die Nase zu appliciren, so daß es heulend davon lief. Der Fleischer aber rief seiner Frau zu. Das sind der Hodit und der Kreidener! Die verwetterten Jungens sind gar nicht todt; mir kam die Sache gleich nicht richtig vor; des Magisters Johann hat ja Nachmittag das Blut geholt und wollte nicht sagen wozu. Ich möchte mich anziehen und zum Magister Meinert gehen. — Da unsere Aufgabe für diese Nacht gelöst war und wir recht gut wußten, daß wir unsere Rolle nicht in infinitum fortspielen könnten, so brachen wir a tempo in ein infernalisches Gelächter aus und rannten nach Hause. Zuerst wollten wir wieder auf der Strickleiter ins Fenster steigen. Es schien uns jedoch löblicher, mit einem brillanten Coup zu enden. Der Magister wohnte parterre. Wir vermutheten, daß er schlaflos in seinem Bett liege und hatten uns nicht geirrt. Denn kaum fingen wir an zu stöhnen und zu winseln, worin wir bereits eine wahrhaft höllische Uebung erlangt, als die Fensterläden

aufgerissen wurden und der Magister im Hemd und mit der Nachtmütze erschien. Er stieß ebenfalls einen Schrei des Entsetzens aus, faßte sich aber allmählig, als ich meine jammernde Stimme ertönen ließ und ihn flehentlich beschwor, doch unseren armen Leibern eine Zuflucht zu gewähren, da wir vom Himmel und von der Hölle gleichmäßig ausgestoßen und zur ewigen Wanderung auf Erden verdammt seien. Es währte geraume Zeit, ehe der gute Mann sich mit dem Gedanken vertraut machen konnte, wir seien wirklich Fleisch und Blut. Auch dann noch blieb er sprachlos und öffnete uns nur die Thür. Wir tappten zu unserm Zimmer hinauf, rissen das Siegel von der Thür, öffneten dieselbe und lagen fünf Minuten darauf im tiefsten Schlaf. Den folgenden Tag habe ich nicht nöthig zu schildern. Am Nachmittag wurde ich nach Roßwald zu meinem Vater, Kreidener zu seinen Eltern spedirt. Seitdem habe ich Kreidener heut zum ersten Mal wiedergesehn."

„Und zwar als einen Sünder, der längst bereut hat", fügte der Pastor mit gedämpfter Stimme hinzu.

„Lassen wir das dahingestellt! Man sieht es Ihnen eben nicht an", sagte die Margkräfin. „Josef, Josef, welch' wilder Bursche sind Sie gewesen! Die armen Leute! Ihr armer Vater! Ich ängstige mich, daß Sie wieder in die Thorheiten Ihrer Jugend verfallen könnten."

„Davor schützt mich der Engel, der hinfort stets an meiner Seite bleiben wird", rief Hoditz, ihre Hand, die sie scherzhaft warnend auf seinen Arm gelegt hatte, ergreifend und wiederholt küssend. „Das waren Knabenstreiche — die Aufgabe des Mannes wird keine andere sein, als Sie so glücklich zu machen, wie es mir armem Sterblichen nur möglich ist. Uebrigens sehen Sie an dem Herrn Pastor das beste Beispiel, daß aus einem tollen Knaben ein tüchtiger, ernster Mann werden kann. Wenn ich etwas bereue, so ist es nur der Kummer, den ich meinem Vater gemacht habe."

„Nun, die Knabenstreiche hätte er wohl längst vergessen und vergeben!" sagte die Markgräfin mit mildem Ernst. „Aber — —"

„Ja, ich weiß!" ergänzte Hoditz seufzend. „Es sind später Dinge geschehen, die er mir vielleicht nie verzeihen wird. Doch auch hierin, geliebte Sophie, setze ich meine ganze Hoffnung auf Sie. Es kann Niemand Ihrer Liebenswürdigkeit widerstehen. Sie werden siegen, Sophie, und ich werde Ihnen das Glück zu danken haben, das nach Ihrem Besitze das größte für mich auf der Welt ist: die wiedererworbene Liebe des Vaters!"

Wenn er so sprach, brach durch den meist scherzhaften Ton seiner Redeweise ein so überzeugender Ernst und eine solche Innigkeit des Gefühls, daß man ihm unbedingt glauben mußte. Die Augen der Markgräfin erglänzten in feuchtem Schimmer und leise fügte sie hinzu: „Gott gebe es!"

„Ein Anfang ist gemacht!" rief Hoditz, wieder mit seinem alten Humor. „Mein Vater hat auf einen Brief der Markgräfin, in welchem sie ihm unsere Verbindung anzeigte — von mir nimmt er leider keine

16*

Briefe an — in der wohlwollendsten, entgegenkommensten Weise geantwortet. Darauf hin machte ich meiner Gemahlin die Proposition, einen coup de main zu versuchen, meinen Papa auf Roßwald zu überraschen und von der Güte, Anmuth und Schönheit meiner Gemahlin das zu erwarten, was meinen Bitten bisher unerreichbar geblieben. Leider sind die Nachrichten, die ich heut erhalten, nicht sehr encouragirender Art. Ich hatte meinen Secretair, Monsieur Raudorff, nach Roßwald voraufgeschickt, um zu recognosciren, und denken Sie sich, Kreidener" — die letzten Sätze waren überhaupt schon nur an den Pastor gerichtet gewesen, — „obwol wir den Plan und die Reise ganz verborgen gehalten, muß mein Papa doch Wind davon bekommen haben, denn der Schloßhof von Roßwald ist abgesperrt, alle Zugänge sind geschlossen — mein Vater wirft mir die Thür vor der Nase zu. Das ist sehr ennuyant, weniger um meinetwillen, denn ich bin an ein vagabondirendes Leben gewöhnt, als der Frau Markgräfin wegen, die in Roßwald einen angenehmen Empfang und einen convenablen Aufenthalt erwartete!"

„Aber, mein Lieber, ich sagte Ihnen schon, ich finde es hier ganz convenable", bemerkte die Markgräfin.

„Dennoch können wir unsern charmanten Freund Kreidener nicht auf die Dauer molestiren", sagte Hoditz, und als der Pastor Einwendungen machen wollte, fuhr er fort: „Nein, nein, mein Lieber, das geht nicht; das können wir auf die Dauer nicht acceptiren. Ich muß doch einmal ausführlicher mit Raudorff sprechen. Und auch Ihren Rath, Ihren offenen und aufrichtigen Rath möchte ich hören, Kreidener."

„Der steht Ihnen mit Allem, was ich besitze und thun kann, zur Disposition, Herr Graf. Erlauben Sie, daß ich Ihren Herrn Secretair rufe und überhaupt einmal nach dem Rechten sehe. Hoffentlich hat zwar meine Schwester bereits für Alles Sorge getragen. Auch werde ich Licht senden, nicht wahr, Herr Graf?"

„In der That, es ist ganz dunkel geworden!" rief Hoditz. „Kommen Sie dann mit Raudorff zurück, lieber Kreidener. Ich möchte nach Art der hohen Souveraine diesen Feldzug nicht ohne Rücksprache mit meinem geistlichen Beirath unternehmen."

Der Kammerdiener des Grafen brachte Licht und Hoditz verplauderte die Zwischenzeit bis zur Ankunft der beiden Herren mit seiner Gemahlin, die allerdings wiederholte, daß sie sich hier ganz „à son aise" fühle, aber dem Grafen darin beistimmte, daß man diese unerwartet gefundene Gastfreundschaft nicht länger, als durchaus nothwendig sei, in Anspruch nehmen dürfe.

Nach ungefähr zehn Minuten erschien Kreidener mit dem Secretair. Der letztere war ein stattlicher und gewandter Mann, in mittleren Jahren — eines von den vielen abenteuerlichen Genies jenes Jahrhunderts, die sich in allem Möglichen versuchten und endlich zufrieden waren, eine bescheidene Stellung in irgend einem adeligen Hause zu finden und sich dort als Secretair, Intendant, Vorleser oder Gesellschafter nützlich und angenehm zu machen. Raudorff war überdies der Sohn eines

Mannes, der lange Zeit im Dienst des alten Grafen Hoditz gestanden, und kannte denselben, sowie die Verhältnisse in Roßwald genau. Gerade bei dieser Expedition erschien er deshalb sehr brauchbar.

Sein Bericht war nicht lang. Er hatte, wie erwähnt, sämmtliche Zugänge zum Schloß gesperrt gefunden und seine Absicht, den Intendanten des alten Grafen zu sprechen und über die Aufnahme, die der junge Graf mit seiner Gemahlin finden würde, zu sondiren, war damit vereitelt worden. Vergebens hatte er durch Bestechung und List versucht, ins Schloß zu gelangen oder eine Unterredung mit dem Intendanten zu erhalten. Nur so viel hatte er von einem in der Nähe wohnenden Gutsbesitzer erfahren, daß die Absperrung des Schlosses in der That gegen den Sohn gerichtet sei, von dessen bevorstehender Ankunft der alte Graf Kunde erhalten, so wie daß das Schloß verproviantirt und der gesammten Dienerschaft bei hoher Strafe verboten worden, das Schloß zu verlassen oder mit Personen außerhalb desselben irgend eine Verbindung zu unterhalten. So hatte Raudorff ganz unverrichteter Sache zurückkehren und sich außerdem noch beeilen müssen, damit nicht der Graf und seine Gemahlin, die er unterwegs wußte, vor den geschlossenen Thoren von Roßwald ankämen und die Schmach einer so auffälligen Zurückweisung erlitten.

Dies war der Stand der Dinge.

„Wir befinden uns also in einem Observations-Quartier", sagte Hoditz. „Aber wir werden auch dieses Quartier nicht lange halten können; denn wenn der ganze Troß meiner Dienerschaft nachfolgt, der Train, so hungern wir Hellstädt aus und richten unsere Kriegskasse zu Grunde. Ich hatte sicher darauf gerechnet, Roßwald mit einem Handstreich zu nehmen und dort Quartier und Verpflegung für meine kleine Armee zu finden."

„Es folgt Ihnen also noch Dienerschaft, Herr Graf?" fragte Kreidener.

„Ja wohl. Die Frau Markgräfin mußte doch standesgemäß vor meinem Vater erscheinen! Und überdies kenne ich auch meine Leute und weiß, daß **sie** einen Ort, den sie einmal occupirt haben, nicht so leicht verlassen, namentlich wenn es das gelobte Land von Roßwald ist. — Doch, meine Herren, setzen wir unsere Berathung allein fort! Die Frau Markgräfin wird ermüdet sein. Theuerste Sophie, ich sehe Sie noch einen Augenblick vor dem Schlafengehn. Bis dahin Adieu! Morgen früh theile ich Ihnen den Plan mit, den wir heut noch fassen werden. Wir müssen uns schnell entscheiden."

Die Herren empfahlen sich der Dame, die es eingestand, daß sie etwas fatiguirt sei.

Eine Viertelstunde darauf saßen die Drei bei einigen Flaschen guten Ungarweins vor dem großen Tisch im Arbeitszimmer des Pastors. Ihre Unterhaltung war sehr lebhaft; auf dem Tische lag ein großes Blatt Papier, auf welchem Raudorff in flüchtigen Strichen den Situations-

Plan von Roßwald und der Umgebung des Schlosses entworfen hatte. Hobitz studirte eifrig den Plan.

„Gut!" rief er endlich. „Mein Herr Vater hat sich verproviantirt. Er scheint also eine Belagerung zu erwarten: er soll sie haben! Zurückkehren kann ich nicht; ich kann meiner Gemahlin, die ich zu dieser Reise überredet, einen solchen Affront nicht anthun. Vorwärts denn! Die Würfel sind gefallen. Morgen früh geht es über den Rubicon. Das Herz meines Vaters muß gesprengt werden, und wenn es mit einem eisernen Panzer umschlossen wäre. Helft mir, Ihr Götter — Minerva, Mars, Mercur und Du Venus, himmlische Sophie! Abgemacht, meine Herren! Die Parole ist: Auf nach Roßwald! — Und nun können wir schlafen gehen!" —

(Fortsetzung folgt.)

---



PARISER MODEN FÜR JULI

# Paris und die Mode.

Paris, Mitte Juni 1868.

Eine Promenade mit Godard, dem Luftschiffer. — Ein neuer Diogenes und seine „Laterne". — Toiletten und Sommer-Bälle. — Der Marquis von Hastings in Paris. — Bei der Baroneß Nathaniel von Rothschild.

In meinem letzten Briefe sandte ich Ihnen meine Eindrücke aus dem Innern der Katakomben; heute will ich, wenn es Ihnen Recht ist, aus der Höhe des Himmels zu Ihnen sprechen.

Schon lange wünschte ich die große Sensation, welche jetzt en vogue ist, mitzumachen und eine Fahrt im kaptiven Ballon zu wagen, konnte jedoch niemals zum Entschluß kommen; bis neulich, als ich mit meiner Freundin und ihrem Manne aus dem Boulogner Wäldchen heimfuhr, der riesige Ballon, den wir über dem Hippodrom sich hin- und herwiegen sahen, uns gleichsam einzuladen schien. — Man ist in Gesellschaft immer kühner.

Wir ließen also vor dem Hippodrom halten und traten in die Arena, in deren Mitte der Ballon befestigt ist. Ich gestehe, daß ich ein wenig zitterte und mein einziger Trost war der, daß auch meine Freundin sehr blaß aussah und daß ihr Mann sogar sein Portemonnaie beim Bezahlen unserer Billete fallen ließ. — Denn es ist immer noch ein Schritt vom Entschluß zu dessen Ausführung. —

Der kaptive Ballon des Hippodrom ist derselbe, den man während der Welt-Ausstellung des vorigen Jahres schon in der Avenue Souffren gesehen hat. Er ist von Herrn Giffard construirt worden und kann zwanzig Personen aufnehmen. Um ein solches Volumen von fünftausend Kubikmeter zu bändigen, bedarf es eines starken Mechanismus. Man bedient sich zu dem Zwecke eines Schiffstaues, das um einen Cylinder mittelst einer Dampfmaschine gewunden wird. Die Länge dieses Taues beträgt dreihundertunddreißig Meter, also ungefähr tausend Fuß.

Zu dieser Höhe sollten wir uns emporschwingen. Wir traten in den Nachen, Einer des Andern Hand haltend, gleich Verurtheilten, welche den Todesweg gehen.

Doch unser harrte eine große Ueberraschung. Wir fürchteten, alle Schrecken des Schwindels erleiden zu müssen, und, o Wunder! statt den peinlichen Eindruck des Steigens zu empfinden, hatten wir sofort das Gefühl der vollkommensten Sicherheit. Es schien uns Allen, als ob wir uns auf einer soliden, bewegungslosen Basis befänden, während unter uns die Erde allmählich abwärts zu sinken schien.

Der Tag war glänzend, der Himmel wolkenlos. In dem Aether schwebend, sahen wir unter uns gleich kleinen weißen Steinen die un-

zähligen Häuser von Paris, hier und da nur von grünen Streifen oder Baumgruppen getrennt. Es waren die Boulevards, die Alleen und Squares. Im Osten glänzten, im Boulogner Wäldchen, das gleich einem Sammetteppich dalag, die Bäche und Seen wie Topasen und Diamantstickereien. In den Alleeen bewegten sich Tausende von kleinen schwarzen Punkten wie rastlose Ameisen. Mehr nach Süden machte das Gestell des Ausstellungspalastes auf dem Marsfelde den Eindruck eines auf einem Spieltische vergessenen Würfels.

Das ganze so reizende Thal, das die Seine in den anmuthigsten Windungen durchschlängelt, entrollte sich vor uns, von St. Denis bis Longjumeau, von den waldigen Höhen St. Germain's und Marly's bis zu den Wäldern von Bondy, Vincennes und Sénart. Niemals hatte sich ein glänzenderer Anblick unseren Blicken dargeboten.

Füge man hinzu die lautlose Stille dieser Einsamkeit in hohen Lüften und das kräftige Zuströmen von Sauerstoff, das unsere Brust gleichzeitig mit Frohsinn und Bewunderung erfüllte.

Während Herr Eugène Godard, der Capitain des Schiffes, uns den Wechsel der Atmosphäre erklärte und Herr Flammarion, der junge und bekannte Physiker, meteorologische Betrachtungen anstellte, staunten die zehn Passagiere, deren eine Hälfte aus Damen bestand, furchtlos über die Ballustrade sehend, aus der Höhe von tausend Fuß diese wunderbare, civilisirte Landschaft an, die unter uns ihre natürliche Anmuth und ihre seit Jahrhunderten erworbene Eleganz entfaltete.

Mit welchem Bedauern sahen wir wieder die Erde sich uns nähern, die Gebäude ihre gewöhnlichen Proportionen annehmen, und ach! wir zogen wieder in die drückende Atmosphäre der Erdoberfläche ein. Da oben in den Lüften möchte man leben, träumen und genießen, erhaben über allen weltlichen Kleinigkeiten. Mit welcher Lust hätten wir den Strick des Ballons zerschneiden und immer höher, immer weiter uns in den Lüften verlieren mögen!

Diese Fahrten im kaptiven Ballon sind gegenwärtig, wie gesagt, das Vergnügen in der Mode, wie vor vierzig Jahren die Eisenbahnfahrten, und bald, hoffe ich, wird das Pariser Publicum jeden Sonntag seine Spazierfahrten im Ballon nach Deutschland, England, Belgien, Italien oder Spanien machen. Weshalb auch nicht? Ist nicht Blanchard im Ballon über den Canal, Green in einigen Stunden von England nach Nassau gefahren? Reiste nicht Garnerin am 25. Frimaire im Jahre XIII. der französischen Republik, das heißt am 16. December 1804, von dem Platze Notre Dame um 11 Uhr des Abends in einem erleuchteten und mit den Emblemen des Kaiserreichs geschmückten Ballon ab und kam den nächsten Morgen in Rom an, um der ewigen Stadt die Krönung Napoleons I. anzukündigen, in dem Augenblick selbst, wo der Papst Pius VII. in Paris im Begriff war, die Krone auf das Haupt des Helden von Italien zu setzen?

Leider blieb, durch einen prophetischen Zwischenfall, ein Theil der kaiserlichen Krone, mit welcher dieser triumphale Ballon geschmückt war,

an einer Ecke des Grabes von Nero hängen und er selbst sank in den See Bracciano. Garnerin fiel deshalb in Ungnade bei Napoleon, der außer sich war über dieses, durch einen lächerlichen Zufall herbeigeführte Ereigniß. Aber der Ballon blieb bis 1814 über den Wölbungen des Vatican aufbewahrt. Was hätte Galilei zu diesem Siege der Wissenschaft gesagt?

Doch wir sind wieder in die sociale Atmosphäre hinabgestiegen, und es ist, wie man mir sagt, im Augenblick gefährlich, den Namen des großen Forschers zu nennen. Verändern wir darum das Thema. Sprechen wir nicht von der Sonne, sondern von der Laterne; nicht länger von Galilei, sondern von unserem jüngsten Diogenes — Herrn Henri Rochefort, gegen dessen neue Zeitschrift, „Die Laterne", die in der Form eines kleinen rothen Heftes wöchentlich einmal erscheint, das Verbot ergangen ist, auf offener Straße verkauft zu werden. Herr Rochefort, ein Graf, der auf seinen Titel verzichtet hat, ist einer unserer besten Feuilletonisten. Seine „Laterne" ist nichts anderes, als ein Satellit der großen Gasflamme, Namens Figaro, der die Pariser erhellt über ihre Skandale, ihre Intriguen, ihre Freuden und ihre Misèren.

Die zweite Nummer, welche diesem Journale das Verbot des Straßenverkaufs zuzog, hatte für Herrn Rochefort auch eine Herausforderung von dem Prinzen von Moskowa zur Folge, der ihm den Vorwurf macht, an den Verrath seines Vaters, des Marschall Ney, erinnert zu haben. Doch Herr Rochefort lehnte dieses Duell ab, indem er sich auf das Recht stützte aus der Geschichte schöpfen zu dürfen und um gleichzeitig nicht den Fall ins Leben zu rufen, auf dem Söhne, Neffen und andere Nachkommen berühmter Männer fußen würden, um mit des Degens Spitze die Geschichtsschreiber und Schriftsteller überhaupt anzugreifen, was sehr gefahrbringend für die literarische Laufbahn werden könnte.

Das sind die kleinen Skandale des Augenblicks, Skandale, die keineswegs die Damen hinderten zu glänzen und die Toiletten sich in voller Blüthe zu entfalten. Täglich sind die Elyseischen Felder wie im Theater mit eleganten Zuschauern überfüllt, die, nachlässig in ihren Stühlen lehnend, von den Trottoirs aus den Equipagen nachsehen, die nach dem Bois gehen, während die Fahrenden von ihren Equipagen aus auf die neugierige Menge herabblicken.

Die letzten Pferderennen hatten vergangnen Sonnabend und Sonntag nicht nur das ganze high life vom Lande nach Paris zurückberufen, sondern eine Menge Fremde, besonders Engländer waren zugeströmt. Man hatte mir gesagt, daß die venetianische Nacht in Mabille glänzender als je sein würde. Auch widerstand ich nicht dem Wunsche hinzugehen; denn diese Feder, die ich im Dienste des „Salon" führe, ist — wie ich glaube — der Zauberstab, unter dem ich Alles wagen und sogar Mabille besuchen darf.

Die Menge war zahllos. An den Rasen, die mit erleuchteten Blumen bedeckt waren und unter den großen Palmbäumen wogten Schleppkleider, Spitzen und Seidenwellen, aus denen Diamantengefunkel

auftauchte, hin und her. Nie hatten die großen Berühmtheiten der Welt von Mabille soviel Glanz entfaltet. Ich bewunderte hauptsächlich die prächtigen farbigen Stickereien, mit denen man jetzt die Kleider und Paletots verziert. Die dunklen Herrenanzüge hoben ihren Glanz, wie aus dem dunklen Grün eines Straußes die Frische seiner Blumen um so günstiger hervortritt.



Einige englische oder deutsche Familien machten sich hie und da bemerkbar durch die Einfachheit ihres Anzuges. Sicherlich wünsche ich diesen Damen nicht die extravaganten Toiletten von Mabille. Aber wir sehen bei den Pariserinnen der guten Gesellschaft, daß die geschmackvolle Einfachheit mit der vollkommensten Eleganz Hand in Hand geht

Was schadet es übrigens! Jedenfalls kamen diese fremden Damen nicht nach Mabille gesehn zu werden, sondern zu sehn. Und welch'

ein Schauspiel! Schön und traurig zugleich! — Gegen Mitternacht, nach dem Feuerwerk, war der Jubel so groß geworden, daß die Menge eine Tänzerin im Triumph im Garten herumtrug unter betäubenden Hurrahs. Ich benutzte diesen Augenblick des Trubels, um mich so schnell als möglich aus diesen vergoldeten Saturnalien zurückzuziehen.

Am nächsten Tage drängten sich viele tausend Menschen in der Ebene von Longchamps, um dem großen Rennen des Preises von Paris von 100,000 Franken beizuwohnen. Es galt den Nationalstolz zu retten. Wer wird den Sieg davon tragen, die französischen oder englischen Pferde? Auf der einen Seite Nelusko, Suzerain u. s. w., auf der andern die Engländer, unter denen der Earl glänzte, das berühmte Pferd des Marquis von Hastings. Drei Rennen hatten schon stattgefunden; das vierte war das Preisrennen. Die Menge hob sich auf die Fußspitzen, die Damen stiegen auf die Wagensitze, oder die Fußgängerinnen auf der Herren Schultern. Plötzlich stürzten acht Pferde vor und in einigen





Minuten siegte der Earl. Murren, allgemeine Unzufriedenheit und die Rufe „Fort mit den Engländern", folgten. Diese allgemeine Verwirrung gab mir Gelegenheit die Toiletten zu studiren. Die beliebtesten Farben sind immer noch grün, rosa, grau und hellgelb. Die Doppelröcke, Genre Watteau — bauschig stehend, unten mit kleinen Frisuren, dazu Fichu Marie Antoinette aus dem neuen Sommerstoff Sultane in den ebengenannten Nüancen sind am gesuchtesten. Auch führe ich Ihnen eine ähnliche Toilette Mauve auf meinem Modeblatt vor, unter dem Namen Toilette de Récamier. Diese stehenden Schleifen sind äußerst geschmackvoll. Dazu hoher, getheilter Chignon. Die zweite Figur hat einen gepuderten Lockenchignon à la Marquise; die Robe ist aus weißem Organdi, reich mit Puffen besetzt, vorn Schürze bildend. Der unterste Rock ist mit einer breiten Puffe garnirt, auf der kleine weiße Bandschleifen sich befinden. Ueber die hohe Taille mit Puffenärmeln à la François I. kommt ein enganschließendes, tiefausgeschnittenes Mieder.

Das zweite Modebild zeigt Ihnen eine Dame in grüner Seiden-

robe mit einer Tunika Ventre de biche farbig, die hinten eine Schleife bildet. Kleiner Strohhut mit Aehren und Mohnblumen garnirt. Die andere Dame trägt eine Spitzentaille über einem grauen ausgeschnittenen Kleide; Gürtel und Taschen sind mit Spitzen und rothem Sammet garnirt.

Der erste Modekopf trägt ein Fanchonhütchen aus schwarzem Tüll mit Festons und Bandflechte garnirt; vorn Goldknöpfchenguirlande, die Blumen in der Mode.

Der zweite führt Ihnen ein junges Mädchen vor mit Schäferhut, darauf ein Irisgazeschleier, durch den Feldblumen gewunden sind, und der hinten, einmal geknotet, in langen Enden herabfällt.

Man trägt im Allgemeinen die Blumen und Früchte, die die Jahreszeit mit sich bringt. Doch warne ich vor den Kirschen, die neulich einer jungen Dame auf dem Ball der Baroneß Nathaniel von Rothschild einen schlechten Streich gespielt haben. Ihre Toilette bestand aus leichter Tüllrobe mit Kirschbouqueten aufgenommen, die bei jeder Bewegung, die sie machte, das Geräusch einer Klapperschlange verursachten. Die arme junge Frau, die, wenngleich eine reizende Tochter Evas, durchaus keine Beziehung zu der Schlange hat, mußte den ganzen Abend auf ihrem Stuhle bewegungslos bleiben, wenn sie nicht der Musik eine unangenehme Concurrenz machen wollte. Die Moral davon ist: hüten wir uns vor den Glaskirschen!

Eugénie de Marville.

---

# Im Rauchzimmer.

Wovon reden? Die Stadt wird leer. Alles, was sich zur fashionablen Welt zählt oder dazu gezählt sein möchte, spricht vom Reisen, macht Pläne für Reisen, geht auf Reisen oder ist wirklich schon abgereist. Selbst in unserm Rauchzimmer machen sich Lücken fühlbar. Der Raum, an einem Winterabend so traulich, die Tische besetzt mit allen guten Dingen, die Sessel eingenommen von den würdigsten Persönlichkeiten dieser Stadt, o wie sieht das Alles so ganz anders aus, wenn die heiße, goldene Sommersonne hineinscheint! Wie darf ich es den Freunden unserer Geselligkeit verhehlen, daß eine von ihren Hauptzierden uns bereits verlassen hat? Wer sagt mir, wo Mr. Maire der joviale, Mr. Maire der gemüthliche, fortan dem Gott des Rauchens duft'ge Opfer bringt? Er gewiß nicht; er sagt es nicht. Denn er hat die Schlauheit, zu wünschen: daß Niemand weiß, wo er im Sommer grast. Er will allein sein. Er sucht die Einsamkeit und behauptet, daß Goethe mit jenem berühmten Vers Unrecht habe, wo er sagt: „Wer sich der Einsamkeit ergiebt, — ach! der ist bald allein" — oder wenigstens für die Berliner und was das Wörtchen „bald" anbelangt. Denn ein Berliner, sagt er, muß sehr lange reisen, bevor er einen Ort findet, wo er nicht in der Gesellschaft von Berlinern ist. Seine Kriegslist besteht nun darin, uns immer nur von dem Orte zu schreiben, den er verläßt, ohne jedoch den Ort zu nennen, wohin er geht. Aber Mr. Mayor, der in vierzehn Tagen gleichfalls die Koffer packen, die Bündel schnüren und das Weite suchen wird, sagt: er werde ihn schon finden.

Aber in der Zwischenzeit, wovon reden?

Eine geistreiche Französin des vorigen Jahrhunders, deren Tagebuch wir eben durchblättert haben, erzählt auf einem Blatte desselben, wie sie bei ihrer Präsentation zu Versailles von einer großen Dame des Hofes, welche sie sehr in ihr Herz geschlossen, introducirt worden sei. „Voilà", rief die große Dame, indem sie ihren Schützling hinter sich herzog, „das ist die Person, von der ich Ew. Majestät unterhalten habe; welche einen so außerordentlichen Geist besitzt, welche so erstaunlich viele Dinge weiß. Allons, Mademoiselle, reden Sie! Madame (zur Königin gewandt), Sie werden sehen, wie sie spricht!" — Da die vornehme Beschützerin jedoch sah, daß ihre Favoritin sich eigentlich in einer sehr großen Verlegenheit befinde, fuhr sie fort, um sie auf den rechten Weg zu bringen: „Parlez, Mademoiselle, un peu de religion; vous direz ensuite d'autre chose."

Also: zuerst ein wenig von Religion, und dann andere Dinge.

Marschall Narvaez, welcher vor einigen Wochen gestorben ist, ließ in der Nacht vor seinem Tode seinen Beichtvater zu sich bitten.

„Mein Sohn", sagte der ehrwürdige Pater, „in einem Augenblick wie diesem ist es mehr als sonst nothwendig, jeden Hader zu vergessen und seinen Feinden zu vergeben."

„Feinde, mein Vater?" sagte der sterbende Mann; „ich habe keinen Feind!"

„Alle Menschen haben Feinde, mein Sohn“, erwiederte der Priester; „selbst die besten.“

„Ich versichere Sie, mein Vater“, war die Antwort, „ich habe seit langer Zeit keinen Feind mehr gehabt. Ich habe sie alle füsiliren lassen...“

Encore un peu de religion.

Eines Abends, in sehr später Stunde kam der französische General Cluseret aus einer Gesellschaft nach Hause, als er von einem Individuum angefallen ward, welches von ihm die Börse oder das Leben verlangte. Der General, welcher mit der Kraft eines Herkules begabt ist, verlor keinen Augenblick seine Geistesgegenwart; er sprang auf seinen Gegner und indem er ihn an der Kehle packte, rief er:

„Elender! folge mir, oder ich erwürge Dich auf der Stelle.“

Der Bandit folgte zitternd. Unter einer Gaslaterne angekommen, konnte der General das Gesicht seines Gefangenen unterscheiden.

„Parbleu!“ rief er, „Bursche! ich kenne Dich!“

„Was! mein General, Sie sind es?“

„Ja, ich selber, den Du bereits in Afrika einmal so unwürdig bestohlen hast, des Nachts, während meines Schlafes, in meinem Zelte ... Fünfhundert Franken in Gold!“

„Ach, mein General! Wenn Sie wüßten! Man hatte mir aus Europa geschrieben, daß meine arme Mutter gefährlich krank sei und ich wollte ihr eine Unterstützung schicken. Aber, General! ich beschwöre Sie, haben Sie Mitleid mit mir, geben Sie mir die Freiheit. Ich schwöre ihnen feierlich, mein General, daß ich, wenn Sie mir Gnade schenken, den Rest meiner Tage anwenden werde, mein früheres Unrecht wieder gut zu machen.“

Der General ließ den Burschen, welcher aus einer ehrlichen Arbeiterfamilie war, die Jener kannte, laufen, nachdem er ihn noch einmal ermahnt, sein ihm eben gegebenes Versprechen zu halten. Längere Zeit verging und der General hatte längst die Geschichte vergessen, als er eines Tages mit der Post eine Schachtel empfing, welche 25 Louisd'or enthielt und von folgenden Zeilen begleitet war:

„Diese Wiedererstattung meines frühern Diebstahls, General, zeigt Ihnen die ganze Aufrichtigkeit meiner Reue. Um mir diese Summe zu verschaffen, welche ich mich verpflichtet hatte, Ihnen zurückzugeben, mußte ich zwei Personen ermorden, drei Secretaire aufbrechen und die Thüren von zwei unbewohnten Landhäusern sprengen. Sie sehen, General, daß eine Wohlthat niemals verloren ist!“

Ensuite d'autre chose.

„Nein! Nein!“ ruft Mr. Mayor in großem Jubel, „wir sind noch nicht so weit. Unser Thema für heute ist noch nicht erschöpft. Ein Geschäftsfreund aus Manchester, welcher weiß, daß ich ein Freund von Curiositäten bin und“ (mit der Hand auf die Versammlung deutend) „mein Publicum dafür habe, sandte mir ein Placat, welches während der letzten Woche in der genannten Stadt und Umgegend an alle Mauern geklebt worden war und zwar von einer Gesellschaft reniger Sünder, die durch ihr Beispiel das der Menschheit zugefügte Unrecht wieder gut machen wollte.“

Nachdem der Präsident die Erlaubniß gegeben, liest Mr. Mayor den Wortlaut des Anschlagszettels, indem er ihn sogleich in's Deutsche übersetzt, wie folgt:

„Die Hallelujah Bande von Sheffield. — Die genannte bemerkenswerthe Bande von christlichen Männern, unter welchen sich gebesserte Trunkenbolde,

bekehrte Diebe, Wettläufer, Hundefechter, Spieler und Boxer befinden, waren früher berüchtigte Rädelsführer im Dienste des Teufels, arbeiten aber nun, zu Gott bekehrt, für die Bekehrung Anderer. Diese Männer, in Verbindung mit Predigern und geistlichen Führern aller Bekenntnisse, werden einen besonderen Revival-Gottesdienst von nun ab an allen Sonntagen in dem Speisehaus von Jowell, London Road, zu Manchester halten. Zusammenkünfte im Freien werden gleichfalls gehalten werden. Sammlungen werden nach jedem Gottesdienst veranstaltet werden, um die Kosten zu bestreiten. Auf Anordnung des Committees: John Ulwain, Schatzmeister."

Mr. Maire fehlt uns. Was würde er zu dieser Gesellschaft sagen! Und ich wette, daß ihr „Schatzmeister" ihm am Meisten imponiren würde!

Doch ist es denn wirklich etwas so Großes, so Erstaunliches, aus einem Diebe a. D. den Schatzmeister eines frommen Vereines zu machen? Ich meine, daß es dem illustren deutschen Schriftsteller viel schwerer geworden sein müßte, aus Tiberius einen Helden, aus Agrippina das beau idéal eines Weibes, einer Mutter zu machen und die römischen Kaiserfrauen im Allgemeinen weiß zu waschen. Aber „the business of white-washing is going on merrily", sagt die „Saturday Review" bei dieser Gelegenheit; und ein ausgezeichneter Schriftsteller in „Macmillan's Magazine", räth unserm Landsmann, doch auch Nero's sich endlich zu erbarmen. „Ich pflegte einen Widerwillen gegen Nero zu haben", sagt er; „doch man erzählt mir jetzt, daß er ein höchst achtbarer Gentleman gewesen sei, der nur das Unglück gehabt, bis auf den gegenwärtigen Augenblick mißverstanden worden zu sein und seines „Retters" sehnsuchtsvoll noch harrt. Wenn er überhaupt fiedelte, so war es nicht während des Feuers, sondern nach dem Feuer; und er machte nur Musik, um für die armen Abgebrannten eine Collecte zu machen."

Mr. Mayor kichert; „nun", ruft er, „Nero wird ein Narr gewesen sein und um Nichts gefiedelt haben! In der Mai-Nummer von Macmillan, auf die Sie sich beziehen — und es ist dieselbe, welche mit dem famosen Gedicht „Lucretius" von Tennyson beginnt, 277 Zeilen, honorirt mit 6666 Thaler 20 Sgr., macht für die Zeile 24 Thlr. 1 Sgr. 10 Pf und für jede Silbe 2 Thlr. 12 Sgr. — also in derselben Nummer erzählt ein amerikanischer Schriftsteller, daß man in dem fernen Westen, wo die Cultur gerade erst begonnen hat, Vorlesungen liebt und berühmte Vorleser ehrt und gut bezahlt, aber — . . . Dieses „aber" ist schon charakteristisch, und statt jedes weitern Zusatzes citirt er die Worte des Entrée-Billets: „Eintrittskarte für Emerson und Ball, einen Dollar." — Der Bericht fährt dann fort: Solcher Combinationen giebt es kein Ende in den ersten Stadien der intellectuellen Colonisation. Vor mir liegt ein während des letzten Winters in Indiana gedruckter Subscriptionsbogen, auf welchem ein Herr J. Jackson sich erbietet Hamlet zu lesen für 25 Cents, Damen frei. Er fügt dann bescheiden hinzu, daß er nach der Lectüre einen Plan mittheilen wird zur Bildung einer Gesellschaft, mit mäßigem Capital, zur Manufactur von seidenen Taschentüchern von einer Qualität, die Alles übertreffen werde, was jemals auf dem Markte gewesen, worauf er einige Vorfälle aus seinem früheren Leben mittheilen wird, die in Beziehung zu diesem besondern Artikel sind."

Allons, Mademoiselle, parlez; parlez, Mademoiselle!

In diesem Augenblick trifft ein Brief ein: er ist von Mr. Maire, aus Frankfurt a. Main datirt, „am Abend meiner Abreise." Doch liegt außer diesen Worten, auf einem Zettel geschrieben, Nichts darin als eine Nummer der „Liberté" mit einem großen rothen Strich am Rand einer gewissen

Stelle des Inseratentheils. Mr. Mayor — gleich Herrn Villemain von der „Académie française“ unser „secrétaire perpétuel“ — nimmt das Blatt und liest folgenden Preiscourant:

Bébés postiches,

künstliche Puppen, um den Comfort und die Ruhe von Reisenden zu befördern, welche nicht gern in Gesellschaft reisen. Diese Kinder, wenn aufgezogen, stoßen ein so furchtbares Geschrei aus, daß Passagiere, welche sich zufällig an den betreffenden Wagen verirrt haben sollten, sofort umkehren. — Die beste Sorte, mit sehr schrillen und boshaften Stimmen, welche nach Belieben über fünf Octaven reichen, kostet 60 Franken; dieselben, aber ohne aufzuhören: 90 Franken. Von der zweiten Classe, deren Geschrei weniger laut, aber kläglich und unerträglich ist, kostet ein Exemplar 30 Franken. Dritte Classe, gewöhnliches Geschrei mit Unterbrechungen, kann in der Tasche getragen werden: 15 Franken. Diese Kinder werden für ein Jahr garantirt und lassen, was Eleganz und natürliches Aussehen anbetrifft, Nichts zu wünschen übrig.“

Alle Mitglieder unseres Clubs — der ehrwürdige Präsident nicht ausgenommen — brechen in ein schallendes Gelächter aus.

Aber Mr. Mayor ruft: „Maire! Maire! Jetzt bist Du verloren! Dieses Kind wird an Dir zum Verräther werden!“

---



Im Erkerfenster.

*Gezeichnet von Fr. Meyerheim   Gestochen von Th. John.*

# Der Salon.

## Von Gottes Gnaden.

Ein Roman aus Cromwell's Zeit. Von **Julius Rodenberg.**

### Zweites Buch.

(Fortsetzung.)

Das Thor war vor den Fremdlingen verschlossen worden; aber jetzt ward von Außen hart an dasselbe geklopft.

„Das ist nicht die Hand eines Bittenden", sagte der Knight, der auf dem Hofe stand, von seinen großen, mächtig bellenden Doggen und Bullenbeißern umgeben; „das klingt wie Befehl. Aber hier ist die Antwort!" Und er gab seinen Hunden ein Zeichen, worauf sie noch wüthender gegen das Thor sprangen.

„Sir Tobias", hieß es nun von draußen, „Ihr seid einmal schon freundlicher gegen mich gewesen, als ich gleichfalls vor diesem Thor und auf dieser Brücke stand."

„So soll Gott mir helfen!" rief nun der Knight, „wenn ich diese Stimme nicht kenne! Eine tapfere Stimme, die vor dem Donner besteht und mächtiger ist, als alle meine Rüden zusammen. Ich habe Respect vor einer solchen Stimme. Doch ich muß den Namen wissen!"

„Mein guter Sir", war die Antwort, „es thut mir in der Seele leid, daß ich Euch belästigen soll, den ich von allen guten Rittern meiner Bekanntschaft am Meisten schätze. Doch der Donner, der meine Worte begleitet, und der strömende Regen mögen mich in Euren Augen entschuldigen. Ich weiß wol, daß Euer Dorf in der Nähe liegt. Doch wenn ich zwischen Eurem Dorf und Eurem Schloß zu wählen habe — Herr Ritter! es wäre ein schlechtes Compliment für Euch, wenn ich das Schloß nicht vorzöge! Eure Gastfreundschaft ist mir aus der Erfahrung bekannt; ich erinnere mich, wie trefflich man hier verpflegt wird und — Ihr mögt es mir nun glauben oder nicht — mich hungert gewaltig!"

„An diesem Hunger erkenn' ich Dich!" rief nun der Knight, etwas sanfter gestimmt. „Bei Gott, Du bist kein Anderer, als Jürgen, der Unparteiische!"

„Wehe mir!" flüsterte hierauf die Stimme, aber so leise, durch das Murren der Hunde und das Rollen des Gewitters gedämpft, daß man Nichts davon hörte. „Wehe mir! Wenn nun Deine Gastfreundlichkeit

nicht besser Stich hält, als meine Unparteilichkeit, so wird es mir schlecht ergehen. Aber es hilft Nichts. Man muß es versuchen. — Ja, ja!" rief er dann wieder laut, daß es schütternd durch das Thor klang, „der Jürgen auf jeden Fall. Oeffnet nur!"

„Du solltest mich zuvor darüber beruhigen, wie Du zu den Rebellen kommst, die Gott —" Der Knight unterbrach sich und ließ die Verwünschung nicht laut werden, die schon auf seinen Lippen war. Er erinnerte sich zur rechten Zeit, daß es ein Trupp Parlamentssoldaten sei, der vor seinem Thore stand. „Sage mir nur", fuhr er daher mit größerer Vorsicht fort, „daß Du ihr Gefangener bist, daß sie Dich mißhandelt und gequält haben . . ."

„Sie haben es gethan, Sir Knight; Alles, was Ihr wollt! Ich weiß ein Lied davon zu singen. Sie haben mich sogar zum Tode verurtheilt, und ich stand, mit dem Strick um den Hals, nicht weiter vom Thore der Ewigkeit, als ich hier jetzt von Eurem Thor entfernt stehe. Aber nein", rief er dann, unwillig über sich selber, „ich will nicht lügen! Machet auf, Sir Tobias! Ihr habt zwar die Kraft meiner Lunge, die Tüchtigkeit meiner Stimme gelobt, allein gegen diese Bohlenthür hält sie nicht länger Stand. Lasset mir öffnen, Herr Knight; Ihr wißt, daß ich Euer Freund bin und einen Freund sollte man nicht in der Nässe lassen, wenn es einen trockenen Platz giebt, um ihn anzuhören."

Dieses Argument schien des Schloßherrn letzte Zweifel zu beseitigen. „Der Mann hat Recht", murmelte er, „es ist das Wenigste, was man für einen armen Schelm thun kann." Er gab hierauf Befehl, die großen eisernen Riegel zurückzuschieben. Das Thor ward aufgemacht. Man brachte Windlichter und Laternen.

Aber wer beschreibt den Schrecken und den Zorn des biedern Knight, als er Jürgen's jetzt ansichtig ward! Dieser trug die Uniform eines Parlamentssoldaten; mehr noch: eines Unter-Officiers!

„Unglücklicher!" rief Sir Tobias, „wer bist Du?"

„Jürgen Joyce, zu Befehl; Cornet in Oliver Cromwell's eigenem Regiment!"

Für diejenigen Leser, welche den Zusammenhang noch nicht durchschaut haben (wiewol der Verfasser nicht viel gethan hat, um denselben zu verhüllen), sei hier bemerkt, daß der Tod unsern Freund in der großen und gefährlichen Schlacht, von der wir mehrfach geredet, nicht getroffen, sondern, nachdem er ihn auf dem Weg zum Galgen, in der Mitte zwischen den beiden Geistlichen verschont, sich nicht minder gütig gegen ihn bewies an dem blutigen Tage, wo er den dem Strick Entronnenen in der vordersten Colonne der Musketiere des Parlaments fechten und Thaten der Tapferkeit verrichten sah. Dreihundert von ihnen, Jürgen voran, wurden über das Moorland und in die Schlucht hinuntergeschickt, welche die beiden Anhöhen und Armeen trennte. Es war ein verlorener Posten, bestimmt, die Schlacht zu eröffnen. Viele stürzten sogleich beim ersten Angriff von Marmaduke Langdale's Plänklern oder zogen sich feuernd zurück, als Prinz Ruprecht's Schwadronen erschienen. Nicht so Jürgen;

er blieb stehen auf der Stelle, die der General ihm angewiesen. „Mein Leben gehört ihm", sagte er, „ich hab's ihm gegeben und dabei soll's bleiben." Die Schlucht, welche gestern er sich zur unrühmlichsten Flucht ausersehen, ward heute für ihn zum Schauplatz eines ruhigen und unerschütterlichen Heldenmuths. Der Anblick Cromwell's hatte mächtiger auf ihn gewirkt, als irgend ein anderes Ereigniß in seinem bewegten Leben; die Worte, die Jener gesprochen, hallten in seiner Brust noch, als wären sie von ehernem Klang. In der Hitze des Gefechts sah er den General, mit dem nackten Schwert in der Hand und auf schäumendem Roß. Die Schlacht war im Wanken. Der rechte Flügel, welchen Cromwell bisher in eigener Person geführt, hatte den linken der Royalistenarmee geworfen. Aber Prinz Ruprecht hatte den linken feindlichen Flügel durchbrochen; das Mitteltreffen der Parlamentsarmee, die Reiterei, wich und über den Rücken der gegenüberliegenden Hügel kam das Fußvolk des Königs in Sicht. Da war es Jürgen, als ob die Figur des Reitergenerals, Beides, Mann und Roß, von einer überirdischen Kraft getragen werde; das Antlitz desselben war starr, unbeweglich, hart, wie ein Felsen; die schon ergrauenden Haare flossen unter dem Helm hervor und flatterten im Sommerwind, der Stahl in seiner Hand schien zu glühen, wie von himmlischem Feuer; Tausende hingen an seinen Lippen, während die Königlichen vorrückten und unter dem Hagel ihrer Kartätschen und Granaten die Fairfaxische Cavallerie vor sich herjagten. Da rührten sich die Lippen Cromwell's und sprachen das Wort: „Gott ist unsere Zuversicht!" und mit tausendfachem Jubel stellte sich die erschütterte Schlachtordnung wieder her, ging in schräger Linie, wie das Cromwells Tactik war, und ohne zu feuern, vor, bis sie Brust an Brust mit der wankenden Armee stand und dann schallte das Commando durch die ganze Linie: „Feuer!" Dieser Augenblick war entscheidend; er brachte die Königlichen zum Stillstand, zum Weichen, die Schlacht nahm eine neue Wendung. Vergebens suchte König Karl die Fliehenden zu halten, flehte, beschwor er sie, — vergebens stellte er sich an die Spitze seiner Garden — der letzten Reserve, die ihm noch geblieben war — ein schottischer Edelmann fiel seinem Roß in die Zügel und riß es zurück. — „Wollt Ihr Euch tödten lassen, Majestät?" rief er — und Karl ließ die Zügel hängen. Er wußte nun, daß er die Schlacht — daß er Alles verloren hätte! Derweil hatte Jürgen, im mörderischen Kugelregen der Schlacht, da, wo sie am heftigsten gewüthet, unter den Hecken und zwischen den Ginsterbüschen der Schlucht ausgehalten. Von den Wänden herab, in den kleinen Wasserrillen, die die Sonne ausgetrocknet, rieselte das Blut, und die Abhänge waren bedeckt mit Todten beider Armeen und mit Sterbenden, deren bleiche Lippen den feindlichen Schlachtruf nicht mehr wiederholen sollten. Auf den Anhöhen, auf dem breiten Moorboden tobte die Schlacht. Jürgen's kleine Schaar war im höchsten Grade decimirt; kaum dreißig noch von den Dreihunderten standen bei ihm. Alle Officiere waren gefallen. „Kinder!" rief er, indem er sich an seine Kameraden wandte, „wir halten aus! Wir weichen nicht vom

Flecke!" „So sei es!" antworteten die Eisenseiten, mit einer Stimme, die selber eisern klang. Und alsobald kam eine zerstreute Masse von Reitern in wildem Durcheinander daher gesaust. Sie mußten die Schlucht passiren. In ihrer Mitte ritt ein junger Officier in rother Uniform, den Jürgen nicht kannte. Er ging mit dem Hut in der Hand zu ihm (denn Jürgen war ein höflicher Mann und glaubte, daß es wol ein hoher Officier von den Leuten des Parlamentes sei) und fragte: „Mein Herr, wie steht es mit der Schlacht?" Die Antwort, die er erhielt, war weniger höflich: sogleich fielen ein Dutzend Pistolenschüsse, breite Säbelklingen hoben sich und die Kolben von Carabinern holten zum Schlag aus. „Es ist Prinz Ruprecht!" riefen die Dreißig, welche kaum Zeit gehabt hatten, den Unbesonnenen zu warnen. „Das ändert die Sache", sagte Jürgen, setzte den Hut auf und rief: „Nun drauf, Kinder!" Zum Glück für die Angreifer war die Munition und die Kraft der Angegriffenen erschöpft. Prinz Ruprecht, dem Gemetzel des Haupttreffens entronnen, wollte seine Zeit und sein Leben nicht gegen diese bedeutungslos gewordene Position riskiren (denn die Schlacht war jetzt jenseits der Schlucht) — er gab seinem Pferde die Sporen und der Rest folgte. Doch Jürgen und die Dreißig richteten schwere Verwüstung darunter an; Mehrere sanken augenblicklich, Andere wurden kampfunfähig und zu Gefangenen gemacht, wobei Jürgen das besondere Glück hatte, mit einem Standartenträger handgemein zu werden und ihm sein Feldzeichen zu entreißen. — Nachdem Alles wieder still geworden, kehrte er, mit der eroberten Fahne fest im Arme, wieder zu seinem Posten zurück und nur aus der Entfernung noch hörte man das Brausen der sich weiter und weiter zurückziehenden Schlacht. Die Sonne stand im Mittag. Es war ein, es ward zwei Uhr. Da hörte man durch das ganze Hintertreffen das Commando: „Vorrücken! Zur Verfolgung!" und im Sturmschritt gingen alle Reserven durch die Schlucht zu dem Tafelland empor, auf welchem die Schlacht gewonnen worden war. „Brüder!" sagte da Jürgen (welcher, wie man sich überzeugt haben wird, ein gutes Herz hatte und mit brüderlicher Liebe Diejenigen umschloß, mit denen er, sei es noch so kurze Zeit, Leid oder Freude getheilt hatte) — „Brüder!" rief er, indem er die feindliche Fahne hoch über seinem Haupte schwang, „jetzt können wir auch vorwärts gehen, denn hier hinten giebt es für uns Nichts mehr zu thun." Und sie schlossen sich den vorrückenden Zügen an und halfen ihnen, die Wahlstatt rein zu fegen von allen Trümmern der feindlichen Armee, die sich hier und da noch zu sammeln suchte, und jagten sie weit weg über alle Hügel, bis nach Market Harborough hinein. Und hier war es, wo Meister Jürgen eine hübsche Kutsche erbeutete, mit einer sehr hübschen Dame darin. Er wollte recht galant sein gegen sie, nach seiner Gewohnheit; aber die Dame bat ihn, daß er sie zu Cromwell führen möge. Das that denn auch unser braver Freund, und Cromwell empfing die Beiden in derselben Wirthschaft zu Harborough und in demselben Saale, wo gestern Abend noch die Cavaliere so lustig gehaust. Cromwell war sehr höflich, sehr kühl gegen die schöne Frau — keine

Andere, denn unsere vornehme Freundin, Gräfin Dysart. Die hohe Dame bot alle ihre Verführungskünste auf und ließ das Brillantfeuer ihrer Augen spielen, reizender denn je. Doch Cromwell, der den ganzen Tag in einem anderen Feuer gestanden, sagte sehr gelassen, wenn auch im Tone vollkommenster Artigkeit: „Mylady, ich gewähre gern, um was Sie mich bitten, vorausgesetzt, daß Sie sich verpflichten, Ruhe zu halten und nicht ferner zu conspiriren!“ — Als ob die schöne Gräfin ein solches Versprechen hätte erfüllen können! Sie Ruhe halten, mit diesen Augen, diesen Lippen, diesem Lächeln, welches stets in Bewegung war! Sie nicht conspiriren, mit diesem Antlitz voll verführerischer Lieblichkeit und diesem Herzen voll abenteuerlicher Pläne! Doch sie versprach es und Cromwell gab ihr die Erlaubniß, nach London zurückkehren zu dürfen, sowie sein Wort, ihr Gesuch um Aufhebung des Sequesters, welches auf ihrem Schloß an der Themse lag, beim Parlament unterstützen zu wollen. Mit vielen tiefen Verbeugungen, demüthig und dankbar, zog sich die Dame zurück, an der Schwelle noch auf Cromwell einen Blick werfend, der gemischt war aus süßer Scham und unaussprechlichem Aerger (denn Cromwell hatte ihr schon den Rücken gekehrt) — ein Blick, der ihm drohend, in Zorn und Hoffnung, den Spruch ihres eigenen Hauses nachzuschleudern schien:

„Eh' die Erobrer noch nach England kamen,
War Bentley schon mein Sitz und Tollemach mein Namen!“

Allein Cromwell, wie gesagt, sah diesen Blick nicht mehr, und so konnte er ihm denn auch, für den Moment wenigstens, nicht viel schaden. Er hatte sich zu Jürgen gewandt und aus dessen Händen die erbeutete Standarte in Empfang genommen. Er hatte dann ihn wegen seines tapfern Verhaltens in der Schlacht belobt und gesagt: „Ich gebe Dir dafür eine von meinen eigenen Standarten zu tragen. Du bist fortan Cornet in meinem Regiment.“ Worauf Jürgen, der nunmehr Nichts dagegen hatte, daß man ihn wieder bei seines Vaters ehrlichen Namen nenne, also Jürgen Joyce, auf militairische Weise seinen Dank äußerte, den Eid der Treue in des Generals Hand ablegte und zunächst für eine gute Uniform, gute Waffen und ein gutes Pferd sorgte — was Alles nicht schwer zu haben war, da die Königlichen bei ihrer rasenden Flucht genug davon zurückgelassen hatten.

Dieses ist die wahrhafte Geschichte von Jürgen Joyce, Cornet in Cromwell's Regiment, wobei der Leser uns verzeihen muß, daß wir sie so weitläufig erzählt haben, während es doch immerfort noch blitzt und donnert, stürmt und gießt, was vom Himmel herunter will. Aber so sind nun einmal die Dichter: wenn sie mit Personen ihrer eigenen Erfindung zusammenkommen, welche sie besonders gern haben, so geht es ihnen leicht wie den Verliebten, die bei Gelegenheit eines Rendezvous auch nicht viel auf das Wetter achten.

Aber Sir Tobias Cutts, von seinen großen knurrenden Hunden umgeben, war anderer Meinung. Ohne besonderen Respect vor der Uniform, die Jürgen trug, rief er:

„Schurke, der Du bist! Du bist nicht besser, als ein Verräther, der gehängt zu werden verdient!"

„Sprecht nicht vom Hängen, lieber Herr", sagte Jürgen ganz wehmüthig; „das macht keinen Eindruck mehr auf mich. Ich will's auch gar nicht gehört haben. Aber nehmt Euch in Acht vor meinen Leuten. Die sind in diesem Punkte noch empfindlicher. Was mich anbetrifft, so mögt Ihr mich meinetwegen kränken, beleidigen und ausschimpfen, wenn's Euch Vergnügen macht. Denn Jürgen Joyce, und wenn er auch zehnmal Cornet wäre, wird es Euch doch niemals vergessen, daß Ihr in seinem Drangsal und schändlichen Elend ihm Gutes erwiesen, ihn gespeist habt, als ihn hungerte . . . ."

„Daß Dir der Bissen in der Kehle stecken geblieben wäre!" rief Sir Tobias; „wärst Du lieber verkommen und verdorben, Du Galgenstrick, ehe denn ich Dich genährt und gemästet hätte, um zum Rebellen und Schandfleck Deines Volkes zu werden!"

„Dieses war sehr unchristlich von Euch gesprochen", sagte Jürgen; „ganz abgesehen davon . . . ."

„Ach was!" fiel ihm der Schloßherr in die Rede. „Wer dem König die Treue bricht, wie Du es gethan, der ist in meinen Augen kein Mensch mehr, geschweige denn ein Christ! — Was für Gesindel führst Du denn mit Dir?"

„Gesindel, lieber Herr! Ja, da mögt Ihr wol Recht haben. Weiß Gott, wenn ich Euch nicht lieber mit einer feinern Auswahl aufgewartet hätte. Doch der Soldat muß es nehmen, wie sich's nun eben trifft. Gefangene sind es, aus Bristol, lieber Herr; herumtreiberisches Pack, das keiner ehrlichen Seele etwas Gutes bedeutet — Lumpenvolk, das wir, je eher, je lieber, einschiffen und nach den Tabaksinseln transportiren wollen. Juden sind es!"

Da hätte man den Knight sehen und hören sollen! „Was!" schrie er, „Juden sind es? Und Du miserabler Deserteur wagst es, den reinen Boden meines Schlosses und Besitzthums mit diesem Auswurf zu besudeln? Christum haben sie gekreuzigt, meinen Heiland den Märtyrertod sterben lassen und nun benutzt man die Hülflosigkeit und Gefangenschaft meines Königs, um diese letzte Schmach mir zuzufügen! Aber ich duld' es nicht! Geh und sag' es Deinem General; nicht eher, als bis er mir das Haus über dem Kopf angezündet und die Mauern zerschossen haben wird: nicht eher soll mir die Berührung dieses von Gott verfluchten Volkes die Schwelle meiner Väter zum Ekel machen. Das schwör' ich bei der heiligen Dreifaltigkeit! Und nun faßt an!" und mit diesen Worten hetzte er seine Bullenbeißer — „Pulver ist zu gut für diesen Dienst; Hunde thun's auch!"

Und sogleich erscholl das wüthende Gebell der heiseren, blutgierigen Meute, und unmittelbar darauf das Winseln und Schreien von Kinderstimmen, das flehentliche Weinen von Müttern, der dumpfe Klageruf von Männern. Plötzlich aber in dieser widerwärtigen Scene voll blinden Hasses auf der einen und herzzereißenden Jammers auf der anderen

Seite, ließ sich die Stimme eines jungen Mannes vernehmen, welche laut rief:

„Er, der den Wassern des Rothen Meeres gebot, stille zu stehen, und sie standen stille, wie Mauern: er schlage mit seiner Hand diesen Hartherzigen, daß er machtlos werde vor ihm!"

Schauerlich wie ein Fluch klangen diese Worte, indem das dumpfe Rollen des Donners sich mit ihnen mischte. Dann züngelte ein Blitz hernieder, in bläulichtem Zickzack — man sah ihn die dicke Luft zerreißen, wie er, gleich einer scharfen Harpune von Licht, aus dem Himmel geworfen ward — dann kam ein furchtbarer Donnerschlag, der die Sinne betäubte — es roch nach Schwefel — es verbreitete sich ein Qualm — es stieg eine Flamme — dann rief Alles: „Feuer! Feuer!" Der Blitz hatte eingeschlagen. — Einer von den Thürmen des Schlosses brannte.

Es war der Thurm, in welchem Manuella gewohnt.

Aber Manuella hatte denselben bereits verlassen und die Leute des Schlosses, welche voll Schrecken herausstürzten, um dem Werk der Zerstörung Einhalt zu thun, fanden sie nicht mehr darin. Manuella war durch das Portal der Mauer in demselben Augenblick hinausgetreten, als Sir Tobias sich abgewandt, erschüttert bis ins Innerste, von Furcht für sein brennendes Eigenthum und von Grauen ergriffen vor der unsichtbaren Hand, die es entzündet. Heulend folgten ihm seine Hunde. Der ganze Lärm, der eben noch vor dem Schloß getobt, hatte sich in das Innere desselben, den Schloßhof, zurückgezogen, und während der Ritter und seine Meute bisher Angst und Entsetzen verbreitet hatte, so war nun Beides über sie selber gekommen. Bald langten auch die Bewohner des Dorfes an, von Martin Bumpus geführt, um behülflich zu sein beim Löschen des Brandes, den sie von unten deutlich wahrgenommen hatten, und die Verwirrung ward immer größer. Da geschah's, daß Manuella unter dem Portal erschien, welches von dem Widerschein der flackernden Gluten hell beleuchtet wurde. Die staunenden Wanderer sahen sie. Es war, als ob sie aus dem Blitz, aus dem Feuer gekommen sei, so schimmerte ihre ganze Gestalt. Dann sprach sie mit den aus der drohenden Gefahr so wundersam Erretteten in ihrer eigenen Sprache, portugiesisch: „Schreitet nicht über die Schwelle dieses Hauses, welches der Finger Gottes berührt hat! Aber betet für Eure Feinde, vergeltet das Böse, was man Euch thut, mit Gutem. Zieht weiter und lasset mich mit Euch ziehen!"

So trat sie die Stufen herab zu der Zugbrücke; noch hing das Licht an ihrem Antlitz, ihrem Nacken, dann floß es nieder auf ihr Gewand, hinab bis zum letzten Saum und dann verschwand es. Sie war in der Dunkelheit und unter den Ausgestoßenen ihres Volkes, welche sie freudig und dankbar umringten.

„Wer bist Du?" riefen die Männer und Frauen, die sich herandrängten, um die Hand des schönen Wesens zu küssen.

„Fraget mich nicht", entgegnete sie; „was liegt Euch an meinem Namen?"

Da ward ihre Hand von der eines Mannes, der dicht neben ihr stand, aber von Nacht verhüllt war, hart gedrückt und eine starke Stimme sagte leis und gedämpft: „Aber ich kenne Dich, Manuella da Costa!“

Es war derselbe junge Mann, der vorhin den Fluch über Childerley House gesprochen; Manuella hatte ihn nicht gesehen. Aber auch sie erkannte ihn, erkannte ihn an dem Ton seiner Stimme, die sie daheim ja oft, so oft gehört! . . .

„Isaak de Castro!“ rief das Mädchen, in einem Zustand freudigster Erregung. Denn der Jüngling, welcher ihre Hand ergriffen, war einer ihrer nächsten Anverwandten. Aber kalt und trübe versetzte er:

„Du hattest Recht, Deinen Namen zu verschweigen. Die Meisten dieser Unglücklichen sind Juden der Amsterdamer Gemeinde; aber sie würden, arm und elend, wie sie sind, die Gemeinschaft mit Dir meiden, wenn sie wüßten, wer Du bist!“

„Isaak!“ flehte Manuella, die Hand, die sich aus der ihrigen loszumachen strebte, fester umklammernd, „wenn das wahr ist, was Du sagst, so wäre es besser gewesen, daß jener Blitz, welcher den Thurm in Brand gesteckt, auch mich getroffen hätte!“

„Es wäre besser gewesen“, sagte de Castro streng und erbarmungslos; „besser für Dich und besser für den Mann, der sich einst Deinen Vater genannt!“

„Meinen Vater!“ schrie Manuella.

„Still!“ rief de Castro. „Du wirst Dich verrathen und dann — wehe Dir! Weiß es nicht ganz Amsterdam, daß Dein Vater um Dich getrauert hat, wie um eine Todte; daß er acht Tage lang auf einem kleinen Bänkchen gesessen und vier Wochen lang den Bart nicht geschoren, daß er das kleine Licht zum Gedächtniß angezündet, die Gebete gesprochen und einen Riß in seinen Rock gemacht hat, als ob Du gestorben seist, in dem Augenblick, wo er vernahm, daß Du mit einem christlichen Verführer sein Haus verlassen habest? . . .“

„Nein!“ fiel ihm Manuella nun stürmisch ins Wort, „es ist nicht wahr! Das ist nicht wahr!“

„Ich habe Dir gesagt daß Du stille sein sollst!“

„De Castro!“ jammerte das Mädchen, „nur Dir, nur Dir möcht' ich die Wahrheit erzählen! Nur Du sollst es wissen, daß ich unschuldig bin! Unschuldig, bei meinem Leben!“

„Du lebst nicht mehr“, erwiederte de Castro düster. „Du bist todt für Dein Volk und ausgestoßen aus Deiner Gemeinde!“

Da ließ Manuella das Haupt sinken und Thränen rollten über ihre Wangen.

---

## IV. Jürgen's Bekenntniß und Philosophie.

So fand Cornet Joyce, genannt Jürgen, die schöne Jüdin.

Zu sagen, daß ihr Anblick ihn elektrisirt, würde nur ein schwacher Ausdruck für Das sein, was er empfand; wir werden der Vorstellung

des Lesers, der ja nun unseren ganz besondern Freund auch so ziemlich kennt, besser zu Hülfe kommen, wenn wir ihm mittheilen, daß Jürgen sofort seinen Hunger vergaß, es augenblicklich aufgab, weiter in den Schloßherrn zu dringen und nicht daran dachte, den Leuten desselben bei der Rettung des Thurmes an die Hand zu gehen. „Mag das Nest meinetwegen verbrennen!“ sagte er sich selbst zum Trost. „Es ist des Herrn Tobias eigene Schuld. Man muß alte Freunde nicht so behandeln; nein, bei Gott! ist das ein Verstand, sie mit Hunden willkommen zu heißen? Ich will's ihm nicht nachtragen, nein wahrhaftig, ich nicht! Aber wie soll ich sein Feuer löschen, wenn er mir nicht erlaubt, an seinen Brunnen zu treten?“

Damit trollte er sich und begab sich nach der Brücke, auf welcher Manuella noch stand.

„Schönes Jungfräulein!“ redete er sie an, „ich weiß, wer Ihr seid! Aber nennt mich einen Schurken, wenn ich Euch deshalb um einen Zoll weniger Achtung und Respect erweisen will, als Ihr verdient. — Ihr wißt doch, wer das Wort an Euch richtet?“

Manuella fuhr erschreckt zusammen bei dem heiseren Tone seiner Stimme. Denn es muß gesagt werden, daß Jürgens Organ an einer Rauhheit litt, die selbst dem höchsten Sommer nicht wich. Er prahlte bei seinen Kameraden, daß es in Deutschland das ganze Jahr lang friere, wie am Nordpol und daß er sich diese starke Erkältung, von der ihn gar Nichts mehr befreien könne, in Deutschland geholt habe; in Deutschland allerdings, aber nicht von Eis und Schnee, sondern von dem vielen Wein, Branntwein und Bier, welches er dort während seines rühmlichen Antheils am dreißigjährigen Kriege getrunken hatte. Doch das nur nebenbei. Er war darum kein schlechterer Mensch, wenn er auch eine rothe Nase im Gesicht hatte.

„Ihr fürchtet Euch wol vor mir, schönes Mädchen?“ fragte er, als er den Eindruck bemerkte, den sein Erscheinen auf Manuella gemacht, und er gab sich die größte Mühe, sanft zu reden, was ihm aber bei seiner geschilderten Eigenthümlichkeit nur schlecht gelang. „Beruhigt Euch“, fuhr er fort, da er sah, daß Manuella noch immer keine Antwort gab; „ich mein's gut mit Euch. Ich bin Derselbe, der einmal auf dem kleinen Theater in Eurem Haus zu Amsterdam die Amme gespielt hat. Wißt Ihr noch? Dann sah ich Euch wieder in jenem Schloß, an dem Abend, wo wir das gute Essen hatten. Und zuletzt erblickt' ich Euch in Eurem Blut in dem Walde von Longstow. Gott sei Dank, daß Ihr da wieder steht, leibhaftig und gesund, und nicht mehr in den häßlichen Knabenkleidern, die Euch entstellten, so wahr ich Jürgen heiße und Standartenjunker bin — nein, sondern in dem richtigen Zeug, so wie ich Euch in Amsterdam gesehen, nur noch viel hübscher. Ihr schweigt noch immer! Gefall' ich Euch nicht — sagt's doch! Bei so schlechtem Wetter sieht ein Soldat aus, wie der andere. Das kann man sich nicht geben. Aber hier sitzt's!“ Und dabei schlug er sich auf die Brust. „Das Herz!“ rief er.

Jetzt erst begann Manuella zu sprechen. „Die Unglücklichen“, sagte sie, indem sie auf die Schaar der Umgebenden wies, „haben, wie ich erfahre, nicht viel davon gemerkt!“

„Ja“, versetzte Jürgen, „das ist etwas Anderes! Das sind Gefangene und — wenn's erlaubt ist, in Eurer Gegenwart davon zu sprechen ... aber nein! nein! Das Fräulein vom Schloß hat's mir damals verboten; und ich thu's auch nicht!“

„Sag's nur frei heraus; was sind sie?“

„Nun ... nun ...“ stammelte der Cornet, und wenn's nicht dunkel gewesen wäre, so hätte man sehen können, daß er dabei roth ward, er, der hartgesottene Lanzknecht: „sie sind Juden!“

„Und bin nicht ich eine Jüdin?“

„Freilich, freilich“, gab Jürgen zu; „doch von mir soll es Niemand erfahren — auf mein Wort! Denn Ihr seid viel zu gut dafür!“

„Ich will nicht besser sein, als sie!“ rief Manuella.

„Ich weiß nicht, ob Ihr besser seid; aber ich weiß, daß Ihr mich besser gemacht habt. Seht! der Tag, wo ich Euch zuerst sah, in dem Hause Eures Vaters, da ging eine wundersame Veränderung mit mir vor. Mein Herz that mir weh. Weiß der Himmel, ich hatte da ein gar seltsames Gefühl, dergleichen mir vorher nie begegnet. Das Essen schmeckte mir nicht (o Du biedere Seele!) ... das Trinken noch weniger. Ich glaube, daß ich Euch damals, wenn es an mir gelegen, auf einen Scheiterhaufen hätte bringen können, vor lauter Liebe! Dann ging ich in den Krieg und mit dem Essen und Trinken machte sich's wieder. Aber es war da Etwas zurückgeblieben — in dem Herzen — ich weiß nicht recht, was! Zuletzt — nehmt mir's nicht übel! — zuletzt vergaß ich Euch und ich erinnerte mich Eurer erst, als ich Euch zum zweiten Male sah. Da fiel mir Alles wieder ein; alle meine Sünden fielen mir wieder ein und ich dachte: solch' ein schönes Mädchen und solch' ein elender Wicht, wie Du! Da hätt' ich mir vor den Kopf schlagen mögen aus Scham und Aerger und ich gelobte mir heimlich, aus Liebe zu Euch, ein besserer Mensch zu werden, wenn's möglich wäre. Allein, es war nicht möglich, denn ich gerieth gleich darauf in Gefangenschaft und sollte sterben. Doch da in meinem Kerker und dicht vor dem Tod hab' ich noch oft Euren Namen genannt und gesagt: was könnte man nicht thun, um eines solchen Mädchens werth zu sein! Mit diesem Gedanken trat ich den Weg an, von dem ich glaubte, daß es mein letzter auf Erden sei. Doch da ward ich gerettet, und da ging die große Bekehrung mit mir vor, daß ich ein Anderer wurde und dann machte ich die große Schlacht mit — und auch da noch hab' ich immer an Euch gedacht! Nachdem ich nun meine Probe ganz ehrenvoll bestanden und mir selber das Zeugniß geben muß, daß ich ein besserer Mensch geworden, da habe ich immer gewünscht: könnte ich nur jetzt einmal diesem Mädchen begegnen! ... Und da bin ich nun, und stehe vor Euch! Ja, gutes Mädchen, Jürgen Joyce hat Dich recht lieb! Aber fürchte Dich darum nicht vor mir! Ich weiß recht wol, daß ein Mann, wie ich, so herumgehetzt durch die Welt, so rauh

und roh geworden im Kriege gegen die Menschen, und wenn er sich manchmal auch noch so viele Mühe gäbe, gut zu werden, doch niemals gut genug werden kann für ein Wesen wie Du, ganz abgesehen davon, daß Du eine Jüdin bist und ich ein Christ bin und bleiben will, so lange mir Gott das Leben schenkt . . . Aber das ist's ja auch nicht, was ich Euch sagen wollte! Manuella!" — rief er — und seine Stimme nahm einen Ausdruck von Innigkeit an, die jedes Herz rühren mußte — „Dir, wenn Du es auch nicht weißt, verdanke ich es, daß ich in mich gegangen, daß ich umgekehrt bin. Was sonst noch in meinem Herzen vorgeht, davon sollst Du niemals wieder Etwas erfahren. Das will ich erdrücken, wie ein Mann, welcher weiß, was seine Pflicht ist. Aber sei mir gut, Manuella! Sei freundlich gegen mich! Erlaube, daß ich in den Gefahren, die Dich bedrohen werden, Dich schütze, wo ich kann und laß mich, wenn es Noth thut, in den Tod gehen für Dich!" . . .

Der rauhe Glückssoldat schluchzte. Doch Manuella, in ihrem Innersten erschüttert und vernichtet von der Härte des Verwandten, ward jetzt um so tiefer, um so wärmer ergriffen, wie von einer letzten Hoffnung, die noch geblieben, von der uneigennützigen Liebe dieses fremden Menschen, der Nichts von ihr verlangte, als sich für sie opfern zu dürfen. „Können Opfer und Liebe Dich noch retten?" fragte sie sich schwermüthig. Sie lächelte traurig. Sie gab ihm beide Hände und drückte die harte, schwielenvolle des Kriegsmannes.

„Es ist wie der Frühling", sagte dieser, „so sanft und weich berührt es mich!"

„Jürgen", sagte Manuella nun, „Du darfst nicht mehr so hart und grausam gegen meine Glaubensgenossen sein!"

„Ein Schuft, wenn ich's wäre! Nein; sie haben mich in ihrem Kauderwelsch — verzeiht mir, Manuella, daß ich's so nenne, doch ich weiß den rechten Namen nicht dafür — sie haben mich Haman den Bösewicht genannt. Haman war auch ein großer Judenfeind, wenn ich mich recht besinne. Doch Du bist freundlicher gegen mich, als Esther damals war. Du ließest mich nicht dafür hängen. Wenn ich den Galgen verdient, so habe ich's gleichsam schon im Voraus abgemacht. — Kinder!" rief er und mit diesem Ausdruck voll Freundschaft und Zärtlichkeit wendete er sich an die Judenschaar, die er kurz vorher noch so grausamlich mißhandelt — „Kinder! wir wollen in's Dorf! Hier oben im Schloß sieht's nicht nach guter Bewirthung aus. Unten im Dorf sind sie vielleicht gastfreier gegen uns und außerdem sind die Aergsten nicht zu Hause, sondern hier oben bei der Feuersbrunst. Also: der Trupp rangire sich von der Rechten zur Linken. Formirt die Schwadron!"

Mit diesem Commando ließ Jürgen die Schwadron (wie er es nannte, obwol er nicht den zehnten Theil einer solchen zu seiner Verfügung hatte, denn er liebte die pompösen Worte, wenn er im Dienste war), also ließ Jürgen seine Reiter sich ordnen, so gut es in der Dunkelheit auf dem feuchten Erdreich ging, hieß sie die Gefangenen in ihre

Mitte nehmen und wollte just rufen: „Marsch!“ als er bemerkte, daß Manuella sich nicht mehr an seiner Seite befinde.

Während Jürgen damit beschäftigt gewesen war, seine militairischen Befehle zu geben, und über deren Ausführung zu wachen, hatte Manuella sich noch einmal umgewandt nach dem Schlosse, welches in den stürmischen Zeiten immer wie eine Burg des Friedens dagestanden, das bescheidene Glück seiner Bewohner hütend, und nun, da sie schied, durch einen Vorfall, der mit ihrem eigenen Geschick in mysteriösem Zusammenhang zu stehen schien, in einen Ort des Schreckens und der Zerstörung verwandelt worden war! Das kurze Gespräch, welches sie mit Isaak de Castro geführt, hatte ihr gleichsam die Augen über sich selber geöffnet. Sie sah sich jetzt in ihrem wahren Licht und sie schauderte vor sich selber. Mit allen Flüchen des Firmamentes, die im Gesetzbuch geschrieben sind, war sie beladen: ausgelöscht unter dem Himmel war ihr Name, Niemand durfte ihr eine Gunst erweisen, noch unter einem Dache, noch innerhalb vier Ellen mit ihr verweilen. „Geschah es nicht darum, daß Gott der Herr dieses Haus meiner Wohlthäterin mit seinem Zorn heimgesucht hat, weil es mir eine Zuflucht gewährte? Der Fluch meines Volkes folgt mir, wohin ich gehe. Wer mir Gutes thut, der muß dafür dulden, wie für einen Frevel. Wehe mir! Es wäre das Beste, daß ich meinem Leben ein Ende machte, welches mir zur Qual und den Anderen zum Verderben gereicht!“ . . .

Der brennende Thurm, welcher ihr Entsetzen eingeflößt, schien ihr jetzt rettend zu winken. „Hinein!“ rief es in ihr, „was hindert Dich auch? Ein brennender Balken wird Dich erschlagen, in wenigen Minuten wird Alles geschehen sein und Niemand, Niemand mehr wird von Manuella reden!“ Aber dann hielt sie inne. „Nein“, sagte sie, „nein, ich will leben! Auch jetzt noch, unter dem Donner und Blitz, unter dem Fluch, dem Drangsal und dem Elend weiß ich, daß ich schuldlos bin. Was ich that, — ich that es vielleicht in einem Irrthum befangen — denn ach, wir armen Menschen! — zwischen die Nothwendigkeit gestellt, die uns treibt, und den freien Willen, nach dem man uns beurtheilt! Doch ich würde meinen Fehler — diesen Fehler unserer zwiespältigen Natur — nicht verbessern, wenn ich ihm die Sünde hinzufügte. Nein — ich will leben! Leben und Tod sind jetzt in meiner Hand, wie damals der Tod und die Flucht. Ich wählte die Flucht, ich wähle das Leben und wenn Gerechtigkeit ist bei dem Gott Israels, so wird er für mich zeugen!“

Während sie Solches dachte, meinte sie im Hofe, in dem Scheine der immer noch hochflackernden Flamme, die Freundin zu sehen. Ein unwiderstehlicher Zug ihres Herzens riß sie noch einmal zu ihr hin.

„Olivia!“ rief sie, „lebe wohl! lebe wohl!“

Mitten in dem Krachen und Knattern des zusammenstürzenden Gebälks und des Geschreis der Menschen, welche dem Brand Einhalt zu thun oder zu retten suchten, was zu retten war, hörte das Schloßfräulein

diese Stimme. Man hätte wahrnehmen können, wie sie zuerst erschrak; sie wußte, daß das Mädchen in den Thurm gegangen war nach dem Auftritt mit Sir Tobias, aber sie hatte nicht erfahren, daß dieselbe den hohen steinernen Bau verlassen hatte, kurz vor dem Ausbruch des Feuers. Die peinlichsten Ahnungen erfüllten sie. Sie hatte nicht gewagt, mit ihrem Vater davon zu sprechen. Aber sie hatte Martin Bumpus, der unter den Hülfreichen voran stand, beschworen, Leitern anzulegen und nach der Unglücklichen zu sehen. Da vernahm sie den Ruf und glaubte, von Angst und Sinnentäuschung noch befangen, er komme aus dem brennenden Gebäude. Hierauf erst hatte sie die Gerettete selber erblickt, welche nicht weit von ihr unter dem Thorwege stand, und war mit dem Ausruf der Freude zu ihr geeilt.

„Du lebst! Du lebst!" rief sie, die Arme ihr entgegenbreitend. Doch sie ließ sie vor dem Anblick Manuella's wieder sinken.

Traurig stand diese da unter dem steinernen Portal. Die Flamme beleuchtete sie. Feucht und aufgelöst hing ihr langes Haar über die Schultern hernieder. Ihr Gewand war naß vom Regen. Ueber der Brust hatte sie Etwas, was in diesem grellen Lichte, hinter dem die Dunkelheit stand, seltsam schimmerte — etwas Grünes, Seidenes — wie ein Band, unten mit beweglichem Gold, in der Mitte, gerade über dem Herzen, mit einem Blutfleck, der, von dem Regen aufgeweicht, frisch geworden und eben da hervorgeperlt zu sein schien.

Es war die Schärpe Frank Herbert's, mit welcher der junge Soldat einst, im Walde, die Wunde Manuella's verbunden hatte. Seitdem hatte sie dieses Stück gewirkten Seidenzeuges heilig gehalten und als einziges Andenken an ihn verwahrt.

Sie bemerkte, daß Olivia's Blick darauf ruhte, davon gebannt ward, so daß sie für eine Weile nicht Herrin ihrer Bewegung mehr war und sprachlos dastand.

Flehend über der Brust faltete Manuella die Hände. „Verzeihe mir", sagte sie mit niedergeschlagenem Blick; „es ist Alles, was ich mir aus Childerley mitnehme." Dann füllten sich ihre Augen mit Thränen, indem sie dieselben zu der Freundin wieder aufschlug.

Olivia ward unendlich gerührt von diesem kurzen Vorgang. „Was!" sagte sie, „Du wolltest gehen? Nimmermehr!"

„Laß mich", bat Manuella; „schon zu lange habe ich die Wohlthaten Deiner Nähe genossen. Ich war eines solchen Glückes nicht würdig. Für mich ist die Zeit der Ruhe noch nicht gekommen. Du weißt, daß ich noch Etwas auf der Seele trage, das gesühnt sein will. Mein Gott ruft mir — laß mich ziehen!"

„Nein, nein!" rief nun Olivia und ergriff die Hände der Scheidenden; „das ist es nicht. Ich kenne Dich; Du bist stolz, Manuella. Mein Vater ist hart gegen Dich gewesen!"

„Nein", erwiederte Manuella, „er war nicht hart gegen mich. Er sagte die Wahrheit. Durch sein Wort ist es mir klar geworden, daß ich zwischen Dir und ihm stehe. Der Riß hat begonnen; wer weiß, wo er

enden würde, wenn ich bleiben wollte? Ich darf nicht bleiben; laß mich ziehen!"

Aber fester schloß Olivia das Mädchen in ihre Arme. „Ich lasse Dich nicht", sagte sie; „mein Vater selbst würde mir niemals verzeihen, wenn es heißen sollte, daß wir eine Hülflose hinausgestoßen hätten in die Nacht! Und was nun würde mein eigenes Herz erst sagen!"

Einen Augenblick hielten sich die Beiden umschlungen und Manuella weinte Thränen, welche zu weinen süß war — denn es waren Thränen des Dankes und der Freundschaft —, auf die Schulter Olivia's.

Versunken in diesen schwärmerischen Traum, welchen Herzen träumen, wenn entweder das Uebermaß des Schmerzes oder der Freude sie ganz erfüllt: so hatten sie nicht bemerkt, daß der Platz, an welchem sie unter dem ausbrennenden Thurm standen, ein sehr gefährlicher war. Die Mauerfugen borsten in der Hitze, die Steine lockerten sich. Die Figuren der Drachen, die Köpfe der Ungeheuer, welche vor wenigen Stunden im Abendroth geglüht, glühten nun in dem Flammenmeer, welches noch höher schlug und das Blei der Fensterrahmen schmolz. Der Knight und seine Mannschaften waren auf der anderen Seite des Thurmes, unter dem Eingang desselben nach dem Hofe zu thätig und sahen die Mädchen nicht, die jenseits desselben, gegen die Brücke hin standen. Wer weiß? Unbemerkt und ungesehen hätten sie, Brust an Brust und vereint jenen Tod sterben können, welchen junge Gemüther, die sich in der Blüthe des Lebens, nach Ruhe sehnen, oft so beneidenswerth finden und welchen die Dichter gern besingen.

Doch war es beschlossen, daß das Leben unserer beiden Heldinnen und mit diesem unser Roman hier nicht schon sein Ende finden sollte. Denn der Romanschriftsteller hat immer, wo sich dergleichen ereignen will, ein Auge und eine Hand in Bereitschaft, um es abzuwenden, wofern er es so für gut befindet Es bedarf keiner großen Divination auf Seiten der Leser, um zu errathen, daß es diesmal die Hand und das Auge des braven Mannes Jürgen sind, welche wir zu dem genannten Dienst bestimmt haben. Als er, wie wir zuvor berichtet, und nachdem sein Commando zu seiner vollen Zufriedenheit executirt worden, Manuella vermißte, hatte er seinen Trupp, Soldaten und Gefangene, stehen lassen, wie sie standen, war dem Mädchen nachgeeilt und erreichte sie in der drohenden Situation, wo sich oben ein mächtiger Quaderstein loslöste, der, ohne seine Dazwischenkunft, die Beiden unfehlbar erschlagen haben müßte. Doch mit einem mächtigen Ruck seiner Hand riß er sie von der gefährdeten Stelle fort und dumpf schmetterte die Last zu Boden, wo die Beiden eben noch gestanden Dann hob Jürgen Manuella mit dem Arm empor und sie ließ sich, willenlos, von ihm forttragen, bis sie in der Dunkelheit der Brücke verschwanden. Erstarrt blickte Olivia ihr nach.

„Helft ihr!" rief sie; „man hat sie geraubt! Man entführt sie!"

Doch schon hörte man die Schritte des Haufens den Berg hinab und der Hufschlag der Pferde verklang in der Ferne.

Da sank Olivia bewußtlos hin und man trug sie später erst in das

Haus zurück. Man glaubte, daß der Schreck über das Feuer und Erschöpfung Schuld an diesem Zufall gewesen. Doch, als sie nur einigermaßen sich wieder erholt hatte, sagte sie dem Vater und Doctor Hewitt den wahren Grund davon. Auf den Knieen beschwor sie Beide, sich um das Schicksal der Armen bekümmern zu wollen, an welcher — dies sagte sie mit aller Schonung und Scham, aber ernst — ihr Vater ein Unrecht gut zu machen habe.

Der Knight erwiederte Nichts.

Aber der Pfarrer sagte, daß er morgen, wie sie wüßten, nach Cambridge gehen müsse; dort lagere, wie er gehört habe, die Armee, zu welcher, ohne Zweifel, jener Trupp sich begeben müsse und er wolle sich dort nach Kräften bemühen, Näheres über den Verbleib der Fremden und ihre weiteren Schicksale in Erfahrung zu bringen.

---

## V. Im Frühlicht.

Der Himmel, welcher mit seinem Blitz das Feuer im Childerley-Thurm angezündet hatte, half auch, mit seinem Regen es wieder löschen. Nachdem das Holz- und Lattenwerk ausgebrannt und geschmolzen war, was an schmelzbarem Gut vorhanden gewesen, hatte das Feuer an den nassen Steinen Widerstand gefunden und war durch den nachströmenden Regen gänzlich gedämpft worden. Es hatte übrigens nicht einmal so besonders vielen Schaden gethan; einmal ausgebrannt und ausgeschmolzen, ein Stumpf und eine Ruine, war es doch noch immer ein Thurm, und wie viel besser daran, als jene anderen prachtvollen Royalistenhäuser in diesem Königreich, welche zum Preise des Baumaterials verkauft und niedergerissen wurden, um irgend ein Regiment zu befriedigen, welches rückständigen Sold (die beständige Klage dieser Zeit!) zu fordern hatte. Denn in solchen Zeiten (und vielleicht in anderen auch) pflegen die Menschen und die Parlamente weit grausamer zu sein, als der Himmel selber. „Ach! ach!" ruft ein Memoirenschreiber jener Tage (Verwandter unseres Frank Herbert, derselbe Mr., nachmals Sir Thomas Herbert, von welchem wir früher gesprochen und welcher jetzt bereits, im Dienste des Königs, die Gefangenschaft desselben freiwillig theilte) — „ach!" ruft er aus, indem er im Reisegefolge des königlichen Gefangenen von Schloß zu Schloß diese zerstörten Edelsitze und Paläste sieht, „sie haben nicht so viel eingebracht, als sie gekostet haben. Das sind die traurigen Folgen eines bürgerlichen Krieges!"

Guter Freund! — ich verstehe Deine Seufzer und habe Sympathie mit Deiner ehrlichen Rechnung; aber wenn ein bürgerlicher Krieg keine schlimmeren Folgen hätte, als diese! . . .

Doch wir verirren uns von unserem Themo.

Der Regen hatte früh gegen Tagesanbruch nachgelassen und es folgte nun einer jener bezaubernden Morgen, an welchen die Welt erscheint, als sei sie noch einmal neu aus der Hand des Schöpfers hervorgegangen; als sei sie nicht Tausende von Jahren alt, sondern heute erst

erschaffen. Der Himmel klärte sich, der Osten ward helle. Nach der Schwüle von gestern wehte nun eine Luft, so rein, so klar und erquickend, als habe sie noch nichts Irdisches, keine Stätte berührt, wo Menschen wohnen. Ein Duft stieg auf, das feinste Aroma von tausend Blüthen; der würzige Geruch des frisch gebadeten Grüns, der Kräuter, — der belebende Geruch des Erdreichs, der Scholle, welche die Brust liebt, welche darin einst auszuruhen und neuen Wandlungen entgegenzukeimen hofft. Der Wald erwachte, da das Frühlicht zu blitzen begann, und in welchen Reichthum von Farben, von Smaragd und Blau der Wiesen, von Gelb der Saatenstreifen, von Silber und Roth der Obstbäume, tauchte der erste Sonnenstrahl!

Durch diese Pracht bewegte sich der kleine Trupp, welchen Jürgen commandirte. Vor ihnen her stiegen die Lerchen aus den Feldern und in dem Gehölz, an dessen Rand sie dahinzogen, sangen die Schwestern jener Nachtigall, welche gestern im Parke von Childerley für Manuella gesungen hatte.

Und mit diesem Sang ging auch ein neuer Vers des Dichters, den sie liebte, durch ihre Seele. Sie hatte das Buch nicht mehr; aber seine Dichtung lebte in ihr.

„Nun tanzt der helle Stern, als Bote hold
Dem Tag voran und führt im Morgengold
Den blumigen Mai, der aus dem grünen Schooße
Die gelbe Schlüsselblume 'streut, die bleiche Heckenrose.
Heil Dir, Mai! der Du die Brust
Füllst mit warmer Jugendlust;
Deinen Schmuck und Deinen Segen
Trägt uns Wald und Flur entgegen.
So grüßen wir Dich All' mit frühem Sang,
Und heißen Dich willkommen und wünschen Dich recht lang!"

Träumerisch bewegten sich Manuella's Lippen, indem sie, von der Schönheit des Morgens ergriffen, in Milton's melodischen Zeilen den Ausdruck derselben wiederfand.

Sie saß auf Jürgen's Pferd. Er hatte sie hinaufgehoben, als sie das Dorf verließen, denn sie war müde und erschöpft gewesen; sie hatte jede Stärkung zurückgewiesen, mit der Martin Bumpus' Ehehälfte Hannah, weiland Greenhorn, unsere muntere Freundin vom Kirchplatz, sie zu erquicken gedachte. Die gute Person bot, was sie hatte, nicht ihr allein, sondern Allen. Doch die Gefangenen begnügten sich mit einigen Brocken Brodes, das sie brachen, nachdem sie den Segen darüber gesprochen, und mit einem Trunke Wassers, welches sie nicht genossen, bevor sie Etwas davon zu Boden gegossen und dann Gott dafür gedankt. Denn so schreibt es das Ritual ihrer Religion ihnen vor.

Jürgen dagegen, welchem weder seine politischen Grundsätze, noch seine religiösen Skrupel verboten, aus dem Haushalt und der Hand eines braven Royalistenweibes zu nehmen, was diese zu geben hatte, ließ es sich trefflich schmecken. Er hatte nicht das mindeste Bedenken gegen Hämmel, welche auf royalistischer Weide gegangen, noch gegen eine Kanne würzigen Bieres, mochte dieselbe auch aus alten Zeiten noch ein

Wappen haben, welches sie wollte. Er theilte mit seinen Kameraden ehrlich, machte ein ganzes Fest aus dieser Bewirthung und strich sich den Schnauzbart, bevor er der Wirthin in den besten Worten, die er finden konnte, dafür dankte.

Dann ließ er zum Aufsitzen und Abmarsch blasen, wollte jedoch unter keiner Bedingung sein eigenes Roß besteigen, sondern sagte, daß Manuella darauf sitzen müsse. Sie sah so bleich und übernächtig aus. Er sagte, das werde ihr gut thun, auf dem Pferd zu reiten. Und es sei ein gutes Pferd, folgsam und fromm auf dem Marsche, feurig, wenn es den Feind wittere. Und es wisse sich in die Umstände zu schicken. Früher sei es mit den Königlichen gegangen; aber seit der Schlacht von Naseby habe es Kehrt gemacht und sei ihm in die Hände gefallen. Es sei das rechte Pferd für den rechten Mann. Dabei klopfte er es auf den Bug, daß es vor Freuden wieherte. „Hört, hört!“ rief er, „wie es lustig ist und wie es die frische Morgenluft trinkt. Ein braves Geschöpf von einem Pferd! Und wißt Ihr auch, was mir einfällt? Es hat noch keinen Namen. Wenigstens weiß ich ihn nicht, und der, der mir ihn sagen könnte, liegt todt und begraben unter dem grünen Rasen im Felde von Naseby. Bald hab' ich's so, bald anders genannt; wie mir's einfiel. Doch jeder Mensch muß einen Namen haben und jedes Pferd auch; und da ich nun selber wieder in den ehrlichen Besitz eines solchen gekommen bin, so soll auch mein Roß nicht länger ohne seinen rechtmäßigen Titel einhergehen. Es soll, von diesem Tag an, „Manuella“ heißen! So hab' ich doch eine Manuella für mich, die ich lieb haben darf! Ho, Manuella! Hussiah, Manuella! Ruhig, Manuella!“ Bei diesen Worten legte Jürgen seine Hand auf die Stirn des Thieres, welches ob dieser ungewohnten Gunstbezeugung den Kopf hob und schnaubte, bis Jürgen es wieder zur Ruhe brachte.

So plauderte der Cornet, während Manuella dahin ritt Sie war wie eine Fürstin ihres Stammes. Das Pferd schien zu wissen, welch' holde Last es trage. Vorsichtig, prüfend setzte es den schlanken Vorderfuß, den zierlichen Huf auf den feuchten, grasbewachsenen, oft hügeligen Grund, und auf dem Rücken des noblen Thieres ruhte sanft und sicher die schöne Jüdin.

„Sie ist unsere Wohlthäterin“, sagten die Juden unter sich, „gepriesen sei ihr Andenken!“

Denn wiewol sie der Freundschaft des Cornets einen Platz und seinem Benehmen ein Ansehen verdankte, welches, in den Augen seiner Soldaten, sie hoch über die Anderen erhob, die paarweis zwischen ihren Pferden marschirten: so wollte doch Manuella nicht besser als sie sein und der Vorzug, dessen sie genoß, bedrückte sie. Sie würde vielleicht ihn abgelehnt haben, wenn sie sich die Kraft zugetraut hätte, die Beschwerden des Marsches zu ertragen. Doch sie war noch nicht an Leiden und Entbehrung gewohnt; es kam ihr hart an. So lange man ihrer Hülfe bedurft hatte, im Dorfe, wo sie bekannt war, blieb sie unermüdlich. Armes Kind! — was konnte sie geben, außer den Zeichen ihrer

Sympathie — einem mitleidigen Blick ihres Auges, einem trostreichen Wort, einem Händedruck voll Innigkeit und Verständniß! Die Leute gewannen sie lieb, nannten ihre Namen, erzählten ihre Schicksale. Mit welchen Empfindungen hörte Manuella sie sprechen! Jedes Wort derselben schien eine Wunde aufzureißen — und doch lächelte sie, schwermüthig zwar, um sich nicht zu verrathen. Denn sie fürchtete sich vor Isaak de Castro. Sie kannte sehr Viele von ihnen dem Namen, Einige dem Ansehen nach. Sie hatte sie oft in der Synagoge, zuweilen auf der Straße gesehen. Auch der Name ihres Vaters wurde einmal genannt; da zitterte sie heftig, doch suchte sie sich bald wieder zu bemeistern.

„Der das ungerathene Kind gehabt — die Tochter", sagte eine der Frauen; „Gott behüte mich! Er möge mir Alles anthun, nur das nicht!" Und dabei legte die Frau, welche gebeugt war von Kummer und Elend und es ruhig ertrug, ihre Hand wie zum Segen auf die dunkeln Locken eines halberwachsenen Mädchens, welches neben ihr stand. Und der Vater, der es hörte, nickte mit dem Kopf und sagte: „Ja, möge der Ewige, gelobt sei er! uns vor Schande bewahren!"

Doch erkannte Niemand von ihnen Manuella. Denn ihr Gesicht hatte sich sehr verändert. Als Kind mochten Mehrere sie wol gesehen haben; doch sie war jetzt eine Jungfrau geworden, in der vollen Ueppigkeit, dem Glanz und der edlen Schönheit ihrer südlichen Herkunft. De Castro vermied es, mit ihr zu reden und die Uebrigen hatten keine Veranlassung, zu forschen. „Seht doch!" rief Einer von ihnen, ein ehrwürdiger Mann, der von Allen mit besonderer Hochachtung behandelt ward, Abraham, genannt zum grünen Schild: „seht doch, heißt es im Talmud, welches der beste Weg sei, an den man sich zu halten hat. Rabbi Eliezer sagt: der eines guten Herzens!"

So sahen sie auf Manuella mit Zuneigung, mit Vertrauen und empfanden überall die Wohlthat ihrer Nähe.

Denn auch Jürgen hatte Wort gehalten: er behandelte seinen Transport besser, seitdem ihn Manuella darum gebeten, benahm sich freundlich gegen die Armen und betrachtete sie von nun an wirklich wie Menschen.

Es war eine bunt zusammengesetzte Schaar: die Meisten von ihnen waren, wie gesagt, portugiesische Juden aus Amsterdam. Nur eine Familie darunter war eine deutsche: diejenige des von uns bereits genannten Abraham zum grünen Schild, Juden aus Worms.

Abraham zum grünen Schild war schon seit langer Zeit aus Worms ausgewandert; er war jetzt ein Mann von hoch in den Fünfzigen. Er war ehemals ein reicher, angesehener und geachteter Mann gewesen und verdankte seinen sonderbaren Namen dem Umstand, daß die Juden in dem heiligen Römischen Reich deutscher Nation, sowie sie an ihrer Kleidung ein schändendes Abzeichen, einen gelben Lappen oder Ring und kein Barett, sondern einen gleichfalls gelben Hut tragen, so auch über ihren Häusern besondere Schilder anbringen mußten, zuweilen mit gar erbärmlichen Figuren, nach denen sie genannt wurden: der Jude zum Esel, der

Jude zum Knoblauch und was dergleichen Annehmlichkeiten mehr waren. Zum grünen Schild zu heißen, war daher nicht das Schlimmste, was einem deutschen Juden passiren konnte; sintemal der deutsche Jude nicht einmal des Beneficiums genoß, welches Cornet Joyce zuvor für jedes Pferd in Anspruch genommen hatte: nämlich, einen Namen zu haben.

Abraham hatte daheim, wie wir schon gesagt haben, sich mit Recht der größten Wohlgelittenheit erfreut und es war ihm unter dem Zeichen seines grünen Schildes gut genug ergangen. Worms stand dazumal unter der Schutzherrlichkeit des Kurfürsten von der Pfalz, Friedrich's V., nachmals König's von Böhmen; der unglückliche Held des Dreißigjährigen Krieges und Gemahl von seiner britannischen Majestät, Karl's I. Schwester, hatte vielfach Geldgeschäfte mit ihm negociirt. Kurze Zeit vor dem frühen Ende Friedrich's V., als der böhmische Königsthron durch Wallenstein schon längst zerschmettert worden und Friedrich's Gemahlin, das Stuartskind, zuerst auf der Flucht in Frankfurt an der Oder und dann im Haag im Exil gelebt (denn Flucht und Exil und Schlimmeres noch sind ja immer die Attribute der Stuarts gewesen), hatte Abraham sein Haus zum grünen Schild verlassen und war über Holland (wo er seiner unglücklichen Kurfürstin und deren Söhnen, dem Prinzen Ruprecht und Moritz aufwartete) nach London gegangen. Der Kurfürst selber hatte ihn nämlich seinem Schwager auf dem Thron von England als einen geschickten Finanz-Agenten empfohlen, um von seinem Rath und seinem Reichthum Gebrauch zu machen in gewissen Verdrießlichkeiten, die damals eben zwischen ihm, dem König, und seinem Parlament ausgebrochen waren. Diese Verdrießlichkeiten waren, wie man sich erinnern wird, finanzieller Natur gewesen: ein kleiner Protest des Parlamentes gegen die willkürliche Erhebung des Schiffsgeldes, eine kleine Steuerverweigerung Hampdens; — Kleinigkeiten, aber doch die ersten Anzeichen des furchtbaren Sturmes, der sich vorbereitete, des Krieges, der Revolution!

Abraham zum grünen Schild konnte da nicht viel helfen. Der einzige Vortheil, den er von dieser ehrenvollen Mission hatte, war: erstens, daß er sein Vermögen verlor, und zweitens, daß er in London seines Lebens nicht mehr sicher. Er war so verhaßt, daß er sich nur auf der Straße zu zeigen brauchte, um den Pöbel hinter sich zu haben. „Die Königin hat die Jesuiten ins Land gebracht und der König die Juden", riefen sie hinter ihm her. Als Karl I. London verließ nach der Affaire mit den fünf Parlamentsmitgliedern, unter denen auch Hampden, der Steuerverweigerer: da folgte ihm Abraham zuerst nach Newmarket, dann nach York und endlich nach Oxford, wo er blieb, bis es auch da nach der Schlacht von Naseby höchst unsicher ward. Da begab er sich nach Bristol, wo Prinz Ruprecht commandirte, mit welchem er noch aus Worms, wo er ihn als Knaben gesehen, und von Mutter und Vater her bekannt war. Der Prinz nahm ihn auch ganz freundlich auf, obwol er, Abraham, jetzt ein armer Mann war, von dem er kein Geld mehr borgen konnte wie das sonst häufig genug geschehen war.

Ja, um die Wahrheit zu sagen: diese Geschäfte waren die Ursache seines Ruins geworden; der König und die Prinzen waren ihm so viel schuldig, daß er, wenn sie es ihm zusammen mit den Zinsen hätten zahlen können, der reichste Jude der Welt gewesen wäre. Doch Abraham war ein klarer Kopf, der sich niemals Illusionen machte und den Zustand der öffentlichen Angelegenheiten von England vernünftig beurtheilte. Das meiste Vertrauen hatte er noch zu einem Haus und Grundstück, welches er früher in der City von London erworben; ein recht ansehnlicher Besitz, welcher indessen neulich auch mit dem Sequester des Parlaments belegt worden war. Umsonst versprach der Prinz ihm goldene Berge, wenn der König erst wieder zu seinen Rechten und er, der Prinz, zu seinen Gütern in der Pfalz gekommen sei. Der kluge Mann glaubte nicht daran und er weigerte sich beharrlich, als der Prinz, welcher kein Anlehen mehr bei ihm machen konnte, ihn zu allerlei kleinen Spionagegeschäften und Correspondenzen mit dem Ausland zu bereden versuchte. Abraham sagte, daß er für die königliche Sache gethan habe, was man nur von einem Juden verlangen könne, der all sein Hab und Gut dabei geopfert, und er dachte: „Daß ich ein Narr und ein Bösewicht zugleich wäre, mich auf hochverrätherische Unternehmungen einzulassen in einem ungerechten Krieg, den der König gegen sein Volk führt!" Und so lebte er denn still mit seiner Frau Rebekka, die treu mit ihm durch alles Ungemach und Leid gegangen war, und mit seinen beiden erwachsenen Kindern in Bristol, der letzten großen Stadt (denn Bristol war damals nach London die zweite des Königreichs), die noch für den König gehalten wurde, bis eines Tages die vereinigten Cromwell'schen und Fairfax'schen Truppen auch sie blokirten.

Da ward, noch ehe der Blokus vollendet und namentlich der Fluß und Canal nicht geschlossen war, welcher in den Seearm und mit diesem ins Meer führt, ein Schiff auf dem von allem Handel verlassenen Wasser gesehen; und da es unter holländischer Flagge fuhr und Prinz Ruprecht sich einbilden mochte, daß es vielleicht Proviant oder Verstärkungen bringen könne: so beeilte er sich, es in den Hafen kommen zu lassen, so lange derselbe noch offen war. Doch wer beschreibt die Enttäuschung und den Aerger des Prinzen und aller Betheiligten, als das Fahrzeug anlegte und statt der erwarteten Truppen und Lebensmittel nur — portugiesische Juden an Bord hatte! Sie hatten sich in Amsterdam eingeschifft, um nach Brasilien zu reisen, wo sich, namentlich in der Stadt Pernambuco, unter der Protection der Holländer, eben eine große jüdische Gemeinde gebildet hatte. Mehrere große Schiffe waren ihnen, seit 1642, schon vorangegangen, und hatten dort tapfer und treu zu den Interessen der Republik gestanden, welcher sie Schutz und Freiheit verdankten.

Nicht sehr lange zuvor nämlich hatte die Westindische Gesellschaft, eine holländische Verbindung von Kaufleuten, aber mit ihren eigenen Soldaten, gleich der spätern Ostindischen Compagnie in England, den Portugiesen das schöne und mächtige Reich Brasilien durch Eroberung

abgenommen und der neuen Colonie in der Person des Prinzen Moritz von Nassau einen eignen Statthalter gegeben. Sehr viel, ja das Meiste hatten die Juden zu diesem außerordentlichen Erfolge beigetragen. Die portugiesische Regierung hatte Brasilien zu einer Art von Strafcolonie für jüdische Verbrecher gemacht, d. h. für Juden, welche sie zu Verbrechern erklärt und zur Transportation verurtheilt hatte, weil sie den Gott Israels nicht hatten abschwören wollen. Diese Juden standen auf, als die Holländer das Banner der Toleranz an den Grenzen dieses fernen Reichs entfalteten; sie schüttelten zugleich die Ketten und die schändliche Gemeinschaft mit Lustdirnen und ähnlichem Gesindel ab, mit denen zusammen man sie transportirt hatte, und jubelnd öffneten sie die Thore der brasilianischen Festungen den Truppen jenes Volkes, welches daheim auf seinen fruchtbaren Marschen und in seinen blühenden Städten ihren Brüdern aus Portugal ein freundliches Asyl gewährt hatte. Seit jener Zeit war ein lebhafter Verkehr zwischen Holland und Brasilien, und hauptsächlich waren es nun die Juden, welche, nicht mehr gezwungen, sondern freiwillig dahinströmten, um durch ihre Reichthümer das bis dahin so schlecht verwaltete Land neu zu befruchten und so die Wohlthaten zu vergelten, die Holland ihnen erwiesen.

Eines der letzten Schiffe, vielleicht das letzte, welches in dieser Absicht den Hafen von Amsterdam verließ, war dasjenige, mit welchem wir uns hier beschäftigen. Denn mittlerweile war der offene Krieg zwischen den Holländern und Portugiesen in Brasilien wieder ausgebrochen, einer der blutigsten und grausamsten Kriege, welche Racen- und Religionshaß je gegeneinander geführt — ein Krieg übrigens, in welchem die Juden unverbrüchlich bis zuletzt bei der Fahne der Holländer ausharrten. Derselbe Muth der Begeisterung, mit welchem die in Portugal zum Feuertod Verurtheilten den Scheiterhaufen bestiegen, beseelte hier Diejenigen, welche gegen ihre herzlosen Bedrücker kämpften. Wunder der Tapferkeit haben sie da verrichtet und Leiden ertragen mit einer Standhaftigkeit, würdig des Ruhmes der Makkabäer.

Indessen waren damals die Mittel der Communication, und zumal mit einem so weit über dem Großen Ocean entlegenen Lande, sehr beschränkte; viele Monate konnten vergehen, ehe man im Mutterlande die neuesten Nachrichten aus der Colonie bekam, und so hatte man denn auch beim Abgang jenes Schiffes nicht die leiseste Ahnung davon in den Comptoirs der Westindischen Gesellschaft, daß — wie unser wackrer Landsmann Filipp van Zesen sich ausdrückt: „der Portugallier verrätherischer Einbruch in Brasilien selbiger Gesellschaft Glück und Fortuna gantz und gar verändert habe.“

Doch schon in der See zwischen England und Irland hatten die betreffenden Auswanderer die erste Kunde davon erhalten. Denn kaum hatten sie das Land's End, bei Cornwall, passirt, als ein portugiesisches Kaperschiff Jagd auf sie machte. Sie salvirten sich in den Canal von Bristol und waren glücklich, als Prinz Ruprecht, der damals, wie gesagt, Bristol noch hielt, ihnen die Flußmündung des Severn nicht verwehrte.

So kamen sie in den Hafen und nach Bristol.

Daß man dort nicht sonderlich erfreut über die Gäste war, bedarf nicht der Erwähnung. Man hätte sie auch herzlich gern wieder expedirt. Aber wohin?

Denn Cromwell hatte den Blokus vollendet, und der Fluß war nun, wie alles Uebrige rundum, gesperrt.

Nichts blieb übrig, als sie in der Festung zu behalten, aus der sie doch auf keine Weise mehr entfernt werden konnten; und man that es mit möglichst schlechter Miene. Den armen Auswanderern würden, außer den Drangsalen der Belagerung, noch viel andere Unbilden von Seiten einer unzufriedenen Bürgerschaft und rohen Soldateska zugefügt worden sein, wenn nicht Abraham zum grünen Schild gewesen wäre. Dieser erfreute sich in der Stadt und bei den Nachbarn, die ihn hatten kennen gelernt, eines vorzüglichen Rufes. Seine Biederkeit, sein rechtschaffenes Betragen gegen Jedermann, sein mildthätiges Herz und seine hülfreiche Hand, die das Wenige, was sein war, gern mit Denen theilte, die noch ärmer waren, als er: alles Das hatte das Vorurtheil gegen ihn persönlich, wenn auch nicht gegen das Judenthum, beseitigt, dem er ein so würdiger Repräsentant war. Indessen ist es das Wesen aller Vorurtheile, zumal aber derjenigen, die in religiösem oder nationalem Unterschied ihren Grund haben, daß man sie gleichsam Brust an Brust bekämpfen muß. Man schlägt sie nicht mit Armeen; die sittliche Kraft und harte Arbeit des Einzelnen führt langsam und nach Jahrhunderten erst zum Siege.

Dem Wort und Einfluß Abrahams in Bristol gelang es, jenen Portugiesen ein besseres Loos zu bereiten, als sie sonst unter den geschilderten Umständen erwartet haben würde. Denn überall, wo man ihm zu weilen gestattete, hatte er sich Freunde gemacht und Vertrauen erworben; er aber hielt darauf, daß es auch erwiedert ward. „Wir müssen Alles mit ihnen gemeinsam haben", hatte er gesagt; „wir dürfen uns von Nichts ausschließen." Und da gab es Niemanden in der belagerten Stadt, der eigenes Leid standhafter ertragen oder fremdes freudiger gemildert hätte, denn Abraham; rastlos sah man ihn und seine Frau, seinen Sohn und seine Tochter bei den Kranken und den Verwundeten, wobei ihm noch besonders der Umstand zu Statten kam, daß er einige Kenntniß von der Heilkunde besaß. Aber die sei nicht einmal nöthig, um zu helfen, sagte er: „eine gute Hand thut überall Gutes." Sein Beispiel blieb nicht ohne Wirkung auf die Portugiesen; obwol sie zuerst auf Abraham mit einer gewissen Herablassung blickten, die selbst dann, wo sie ihm so tief verpflichtet wurden, nur die Formen der feinsten Höflichkeit annahm, so wie sie ein Höherer dem Niederern erweisen mag: so schwand doch bald, in dem allgemeinen Unglück, das sie verband, die Verschiedenheit des Ranges, welche die portugiesischen Juden so hoch über die deutschen stellte. Der Dank, den sie ihm schuldeten, sowie die Einsicht, die sie von den trefflichen Eigenschaften seines klaren Kopfes mehr und mehr gewannen, machten es natürlich, daß sie sich ihm unter-

ordneten und in ihm zuletzt ihren Führer erkannten, dem sie willig folgten.

Was jedoch diese kleine Judenschaar den Einwohnern von Bristol während einer schweren Zeit so werth gemacht: das diente wenig dazu, sie Denen zu empfehlen, welche durch den hartnäckigen Widerstand gezwungen waren, die Mauern dieser Stadt zweimal zu stürmen und sie wahrscheinlich auch dann noch nicht einmal genommen haben würden, wenn nicht Prinz Ruprecht in einer Anwandlung von Verzagtheit auf freien Abzug capitulirt hätte. Die Sieger verfuhren schonend gegen die Bürger von Bristol, denn es war der Grundsatz Cromwell's, daß man die Besiegten durch Freundlichkeit und gutes Betragen gewinnen müsse. Um so härter war man gegen die fremden Eindringlinge, die man zu Gefangenen machte und für Friedensbrecher erklärte. Ja, man sprach davon, sie, als außer dem Gesetz stehend, auf der Stelle zu füsiliren. Doch überwog die mildere Ansicht, sie zur Armee zu führen, wo sie von dem Höchstcommandirenden ihren Spruch erhalten sollten. Auf dem Wege dorthin befanden sie sich.

Bangte ihnen nicht für ihr Leben?

„Der Herr hat's gegeben, der Herr kann es nehmen", sagte der fromme Abraham; und „Amen!" sagten die Männer und Frauen, welche zuvor in Portugal, in der alten Heimat, den Scheiterhaufen und die Märtyrer gesehen hatten.

Aber stumm und finster in sich gekehrt ging Isaac de Castro.

Er hatte sich von den Uebrigen gesondert, sprach wenig mit ihnen, sprach überhaupt wenig, und das Wenige nur in kurzen Sätzen. Er war noch sehr jung, kaum mehr als vierundzwanzig Jahre; doch besaß er bereits jene Reife der Kraft und Schönheit, welche den Männern des Südens so frühe schon zu Theil wird. Seine Gestalt hatte das Ebenmaß des Wuchses, das Zierliche beinahe, welches sich dort oft mit großer Körperstärke vereinigt findet, und sein vornehm geschnittenes Profil erinnerte weit mehr an die Blüthe der südeuropäischen Gesellschaft, deren feine Bildung in Kunst und Poesie sein Geschlecht durch jahrhundertelangen Verkehr angenommen: als an den Typus des Morgenlandes, aus dem es entstammt war. Noch unter den Lumpen der Gefangenschaft, die jetzt ihn bedeckten, erkannte man den Edelmann in ihm; und wiewol er meistens schwieg, so sprach doch die geschlossene Lippe selbst für die Bedeutung dieses Geistes, der Gesichtsausdruck voll strenger Ascese bei so viel verlockender Jugendlichkeit für das Feuer der Leidenschaft und die tiefe Melancholie dieser Seele.

Das Geschlecht der de Castro's, welches seinen Ursprung bis weit zurück auf die Tage von David verfolgen konnte, hatte lange in Portugal gelebt und war dort zum Katholicismus übergetreten. Sie hatten die Kirchen und Autodafés besucht, den Heiligen, Altären und geweihten Stätten manch' kostbare Gabe geweiht und waren dann, gleich den Morteira's, Pereyra's, Belmonte's, Da Costa's und den anderen so berühmten Familien des portugiesischen Judenadels, zu den einfluß-

reichsten Stellungen gelangt, nicht nur in weltlichen allein, sondern auch in geistlichen Aemtern und Würden. Einer von ihren Söhnen war, noch in Menschengedenken, Bischof und eine von ihren Töchtern Aebtissin eines Nonnenklosters gewesen und sogar unter den Inquisitionsrichtern fand sich einmal der Name de Castro. Doch sie bewahrten Alle die Tradition ihrer Herkunft; ein starker Zug in ihrem Herzen zog sie zum Judenthum, und in dem Zweig dieses Geschlechts, welchem Isaac entsprungen war, ward sogar heimlich noch alle Jahre, die lange Zeit hindurch, der Versöhnungstag mit Fasten und Gebet gefeiert.

Als nun in Portugal die Verfolgungen ausbrachen; als die Inquisition sich schaarenweise der Unglücklichen bemächtigte, welche sie früher selbst zu dieser unnatürlichen und höchst verwerflichen Heuchelei gezwungen; als sie dieselben zu Hunderten unter furchtbaren Martern, theils in der Folter, theils auf dem Scheiterhaufen büßen ließ: da floh der Vater Isaac's über die Pyrenäen, setzte sich in der Gascogne nieder und dort, in einem Städtchen, Namens Tartas, ward ihm der Sohn geboren, von welchem wir sprechen.

Wenige Jahre nach der Geburt dieses Sohnes erscholl die Kunde von dem Neuen Jerusalem, welches die Juden in Amsterdam gefunden; von allen Seiten sammelten sich die Flüchtigen, die dem Scheiterhaufen und der Tortur entgangen, dorthin und unter den Ankömmlingen, welche sich daselbst niederließen, war auch die den Da Costa's nahe verwandte Familie der de Castro's. Der Knabe, welcher nach dem Ort seiner Geburt Isaac de Castro-Tartas genannt ward, entwickelte sich unter den neuen, günstigen Verhältnissen in einer überraschend glänzenden Weise. Die Kühnheit und der Umfang seines Geistes ward ebenso früh schon bewundert, als der Eifer und die Energie, mit welcher er sich der Disciplin desselben, den Studien, hingab. In der Talmudschule, welcher damals der väterliche Freund Manuella's, Rabbi Menasseh ben Israel, präsidirte, machte er die rapidesten Fortschritte, während er zugleich, angeregt von den ausgezeichneten Humanisten, welche damals in Amsterdam lebten und mit Menasseh ben Israel intim verkehrten, mit den Classikern bekannt ward, und nicht nur die lateinischen Autoren, ihre Historiker und Philosophen, sondern auch den Homer und Plato, sowie die griechischen Dramatiker, in der Urschrift lesen konnte.

Was jedoch bei seinen Glaubensgenossen ihm das größte Ansehen verschaffte und für seine Zukunft die außerordentlichsten Erwartungen erweckte: das war seine glühende Liebe zum Judenthum. Sie sollte sich, je mehr er heranwuchs, zum Fanatismus steigern.

Von allen heiligen oder für heilig gehaltenen Schriften seines Volkes las Isaac am liebsten ein gewisses geheimnißvolles Buch, welches unter dem Namen des „Sohar“ die Kabbala lehrt und den Glauben an einen wunderthätigen Messias predigt.

So viel der Verfasser des gegenwärtigen Romans hat in Erfahrung bringen können, ist der Inhalt des genannten Buches voll von Fabeln und Mysterien nun lange schon in Mißcredit gekommen: doch

es hat sehr viel dazu beigetragen, der wahrhaften Erlösung der Juden, die wie jede andere Erlösung nur von Innen kommen kann, im Wege zu stehen, indem sie dieselbe mit einem äußerlichen Ereigniß in Verbindung setzte.

Damals, in der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts, und noch lange hinaus, war die Geltung dieses Buches unbestritten und auch Isaac de Castro-Tartas glaubte fest daran. Seine Phantasie berauschte sich an diesen Zukunftsträumen und sein Geist, für einen höhern Flug bestimmt, verirrte sich in den Labyrinthen kabbalistischer Geheimlehre. Mit athemloser Spannung, mit klopfendem Herzen las er im Buche Daniel das siebente Capitel von den vier Monarchien; und gleich den Millenariern im Heere Cromwell's sah er der Ankunft des Messias entgegen.

Dieses Zusammentreffen mag wunderbar erscheinen; aber es war nicht zufällig.

Mystische Vorausberechnungen hatten für das Jahr der Erscheinung, welche das Aussehen der Welt verändern sollte. das Jahr 1648 festgesetzt.

Nun wird der Leser sich aus den begleitenden Umständen erinnern, daß der Faden unserer Erzählung uns hier bis zum Jahre 1647 geführt hat, daß wir also ganz dicht vor dem Jahre halten, von welchem sowol die independentischen Millenarier, als die jüdischen Messiasgläubigen das Ereigniß erwarteten, über dessen Eintritt, dem Zeitpunkt nach, sie einig waren, während sie über die Form und die Folgen desselben natürlich sehr von einander abwichen. Denn während die Millenarier der Ansicht waren, daß mit dem Eintritt des messianischen Jahres die fünfte Monarchie beginne, das Gottesreich, in welchem der Heiland körperlich würde erscheinen und kein anderer König auf Erden sein werde, denn der König Jesus Christ: so vermeinten die Cabbalisten, daß ihr Messias die Juden aus allen Theilen der Welt versammeln, sie nach Palästina führen und dort den Thron der Könige von Juda wieder aufrichten würde.

Diese beiden Ansichten stehen sich in der That diametral entgegen: die eine, wenn sie sich je bewahrheiten sollte, würde die andere ausschließen und wir wollen auch nicht versuchen, sie mit einander auszusöhnen, um so weniger, als dieses den zahlreichen Schriften, die über den Gegenstand geschrieben worden sind und von denen wir einen Theil gelesen haben, nicht gelungen zu sein scheint.

Doch ist andrerseits nicht zu läugnen, daß, abgesehen von den sehr divergirenden Zielen, in den Ausgangspunkten eine größere Fusion (um nicht zu sagen Confusion) der Ideen herrschte. Man war zu Concessionen bereit. Die Millenarier (gleich den übrigen Secten der Independenten) lasen mit Vorliebe die heiligen Bücher des Alten Testaments, mehr als die des Neuen. Sie erinnerten sich, daß der Heiland selbst von jüdischer Abkunft, „eine Ruthe von dem Stamm Isai und ein Zweig aus seiner Wurzel“ sei, wie Jesaia, der Prophet des Alten Bundes,

gesagt; und sie glaubten auch vielleicht, daß sein persönliches Wiedererscheinen hinreichen würde, die verirrten Schafe vom Hause Israel zurückzuführen zu ihm, dem alleinigen und treuen Hirten der Welt.

Auf jeden Fall, da die Verkündigung des Messias, an den sie glaubten, im Alten Testament genau dieselbe war, auf welche auch die Cabbalagläubigen sich beriefen: so hatten sie einige von den Zügen derselben angenommen, welche nur das künftige Schicksal der Juden betrafen. Eine von ihren Hauptstellen war der siebente Vers des zwölften Capitels im Propheten Daniel, wo es heißt: „Wenn die Zerstreuung des heiligen Volkes ein Ende hat, soll solches Alles geschehen." Man folgerte zweierlei daraus: erstens, daß, bevor die Zeit des Messias gekommen sei, das jüdische Volk über alle Länder der Erde zerstreut sein, und zweitens mit dem Erscheinen desselben in seiner ganzen Vollzähligkeit wieder zusammengeführt werden müsse. Namentlich der letzte Punkt machte den Gläubigen große Sorge; denn man wußte Nichts über den Verbleib und Aufenthalt der zehn Stämme. Man hatte sie fortwährend gesucht, bald in China, bald in Abessynien sie zu finden geglaubt; doch umsonst. Nun stand das Jahr des Messias bevor; und doch konnte derselbe nicht erscheinen, wenn man nicht jene Verlorenen erst zur Stelle gebracht!

Da ging wie ein Lauffeuer durch die gläubigen Seelen beider Religionen die Kunde: daß man unter den Wilden Amerikas die Spuren der zehn Stämme wieder aufgefunden habe! Ein jüdischer Reisender, Namens Montezinos, hatte dort, wie er mit einem feierlichen Eide bekräftigte, in einer Gegend Südamerikas, halbverwilderte, indianische Israeliten entdeckt, die zum Stamme Ruben gehörten und ihm mittheilten, daß Männer vom Stamme Joseph auf einer benachbarten Insel, die übrigen Stämme weiter nach Norden wohnten. Um diese Nachricht zu bewahrheiten und den übrigen Stämmen nachzuforschen, hatte sich Isaac de Castro-Tartas, glühend von Messiasglauben, auf die Reise gemacht, welche die übrigen seiner Schiffsgenossen angetreten, um in den Ländern „auf jener Seite des Mittelstrichs" die Macht der Holländer zu befestigen, indem sie den eignen Reichthum vermehrten.

Wie die Absichten beider vereitelt wurden, indem das widrige Geschick sie mitten in den englischen Bürgerkrieg warf, haben wir erzählt; und wir haben auch angedeutet, mit welchem Groll und welcher Bitterkeit Isaac de Castro den Schlag ertrug, welcher seine liebsten Hoffnungen zu zertrümmern drohte.

Nicht Ungemach, nicht Gefahr fürchtete er; er suchte sie, er ging ihnen entgegen. Aber er wußte sich mit einer heiligen Mission betraut. Er würde den Tod für die Sache, welche seinen Busen mit einer unirdischen Gluth erfüllte, voll Inbrunst umarmt haben. Aber ein Gefangener sein — zur Unthätigkeit verdammt, während die kostbare Zeit verfloß, — denn es war nur noch ein Jahr gegeben! — vielleicht sterben, auf dem Wege zum Ziel und so dicht vor demselben: das war es, was sein Blut kochen und jedes Gefühl in ihm zum Zorne werden ließ.

(Fortsetzung folgt.)



Ein Waldidyll.

*Gezeichnet von Hugo Becker. Gestochen von French*

## Ein Waldidyll.

Leuchtend geht der Tag zur Neige,
Schweigend ruht das Eichenthal,
Durch der Laubnacht dichte Zweige
Fällt des Lichtes letzter Strahl,
Vollerglüht verklärt sein Schimmer
Baum und Strauch mit ros'ger Gluth,
Während, matt erhellt vom Flimmer,
Tief im Grund der Weiher ruht.

Dämmrung naht: geheimes Leben,
Das des Tages Gluthen floh,
Regt sich rings, in Lüften schweben
Bunte Falter leicht und froh;
Irrer Sehnsucht weiche Laute,
Antwort weckend nah und weit,
Tönen schmelzend durch die traute,
Grüne Waldeseinsamkeit.

Hin zum Weiher führt die Hinde
Ihre Kinder scheu und sacht,
Sanft umspielt vom Abendwinde
Lauscht sie stumm und bangt und wacht:
Schreckt, erschauernd in den Blättern,
Sie des Windhauchs Flüstern auf?
Oder mahnt des Hifthorns Schmettern,
Daß die Kugel schon im Lauf?

A. M.

# Drei Hauptgönner Beethovens.

Historische Skizze von **Ludwig Nohl***).

## II. Fürst Lobkowitz.

In gleicher Weise von wesentlich mitwirkender Bedeutung für die volle Entfaltung von Beethoven's Genius, wie Fürst Rassumowsky, war der Fürst Joseph von Lobkowitz, dessen persönliche Erscheinung uns obendrein ungleich mehr menschlich anzumuthen geeignet ist als das Bild des bloß musikliebenden Russen, sogar einen gewissen Antheil unsers Herzens zu wecken vermag durch die betrübende Art, wie er gerade die edelste Neigung seines Wesens büßte und an seiner Liebe zur Kunst sozusagen vor der Zeit zu Grunde ging.

Die Lobkowitz, eines der ältesten, mächtigsten und reichsten österreichischen Adelsgeschlechter, werden von einem Historiker des Hauses mit folgendem allgemeinen Lobe ausgestattet, — mit wie viel Recht oder Unrecht, das hat der speciell österreichische Geschichtsschreiber zu entscheiden: „Wenige Geschlechter dürften in einer langen Reihe erlauchter Ahnen so viele im Staatsrathe, im Felde berühmt gewordene Männer, treue Freunde des Vaterlandes, kluge Räthe im Cabinet und heldenmüthige Anführer im Heere, gewandte Unterhändler und Friedensvermittler, würdevolle Repräsentanten und Vertreter der Majestät zählen können, wie die Lobkowitz. Eine ganze Reihe gelehrter Lobkowitzer, unter ihnen selbst Frauen, wurden durch bewunderte Schöpfungen ihres Geistes, Anlegung großer und berühmter Büchersammlungen, Stiftung von Schulen, Unterstützung der Künste und Wissenschaften, Beförderung der Industrie und Gewerbe in den verschiedensten Zweigen derselben Zierden und Wohlthäter."

Völlig richtig und begründet ist jedoch die Bemerkung, welche dieser Darstellung in C. von Wurzbachs biographischem Lexikon des Kaiserreichs Oesterreich hinzugefügt wird: „Besonders waren mehrere dieses Hauses eifrige und fördernde Pfleger der Tonkunst"; worauf folgende thatsächliche Mittheilungen über diesen uns hier zunächst interessirenden Gegenstand gemacht werden: „Schon im 16. Jahrhundert wird der fast wunderbaren Kunst des Sanges, mit welche Litwin Lobkowitz ausgestattet war, gedacht; die Kapelle der Lobkowitz nahm eine hohe Stufe ein. Fürst Anton Isidor, Joseph Maria Karl, Joseph Franz Max, August Longni leben in den musikalischen Traditionen Wiens. Der Fürst Joseph Maria Karl stand mit dem Hamburger Bach

*) Wie diese Skizzen überhaupt zugleich den Zweck verfolgen, meine Biographie Beethoven's durch Angabe näherer Details mannigfach zu ergänzen, so ist dies namentlich bei Lobkowitz der Fall, dessen Verdienst und persönliche Bedeutung dort weitaus nicht genügend ins Licht gestellt sind. — Man sehe die erste dieser Skizzen „Fürst Rassumowsky" im „Salon", Heft II, p. 207 ff.

(Philipp Emanuel, dem Mitbegründer der Instrumentalmusik) in brieflichem Verkehr, war ein geschickter Contrapunktist und seine Capelle stand in Petersburg und in Wien in gleich ausgezeichnetem Rufe."*)

Durchaus unrichtig aber ist, daß hier Fürst Anton Isidor als „der großherzige Mäcen Beethoven's" bezeichnet wird, da es doch Joseph Franz Max war, und überhaupt sind die biographischen Nachrichten über diese beiden Glieder der Familie in jenem Werke leider der Art durcheinandergeworfen, daß eine Sichtung dringend Noth thut. Umsomehr wird dann Fürst Joseph den ihm dort entzogenen Ruhm nicht allein als „großherziger Mäcen Beethoven's", sondern als besonderer Beförderer der Kunst überhaupt und als ein Mensch von schönsten Gaben des Herzens wie des Geistes für sich gewinnen. Ja, er wird als die Blüthe einer langen Entwicklung und besonderer Concentration der edelsten Säfte eines edlen Stammes erscheinen, dessen Wurzeln so recht in den Tiefen des österreichischen Wesens liegen und von Neuem erkennen lassen, welch' freien, innerlichst lebendigen und fruchtbaren Sinn auch dieser Zweig unseres Volkes für die Fortbildung und Vollendung der edelsten Bestrebungen des deutschen Geistes besitzt, und welch instinctive Fühlung bei seinen besten Söhnen von je auch für Das herrschte, was von diesen Bestrebungen der Ewigkeit, weil der geistigen Entwickelung der gesammten Menschheit, angehörte.

* * *

Fürst Joseph Franz Maximilian war der Sohn des Fürsten Ferdinand Philipp Joseph und einer Herzogin von Savoyen-Carignan, der Schwester der unglücklichen Prinzessin von Lamballe.**) Er war geboren am 7. Decbr. 1772, also wie schon hier bemerkt sei, in demselben Jahre, welches auch Beethoven lange Zeit irrig für sein Geburtsjahr hielt. Als einziger Sohn und Majoratserbe war er natürlich Gegenstand der besonderen Liebe und aufmerksamsten Erziehung seiner Eltern. Doch verlor er den Vater bereits im Jahre 1784, also als kaum zwölfjähriger Knabe. Seine geistige Bildung freilich wird darunter nach der damaligen Richtung des österreichischen Adels wenig gelitten haben. Von seiner schon früh erwachenden Neigung für die Kunst, vor allem

*) Auch Karl Maria von Weber hatte bei seinem Aufenthalte in Prag sich der Gunst mehrerer Glieder dieses Geschlechtes dort zu erfreuen, so des Fürsten Georg, der im Jahre 1809 mit einigen andern vornehmen Kunstmäcenen jenen „Verein zur Beförderung der Tonkunst in Böhmen" gegründet hatte, aus dem nicht lange nachher das Prager Conservatorium erwuchs. Ebenso war der Fürst Isidor Lobkowitz in Prag als leidenschaftlicher Musiker Weber'n befreundet.

**) Auf eine eigenthümliche Weise erfuhr diesen Umstand J. F. Reichardt: „Am Sonntage hatte ich bei einem Diner des Fürsten Lobkowitz den erschütternden Anblick, in der ehrwürdigen Mutter des Fürsten, die gewöhnlich sehr eingezogen in einem Theil seines Palastes lebt, die im Aeußeren nicht unähnliche Schwester der unglücklichen Prinzessin Lamballe zu erkennen, was ich bisher gar nicht wußte und mich umsomehr mit Schauder durchdrang", schreibt er am 20. Februar 1809 an seine Frau und fügt, er, der enthusiastische Verehrer der großen Revolution, im Schmerz über jene schmähliche Hinrichtung der schuldlosen Hofdame Marie Antoinette's hinzu: „Es ist schwer bei solchem Anblick, solchen Erinnerungen den tiefen Ingrimm des Herzens zum Schweigen zu bringen."

aber für die Musik, können dagegen wir mit voller Sicherheit annehmen, daß sie vornherein die reichste Nahrung und beste Bildung gewann. Denn war es nicht sein Großvater, der oben nicht genannte Fürst Philipp Hyacynth (1680—1735), auf dessen Gute Eisenberg in Böhmen der Vater des großen Gluck seit 1724 Forstmeister und dessen Hülfe es ohne allen Zweifel zu danken war, daß der achtzehnjährige Musiker von den Jesuiten in Kommotau im Jahre 1732 zu seiner weitern Ausbildung nach Prag gehen konnte! Auch nach dem Tode des Fürsten (1735) war es dessen Haus, in welchem Gluck bei seiner Uebersiedelung nach Wien im Jahre 1736 Aufnahme und Unterweisung in den Anfangsgründen des Satzes fand, wofür er höchst vermuthlich den Musikunterricht des zwölfjährigen ältesten Sohnes zu überwachen hatte. Dieser, unseres Fürsten Vater, der ohne Zweifel es war, der im Jahre 1745 von Italien aus, wo Gluck seine ersten Erfolge gewann, den „giovine tedesco" über Paris nach London geleitete, hatte dann noch alle Triumphe des großen musikalischen Tragikers mit erlebt, und gewiß war derselbe zeitlebens im Lobkowitz'schen Hause Freund und Günstling geblieben. Und dann, war es nicht außerdem die hohe Zeit von Haydn und Mozart, in welche des geistig angeregten Fürsten Jugendentwicklung fiel, jene Zeit wo empfängliche Seelen gewissermaßen schon aus der Luft die Nahrung für die edlen Keime sogen, aus denen sich die Wunderblume der Tonkunst entfaltet?

So war, wie es scheint, sobald der junge Herr volljährig geworden und einen eigenen Hausstand gegründet hatte, sein erstes Bestreben, nach Art seiner Vorfahren eine eigene Kapelle zu halten und bereits aus dem Winter 1794 hören wir von großen Concerten bei ihm. Gleicherweise gründete er sich ein Haustheater.

Er hatte am 2. August 1792, also kaum zwanzig Jahre alt, eine Fürstin von Schwarzenberg geheirathet, jene Fürstin Caroline, die durch Gründung des noch heute blühenden „Damenvereins" in Wien im Munde Aller lebt, denen die Uebung der Wohlthätigkeit im großen Sinn und Maßstabe am Herzen liegt. Diese „humanistische Gesellschaft" hatte ihren Sitz im Lobkowitzischen Gartengebäude in der Ungergasse, das jetzt natürlich längst von neuen Straßen und Gebäuden der unaufhaltsam wachsenden kaiserlichen Weltstadt aufgefressen ist. Dieser Garten war, so lange die Fürstin lebte, täglich mit neuen Gruppen geretteter und hülfloser Menschen gefüllt; „keine Jahreszeit", bemerkt ein überschwenglicher Zeitgenosse der Fürstin, „entblätterte diesen Hain der Wohlthätigkeit, und immer blühten hier Dank und Segen." Vor allem aber gründete sie ihrem Gatten, dem sie zwölf Kinder gebar, ein Hauswesen, in welchem feinste Sitte und Herzensgüte den Grundton gegen Fremde wie gegen die eigenen Mitglieder bildete. „Ein Muster, ein Engel von Milde und Edelmuth" ruft Reichardt aus, als er die Fürstin kennen gelernt, und später, als er mit der „höchst liebenswürdigen Familie des Fürsten" einmal ganz en famille gespeist hatte, macht sich sein Enthusiasmus in folgendem Ausruf Luft: „Daß ich dir doch nur einigermaßen ein Bild von der unaussprechlichen Güte und Milde im

Charakter und im ganzen Wesen der edlen Fürstin machen könnte! Sie mitten unter ihren schönen, lieblichen, zahlreichen Kindern zu sehen ist mir ein unaussprechliches Vergnügen, und wie man an jeder Aeußerung der zum Theil erwachsenen Prinzessinnen, an jedem Worte, an jeder Bewegung auch der jüngeren Söhne und der Kleinsten, die liebevolle liberale Erziehung und Behandlung gewahrt, durch welche die schöne heranwachsende Jugend zu einem veredelten, weiter ausgebildeten Geschlecht erzogen wird! So lästige oder doch stumme Gesellschafter zehn, zwölfjährige Kinder oft noch zu sein pflegen, so freut man sich hier daran, jedes von ihnen zum Nachbar zu haben. Und wie zärtlich besorgt sie für ihre andere Nachbarin, eine bejahrte Frau, war, von der ich hinterdrein ganz zufällig erfuhr, daß es die ehemalige Erzieherin der Fürstin selbst war. Welche Lehre für ihre Kinder!"

Ein andermal, zum Beweis daß der damals unter dem Wiener Adel übliche leichte gesellschaftliche Ton bei Lobkowitz, und zwar wie es sein soll, durch die Herrin des Hauses, ebenfalls blühte, heißt es dort bei Erwähnung einer Musikprobe, zu der eine Versammlung von großen und von schönen Zuhörern und Zuhörerinnen eingeladen, wie er sie seit seinem früheren Aufenthalt in Berlin nie wieder beisammen gesehen habe, sehr charakteristisch so: „Zum Souper förmlich vorher eingeladen, glaubte ich mich in Galla setzen zu müssen, fand da aber alles vom ersten Fürsten bis zum letzten Künstler ohne eigentlichen Putz. Die Cavaliere alle in Fracks, einige sogar in Stiefeln, selbst die schönen Damen in leichtem zwanglosen, wiewohl sehr zierlichem, geschmackvollen Anzuge. Die Fürstin trieb ihre Güte so weit, mich zu bedauern, daß ich mir Zwang im Anzuge gethan und wünschte sogar, daß ich einen ihrer Leute in mein Logis schicken möchte, mir auch einen Frack holen zu lassen, damit ichs so bequem hätte wie die Andern." Dabei macht er die Bemerkung: „Solche kleine Züge von wahrer Herzensgüte bezeichnen am sichersten Humanität im Charakter." Und wenn man dabei bedenkt, daß der Künstler, zumal der Musiker, damals ungleich mehr noch als heute, nur zu oft, wenn auch nicht als der Paria der Gesellschaft, doch mindestens gesagt nicht ebenbürtig galt und behandelt wurde, so ist, zumal im Hinblick auf den in seinem Künstlerstolz so überaus empfindlichen Beethoven, auch folgender kleine Vorfall bezeichnend, für den humanen und freien Sinn dieses wenig Jahre vorher noch souverainen Fürstenhauses.

„Nach dem Concert, gegen Mitternacht, ward prächtig soupirt", erzählt nämlich Reichardt weiter. „Im Eßsaal war eine große runde Tafel in der Mitte gedeckt, an welcher sich der Fürst und die Fürstin mit ihren fürstlichen und gräflichen Gästen placirten, zur Seite und in einem Nebenzimmer waren kleinere runde Tische gleichmäßig servirt und ich beschied mich, da die Gesellschaft so zahlreich war, mit den Sängerinnen einen solchen kleinen Tisch zu wählen. Sobald der Fürst und die Fürstin dies gewahrten, bestanden sie aber darauf, daß ich mich auch an der großen Tafel placiren mußte." So kam er zwischen den

kunstliebenden Grafen Czernin und den bekannten westfälischen Gesandten Graf Grünne zu sitzen.

Allein hier könnte man doch immer noch annehmen, daß der königlich westfälische Hofkapellmeister und fremde Künstler wenigstens mitbestimmend auf das Benehmen des Fürsten eingewirkt habe. Darum sei auch sogleich mitgetheilt, was der alte wohlbekannte schlechte Vers- und Witzmacher Castelli in seinen Memoiren erzählt. Er war in den Jahren 1810 und 1811 Herausgeber des Theaterjournals „Thalia", das sich namentlich über die italienische Oper, in der bereits Rossini zu herrschen anfing, manchmal sehr derb aussprach, und wurde, „da er leidenschaftlich seine Kunst betreibe und der Fürst solche Männer ausgezeichnet schätze und nach seinen Kräften aufzumuntern suche", wie es in dem fürstlichen Anstellungsdecret heißt, von Lobkowitz zum speciellen Dichter des k. k. Kärthnerthor-Hoftheaters ernannt. „Ich hatte nun Gelegenheit mit dem Fürsten in sehr nahe Verbindung zu kommen und lernte den Verstand, das edle Herz, die Humanität, die Liebe für die Kunst und die Großmuth dieses verehrungswürdigen Fürsten kennen und hochachten", schreibt er fast fünfzig Jahre später nieder und erzählt dann folgende kleine Begebenheit aus dem Verkehr mit dem Fürsten, mit dem er täglich speiste: „Bei Tische wurde füt jeden Gast sowie für den Fürsten selbst immer ein Bouteille Melnikerwein aufgesetzt. Ich liebte diesen Wein sehr und der bei der Fürstentafel war besonders vorzüglich. Eines Mittags kam er mir schwächer vor als gewöhnlich. Der Fürst mochte bemerkt haben, daß ich beim Kosten den Mund etwas verzog. Alsogleich reichte er mir sein Glas und sagte: Castelli! schenken Sie mir etwas von Ihrem Wein ein! — Ich that es, er kostete, schüttete den Ueberrest seinem Haushofmeister ins Gesicht und schrie: wenn Sie sich unterstehen und meinen Gästen noch einmal einen andern schlechteren Wein geben als mir, so sind Sie entlassen!" *)

---

Doch es ist Zeit, daß wir uns um die Musikpflege des Fürsten etwas näher umsehen.

Also bereits um 1794 werden Lobkowitzens Privatconcerte öffentlich genannt. In seiner Kapelle, deren Dirigent seit jenem Jahre bis zu seinem 1819 erfolgten Tod der tüchtige Violinist Anton Wranitzky war, befanden sich unter andern vorzüglichen Künstlern vor allem auch der uns bereits bekannte Cellist Anton Kraft, der noch unter Joseph

*) Es mag hier auch noch folgende kleine Anecdote Platz finden, die ebenfalls Castelli mittheilt. „Einem Arbeitsmann war ein Versatzstück auf die Brust gefallen, er hatte hierauf Blut gespuckt und lag krank darnieder. Als ich dem Fürsten dieses berichtete, sandte er seinen eigenen Arzt zu dem Kranken und befahl mir, ihm zu sagen, er werde Arzt und Arzneien bezahlen, und wenn das Unglück wolle, daß er zum Dienst untauglich würde, so solle er von ihm seine Gage fortbekommen. Als ich mich nun entfernen wollte, rief er mich nochmals zurück und sagte: Hören Sie! da habe ich eben sechs funkelnde Ducaten, geben Sie diese der Frau des Armen und sagen Sie ihr, ich lasse sie bitten, sie möchte ihrem Manne dafür recht kräftige Süppchen kochen."

Haydn in der Esterhazyschen Kapelle mitgewirkt hatte und von diesem stets mit Liebe und hoher Achtung behandelt und sogar in der Composition unterrichtet war. Ebenso diente dort sein gleichberühmter Sohn Nikolaus Kraft. Der Fürst selbst war ein Violinspieler von ziemlicher Fertigkeit, und es versteht sich also von selbst, daß im privatesten Kreise auch hier wie bei Rassumowsky das Quartettspiel besonders gepflegt ward. Wir hörten bereits, daß Beethoven's Op. 18 dem Fürsten Lobkowitz gewidmet ist. Sollte es nicht auch von ihm bestellt sein? Denn daß die Beiden schon damals näher miteinander bekannt waren, erfahren wir aus der Anecdote, die der sächsische Legationsrath Griesinger, dem wir auch die kleine Biographie Joseph Haydns danken, dem Kapellmeister Seyfried erzählte. Als Griesinger noch Attaché, Beethoven nur erst berühmt als Clavierspieler, als Componist aber noch wenig gekannt gewesen, seien sie einander bei Lobkowitz begegnet. Dort sei ein Herr, der sich für einen großen Kunstkenner gehalten, mit Beethoven in ein Gespräch über die materielle Lebensstellung der Dichter gekommen und Beethoven habe mit liebenswürdiger Offenheit gewünscht er wäre alles Feilschens mit den Verlegern überhoben und fände, so wie Goethe und einst Händel, Jemanden, der ihm eine Jahresrente zusichere, er würde dann im Componiren nicht faul sein. „Mein lieber junger Mann", habe zurechtweisend jener Herr gesagt, „Sie müssen sich nicht beklagen, denn Sie sind weder ein Göthe noch ein Händel und es ist nicht anzunehmen daß Sie es werden, denn solche Geister werden nicht wieder geboren." Beethoven, die Zähne zusammenbeißend, habe dem Herrn einen geringschätzenden Blick zugeworfen und kein Wort weiter mit ihm geredet, auch später über die Unverschämtheit des Mannes sich ziemlich heftig geäußert. Fürst Lobkowitz aber, nach seiner liebenswürdigen Art, habe ihm friedliche Gesinnungen einzuflößen gesucht, und als einmal wieder die Rede auf jenen Herrn gekommen, freundlich gesagt: „Lieber Beethoven, der Herr hat Sie ja nicht beleidigen wollen, es ist ja hergebracht, daß die meisten Menschen nicht glauben wollen, daß einer ihrer jüngern Zeitgenossen so viel in der Kunst leisten werde als die Alten oder Verstorbenen, welche ihren Ruf bereits haben." — „Leider wahr", habe Beethoven geantwortet; „aber mit Menschen, welche an mich nicht glauben wollen, weil ich noch nicht den allgemeinen Ruf habe, mag und kann ich nicht umgehen."

Hier sind wir nun auch sogleich völlig über die Würdigung unterrichtet, welche Lobkowitz von vornherein der damals noch nicht entfernt allgemein anerkannten Künstlerschaft Beethoven's angedeihen ließ, und gewiß hatte er nach seiner echt musikalischen Natur, von der wir bald Näheres hören werden, den Lauf dieses musikalischen Gestirnes so gut wie Fürst Rassumowsky im ersten Moment vorauserkannt und bestimmt, Daß aber eine solche Erkenntniß ohne Wirkung für eine dem hochstrebenden Künstler damals so durchaus nothwendige materielle Unterstützung gewesen wäre, ist bei der bekannten Generosität des Fürsten in keiner Weise anzunehmen. Auch möchte aus der Dedication der Quartette,

Op. 18,*) des ersten Werkes dieser Art, das von Beethoven in der Oeffentlichkeit erschien, zu schließen sein, daß bei dessen Widmung an den Fürsten besondere Gründe der Dankbarkeit entscheidend waren; denn hier hatte er ja in keiner Weise Reverenzen zu machen, wie bei älteren Musikgönnern, z. B. dem Baron van Swieten, dem die erste Symphonie (erschienen 1801) gewidmet ist. Und da beide nach Beethoven's Glauben gleichaltrig waren, so kamen sie bald in ein sehr vertrautes Verhältniß zu einander, und „gelegentlich stritten sie miteinander und hatten Differenzen, als wenn sie durch die Geburt einander ganz gleich ständen".

Das hatte nun aber für die Ausbildung von Beethoven's Können noch viel bedeutendere Folgen als die Ausführungsstudien bei Rassumowsky. Denn Lobkowitz besaß ein Orchester und konnte dasselbe, zumal später, als er die kaiserlichen Theater mit leitete, stets aus den besten Musikern derselben ergänzen. Und wie Rassumowskys Quartett alles im Kammerstyl Geschriebene sogleich „brühwarm aus der Pfanne weg durchprobirte" und genau nach den Intentionen des Componisten ausführte, so geschah dasselbe durch Lobkowitzens Kapelle mit des Meisters Orchesterwerken, ja ein Zeitgenosse und sogar Mitglied derselben behauptet, Lobkowitz habe die Kapelle ganz eigens zu dem Zwecke gebildet, um die Werke Beethoven's vor ihrer Veröffentlichung zuerst zu versuchen!

Vernehmen wir nun wieder durch Reichardt im näheren Detail, wie das Musiktreiben bei Lobkowitz denn eigentlich bestellt war, so ist wol Alles in Allem genommen nicht zu viel gesagt, wenn derselbe Gewährsmann das Haus dieses „unermüdeten, unersättlichen, echten Kunstenthusiasten", wie er ihn selbst heißt, als „die wahre Residenz und Akademie der Musik" bezeichnet.

Sogleich beim ersten Besuch — es war im Spätherbst 1808 — hatte ihn die Bekanntschaft des „überaus liebenswürdigen und artigen" Fürsten besonders interessirt und er war so „äußerst gnädig und freundlich" dort empfangen worden, als ob er schon das Glück gehabt, dem Fürsten bekannt zu sein. Ja der Fürst bot ihm sein gastfreies Haus und seine Tafel wie seine kräftigste Unterstützung in Allem an, was er in Wien nur immer unternehmen und hören lassen möchte.*) Und schon nach einigen Tagen hatte er sich denn einen Vormittag von zwölf bis zwei Uhr mit dem Fürsten an dessen Fortepiano aus seinen letzten Opern „fast die Seele auszusingen", und der Fürst bestand sogleich darauf, daß er in größter Eile einige Stücke aus jenen Werken in Stimmen ausschreiben lasse, damit sie „an einem kleinen musikalischen Abend, den er recht ausgesucht, für ihn in seinem Hause veranstalten wollte", das

*) Reichardt war damals auf Reisen, um ein tüchtiges Sängerpersonal für die neueingerichtete Bühne des neugebackenen König Jerôme in Kassel zu engagiren, ließ sich aber durch fünf ganze Monate allein in Wien halten und componirte dort im Auftrage von Lobkowitz sogar eine Art Oper „Bradamante", dessen Text, von dem edlen Dichter Heinrich von Collin herrührend, ursprünglich für Beethoven bestimmt gewesen war.

heißt, bei dem glänzenden Souper, von dem wir oben hörten, wo „das Größte und Reichste und Schönste der großen Wiener Welt versammelt war“, von seinem Orchester aufgeführt würden. Demoiselle Fischer und die berühmten Tenoristen Simoni und Vogel (der Freund Franz Schuberts) wurden zu den Singpartien eingeladen, der Fürst selbst mit seiner starken, vollen, sonoren Stimme übernahm die Baßpartie. Die Musik wurde ehe und während die Gesellschaft sich versammelte, einmal durchprobirt und dann mit dem besten Erfolge, besonders von Seiten der Singenden, die „alles zu Reichardt's Verwundern trefflich extemporirten“, sehr gut ausgeführt! „Hier blüht für die Künstler das alte Paris wieder neu auf“, ruft der entzückte frühere Berliner Kapellmeister aus.

Und er hatte Recht. Wenn man dann weiter von ihm erfährt, daß in dem Palais des Fürsten „zu jeder Stunde in dem besten, schicklichsten Locale Proben nach Gefallen veranstaltet werden konnten und daß oft mehrere Proben und Uebungen in verschiedenen Sälen zu gleicher Zeit gehalten wurden“, so kann man sich vorstellen, von welchem Vortheil dies vor allem für einen Beethoven war, der in seinem Schaffen ja ganz neue Bahnen suchte und dessen Werke schon nach ihrer rein technischen Seite hin für die damalige Bildung der gewöhnlichen Orchestermitglieder schwierig genug waren. Dazu muß man wissen, wie mühevoll und kostspielig es damals in Wien war, überhaupt nur ein Orchester zusammenzubringen, und sich der Berichte erinnern, welche F. Ries, Seyfried, Schindler und andere über die Proben zu Beethoven's öffentlichen Concerten machen. Hatte doch, als im Jahre 1803 „Christus am Oelberg“ und die „zweite Symphonie“ zuerst öffentlich aufgeführt werden sollten, ein anderer Gönner des Meisters, der schon genannte Fürst Karl Lichnowsky, bei den anstrengenden und langen Proben dieser Werke mit restaurirenden Flaschenkörben u. s. w. eingreifen müssen, um die erschöpften und unzufriedenen Musiker nur willig und aufrecht zu erhalten!

Die erste directe Nachricht von Aufführung eines großen Beethoven'schen Orchesterwerkes bei Lobkowitz stammt aus dem Herbst 1804. Es war die Eroica, die der Fürst zum Gebrauche auf einige Jahre von Beethoven gekauft hatte und dann unter des Meisters eigener Direction von seiner Kapelle einstudiren ließ. Das Werk gefiel freilich dort nicht, es wurde eben nicht verstanden. Kurz darauf jedoch geschah ebendort jene schöne, kleine Begebenheit mit Prinz Louis Ferdinand von Preußen.

Der Prinz, den Beethoven schon von seinem Berliner Aufenthalt im Sommer 1796 her persönlich kannte, war in Wien zum Besuche und ließ sich als besonderer Freund und Kenner der Musik natürlich vor allem auch bei Lobkowitz anmelden. „Der Cavalier erfreut, diesen hohen Gast bewirthen zu können“, — so erzählt „eine Person, welche Beethoven's Umgang genoß“ — „sann nun auf allen möglichen Stoff zur Unterhaltung dieses geistreichen und höchst musikalischen Prinzen; besonders wünschte er ihm in musikalischer Hinsicht eine Ueberraschung zu machen. Er zog daher seinen Kapellmeister zu Rathe, der die Aufführung von

Beethoven's neuester, dem Prinzen gewiß noch unbekannten Symphonie in Vorschlag brachte. Der Prinz kommt an und wird mit aller ihm gebührenden Aufmerksamkeit empfangen; auch der Zeitpunkt erscheint, in welchem Beethoven's Held vielleicht eine zweite Niederlage erfahren soll. Doch der Prinz hört die Symphonie mit gespannter Aufmerksamkeit, die sich mit jedem Satze steigert, an. Nach beendigter Execution kann er, hingerissen von dem gewaltigen Geiste, der in dieser Musik lebt, nicht Worte des Lobes genug über dieselbe finden; er dankt dem Cavalier in den verbindlichsten Ausdrücken für den ihm bereiteten Genuß und drückte den Wunsch aus, die Symphonie noch einmal und zwar sogleich zu hören, da seine schleunige Abreise nöthig sei. Der Cavalier, voller Freuden, daß er seinen Gast so angenehm überrascht hat, läßt das Werk noch einmal durchspielen. Ganz erfüllt von der göttlichen Musik wendet sich der Prinz an den Cavalier mit der Frage, ob er ihm die einzige Bitte nicht gewähren wolle, die Symphonie, nachdem sich die Musiker etwas restaurirt hätten, noch einmal executiren zu lassen. Der Cavalier erfüllte den Wunsch nach einer Stunde. Der Eindruck ist ein allgemeiner und der hohe Gehalt der Musik nun anerkannt. — Den folgenden Tag erhält Beethoven von dem Cavalier eine große Venetianerkette zum Geschenk." —

Die Eroica ist gleich dem bald nachher entstandenen Tripleconcert, Op. 56, bei ihrem Erscheinen im October 1806 dem Fürsten Lobkowitz gewidmet, und wenn wir uns aus der Rassumowsky-Skizze erinnern, daß das Gleiche bei den beiden nächstfolgenden Symphonien, der C moll und der Pastorale — der Fall ist, so kann man sich kaum der Vermuthung erwehren, daß der Fürst bei der Entstehung dieser ersten wirklich monumentalen Schöpfung des Beethoven'schen Geistes in gewisser Weise, sei es durch Anregung oder durch Bestellung, mitwirkend gewesen. Und diese Vermuthung wird wesentlich verstärkt, wenn wir die folgende interessante Mittheilung lesen, die ein französischer Tourist vor einigen Jahren in der „Indépendance belge" machte.

„Le prince de Lobkowitz", heißt es hier, „fut le mecène et l'ami de Beethoven. Il avait une chapelle composée de chanteurs qui povuvaient en quelque sorte lutter avec ceux de l'Empereur, et un nombreux orchestre formé tout exprès pour essayer les œuvres de Beethoven avant leur publication. La personne qui me donna ces details avait assisté ce prince, comme on voit plus guère à la première répétition de la symphonie en *ut mineur*. Beethoven était prodigieusement difficile sur l'exécution de ses ouvrages, la répétition s'était prolongée très-avant dans la soirée et l'illustre maître faisait recommencer sans cesses des passages dont le rendu ne le satisfaisait pas. Les musiciens murmuraient, non pas tant à cause de la fatigue que parce que l'heure de souper était passée depuis longtemps. Or je viens de vous dire les Viennois n'entendent pas raillerie en matière de repas. Le prince fit apporter des provisions de toutes sortes, ainsi que de nombreux paniers de vin de

Champagne dont se reconfortèrent les exécutantes entre deux morceaux de la symphonie, après quoi la répétition fut continuée avec un redoublement d'ardeur."

Und wenn der Berichterstatter hinzufügt: „On cite de Lobkowitz cent traits comme celui-là", so können wir dies nur bestätigen.

Jene Probe aber fand im Herbst 1808 statt, wo die C-moll-Symphonie gerade vollendet und nebst der Pastorale an Breitkopf und Härtel bereits zum Druck übergeben war. Beide Werke wurden dann nebst der unmuthigen jüngern Schwester der „Neunten", der sogenannten Chorfantasie, sowie einigen Stücken der C-messe und dem vierten Clavierconcert zum erstenmal in dem berühmten Concert vom 8. Dec. 1808 aufgeführt, das von Abends 7 bis Nachts 11 Uhr dauerte und den guten Reichardt, den Lobkowitz mit in seine Loge genommen hatte, durch die Ueberfülle des Genusses halb zur Verzweiflung brachte. Lobkowitz aber hatte dazu nicht bloß das Theater an der Wien bewilligt, sondern auch seine Privatkapelle, die also die Symphonien bereits einstudirt hatte, wirkte dabei mit, und sein Kapellmeister, Anton Wranitzky, besann sich keinen Moment, als bloßer Violindirector der höchsteigenen Bedeutung des Meisters sich zu unterordnen.

Und nun bedenke man, was in der Geschichte des menschlichen Geistes diese symphonischen Werke bedeuten, in denen mit der Kraft des rythmisch gegliederten Tones in jener feinen und deutlichen Individualisirung, wie sie richtige Wahl und Wechsel der Instrumente gewährt, Dinge unsers innersten Lebens gesagt, Seiten des menschlichen Wesens aufgedeckt werden, die bisher für unaussprechliche galten, weil das kahle kalte Wort allein sie allerdings nicht zu sagen vermag und die von der Kunst des Tones und der Wortsprache abgeführte Sprache des Tones bis dahin noch nicht so weit ausgebildet war, um die feinsten und hehrsten Inspirationen des Genius auszudrücken. Und Beethoven von der Macht der Ideen, die ihm Poesie und Wissenschaft in gleicher Fülle entgegenbrachten, zum höchsten Schaffen angeregt und von den furchtbaren Schlägen des Schicksals und den Lebenskämpfen, die seine Titanenart sich heraufbeschwor, auf die tiefsten Geheimnisse der Menschenbrust aufmerksam gemacht, sann sein Leben lang, brütete und stöhnte Tage und Nächte über dem Bemühen, der wortlosen Sprache des Tones die deutlichen Ausdrucksmittel für die Geistesüberfülle zu gewinnen, die in seiner großen Seele gohr, — bis es ihm endlich gelang, dem menschlichen Vermögen eine neue Sprache hinzuzufügen, eine Sprache, die unaussprechlich tiefe Regionen des innern Lebens, unaussprechlich hohe Visionen von dem Zusammenhang alles Seins in ahnungsvoller Deutlichkeit auszusprechen vermag. Denn dieses geschieht ja in den Symphonien Beethoven's, und dieses Weltbedeutende an seinen großen Schöpfungen muß man bedenken, um den Werth auch seiner dieß gewaltige Schaffen unterstützenden Umgebung richtig zu würdigen und zu ermessen, welch ein Vortheil es für ihn war, stets ein hingebungsvolles Orchester zur Hand zu haben, um die Fähigkeit und die Grenzen jedes

einzelnen Instrumentes wie ihr Zusammenwirken stets genau studiren zu können, und begeisterungsvolle Kenner seiner Kunst, an deren Aufnahme und Auffassung er das sichere Maß für dies Verständniß seiner Intensionen gewinnen konnte!

Allein Lobkowitz that mehr. Er dachte und handelte im Sinne des mahnenden Wortes, das im Jahre 1787 Joseph Haydn im Hinblick auf die trübe Lebenslage Mozart's, der nach der Schöpfung des Figaro und Don Juan noch immer mit den gewöhnlichsten Nahrungssorgen zu kämpfen hatte, den Pragern zurief: „Prag soll den theuren Mann festhalten, aber auch — belohnen. Denn ohne dieses ist die Geschichte großer Genien traurig und giebt der Nachwelt wenig Aufmunterung zum ferneren Bestreben."

Bereits im Jahre 1807, mit dessen Beginne er in Gemeinschaft von acht anderen reichen Cavalieren Wiens die kaiserlichen Theater in Pacht und Leitung genommen hatte, wobei er mit Esterhazy und Palffy in die Direction sich theilte, selbstverständlich die Oper für sich behielt, hatte er Beethoven den Wink gegeben „sich bei der löblichen Hoftheaterdirection unter angemessenen Bedingungen für den Dienst der ihr unterstehenden Theater engagiren zu lassen und so seinen fernern Aufenthalt in Wien mit einer anständigen, der Ausübung seiner Talente günstigeren Existenz zu fixiren." Allein Beethoven war mit seinem Ende desselben Jahres eingereichten Gesuche, obwohl er sich erbot jährlich eine Oper, ein Tanzdivertissement und alle sonst erforderliche Musik zu schreiben, nicht durchgedrungen, — vielleicht weil Palffy ihm persönlich nicht hold war.*) Und Esterhazy, dem er doch eben damals nach seinem Geschmack eine Messe — die obenangeführte in C-dur — geschrieben, hing noch zu viel an der alten Schablone von Kirchenmusik und Oper.

Im Herbst 1808 aber, als der Meister den bekannten Ruf als erster Kapellmeister des Königs von Westphalen nach Kassel erhielt, war dies Anlaß, daß ihm ohne irgend welche andere Verpflichtung, als in Oesterreich seinen wahren bleibenden Aufenthalt zu haben, ein lebenslänglicher Jahresgehalt von 4000 Gulden ausgesetzt ward. Und zwar war hier Lobkowitz, obwohl er selbst nur 700 Gulden beischoß — übrigens genug für einen Herrn, der seinem Günstling zugleich gewissermaßen eine eigene Kapelle hielt und sonst noch Ausgaben für Kunst die Hülle und Fülle hatte! — jedenfalls war Lobkowitz der erste Anreger und entscheidende Förderer der Sache gewesen und wer weiß, ob nicht auch

*) Einige Jahre vorher nämlich hatte Beethoven in einem kleinen Concerte bei dem reichen schwelgerischen Russen Graf Browne mit seinem Schüler Ries die soeben componirten vierhändigen Märsche (Op. 45) vorzutragen. „Während dies geschah", erzählt nun Ries weiter, „sprach der junge Graf P . . . in der Thüre zum Nebenzimmer so laut und frei mit einer schönen Dame, daß Beethoven, da mehrere Versuche Stille herbeizuführen erfolglos blieben, plötzlich mitten im Spiele mir die Hand vom Claviere wegzog und ganz laut sagte: Für solche Schweine spiele ich nicht." Daß dieser P . . . eben Palffy war, ist mehr als wahrscheinlich. Auch später war der Meister sehr schlecht auf diesen übrigens sehr eifrigen Theaterliebhaber zu sprechen.

das obenerwähnte Concert vom 22. December dieses Jahres den Zweck hatte, das Publicum auch in weitesten Kreisen auf die Bedeutung des Künstlers und die Gefahr seines Wegganges aufmerksam zu machen, und so die Großen der Stadt für sein Bleiben lebhafter zu interessiren. Ob auch er es war, der den ritterlichen Fürsten Ferdinand Kinsky, mit dem er durch Schwägerschaft verbunden war, gewann mit 1800 Gulden, also dem größten Antheil, sich zu betheiligen, ist nicht bekannt, doch mehr als wahrscheinlich. Gewiß aber war es Niemand anders als er, der den jüngsten Bruder des Kaisers, den Erzherzog Rudolph, dem er ja seit einigen Jahren bereits regelmäßige Concerte mit seiner Kapelle gab, auch bestimmte, den großen Künstler an Wien fesseln zu helfen, und der jugendlich begeisterte, echt musikalische Prinz erwählte dann statt seines bisherigen „Musikmeisters“ Anton Steyber, Beethoven selbst dauernd zum Führer in den eigenen Studien.

Was nun mit jenem „Decret“, das die lebenslängliche Besoldung enthielt, für Beethoven's Existenz und Künstlerthum gewonnen war, muß als ein Großes gelten, und in keiner Weise ist es den hohen Gönnern des Meisters zuzuschreiben, daß der Vortheil davon nicht lange währte.

Beethoven, den wir bereits oben sagen hörten, er werde, wenn er einmal in eine sichere Lebenslage komme, „im Componiren nicht faul sein“, und der die Sache so auffaßte, daß die Herren sich fortan als Miturheber seiner großen Werke zu betrachten hätten, brachte denn auch rasch hintereinander aus dem Schatz seiner schon seit Jahren skizzirten Ideen eine reiche Folge der hervorragendsten Werke, wie z. B. die siebente und achte Symphonie, zur Vollendung, und jetzt erst wurden auch jene Concerte, die Lobkowitz für den Erzherzog veranstaltete, so recht von eingreifender Bedeutung für Beethoven wie für die Kunst.

Sehen wir, was uns die Quellen darüber melden

Zunächst wieder Reichardt. Im Januar 1809 hörte er bei Lobkowitz an demselben Tage, zunächst nach dem Diner, ein sehr interessantes, wahrscheinlich Beethoven'sches Quartett, in welchem der berühmte Berliner Primgeiger Seidler, für den Beethoven auch die Violinpartie im Tripleconcert geschrieben haben soll, „meisterhaft spielte“, und Abends ein großes Concert, bei welchem Erzherzog Rudolph „mehrere der schwersten Sachen vom Prinzen Louis Ferdinand und von Beethoven auf dem Fortepiano mit vieler Fertigkeit, Präzision und Zartheit spielte.“ Solcher Concertberichte giebt Reichardt sehr viele, und jedesmal fast hatte Meister Beethoven die Hauptrolle dabei gespielt. Auch hatte gewissermaßen zur rivalisirenden Concurrenz mit Schuppanzigh's Quartett, der Cellist Kraft nach Beendignng jener Soiréen ein wöchentliches Abonnement mit andern braven Künstlern eröffnet und führte, wie Reichardt meldet, „einige schöne Quartette von Haydn, Beethoven und Romberg mit vieler Kraft und Genauigkeit aus“; „Kraft selbst singt und spricht auf seinem herrlichen Violoncell“, fügt er hinzu, und wer denkt dabei nicht gleich an die kurz vorher erschienene Cellosonate

Op. 69! — Selbst als beim Ausbruch des Krieges in diesem Frühjahr 1804 der Fürst, der auf seinen Gütern in Böhmen ein eigenes Bataillon gebildet hatte, im Begriffe stand, zu demselben abzugehen, währten die schönen Quartette und die Abendconcerte für den Erzherzog noch immer fort. Besonders in einem solchen großen Concert, zu Anfang März, wurden wieder „neue ungeheure Sachen von Beethoven mit vieler Fertigkeit ausgeübt", und diese neuen ungeheuren Sachen waren höchst vermuthlich nichts Geringeres als das für den Erzherzog geschriebenen fünfte (letzte) Clavierconcert, diese Perle unter allen Concerten der Welt, und das liebliche Quartett Op. 74 wurde dem Fürsten Lobkowitz gewidmet!

Die Hauptquelle für den Verkehr Beethoven's mit dem Fürsten aber, die Correspondenz Beider, ist leider völlig versiecht und mit ihm jedenfalls eine Fülle der werthvollsten Details über das menschliche und künstlerische Wesen und Verhältniß der beiden edlen Männer. Denn wie viel weiß nicht schon Reichardt von diesem Mann und seinem Musikeifer zu melden! Seine „vertrauten Briefe aus Wien" sind ja fast vorwiegend ein Panegyrikus auf den Fürsten Lobkowitz!

Dagegen bleiben uns die Briefe Beethoven's an andere Personen, welche bei dem Musiktreiben im fürstlichen Hause antheilnehmend waren, vor allem die an Erzherzog Rudolph, in denen natürlich gar häufig der „Lobkowitzschen Concerte" Erwähnung geschieht. Im Sommer 1811, als jene schönen dramatischen Werke „Die Ruinen von Athen" und „König Stephan" geschrieben waren, geschah die erste Aufführung beim Erzherzog selbst, an den der Meister schreibt: „Ich bitte Ihre Kaiserliche Hoheit, auf morgen Nachmittag das (Lobkowitz'sche) Orchester um dreivietel auf drei Uhr bestellen zu lassen, damit die Herren Musici desto zeitiger kämen und Zeit genug wird, auch die zwei Ouvertüren zu probiren. Sollten das letztere Ihre Kaiserliche Hoheit wünschen, so brauchte ich vier Hörner, bei den Symphonieen sind jedoch nur zwei dergleichen. — Ich bitte Sie, die Gnade zu haben, noch heute dem Herrn von Wranitzky wegen der Musik Ihre Befehle wissen zu lassen und ob zwei oder vier Hörner? Ich habe schon mit ihm gesprochen und ihm anempfohlen, nur solche Musici zu wählen, durch die wir eher oder mehr eine Production als Probe zu Stande bringen."

Das ging nun die Jahre hindurch so fort und zwar nicht bloß ausschließlich in Bezug auf Beethoven, sondern kein neues Talent, kein neues Werk entging dem Auge des Fürsten, und Reichardt hat vollkommen Recht, wenn er ihn namentlich auch „die Seele der großen Oper" in Wien nennt. Sowol die Wahl als die Ausführung jedes neuen Werkes verrieth den nicht gewöhnlichen Künstlerstand des Fürsten, verrieth, daß sein Inneres stets der lebendigen Strömung der Zeit zugewandt, im Gegentheil zu seiner hochfürstlichen Abkunft nicht dem Zopf und der Pedanterie und der bloßen Unterhaltungssucht verfallen war. Und so sehr hatte er die höheren Ziele der Kunst im Auge, daß er im April 1812 die sämmtlichen deutschen Dichter öffentlich zur Mitwirkung

aufrief, „damit die deutsche Oper zum vollendetsten Werke der darstellenden Kunst erhoben würde!"

Er setzte nämlich als Director des k. k. Operntheaters, das heißt im Grunde wohl wie stets aus eigenen Mitteln, einen Preis von 100 Ducaten für das beste tragische, wie das beste komische Operngedicht aus, und die Bedingungen, die dabei aufgestellt werden, zeugen von edlerem Geschmack und von einem gewissen feineren Kunstsinne. Von ersterem Text wird gefordert daß er einen Gegenstand von hohem tragischen Interesse behandle, in der Anlage einfach und groß, in der Ausführung echt dramatisch, in der theatralischen Darstellung glänzend, in der Wirkung allgemein ergreifend und erschütternd sei; daß er der höheren Tragödie, soweit die Natur der Musik es gestattet, genau entspreche und nicht durch Spectakelscenen und sogenannte Theatercoups zu blenden suche, endlich in einer würdigen Sprache, wohllautenden Versen und schönem harmonischen Rhythmus durchaus metrisch abgefaßt, für die Composition berechnet und geeignet sei, die Musik nicht beherrschen, sondern sich mit ihr zu einem vollkommenen Ganzen auf's innigste vereinigen und verschmelzen lasse!*)

Es verlautet jedoch nicht, daß das „beste Gedicht", wenn ein solches wirklich eingelaufen ist, in irgend epochemachender Weise in Musik gesetzt worden wäre. Beethoven, den Lobkowitz offenbar vor allen andern Componisten dazu ausersehen hatte, jenes „beste tragische Gedicht" dann „in Musik zu setzen", stand damals noch immer zweifelnd vor der Musicirung eines Textes von Friedrich Treitschke („Die Ruinen von Babylon") und hatte Unterhandlungen mit Theodor Körner, der nicht lange vorher nach Wien gekommen und bei seinem außerordentlich schnellen theatralischen Erfolg sogleich von Lobkowitz als Theaterdichter engagirt worden war, da eben dieser offenbar vor Allem wünschte, daß jene beiden Männer sich zu einem Werke der dramatischen Kunst mit einander vereinigen möchten. Doch einige bereits ausgearbeitete Texte behagten Beethoven nicht, und über der Bearbeitung eines Gegenstandes, den der Meister

*) Dies und eine weiter unten mitzutheilende kritische Bemerkung des Fürsten über den Fidelio lassen vermuthen, daß diesem „leidenschaftlichen Musikfreund" nicht wie so Manchem in jener musiktrunkenen Zeit die Ahnung davon völlig verloren gegangen, daß in der Oper denn doch die Musik vor allem der Sache wegen da und nur schön ist, wenn sie durchaus mehr die in der Situation gegebene Empfindung ausdrückt. Wie denn ja dieselbe Ahnung des wirklichen Sachverhaltes sich bei Beethoven in dem Umstande ausspricht, daß er trotz allem eifrigen Suchen und Bestreben seit dem Schmerzenskind Fidelio nicht wieder zu einer Composition gelangte! Daß jedoch jenes wahre und höchste Kunstwerk, das man Musikdrama nennt, nur dann entsteht, wenn aus ein und derselben Seele heraus die Idee des Ganzen hervorspringt, die sich in dem Gedicht eben zur wirklichen Anschauung erdichtet, in der Musik zu vollem Ausdruck verlebendigt, davon entging dem einen wie dem andern und der gesammten Zeit die Vorstellung, und nur der zeitlebens in Beethoven's Seele verzehrend heiß lebende Drang, aus dem Dunkel des bloßen Tones zum Licht des Wortes zu gelangen, der sich endlich im Finale der „Neunten Symphonie" stillte, läßt uns erkennen, wie die Vorempfindung der nach ihm kommenden Dinge wenigstens in dem größten Genius der Musik lebendig lebte. Ebenso war dieselbe dem Fürsten Lobkowitz offenbar nicht ganz fremd.

selbst vorschlug, „die Heimkehr des Ulysses“ aus seiner geliebten Odyssee, starb der jugendliche Dichter, von tödtlicher Kugel getroffen.*)

Jene jüngste That echter Kunstbegeisterung — denn wenn auch bloß eine Absicht und obendrein ohne wesentlichen Erfolg, so doch immer eine That — war aber leider auch die letzte des edlen Fürsten. Denn plötzlich hieß es, Fürst Lobkowitz habe seine Zahlungen eingestellt! Das war im Frühjahr 1813, und Beethoven selbst muß am 24. Juli ihrem beiderseitigen Freunde, dem Erzherzog Rudolph nach Baden berichten: „Lobkowitzen's Unfälle werden Ihre Kaiserliche Hoheit vernommen haben. Er ist zu bedauern, aber so reich zu sein, ist wohl kein Glück! Graf Fries (der Hofbanquier) soll allein 1900 Ducaten an Düport bezahlt haben, wobei ihm das alte Lobkowitz'sche Haus zum Pfand dienen mußte. Die Details sind über allen Glauben.“

Von diesen „Details“ sei nun hier wenigstens mitgetheilt, was sein Theaterdichter Castelli berichtet, der dasselbe übrigens nur als „ein Beispiel anführt, wie leicht, und er dürfe es sagen leichtsinnig, Fürst Lobkowitz bedeutende Summen vergeudete.“ Er erzählt nämlich:

„Ich mußte einen Tenoristen (ich will ihn nicht nennen) zu dreizehn Gastrollen auf dem Hofoperntheater verschreiben, über welchen auswärtige Journale gewaltig in die Lobposaune stießen. Ich mußte ihm zugleich einen Contract mitschicken, worin ihm für jede Rolle 25 Ducaten und wenn er gefiele und sich engagiren lassen wolle, eine Gage von jährlichen 3000 Gulden zugesichert wurde. Er kam mit dem unterschriebenen Contract an, trat auf und mißfiel so gänzlich, daß er ausgelacht wurde.

„Als ich am andern Morgen zum Fürsten kam, war dieser in der größten Verlegenheit. — Lieber Castelli! sagte er, was fangen wir jetzt an? Wir können den Menschen unmöglich auftreten lassen und er wird darauf bestehen, seine zwölf Gastrollen zu geben oder dafür eine Entschädigung verlangen. Ich zuckte die Achseln und war selbst in Verlegenheit, doch versprach ich dem Fürsten, die Sache wenn möglich um den billigsten Preis zu schlichten. Der Fürst schrieb mir eine Anweisung auf 100 Ducaten und sagte: Geben Sie ihm diese ins Himmels Namen und sehen Sie nur, daß Sie ihn von hier fortbringen, dann will ich das Geld gern verschmerzen.

„Ich ging zu dem Tenoristen und fand ihn, wie natürlich, sehr niedergedrückt. Ich bedauerte ihn und sagte ihm, das Fatalste bei der Sache sei, daß der Fürst darauf bestehe er müsse seine ganzen zwölf Rollen spielen, allein ich fürchte für ihn einen öffentlichen Spectakel. Da bat er mich dringend, ich möchte beim Fürsten zu vermitteln suchen, daß er, ohne mehr aufzutreten, nur das Honorar für zwei Gastrollen erhalte, dadurch wäre seine Hierher- und Rückreise gedeckt und er wolle dann noch heute Wien verlassen.

„Ich gab ihm 50 Ducaten und brachte dem Fürsten die übrigen

*) Der Brief Beethoven's, aus dem wir diese Notiz erfahren, stak in der ledernen Brieftasche, die Friedrich Förster auf dem Schlachtfelde bei Körner fand. (Neue Briefe Beeth. Nr. 72.)

50 Ducaten zurück. Dieser aber rieb sich vor Freude die Hände und rief: Gott sei Dank, daß wir den Menschen nur los sind. Diese 50 Ducaten behalten Sie, lieber Castelli, weil Sie die Sache so gut ausgefochten haben."

Düport, der erste Tänzer der Pariser Grand' Opéra, der seit dem Anfang des Jahrhunderts in stets erneuerten Gastspielen im Kärthnerthor getanzt hatte, und dem Anfangs für jedes Auftreten 1000 Gulden und später noch größere Vortheile gewährt werden mußten, hatte sich allgemach so bereichert, daß er später selbst an der Pacht des Theaters sich betheiligen konnte, wo denn auch Beethoven mit ihm in nicht angenehme Berührung zu treten hatte. Ebenso und wohl noch weit mehr, hatte den musikalischen Virtuosen die Kasse des Fürsten allezeit offengestanden. So gab es natürlich schon seit langem allerhand ökonomische Bedrängnisse, und wenn im Frühjahr 1809 Beethoven seinen Freund Zmaskall zu einer Quartettprobe (von Op. 74) zu Lobkowitz mit den Worten einladet: „Seine Durchlaucht, die zwar meistens mit ihrem Verstande abwesend, sind noch nicht da", so ist hier wohl nicht bloß an die Zerstreutheit zu denken, welche Musiksinnigen überhaupt häufig eigen ist, sondern einestheils mag die stete Geschäftsüberhäufung — jeden Morgen zum Beispiel mußte Castelli über die Theaterangelegenheiten ausführlich referiren —, anderntheils die andrängende Verwirrung der eigenen Verhältnisse Schuld an dieser Verstandesabwesenheit sein, denn auch Reichardt bemerkt schon 1809 ausdrücklich, daß der Fürst „die Errichtung seiner Jünger mit einem Aufwande betriebe, der selbst seine großen Einkünfte weit übersteige". Nun ging obendrein der Krieg wieder unglücklich aus, und Oesterreichs Finanzlage wurde so schlecht, daß bereits mit Ende 1811 der Werth sämmtlichen Papiergeldes auf ein Fünftel herabgesetzt ward!

Damals müssen nun schon die ökonomischen Calamitäten bei Lobkowitz sehr groß geworden sein; denn wie hätte sonst bei der uns bekannten durchaus liberalen und generösen Art des Fürsten und seiner persönlichen Neigung zu Beethoven von ihm auch nur ein Moment angestanden werden können, Beethoven's Gehalt in Einlösungsscheinen, das heißt, nach seiner früheren realen Höhe, weiterzuzahlen? Und doch muß nach einigen Aeußerungen des Meisters in seinen Briefen erst noch ein besonderes Gesuch nöthig gewesen sein. Dann aber bewilligte, wie Beethoven selbst schreibt, der Fürst seinen Antheil von 700 Gulden nach wie vor vollständig. Als nun aber die Katastrophe wirklich eintrat, da konnte natürlich auch an Beethoven zunächst nichts ausgezahlt werden und später selbst die in Anspruch genommene Verwendung des Erzherzogs Rudolph nichts fruchten, denn es trat eben mit der Sequestration der Güter eine fremde Vermögensverwaltung ein. So klagt der Meister am 13. Februar 1824 gegen seinen Freund Brunswick, von seinen Gehalten habe er noch keinen Kreuzer, und auch zu Ende des Jahres heißt es noch gegen Erzherzog Rudolph: „Was Fürst Lobkowitz anbelangt, so

pausirt er noch immer gegen mich, und ich fürchte, er wird nie mehr richtig eintreffen."

Dabei scheint es nun, als wenn der Meister die zarte Rücksicht der Dankbarkeit, die ihm sonst nicht fehlte, diesmal nicht genügend habe walten lassen. Denn das Concept eines Briefes des Fürsten an den Erzherzog, von Prag den 29 December 1814, beginnt mit den Worten: „Obgleich ich mit dem Betragen des Beethoven gegen mich nichts weniger als Ursache habe zufrieden zu sein".... Allein Beethoven selbst steckte damals in großer pecuniärer Bedrängniß und mochte obendrein glauben, einzig mit der Vermögenswaltung, nicht mit dem Fürsten selbst zu thun zu haben, und diese, scheint es, suchte den stipulirten Gehalt in unwürdiger Weise zu kürzen. Denn wie würde sonst am 8. April 1825, als „die Geschichte mit Lobkowitz nun auch beendigt war", Beethoven haben schreiben können, daß sich dabei auch „ein kleines fy, pfui finde"! Und wirklich hören wir, daß von der ohnehin nicht großen Summe von 700 Gulden ein empfindliches Theil abgezogen war. Aber der Rest, nämlich 280 Gulden Conventionsmünze, ist denn auch bis zu Beethoven's Tode richtig ausgezahlt worden.

Schlimmer erging es andern, deren ökonomische Subsistenz fast ausschließlich auf des Fürsten Wollen und Können gestellt war. So dem Cellisten Kraft. Beethoven schreibt an seinen Freund, den Erzherzog Rudolph: „Gestern war der alte Kraft bei mir; er glaubte, daß man ihm in Ihrem Palaste eine Wohnung gäbe, er würde dafür Eurer Kaiserlichen Hoheit so oft zu Diensten sein, als Sie es nur immer verlangten. Zwanzig Jahre sei er jetzt im Hause des Fürsten Lobkowitz, jetzt müsse er auch seine Wohnung räumen, ohne irgend eine Entschädigung dafür zu erhalten. Die Lage des armen verdienten Mannes ist hart, und ich hätte mich gewiß auch einer Härte schuldig gemacht, wenn ich nicht gewagt hätte, sie Ihnen vorzutragen."

Diese Dinge mußten den wehmüthigsten Eindruck auf den so herzensguten Fürsten selbst machen.

Er hatte sich nach Prag zurückgezogen und lebte in der Stille nach wie vor seiner einzigen Liebe, der Kunst, die ihn zu Grunde gerichtet. In dem oben angeführten Briefconcept, wo es heißt: obschon er wenig Ursache habe, mit dem Betragen Beethoven's gegen ihn zufrieden zu sein, fährt er fort, es freue ihn doch als leidenschaftlichen Musikfreund, daß man des Meisters gewiß große Werke nun wirklich zu würdigen anfange: „ich habe hier den Fidelio gehört und war, das Buch abgerechnet, von der Musik, mit Ausnahme der beiden Finale, die mir nicht sehr gefallen, außerordentlich zufrieden. Ich finde sie von einem großen Effect und des Mannes würdig, der sie geschrieben."

Ebenso stellte sich nach kurzer Zeit auch das persönliche Verhältniß der beiden alten Freunde völlig wieder her, und im April 1816, als Beethoven jenes schönste seiner Gesangwerke, den Liederkreis „An die ferne Geliebte" schrieb, drängte es ihn, daraus wieder einmal eine Huldigung für den Fürsten zu machen, indem er es ihm widmete. Doch

ehe er das erste gedruckte Exemplar ihm zusenden konnte, hörte er schon „von unsers lieben verstorbenen Fürsten Tode sprechen". Mancherlei Kummer und Entbehrung der gewohnten Lebensthätigkeit mochten dem edlen Leben vor der Zeit ein Ende gemacht haben. Er starb, nachdem bereits am 24. Januar desselben Jahres auch seine geliebte Gattin heimgegangen, am 21. December 1826, erst 44 Jahre alt.

Im Spätherbst 1829 schreibt der Hofrath Peters, Erzieher der beiden ältesten, früh verwaisten Söhne des Fürsten, in des fast tauben Beethoven's Conversationsheft: „der verstorbene Fürst hat Sie zu würdigen gewußt, selbst den Kindern ist dies geblieben!" Beethoven hat schwerlich widersprochen und erzeigte auch dem ältesten Sohne des Fürsten, dessen ökonomische Verhältnisse natürlich bald wieder geordnet waren, zeitlebens die gebührende Achtung. *)

Von Lobkowitz selbst aber enthält in einfacher Weise das Treffendste jener Bericht des ehemaligen fürstlichen Capellmitgliedes in der „Indépendance", der mit den Worten schließt: „Les prodigalités musicales ont absorbé sa grande fortune, il est vrai, mais il vivra éternellement dans la mémoire reconnaissante des artistes de Vienne."

Allein nicht einzig im Gedächtniß der Künstler — und seien es die der ganzen Welt — wird der Name von Lobkowitz ein dauerndes Fortleben haben; — mehr werden ihn Diejenigen nennen, welchen im Hinblick auf die Entwicklung unsers gesammten geistigen Lebens eine Erscheinung wie Beethoven, der von diesem geistigen Leben neue und tiefste Tiefen aufdeckte, von entscheidender Bedeutung dünkt, und die also Denjenigen wohl zu schätzen wissen, der einem solchen Künstler die stets bereiten Mittel zur Entfaltung seines Genius verschaffen half. Denn wenn schon Joseph Haydn, der Begründer der Instrumentalmusik, es als eine besondere Gunst des Schicksals pries, daß er in seiner ungarischen Einsamkeit, wo ihn Fürst Esterhazy als Kapellmeister angestellt hatte, eben durch dieses stete Zuhandensein eines Orchesters erst sämmtliche Instrumente nach ihrer Eigenthümlichkeit sowohl wie nach ihrer Wirkung im Zusammenklang mit andern habe prüfen und so stets den besten und reinsten Ausdruck für seine Intentionen wählen können, — von welch unendlich höherer Wichtigkeit mußte eine solche Gelegenheit für einen

*) Erst ganz kürzlich habe ich nachstehenden, bisher unbekannten Brief des Meisters vom 8. Januar 1817 gefunden, womit er nun dem Sohne die Exemplare des „Liederkreises" zusandte. „Ich nehme mir die Freiheit, Ihnen diese Dedication zu übersenden, die Ihrem höchstseeligen Vater zugedacht war und leider durch verhinderte Umstände ihm nicht mehr zu Gesichte gekommen", schreibt er an die junge Durchlaucht. „Ich wünsche, daß Sie selbe als ein kleines Dankopfer, welches ich Ihrem höchstseligen Vater darbringen wollte, von mir annehmen wollen. Uebrigens bitte ich Sie, mich unter Diejenigen zu zählen, welche überzeugt sind, daß Sie alle die herrlichen Aussichten und Hoffnungen, wozu Ihr hoher Standpunkt, für so viele Menschen Gutes und Nützliches zu bewirken, Gelegenheit giebt, vollkommen erfüllen werden." Auch existirt in der Familie noch eine kleine Cantate „Abends am 12. April 1823 vor dem Geburtstage Sr. D. des Herrn Fürsten Ferdinand von Lobkowitz", die in den kürzlich erschienenen „Neuen Briefen Beethoven's" ebenfalls mitgetheilt ist.

Beethoven sein, dessen Intentionen eben so unendlich höher gingen, der so unendlich viel mehr als Haydn zu sagen hatte, weil seine große Seele der höheren und höchsten Dinge so unerschöpflich voll war!*) Immerhin möchten die Aeußerungen seines Geistes sich andere Bahnen der künstlerischen Darstellung gefunden haben, und überall würden wir den Wunderlauf seines Genius anzustaunen haben. Allein wer irgend Kunst kennt, und weiß, wie viel daran der practischen Ausführung und andern rein äußerlichen Bedingungen gehört, der wird es zu schätzen wissen, wenn freundliche Hände dem Künstler den Boden zu bereiten suchen, auf dem er die Pflanzungen seines Geistes zum vollen Gedeihen zu bringen vermag.

Und wenn ein Künstler unserer Tage, beim Gedenken an die herrlichen Zeiten der Renaissance in die sehnsuchtsvoll begeisterten Worte ausbricht: „Hier sehen wir die Fürsten und den Adel die Kunst nicht allein beschützen, sondern für ihre feinsten und kühnsten Gestaltungen in der Weise begeistert, daß diese aus ihrem begeisterten Bedürfnisse geradesweges als hervorgerufen zu betrachten sind", so müssen wir „zu den Nachkommen dieses Adels, die die unendliche Anmuth und Feinheit in Mozart's Tonbildungen zu genießen wußten", vor allem auch den Fürsten Lobkowitz rechnen **), den Gönner Beethoven's. Denn wenn Chiron zu Helena sagt: „Den lieb' ich, der Unmögliches begehrt", und wir bedenken, daß Beethoven's Orchestermusik eben solch ein Unmögliches möglich gemacht, das heißt, die scheinbar sprachlosen Instrumente zu einer Sprache beseelt hat, die uns von den verborgensten Tiefen unsers Innern vernehmlich redet und die geheimsten Triebe des Lebens sichtbar aufdeckt; wenn wir diese Ausbildung unserer Kunst ins Auge fassen und diese Möglichkeiten der Entfaltung der Instrumentenfrage übersehen: dann müssen wir wohl in dankender Verehrung des Mannes gedenken, der dieser Hochentwicklung der Musik den wirksamsten Vorschub leistete, indem er der genialsten Kraft, die auf diesem Gebiete erzeugt ward, nicht bloß seine fürstlichen Mittel, sondern zugleich jene „begeisterten Bedürfnisse" der eigenen Natur entgegenbrachte, die „die feinsten und kühnsten Gestaltungen" der Kunst geradewegs hervorufen.

Der Name dieses Trefflichen aber ist Fürst Joseph Lobkowitz!

---

*) „Ich konnte als Chef eines Orchesters Versuche machen, beobachten, was den Eindruck hervorbringt und was ihn schwächt, also verbessern, zusetzen, wegschneiden, wagen", sagt Haydn, und damit vergleiche man, was Beethoven am 4. März 1809 über die beiden Symphonien Nr. 5 und 6 an Breitkopf und Härtel schreibt: „Sie erhalten morgen eine Anzeige von kleinen Verbesserungen, welche ich während der Aufführung der Symphonien (in jenem Concert vom 22. Dec. 1808) machte; als ich sie Ihnen gab, hatte ich noch keine davon gehört — und man muß nicht so göttlich sein wollen, nicht etwas hier oder da in seinen Schöpfungen zu verbessern." Wenn das der Meister der C-moll-Symphonie und der Pastorale nachsagt, wie viel solcher Studien- und Verbesserungsproben mit vollem Orchester müssen vorausgegangen, ehe die instrumentale Meisterschaft wirklich erlangt war!

**) Oper und Drama von Richard Wagner, VII 241.,

# Madame Garrick.

Eine Theatergeschichte von **George Hiltl.**

## I.

An gewissen Vormittagen des Märzmonats des Jahres 1746 konnte man etwa gegen zehn Uhr einen kleinen, äußerst sauber gekleideten und frisirten Herrn bemerken, der durch das südliche Portal der kaiserlichen Hofburg zu Wien schritt, hier angekommen mit zwei oder drei Sprüngen einen Treppenabsatz hinaneilte und dann in den großen, zu ebener Erde gelegenen Saal ging, dessen Fenster die Aussicht auf den Burghof gewährten. Dieser kleine Herr war der Tanzmeister des Balletcorps für die italienische Oper, Herr Cambrini. Er trug ein schwarzseidenes Mäntelchen, unter dem Arme einen grüntuchenen Sack, in welchem die kleine Geige steckte, und in der andern Hand den dreieckigen Hut, den er nicht benutzte, um sich seine äußerst künstliche Frisur nicht zu verderben. Herr Cambrini wurde bei seinem Eintritte in den Saal von einer Schaar junger Mädchen und Knaben begrüßt, die sämmtlich in höchst ausgesuchter, für die Morgenstunde entschieden „verfrühter“ Toilette glänzten. Diese jungen Leutchen befanden sich in dem Alter von sieben bis sechzehn Jahren und gehörten dem kaiserlichen Corps de Ballet an. Sobald Herr Cambrini eine Art von Appell über seine Schaar hatte ergehen lassen, begann er, wenn Niemand der Aufgerufenen fehlte, seine Geige zu stimmen, den Fußboden zu untersuchen, ob er genügend trocken und doch ohne Staub sei, dann commandirte er: Handschuhe an! welchem Befehle sämmtliche Schüler und Schülerinnen genügten. Unter diesen Vorbereitungen war es zehn Uhr geworden. Als der letzte Schlag der Schloßuhr verhallt war, tönte der scharfe Klang einer Glocke und fast in demselben Momente rief Herr Cambrini: „In Ordnung!“ Dann stellten sich die jungen Leute in zwei Reihen auf, so daß die Knaben den Mädchen gegenüber standen. Cambrini nahm auf dem rechten Flügel seiner Schaar Stellung und sah erwartungsvoll zur Hauptthüre, welche von zwei Lakaien geöffnet ward. Nun erschienen zunächst der Edelknaben-Director, Herr von Huyn, mit zwölfen seiner Zöglinge, dann kamen zwei Kammerherren, nach diesen zwei sehr hübsche Kinder in reicher Kleidung, ein Knabe und ein Mädchen, hinter ihnen eine wunderschöne Dame von einem eben so schönen Herrn geführt. Diese Dame war Kaiserin Maria Theresia von Oesterreich, der Herr ihr Gemahl Franz, Titularkaiser, die Kinder vor ihnen der Kronprinz Joseph und seine Schwester, Erzherzogin Mariane. Den Beschluß des Zuges machten drei Hofdamen und die Aja der kaiserlichen Kinder, Gräfin Katharina von Saurau. Sobald das kaiserliche Paar im Saale erschien, verneig-

ten sich alle Schüler und Schülerinnen nebst Herrn Cambrini tief und so regelrecht, daß man nur eine gerade Linie von Rücken und Köpfen gewahrte. Die Kaiserin trat alsdann auf die Kinder zu, sprach sehr freundlich mit ihnen, musterte sie alle und fragte: „Cambrini, es sind doch dieselben?“ „Genau nach Eurer Majestät ausdrücklichen Verordnung“, antwortete der Tanzlehrer. Der kleine Prinz und die Prinzessin nickten den Kindern verstohlen freundlich zu, während die Edelknaben in steifster Positur verharren und die jugendlichen Gesichter in ernste Falten zwingen mußten. Es war also eine Tanzstunde, welche in den Räumen der kaiserlichen Burg in Gegenwart des hohen Paares abgehalten wurde. Um die Sache den kleinen Herrschaften angenehmer zu machen, die graziösesten Vorbilder ihnen zu geben, war eine gewisse Zahl besonders empfohlener und talentvoller junger Leute aus der Balletschule erwählt worden, den Unterricht der kaiserlichen Kinder durch ihre Mitwirkung zu beleben und auch die nöthigen Tanzfiguren ausführen zu helfen. Daß die Kaiserin dabei auf den moralischen Gehalt der Theilnehmer besonders großen Werth legte, versteht sich von selbst und sie ließ deshalb vor dem Beginne einer jeden Unterrichtsstunde die Erwählten Revue passiren, wobei sie stets dem Herrn Cambrini die bereits erwähnte Frage: „Es sind doch dieselben?“ vorlegte. Die Kaiserin war eine so treffliche Mutter, daß ihr sicherlich nicht ein fremdes Gesicht entgangen wäre, und der Eindringling, dessen Persönlichkeit und Leumund ihr nicht bekannt gewesen wären, hätte gewiß den Saal verlassen müssen, da die kaiserliche Mutter nicht duldete, daß irgend eine ihr nicht genau bekannte Persönlichkeit in die Nähe der hohen Sprößlinge komme. Da es wünschenswerth schien, auch die Edelknaben an diesem Unterricht Theil nehmen zu lassen, wurden zwölf der Vorzüglichsten ausgesucht, um die wohlthätigen Anordnungen des Herrn Cambrini und seine praktische Methode der Körperveredelung mit zu genießen. Deshalb fanden sich unter dem weiblichen Personale der Theilnehmer einige junge Damen, welche die Kinderschuhe bereits abgelegt hatten und in jenes reizende Alter getreten waren, das den Uebergang vom Kinde zur Jungfrau bildet. Man konnte doch den jungen Cavalieren keine gar zu unbedeutenden Persönlichkeiten gegenüberstellen, da für die Schönheit und Genauigkeit einer Tanzfigur möglichst gleiche Körpergröße erfordert wurde. Die Herrschaften nahmen in den für sie bereitstehenden Fauteuils Platz. Die Kaiserin gab ein Zeichen mit der Hand und Cambrini ordnete schnell die Touren, dann setzte er seine Geige an, stampfte graziös mit dem rechten Fuße, worauf maschinenmäßig und gleichförmig eine Menuett von dem gesammten höchsten, hohen und niederen Schülerpersonal ausgeführt wurde. Der kleine Kronprinz Erzherzog Joseph hielt sich wacker in der ersten Reihe, nur störte seine Lebhaftigkeit oft genug die Symmetrie, wofür ihm Cambrini einige Verweise zukommen ließ. Der später so berühmte große Kaiser Joseph zeigte schon als sechsjähriger Knabe bei jeder Gelegenheit besonderen Starrsinn, der selbst während des Tanzunterrichtes sich dadurch bemerklich machte, daß der kleine kaiserliche

Tänzer auf Herrn Cambrini sehr wüthende Blicke warf, weshalb ihm die Mutter öfters ein strafendes: „Sephi! Sephi! attention!“ zurief.

Nach der Menuett wurden einige Soloübungen vorgenommen und dann eine Art von Pantomime studirt, um die Körperbewegung sicher und das Tragen des Kopfes recht graziös zu machen. Herr Cambrini hatte dazu ein sehr unschuldiges Sujet gewählt und arrangirt: „Der entflohene Vogel“. Der kleine Erzherzog, ein Edelknabe und eine junge Tänzerin sollten es ausführen. Eine Daphne oder Phyllis, wie sie in den damals beliebten Schäferspielen umherschwirrten, trippelten und hüpften, hatte von einem Myrtill oder Damon einen Vogel zum Geschenk erhalten, worüber sie eine ganz ungeheure Freude ausdrückte. Der kleine Sylvius aber nimmt das Bauer in seine ungeschickten Händchen und läßt den Vogel entfliehen. Ungeheurer Jammer der Phyllis. Zusammentreffen der drei Darsteller, endlich Tanz zur Feier der Flucht des Vogels. Herr Cambrini hatte es möglich gemacht, alle diese Gefühlsmomente durch Stellungen, tactmäßig wiederkehrende Geberden und höchst auswärts gesetzte Füße ausdrücken zu können. Der kleine Schäfer ward durch den Erzherzog repräsentirt, ein Page stellte den Damon vor und zur Phyllis hatte Herr Cambrini eine junge Tänzerin bestimmt, welche bereits sehr glückliche Debüts auf der Hofbühne bestanden hatte. Dieses reizende zwanzigjährige Mädchen hieß Eva Maria Veigel und war die Tochter eines achtbaren Wiener Bürgers, des Johann Veigel. Trotz ihrer Jugend, ihres Talentes und ihrer Schönheit — für ein Mädchen drei sehr gefährliche Eigenschaften — hatte Maria dennoch den lockendsten Anerbietungen der Roués widerstanden, die sich um ihre Gunst bemühten, sie erfreute sich eines ausgezeichnet guten Rufes, weshalb Herr Cambrini sie auch zur Theilnehmerin an dem Tanzunterrichte erkoren hatte. Maria mußte, der Sitte der Zeit gemäß — eine Sitte, die selbst in unsern Tagen noch nicht ganz erloschen ist — ihren deutschen Namen italienisiren. Sie prangte auf den Theaterzetteln als Signora Violetta. Oft schon war in den Kreisen des Hofes von dieser jungen Tänzerin die Rede gewesen und zwar hatten die Kenner des Ballets mit besonderem Enthusiasmus der Person und der Leistungen Violetta's erwähnt. Zu diesen Anhängern gehörte auch Kaiser Franz, der ein großer Freund der Komödie und des Tanzes war. Außerdem hatte der Kaiser verschiedene zärtliche Neigungen, deren Wachsthum die höchst eifersüchtige Gattin stets im Keime zu ersticken suchte; sie war ungeachtet ihrer großen persönlichen Reize dennoch höchst ängstlich besorgt und auf den Alleinbesitz des Herzens ihres Gatten bedacht. Der Kaiser sollte ebensowenig Augen für die Schönheit der Frauen haben, als er Meinungen und Entscheidung in der Politik abgeben durfte. Wer von den Hofleuten diese Eifersucht der Kaiserin kannte, den mochte es nicht befremden, daß die Gesichtszüge Maria Theresia's einen finsteren Ausdruck annahmen, als der Kaiser nach Beendigung der kleinen Pantomime auf Signora Violetta zuging, ihr die Hand reichte und die verbindlichsten Dinge der jungen Schönheit zuflüsterte. Die Kaiserin erhob sich schnell, dankte Herrn Cambrini für

seine Bemühungen und gab das Zeichen zur Beendigung der Unterrichtsstunde. Sie hatte die einzig entscheidende Stimme. Franz sah sich also genöthigt, die Unterhaltung mit Signora Violetta aufzugeben und bald darauf mit seiner kaiserlichen Gemahlin, dem Gefolge, den Kindern und den Edelknaben den Saal zu verlassen. Herrn Cambrini waren diese pikanten stummen Scenen nicht entgangen, da er aber keine Ordres von der Kaiserin erhielt, führte er die Violetta stets wieder vor, und so oft das kaiserliche Ehepaar dem Unterrichte beiwohnte, erfreute sich Violetta der Auszeichnung von Seiten des Kaisers. Sie tanzte während dieser Zeit mit großem Beifall auf der kaiserlichen Bühne, selten fehlte Franz unter den Zuschauern. Der Tanzmeister Cambrini arrangirte die Unterrichtsstunden der kaiserlichen Kinder nach wie vor und hielt sich klüglich fern von dem Amte eines Unterhändlers in der äußerst delicaten Angelegenheit. Schon glaubte er vollständig sicher zu sein; er zweifelte nicht mehr daran, daß eine ernsthafte Gardinenpredigt den allzugroßen Enthusiasmus des Kaisers für Violetta gedämpft habe — als eines schönen Tages die Kaiserin Herrn Cambrini rufen ließ und ihm die Anzeige machte: daß sie für Signora Violetta ein sehr vortheilhaftes Engagement in London erwirkt habe. Es sei ihr Wunsch, diese talentvolle junge Person recht bald dahin abreisen zu sehen und es solle derselben ein ganzes Packet kaiserlicher Empfehlungen mitgegeben werden. Die Familie Veigel ahnte nicht, welche seltsamen Umstände der Tochter diese glänzende Offerte verschafft hatten. Marie wußte sich selbst keinen Grund anzugeben. Da ihr aber eine ehrenvollere Laufbahn eröffnet ward, als sie in Wien jemals einschlagen konnte, unterzeichnete sie den Vertrag und sagte der Kaiserstadt Lebewohl.

## II.

Es war ein schöner Aprilmorgen. Der Wind wehte zwar ein wenig scharf, aber er trieb doch die Regenwolken auseinander, welche sich während der Nachtzeit am Horizonte aufgethürmt hatten, so daß die Sonne bald ihre Strahlen unverschleiert auf die Gegend werfen konnte. Ein reges Leben herrschte in dem Hafen von Helvoetsluys. Die Matrosen kletterten lustig in den Seilen und Leitern der Schiffe auf und nieder, sie besserten unter Gesang die Segel aus, Waarenballen wurden an Bord gebracht, kleinere und größere Schiffe gingen und kamen, eine Menge Menschen wimmelten bunt durcheinander. Vorn an der Spitze des Hafendammes lag ein großes Segelschiff. Von seinem Top flatterte die Flagge der Stadt London. Dieses Schiff hatte schon zwei Mal aus kleinen Böllern Schüsse abgefeuert, Zeichen seiner baldigen Abfahrt. Es war das Passagierschiff, welches die Ueberfahrt für Reisende nach England zwischen Helvoetsluys und Harwich vermittelte. Punkt acht Uhr krachte der dritte Schuß. Eine starke Brise schwellte die Segel und das Schiff ging langsam aus dem Hafen. Sobald das Fahrzeug von den Wogen der See erfaßt wurde, begann auch der Wind schärfer zu wehen. Seine Stöße wurden heftiger, kürzer, und die Passagiere, welche bei der

Fahrt aus dem Hafen noch wenig nach ihren Mänteln gefragt hatten, zogen diese jetzt dichter um ihre Körper, rückten die Hüte tiefer und suchten sich Plätze auf dem Deck, wo sie, vor den Windstößen einigermaßen geschützt, verweilen konnten. Mehreren dieser Passagiere sah man es sogleich an, daß sie selten mit der See in Berührung oder überhaupt in deren Nähe gekommen waren, daß ein Schiff ihnen etwas ganz Neues war. Die Unsicherheit ihrer Bewegungen, das ängstliche Hinausstarren in die Wogen, welche ziemlich hohl gingen, erregten die Heiterkeit zweier jungen Studenten, denen erfahrene Reisende sofort ihr Vaterland, Schottland, angesehen haben würden. Die beiden jungen Leute kamen von Heidelberg, woselbst sie einige Semester den Studien obgelegen hatten, und kehrten nun in die Heimat zurück. Je höher die Wellen gingen, desto lustiger wurden die Schotten und der Eine sang zum Pfeifen des Windes das Marlborough-Lied, was einigen alten Herren recht ungelegen zu kommen schien, da es ihre Unterhaltung störte, die sich um bevorstehende politische Verwicklungen drehte, denn man wollte durchaus wissen, was nunmehr der Prinz Eduard, der Prätendent, beginnen werde, der wenig Monate vorher das Treffen bei Falkirk gewonnen hatte und gegen Culloden vorrückte. Vielleicht ärgerten sich auch die alten Herren darüber, daß die jungen Schotten kein Interesse für die Begebenheiten zeigten, welche in ihrem Vaterlande sich vorbereiteten, weil sie gar keine Notiz von dem Gespräche der alten Herren nahmen, sondern durch die Beobachtung der Passagiere völlig in Anspruch genommen wurden. Besonders scharf fixirten die Schotten ein Männerpaar, welches sich vor dem Winde auf jede nur mögliche Weise zu schützen suchte. Einer der Männer mochte etwa fünfzig bis fünfundfünfzig Jahre zählen, der Zweite war ein wenig jünger. Sie hatten eine dritte Person neben sich, die jedoch von den Studenten nicht erkannt wurde, da ein Mantel sie fast ganz umhüllte. Es kam den Schotten sonderbar vor, daß zwei starke Männer so ängstlich dem Winde auswichen.

„Wer mag es sein, der Dicke dort?“ fragte einer der Studenten seinen Kameraden.

„Es scheint, als wären Beide um die dritte Person in Sorgen“, sagte der Freund. Gerade jetzt kam der Steward vorüber.

„Mein Freund!“ rief ihn der Student an, „sagt doch, wer sind jene Reisenden dort am Compaßhäuschen?“

„Es ist ein hannoverscher Baron, der mit seinem Diener und einem Knaben nach London geht.“

In diesem Augenblicke lüftete der angebliche Baron den Mantel, welcher die dritte Person jener Gruppe verhüllte, und die Schotten stießen fast zu gleicher Zeit ein „Ah!“ der Ueberraschung aus.

„Hast Du je in Deinem Leben einen so bildschönen Jungen gesehen, Dick?“ rief der eine Student.

„Beim Zeus — nein. Es ist ein Engelskopf!“

„Jetzt kann ich mir die Sorgfalt der Begleiter erklären. Wir wollen näher gehen. Es ist am Ende ein verkappter Prinz.“

Allerdings war die Ueberraschung der Schotten vollkommen gerechtfertigt. Man konnte schwerlich eine lieblichere Erscheinung sehen, als sie der schöne Knabe darbot. Er war in ein Wamms von kaffeebraunem Sammet gekleidet. Ein rundes Filzhütchen saß keck und verwogen auf seinen prächtigen Locken, die ganz zwanglos über die Schultern hinabfielen und mit denen der Wind spielte. Seine reizenden Füßchen steckten in zierlichen, von silbernen Schnallen gehaltenen Lederschuhen. Die schottischen Studenten betrachteten den hübschen Knaben mit großem Wohlgefallen, wobei es ihnen jedoch auffiel, daß er sich stets ihren Blicken zu entziehen suchte, stark erröthete und daß der dicke hannöversche Baron sich wie eine Wolke zwischen Sonne und Erde stellte, wenn die Beobachtenden zu lange Zeit ihre Blicke auf den schönen Knaben hefteten. Allmälig trübte sich der Himmel, ein graues Gewölk umzog vollends die nur matt blickende Sonnenscheibe, der Wind ging in einen Sturm über, die Wellen der See peitschten die Planken und den Kiel des Schiffes, es begann zu tanzen und der abscheuliche Moment nahte heran, wo die Reisenden, welche die Qual der Seekrankheit ertragen müssen, sich mit bleichem Antlitz in die unteren Schiffsräume begeben, wenn ihnen noch Kraft dazu bleibt. Der schöne Knabe ward ängstlich. Er schien mit dem Baron über die Nähe einer Gefahr zu disputiren, aber bei dem Heulen des Windes vermochten die Studenten nicht den Ton seiner Stimme zu vernehmen, endlich trennte er sich von seinen Begleitern, schlug leicht den Mantel über und verschwand unter das Deck.

„Alle Hagel!“ sagte der eine Student, „was mag es sein? Die beiden Kerle, von denen der eine Baron sein soll, sind mir verdächtig. Sieh nur, was für Blicke der dicke Bursche schießt.“

„Gehen wir hinunter; vielleicht kommen wir dem Abenteuer auf die Spur.“

Obwol das Schiff heftig schwankte, hielten die Schotten doch ihr Gleichgewicht aufrecht und dirigirten sich gegen die Luke, um hinab zu steigen, als plötzlich der hannöversche Baron emporschnellte, mit sicheren Schritten zur Treppe ging und unter Deck tauchte. Gerade als die Studenten bei der Luke angekommen waren, erschien er schon wieder und ging mit zornigem Blick an ihnen vorüber zu seinem Gefährten, während die beiden Freunde hinabstiegen. Sie vermochten nicht ausfindig zu machen, in welche Cabine der schöne Knabe gegangen war und wollten soeben ihre Forschungen weiter fortsetzen. Aber ein fürchterlicher Wellenstoß warf das Schiff fast ganz auf die Seite und schleuderte Alles, was nicht nach Seebrauch stand, oder im Hängewerk saß, durcheinander. Flüche und Geschrei tobten in dem engen Raume, diese alle übertönte jedoch das Wimmern einer feinen, schallenden Stimme, die aus einer Cabine zu kommen schien. Der Inhaber dieses Stimmchens rüttelte zugleich heftig die verschlossene Thür und bemühte sich vergeblich, das Schloß zu öffnen.

„Es ist der junge Mensch“, sagte Dick, der Student.

„Was wünschen Sie, mein Freund?“ fragte der Andere, dicht zur Cabinenthür tretend.

„Ich bitte, mir zu sagen, ob Gefahr vorhanden ist“, antwortete die Stimme in französischer Sprache.

„Durchaus nicht. Wenn Sie schon öfter auf See gewesen wären, so würde ihnen die kleine Bewegung nicht die geringste Furcht einflößen.“

„Ist mein Onkel nicht hier?“

„Wenn sie den starken Herrn meinen, der mit Ihnen auf dem Verdeck war — nein. Er ist oben.“

„Ich meine ihn. Ach — ich möchte gar zu gern hinaus. Es ist so dumpfig hier.“

„Sie können ohne Sorgen sein. Wir werden, wenn es Ihnen angenehm ist, vor der Thür verweilen; falls sie ernstlicher Hülfe bedürfen, rufen sie nur.“

„Sie sind zu gütig, meine Herren, aber ich darf doch Unbekannte nicht belästigen.“

„Wir erlauben uns, Ihnen unsere Namen und Charaktere zu nennen. Ich bin der Student der Theologie, Carlyle, der andere Herr ist Mr. Richard Kintail, Student der Rechte. Würden Sie uns aber auch Ihren Namen sagen?“

Es entstand eine Pause, dann sagte die Stimme, indem sie fast flüsternd wurde: „Ich — bin — ich heiße Johann Veigel. Ich bin ein Tänzer aus Wien, der in London auf dem Haymarket-Theater seine ersten Versuche machen will.“

Carlyle und Kintail sahen einander an.

„Jetzt hab' ich es heraus“, sagte Carlyle halblaut zu dem Freunde. „Es ist kein Tänzer — es ist eine Tänzerin. Das ist ein verkleidetes Mädchen, man hört es an der Stimme.“

Soeben schickten die Freunde sich an, das pikante Abenteuer weiter zu verfolgen, als die Decktreppe herunterpolternd, über verschiedene seekranke Passagiere kletternd, der hannöversche Baron erschien. Er hatte ohne Zweifel die letzten Worte der Unterhaltung mit der eingeschlossenen, mystischen Person gehört, denn er schob sich zwischen die Freunde und die Cabinenthüre. Sein Gesicht nahm einen drohenden Ausdruck an und indem er eine gebieterische Geberde machte, sagte er in sehr gutem Englisch: „Meine Herren, ich verbitte mir jede nähere Bekanntschaft, die Sie vielleicht mit meinem Neffen anknüpfen möchten. Ich habe ihn nicht nur des Sturmes wegen eingeschlossen, sondern namentlich deshalb, weil ich wünsche, daß er mit Ihnen, die seit heute Morgen ihn höchst unbescheiden fixirten, nicht in Berührung kommen möge.“

Die beiden Studenten hätten sehr leicht dem groben Burschen eine derbe Lection ertheilen können; aber sie begnügten sich, den Vorfall von der komischen Seite aufzufassen, wozu auch die Person des Barons ganz geeignet war. Sie gingen lachend nach Oben. Den hübschen Tänzer sahen sie jedoch während der Fahrt nicht wieder und als das Schiff in dem Hafen von Harwich anlegte, wußte der Baron seinen Pflegebefohle-

nen so zu umhüllen, daß es den Schotten nicht möglich war, die Gesichtszüge noch einmal zu erblicken. Eine Annäherung wurde dadurch vereitelt, daß der Baron und sein Begleiter den verkappten Zögling in ihre Mitte nahmen. — —

Einige Stunden später ging die Postkutsche nach London ab. Es war bereits dunkel und der Baron entdeckte zu seinem nicht geringen Verdrusse, daß die Studenten wieder seine Reisegefährten waren. Glücklicherweise nahmen sie Außenplätze, während er mit seinem Neffen und dem Diener Marken für drei Plätze im Innern gelöst hatte.

Die Postkutsche rumpelte davon und hielt erst in Colchester längere Zeit an, wo in dem großen Wirthshause das Essen für die Passagiere bereit war und frische Pferde vorgelegt wurden. Hier hatten die Studenten Gelegenheit, dem hübschen jungen Manne einen wesentlichen Dienst zu leisten. Die Kellner des Gasthofes, welche zu jener Zeit noch naseweiser sein mochten, als sie es heutzutage sind, schienen sich besonders für den Tänzer zu interessiren. Sie waren unverschämt genug, ganz laute Bemerkungen über sein zierliches Aussehen zu machen und titulirten ihn „Fräulein“. Vielleicht würde daraus gar keine weitere Unannehmlichkeit entstanden sein, hätte der Baron nicht durch sein barsches Wesen die Leute aufgebracht. Er forderte ein besonderes Zimmer, um daselbst mit seinen Begleitern zu speisen, und als die Kellner ihm entgegneten, daß für die Zeit der Umspannung kein Zimmer gegeben werde, tractirte der Baron sie mit „Flegeln“, „Tagedieben“ und dergleichen Ausdrücken, worauf die Kellner wieder mit „Bettelpack“, „ausländischem Gesindel“ antworteten. Diesen Erwiederungen fügten sie neue Bemerkungen über den jungen Mann hinzu und erregten dadurch die Neugierde des anwesenden Publicums, welches ruhig mit ansah, wie die groben Bursche dem jungen Tänzer allerlei Bosheiten und Possen anthaten. Der Baron schien, wie alle Poltrons, mehr ängstlich als energisch, so daß der arme junge Mensch sich in sehr peinlicher Lage befand. Carlyle und Kintail zögerten aber nicht, ihm beizustehen. Kintail, dessen herkulische Gestalt ganz geeignet war, den Kellnern eines Gasthofes Respect einzuflößen, zumal da der Student bereits zwei Krüge Ale und ein gehöriges Stück kalten Roastbeefs vertilgt hatte, erhob sich vom Sessel, nahm seine Reitpeitsche hervor und schlug damit auf die Tischplatte, was einen so ungeheuren Knall verursachte, daß die Kellner wie aufgescheuchte Sperlinge auseinanderstoben. Hierauf stellte Kintail sich in Positur und zog ein martialisches Gesicht.

„Ich sage Euch, Ihr Schlingel“, begann er dann, „daß ich jetzt mit meiner Geduld zu Ende bin und daß ich dem Ersten, der mir den jungen Herrn dort noch ein Mal mit irgend einer Dummheit zu nahe tritt, eine Lection geben werde — Sapienti sat.“

Er setzte sich wieder. Einer der Kellner mochte die lateinische Floskel für eine Entschuldigung der vorher ausgesprochenen groben Reden halten und begann etwas zu stammeln, was einer Entgegnung ähnlich schien. Aber Kintail machte kurzen Proceß. Er packte den Burschen

beim Kragen und warf ihn zur Thür hinaus. Hierauf wurden Alle sehr still und artig, sie bedienten den jungen Mann und seine Begleiter mit größter Achtsamkeit und Höflichkeit. Trotz dieses nicht geringen Dienstes hatte der Baron doch kein Wort des Dankes für die Schotten, welche auch hinlänglich belohnt durch den seelenvollen Blick aus den Augen des jungen Menschen wurden; daß sie ein verkleidetes Mädchen vor sich sahen, daran zweifelten Beide nicht länger. Sie hätten nur viel darum gegeben, wenn die junge Dame ihnen selbst das Geständniß gemacht hätte. Auch dieser Wunsch sollte erfüllt werden, denn als man in London angekommen war und unsere Studenten von dem Außensitze niederkletterten, trat der junge Tänzer auf sie zu. Er reichte Jedem der Beiden die Hand und sagte mit wohltönender Stimme:

„Meine Herren, Sie haben mir einen so großen Dienst erwiesen, daß es unrecht von mir wäre, wollte ich von Ihnen scheiden, ohne Sie meines innigsten Dankes versichert zu haben. Damit ist es aber noch nicht abgethan, ich muß Ihnen auch sagen, wen Sie beschützten. Diese Kleidung ziemt mir eigentlich nicht. Ich bin ein Mädchen, mein Name ist Maria Veigel, genannt Violetta. Ich bin Tänzerin, für das Haymarket-Theater engagirt und es soll mich innig freuen, wenn ich bei meinem ersten Auftreten in London meine Schützer auch unter den Zuschauern sehen würde."

Die Studenten drückten die Hand des reizenden Mädchens und gaben ihr die Versicherung, daß sie stets mit Freuden an das Abenteuer denken würden, daß sie jedoch leider nicht einen Tag mehr in London verweilen könnten.

„Aber", sagte Carlyle*), „welche Rechte hat denn der bärbeißige Baron auf sie, mein Fräulein?"

„Es ist kein Baron", sagte Maria erröthend. „Es ist ein Agent des Haymarket-Theaters, der mich ängstlich, wie eine zerbrechliche Waare behandelt, bis ich an den Director abgeliefert worden bin. Sie können sich von solchen Dingen keinen Begriff machen, aber in gewissem Sinne haben wir Leute vom Theater es nicht besser, als die Negersklaven. Der Agent des Haymarket-Theaters erhält für meine Anstellung eine große Summe. Er hütet mich also wie ein Kerkermeister seinen Gefangenen und auf seinen Wunsch mußte ich Männerkleidung anlegen."

Die Freunde schieden endlich von Maria mit Glückwünschen und dem Versprechen, sie einst wieder aufzusuchen und zu sehen.

## III.

Im December desselben Jahres war die größte Neuigkeit für alle Theaterlöwen: das baldige Auftreten der schönen Tänzerin vom Haymarket-Theater, der Miß Mary Violetta, auf der Bühne von Drury-Lane. Das bildschöne Mädchen, dessen Talent jetzt auf dem großen Theater die Feuerprobe bestehen sollte, erschien in Gesellschaft eines sehr

*) Carlyle ist später berühmt als Kanzelredner und Memoirenschreiber geworden. Violetta sah ihn nicht mehr.

mittelmäßigen Tänzers, Namens Salomon. Alle Logen, das Parterre, die Galerien waren überfüllt. Die Bute's, die Abington's, die Dorset's, die North's — und noch viele andere glänzende Namen waren im Saale vertreten. Der Erfolg, den Maria errang, war ein ganz bedeutender und von Stund' an stieg sie in der Gunst des Publicums. Bis zur Befestigung ihrer Stellung war Maria von den mannigfachen Kränkungen durch den Neid ihrer Colleginnen verschont geblieben, als sie jedoch mit siegender Gewalt ihres Talentes sich Bahn brach, fingen die kleinlichen Intriguen an. Zunächst wurden stets ein paar Colleginnen krank, wenn die Violetta in einem Divertissement auftreten sollte. Die Abänderungen machten das Publicum mißmuthig und verstimmt. Der Solotanz Maria's wurde deshalb mit weniger Beifall aufgenommen. Die Violetta zog sich diese Gehässigkeiten dergestalt zu Gemüth, daß sie ernstlich krank wurde. Sogleich hatten die Kabalenschmieder einen Ersatz für sie bei der Hand. Wie in unseren Tagen, so war auch damals die Parteispaltung in allen Theaterfragen vorhanden. Ein Theil des Publicums jubelte und klatschte den auftretenden Rivalinnen der Violetta entgegen, der andere Theil zischte und trommelte im Interesse der zurückgesetzten Tänzerin — es entstand mit einem Worte der schönste Theaterscandal. Einige Hauptführer der Jeunesse dorée Londons, unter welchen der junge Lord Bury obenan stand, zogen nach dem Schlusse des Theaters vor Burlington House. Der Herzog und die Herzogin von Devonshire, die nobeln Bewohner jenes Hauses, waren nämlich die Beschützer Maria Violetta's und ihnen war das junge Mädchen besonders empfohlen. Vor dem Hotel des Herzogs begannen nun die enragirten jungen Leute einen gewaltigen Lärm zu machen, weil Maria daselbst wohnte. Dieser Unfug hatte weiter keinen Zweck, als der noch immer unpäßlichen Tänzerin zu bezeugen, daß ihre Rivalinnen sich großen Anhangs unter den Spectakelmachern erfreuten. Den Schluß des Tumults bildete eine Prügelei mit den Nachtwächtern und am folgenden Tage hüteten einige der vornehmsten jungen Lords die Betten, weil sie zerschlagene Köpfe davon getragen hatten. Die Herzogin gerieth in Harnisch. In allen Kaffeehäusern wurde die Affaire von Burlington House besprochen und mit den nöthigen Randglossen versehen. So sehr auch der Herzog sein Ansehen in die Wagschale warf, die tumultuirenden Freunde der Tänzerinnen nahmen keine Notiz davon. Endlich schickte die Herzogin ihren Sohn, den Marquis Hartington, als Parlamentair zu den Unruhstiftern und es gelang diesem, den wüthenden Theaterlöwen Lord Bury milder zu stimmen. Maria Violetta war unterdessen vollständig von ihrer Unpäßlichkeit hergestellt. Sie erfuhr erst jetzt die näheren Umstände des Vorgangs, dessen Mittelpunkt ihre Person gewesen war, ohne daß die kleine Tänzerin irgend welche Veranlassung gegeben hatte. Die Herzogin hegte Besorgnisse wegen des ersten Auftretens der Violetta, aber diese besaß ganz erstaunlich viel Muth und rüstete sich für den Abend mit allem ihr reichlich zu Gebote stehenden Liebreiz. Daß die Einnahme der Drury-Lane-Theaterdirection bei dem Wiedererscheinen

der Tänzerin eine glänzende war, versteht sich von selbst, denn alle Parteien hatten ihre Plätze mit wahrhaft ängstlicher Gewissenhaftigkeit besetzt. Die Verwandlung, in welcher Violetta auftreten mußte, war vorüber und plötzlich klappte ein großes Rosenbouquet, eines derjenigen, die vom Decorationsmaler mit ungeheuer umfangreichen Blüthen verziert werden — auseinander und mit graziösem Sprunge erschien aus den Blumen hervorsteigend Violetta auf der Scene. Rauschender Beifall empfing sie; aber die Gegenpartei nahm dies für eine Herausforderung und durch den Beifallsdonner zischte es von verschiedenen Seiten her recht malitiös. Violetta hatte diese Zeichen des Mißfallens nur abgewartet, um ihren Trumpf auszuspielen; sie machte eine allerliebste, halb bittende, halb befehlende Geberde, worauf plötzlich tiefe Stille im Publicum entstand. Diesen Moment der Ruhe benutzte Violetta schnell und trat bis an die Lampenreihe, welche das Proscenium erleuchtete.

„Meine Verehrten", begann sie in englischer Sprache, die sich durch den fremdländischen Accent aus ihrem Munde doppelt reizend anhörte; „meine Verehrten! haben Sie doch Nachsicht mit mir. Mit der Ausländerin, die hier in dem schönen England eine zweite Heimat gefunden. Bedenken Sie, daß ich unschuldig an der Aufregung bin, welche einen Theil des von mir verehrten Publicums ergriffen hat, daß ich sogar bis gestern Nichts von all' den Ereignissen wußte, welche die Folge eines, ohne mein Zuthun entstandenen Theaterconflictes gewesen sind. An jedem Orte ist die Gunst des Publicums für den Darsteller die Hauptsache — besonders aber ist mir die Gunst des Londoner Publicums wichtig, welches mich von meinem ersten Erscheinen an, mit so großer Nachsicht und Güte aufgenommen hat. Diese Güte ist es, welche ich auch heute für mich in Anspruch nehme, indem ich Sie bitte: schenken Sie mir ungetheilten Beifall, wenn ich mich dessen würdig zeige."

Sie trat mit zierlicher Verbeugung zurück. Eine sturmähnliche Beifallssalve erfolgte, die Enthusiasten kletterten auf die Sitze, die Damen winkten mit den Taschentüchern, einige Freundinnen der Devonshires weinten. Noch nie hatte eine Tänzerin zum Publicum gesprochen und hatte man bisher Violetta's Grazie, ihre Kunstfertigkeit bewundert, so war jetzt alle Welt von dem Ausdruck und dem Klange ihres Vortrages und ihrer Stimme bezaubert. Das Orchester setzte schwungvoll ein — die Violetta tanzte, der Beifall raste — die Gegner waren geschlagen und Violetta hatte gesiegt, gesiegt für immer.

Als dieser an Triumphen für die Tänzerin so reiche Abend vorüber war, strömte die Menge wieder nach Burlington House, um der Gefeierten einige donnernde Cheers zu bringen. Unter den Leuten, welche das Drury-Lane Theater verließen, befanden sich zwei Männer, besonders ausgezeichnete Persönlichkeiten, denen die Menge ehrerbietig Platz machte, wiewohl diese Ehrenbezeugung nur dem Einen von ihnen galt. Dieser Eine war David Garrick; sein Begleiter Lacy, der Director des Drury-Lane Theaters. Garrick's gewaltige Augen überflogen die Massen und

er lächelte wohlgefällig, als er an zehn Stellen zugleich den Enthusiasmus vernahm, welchen das Auftreten Violetta's erregt hatte.

„Man sage noch, daß unsere Inselleute kalt und verschlossen sind! Einen solchen Beifall, solch' eine Zustimmung findet man in Paris und Venedig nicht besser."

„Es kommt darauf an", sagte Lacy, „was für Leute dort oben auf den Brettern stehen. Manche quälen sich ab und vermögen nicht einen kleinen Beifall zu erzielen, während in Frankreich und Italien oft schon eine Grimasse genügt."

„Diese kleine Tänzerin war des Beifalls werth. Sie ist reizend", sagte Garrick nachdenkend.

„Gewiß. Ich hoffe, sie mir zu erhalten."

„Sagen Sie: uns, Lacy. Denn es ist mein fester Entschluß: ich übernehme vom nächsten Jahre an mit Ihnen gemeinschaftlich die Führung des Drury-Lane Theaters."

„Wahrhaftig?" rief Lacy erfreut. „Ihre Hand darauf?"

„Hier ist sie. Wir werden uns gewaltig heben."

„Wenn Sie dabei sind, Garrick, zweifle ich keinen Augenblick daran. Sie allein sind ein ganzes Schauspiel — der größte Darsteller Europas — der Erde —"

„Halt, mein Freund, bedenken Sie, daß Sie auch Director sind. Bühnenleiter sollen ihren Darstellern nicht allzu sehr schmeicheln. Wir bleiben beisammen und — wir schließen mit der Violetta einen langen Contract", setzte er hastig hinzu.

„Meinen Sie? Wenn wir aber Shakspeare und das classische Drama beleben wollen, wozu nützt uns diese Tänzerin?"

„Sie haben doch wohl gesehen, daß jene kleine Person sprechen kann? sprechen, mein Freund, wahr, natürlich sprechen, das ist sehr viel, viel mehr als man glaubt. Wenn ich Ihr Mitdirector bin, dann werden wir die Violetta in einer Pantomime vorführen."

„Pantomime? auf der Drury-Lane-Bühne, wo wir so selten Possen spielen?"

„Ja — wir werden eine Idee verkörpern, ein luftiges Gebilde, welches dem Genie unseres Shakspeare entsprang. Seitdem ich heute die kleine Violetta gesehen, steht dieses Bild lebendig vor mir. Die Pantomime soll Frau Mab heißen oder Königin Mab, wie Sie wollen. Dieses Geschöpfchen, welches mit einem Gespann von Sonnenstäubchen in der hohlen Haselnuß sitzend durch die stillen Mondscheinnächte dahin kutschirt, die Schläfer weckt und so reizend ist, daß sie nach Mercutio's Reden: „aus so dünnem Stoff wie Luft" bestehen muß, wenn sie überhaupt da wäre — diese liebliche Hexe muß die reizende Violetto darstellen." — —

## IV.

Drury-Lane war jeden Abend bis auf den letzten Platz gefüllt. Garrick, der erste Director oder „Aufseher", wie sein Titel lautete, war der mächtigste Kassenmagnet. Die Nebenbuhlerschaft des Coventgarden-

theaters war nicht mehr zu fürchten, aber Garrick, der riesenstarke Garrick, hatte seine Kräfte zu hoch gespannt. Wie konnte ein Darsteller, der alle die grausen und erschütternden Momente thatsächlich mit durchlebte, ohne die gewaltigste Vibration seiner Nerven, im ruhigen Geleise bleiben?

„Garrick wird einige Wochen lang nicht auftreten!“ Das war eine der schlechtesten Neuigkeiten für Londons kunstsinniges und kunstgenußsüchtiges Theaterpublicum. Dieser Neuigkeit folgte aber bald eine zweite: „Während Garrick feiert, wird auf dem Drury-Lane-Theater eine Pantomime in Scene gehen: „Königin Mab“. Diese reizende Beherrscherin der Elfen wird von der Violetta dargestellt werden, die vielleicht wirklich von Elfen stammt. Garrick hat ihr selbst diese Pantomime einstudirt.“

Alle Aesthetiker, welche die Stirn runzelten — sie waren zu sehr mit Classicität gefüttert worden — mußten schweigend die Triumphe der Violetta in dieser Rolle mit ansehen. Es ließ sich nichts Reizenderes denken. Maria war in der That eine verkörperte Elfe und der Ausdruck ihres schönen Gesichtes ein so vollkommen sprechender, daß der Lehrer und Director Garrick entzückt in der Coulisse dem Spiel der Tänzerin lauschte.

Violetta erhaschte seine Blicke, wenn sie in ihrem Tanze, in der Pantomime eine Pause machen konnte, und diese Blicke Garrick's belebten noch mehr die Darstellung Violetta's. Sie hatte Tage — Wochen in Garrick's Nähe zugebracht, sie hatte die Augen des größten Menschendarstellers lange auf sich ruhen, jede ihrer Mienen und Bewegungen überwachen, hatte die Strenge und das Wohlwollen in diesen mächtigen Spiegeln der Seele Garrick's blitzen und schimmern sehen — hatte seine Stimme gehört, die bald dem Donner gleich schallte, bald wie Musik zu tönen vermochte.

Als die Unterrichtsstunden vorüber waren, wußte Maria sich wol das Gefühl zu deuten, welches sie für Garrick empfand; aber sie wagte nicht, es selbst leise für sich auszusprechen.

Vierzehn Abende hinter einander drängte sich das Publicum in die Vorstellung der Königin Mab. Nach der vierzehnten Vorstellung kam Garrick in die Loge Violetta's. Er hielt ein offenes Kästchen in der Hand, in diesem Kästchen lag ein Kranz aus goldnen Schilfblättern zusammengesetzt, die Thautropfen daran waren kleine Diamanten.

„Violetta“, sagte er mit bewegter Stimme, „gestatten Sie dem Director des Theaters, Ihnen für die Trefflichkeit Ihres Spiels, für die Erfolge, die Sie mir errungen, ein Zeichen der Erinnerung zu überreichen. Die Blätter dieses Kranzes bergen aber noch Etwas. Es ist ein kleines Blatt Papier, auf welches ich eine Stelle aus Romeo und Julia niederschrieb — freilich mit einigen Veränderungen, welche der unsterbliche Dichter mir verzeihen wird, ich wagte sie — lesen Sie, Violetta, und wenn Sie, wie ich hoffe, diese Worte günstig aufnehmen, dann antworten Sie — wo nicht, behalten Sie den Kranz, die Ehren-

bezeugung für die Künstlerin, zerreißen Sie das Blatt und streuen Sie es in alle Winde."

Er ging schnell hinweg, die betroffene Violetta mit dem Kästchen in der Hand zurücklassend. Zitternd erhob Maria den Kranz. Unter demselben lag ein kleines Zettelchen rosenrothen Papieres, auf welchem von Garrick's Hand geschrieben folgende Worte standen:

„Ich wandte Herz und Sinn
In Lieb' auf ein holdselig Mädchen hin.
O — gieb Dein ganzes Herz zurück mir für das meine,
Und uns Vereinten fehlt zum innigen Vereine
Die heil'ge Trauung nur."

Zwei Tage später wußte ganz London die frohe Kunde, daß Mr. Garrick die schöne und talentvolle Maria Violetta heirathen werde. Aengstlich und vorsichtig gegen etwaige Spöttereien hatte Garrick seinen Freund Edward Moore ersucht, auf seine Hochzeit ein Gedicht zu machen, in welchem Garrick's Charakter von den zu geschwätzigen Damen durchgehechelt wurde. Der berühmte Schauspieler suchte dadurch den Spöttereien zuvorzukommen, die jedoch vollständig ausblieben und zu denen keine Veranlassung vorhanden war. Der tadellose Ruf beider Gatten, ihre Bedeutung in der künstlerischen Welt, ihr Lebensalter — Alles dieses verschaffte dem Ehebündniß Garrick's allgemeine Zustimmung. Das Publicum bezeugte seinem Liebling die herzlichste Theilnahme und zwar in halb ernster, halb launiger Weise, als Garrick nach seiner Verheirathung zuerst wieder in der Rolle des Benedict in „Viel Lärm um Nichts" auftrat. Jede Anspielung auf Heirath und den Ehemannsstand Garrick's wurde lebhaft applaudirt. Garrick's Ehe war eine sehr glückliche und kurz bevor er in den Armen seiner Gattin, der ehemaligen Tänzerin Violetta vom Wiener Hoftheater, starb, konnte er die merkwürdige Erklärung machen, daß er in den achtundzwanzig Jahren, während welcher sie vereinigt gewesen, nicht einen einzigen Tag getrennt von ihr zugebracht habe. Madame Garrick, die Violetta, erbte den größten Theil seines ungeheuren Vermögens. Spätere Heirathsanträge hochgestellter Männer lehnte sie ab. Sie starb, fast 98 Jahre alt, am 16. October 1822 zu London



Emil de Girardin.

# Emile de Girardin.

Wie das Bild eines Sternes für unser Auge noch eine Weile über dem Horizont zu stehen scheint, wenn der Stern selbst bereits hinabgesunken ist, so dünkt dem Auslande die Pariser Presse fortdauernd als ein achtungs- und beachtenswerthes Moment des politischen Lebens in Frankreich, obgleich in Wahrheit nicht Ein französisches Blatt der Gegenwart auf irgend welche thatsächliche Bedeutung Anspruch machen kann. Die Namen der früher einflußreichen Journale sind wieder als Aushängeschilder hervorgesucht worden, aber der alte Geist ist nicht von Neuem aufgelebt. Wer trägt die Schuld? Die Regierung oder die Journalisten? Beide in gleichem Maße: denn gegen eine gesunde, mannhafte Opposition vermöchte dieses Gouvernement nicht Stand zu halten und unter anderem System würde eine solche Presse nicht bestehen können. Nur einmal nach je fünf Jahren ist das Volk zur Ausübung eines politischen Actes berufen, in der Zwischenzeit ist ihm jede Theilnahme an den öffentlichen Geschäften durch die Verfassung unmöglich gemacht. So erklärt sich, daß in Frankreich Parteien nicht existiren; ohne eine bestimmte Partei aber, als deren Vertreter es kämpft und gilt, ist ein Journal gleich einer Windmühle, der es an Wind gebricht.

Am meisten hervorragend unter ihnen, welche nur von der Donquichoterie als furchtbare Riesen können betrachtet werden, ist in diesem Augenblicke die „Liberté", weil an ihrer Spitze ein Mann sich findet, der niemals einer Partei angehörte oder anzugehören Willens war, sondern „sein Schicksal sich selbst geschaffen" hat. Was ihn vor allen seinen Collegen auszeichnet, ist, daß er eine eigne Meinung besitzt und für dieselbe mit Eifer, Treue und unleugbarer Genialität kämpft; daß er im geraden Gegensatze zu den Uebrigen abgesagter Feind der Trivialität und schwärmerischer Verehrer des Paradoxen ist; und endlich daß er, ebenfalls eine Ausnahme, um Lob oder Tadel, Anerkennung oder Herabsetzung, Erfolg oder Scheitern nicht im mindesten sich kümmert. Das Alles paßt einzig auf Emile de Girardin.

Er wurde am 22. Juni 1806 zu Paris geboren. In die Geburtsregister eingetragen als „Sohn eines unbekannten Vaters und des Fräuleins de Lamothe, Weißnäherin (lingère), Tochter eines Herrn de Lamothe, wohnhaft zu Mans" — lauter nicht existirende Personen — führte er den Namen Emile de Lamothe bis zum 22. Juni 1827, Tag seiner Mündigkeit, wo er zum ersten Male Emile de Girardin sich nannte. Sein Vater — wie aus dessen eigener Erklärung vor der Commission der Deputirtenkammer hervorgeht — war der General Graf Alexander

de Girardin; seine Mutter — Fräulein Adélaide Marie Fagnau, Tochter des, wie man heute sagen würde, Unterstaatssecretairs im Finanzministerium unter Louis XVI. Sie heirathete mit sechzehn Jahren den Rath am Pariser Appellhofe Dupuy, der durch seinen Reichthum sich auszeichnete, wie sie ihrerseits durch Schönheit. Ihr von Greuze gemaltes Portrait ist als „jeune fille à la colombe" allgemein bekannt. Der junge Emile war bis zu seinem neunten Jahre, d. h. zur Verheirathung des Grafen Girardin, Gegenstand der theilnehmendsten Zärtlichkeit seiner Eltern; allein von da ab verfolgte Frau Dupuy mit Leidenschaft den Plan, in dem Kinde jede Erinnerung an seinen wahren Ursprung zu verwischen und auszulöschen. Statt der bisherigen glänzenden Erziehung in Paris erhält er ein Unterkommen bei einem Stallknecht, Darel, des Gestütes du Pin. Allein es giebt Eindrücke, die unvertilgbar sind. Durch Vermittelung der Vicomtesse de Senonnes wird ihm 1824 eine keine Stelle im Ministerium des königlichen Hauses, die er aber mit dem Rücktritt des Ministers bald wieder verliert. Er geht nun als Lehrling in das Comptoir eines Börsenagenten, wo er verweilt, bis er die Hälfte seines aus 1200 Frs. Rente bestehenden Vermögens eingebüßt hat. Was ihm bleibt sind seine 20 Jahre und 6500 Frs. Capital. Vergebens meldet er sich zum Eintritt in die Armee: das ärztliche Gutachten erklärt ihn für zu schwächlich. Um nur Etwas zu thun, schreibt er, ohne Hoffnung sich jemals gedruckt zu sehen, die Geschichte seiner unverschuldeten Leiden, den Haß seiner Mutter, den kalten Stolz seines Vaters. Doch es findet sich ein Verleger des „Emile" und das kleine Buch, von Jules Janin, etwas überschwänglich als Meisterwerk bezeichnet, erregt so großes Aufsehen, daß der Minister des Innern, de Martignac, den 22jährigen jungen Mann zum Inspector der Schönen Künste ernennt, — allerdings ein Titel ohne Mittel, ein Amt ohne Pflichten. Doch Girardin hatte bereits in sich selber die Quelle entdeckt, welche für ihn zum Paktolus wurde und bis heutigen Tages, wenn auch schwächer fließend, noch nicht ganz versiegt ist; er rief Journale ins Leben, wie sie den Bedürfnissen der großen Menge entsprachen. Mag er hieraus materiellen Gewinn, wie groß immer, gezogen haben: noch größer war das Verdienst, welches er um die Aufklärung des Volkes sich erwarb; denn er lehrte es lesen und Lust am Lesen finden. Heute liegt weit dahinten die Zeit, in welcher der „Voleur" auftauchte, ein Blatt, das sich zur Aufgabe stellte, aus allen anderen das Interessanteste zu „stehlen" und natürlich um ein Geringes wieder an den Mann zu bringen; es hat seitdem tausende von Nachahmern gefunden! Nächst dem „Voleur", sobald dessen Erfolg gesichert war, brachte Girardin die „Mode", in deren Spalten Balzac, Eugène Suë und George Sand ihre ersten Arbeiten veröffentlichten. Die Julirevolution läßt Girardin seinen Antheil an diesen beiden Blättern verkaufen, aber schon im folgenden Jahre — er hatte am 1. Juni 1831 Fräulein Delphine Gay geheirathet — tritt er mit einem Plane hervor, den das Bürgerkönigthum als unersprießlich zurückweist, kaum 30 Jahre später der

Napoleonismus mit Hast aufnimmt. Er schlug nämlich Casimir Périer vor, den „Moniteur universel“ für die Regierung anzukaufen, den Abonnementspreis des amtlichen Blattes von 80 auf 18 Francs, den Preis der einzelnen Nummern auf 5 Centimes herabzusetzen. Um darzuthun, daß der Zweifel an der Bedeutung der Wohlfeilheit unbegründet sei, giebt er nun das „Journal des connaissances utiles“ heraus und gewinnt binnen Jahresfrist 230,000 Abonennten. Auch dieses Unternehmen bleibt nicht vereinzelt, sondern wird nach verschiedenen Richtungen mit unleugbarem Glück von ihm ausgebeutet. Schon um jene Zeit verlangt er vom Generalpostdirector Aufhebung der elf verschiedenen Porto-Zonen und Einführung einförmigen Satzes, — ein Verlangen, das als „chimärisch“ bezeichnet wird, doch 1840 von Rowland-Hill in England durchgefochten wurde. 1834 sendet ihn der Bezirk von Bourganeuf (Departement Creuse) in die Deputirtenkammer und hier schließt er sich den „Unparteiischen“ an, welche den sehr wenig charakteristischen Namen „tiers parti“ angenommen hatten. Neue schriftstellerische und buchhändlerische Speculationen, wie das auf 100 Bände angelegte „Panthéon littéraire“, die wohlfeilen Romane und kleinen Handbücher gelingen so vollständig, daß Emile de Girardin sich stark genug fühlt, am 1. Juli 1836 „La Presse“ erscheinen zu lassen, ein politisches Tageblatt, das nicht mehr 80 Frs., sondern nur 40 Frs. jährlich kostet. Ihn leitete hierbei der Gedanke: der Ertrag der bezahlten Anzeigen steht im geraden Verhältniß zur Anzahl der Abonnenten; daher Herabsetzung des Preises, um die größtmögliche Menge Abnehmer zu finden. Die Aufregung, welche durch diese furchtbare Concurrenz bei den übrigen Journalen hervorgerufen wurde, war unbeschreiblich; denn nicht nur die materiellen Interessen kamen ins Spiel, sondern es wurde auch eine der empfindlichsten Stellen des Nationalcharakters schwer verletzt. Die Franzosen nämlich werden vielleicht in 50 Jahren die politische, in 100 Jahren die religiöse Freiheit sich erringen; aber wann sie die Freiheit der Ideen zulassen werden, ist gar nicht abzusehen. Frankreich gilt — nach Sainte-Beuve's richtigem Ausspruch — für das Land der Neuheiten und ist doch mehr als jedes andre das Vaterland der Mißbräuche, voll geistiger Trägheit und Apathie. Die Routine, das Hergebrachte ist der unsterbliche Gott, welcher durch das Decretiren einer neuen Religion nicht im mindesten von seinem Ansehen eingebüßt hat. Deshalb konnte das Edict von Nantes wieder aufgehoben werden, der 18. Brumaire begeisterte Lobredner finden, der Gedanke an die Rheingrenzen zur fixen Idee sich gestalten. Dieselbe Erscheinung zeigt sich auf beschränkteren Gebieten Tag für Tag. In den dreißiger Jahren nun war das Journal der Mittelpunkt der geistigen Interessen; in den politischen Tageblättern wurde der Streit zwischen dem alten und dem jungen Frankreich durchgefochten; die Faits divers und das Feuilleton hatten den Salon getödtet, das Redactionszimmer war das Entrée zu dem Ministerbureau . . . Mit einem Male sahen diese Ritter vom Geiste, daß einer der Ihrigen zum Geschäftsmann sich herabwürdigte, hörten sie das Wort:

Mögt ihr vor dem alten Karren
In den alten Gleisen traben,
Doch die Weisen wie die Narren
Wollen ihre Freiheit haben.

Das war ihnen zu viel. Und gerade Derjenige, welcher sich für den Freisinnigsten und Republikaner im Sinne der Vereinigten Staaten hielt, trat auf gegen den ersten französischen Yankee: Armand Carrel und Emile de Girardin geriethen aneinander. Am 22. Juli 1836 standen sich „National“ und „Presse“ mit geladenen Pistolen gegenüber. Girardin wird durch den linken Schenkel geschossen, Armand Carrel sinkt tödtlich getroffen zu Boden. L'âge d'or der Presse, sagt man, war besiegt durch l'âge d'argent.

Nach dem Siege fehlte es nicht an Anfechtungen von Seiten der Freunde des Gefallnen. Basilio's Recept befolgend, wurden allerhand verleumderische Gerüchte über Girardin heimlich in Umlauf gesetzt, sogar Klagen vor Gericht angebracht, schwere Beschuldigungen gegen ihn vor seinen Wählern in der Deputirten-Kammer laut ausgesprochen. Allein dies Alles wendete sich später nicht so sehr gegen den Journalisten wie gegen den Politiker, der beinahe und glücklicherweise gezwungen wurde, jetzt statt der Pistole die Feder zur Hand zu nehmen, um seinen Charakter wie seine Ideen zu vertheidigen. In der That hatte Girardin bis zu den vierziger Jahren mehr als Director denn als Redacteur bei der Herausgabe der verschiedenen Zeitschriften sich betheiligt. Aber zu wiederholten Malen von dem Bezirk Bourganeuf in das Palais Bourbon gesendet und ohne Anlage zum Redner, benutzte er sein eigenes Blatt als Tribüne und veröffentlichte eine Reihe von Artikeln, die unter pikanten, stets knapp formulirten Titeln die allgemeine Aufmerksamkeit erregen und durch klaren, gesunden Menschenverstand eben so sehr wie durch die Aufrichtigkeit des Gesagten anziehend wirken und Einfluß üben. Was er als Abgeordneter durch den Mangel an oratorischem Talent verlor, wurde ihm anderseits reichlich ersetzt durch seine Indifferenz gegen die Schönrednerei und Phrasendrescherei seiner Collegen, wie Taubstumme durch Schärfe des Gesichts entschädigt werden. Er hatte den richtigen Blick für die Bedeutung der Ereignisse des Jahres 1847, aus denen mit unerbittlicher Logik die Februarrevolution sich entwickeln mußte, doch weder die Opposition noch die Majorität beachtete den Führer der „parti des conservateurs progressistes“, so daß er sich entschloß am 14. Febr. 1848 seine Entlassung als Deputirter zu geben mit folgender Motivirung: „Zwischen der intoleranten Wahrheit und der inconsequenten Minderheit ist kein Platz für Einen, der nicht versteht: die Gewalt ohne Initiative und Fortschritt, die Opposition ohne Kraft und Logik.“ Am Morgen des 24. Febr. begiebt er sich nach den Tuilerien, den König über den schweren Ernst der Stunde aufzuklären. Ihm begegnet Thiers, damals Conseilspräsident und bittet ihn, in der Druckerei der „Presse“ eine von dem Ministerium gefertigte Proclamation abziehen zu lassen. Girardin eilt diesem Verlangen zu entsprechen, aber die Proclamation wird kaum gelesen, mit Spott und Geheul von der

Menge aufgenommen und zerrissen. Sofort läßt er eine andere drucken, die in vier Zeilen fordert: Abdankung Louis Philippe's, Regentschaft der Herzogin von Orleans, Auflösung der Kammer, allgemeine Amnestie Er trägt das Blatt zum Könige. Louis Philippe dankt ab und beauftragt Girardin, das Volk hiervon in Kenntniß zu setzen. Zu spät! . . .

Das Gewehrfeuer der Municipalgarde übertönt seine Stimme. Er eilt nach dem Palais Bourbon, kommt rechtzeitig an, um mit einer dreifarbigen Fahne, entrissen einem der Stürmenden, die Herzogin von Orleans sicher hinauszugeleiten und wohnt der Einsetzung der provisorischen Regierung bei. Am nächsten Tage bringt die „Presse" seinen berühmt gewordenen Artikel „Confiance! Confiance!", das Programm der honnêtes gens und bons citoyens: aus der polemisirenden oppositionellen Zeitung wird das „Journal conservateur de la République". Um die aufgeregten Geister zu beschäftigen, nimmt Girardin seine Zuflucht zur Devise: „une idee par jour!" und führt sie wochenlang durch, immer in gleicher Linie schreitend mit dem Poeten an der Spitze des Staates. Doch Lamartine hatte von Tyrtäos nicht gelernt, der Republik den Sieg zu erringen. Nach dem Ausdruck Sir Henry Bulwer's waren die Barbaren unter Orpheus Leitung ins Land gebrochen, aber die Chöre ließen sich zu theuer bezahlen.

Résistance! Résistance! wurde jetzt das Losungswort der „Presse", Widerstand gegen die maßlosen Forderungen der Menge, die bodenlose Schwäche der Regierung, und sofort schlug die bisherige Popularität Girardin's in das Gegentheil um, selbst sein Leben war in Gefahr, doch nichts konnte ihn bewegen, seine Ueberzeugung zu verleugnen und wenigstens zu schweigen. Die Bourgeoisie erkannte diese Festigkeit an, indem sie ihm bei den Pariser Wahlen 70,000 Stimmen gab, während freilich auf Proudhon 77,000 sich vereinigten und diesen in die constituirende Versammlung schickten. Die Junitage setzten die Regierung in Stand, an Girardin sich zu rächen: er wurde auf Cavaignac's Befehl am 25. Juni verhaftet, nach der Conciergerie gebracht und elf Tage ohne bekanntgewordenen Grund streng abgesperrt gehalten. Die „Presse" wird unterdrückt und darf erst nach sechs Wochen wieder erscheinen. Und nun beginnt eine Reihe von Artikeln „le général Cavaignac devant la Commission d'enquête", die am 24. October 1848 gipfeln in dem Vorschlage der Candidatur Louis Napoleon's zum Präsidenten der Republik.

Welchen Antheil an dem Erfolge der Prinz dieser mächtigen Stütze verdankt hat, ist zur Genüge bekannt; aber es darf nicht unbemerkt bleiben, daß der Director der „Presse" das Amt eines Polizeipräfecten von Paris, des Generalpostdirectors wie eines Gesandten am Hofe beider Sicilien trotz wiederholten Andringens abgelehnt hat, mit der Versicherung, er werde niemals eine Stellung einnehmen, welche ihm nicht gestattet, seine eigenen als richtig erkannten Ideen zur Anwendung zu bringen. Wie erscheinen ihm gegenüber die Billault, Rouher, Baroche, Dupin, Troplong u. s. w.

Nicht lange und Girardin gehörte zur entschiedensten Opposition

gegen den früheren Schützling, was allerdings seiner Ehrenhaftigkeit mehr als seinem politischen Scharfblick zum Ruhme gereicht. Gleich seinem Freunde Lamartine hatte er an die politische Reife der Franzosen geglaubt, als ob sie endlich gelernt hätten, den Rauch der Essen dem Pulverdampf der Geschütze, das Sausen des Webstuhls dem Schall der Trompete, dem Trommelwirbel vorziehen. „Paris in Amerika" wird noch lange eine Ironie bleiben! Doch noch weniger zu begreifen ist das Vertrauen in die Versprechungen des Prinzen: wo in aller Welt hat jemals ein nicht liberaler Prätendent existirt? Und wo war einer zu finden, der nach der Erfüllung seiner Prätensionen die früheren „Prophezeiungen" zur Wahrheit gemacht hätte? Allein Girardin zögerte nicht, seinen schweren Irrthum einzusehen und, wie es ihm Gewohnheit ist, einzugestehen. Er leistet in der Deputirtenkammer durch Gesetzesvorschläge der Reaction activen Widerstand, und passiven als Journalist, indem er am 2. Decbr. 1851 das Erscheinen der „Presse" suspendirt, um einen allgemeinen politischen Strike herbeizuführen. Durch richterliches Urtheil gezwungen, sein Blatt fortzusetzen, nimmt er am 12. Decbr. die Redaction wieder auf, jedoch in einer Weise, daß der Prinz-Präsident sich gemüßigt findet, den ehemaligen Protector mit andern Deputirten zeitweise aus Frankreich zu verbannen.

Zurückgerufen nach Paris durch den Tod seiner Schwiegermutter, wird Girardin auf's Neue getäuscht durch die am 27. März 1852 an die Deputirten gerichteten Worte Louis Napoleon's: „conservons la république!" Er übernimmt wieder die Redaction seines Blattes und hebt binnen wenigen Wochen die Zahl der Abnehmer von 12,000 auf 42,000. Durch drei Verwarnungen — schon zwei würden hingereicht haben, ihn den Weg nach Cayenne wandern zu lassen — uneingeschüchtert, legt er fortdauernd Zeugniß ab von dem Unmuth über die abermalige Täuschung seines Vertrauens, bis er am 23. Septbr. 1854 in officiöser Weise bedeutet wird, eine Reihe von Artikeln „l'Ornière des révolutions" nicht weiter zu führen, widrigenfalls würde die „Presse" unterdrückt werden. Die Interessen zu Vieler waren dabei gefährdet, als daß er nicht einen solchen Wink mit dem Laternenpfahl hätte beachten sollen; und wie bedeutend seine eigenen waren, geht daraus hervor, daß er bald nachher seine 40 Actien des Journals für 800,000 Frs. verkaufen konnte.

Die von 1836—1856 geschriebenen Artikel wurden in zwölf starken Bänden unter dem Titel „Questions de mon temps" gesammelt. Sie bilden eine in ihrer Art einzige Geschichte des genannten Zeitraums; nicht eine Frage, wie geringfügig oder bedeutend sie sein, welchem Gebiet immer sie angehören mochte, bleibt unbeachtet und unbeleuchtet; jede Thatsache findet Commentar und Kritik, für jedes Uebel wird ein bestimmtes Heilmittel vorgeschlagen. Wahrhaft bewundernswerth ist die Frische, Schärfe, Vielseitigkeit, Schlagfertigkeit und Furchtbarkeit dieses Geistes. Der Styl ist nicht immer akademisch, an Wiederholungen fehlt es ebensowenig wie an Widersprüchen: allezeit aber ist die Absicht edel,

das Gesagte mit der Wärme der Ueberzeugung vorgetragen. Außerordentlich zahlreich sind die Wahrheiten über die wichtigsten Gegenstände, wenn auch oft als Paradoxen erscheinend, weil sie nicht für den Augenblick und die nächste Zukunft passen. Deshalb konnte der Dichter der „Harmonien" sagen: „chez Girardin le paradoxe, c'est la vérité vue à distance." Ein Lobspruch, der um so schwerer ins Gewicht fällt, wenn man sich erinnert, daß in der „Geschichte der Girondisten" das Ideal als in die Ferne gerückte Wahrheit definirt wird.

Ueber die Menge von Plänen, welche Girardin gleichsam aus dem Aermel schüttelte, ist oft gespöttelt worden; allein ohne für sie auch nur annähernd Unfehlbarkeit vindiciren zu wollen, läßt sich doch fragen: beweist der Spott etwas gegen sie? Eines Tages — so wird erzählt — kam zu Delphine Gay eine ältere Dame, welche über die Verwirrung nach der Februarrevolution den Kopf schüttelte und mit verzweifeltem Blicke gen Himmel seufzte: „nur der da oben weiß zu helfen!" — „Ja", entgegnete Frau v. Girardin, welche ihren Gemahl in dem Arbeitszimmer der ersten Etage auf- und niederwandeln hörte, — „er ist eben mit einem neuen Plane beschäftigt . . ."

Ein Mangel, der allen Vorschlägen Girardin's anhaftet, ist das Vertrauen auf den gesunden Verstand Aller, die unüberwindliche Kraft der Logik und den guten Willen der Regierenden wie der Regierten. Er übersieht, daß in der Politik nicht, wie in der Geometrie, die gerade Linie der kürzeste Weg zwischen zwei Punkten ist, und daß in ihm anders als sonst in Franzosenköpfen die Welt sich malt. Ihm ist die Geschichte nicht eine Lehrerin, sondern das Bild des Vergangenen, welches, weil vergangen, werthlos geworden und unbrauchbar zur Grundlage der Zukunft. An das Bestehende anknüpfen, dünkt ihm lächerlich, den Verhältnissen Rechnung tragen — ein Zeichen der Schwachheit; das Jetzt eine tabula rasa, auf welche die auserlesenen Geister ohne Weiteres ihre Zeichen eintragen können. Verführt durch seine glänzenden Erfolge bei materiellen Unternehmungen, glaubt er auch als Staatsmann praktisch zu sein, während er Idealist im höchsten Grade ist, und dieser Eigenschaft verdankt er, sich selber unbewußt, die Fortdauer des Interesses an Allem, was seinen Namen trägt, — freilich eines Interesses, das mit Curiosität beinahe identisch ist. Seine Artikel sind niemals langweilig. Er macht die Gegner vielleicht ungeduldig, zornig, wüthend; aber man wird ihn nicht unbeachtet können bei Seite schieben. Im März 1848 versammelten sich Nachmittags um 4 Uhr — die Stunde des Erscheinens der „Presse" — vor den Bureaus beträchtliche Gruppen von Arbeitern, welche so viel Exemplare, wie ihr Geldbeutel erlaubte, ankauften und auf der Stelle zerrissen, als könnten sie hierdurch die Verbreitung der Girardin'schen Worte verhindern. Und da dieses Mittel nicht wirksam sich erwies, wollten sie den Schreiber selbst aus dem Wege räumen, aber Kühnheit und Geistesgegenwart retteten den hart Bedrohten aus augenscheinlicher Todesgefahr. . . Alles in Allem genommen, ist er der Journalist in des Wortes bester Bedeutung, wie Frankreich

keinen zweiten aufzuweisen hat. Es giebt deren, die ehrlich, andere die geistreich, wieder andere, die schlagfertig oder liberal oder unabhängig oder amüsant sind: Girardin allein vereinigt in sich diese Eigenschaften sämmtlich.

Fast neun Jahre hindurch lebte er zurückgezogen von der Tagespresse. Er gab wohl einige Artikel in der „Gazette de France", dem „Courrier de Paris", veröffentlichte ein halb Dutzend Broschüren über brennende Fragen, indessen war er nicht so recht in seinem Elemente, er fühlte sich beengt und gab gewiß gern nach, als man ihm gegen Ende 1862 die politische Leitung der „Presse" wieder antrug. Nichts an ihm schien verändert. Dante's Wort: „Cercando il vero" — seine Parole; „Alles durch die Civilisation, Nichts durch die Revolution" — sein Feldgeschrei. Aber das Kaiserreich liebte jetzt so wenig wie früher den „Sucher nach Wahrheit". Wieder mußte er die „Presse" verlassen, wenn nicht ihre Existenz durch Gewalt unterdrückt werden sollte. Auf eigene Kosten gründete er die „Liberté", und dort, von Privatinteressen ungehemmt, folgt er seinen Eingebungen, etwa wie ein reicher Sonderling beim Bau eines Hauses jedes Fenster, jedes Portal in anderem Style ausführt. Bald begeistert er sich für den Congreß und den ewigen Frieden, bald fordert er die Rheingrenzen und Krieg gegen Rußland; heute Kosmopolit, morgen Kirchthurmpatriot und Chauvin vom reinsten Wasser. Man braucht gegen ihn nicht zu polemisiren, nur acht Tage Geduld und er widerlegt sich selbst. So liefert er einen prächtigen Beweis zu seiner Lieblingsthese: unbedingte Straflosigkeit, weil unbedingte Bedeutungslosigkeit der Presse. „Die Presse", sagt er, „ist nur ein eingebildeter Nebel, man lasse sie nur sprechen und sich widersprechen, um Alles zu neutralisiren; die Macht, deren sie sich rühmt, ist Prahlerei und Gemeinplatz; alle diese Tyrannen der öffentlichen Meinung sind nicht mehr als die Fliege in der Fabel (le coche et la mouche). . . Was sind alle diese Journalartikel? Kaum Stäubchen, die der Wirbelwind aufjagt und selbst wieder niederschlägt. Der wahre Name der Presse ist nicht die Presse, sondern das Vergessen. Wer erinnert sich noch morgen des Artikels von heute?"

Hatte einst ein Kretenser versichert, daß alle Kretenser Lügner seien, so darf jetzt ein Mann, dessen Lebensluft die Journalistik ist, der nur der Tagespresse seine Stellung und Bedeutung verdankt, mit gleichem Anspruch auf Glaubwürdigkeit dem Journalismus jeden Werth absprechen. Dennoch liegt etwas Wahres in Girardin's Worten: er selbst wenigstens scheint für das, was er geschrieben hat, kein Gedächtniß zu besitzen. Aber wozu alsdann die „Questions de mon temps" sammeln? Bei jedem Andern würde man von Inconsequenz sprechen; der Monat April hat sich den Ruf der Unbeständigkeit nur dadurch erworben, daß er beständig unbeständig sich erwies. Und rückblickend auf seine gesammte publicistische Thätigkeit, die Fruchtlosigkeit seiner eifrigen Bemühungen, mag gerade Girardin zu der Ueberzeugung des Dichters gelangt sein:

Aller Sprachen alle Silben
Sind nicht ein einzig zeugend Wort.

---

Vor einigen Jahren wagte sich der Journalist κατ ἐξοχήν auch auf die Scene der Comédie française. Den Anlaß dazu gab wohl die erneuerte Durchsicht einer 1854 erschienenen Arbeit über „la liberté dans le mariage, par l'égalité des enfants devant la mère." Er wird, äußerem Vernehmen nach, in nächster Zukunft denselben Gegenstand, ausführlicher behandelt, vor das große Publicum bringen, so daß Eingehen auf die früher entwickelten Ansichten kaum noch am Platze wäre; literarische Bedeutung hat der Verfasser selbst für „le supplice d'une femme" und „les deux soeurs" nicht in Anspruch genommen.

Nachdem am 29. Juni 1855 die geistvolle Delphine Gay gestorben war, verheirathete sich Girardin zum zweiten Male mit Fräulein Mina Brunold, Gräfin von Tiefenbach, Tochter der Gräfin von Tiefenbach, Witwe des Prinzen Friedrich von Nassau, — einer Deutschen. Ihr Haus — rue Pauquet 40 — ist eines der elegantesten und gastfreundlichsten von Paris, und Jedem wird es leicht gemacht, von der gewinnenden Einfachheit und Liebenswürdigkeit des Besitzers sich persönlich zu überzeugen.

Eugen Laur.

---

## An eine Freundin.

Du fragst nach meinem Zeitvertreibe,
Da ich, obwol der Sommer weit,
Noch immer auf dem Lande bleibe
In Einsamkeit?

Ach, zwischen Deinen bunten Städtern
Lebt' ich halb Faust, halb Don Juan;
Hier sitz' ich unter falben Blättern
Ein frommer Mann.

Vom Gartenhaus am Hügelrande
Seh' ich ins Thal: mit Dampfgebraus
Rast dort ein Zug aus weitem Lande
Zum Land hinaus.

Schon meilenferne klingt die Schiene,
Doch hier — in einer Blume Ring,
Berauscht sich neben einer Biene
Ein Schmetterling.

Derselbe Geist, der ohne Schranken
Das Weltall nimmersatt durchfliegt,
Hegt auch den zögernden Gedanken,
Der Blumen biegt.

Drum dulde, daß der Parzen eine
Den Herbst mir spinne, lieb und lang,
Aus halbverkühltem Sonnenscheine
Und Müßiggang.

'S ist bald vorbei! Dann les' ich, schreibe
Und fahr' auf Reisen ab und zu,
Und sehne mich nach einem Weibe,
So schön wie Du.

Hans Hopfen.

# Eine Brustnadel.

Von **Karl von Holtei.**

Die Kaiserstraße in Berlin galt, da wir schrieben 1825, für eine sehr abgelegene, schier verödete. Ich hatte dort meine Wohnung aufgeschlagen, weil ich zum Königstädter Theater gehörte, und diesen neuen Schauplatz hoffnungsfroher Thätigkeit so nahe wie möglich haben wollte. Das Haus war kürzlich erst von seinem Eigenthümer, dem Maurermeister Lindner, gebaut. Ich hatte den ganzen ersten Stock inne; nach vorn auf die Straße hinaus drei, nach dem Hofe ebenfalls drei Zimmer. Für einen einzelnen Menschen viel zu viel Gelaß; für den Haufen unbenutzter Mobilien, die ich in den Wittwerstand mitgebracht, eben nur genug. Es fiel mir schwer, mich von Schubkasten, Ruhebetten, Kleider-, Bücher-Schränken, Schreib- und anderen Tischen, und vielen kleineren Zeugen angenehmer Häuslichkeit trennen zu sollen. Bei achtundzwanzigjährigen Versmachern zirpen bisweilen noch derlei sentimentale Grillen. Später, nachdem ich erst einige Uebung im Wechseln erlangt, lernte ich wol einsehen, daß es Leuten meines Schlages selten vergönnt ist, sich in eine festen Heimat einzuleben und leblosen Gegenständen durch dauernde Vereinigung gleichsam Seele einzuhauchen; daß die Freude an sicherem Besitze dem Bedürfnisse des Augenblicks weichen muß; daß ich endlich am Klügsten thun würde, ein Stück Holz für nichts Anderes zu halten, als eben für ein Stück Holz! Wie denn die Prosa des Daseins immer und überall den Sieg davon trägt über poetische Einbildungen. Doch das gehört nicht hierher.

Für's Erste also besaß ich noch den ganzen Kram, und besaß ihn — einem Theaterschriftsteller, Directions-Secretair, Regisseur besonders merkwürdig! — schuldenfrei: mein wahrhaftiges, unbestreitbares, baarbezahltes Eigenthum. Vielleicht machte mir ihn dieser wichtige Umstand so lieb!

Da langte im Juli-Monat Henriette Sontag sammt Familie in Preußens Hauptstadt an und bezog einstweilen das Hôtel zum Kronprinzen, bis eine ihr zusagende Privatwohnung gefunden wäre; was den Erwartungen, Wünschen, Bedürfnissen der drei Damen, Mutter und Töchter, mit dazu gehörigem Anhang entsprechend, seine Schwierigkeiten hatte, keinesfalls aber so rasch bewerkstelligt werden konnte, als Jene sich rasch dem unruhigen theuren Aufenthalte im Gasthofe entrückt zu sein sehnten.

Ich bot ihnen mein Quartier an. Interimistisch. Der Hauswirth räumte mir ein Stübchen im Hofe ein. Ich schloß die Bücherschränke, leerte alle übrigen Kisten und Kosten, packte deren Inhalt in Koffer,

trat meinen Rückzug an ... und die Königin des Gesanges hielt ihren Einzug. Natürlich weigerte man sich, das von mir dargebrachte Opfer unentgeldlich hinzunehmen, wie ich mich noch weit standhafter weigerte, mich dafür bezahlen zu lassen, daß ich und die Kaiserstraße der Ehre theilhaftig wurden, solche Bewohnerin die Unsrige zu nennen! Es gab ein langes Hin- und Herstreiten, aus welchem ich zuletzt denn doch als Sieger hervorging, unter dem gegnerischen Vorbehalte, sich „auf andere Weise" der Schuld zu entledigen! Das sollte heißen: durch irgend ein kostbares Geschenk, welches außer seinem Goldwerthe auch doppelten Werth der Erinnerung an die berühmte Geberin haben würde. Dawider durfte ich mich nicht eigensinnig auflehnen und es stellte sich diese Gabe, nach Ablauf einiger Monate, in Form einer Vorstecknadel ein, welche, zusammengesetzt aus Amethysten vom schönsten Farbenspiele und à jour gefaßt, ein sogenanntes Stiefmütterchen, kunstreich nachbildete, in dessen Mitte ein wundervoller Goldtopas prangte. Fräulein Henriette reichte mir's mit den Worten dar, dieses Blümchen (allerdings über den natürlichen Umfang seiner blühenden Geschwister weit hinausgehend) heiße auf Französisch „pensez", bedeute folglich, was das deutsche Vergißmeinnicht bedeutet.

Nun, diese theure Mahnung: ihrer zu gedenken! wäre nicht von Nöthen gewesen. Dachten wir insgesammt doch gar zu viel an sie. Konnten wir doch, Einer wie der Andere, für halb verrückt gelten, in unserer schier zur Stupidität ausartenden Verzückung! Mußt' ich mir doch selbst eingestehen, daß ich's beim Halbverrücktsein kaum bewenden ließ! —

Gleichwol erfreut' ich mich so lieblicher Gabe aus der Maßen; ja, ich vernahm voll befriedigter Eitelkeit schon vorahnend künftighin vielfach an mich zu richtende Fragen, als: „Wo Teufel haben Sie dieses Prachtstück her?" oder: „Das ist ja ein wahres Kunstwerk!" ... und hörte mich bereits herablassend erwiedern: „Die Vorstecknadel meinen Sie? ah, von der Sontag." — Dem achtundzwanzigjährigen Thoren klang solche Antwort höher denn die Weisheit Salomonis.

Aber wehe, es ging anders aus. Die junge Freude ward am ersten Tage ihrer Blüthe schon dadurch getrübt, daß Henriette, von plötzlicher Heiserkeit befallen, mit einem Male verstummte. Die Aerzte standen rathlos da. Sie wußten nicht, hatten sie's mit einer Neckerei der Nerven zu thun, die binnen kurzer Frist weichen werde, wie sie über Nacht gekommen? Oder lag ein tieferes, organisches Uebel zum Grunde, welches, gewaltsam ausgebrochen, sich unheilbar zeigen und der Sängerin ewiges Schweigen auferlegen wolle? Die Herren schüttelten recht nachdenklich ihre Köpfe, fertigten mich mit meinen besorgten Erkundigungen ausweichend ab, schienen unentschlossen, ob sie eingreifen, ob sie die Natur sich selbst überlassen sollten?

Es war ein peinlicher Zustand, auch in Beziehung auf den Fortgang des Theaterunternehmens bedenklich, der, so viel ich mich besinne, zwei Tage anhielt. Die junge Künstlerin bewies sich dabei wunderwür-

dig stark. Wer sie so hingebend, wehmüthig lächelnd, heiter gefaßt auf dem Divan liegen sah, ohne zu wissen, um was es sich für sie und ihr ganzes Geschick handelte, der hätte wahrlich nicht ahnen können, daß ihre Existenz an dünnen unsichtbaren Fäden hing. Ihre anmuthige, holdselige Lieblichkeit, immer noch gewürzt mit einer hübschen kleinen Dosis Coquetterie, verleugnete sich keinen Augenblick während jener schwarzdrohenden Stunden. Wir, ihre Verehrer und Freunde, vorzüglich die Herren von der Theaterdirection, deren Appendix ich war, verriethen ungleich mehr Unruhe, als sie, die zunächst Betroffene.

Noch war der Bann, der drückend auf uns lastete, durch keinen erlösenden Ausspruch der Mediciner gehoben, da rief mich der erste Abend meiner damals eben beginnenden öffentlichen Shakespeare-Vorträge aus dumpfer Stille der Hofraumzelle. Bei dieser Gelegenheit sollte die Brustnadel, mir Weihe gebend, eingeweiht werden. Sie prangte funkelnd auf zierlich gefälteltem Jabot. Ich trat vor Henrietten's Lager, ihren Segen, daß mein kühnes Werk gelingen möge, mit auf den Weg zu nehmen.

„Machen Sie Ihre Sache gut", flüsterte sie kaum hörbar; „Sie Glücklicher sind bei kräftiger, voller Stimme! Mit mir ist's vielleicht vorbei."

Sie sprach das freundlich, ohne Bitterkeit, ohne zu weinen. Ich vermochte nicht meine Thränen zu verhalten und eilte davon.

An der Eingangsthür zum Saale des „Englischen Hauses", der mein Auditorium barg, empfing mich Kammergerichtsrath Wilke, einer der eifrigsten Vorkämpfer in den Schlachtreihen von Henrietten's „alter Garde". Er wollte durch meinen Mund die neuesten und sichersten Nachrichten über ihr Befinden haben; eh' er mich nicht ausgefragt, durft' ich nicht auf meinen Posten. Indem ich wahrheitsgetreu berichtete, hielt er die Augen fest auf meine Vorstecknadel. Erst nachdem ich geendet, unterbrach er mich: „Was ist das? — Ei, das ist ein Geschenk der . . . —" Er ließ mich nicht ausreden: „Da fehlt ja der mittlere Stein; man bemerkt auf den ersten Blick die leere Stelle. Das sieht abscheulich aus; das müssen Sie abnehmen, ehe Sie beginnen. —"

Richtig! Der Topas, der goldene Mittelpunkt des Stiefmütterleins war verloren! Ich zog die vernichtete Blume heraus, steckte sie beschämt in die Westentasche und ging an William Shakespeare.

Wie sich von selbst versteht, wurden alle ersinnlichen Nachsuchungen angestellt, sowohl noch spät Abends, als die folgenden Tage. Wußt' ich doch unmöglich wann, wo, wie das doppelt werthvolle Kleinod seiner Häft entschlüpft sein mochte? Ich mußte mich darein ergeben! Die Sontag fand ihre Stimme wieder, doch mein Stein blieb verloren.

Nicht lange darauf bezogen meine Gäste ihre eigene Wohnung auf dem Alexanderplatze, und ich durfte wiederum Besitz nehmen von der meinigen, welche, wie schon erwähnt, für mich viel zu weitläufig, im Laufe des Spätherbstes, Winters und Frühlings verschiedene andere Zu- und Abreisende beherbergte; etliche Monate hindurch auch meine, mich aus Schlesien besuchenden Kinder mit ihrer Pflegemutter, welche

(ich meine die Ersteren) alle Winkel bei ihren Spielen durchstöberten, was ich hier absichtlich erwähne, weil es geeignet ist, den Ausgang dieser kleinen Geschichte noch überraschender zu machen.

Der Umsturz bisheriger Direction des Königstädter Theaters und die, aus den Gegnern meiner Gönner an deren Stelle neuerwählten Actionairs, verleideten mir das Verhältniß so sehr, daß ich mich entschloß, eine Verbindung zu lösen, die mich wahrhaft beglückt hatte. Mit diesem Entschlusse fiel auch das Bedürfniß weg, in jener Gegend wohnen zu bleiben. Ich kündigte dem Hausherrn die Miethe auf, traf nöthige Anstalten zur Veräußerung sämmtlicher Mobilien, die mich jetzt nur unnütze Last dünkten, und begab mich auf eine Sommerreise, welche sich bis in den October ausdehnte. Unterdessen hatte mir ein österreichischer Cavalier den Antrag gemacht, ihn gen Paris zu begleiten, was ich angenommen, unter der Bedingung: vorher noch eine Reihe von Abonnementsvorträgen in Berlin zu halten. Wollt' ich doch nicht ein willenlos abhängiger Reisegesellschafter werden, und mußte dafür sorgen, die Börse wieder zu füllen!

Während der sechs bis sieben Wochen, die ich zu diesem Zweck in Berlin verlebte, hab' ich mich nicht entschließen mögen, die Kaiserstraße zu betreten. Ich fürchtete mich vor betrübenden Erinnerungen beim Anblick der mir liebgewordenen Stuben, in denen jetzt, statt so vieler stummer, dennoch beredter Zeugen schöner Vergangenheit, die vom Hammer des Auctionators an Meistbietende verschleudert worden, mir eine, wenngleich elegantere, neue Ausstattung fremd und kalt entgegenstarren würde. Durch diese Schwäche ward ich zum Undankbaren gegen den mir wohlwollenden, gefälligen Maurermeister L. (der mittlerweile sein wachsendes Geschäftslocal in meiner ehemaligen Wohnung aufgeschlagen), mied sein Haus, und begab mich auf die Fahrt nach Paris, wo wir im December 1826 anlangten.

Die Brustnadel befand sich, neben einigen minder kostbaren, aber nicht defecten Schwestern, in meinem Juwelen- (!) Kästchen; wobei ich, um Mißverständnisse zu vermeiden, bemerken will, daß der Werth desselben auf's Genaueste der Einnahme eines damaligen Bühnendichters, bescheidner ausgedrückt: Theaterschriftstellers, entsprach. Heut zu Tage soll's damit anders bestellt sein, wie man vernimmt, und die Herren, welche Berlin gegenwärtig mit dramatischen Neuigkeiten versorgen, sollen reiche Leute werden, oder wenigstens es zu werden Gelegenheit haben. Was mich betrifft, gönn' ich's ihnen von Herzen; kann dies auch um so leichter und sonder Neid, da mir der sichere Trost bleibt, ich würde trotz ähnlicher günstiger Gelegenheit, jetzt gerade so arm sein, wie ich bin. Es giebt nun schon einmal Menschen, bei denen kein Geld aushalten will, oder die es nicht zu halten verstehen. Die Ursachen sind gleichgiltig. Und da Wohlhabende doch auch sterben müssen, ebenso gewiß wie Nichtsbesitzende, und da Keiner mitnehmen kann, was er zusammenkratzte, so kommt ja zuletzt Alles auf Eins heraus. Vielleicht ist der Vortheil gar auf Seite der Armen, weil's ihnen leichter wird zu scheiden? —

Ueber Winter verweilte ich in Paris. In Berlin sprach ich erst zur Sommerzeit wieder ein, wo ich „Monatszimmer" auf dem Spittelmarkte bezog, und nicht mehr „in eigenen Möbeln" wohnte. Letztere wußt' ich nun längst in fremden Händen, zerstreut durch die ganze Stadt. Jene sentimentale Scheu, ihren früheren Versammlungsort zu betreten, hatte sich seitdem auch gelegt. Paris ist eben kein Platz für ausdauernde, anhängliche Pietät. Die Verpflichtung bei Herrn Lindner nachzuholen, was ich sträflich versäumt, regte sich mächtig; sie trieb mich nach der Kaiserstraße.

Ich fand eines heißen Sommernachmittags den braven Mann vor seinem Arbeitstische sitzend, auf derselben Stelle, wo anderthalb Jahre früher der meinige gestanden. Ich wurde herzlich aufgenommen, auch mit wohlverdienten Vorwürfen wegen so lange aufgeschobener Pflichterfüllung, nachsichig verschont. Wir plauderten viel von der unterdessen schon zur europäischen Celebrität erhobenen Sängerin, welche mehrere Monate hier gehauset und zu deren enthusiastischen Verehrern auch Freund Lindner gehörte. „Ich kann gar nicht vergessen", äußerte er, für einen speculativen Bauunternehmer poetisch genug, „daß sie in diesen Gemächern heimisch gewesen. Dieses Haus ist mir dadurch doppelt lieb geworden. Und bisweilen, wenn ich über meinen langweiligen Wochenrechnungen und Monatsabschlüssen mich quäle, ist mir's wahrhaftig, als erklänge ihre liebliche Stimme neben mir, da drin im großen leeren Gemache."

„Und ich, erwiederte ich", „gedenke gerade in diesem Augenblicke des Winterabends, wo sie dort, wenige Schritte von diesem Schreibtische, auf dem braun und roth gestreiften Sopha lag, schon darauf gefaßt, ihre Stimme für immer eingebüßt zu haben. Da zeigte sie sich wirklich groß, erschien mir wie eine Heldin. —"

Indem ich so schwatzte, streifte mein Blick nach der angedeuteten Stelle hin, und blieb absichtslos an einer Spalte von der Breite eines Messerrückens haften, die sich zwischen zwei eingetrockneten Fußdielen gebildet hatte. Aus dem Staube, der diesen Ritz füllte, funkelte mir etwas Glänzendes entgegen. „Sehen Sie doch", fragt' ich; „ist das ein großer Stecknadelknopf, oder. . . — ?" „Nein", antwortete Herr Lindner, „so eigenthümlich glänzt und blitzt kein Metall; das muß ... wir wollen's gleich untersuchen! —"

Schon hatt' er sich, das Federmesser zur Hand, vom Stuhle erhoben. Er grub das flimmernde Ding heraus und überreichte mir glückwünschend den vielbejammerten Edelstein.

Ich wollte erst gar nicht an die Möglichkeit des Fundes glauben. Wie war doch hier gewirthschaftet, umhergelaufen, versteigert, ausgeräumt, angestrichen, gewaschen, gescheuert, eingeräumt worden! Wie viele Menschen, von meinen Kindern an, Lastträger, Trödler, Käufer, Handwerker, Gesellen, Lehrjungen, hatten bei offenen Thüren freien Ein- und Ausgang gehabt! Wie oft hatten neugierige Frauen diese Dielen gefegt, gerieben, gebürstet, gewiß mit forschenden Augen, ob irgendwo

eine vergessene Kleinigkeit verborgen stecke, die es aufzuheben die Mühe lohne? —

Und nun mußten es gerade meine, des rechtmäßigen Besitzers eigene Augen sein, die ungesucht entdeckten, was hundert suchenden entgangen war! —

Daß ich's für ein günstiges Zeichen bester Vorbedeutung für's Leben hielt, ist wol verzeihlich. Wer glaubt nicht mehr und minder an omina!?

Ich hatte nichts Wichtigeres zu thun, als den Hauptbestandtheil der gedächtnißreichen Stein-Blüthe beim Juwelier wieder einfügen zu lassen, mit der dringenden Ermahnung, ihn fest zu machen für ewige Zeiten! —

„Jetzt hält er gewiß", versicherte Herr Schoppe, da er mir mein pensez zurückgab: „wenn sie nicht mit gewaltigem Keulenschlage absichtlich die Fassung zerstören, den Stein verlieren Sie nicht mehr! —"

Wie rühmt' ich mich des wunderbaren Glücksfalles! Wer mir in den Weg lief mußte sich die Geschichte meiner Sontags-Brustnadel vorerzählen hören, bis auf die geringfügigsten Nebenumstände. Um wie Vieles besser ist der geehrte Leser daran, den ich schriftlich ungleich kürzer bedient habe. . . , wofern es ihm nicht auch so zu lang erschien?

Mein Wahlspruch lautete: Das Gedenkemein der Sontag ist mir auf so überraschende Weise neuerdings zugewendet worden, damit ich's treu bewahre bis zum Tode. Es bedeutet mir Glück!

Wenige Tage später ward ich zum Diner bei Mama Beer eingeladen. Auch die Sontag war zugegen. Ob ich mich mit meinem Schmucke schmückte? Ob ich ihn gehörig bewundern ließ? Ob ich seine abenteuerlichen Geschicke umständlich erzählte? ... O, das war prächtig!

Als ich spät Abends heimkam, als ich die Nadel in ihr mit Watte weich ausgepolstertes Bettlein zur Ruhe bringen wollte, da griff ich mit zitternden Fingern vergeblich am Hemdstreifen, der sie getragen, umher. Ich hatte diesmal nicht den Kelch der Blume, ich hatte die ganze Blume verloren. Und obgleich keine Bemühung, keine Ausgabe zur Wiedererlangung gespart wurde . . . nichts hat genutzt; sie war und blieb fort.

Ist da nicht die Frage gestattet: weshalb mußte das grausame Schicksal, mir zum Hohne, so unerwarteter Weise wieder zuwenden, was bereits aufgegeben war? Weshalb mich zweimal so bitter kränken? — Der „ehrliche Finder" versetzt darauf: „Je nun, weil mir die Nadel ohne ihren Topas auch nichts genützt hätte; wie sie jetzt ist, kann ich sie mit Anstand tragen." — Wohl bekomm's ihm!

# Die Aïssawa's in Algier.

Zu den eigenthümlichsten und befremdlichsten Eindrücken, welche dem Europäer in Algier die Ueberzeugung verschaffen, daß er über die Grenzen unserer Culturwelt hinausgetreten ist und sich mit einem Volke zusammenbefindet, dessen Vorstellungen, Sitten, Gebräuche sich von den unseren unterscheiden, wie die heiße Wüste von den Landschaften unseres Welttheils, gehören zweifellos diejenigen, welche die Darstellungen der sogenannten Aïssawas gewähren.

Auch uns hatte man in Algier von ihnen, ihren Ceremonien, ihren sonderbaren Künsten genug erzählt, um unsere Neugier auf das Stärkste anzuregen und ein Abend zum Besuch derselben ward festgesetzt.

Gegen 8½ Uhr erschien, der Verabredung gemäß, Reïs, unser arabischer Diener, uns abzuholen. Unsere Gesellschaft bestand aus drei deutschen Landsleuten, einem französischen Hauptmann, einem Advocaten aus Toulouse und dem Schreiber dieser Zeilen.

Reïs wandte sich, die Place royale verlassend, gegen den maurischen alten Theil der Stadt. Diese ist an dem nördlichen steilen Abfall des algerischen Sahel emporgebaut und sieht von Weitem ziemlich wie die im Herunterrollen aufgehaltenen Quadern eines großen Steinbruches aus. Mit der Place royale ließen wir das geräuschvolle Leben und Treiben hinter uns, die bunt geputzte, conversirend auf- und niederschreitende Menge, die Uniformen, die eleganten Damentoiletten, die Trachten zehn verschiedener Nationalitäten, die industrielle Körperschaft der Gamins von Algier, welche die ersten Sous für die spätere „Fortune" mit „Allumettes, Messieurs" zu erwerben trachten. Ein paar hundert Schritte führten uns aus dem gesellschaftlichen und städtischen Getriebe moderner Cultur in die geräuschlose Einsamkeit morgenländischen Lebens, aus Frankreich nach Afrika; nur die mehr und mehr verhallenden Klänge der Militairmusik begleiteten uns in die dunklen engen Gassen der maurischen Stadt.

Wie ein Gebirgspfad windet sich die Straße nach oben; bald wird sie fast ausschließlich durch schlechte, ungleiche, ausgelaufene Treppen gebildet. Wie ein Spalt zwischen Felsstücken erscheint sie; in der Mitte gehend berührt man mit ausgestreckten Armen oft die Häuser beider Seiten. Die oberen Geschosse sind nach orientalischer Sitte über die unteren vorgebaut und werden von den letzteren aus mit hölzernen Steifen gestützt. Nur ein schmaler Streifen des tiefblauen Himmels mit seinen ruhig und klar blinkenden Sternen trennt die unheimlich dunklen, sich gegen einander neigenden Wände, oft genug zieht sich die freundlich blaue Spalte dort oben ganz zusammen und wie ein schmutziger Schlauch windet nunmehr die Straße sich nicht mehr zwischen den Häusern, sondern auch unter den Häusern fort. Es ist so finster, daß man oft genug unbewußt auf einen schmutzigen Burnus tritt — Decke und Pfühl eines

„zu Bett gegangenen“ Arabers, wovon man erst Kenntniß erhält, wenn der so unsanft Gestörte seine Glieder unter dem Fußtritt enger zusammenballt. Nur hier und da dämmert, etwa an einer Ecke, eine kleine Oellaterne, trüber und unsicherer als vor römischen Madonnenbildern, oder der zaghafte Schein eines winzigen Lichtstümpfchens wagt sich aus der Höhle eines arabischen „Victualienhändlers“ in die Straße.

Schon seit einiger Zeit, indem wir so durch die winkeligen, von keinem Hauch der Seeluft mehr berührten Straßenschluchten drangen, hörten wir durch die lautlose Nacht ein dumpfes aber rhythmisches Gerassel; noch einige Schritte und Reïs stand vor der kleinen Thür eines gewöhnlichen arabischen Hauses still. Wir waren endlich angekommen, das eigenthümliche Geräusch, welches wir vernommen, war hinter dieser Thür. Reïs klopfte, man öffnete, wir traten ein.

Das orientalische Leben, mit seiner durch die Stellung des Weibes bedingten Anschauung, zieht sich von der Straße zurück und entfaltet die Zeichen der Zweckmäßigkeit, der Originalität und Schönheit seiner Bauweise in dem Mittelpuncte des Hauses: dem Hofe. An seinen Seiten stehen auf den gut gefugten Steinplatten die zierlichen schlanken weißen oder bunten Säulen und tragen auf ihren häufig überaus graziös gezeichneten Verbindungsbögen eine mit dem zweiten Geschoß correspondirende Galerie, welche an den hauptsächlichsten Wohnungsräumen vorüberführt. Diese Galerie trägt wiederum Säulen, welche den weit vorspringenden Dachsims unterstützen. Oft sind diese Höfe mit dem größten Schönheitssinn angelegt und hallen leise von dem erfrischenden sanften Geplätscher eines in sein steinernes Becken niederfallenden Wasserstrahles wieder; immer aber sind es schattige, umfriedete, einsame Orte.

In solch einen Hof traten wir; aber sein gewöhnlicher Charakter der Ruhe und Einsamkeit war wesentlich geändert, und beim ersten Anblick mochte man sich in einem engen, sonderbar bevölkerten, geschlossenen Raume wähnen.

Das nächtliche Dunkel ward nur von einer einzigen mächtig langen, aber dünnen gelben Wachskerze, die in Mitten des Raumes auf einer niedrigen hölzernen Erhöhung stand, bekämpft. Da die matten Strahlen derselben nur bis auf die Gegenstände in ihrer nächsten Nähe reichten, alles Dahinterliegende aber in verwischten unbestimmten Linien und Farben ließen, so hatte das Bild, das sich vor uns entrollen sollte, einen höchst passenden, phantastisch unbestimmten Hintergrund.

Der ganze Raum innerhalb der weiß getünchten Säulen war nicht weiter, als der eines ziemlich großen Zimmers und enthielt kaum 12—15 Schritt im Gevierte.

Der engen Eingangsthür gegenüber, mit dem Gesicht dieser zugewendet, saßen in bekannter orientalischer Weise gegen zehn maurisch gekleidete, turbangeschmückte Männer eng aneinander gedrängt. Jeder von ihnen hielt in der linken Hand ein kleines, aber fest und stark gebautes Tambourin, auf dessen Fell er mit den Fingern der rechten Hand einen langsam cadenzirten Rhythmus klopfte, wobei die Schellen matt rassel-

ten, während sie Alle eine Art monotonen, diesen Rythmus angeschmiegten, leisen Gesang angestimmt hatten.

Unser Eintreffen unterbrach diese Musik in Nichts; man hatte uns das Stimmen erspart; wir waren en pleine symphonie.

An der Seitenwand, rechts vom Eingange, saß auf einem Teppich mit untergeschlagenen Beinen ein alter weißbärtiger Maure, an den sich zwei Kinder, ein paar liebliche Knabengestalten von etwa vier bis sechs Jahren, schmiegten, die er mit ganz orientalischer Zärtlichkeit in sanftester, würdigster Weise liebkoste.

An den beiden anderen Seiten, bis hinter den Tamburinschlägern, hockte und stand „Publicum": Knaben, Männer, Araber, Mauren, ja selbst ein dickköpfiger Neger lehnte noch unweit der Thür. Mit diesen Allen hatten wir die Plätze, und zwar sehr ungemüthliche Stehplätze, zu theilen. In den dunklen Schatten der über den Säulen herumlaufenden Galerie zeichneten sich bei schärferem Hinblicken die unsicheren Conturen einzelner, wie Steinbilder ruhig an den Brüstungen stehender und in den Hof hinunterblickender, verschleierter Weiber. In immer tieferes Dunkel gehüllt stiegen die Wände der vier Seiten über ihnen noch weiter bis zu den tiefschwarzen Simsen empor, welche ein regelmäßiges Viereck offen ließen. Ueber diesem offenen Viereck hatte der funkelnde Nachthimmel Afrikas eine weiche, tiefblaue, sternenbesetzte Decke gelegt.

Die Atmosphäre war — durch die große Anzahl von Menschen in dem verhältnißmäßig engen Raume noch gesteigert — sehr drückend und mit jenem eigenthümlichen süßlichen Wohlgeruch durchzogen, den man auf allen Bazars, in jedem einzelnen Gewölbe, auf allen Stoffen des Morgenlandes begegnet.

Die Musiker inzwischen setzten ihr gleichmäßiges Tambourintrommeln, sowie ihren leisen Gesang, kunstlos, aber dennoch in gemeinschaftlicher Uebereinstimmung fort; nur die beiden Knaben, mit denen der Alte getändelt hatte, zogen sich hinter diesen zurück, kauerten dort nieder und der Alte nahm eine gemessene officiellere Stellung an.

Nach einigen Minuten erhob sich einer von den Musicirenden und verschwand in einem, rechts vom Hofe gelegenen, dunklen Raume, aus dem er bald darauf, bis zu den Hüften entblößt, das Gesicht und den ganzen Kopf unter einer Fluth mähnenartig bis zu den Schultern herunterhängender schwarzer Haare vollständig verborgen und mit nackten Füßen wieder erschien. Er verneigte sich vor dem Alten mit auf der Brust gekreuzten Armen voll Ehrerbietung und dann, uns den Rücken zukehrend, trat er hart vor das kleine Holzbänkchen, auf welchem das Licht brannte.

Der Alte hatte mittlerweile seinen Rosenkranz zwischen die Finger genommen und bewegte die Lippen wie im Gebet.

Das Gerassel der Tambourins ward stärker, der Rhythmus des Gesanges ausgeprägter, die Augen der Musikanten waren auf den Darsteller gerichtet, welcher mit gekreuzten Armen vor dem Bänkchen stand. Einer der Eingeweihten stellte neben das Licht ein irdenes Kohlenbecken, auf das er Räucherwerk legte; der Aïssawa beugte sich über dasselbe und

athmete den aufsteigenden Dampf einige Secunden lang durch Mund und Nase ein, dann streckte er sich wieder gerade in die Höhe, schüttelte die schwarze Mähne seines Kopfes und stieß einen dumpfen, heisern Ton aus.

Das war die Ouvertüre, nunmehr begann die wirkliche Vorstellung.

Der Aïssawa hockte plötzlich nieder, öffnete den Schieber eines länglichen Kastens und riß einen Ballen sich durcheinander ringelnder Schlangen aus demselben heraus, die er grinsend sich vor das Gesicht hielt, hin und her schüttelte, gegen Kopf und Arm schlug und endlich auf die Erde warf. Sie waren ihm augenscheinlich nicht lebhaft genug, denn er reizte sie auf alle mögliche Weise: so rollte er u. A. einige zwischen der flachen Hand und den Steinplatten des Hofes hin und her, bis sie endlich denjenigen Grad von Wuth erreicht hatten, der ihm wünschenswerth erscheinen mochte; nunmehr ergriff er sie wieder und ließ sich von ihnen an den verschiedensten Stellen des Gesichts, an der Nase, den Lippen und den Wangen beißen.

Wie er selber diese widerlichen Thiere gereizt hatte, so schienen ihre Bisse wiederum für ihn eine Anreizung seiner eigenen Leidenschaftlichkeit zu sein, ein ähnliches Erregungsmittel, wie der aufsteigende Dampf aus der Räucherpfanne. Er warf die Schlangen plötzlich wieder in ihren Kasten, öffnete eine kleine Blechbüchse und schüttete aus dieser einen Theil ihres lebenden durcheinanderfahrenden Inhaltes in seine hohle Hand: es waren Skorpione. Nachdem er diese, fast einen noch größern Abscheu als die Schlangen erregenden Thiere ein paar Momente mit grinsender Miene und unheimliches Feuer ausstrahlenden Augen angeblickt hatte, warf er diese entsetzlichen Geschöpfe plötzlich in seinen Mund, zerkaute sie mit knirschenden Zähnen und verschlang sie.

Nunmehr schien er sich auf dem Wege jener „Begeisterung" zu fühlen, wo die inneren Gesichte ihm die Erscheinungen der Außenwelt verdunkelten. Er begann eine Art von Tanz, d. h. seine Füße in einem gewissen Rhythmus bald zu heben, bald zu senken, ohne die Stelle, auf der er stand, zu verlassen; er schien bald zu trippeln, bald zu gehen oder zu laufen, aber, wie gesagt, ohne sich fortzubewegen. Hierbei begann er seinen Oberkörper auf den Hüften, erst sanft, dann aber immer rascher und schließlich in unbegreiflicher Geschwindigkeit, von vorn nach hinten über zu beugen oder vielmehr herüber und hinüber zu werfen.

Der Rhythmus auf den Tambourins und in dem unheimlichen monotonen Gesange der Musicirenden war diesen Bewegungen analog; es bestand stets eine Wechselwirkung zwischen dieser Musik und dem sich immer leidenschaftlicher bewegenden Aïssawa, sei es, daß er durch den rascher werdenden Rhythmus die Aufforderung zu rascheren Bewegungen erhielt, sei es, daß das Orchester sich wie bei dem rapiden Allegro unserer Balletvirtuosen dem von diesem angegebenen Tempo anschmiegte.

Der Aïssawa hob und senkte seine Füße abwechselnd immerfort. Hier und da stieß er dumpfe, wilde, aus tiefster Brust kommende Töne aus, bald leise murrend, bald zu lautem Drohen anschwellend, wie das hohle

Brüllen eines Thieres in der Wüste. Er warf seinen Körper in rasender Geschwindigkeit nach vorn und hinten über und ließ den Kopf, als ob sein Hals nur ein geflochtenes Band wäre, auf den Schultern herumrollen, so daß die langen mähnenartigen Haare wie eine wirre Masse herumflogen, jeden Theil des Gesichts verbergend.

Diese ganze Bewegung war entschieden mehr als eine bloße Kraft- oder Geschicklichkeits-Aeußerung des Körpers, wie wir sie bei unseren Akrobaten, Jongleuren; oder wie sich dergleichen Künstler bei uns nennen, finden. Der Mann vor uns, welcher schweißbedeckt mit den Gliedern seines Körpers seit nunmehr einer Viertelstunde Linien durch die Luft beschrieb, wie sie sonst nur unorganische Gebilde darzustellen im Stande sind, befand sich offenbar in einem von körperlichen Einflüssen mehr oder minder unabhängigen ekstatischen Zustande, in einem Rausche, welcher ihm scheinbar übermenschliche Anstrengungen möglich machte, wie dies ja häufig bei Zuständen der Begeisterung und Verzückung wahrgenommen wird. Hinter der äußern Technik der Bewegungen seines Tanzes lag offenbar ein geistiger Kern seiner Kunstleistung, welcher theils ihm den höhern Schwung bei seiner Darstellung verlieh, theils den Zuschauern den bedeutungsvollern Inhalt des Genusses gewähren sollte. Für uns Nichteingeweihte lag der erkennbarste Ausdruck desselben in den tiefen rauhen Brülltönen, die mit größerer oder geringerer Stärke, immer aber durchaus wild und nicht menschlich klingend, seiner Brust während des Tanzes entstiegen und nicht weniger unheimlich klangen als das Brüllen des Löwen, wenn er, von dem Gebirge herniedersteigend, sich den Zelten der ruhenden Caravane nähert.

Endlich brach er zusammen. Sein Körper war in Schweiß gebadet, seine Augen ruhten geschlossen, vor dem Munde stand Schaum, ein schmerzliches Stöhnen entrang sich seiner Brust, seine Glieder zogen sich in Krämpfen zusammen. Drei oder vier seiner Gefährten warfen sich auf ihn, ergriffen seine Hände und Füße, drückten sie fest auf den Boden, ja der Eine preßte seine Kniee auf die sich bäumende Brust des Aïssawa; mit Einem Worte: man verrichtete alle jene rohen Handleistungen, welche man auch wol bei uns vom niedern Volk den in Krämpfen liegenden Personen appliciren sieht.

Nachdem er sich etwas beruhigt hatte, hüllte man ihn vollständig in eine große wollene Decke und trug ihn durch die kleine, in der rechten Ecke des Hofes befindliche Thür weg.

Während wir noch kopfschüttelnd, mehr mit Blicken als Worten, unser Erstaunen über dieses wilde Schauspiel uns mitzutheilen suchten, hatte bereits ein neuer Eingeweihter die Stelle des ersten eingenommen.

Dieser war ein kleiner trockener Kerl von oranischem Typus, dessen einzige Bekleidung in dem faltenreichen Beinkleid bestand, das seinen bronzefarbigen Körper von den Hüften bis zu den Knieen bedeckte.

Auch er kreuzte ehrerbietig vor dem betenden Alten seine Arme auf der Brust und trat dann in die Mitte des freien Raumes. Dort hatten zwei andere Aïssawas sich bereits aufgestellt. Beide hielten die äußersten

Enden eines scharfen, etwa zwei und ein halb Fuß langen Yatagan, jener gefährlichen, leise geschwungenen Waffe, die der Orientale neben Dolch und Pistolen im Gürtel trägt. Derjenige von den beiden Männern, welcher die Spitze des Yatagan hielt, hatte dieselbe dick mit Tüchern umwickelt. Sie hielten denselben in horizontaler Lage, die Schneide nach oben. Auf diese Schneide warf sich plötzlich der Aïssawa mit dem nackten Leibe, Hände und Füße in der Luft, etwa in der Lage eines Schwimmers im Wasser, allerlei Bewegungen machend, aus denen man entnehmen konnte, daß er sich bestrebte, seinen nackten Körper mit aller Macht in die Schneide des Eisens hineinzudrücken; da ihm dies nicht genügend zu gelingen schien, ließ er zwei andere Männer auf seinen Rücken steigen, die, sich einander haltend, aus allen Kräften mit ihren Füßen auf ihm umherstampften, ein Vergnügen, von dem man hätte meinen sollen, daß es wie die That des tapfern Schwabenritters enden müßte und von der der Erzähler sagt:

„Zur Rechten sah man wie zur Linken
Einen halben Türken zur Erde sinken."

Aber nichts davon: heil und gesund stand der Araber von seinem sonderbaren Lager auf und nahm seinen Sitz wieder unter den Musikanten ein.

So unangenehm das ganze Manöver auch berührte, so war es doch weiter nichts, als ein mehr oder minder gewagtes Akrobatenstückchen, das mit der vorhergegangenen Darstellung auch nicht entfernt sich vergleichen konnte.

Wilder und verwunderlicher erschien der dritte nunmehr auftretende Künstler: derselbe ergriff, wieder nach der gewöhnlichen Verbeugung vor dem Alten und unausgesetzt von dem monotonen Concerte der zwischen den Säulen sitzenden Musiker begleitet, einen eigenthümlichen Gegenstand. An dem einen Ende eines etwa fußlangen lanzenförmigen Eisens befand sich eine hölzerne Kugel von der Größe einer mäßig starken Kegelkugel, von deren Aequatorlinie verschiedene, ihr Gewicht erschwerende, kurze dicke Eisenkettchen herunterhingen. Der Aïssawa nahm die eiserne Spitze zwischen die Flächen seiner Hände, drehte sie hin und wieder, so daß eine starke, durch die mit herumfliegenden Kettchen noch vermehrte, Rotation entstand und fuhr sich mit dem spitzen Ende des Eisens dann mit aller Kraft auf verschiedene Theile seines Gesichts, die Wangen, das Kinn u. s. w., wo er den Kugelspieß mit besonderm Eifer und augenfälligem Vergnügen rundschwingen ließ. Plötzlich aber erhob er den Spieß wieder hoch in die Luft, ließ ihn zu verwirrender Geschwindigkeit herumwirbeln und — stieß dann die Spitze mit einem besondern Kraftaufwande seiner Armmuskeln dergestalt in die Nasenecke der linken Augenhöhlung, daß der Augapfel aus derselben herausgedrückt wurde und seitlich hervorhing: ein Anblick, widerwärtiger und unbehaglicher als irgend ein anderer zuvor. Dies schien aber dem Aïssawa just derjenige Theil seines Körpers zu sein, wo ihm die Bewegung seines gefährlichen Instrumentes die meiste innere Freudigkeit gewährte, denn er rollte den

eisernen Spieß zwischen seinen zwei Händen herum, daß die fliegenden Ketten des Holzknopfes wie gerade geschmiedet abstanden und man jeden Augenblick denken mußte, die Spitze des bohrenden Instrumentes an dem hintern Theile seines Kopfes hervorkommen zu sehen.

Unverletzt trotz dieses furchtbaren Exercitiums entfernte er sich endlich aus dem Kreise, wo sofort eine andere Persönlichkeit von kleiner Statur und mit eigenthümlich katzenartigen Bewegungen Platz nahm. Dieser kleine bronzefarbene Mensch warf sich vor dem Alten, nachdem er ihn begrüßt hatte, auf beide Kniee nieder und übergab ihm ein riesiges Blatt des in Afrika zu undurchdringlichen Hecken benutzten Feigencactus. Dasselbe war gewiß zwölf bis vierzehn Zoll lang, einen Zoll dick und trug auf seinen Warzen große Bündel der eisenfesten Stacheln, um die es ein Stachelschwein beneiden konnte. Der Alte, in der einen Hand die Perlen seines Rosenkranzes drehend und die Lippen in stetem Gebete bewegend, hielt dem knieenden Aïssawa das Blatt entgegen. Dieser, mit einer gewissermaßen wilden Inbrunst darauf blickend, fuhr plötzlich mit geöffnetem Munde auf dasselbe zu, biß mitten durch die Stacheln hindurch in das Fleisch des Blattes hinein, riß mit den Zähnen ein Stück los, kaute es schnalzend klein, verschluckte es und wiederholte, ohne Rücksicht auf Lippen, Gaumen, Zunge und Wangen, diese Operation, bis ein gutes Viertheil des großen Blattes mitsammt den Stacheln von ihm verschlungen war. Ohne sichtbare Verletzung erhob auch er sich und ging in die Reihe der Tambourinschläger zurück.

Die Hitze war nach und nach in dem engen Raume ganz maßlos geworden. Plötzlich aber ward sie hinter meinem Kopfe geradezu sengend; wahrhaft erschreckt wende ich mich um und erblicke wenige Zoll von meiner Backe entfernt ein hellroth glühendes flaches Eisen, das an einem mit Holz bekleideten Stiele emporgehalten wurde und in Größe und allgemeiner Form einer gewöhnlichen Ofenschippe glich.

Dieses glühende Eisen ward einem neuen Künstler übergeben; nein, nicht einem neuen, sondern einem alten Bekannten, dem Tänzer und Skorpionenesser, der sich so weit von seinen Anstrengungen erholt hatte, daß er, in voller Toilette einen sehr hübschen Mauren darstellend, mit leuchtenden Augen und lächelnder Miene das furchtbare Eisen ergreifen konnte. Mit beiden Händen hielt er den Stiel, die feurige Fläche nahe gegen das Gesicht emporgerichtet. Mit einem Ausdruck von lüsternem Wohlgefallen betrachtete er sie und diese Empfindung schien sich bis zur korybantischen Wollust zu steigern, als er sich die funkelnde Glut plötzlich gegen die Stirn drückte und dort Secunden lang liegen ließ! Als er sie von dort entfernte, war das Fleisch bis auf die Schädelknochen — nicht weggebrannt! Im Gegentheil, kein Zeichen eines Einflusses der glühenden Fläche war auf der Haut sichtbar, ebenso wenig nachdem er sich das Eisen mit demselben Ausdruck von sinnlicher Behaglichkeit auf beide Wangen gedrückt hatte. Das Eisen glühte immer fort, nur daß das ursprünglich helle Roth sich tiefer und tiefer färbte. Jetzt nahm er den Stiel in die linke Hand und strich mit den äußeren Fingerspitzen der

rechten über die glühende Fläche; da stieg ein leiser Dampf und ein Geruch wie von verbrannten Nägeln oder von Haut in die Höhe. Nachdem er dies ein, zwei Mal wiederholt hatte, drückte er sich das nunmehr rothe Eisen auf die weit zum Munde herausgestreckte Zunge, erst kürzere, dann längere Zeit, und wiederholte dies so lange und so eifrig, bis die ganze Breite des Eisens die Farbe des Glühens verloren und die natürliche des Metalls angenommen hatte!

Wir hatten nun wirklich genug gesehen und waren im Begriffe, uns aus diesem wahrhaft unheimlichen Kreise zu entfernen, als wir durch Verschiedene, denen sich auch Reïs, unser Cawaß, anschloß, aufgefordert wurden, noch zu verziehen.

Man brachte einen großen irdenen Henkeltopf voller glühenden Kohlen — diese wurden auf den Boden geworfen, zu einem Haufen zusammengekehrt, und ein anderer Aïssawa sprang mit nackten Füßen hinein und tanzte so lange auf den glühenden Stücken herum, bis nur noch todte Asche und schwarze Kohlenreste dalagen! . . . .

---

Als wir die kühle Nachtluft der Straße wieder athmeten und Gottes freundliche, uns bekannt anheimelnde Sterne am Himmel wiedersahen, fühlten wir uns doch wie von einem Alp befreit!

Wie weit etwa Vorbereitungen zu all' diesen Schaustellungen von den einzelnen Acteurs vorgenommen waren, konnte natürlich nicht festgestellt werden; so viel ist aber sicher, daß all' das Erzählte wenige Fuß vor unseren Augen geschah und daß momentane Täuschungen nicht vorkommen konnten.

Da es interessant erschien, sich davon zu überzeugen, ob und welche physiologische Veränderungen etwa das rothe Eisen auf die Haut des Aïssawa hervorgebracht hatte, sowie auch etwas Genaueres über die ganze Genossenschaft zu erfahren: so veranlaßte ich Reïs, mich am zweiten Tage darauf zu dem jungen hübschen Mauren, dem Hauptacteur, zu führen, welcher, wie ich erfahren hatte, unweit von uns eine der besuchtesten Barbierstuben — einen wichtigen und sehr beliebten Aufenthaltsort bei allen morgenländischen Völkern — inne haben sollte. Wir fanden ihn in seinem reinlichen Laden der Straße Bab-azoun. Aber Niemand hätte in dem schmucken, etwa vierundzwanzigjährigen, stattlich gekleideten Menschen die unheimliche Erscheinung aus dem Hofe des arabischen Hauses wiedererkannt!

Lächelnd ließ er diejenigen Theile seines Körpers, auf welche er das glühende Eisen gelegt hatte, untersuchen: auch nicht die geringste Veränderung der Haut war auf der Stirn oder den Wangen bemerkbar, nur die äußere Seite seiner Fingerspitzen an der rechten Hand — mit welcher er, wie probeweise, über die rothe Fläche gestrichen hatte — sah aus, als ob durch oft wiederholte Benutzung sich an der Kuppe harte Haut gebildet hätte; die Zunge war ein wenig eingekerbt, wie sie wol nach manchen Krankheiten zu sein pflegt, bot aber sonst durchaus nichts Auffallendes weiter dar.

Ich behauptete natürlich, daß er, sowie seine Genossen, im Besitze gewisser Mittel sein müßten, mit denen sie sich vor der Vorstellung gegen die schädlichen Einflüsse ihrer, dem Laien oder Nichteingeweihten verderblichen Experimente sicher stellten, die das Gift der Skorpione und die Gluth des Eisens neutralisirten.

„Du glaubst also“, sprach der Aïssawa, „wir bedürften einer Art Medicin, oder hätten Euch getäuscht? Nein, das ist es nicht; aber wir gehören einer Secte an, deren heiliges Oberhaupt uns die Macht gegeben hat, so zu thun, wie Du gesehen. Wir sind zu allen Zeiten im Stande, unsere Künste vorzunehmen und zu wiederholen. Sieh hier diese kleine Büchse, die Dir von neulich her bekannt sein wird“ — und dabei nahm er die kleine Blechbüchse aus seinem Gürtel, öffnete sie und ließ uns ihren widerlichen Inhalt sehen — „sie ist wiederum mit Skorpionen angefüllt; würdest Du diese Thiere, wie ich jetzt thue, in die Hand schütten?“

Er that dies und weder ich noch irgend ein Anderer hatte Lust, das Experiment ihm nachzumachen. Der Aïssawa fuhr fort:

„Sieh, diese Thiere sind Anderen so gefährlich, wie ihre Natur sie zu sein zwingt; auf meiner Hand aber und unter meinem Einflusse verändern sie ihre Natur. Du siehst, sie liegen jetzt unbeweglich und wie todt und wenn Du willst, werde ich sie verschlucken, wie neulich, ohne daß sie mir Schaden zufügen werden.“

Wir wünschten dies widerwärtige Schauspiel nicht wiederholt zu sehen und er unterließ es daher.

„Und sahst Du denn nicht, daß, während wir scheinbar Todbringendes vornahmen, der alte Marabout, unser jetziges Oberhaupt, betete? Wie sollte uns da Etwas schaden können? Und welche Vorbereitung könnte mich stark genug machen, die Anstrengungen meines Tanzes zu ertragen?“

„Was wolltest Du mit dem Tanze ausdrücken und worin bestehen denn die Eigenthümlichkeiten Deiner Secte?“ fragte ich.

„Während des Tanzes befinde ich mich in einer Verzückung, in der ich mich in ein anderes Wesen verwandelt fühle. An jenem Abend glaubte ich ein Löwe zu sein; hast Du nicht das dumpfe Brüllen gehört, das ich ausstieß? Was aber unsere Genossenschaft anlangt, so wird man nicht als Aïssawa geboren, wohl aber gehört doch eine gewisse natürliche Voraussetzung dazu und nicht Jeder kann es werden. Als Knabe wird man von dem Haupte unserer Secte aufgenommen und in Verschiedenem unterwiesen, das der Stifter unserer Secte, ein heiliger Marabout, dessen Grab fern von hier in der Wüste steht, gelehrt und vorgeschrieben hat. Nach einer Probezeit erst geschieht die feierliche Aufnahme. Der Marabout spricht Gebete und giebt uns die Weihe. Nunmehr sind wir gegen jeden Schaden geschützt, der uns sonst bei der Ausübung unserer Künste treffen würde.“

Weiteres war von ihm nicht zu erfahren.

Dr. H. Günther.

---

# Der Philosoph im Gebirge.

## Aphorismen aus einem kleinen Gebirgs- und Bade-Ort an der Mosel.

Von **J. G. Kohl.**

### Total-Eindrücke.

Dieser kleine Badeort B.. im Eifelgebirge, eine Meile von der schönen Mosel, der so wenig Ruhm in der Welt genießt und mir auf den ersten Blick so gewöhnlich scheint, ist am Ende, wenn ich ihn mir in der Nähe betrachte, doch nicht ganz so übel. Sein verstecktes Thal bietet recht hübsche kleine Spaziergänge dar und manche freundliche Scene für Griffel und Pinsel. Unsere Bademusik, die aus zwei sehr fleißigen Violinen, einem überaus strebsamen Baß und einer dem entsprechenden Anzahl von frisch tönenden Clarinetten und Waldhörnern besteht, hört sich früh Morgens ganz artig an, wenn man nicht gerade an die vollkommeneren Concerte denkt, die eben zu derselben Zeit an anderen und glänzenderen Sammelplätzen der eleganten Welt aufgeführt werden.

Und was die Ortsbewohner und unsere kleine bescheidene Badegesellschaft betrifft, so sehe ich doch nicht ein, wie man sich mit so guten und verständigen Leuten nicht recht nett und nützlich ein paar Stunden des Tages unterhalten könnte. Mit einem Worte, wenn wir uns die stets weit ausgreifenden Flügel unserer Phantasie und Begierden ein wenig beschneiden, den Rest der Welt vergessen und unserem Auge die rechte Brille aufsetzen, so begreife ich nicht, wie man hier nicht für die sechs Wochen der Ferienzeit geradezu ein kleines Paradies für den Geist finden und ganz vergnüglich und befriedigt existiren mag. Kannst Du mir darin nicht folgen, gedenkst Du der anderen reicher begabten Orte, die es in der Welt giebt, und ihrer großartigeren Natur, so wie ihrer brillanteren Cirkel, so verstehe ich allerdings auch Dich wieder wohl und begreife, warum Du mein armes kleines B. ein philiströses Krähwinkel schelten willst.

Es geht uns Beiden dabei, wie bei der Betrachtung eines Haidestrichs. — Fährst Du auf Adlerflügeln oder auch nur auf Stelzen darüber hin, so erscheint er Dir in toto nur als ein einförmiges und graugefärbtes Blachfeld. Läßt ein Anderer sich wie eine Lerche im Unkraute nieder, so entdeckt er in der Nähe Allerlei, was ihm gefällt. Man kann eben von allen Menschen und Dingen sagen, daß sie gewisse Total-Eindrücke auf uns machen, wenn wir sie nur so im Ganzen und in ihren Hauptumrissen überblicken; uns aber wieder ganz anders erscheinen und uns zu völlig verschiedenem Urtheil anregen, wenn wir uns

näher zu ihnen herbeilassen und sie genauer untersuchen. Einige Kritiker lieben es, immer einen recht großartigen Maßstab zu handhaben und Alles nach seiner Hauptfarbe zu rangiren und zu classificiren. Sie lassen sich viel Schönes entschlüpfen, da hienieden das Edle und das Gewöhnliche doch immer so sehr gemischt erscheint und da das Gefällige und Schöne sich so oft unter allerlei nicht gleich ansprechenden Hüllen verbirgt. Andere geduldigere, mitunter zu geduldige Beschauer haben eine wahre Meisterschaft darin erlangt, hinter Allem etwas Gefälliges zu spüren, Alles zu entschuldigen, Nichts zu verwerfen und überall etwas Hübsches herauszutüfteln. Sie — hinwiederum — verlieren mitunter unendlich viel Zeit in diesem kurzen Leben, dessen Inhalt man doch nicht, wie ein Ei, mit Theelöffeln ausessen kann. —

---

### Fais ce que tu voudra.

„Um Euch gut zu benehmen, hütet Euch nachzudenken! Folgt vielmehr der Regung Eures Instincts. Durch Eingebung werdet Ihr treffen, was gethan werden muß. Fais ce que tu voudra", so spricht der Fürst von Ligne, dessen Schriften ich in meinen Reisesack gesteckt habe, und seine Lehre könnte man auch zuweilen den Schriftstellern etwa so modificirt zurufen: „Um gut zu schreiben, hütet Euch nachzusinnen. Das Wählen macht Euch unsicher. Folgt Eurer Inspiration und schreibt nur aus Eingebung. Ecris ce que tu voudra!"

Das heißt erstlich, was die Themas Deines Nachdenkens und Deiner Rede betrifft, so beschwere Dir den Kopf nicht mit einer Abwägung aller der Dinge, welche die Schöpfung und die Literatur Dir dazu darbieten, und wähle Dir nicht mühselig Dieses oder Jenes aus, sondern nimm Das vor, was Dir auf Deinem Wege oder in Deinen Träumen ganz ungerufen wiederkehrte. Auch zwinge Dich heute nicht zu einer Arbeit, die Dir gestern klar war. Ergreife vielmehr das, was Dir in diesem Augenblicke nahe tritt und von dem Du Dich eben jetzt berührt fühlst.

Was zweitens die Manier der Behandlung betrifft, so sprich, wie Dir zu Muth ist, wie Dir der Mund gewachsen ist. Ahme nicht die Weisen Anderer nach. Rede Deine eigene Sprache. — Es ist schade und Kraftvergeudung, Deinen Pegasus dahin zu spornen und zu treiben, wohin er nicht will. Laß ihm freien Lauf. Er leistet in der Richtung, die ihm lieb ist, sein Bestes. —

---

### Unser Springbrunnen und die Dichter.

In unserm kleinen Thale, vor meinem Fenster arbeitet Tag und Nacht eine kleine Fontaine. Die vom Künstler hübsch in Bronze ausgeführte Gestalt eines Genius reitet in der Mitte ihres Bassins schlank und kühn auf einem muntern Delphin und spritzt das helle Wasser mit aufgeblasenen Backen frisch empor. Der Strahl schießt hoch in die Luft und die blinkenden Tröpfchen schimmern in der Sonne. Es sieht aus,

als wollten sie zum blauen Aether aufsteigen und weit in die Welt hinaus. Aber sie fallen alle wieder zurück, dem guten Genius ins Angesicht, waschen ihm Stirn, Nase und Backen und vertheilen sich dann ruhig wieder im Bassin zerfließend, wo die am Rande naschenden Vöglein sie aufschlürfen.

Mir scheint das Ding auf manche Dichter und Schriftsteller gemünzt zu sein, welche auch die Begeisterung so pausbackig von sich geben, dabei so himmelstürmerisch, wie mein kleiner symbolischer Engel zum klaren Aether aufblicken. Sie bringen ihre Verse der Nacht und den Sternen zum Weihopfer dar. Aber diese mögen sie nicht und ihre eigenen Gedanken fallen auf ihren eigenen Kopf zurück und verlieren sich in dem großen Bassin der Literatur, indem sie ungenossen verdampfen.

## Gedanken und Fische.

Die Leute versichern mich von unserem Waldbache, er sei fischreich, ganz voll von Forellen, Karpfen, Barschen, Hechten und Krebsen. Ich blicke hinein und sehe nichts als helles und leeres Wasser. „Ja! Aber die Fische stecken doch darin", belehrt mich ein angelnder Kenner; „sie ruhen in den Löchern und Höhlen und hinter den Felsen. Sie kommen indeß nur, wenn es ihnen gefällt, oder das Wetter darnach ist, zum Vorschein." — Aehnlich ist es auch mit dem Ideenreichthum, den Ideen und Einfällen eines Menschen. Die Anderen finden sie bei ihm nicht sogleich. Auch er selbst kann sie nicht jedesmal, wenn er will, ans Licht locken. Sie kommen gleich den Fischen, wenn es ihnen gefällt, und wenn die Sonne so scheint, wie sie es lieben. —

## Beleuchtung und Betonung.

Eines Tages besuchten wir hier einen einsamen kleinen See in unserer Nähe, der hier und da mit Blumen und Kräutern bedeckt und am Rande mit Schilf und Röhricht besetzt war. Ein trüber und nebliger Himmel hing über ihm und das Bild behagte und erfreute uns nur wenig.

Am anderen Abend, bei einem schönen Sonnenuntergange, kamen wir wieder dahin und entdeckten — welch' zauberischen Wandel! Die Häupter der weißen Wasserlilien und der anderen schwimmenden Blumen waren lieblich von den Strahlen der untergehenden Sonne geröthet und warfen hübsche Reflexe und Schatten in den glatten Spiegel des Sees. Alle ihre Umrisse waren deutlich gezeichnet. Das Geschilf am Uferrande bewegte sich graziös im murmelnden und säuselnden Abendwinde. Die hellen Wasserstellen zwischen den schwimmenden Blumeninseln waren blank und der klare Himmel schaute hinein. Es war derselbe See von gestern und doch zeigte er sich — und zwar blos in Folge des Wandels der Beleuchtung — so gänzlich anders, daß wir ihn kaum wieder erkannten. —

Eben so zauberisch und wirksam, wie bei landschaftlichen Scenen

die Beleuchtung, zeigt sich bei den Dingen, die das Ohr wahrnehmen soll, z. B. bei Erzählungen oder beim Vortrage dichterischer Productionen, der Accent und die Betonung. Das hübscheste Märchen, welches ein ungeschickter Erzähler in nebliger Eintönigkeit mittheilte, geht effectlos oder unbeachtet wie jener See im Nebel an uns vorüber, wohingegen dieselbe Geschichte als etwas ganz Neues oder Reizvolles erscheint, wenn die Umrisse scharf gezeichnet und wenn lebhafte Tonlichter an der rechten Stelle aufgesetzt wurden. —

## Rührige Bewegung.

Der König der Vögel, der Adler, zieht große stille Kreise über unsern Köpfen, mit weit ausgreifenden und fast bewegungslosen Fittigen. Nur dann und wann vernimmt man aus der Höhe seinen, den Wald erschreckenden Ruf. Die geschwätzigen Sperlinge dagegen flattern und hüpfen schreiend und eilig auf allen Bäumen und Dächern.

Der große Hecht steht ruhig im tiefen Wasser unseres Bergstroms. Aber die winzigen Weißfische springen und plätschern schon in nur fingertiefen Bächen — wie toll! — herum. — Diese kleinen Waldbäche selber sprudeln und lärmen zwischen den Steinen, wie ihre Fischchen, während sich der mächtige Strom in der Ebene mit breiter Fluth ruhig und lautlos, majestätisch wie ein König, durch die weiten Landschaften dahin bewegt. —

So ist eben allem Großen und Genialen eine gewisse Ruhe, ja ein gewisses Phlegma und anscheinende Trägheit eigen, während, wie in der Natur, so auch unter den Menschen — schon bei unseren Kindern und Schulknaben —, den Kleinen und Engherzigen eine auffallend rührige und lärmige Vielgeschäftigkeit und voreilige Intelligenz zum Erbtheil wurde. —

## Arbeit und Plage.

(Auf der Landstraße.)

Wohl mancher arme Mann ist dem geplagten Lastthier vergleichbar, das einen schwer bepackten Wagen den Berg hinaufschleppt. Es thut sein Möglichstes und arbeitet nach Kräften. Nichtsdestoweniger ist die Peitsche des Fuhrmanns stets hinter ihm. Alle seine Muskeln sind angespannt und nebenher soll es in der Hitze des Tages sich auch noch der feindlichen Bremsen erwehren. Es schlägt nach ihnen mit dem Fuße muß ihn aber, ohne die bösen Thiere getroffen zu haben, sogleich wieder fest hinsetzen, damit der Wagen nicht rückwärts rolle. —

So hat wol auch mancher eifrige Arbeiter alle seine Zeit und Kraft zusammen zu nehmen, um sein Hauptgeschäft zu fördern und sich und den Seinen die Existenz zu sichern. Dabei aber spornt und treibt ihn, den von selbst Eilenden, noch ein unbarmherziger Herr oder ein hartes Geschick und dazu muß er sich noch nebenher, wie das Saumroß, allerlei Bremsen vom Leibe halten, oder ihre Stiche geduldig hinnehmen,

als da sind Undankbarkeit der Freunde, Verleumdungen der Feinde, die Bisse der Neidischen, die Beschuldigungen der Unbarmherzigen und vor allen Dingen — seine eigenen bösen Launen, diese schlimmsten aller Plagegeister auf der Heerstraße des Lebens.

---

## Heiterkeit.

Es ist zum Erstaunen, was einige amüsante Leute Alles belachenswerth und lustig finden. — Ein junges, hübsches und durch und durch heiter gestimmtes Mädchen, welches in unserem Hause wohnt, lächelt fast jedesmal, wenn sie Einen bloß anblickt. Sie lacht laut auf, wenn sie auf unseren Spaziergängen stolpert, oder wenn ein plumper Kerl sie anrennt. Sie findet es höchst komisch und drollig, wenn eine dicke Brummfliege ihr ins Gesicht flog. Sie amüsirt sich wundervoll, wenn der Wind ihr das Halstuch entführte und sie dahinter her laufen und es aus dem Wasser holen muß. — Schon wieder höre ich ihre muntere Stimme im Hause laut erschallen! Was ist es? Sie hat sich in den Finger geschnitten und erscheint mit Pflaster und Bandagen an der Hand, um es uns lachend zu zeigen. — Kurz, es ist unglaublich, wie leicht einer so gut gelaunten Person aufgespielt ist, wie viel Erfreuliches, Komisches und Angenehmes sie in ihrer Umgebung zu entdecken weiß, und wie sie selbst dem Aergerlichsten stets eine helle Seite abgewinnt. In schroffem Gegensatze zu ihr stehen die Mißmuthigen und Uebelgelaunten, die bei den meisten Dingen und Ereignissen, sogar wenn sie auch nur eine Mücke stach, ein griesgrämliches und mürrisches Gesicht machen, die so Vieles beklagen, bejammern, beweinen oder bei Seite wünschen und die Sonne sogar schelten, wenn sie ihnen einmal zur Unzeit ins Gesicht schien.

---

## Das neue und das alte Kirchlein.

Sie sind neuerdings, so scheint es, in unserem Thale reich geworden und nun wollen sie das alte, aus dicken Quadern und Bruchstücken gebaute Kirchlein, das, von ein paar großen Linden beschattet, so malerisch auf dem romantischen Felsvorsprunge über dem Städtchen liegt, wegreißen und sich ein ganz modernes Gotteshaus dahin bauen Sie denken sich etwas viel Schöneres zu schaffen. Aber wie wollen sie so schnell das wieder zu Stande bringen, was bei der alten Kapelle die leise Zeit allmählig schuf? In ihren festen Mauern tönt die Erinnerung und das Echo so vieler seit Jahrhunderten darin verschollener Gebete, die Steine auf dem Fußboden und an den Wänden, die mit Inschriften bedeckt sind, reden von der Gottesfurcht und dem seligen Tode früherer Geschlechter. Auch die Eingangspforten sind mit den Wappen alter Bischöfe und Ritter geschmückt. — Die Engelsköpfe und die anderen Zierrathen am Altar sind zwar plump, aber aus derbem und solidem Eichenholze geschnitzt und lächeln noch freundlich, wie vor zweihundert Jahren, da man sie aus dem Walde holte. Auch sind sie von zahllosen

Votivtafeln und Lampen umgeben, die man jetzt alle bei Seite schaffen will. Auch die alten Linden, die das niedrige Dach des Kirchleins beschirmen, sollen dem neuen und größeren Bauwerk Platz machen. Vor Allem thut es mir jedoch leid, daß die beiden reizenden großen Fenster ebenfalls darauf gehen werden, die zu den Seiten des niedrigen Chors stehen. Denn außen von ihnen haben sich zwei uralte Sträucher eingenistet, vor einem Fenster ein Epheu, vor dem andern ein Weinstock. Sie bedecken mit ihrem Gezweige den ganzen Raum zwischen den gothischen Fensterrahmen und haben die Glasscheiben mit einem reichen frischen Laubwerke austapezirt. Wie reizend fällt des Morgens um sechs Uhr, wenn das Glöcklein die Leute des Thales heraufgerufen hat, das Sonnenlicht von Osten durch diese Blätter-Transparente mit dämmerigem Schein und mit spielendem Lichtwechsel! Hinter den Gläsern sieht man die Vögel, die in den Zweigen draußen ihre Nester bauen, hüpfen und zur Ehre ihres Schöpfers zwitschern. Das Alles soll nun „weggeputzt“ werden.

Bequemere Sitze wird ihnen ihr Baumeister in dem neuen Hause allerdings bereiten, aber wie sehr werden Küster und Prediger bei ihrer Predigt den Beistand entbehren, den ihnen die Jahrhunderte in all' dem poetischen Beiwerk verschafften, das den alten Tempel jetzt noch so freundlich und so bedeutsam schmückt? —

## Ein kleiner Kreuzträger.

Ein Knäblein pilgerte durch die Straße unseres Ortes. Da es ein kleiner Schmiedegeselle war — sein ein wenig angeschwärztes Gesicht bezeugte es — so hatten sie ihm eine lange eiserne Stange zum Transport aufgepackt. Unter ihr auf seinen Schultern hatte er einen kleinen sechsfach zusammengelegten Lappen liegen. Trotzdem schnitt sie ihm ins Fleisch und war dabei so schwer, daß er unter der Last mit seiner elastischen Stange hin und her schwankte und nur mit gekrümmten Beinen sich weiter schleppte. Nichtsdestoweniger aber pfiff er dazu ein munteres Liedchen, schaute lustig darein und beachtete rechts und links, was auf der Straße Neues passirte, schwatzte hier und da auch scherzhaft mit diesem oder jenem kleinen Kumpan, der ihm begegnete. Nur zuweilen bei einer Straßenecke machte er ein saures Gesicht, faßte nach der schmerzenden Schulter und zog sich den Lappen unter dem kneifenden Eisen zurecht. Gleich hinterdrein aber setzte er sein Liedchen wieder fort und hinterließ uns, indem er trillernd unserm Blicke entschwand, ein freundliches Bild und eine Belehrung darüber, wie man hienieden sein Kreuz tragen könne.

(Wird fortgesetzt.)

# In der Mammuthhöhle.

Am Zusammenfluß des Ohio und des Mississippi in Nordamerika liegt das Städtchen Kairo. Verfolgt man den Ohio, so gelangt man nach Louisville im Staate Kentucky Dann kommen Cincinnati und Pittsburg in Pennsylvanien, wo der Strom aufhört, schiffbar zu sein. Der Tourist, sagt Oscar Cemettant in seinem ebenso unterhaltenden als trefflich geschriebenen Buche „Amerika wie es ist" (L'Amérique telle qu'elle est. Par Oscar Comettant. Paris, Achille Faure.), der Tourist, der Herr über seine Person und seine Zeit ist, wie wir es waren, verfehlt nicht, in Louisville abzusteigen, um mit dem Staate Kentucky Bekanntschaft zu machen und die berühmte Mammuthhöhle in Augenschein zu nehmen, in der man die Gewässer eines unterirdischen Stromes befahren und augenlose Fische fangen kann. Das verfehlten denn auch wir nicht. Die Eisenbahn führte uns nach der Station Cave City, von der bis zum Eingang der Höhle nur noch etwa zehn Meilen sind.

Nichts gewährt einen größern Genuß als ein Zurücklegen dieses Zehnmeilenweges, in einem Lande, das von der Indianerzeit her ganz sein ursprüngliches Aussehen bewahrt hat. Von Zeit zu Zeit erblickt man ein Rudel Hirsche und Schaaren wilder Truthühner. Ueberall erscheint uns die Natur mit dem Gepräge jener charakteristischen Größe, die dem Europäer in Amerika, wo Alles unermeßlich scheint, so sehr auffällt.

Beim Anlangen an unserm Bestimmungsorte stiegen wir im Mammoth Cave Hôtel, nicht weit vom Eingang der Höhle, ab. Führer mit brennender Fackel führen uns in das Innere der Höhle, wo sich vor unseren Augen die wundersamsten Bilder entrollen.

Das, was man den ersten Stock der Höhle nennen könnte, ist weder groß noch bemerkenswerth. Unternehmende Industrielle sammeln da den Salpeter, der sich in Ueberfluß von den feuchten Grottenwandungen ablöst.

Das zweite Stockwerk, Alhambra genannt, ist ein Feenstück aus Tausend und Einer Nacht. Alles, was die morgenländische Mosaik Mannigfaltiges, Wunderliches, Blendendes enthält, wird hier von der Natur übertroffen.

Die von Fackellicht erleuchteten Stalaktiten erfüllen die Höhle mit den prachtvollsten Farben. In diesem Zauberschlosse, von dem keine Beschreibung einen deutlichen Begriff zu geben vermöchte, vermählt sich der Opal mit dem Diamanten, der Türkis mit dem Smaragd. Man muß diese Wunderwerke gesehen haben, um fassen zu können, mit welchem bewältigenden Zauber der Gesichtssinn unsere Seele zu erfüllen vermag.

Welche Ornamentik wäre im Stande, Etwas zu ersinnen, das diesem erhabenen Durcheinander von Rosen, Girandolen, Gittern, bogenförmigen Rahmen gleich käme, diesen Hallen mit den Jaspis- und Porphyrsäulchen, den goldenen und silbernen Kapitälern, den diamantenen Wasserfällchen, den Brunnen, aus denen sich Ströme von Topasen und Rubinen zu ergießen scheinen? Das kann man sehen und bewundern, aber so wenig nachbilden, als beschreiben.

Ist das Auge vom Anschauen dieser „Symphonie des Blickes" ermüdet, nicht gesättigt, und macht sich das Bedürfniß einer kleinen Erholung geltend, so steigt man in das dritte Geschoß hinab, wo sich der sogenannte „türkische Friedhof" befindet.

Die Täuschung ist eine vollkommene. Da und dort erheben sich turbanbekrönte muselmännische Gräber, untermischt mit Cypressen. Die Cypressen sind Basaltgebilde, die von Bildhauerhand gemeißelt zu sein scheinen. Ruinen machen den Anblick noch effectvoller und bilden einen eigenthümlichen Contrast mit einer von Minarets überragten, theilweise in Trümmer liegenden Moschee. Man meint die klagende Stimme des die Todten zum Gebet rufenden Muezzin zu hören.

Im Geschoß darunter entrollt es sich vor den Blicken des Besuchers wie eine unfruchtbare Sandwüste. So weit bei dem Flackerlicht der Fackeln das Auge reicht, ist Alles einsam und öde. Hier und dort nur ein kahler Hügel, der geheimnißvolle Tumulus irgend eines Mastodonte oder Riesenthieres der Vorzeit, das der „ersten Manier" des Schöpfers entstanden. Was geht dieser Pseudowüste ab, damit sie als eine wirkliche Wüste erscheine? Nichts als das Vorüberziehen einer Karawane in der Ferne, nach dem Tacte einer jener räthselhaften und traumvollen morgenländischen Weisen, die dem Ohre den Bildungsgang eines ganzen Volkes enthüllen.

Weiter unten noch verschwindet die Wüste und man betritt das Innere einer imposanten Domkirche. Den byzantinischen Styl des zweiten Stockwerks vertritt der gothische, obschon auch hier farbige Tropfsteingebilde vorhanden, wie wir oben deren bewundert. Und auch hier werden die Werke der Menschen von den Werken der Natur verdunkelt.

Man erstaunt über die Kühnheit des Baues und den Reiz der Details. Ueberall zeigen sich, schlank geformt, einzeln oder bündelweise, die zartesten, schwungvollsten Reifen. Luftige Spitzbogen, aus denen sich ciselirte modenesische und valencianische Pendentifs von großer Vollendung abheben; Rosen von durchbrochener Arbeit, Kronleuchter nach Zeichnungen von Benvenuto Cellini und mit tausend rothen, blauen, grünen, orangefarbenen, goldenen und silbernen Blüthen besteckt, gemeißelte Schneeblumenketten, auf denen der Regenbogen sich zeigt; Erker- und Glockenthürmchen; kurz, die ganze Pracht der Gothik vermöge — ich weiß nicht welchen — artistischen Geniestreichs mit den Launen einer ausschweifenden, aber stets harmoniereichen Phantasie vermählt. Dort steht der Altar, eine Pilasterreihe umgiebt ihn. Der Blick verliert sich staunend

in der Perspective der Gegenpfeiler, über die ein geheimnißvoller Halbschatten ein mildes Licht verbreitet.

Beim Verlassen des Tempels, welch' ein Contrast! In dem Geschoß darunter, das würdig wäre, in der Dante'schen Hölle eine Rolle zu spielen, nichts als furchtbare Spalten, entsetzliche Abgründe, bodenlose Schlünde. Ueber diese „klaffenden Wunden einer in Zuckungen liegenden Natur" führen schmale, bewegliche, aus einer Eichenbohle bestehende Brücken, und jenseits derselben zeigt sich den Blicken der Besucher das sogenannte Todte Meer.

Dieses in der Tiefe der Erde regungslos schlummernde „Meer" hat nie ein Windhauch berührt. Es bevölkern dasselbe blind geborene Kaulbarsche, eine Art Fische, die vor Zeiten sehend gewesen sein müssen, da man die Umrisse der Augen an ihrem Kopfe noch deutlich erkennt. Der Anblick dieses unterirdischen „Meeres" mit dem kalten geschmacklosen Wasser machte auf mich einen Eindruck, wie ich lebhafter nie einen empfunden.

Und doch hält sich an diesem Orte der Finsterniß ein menschliches Wesen, ein Führer, auf, des Augenblickes harrend, wo Schaulustige mit ihm in seiner Barke auf diesem andern Lethefluß eine mythologische Fahrt antreten wollen.

Wir nahmen in dem Fahrzeuge Platz, und bald erfüllte der gemessene Ruderschlag diese Welt des Schweigens mit räthselhaften, wunderlichen Lauten.

Nach einer ziemlich langen Spazierfahrt, die noch lange hätte fortgesetzt werden können, da das Innere der Mammuthhöhle zehn Meilen lang ist, verließen wir das Fahrzeug und erkundigten uns bei den Leuten, die uns gerudert hatten, ob in der Mammuthhöhle nicht noch ein tiefer gelegener Ort in Augenschein zu nehmen sei?

„Freilich, der Maelstrom", versetzte einer von den Führern; „der Maelstrom, von dem es noch vor einigen Wochen hieß, kein menschliches Wesen könne zu demselben hinabgelangen."

„Wie so das?" meinte ich, zu dem Führer gewandt.

„Weil man", erwiederte dieser, „um in gewisse Abgründe hinabzusteigen, nicht nur das Leben einsetzen, sondern auch Herr seiner Nerven sein und eine Kaltblütigkeit besitzen muß, der sich nur wenig Männer rühmen können."

„Und gleichwohl ist Jemand in den Maelstrom hinabgestiegen?"

„Ja; und das zwar ein junger Mensch aus Kentucky. Sie haben die Einzelheiten dieser unterirdischen Fahrt, nach dem Schreiben eines in Kentucky lebenden Amerikaners, in den Zeitungen lesen können; allein dieser Bericht ist nicht in allen Punkten der Wahrheit gemäß, und ich bin in den Stand gesetzt, den Vorfall zu erzählen, wie er sich wirklich zugetragen."

„So erzählen Sie!" riefen wir, begierig, den Hergang zu erfahren. „Der Ort hier ist prächtig zu einer solchen Erzählung angethan."

„Gern“, versetzte der Führer; sprach's, nahm ein Prümchen Kautabak und hub an wie folgt:

Bis zum Tage der ersten Ausforschung war kein Sterblicher in diesen Abgrund der größten Höhle auf Erden weiter als etliche Yards vorgedrungen. Tausende von Individuen hatten mit Entsetzen in den Maelstrom hinabgesehen, während man vergeblich bengalisches Feuer hineinleuchten ließ, um die Tiefe desselben zu ergründen. Der Besitzer dieser schauervollen Höhle hatte dem durch seine Tollkühnheit bekannten berühmten Führer Stephan sechshundert Dollars geboten, wenn er die Tiefe des Abgrundes ermessen und über seine gefahrvolle Fahrt Bericht erstatten wolle. Eine solche Summe war wohl geeignet, den Mann, der von seinem bescheidenen Tagelohn kärglich lebte, zu kirren; dessenungeachtet nahm Stephan nicht an. Vor einigen Jahren wollte ein Lehrer aus dem Tennesee'schen, ein ebenso wohlunterrichteter als entschlossener Mann, unternehmen, was kein Mensch vor ihm zu versuchen gewagt hatte. Er traf zu dem Ende lange Vorbereitungen, und als der bestimmte Tag herankam, ließ er sich an einem festen Seil in den Abgrund hinab. Etwa hundert Fuß tief hatte das Seil ihn geführt, als er fühlte, wie seine Sinne sich umdüsterten, Beklemmungen sich einstellten, ein unbezwingliches Entsetzen sich seiner bemächtigte. Er glaubte nicht anders, als daß er im Begriff stehe, den Verstand zu verlieren. Voller Schrecken gab er das verabredete Zeichen, ihn wieder in die Höhe zu ziehen. Bei der Mündung des Schlundes angelangt, verlor er das Bewußtsein. Späterhin gestand er, die Wirkung des von ihm beim Erreichen der ersten Galerie empfundenen Entsetzens sei eine derartige gewesen, daß er sich lieber umbringen wolle, als die Höllenfahrt noch einmal antreten.

Seit der Zeit lag stets eine große Summe Geldes für Den bereit, der es wagen würde, das Abenteuer zu bestehen; Viele haben es versucht, Keiner hatte die Ausforschung bis zu Ende durchgeführt.

Letzthin meldete sich nun ein junger Mann aus Louisville in der Absicht, den Schlund zu befahren. Dr. Wright machte demselben Vorstellungen der Gefahren wegen, die mit dem Unternehmen verknüpft wären; daß die unerschrockensten Männer davor zurückgebebt seien, daß er, von Entsetzen gepackt, willenlos schwindlich werden, ja, sein Leben dabei einbüßen könne.

„Ich fürchte Nichts von Alledem“, versetzte ruhig der junge Mann, „und ich brauche meiner Natur nicht Gewalt anzuthun, wie Sie zu fürchten scheinen, um bis auf den Grund des Maelstromes hinabzufahren.“

„So hat Ihnen wohl nie gegruselt?“ fragte der Doctor.

„Ganz gewiß nicht“, war die Antwort. „Ich kann mir von dem Gefühl nicht einmal einen deutlichen Begriff machen.“

„Wie? Sie wüßten nicht, was Furcht ist?“

„Wie ich Ihnen sage.“

„Sie hätten nie Angst empfunden?“

„Nie."

„Selbst indem Sie träumten?"

„Selbst indem ich träumte."

„Hat Ihnen denn nicht wenigstens einmal, wie Jedem, geträumt, eine übernatürliche Macht reiße sie aus unserm System fort, in den endlosen Weltenraum, und Sie machten die wunderliche Fahrt im Aether und bei einer Stille, daß Sie Ihr Herz in furchtbaren Schlägen gegen die Rippen hämmern, Ihr Blut durch die Adern rollen, Ihr Leben in all' seiner Thätigkeit pulsiren hörten? Hat ein solcher Traum Ihre Seele nicht mit Schrecken erfüllt?"

„Allerdings träumte mir so Etwas und wiederholt; allein ich empfand nur Staunen, nie Furcht. Wie gesagt, ich kann mich nicht fürchten."

Angesichts einer so bündigen Erklärung verneigte sich der Doctor tief vor dem jungen Mann, und es wurden alle Anstalten zur Niederfahrt getroffen. Mr. Preeter, der Eigenthümer der Mammuthhöhle, ließ sofort von Nashville ein Seil von gehöriger Länge und Dicke holen und man begab sich an den zur Ausforschung den Schlüssel liefernden Punct, nämlich in eine neun Meilen vom Eingang der Höhle entfernte Galerie.

Als die Stricke angelangt waren, glaubten die Anwesenden dem Louisvillaiser ein letztes Mal die bekannten und unbekannten Gefahren vorhalten zu müssen, denen er sich aussetzen würde. Allein dieser erklärte, und wenn der Maelstrom die Hölle selbst und, unter dem Vorsitz des Gottseibeiuns in Person, nebst seiner ganzen langschwänzigen Miliz von den Seelen aller Verbrecher auf Erden bevölkert wäre, so würde er doch, da er sich einmal dazu entschlossen, jetzt nicht mehr zurückweichen; ob das deutlich sei? —

Lautes Lachen begrüßte diesen launigen Einfall. Nur Einer behielt seinen vollen Ernst bei, und das war Dr. Wright, der den jungen Mann mit Bewunderung betrachtete und die Unebenheiten an dessen Schädel betastete.

Zuerst band man an das eine Ende des Seiles einen schweren Stein, den man in den Schlund hineinließ, bis er unten fest aufstieß und das Seil schlaff ließ, worüber eine geraume Zeit verging. Dann bestieß man mit dem Stein ruckweise die Wandungen des Abgrundes, um etwa vorhandene lose Felsstücke, die im Niederfallen den kühnen Fahrer hätten verletzen können, zum Weichen zu bringen. Verschiedene Steinblöcke stürzten in die Tiefe. Das Geräusch von ihrem Falle tönte aus der schwarzen Finsterniß herauf; es klang wie unterirdischer Donner. Die Anwesenden fuhren bei dem Getöse zusammen.

Der Doctor richtete auf den jungen Mann einen durchdringenden Blick.

Nichts in dessen Zügen verrieth die geringste Erregtheit; keine Muskel in seinem Gesichte zuckte.

Nachdem er eine Art Fallhut aufgesetzt, damit sein Kopf gegen die Steine geschützt sei, die über ihm losgehen konnten, und sich mit einer

brennenden Laterne versehen hatte, ließ sich der junge Held den Strick um den Leib binden und gab das Zeichen zum Beginn der Fahrt. Dieselbe ging zur Vermeidung jeden Unfalls äußerst langsam von Statten. Gleichwol lösten sich von Zeit zu Zeit Felsstücke und Erdbrocken ab, die den Hinabfahrenden jedoch glücklicherweise nicht verletzten.

In dem Maße als er niederwärts fuhr, leuchtete er um sich her mit seiner Laterne.

In siebzig Fuß Tiefe etwa nahm er einen Vorsprung wahr, von dem aus dem Anschein nach zwei bis drei Galerien in verschiedener Richtung fortliefen. Der Erforscher der Tiefe gab das Zeichen zum Halten, constatirte in seinem Notizbuch das Vorhandensein der Grotten und befahl, daß man ihn weiter hinablassen möge.

Dreißig Fuß weiter unten neuer Befehl zum Halten. Der Hinabfahrende hatte einen Wasserquell entdeckt, der aus einer der Wandungen hervorsprudelt und sich rauschend in die Tiefe ergießt. Auch davon ward schriftlich Notiz genommen, dann weiter! —

Fortan war, des in einem feinen Sprühregen sich ergießenden Quellwassers wegen, das Laternenlicht kaum mehr zu benutzen. Die Luft ward immer dünner. Bis auf die Haut durchnäßt und nur mühsam Athem holend, hielt gleichwol der Niedertauchende in seiner Fahrt nicht inne. Schon maß das Seil im Abgrund hundertundfünfzig Fuß, und der verwegene Passagier fuhr noch tiefer hinab, immer tiefer. Da plötzlich in der Tiefe ein dumpfes Geräusch, das wie ein schrecklicher Mahnruf den Obenstehenden zu Ohren drang. Gleichsam instinctmäßig hielt man das Seil an. Allein sofort gab der Taucher das Zeichen, man möge ihn noch weiter hinablassen.

Das dumpfe Geräusch rührte von einem mächtigen Felsblock her, der im Niederfallen den Verwegenen beinahe erschlagen hätte, ihn aber mit einer starken Quetschung davonkommen ließ.

Etliche Fuß weiter unten noch constatirte er, daß der Wasserfall eine fast wagrechte Richtung annehme und nicht mehr unter, sondern neben ihm abwärts rausche. Als er hierauf die Glasscheiben der Laterne, die kein Wasser mehr benetzte, abgewischt hatte, konnte er in einiger Entfernung um sich her die Gegenstände ziemlich deutlich erkennen.

Da man inzwischen oben mit dem Seile beständig nachgegeben und der Passagier weiter kein Zeichen mitgetheilt hatte, befahl Dr. Wright, damit einzuhalten, um sich zu vergewissern, daß der Tollkühne noch am Leben sei.

Gesagt, gethan.

Nichts rührte sich.

„In die Höhe, rasch in die Höhe mit ihm!“ rief der Doctor.

Augenblicklich hißte man aus Leibeskräften, da man nicht anders glaubte, als der Versenkte sei aus Mangel an Luft erstickt oder zum Mindesten vor Angst und Entsetzen ohnmächtig geworden. Allein fast in demselben Momente gab auch schon der Reisende, welcher merkte, was über ihm vorging, und durchaus, wie er es versprochen hatte, die Sohle

des Abgrundes betreten wollte, zu wiederholten Malen und höchst energisch das Zeichen „Niederwärts!“

Ein „Ah!“ der befriedigten Erwartung entrang sich der Brust Aller. Als Die, welche das Seil hielten, der Aufforderung nachgekommen waren, erreichte der Unerschrockne den Grund der Tiefe. Er hatte im Innern der Erde, in Wasser und Finsterniß, nur mit Mühe athmend und inmitten eines Steinregens, der ihn jeden Augenblick zu zerschmettern drohte, abwärts eine Strecke von hundert und neunundneunzig Fuß zurückgelegt. Dieser Christoph Columbus der Unterwelt stellte nun fest, daß der Grund des Maelstroms kreisrund und achtzehn Fuß im Durchmesser weit sei. Durch eine kleine Oeffnung gelangte unser Held in eine andere kleinere Höhle, aus der er etliche der schönsten Silicumproben, sowie mehrere Stücke Sinter mitbrachte, die so weiß sind, wie der reinste Krystall.

Als der Höhlentaucher diesen Theil des Schlundes zur Genüge besichtigt hatte, ließ er sich eine Strecke weit emporhissen, da seine Absicht war, die Galerien zu exploriren, die er auf seiner Niederfahrt entdeckt hatte

„Damit war wol das Schlimmste überwunden?“ unterbrach ich den Erzähler; „und der verwegene junge Mann durfte fortan die Besuche, die er den verschiedenen Gängen abstattete, als eine Vergnügungsfahrt betrachten.“

„Weit gefehlt“, versetzte der Führer; „eben dort sollte sich Etwas ereignen, das jeden Andern als Den, dem Furcht ein unbekanntes Etwas, mit Angst und Entsetzen erfüllt haben würde.“

„Traf er etwa ein wildes Thier darin an?“ fragte Einer von uns.

„Das nun wol nicht; aber es begegnete ihm etwas weit Entsetzlicheres. Nachdem er den Eingang zu einer der Grotten erreicht hatte, band er, um die Grotte in ihrer ganzen Weite leichter ausforschen zu können, von seinem Gürtel den Strick los, vermittelst dessen man ihn hinabgelassen hatte, und beschränkte sich darauf, das Ende desselben in der Hand zu behalten. Das war höchst unvorsichtig, wie die nächsten Vorgänge lehren sollten. In der That, bei dem Versuch, den er machte, um über einen ziemlich breiten Spalt hinweg in das Innere der Grotte zu springen, ließ er das Seil los. Es war um ihn geschehen, wenn es ihm nicht gelang, desselben durch einen Griff wieder habhaft zu werden; in dem entsetzlichen Grabe bedrohten ihn Hunger und Kälte mit dem Tode. Jeder Andere als der junge Waghals wäre vor Angst vergangen. Er untersuchte kalten Blutes die Oertlichkeit, erwog die Schwierigkeiten, maß die Entfernunge, und als er Alles genau berechnet hatte, war er überzeugt, daß er den Strick erreichen und fassen könne, wenn er sich, möglichst nahe dem Außenrande, auf einen über dem Abgrund hängenden Stein stellte.

Allein war dieser Stein auch fest genug, um ihn zu tragen? Das konnte er nur untersuchen, indem er sich darauf stellte. Er zögerte gleichwol nicht damit, denn lieber wollte er sich der Gefahr aussetzen,

in die Tiefe zu stürzen und auf solche Art den Tod erleiden, als mit dem Hungertode anbinden. Somit kletterte er auf den Stein, der zum Glück nicht nachgab und von dem sich nur etwas Geröll ablöste. Nun streckte er, das Seil zu fassen, den Arm aus; allein, o der Enttäuschung! es fehlte eine halbe Handlänge daran, damit er seinen Zweck erreiche. Dies Mal hielt er sich für verloren, ohne daß dadurch gleichwol sein Muth, dem Nichts Etwas anzuhaben vermochte, erschüttert wurde. Er suchte vergebens umher und entdeckte Nichts, womit er das Seil hätte erhaschen können. Allein Gott verläßt den Muthigen nicht.

Er hatte einen Einfall, und dieser Einfall rettete ihn. Besaß er nicht den Laternenring? — Mit Hülfe seiner Zähne, zufällig ganz vortrefflicher Zähne, gelang es ihm, den Ring an einer Stelle zu brechen, denselben aus einander zu biegen und einen Haken daraus herzustellen, dessen Heft die Laterne selbst war. Damit konnte er leicht das freischwebende Seil fassen und bis in den Eingang der Grotte nach sich ziehen. Diesmal behielt er das Ende nicht in der Hand, sondern befestigte das Seil derartig an einem Felsenvorsprung, daß es nicht losgehen konnte. Nach Anwendung dieser Vorsichtsmaßregel erst drang er in die Galerie vor, legte in derselben etwa zweihundert Meter zurück und gelangte an einen großen Erdhaufen, die Folge eines Schlupfes, der den Gang fast ganz versperrte, und dem Vordringen des Erforschers ein Ziel setzte. Auf dem Rückwege entdeckte er eine zweite Oeffnung, die er anfangs nicht bemerkt hatte, und nunmehr durchschritt. Nachdem er einige Minuten gegangen, sah er, daß der noch zurückzulegende Raum ein sehr beträchtlicher und das Wachslicht in der Laterne beinahe heruntergebrannt war. Da überdies seine durchnäßten Kleider ihn vor Kälte zittern machten, wäre es Wahnsinn gewesen, den Abstecher noch fortzusetzen. Folglich kehrte er zum andern Male an den Eingang der Grotte zurück und als er sich das Seil um den Leib gebunden hatte, gab er das Zeichen zur Auffahrt.

Diese war für den Emporschwebenden nichts weniger als angenehm, da er sich das Seil schlecht umgebunden hatte und dasselbe ihm die heftigsten Schmerzen verursachte. Allein das Schmerzgefühl wich bald beim Anblick einer drohenden Gefahr, die der muthige Befahrer nicht von sich abwenden konnte.

Unser Held, fuhr der Führer, der Augenzeuge des Vorfalls gewesen war, fort, war nur noch etwa neunzig Fuß von der Mündung des Maelstroems entfernt, als er plötzlich in der Höhe Schreckensrufe laut werden hörte. Ungeachtet der großen Tiefe, in der er sich noch befand, vernahm er deutlich die Worte:

„Das Seil brennt! Wasser, geschwind Wasser her!“

In der That war das Seil in Folge der starken Reibung gegen das lange Bret, das demselben als Geleise diente, in Brand gerathen, und der junge Mann konnte jeden Augenblick gewärtigen, in den gähnenden Abgrund zu seinen Füßen zu stürzen. Wasser hatte man nicht zur Hand. Zum Glück trug einer der Anwesenden eine Feldflasche mit

Wasser und Branntwein bei sich. Man leerte die Flasche über das brennende Seil, und der Abenteurer konnte ohne weitern Zufall bis an die Mündung des Maelstroms befördert werden, dessen Geheimnisse von ihm endlich erschaut und erforscht worden waren.

„Und was für eine Wirkung", fragte ich hier, „brachte das Tageslicht auf den jungen Mann hervor?"

„Er war eben so ruhig bei seiner Rückkehr als in dem Augenblick, wo er die Fahrt antrat, und Dr. Wright, der ihm an den Puls fühlte, konnte bezeugen, daß der Zustand desselben ein durchaus normaler war."

„Es hatte ihm also wirklich nicht gegruselt?"

„Ganz und gar nicht. Aber anders verhielt es sich mit seinen Gefährten, welche, als die Gefahr vorüber war, vor Müdigkeit und Erregtheit nicht länger auf den Füßen stehen konnten.

Nachdem der Höhlenerforscher seine durchnäßten Kleider gegen andere, für ihn bereit gehaltene, trockene vertauscht und ein Gläschen Rum getrunken hatte, berichtete er ausführlich über seine Fahrt; dieselbe war noch weit gefahrvoller gewesen, als man vermuthet hatte.

Als man sich nach dem Doctor umsah, war derselbe ohnmächtig geworden.

Das ist, schloß der Erzähler, der wahrheitsgetreue Bericht über die Maelstromfahrt des jungen Amerikaners, der auf der Sohle des Abgrundes seinen Namen an eine Felszacke schrieb, die nach ihm vielleicht kein Sterblicher mehr besuchen wird." —

Voll Staunen und Bewunderung ob Allem, was wir gesehen hatten, aber auch beklommen, unsagbar unheimlicher Gefühle voll, traten wir den Rückweg nach der Oberwelt an. Als ich das Tageslicht wiedersah, schließt Comettant, in vollen Zügen die frische Luft wieder einathmete, da war es mir, als erwachte ich zu neuem Leben.

L. C. P.

# Die Belagerung von Roßwald.

Humoristische Erzählung von **Adolf Mützelburg**

## 2.

Es war am folgenden Tage um die Mittagszeit. Schloß Roßwald mit seinem großen alten Park und seinen Feldern rings umher lag im tiefsten Schweigen unter der brennenden Augustsonne. Nichts schien sich zu regen, so weit das Auge blickte; Alles bot das angenehme Bild ungestörten Friedens.

Plötzlich jedoch wurde es lebendig auf einem Hügel, der ungefähr eine Viertelstunde vom Schlosse entfernt war und über den die Straße von dem nicht weit entfernten Hellstädt nach Roßwald führte. Zuerst erschienen die beiden Panduren, die den Grafen am vergangenen Tage nach Hellstädt hineinbegleitet; sie hatten ihre Säbel gezogen und machten so grimmige Mienen, als seien sie bereit, in die leere Luft einzuhauen. Ihnen folgten drei Reiter: der Graf, Raudorff und Pastor Kreidener — die beiden Ersten mit Degen und Pistolen bewaffnet, der Letzte im schwarzen Staatskleide, mit weißer Halsbinde und weißen Handschuhen. Hinter ihnen wurde die Chaise der Markgräfin sichtbar und an diese schlossen sich eine Menge anderer Wagen. Denn in der Nacht war auch der „Train“ in Hellstädt angelangt. Wohl ein Dutzend Reiter, mehr oder weniger gut bewaffnet und beritten, je nachdem sie Waffen und Pferde schon von Wien aus mit sich führten oder sie erst in Hellstädt requirirt, umgaben den Troß von wenigstens zwanzig Wagen, auf denen sich alte und junge Diener, Männer, Weiber, Mädchen und Küchenjungen im buntesten Gemisch und bestem Humor durcheinander befanden. Die Livreen, die hellen Tücher, welche die Frauenzimmer zum Schutz gegen die Sonne übergebunden, die glänzenden Hausgeräthe, welche hier und dort durch die Decken der Wagen blitzten, machten in der blendenden Augustsonne einen fast orientalischen Eindruck; man glaubte eine Karawane zu sehen. Dazu schrien die Papageien, krächzten die Affen und bellten die Lieblingshunde des Grafen und seiner Gemahlin. Auge und Ohr wurden gleichmäßig in Anspruch genommen, geblendet und betäubt.

Als der Graf mit seinen Begleitern die Spitze des Hügels erreicht hatte — die letzten Wagen waren noch unten am Fuß desselben auf der ebenen Landstraße — warf er einen Blick um sich. Die ganze Spitze des Hügels war eben und frei. Nur einige hohe Eichen erhoben sich in der Mitte des Platzes, der von niedrigeren Bäumen und Gebüsch, Laubholz und Fichten durcheinander, rings eingefaßt war. Vor dem Grafen lag in einem Thale Roßwald; hinter dem Schlosse erhoben sich die mährischen Berge.

„Da ist es ja!“ sagte Hobitz, sein Pferd anhaltend. „Ein ganz freundlicher Anblick! Habe das alte Nest lange nicht gesehen. General Raudorff — wie heißt dieser Berg? — ich habe es vergessen!“

„Der Zwickel, Herr Graf“, antwortete der zum General avancirte Secretair.

„Meinen Sie nicht, General, daß sich hier sehr gut ein Lager aufschlagen ließe?“

„Gewiß, Herr Graf. Hier muß früher schon einmal ein Lager gewesen sein“, antwortete Raudorff. „Man unterscheidet hin und wieder noch einige Schanzen — dort drüben, zum Beispiel, nach dem Wege zu.“

„Sehr wahr, Herr General. Süperber Ueberblick von hier aus über das Operationsterrain! Feldprediger Kreidener, was meinen Sie, wenn wir hier unser Hauptquartier aufschlügen?“

„In Roßwald selbst würde es bequemer sein“, antwortete Kreidener, mit gutem Humor auf die sonderbare Situation eingehend.

„Das meine ich ebenfalls“, erwiederte Hobitz. „Aber wir müssen doch vorher recognosciren. Vor dem Thor darf meine Gemahlin nicht umkehren. Also Halt hier!“

„Halt!“ riefen die Panduren, die zugleich mit dem Grafen ihre Pferde zum Stehen gebracht hatten und sprengten zurück.

„General Raudorff, überwachen Sie die Einrichtung des Lagerplatzes. Ich will nur einige Worte mit der Frau Markgräfin sprechen.“

Er ritt zu ihrem Wagen und sagte, mit der Hand auf Roßwald deutend:

„Dies ist meine Heimat, Verehrteste, die Stätte, in welcher Sie bald als Siegerin unbeschränkt herrschen werden. Wie Sie sehen, ist die Gegend nicht so übel. Nur sehr einsam liegt das Schloß.“

„Es erinnert mich Vieles an meine eigene Heimat“, sagte die Markgräfin. „Nun, Josef, sind Sie immer noch entschlossen, mit Gewalt den Eintritt in Roßwald zu erzwingen? Ich möchte auch jetzt noch zur Güte rathen. Der Herr Graf könnte selbst durch die scheinbare Anwendung von Gewalt noch mehr gegen Sie aigrirt werden.“

„Nun, was das betrifft, so scheint mir eine Steigerung kaum möglich“, antwortete Hobitz. „Indessen will ich den Brief, den wir Beide heut Morgen geschrieben, dennoch absenden. Die Antwort wollen wir hier erwarten, liebe Sophie. Es ist unser erstes Hauptquartier, hoffentlich auch unser letztes. Machen Sie es sich so angenehm als möglich. Dort unter jener Eiche ist ein schattiger, kühler Platz, ganz geeignet zu einem Aufenthalt von einigen Stunden und einem Rafraichissement. Verzeihen Sie mir nur, theuerste Sophie, wenn ich Sie zu vernachlässigen scheine. Meine Pflichten als Generalissimus . . .“

„Ich verstehe, Herr Feldmarschall, und gewähre Ihnen von vornherein General-Pardon! „A la guerre comme à la guerre!“ antwortete die Markgräfin lächelnd. „Nur, Josef, thun Sie nichts gegen Ihren Vater, was nicht wieder gut zu machen wäre. Vergessen Sie nicht, daß

dasjenige, was uns noch als Scherz erscheint, von ihm im Ernst aufgefaßt und niemals verziehen werden könnte."

„Mein guter Engel bleibt mir ja zur Seite!" sagte Hoditz. „Also Adieu für einige Minuten, meine Theuerste! Ich habe nothwendig einige Ordres zu geben. — Bonchamps, Sie sorgen wohl dafür, der Frau Markgräfin hier einen möglichst angenehmen Aufenhalt zu bereiten!"

Der Intendant, der erst am vergangenen Abend als Führer des Trains in Hellstädt angelangt war, verbeugte sich und ging an seine Aufgabe, die schwieriger geworden war, als er es sich wahrscheinlich bei der Abreise von Wien träumen lassen. Denn woher sollten in dieser Gegend die Bedürfnisse für die Herrschaft und den zahlreichen Troß genommen werden, wenn Roßwald mit seinen Hülfsmitteln den Bemühungen des Intendanten unzugänglich blieb?

Noch war indessen kein Mangel zu spüren, noch behandelten Alle, vom Grafen bis zum Küchenjungen herab, die ganze Sache als einen Scherz, der sich zur Abwechselung ganz angenehm durchführen lasse. Lachend, singend und voll guter Dinge gruppirte sich deshalb die ganze Schaar auf dem Lagerplatz und ging an die Zubereitung des Mittagmahls.

Hoditz hatte unterdessen Raudorff und Kreidener zu sich gewinkt und ritt mit ihnen etwas abseits.

„Meine Herren", sagte er, „die Sache ist ernster, als sie scheint. Ich verhehle mir nicht, daß die Verproviantirungsfrage der Stein des Anstoßes ist, an dem unsere ganze Expedition scheitern kann. Heut und morgen mag es noch geben. Aber woher nehmen wir übermorgen Verpflegung und Fourage? Zu kaufen ist hier nicht viel und zu stehlen ebensowenig. Zurückschicken kann ich meine Gemahlin und die Dienerschaft nicht. Das hieße den Feldzug verloren geben. Ich habe mir das Alles überlegt und bin zu dem Entschluß gekommen, noch heut Roßwald mit Sturm zu nehmen, das heißt, mit List ebenfalls, wenn das möglich ist. Aber hinein müssen wir heut noch, das steht fest. Also, Messieurs, hören sie meine erste Ordre de Bataille: Hauptquartier Zwickel, auf der Höhe von Roßwald. Feldprediger Kreidener begiebt sich mit diesem unserem Ultimatum als mein und der Frau Markgräfin Bevollmächtigter nach dem Schlosse Roßwald zu dem Grafen Hoditz, wo er in seiner Eigenschaft als Geistlicher und Parlamentair ohne Zweifel Zutritt erhält. Er überreicht das Ultimatum und bittet um sofortige Antwort, mit welcher er sogleich nach dem Hauptquartier Zwickel zurückkehrt. Zu gleicher Zeit übernimmt General Raudorff die Führung eines Recognoscirungscorps, bestehend aus der Hälfte unserer bewaffneten Mannschaft. Er nähert sich dem Schlosse so weit als möglich und läßt die Gegend durchstreifen und Jeden festnehmen, den er in der Nachbarschaft des Schlosses findet, natürlich unter der Bedingung, daß Niemandem ein Haar gekrümmt werde. Aus diesen Maßregeln wird man in Roßwald ersehen, daß wir bis zu einem gewissen Grade Ernst zu machen entschlossen sind. In ungefähr zwei Stunden ist die Expedition der

beiden Herren beendet und sie treffen im Hauptquartier Zwickel ein, um dem Kriegsrath beizuwohnen, der alsdann auf Grund ihrer Mittheilungen und Recherchen abgehalten werden wird. Steht irgend etwas dem sofortigen Aufbruch der beiden Herren entgegen?"

„Nichts!" antworteten Beide gleichzeitig mit entschlossener, dem Ernst des Augenblicks angemessener Miene.

„Dann vorwärts, Messieurs! Europa blickt auf Sie und das Gelingen unserer Expedition hängt von Ihrem Muthe und Ihrer Umsicht ab. Auf Wiedersehen in zwei Stunden!"

Die beiden Herren salutirten militairisch — Hoditz verbiß sich mit einer leichten Anstrengung das Lachen und ritt nach der Mitte des Platzes. Kreidener sprengte sogleich den Berg hinab, nach der Richtung von Roßwald zu; den Brief an den alten Grafen, das „Ultimatum" hatte er vorher während der Anrede aus den Händen des Grafen empfangen. Naudorff sammelte eine kleine Schaar von Bewaffneten, hütete sich jedoch, die beiden Panduren mitzunehmen, denn sonst möchte es um die Sicherheit der Glieder und der Börsen der etwa Ergriffenen schlecht bestellt gewesen sein.

Hoditz stieg vom Pferde und überzeugte sich vor allen Dingen, wie es seiner Gemahlin gehe. Darüber beruhigt, fühlte er Lust zu einem kleinen Déjeûner à la fourchette, erinnerte sich jedoch, daß es die Pflicht eines gewissenhaften Feldherrn sei, die Entbehrungen seiner Soldaten zu theilen, und beschloß bis zur Rückkehr Kreidener's und Naudorff's zu fasten. Er plauderte also mit der Markgräfin und las ihr dann einige Scenen aus Voltaire's „Zaïre" vor, die nicht lange vorher im Druck erschienen. Er war indessen zerstreuter, als gewöhnlich. Der Gedanke an den Ernst und die Wichtigkeit seines Vorhabens beschäftigte ihn trotz seines leichten Sinnes. Die Markgräfin bemerkte es und bat ihn, ein wenig zu ruhen. So streckte er sich denn in einiger Entfernung von seiner Gemahlin auf eine Decke, schob als echter Kriegsmann eine andere zusammengerollte Decke unter seinen Kopf, gab den Befehl, falls er etwa einschlafe, ihn bei Kreidener's Ankunft sofort zu wecken und — schlief in der nächsten Minute ein.

Bonchamps weckte ihn mit der Meldung, daß der Herr Pastor den Berg heraufgeritten komme. Es waren genau zwei Stunden seit der Entfernung der beiden Abgesandten vergangen.

Kreidener, sehr erhitzt von dem schnellen Ritt, bedurfte einiger Zeit, um sich zu sammeln. Dann erstattete er dem Grafen, der ihn zur Seite geführt hatte, seinen Bericht. Er erzählte, daß er das Thor ganz fest geschlossen und sogar verrammelt gefunden habe. Zuerst sei ihm mit der entschiedenen Weigerung, ihn einzulassen geantwortet worden. Er habe es deshalb für besser gehalten, sich nicht für einen Parlamentair und Bevollmächtigten des Grafen auszugeben, sondern nur seine Verwunderung auszudrücken, daß man ihn, den Pastor Kreidener aus Hellstädt, nicht zu dem alten Herrn Grafen lassen wolle, den er in wichtigen Angelegenheiten sprechen müsse. Nach einiger Zeit sei ihm denn gestattet

worden, auf einer Leiter, die man ihm gereicht, über die Mauer zu klettern. Auf dem Hofe angelangt, habe er noch deutlicher als von außen gesehen, wie fest alle Eingänge verrammelt seien und daß man sich in Roßwald ohne Zweifel auf eine vollkommene Belagerung gefaßt mache. Er habe alles Mögliche versucht, den alten Grafen selbst zu sprechen. Das sei ihm jedoch nicht gestattet worden, ja zuerst habe der Haushofmeister auch die Annahme des Briefes verweigert und nur den inständigen Bitten Kreidener's, sowie der hingeworfenen Bemerkung, daß es ja früher oder später doch zu einer Versöhnung zwischen Vater und Sohn kommen werde, die Beamten des Vaters also auch den Sohn mit in Rechnung ziehen müßten, nachgegeben und das Schreiben angenommen. Darauf habe er eine halbe Stunde in einem Zimmer des Erdgeschosses gewartet und dann die Antwort erhalten, die er bringe und die an die Frau Markgräfin gerichtet sei. Uebrigens sehe es sehr kriegerisch in Roßwald aus; die männliche Dienerschaft sei bewaffnet, eine Feuerspritze und Tonnen mit Wasser ständen auf dem Hofe, als ob man ein Bombardement erwarte, kurz, die Dinge ließen sich schlimm an.

„Denkt denn mein Vater, ich bin ein Straßenräuber?“ rief Hoditz verdrießlich, nahm den Brief und überbrachte ihn der Markgräfin.

„Wie ich leider erwartete!“ sagte diese, nachdem sie ihn überflogen und reichte das Schreiben ihrem Gemahl.

Der Brief war von der Hand des Grafen selbst, in ganz hofmäßigem, etwas altmodischem Französisch, übrigens aber kurz und lautete:

„Ich beeile mich, Eurer Hoheit auf Ihr für mich sehr ehrenvolles Schreiben vom heutigen Datum auf's Neue zu erwiedern, daß ich die Ehre, die Sie mir und meiner Familie angethan, indem Sie dem Grafen Josef von Hoditz Ihre Hand reichten, mit tiefstem Danke anerkenne. Ich wünsche nichts aufrichtiger, als daß Eure Hoheit diesen Schritt niemals bereuen möge. Es würde mich auch sehr glücklich machen, wenn ich Eurer Hoheit persönlich die Empfindungen des Dankes und der Ehrfurcht, die mich beseelen, aussprechen könnte. Was jedoch den Herrn Grafen Josef anbetrifft, so bedaure ich, meine Gesinnungen gegen ihn nicht ändern zu können. Er hat mich nur betrübt und gekränkt, und es ist für mich und ihn besser, wenn wir uns nicht wieder sehen.“

„Das ist eine seltene Hartnäckigkeit!“ rief Hoditz ärgerlich. „Nun, theure Sophie, wir wollen den alten Herrn trotz seines Widerstrebens die persönliche Ueberzeugung verschaffen, daß wir ein glückliches Paar sind. Heut Abend sind wir in Roßwald, verlassen Sie sich darauf!“

„Nur nicht mit Gewalt, Josef!“ bat die Markgräfin.

„Hoffentlich nicht!“ antwortete der Graf und eilte zu Kreidener, dem sich inzwischen der zurückgekehrte Randorff beigesellt hatte.

„Nun, General Randorff, was bringen Sie Gutes?“ rief er. „Wie ich sehe, haben Sie einige Gefangene gemacht?“

„Ja, Herr Graf, zwei. Die Burschen waren ziemlich ungeberdig, gaben jedoch zuletzt der Ueberredung nach und folgten, ohne daß wir Gewalt anzuwenden brauchten. In Bezug auf Roßwald kann ich Ihnen

nur bestätigen, was mir Herr Kreidener soeben mitgetheilt hat. Es ist nur durch eine regelmäßige Belagerung, oder durch Sturm zu nehmen und zwar, wenn es gut vertheidigt wird, nur durch eine Macht, die größer ist, als diejenige, über die wir jetzt verfügen. Als ich mich dem Hauptthore näherte, wurde mir sogar ein Flintenschuß zugesendet. Wir umkreisten dann das Schloß und fingen bei der Gelegenheit, Ihrer Ordre gehorchend, diese Burschen, die uns auffielen, da sie sich vor uns verbergen wollten. Ich vermuthe, daß sie die Ueberbringer von Depeschen sind, die auf den Vertheidigungsplan der feindlichen Armee Bezug haben."

„Man untersuche sie sofort!" rief der Graf gebieterisch.

Es war, wie Raudorff vermuthete. Der eine Bursche war der Ueberbringer eines Briefes an einen benachbarten Landedelmann, in welchem der alte Graf Hoditz demselben förmlich anzeigte, daß sein Sohn mit gewaffneter Hand heranziehe, um Roßwald zu belagern, und in welchem für den Fall eines Angriffs um Hülfe und Zuzug gebeten wurde. Der andre Bursche trug das Antwortschreiben auf einen ähnlichen Brief bei sich. Ein Gutsbesitzer der Nachbarschaft versicherte in demselben den Grafen seines thatkräftigen Beistandes, sprach jedoch die Hoffnung aus, der Streit werde gütlich beigelegt werden.

„Wir werden diese Documente aufbewahren, um der Welt zu beweisen, daß mein Herr Vater zuerst an eine gewaltsame Abwehr gedacht hat!" sagte Hoditz. „Auch ist es von Wichtigkeit, daß der erste Flintenschuß von Roßwalds Mauern gefallen. Haben Sie die Burschen inquirirt über die Stärke des Feindes und seine Vertheidigungsmittel?"

„Ich hatte noch keine Zeit dazu und wollte dies Ihnen selbst überlassen", antwortete Raudorff, der so wie Kreidener nicht recht zu wissen schien, wie viel in dem Wesen des Grafen Ernst, wie viel Scherz sei.

Man befragte die Burschen, die indessen nur ausweichende Antworten gaben. So viel ging jedoch aus ihren Angaben hervor, daß in Roßwald strenger Befehl gegeben worden, jeden Fremden, der in das Schloß eindringen wolle, mit Anwendung aller Gewalt zurückzutreiben. Das Schloßgesinde schien zu glauben, es handle sich um einen Angriff von Räubern.

Den Grafen verstimmte dieses Verhör sichtlich. Er nahm jedoch bald seine gute Laune wieder an.

„Jetzt zu Tisch, meine Herren!" rief er. „Ich habe grausamen Appetit. Unsere Zeit ist gemessen; es stehen uns heut noch große Dinge bevor. Wir schlafen diese Nacht in Roßwald."

„Nur keine Gewalt, Herr Graf . . ." bat Kreidener ernstlich. „Jede Versöhnung wäre unmöglich, wenn ein Tropfen Blut geflossen."

„Ich kenne keine Rücksicht gegen einen so unbarmherzigen Vater!" rief Hoditz. „Sein Haß gegen mich spottet aller Gesetze der Natur. Kommen Sie, Messieurs! Stärken wir den Körper, damit Geist und Glieder heut ihre Schuldigkeit nicht versagen!"

„Wäre er wohl im Stande, Ernst zu machen?" flüsterte Kreidener

Raudorff zu, als die Beiden dem Grafen folgten. „Sein Gesicht ist mir fast zu ernst für einen Spaß."

„Man weiß niemals recht, wie man mit ihm daran ist", antwortete Raudorff ebenso leise und achselzuckend. „Wir werden ja sehen und haben im schlimmsten Fall immer noch Zeit, ihn von einer Thorheit zurückzuhalten."

Das Déjeûner, das jetzt vom Grafen sowohl mit Bezug auf die Zeit, als die Hinzufügung einiger warmen Speisen ein Déjeûner dinatoire genannt werden konnte, verlief im besten Zuge. Der Graf war in seiner heitersten Laune und sprach über alle möglichen Dinge, nur nicht von der Expedition Einmal jedoch ließ er sich von Raudorff die Situationskarte von Roßwald zeigen, prüfte sie einige Minuten, rief dann: „Ich hab's! Auf unsern Einzug in Roßwald!" und trank fröhlich sein Glas aus.

Darauf erhob er sich schnell und rief: „Allons Messieurs! Es ist hohe Zeit. General Raudorff, Sie sorgen dafür, daß sich der Train sogleich in Bewegung setze. Feldprediger Kreidener bleibt bei Ihnen, wie sich das von selbst versteht. Sie rücken mit dem ganzen Train langsam auf das Hauptthor des Schlosses zu, bis auf Flintenschußweite. Natürlich ziehen Sie sich zurück, wenn etwa geschossen werden sollte. Doch wird man wahrscheinlich keinen Angriff unternehmen."

„Und die Frau Markgräfin?" fragte der Secretair.

„Bleibt bei Ihnen unter Ihrer Obhut", antwortete Hoditz

„Und Sie selbst, Herr Graf?"

„Mich sehen Sie entweder todt oder als Herrn des Schlosses wieder", rief Hoditz lachend. „Machen Sie nur nicht so ernste Gesichter! Es wird Alles gut gehen. Raudorff, commandiren Sie acht Bewaffnete und außerdem die beiden Panduren und den Mohren zu mir!"

Raudorff konnte sich nicht enthalten, den Kopf zu schütteln, kam jedoch der Weisung des Grafen nach. Die Bewaffneten, sämmtlich zu Pferde, stellten sich in einiger Entfernung auf. Die Panduren schienen vor Kampflust zu glühen und der Mohr, der bisher unter dem Troß sein lärmendes Wesen getrieben, fletschte vor Vergnügen die Zähne. Auch er war abenteuerlich bewaffnet.

Der Graf ging zu seiner Gemahlin, umarmte sie und sagte ihr heiter Adieu. Dann schwang er sich auf sein Pfere, rief dem Prediger, dem Secretair und dem Intendanten ein lustiges: „Auf Wiedersehen in Roßwald!" zu, stellte sich an die Spitze der Bewaffneten, commandirte mit kräftiger Stimme: „Vorwärts, marsch!" und sprengte mit ihnen den Berg hinab.

Raudorff bat Kreidener, nachzusehen, wo der Graf bleibe, während er selbst den Aufbruch des Zuges ordne. Das that der Prediger auch, hatte aber nicht viel zu melden. Er sah den Grafen von der Hauptstraße nach Roßwald abbiegen und unter Bäumen und hinter Hügeln mit seiner kleinen Schaar verschwinden.

Es hatte sich der beiden Männer eine ernste Stimmung bemäch-

tigt. Ja über den ganzen Zug war ein gewisser Ernst gekommen. Die Diener, welche Raudorff begleitet, hatten geplaudert und unter der Schaar, die das Ganze noch vor Kurzem als einen guten Scherz behandelt, hatte sich plötzlich die Ansicht verbreitet, es werde vor Roßwald zu einem blutigen Zusammenstoß kommen und der Graf, der über die Hartnäckigkeit seines Vaters erbittert sei, werde keinen Stein des Schlosses auf dem andern lassen. Die beiden gefangenen Diener des alten Grafen dagegen, die mit der Dienerschaft des Sohnes bereits ganz freundschaftlich verkehrten, behaupteten, in Roßwald sei man zum verzweifelten Widerstand entschlossen und von dem jungen Grafen und seinen Begleitern werde nicht Stumpf und Stiel übrig bleiben. Schweigend oder mit dumpfem Geflüster wurden die Wagen wieder in Stand gesetzt und die Pferde angeschirrt.

Nur die Markgräfin selbst blieb ruhig, oder gab sich wenigstens den Anschein der Ruhe. Sie nahm in ihrem Wagen Platz und Bonchamps und Kreidener setzten sich zu ihr. Sie sprach ihre Vermuthung dahin aus, daß der Graf wohl nur recognosciren wolle und gewiß zurückkehren und seinen Plan aufgeben werde, wenn er sich mit eigenen Augen von den Befestigungen Roßwalds überzeugt habe.

So setzte sich denn der Zug langsam in Bewegung. Der Zwickel war, wie erwähnt, nur eine gute Viertelstunde von dem Schlosse entfernt. Der Zug langte also, trotz allen absichtlichen Zögerns Raudorff's, bald auf der Stelle an, die der Graf bestimmt hatte. Hier, auf mehr als Flintenschußweite vom Thor, ließ Raudorff Halt machen und die Chaise der Gräfin mußte sich hinter alle anderen Wagen zurückziehen. So erwarteten sie die Dinge, die da kommen sollten.

Dieses Harren war nicht eben angenehm. Man hatte nichts vor sich, als einige alte Bäume und das geschlossene Thor von Roßwald, über welchem sich allmählich eine Schaar von Dienern sammelte, die zuerst neugierig auf den stattlichen Wagenzug blickten, dann aber allerlei spöttische Grimassen zu machen anfingen, zuweilen auch ihre Flinten erhoben und anlegten, was dann jedes Mal einen heillosen Lärm unter der weiblichen Dienerschaft hervorrief. Allmählich begannen auch die Diener des jungen Grafen zu höhnen und verächtliche Geberden mit den Gegnern zu wechseln. Raudorff verbot es zwar, aber der Unfug währte fort und es kam sogar zu Ausrufungen, Schimpf- und Spottworten, so daß Kreidener sich veranlaßt fand, einen Vergleich mit den Trojanern und Griechen anzustellen Auch einige Schüsse wurden gewechselt, doch schienen sie nur blind zu sein oder durch die Entfernung unschädlich gemacht zu werden. Von dem Grafen und seinen Begleitern war noch immer nichts zu hören und zu sehen. Raudorff's Gesicht zeigte eine höchst verdrießliche Miene.

Plötzlich fielen einige Schüsse, wie es schien im Innern des Schloßhofes. Die Markgräfin stieß einen Ruf des Schreckens aus und erbleichte. Zugleich verschwanden sämmtliche Diener vom Schloßthor.

„Eilen Sie meinem Gemahl zu Hülfe, Raudorff!“ rief die Markgräfin. „Man massacrirt ihn! Ich will selbst hinein!“

Bonchamps hielt die Dame, die aus dem Wagen springen wollte, zurück. Raudorff, ungewiß, was er thun sollte, bestürzt und außerdem zornig über seine Ohnmacht — denn was konnte er gegen das festverrammelte Thor ausrichten! — trieb rathlos sein Pferd hin und her und befahl dann den Dienern, eine volle Salve in die Luft zu geben, um die Besatzung des Schlosses glauben zu machen, daß auch ein Angriff von außen erfolge. Die Schüsse knatterten denn auch, aber es fehlte wenig, daß Raudorff nicht selbst durch eine Kugel verwundet worden wäre, die dicht an seinem Kopfe vorbeisauste.

Inzwischen war es jedoch im Schlosse selbst ganz still geworden. Die Markgräfin, Raudorff, Kreidener, Bonchamps und die ganze Dienerschaft blickten in angstvoller oder wenigstens gespannter Erwartung nach dem Thor. Plötzlich erschien ein Kopf über demselben, den man als Kopf eines der Begleiter des Grafen erkannte. Dann wurde ein Arm sichtbar und dieser Arm schwenkte ein weißes Tuch. Raudorff sprengte in Carrière auf das Thor zu.

„Einen Gruß vom Herrn Grafen!“ rief der Diener jubilirend. „Wir haben das Schloß und öffnen sogleich das Thor. Victoria!“

Der Victoria-Ruf war bis zu den Ohren der Zurückgebliebenen gedrungen, die nun in einen tollen Freudenlärm ausbrachen und ihre zum Theil wieder geladenen Flinten abschossen. Raudorff konnte kaum glauben, daß er recht gehört. Die Markgräfin hatte die Hände gefaltet und schien zu beten, während ihr Mund lächelte. Dann fühlte sie jedoch eine leichte Anwandlung von Ohnmacht, die indessen schnell von ihren Dienerinen mit Essenzen und frischem Wasser aus einer nahen Quelle verscheucht wurde.

Bald darauf bestätigte sich das Unglaubliche. Das Thor öffnete sich, zuerst langsam, da eine Menge von Balken, Fässern und Kisten, mit denen es verbarricadirt worden, weggeräumt werden mußte. Endlich jedoch sprang es ganz auf und ließ den Blick auf den Schloßhof frei. Dort sah man den Grafen inmitten seiner Diener zu Pferde halten, den Degen in der Hand. Einer der Diener kam herausgesprengt. Er glühte vor Erregung und konnte die Meldung, daß die Frau Markgräfin sogleich mit ihrer ganzen Begleitung in das Schloß einziehen möge, kaum hervorstammeln.

Raudorff, dessen Miene noch immer die größte Verwunderung zeigte, und der fast verstört schien, riß sich empor, sammelte hastig seine Gedanken und commandirte dann mit Donnerstimme den Einzug in das Schloß. Kreidener und Bonchamps schienen dem Frieden noch nicht recht zu trauen. Sie bestimmten Raudorff, die Bewaffneten vorauszuschicken und die Frau Markgräfin als die letzte einziehen zu lassen. Raudorff fügte sich dem.

Der junge Graf hielt unerschütterlich mitten auf dem Schloßhofe, vor dem großen Portal des Schlosses, aus dessen Fenstern überall neu-

gierige oder verwunderte Gesichter herausschauten. Als der erste Wagen auf den Hof fuhr, stießen die bewaffneten Begleiter und die Insassen ein lautes Jubelgeschrei aus und dieses wiederholte sich bei der Einfahrt eines folgenden Wagens. Da nun die bereits Angekommenen jedes Mal in den Ruf einstimmten und die Papageien, Hunde und Affen auch nicht müßig blieben, so gab das einen Heidenlärm, der jedoch den Grafen aufs Höchste zu amüsiren schien. Er beantwortete das Triumphgeschrei und das Hut= und Tücherschwenken des männlichen und weiblichen Personals mit gnädigem Kopfnicken. Als aber der Wagen der Markgräfin erschien, salutirte er mit dem Degen und sprengte zu ihr heran.

„Willkommen in Roßwald, Frau Markgräfin!" rief er. „Die Feste ist genommen. Der Generalissimus Eurer Hoheit begrüßt Sie als Herrin des eroberten Platzes!"

„Um Himmelswillen, Josef, wie war das möglich?" antwortete die Markgräfin, zwischen Freude und Bestürzung schwebend, und ihre Blicke schweiften ängstlich und suchend über den Hof. „Es ist doch Nichts vorgefallen — wir hörten schießen —"

„Ein unblutiges Gefecht, Theuerste!" unterbrach sie Hoditz lächelnd. „Geruhen Sie, noch einige Zeit hier zu halten, bis Ihre Zimmer in Stand gesetzt sind. General Raudorff!"

Der Secretair sprengte an seine Seite.

„Die glückliche und gewagte Durchführung eines schnell entworfenen Planes hat uns in den Besitz von Roßwald gesetzt", sagte der Graf mit weithin vernehmbarer Stimme. „Der Herr Graf von Hoditz hat capituliren müssen und wir haben ihm das obere Stockwerk des Schlosses eingeräumt. Ueber alle anderen Theile von Roßwald gebieten wir kraft des Rechtes der Eroberung als unbeschränkter Herr; spätere Auseinandersetzungen mit dem Herrn Grafen, bleiben weiteren Stipulationen überlassen. Für jetzt ernennen wir Sie zum Commandanten des Schlosses und beauftragen Sie, mit Ernst, aber Schonung, an die Entwaffnung der Besatzung zu gehen. Widerstand ist nicht mehr zu erwarten. Sie, Monsieur Bonchamps, übernehmen die Intendanz der von uns occupirten Theile und haben sich mit dem Intendanten meines Herrn Vaters zu verständigen. Ihre erste Sorge wird ein passendes Quartier für die Frau Markgräfin sein. Sie, Herr Feldprediger, begleiten den General Raudorff, um ihm zu assistiren und Hartnäckigkeit, wo sie sich irgend zeigen sollte, durch Ihren gütigen Zuspruch zu beseitigen. In einer Stunde treffen wir uns und Sie werden von mir die näheren Mittheilungen über die Ihnen bisher noch unbekannten Operationen der Hauptarmee erhalten. — Zögern Sie nicht, meine Herrn! Es ist Alles, wie ich Ihnen gesagt habe. Schloß Roßwald, mit Ausnahme des obern Stockwerks des Hauptgebäudes, ist in unseren Händen."

Raudorff und Kreidener entfernten sich, mit Mienen, die noch immer zu verwundert waren, um rein freudig sein zu können. Der junge Graf selbst aber blieb bei Bonchamps und hatte in Gegenwart desselben eine längere Unterredung mit dem Intendanten von Roßwald,

einem alten Herrn, der ziemlich mißmuthig aussah, sobald sein Blick auf die lärmende Menge von Dienern fiel, die ihm so plötzlich in sein Revier geschneit. Man schien sich jedoch zu verständigen; der Intendant von Roßwald traf selbst die Anordnungen zur Unterbringung der Dienerschaft des jungen Grafen und entfernte sich dann, um die Zimmer für die Frau Markgräfin herzurichten.

Allmälig leerte sich der Hof. Die Wagen fuhren in die Remisen; die Dienerschaft begann auch bereits zu fraternisiren und das alte geräumige Schloß mit seinen Höfen und Nebengebäuden hallte wider vom lustigsten und regsten Treiben. Die Markgräfin hatte auf einem Divan Platz genommen, den man aus dem Schlosse in den Hof getragen. Hoditz kam zuweilen zu ihr, aber nur auf kurze Zeit. Man sah es, daß er ernstlich damit beschäftigt war, seiner Dienerschaft ein möglichst gutes und womöglich dauerndes Unterkommen zu verschaffen.

Dies war nach Verlauf einer Stunde gelungen. Auch der Intendant des alten Grafen, Herring, kam, um die Markgräfin in ihre Zimmer zu führen. Er theilte ihr dabei mit, daß sein Herr ihr auch gern einige Appartements im obern Stockwerk einräumen werde, sobald nur er selbst dort eingerichtet sei. Dann geleitete er die hohe Dame mit vielen Ceremonien in das Schloß.

Raudorff und Kreidener kamen zu gleicher Zeit zu dem Grafen. Dieser strahlte vor Vergnügen, und auch die beiden Herren konnten nur mit großer Mühe ihren Ernst bewahren. Sie meldeten, daß die Entwaffnung ohne jedes Hinderniß vor sich gegangen sei und daß, wie es scheine, Niemand mehr daran denke, den Eroberern den Besitz des Schlosses streitig zu machen. Kreidener bat dann um die Erlaubniß, sich der Frau Markgräfin empfehlen zu dürfen, da er nach Hellstädt zurückkehren wolle.

„O, heute nicht, davon ist gar keine Rede!“ rief Hoditz. „Was denken Sie, Kreidener! Wir müssen doch heute unsern Einzug celebriren. Diese alten Räume, in denen so lange kein lustiger Ton erklang, sollen heute Abend von unserem Siegesjubel widerhallen. Mein Herr Papa soll hören, daß es noch fröhliche Leute giebt; vielleicht rührt das sein hartes Herz. Wir soupiren zusammen! Und Sie müssen doch auch meine fameuse Geschichte hören, die Geschichte von der Eroberung Roßwalds!“

„Auf diese bin ich allerdings mehr als neugierig“, sagte Kreidener.

„Eh bien, so bleiben Sie! In einer Stunde soupiren wir und Sie werden sehen, daß es im Roßwalder Keller Weine giebt, die weder Se. Apostolische Majestät, noch der Papst selbst verschmähen würden. An Durst wird es uns nicht fehlen. Bacchus ist der Krieger Labsal! — singt Händel in seinem Alexanderfest.“

Der Pastor ließ sich gerne zureden. Hoditz nahm die für ihn bestimmten Zimmer in Augenschein, ordnete seine Toilette und begab sich dann zu seiner Gemahlin. Er fand sie sehr zufrieden mit ihren Zimmern. Auch war sie geneigt, mit den Herren zu soupiren. Dann, nachdem sie dem Grafen ihre ganze Besorgniß bei dem Knattern der Flintenschüsse

mitgetheilt und Hodiß ihr Hand und Wangen innig und dankbar geküßt hatte, wünschte sie zu erfahren, wie es ihm gelungen, in das Schloß zu dringen. Er bat sie jedoch, sich bis zum Souper zu gedulden, denn es widerstrebte seiner Bescheidenheit, ein und dieselbe Waffenthat mehrmals in ruhmrediger Weise zu erzählen.

Sie waren noch im herzlichsten Geplauder, als der Intendant des alten Grafen sich anmelden ließ. Er sagte, daß er von Seiten seines Herrn komme, der jetzt, nachdem er erfahren, daß Ihre Hoheit Besitz von ihren Zimmern genommen, der Frau Markgräfin seinen unterthänigsten Respect vermelden lasse und sie in seinem Schlosse willkommen heiße. Er lasse sehr bedauern, nicht persönlich erscheinen zu können, aber er sei an den Füßen gelähmt und könne nicht gehen. Wünsche die Frau Markgräfin einige Zimmer zu ihrer eigenen Disposition — er betonte dieses Wort — im obern Stock, so ständen ihr dieselben zur Verfügung. Für den jungen Grafen brachte er kein Wort der Begrüßung.

Die Markgräfin antwortete ihm mit einigen sehr freundlichen Worten und erkundigte sich angelegentlich nach dem Befinden des alten Herrn, der schon seit Jahren an der Gicht litt. Sie sagte auch, daß sie nicht unterlassen werde, dem Herrn Grafen persönlich ihre Aufwartung zu machen, wenn er dies wünsche und sein Zustand es ihm erlaube. Herring antwortete, sein Herr werde sich das zur größten Ehre schätzen. Auf eine gleiche Anfrage des jungen Grafen hatte er nur mit einer sehr kühlen Verbeugung zu erwidern.

Der Intendant entfernte sich, nachdem er die Frau Markgräfin gebeten, ihm stets alle ihre Wünsche ohne Bedenken mitzutheilen.

„Mein Herr Papa schmollt noch mit mir", sagte Hodiß, als er mit der Markgräfin allein war „Ich bin überzeugt, daß er, wie es auch nicht anders zu erwarten ist, vor Begierde brennt, Sie zu sehen. Aber er will seinen mißratheuen Sohn nicht dabei mit in den Kauf nehmen. Nun, theuerste Sophie, wenn Sie es für gut halten, meinen Vater allein zu sprechen, so habe ich gewiß nichts dagegen einzuwenden. Ich überlasse das ganz Ihrer Entscheidung."

„Aber ich werde von Ihrer Erlaubniß keinen Gebrauch machen", antwortete die Markgräfin. „Wir sind übereingekommen, uns zusammen um die Versöhnung mit Ihrem Vater zu bemühen. Ich werde also nichts thun, was diese Möglichkeit verzögern könnte."

„Sie haben Recht, Theuerste, und ich danke Ihnen!" rief der Graf. „Ich bin beschämt, daß ich solcher kleinen Mittel bedarf, aber der alte Herr ist wohl nicht anders, als durch Klugheit zu gewinnen. Keine Sophie, ohne ihren Josef!"

„Ja, so soll es immer sein!" antwortete die Markgräfin lächelnd, und nie hatte sie Hodiß inniger umarmt, als nach diesen Worten.

Bonchamps ließ melden, daß das Souper im kleinen Saale angerichtet sei. Der Graf führte seine Gemahlin dorthin. Sie kamen dabei an der großen Treppe vorüber, die nach dem obern Stockwerk führte

und bemerkten, daß dieselbe ungefähr in der Mitte ganz fest verrammelt und dadurch das obere Stockwerk von dem untern getrennt sei.

„Mein Herr Papa ist zum äußersten Widerstand entschlossen, wie es scheint", sagte der Graf in einem Ton, der einen säuerlichen Beigeschmack hatte. „Die Sorge aber, heißt es, dringt auch durch das Schlüsselloch, und die Liebe ist hoffentlich noch ätherischer und subtiler, als die Sorge und wird bald das Herz meines Vaters umschweben. Seien wir guten Muthes, liebe Sophie, und geben wir uns der Heiterkeit hin, die, wie ich hoffe, stets Ihr Leben verschönern soll!"

An dieser Heiterkeit fehlte es denn auch nicht bei dem kleinen Souper. Der Gedanke, daß er sein Wort gehalten und Roßwald in der That erobert habe, machte den ohnehin leicht zur Fröhlichkeit gestimmten Grafen zum liebenswürdigsten Gesellschafter. Er hatte schon vorher den Befehl gegeben, daß sämmtliche Diener, sowohl die seinigen wie diejenigen des Schlosses, auf das Beste bewirthet werden sollten, und der Jubel, der durch die geöffneten Fenster in den Saal drang, trug nur dazu bei, die fröhliche Stimmung zu heben. Hodiz leerte das erste Glas auf die Gesundheit des Besitzers von Roßwald, seines gnädigen Herrn Vaters, und trug Sorge, daß dieser Toast dem alten Grafen durch den Intendanten mitgetheilt werde. Es erfolgte indessen keine Antwort darauf. Der zweite Toast galt der Markgräfin, der dritte seinen tapferen Kriegern. Darauf ließ es sich Kreidener nicht nehmen, auch dem „kühnen Eroberer von Roßwald" ein Hoch zu bringen.

Hodiz dankte in äußerst zierlichen Worten und fügte dann hinzu:

„Nun will ich Ihnen auch eine Relation der kriegerischen Ereignisse geben, durch welche es mir möglich gemacht wurde, mein engagirtes Wort einzulösen und meine Gemahlin noch heute in Roßwald willkommen zu heißen. Sie erinnern sich, General Randorff, daß ich mir bei unserm Déjeûner-Diner Ihren Situationsplan des Schlosses geben ließ. Es war mir nämlich eine Idee gekommen, die ich sofort auszuführen beschloß. Daß es uns unmöglich sein würde, durch die Haupteingänge in das Schloß zu gelangen, sei es durch List oder Gewalt, das hatte ich längst eingesehen — und letztere zu gebrauchen, war ich natürlich auch nicht Willens. Ich weiß recht gut, daß ein Scherz wie dieser seine Grenzen haben muß. Als ich Sie nun mit meiner kleinen Schaar verlassen, schwenkte ich, wie Sie wahrscheinlich bemerkt haben, vom Hauptwege ab und schlug eine Richtung quer über die Felder und Hügel ein, bis ich im Gebüsch einen Punkt erreicht hatte, auf welchem ich von Roßwald aus nicht bemerkt werden konnte. Dort schärfte ich meinen Kriegern ein, daß sie sich unter keiner Bedingung, was auch geschehen möge, zu Thätlichkeiten hinreißen lassen dürften, und um mich in dieser Hinsicht ganz sicher zu stellen, ließ ich sie ihre Kugeln aus den Flinten- und Pistolenläufen ziehen und nur mit Pulver laden. Die Kerle machten ein sehr saures Gesicht, als sie von diesem Kriege hörten, in welchem sie die blauen Bohnen, die sie möglicher Weise erhielten, mit blinden Schüssen erwidern sollten; aber mein sehr ernster Befehl übte doch seine

Wirkung, sie hörten auf zu murren und da ich Jeden einzeln vor meinen Augen laden ließ, so war ich überzeugt, daß unsererseits bei diesem Feldzuge kein Malheur angerichtet werden könne. Ebenso befahl ich ihnen, im Nothfall nur mit flacher Klinge zu hauen. Namentlich schienen meine Panduren durch diese Anordnungen sehr entnüchtert. Ich schärfte also gerade ihnen ein, stets in meiner Nähe zu bleiben, und drohte, wenn sie etwa stehlen würden, mit sofortiger Füsillade. Darauf commandirte ich: Vorwärts! Mit der Lustigkeit der Leute war es natürlich vorbei und es war mir, als führe ich einen Leichenzug oder eine Diebesbande; aber es ging doch nun einmal nicht anders; Blut durfte nicht vergossen werden — wußte ich doch nicht, ob mir nicht mein Vater selbst entgegentreten werde!

„Mein Plan war folgender. Ich hatte mich, als ich Raudorff's Karte überblickte, an eine kleine Pforte erinnert, die weit hinten, an der entlegensten Stelle des Parkes, in der Mauer angebracht ist. Existirte diese Pforte noch und war sie unbesetzt, so durfte ich hoffen, unbemerkt in den Park und in die Nähe des Schlosses, in den Rücken meiner Feinde zu gelangen. Gewagt war der Plan; vielleicht erwartete mich ernstlicher Widerstand. Aber ich hatte meine Ehre engagirt und wollte mich lieber todtschießen oder, was wahrscheinlicher war, gefangen nehmen lassen, als zum Gespött meiner Generale und Untergebenen werden. Drohen Sie nur nicht mit dem Finger, theuerste Sophie — eine Ahnung sagte mir, daß Alles gut ablaufen und daß ich mein Leben, das nur Ihnen gewidmet sein soll, nicht aufs Spiel setzen werde! Enfin — wir erreichten die Pforte und sie war nicht besetzt. Vermuthlich hatte man an einzelnen Stellen der Parkmauer Wachen ausgestellt, um die Umgebung beobachten zu lassen und zu verhindern, daß wir irgendwo über die Parkmauer stiegen. Aber an jene längst nicht mehr benutzte Pforte hatte man gar nicht gedacht. Auch trat hier der Wald und das hohe Unterholz so dicht an die Parkmauer heran, daß wir vollständig vor allen Späherblicken geschützt waren. Ich ließ meine Leute absitzen und wir untersuchten die Pforte. Verschlossen war sie natürlich. Meine Panduren hatten indessen Werkzeuge zum Aufbrechen bei sich, die vermuthlich für die Geldschränke in Schloß Roßwald bestimmt waren und die ich ihnen confiscirte, sobald sie ihre Schuldigkeit gethan und die Thür aufgesprengt hatten. Ein Mann wurde als Tirailleur vorausgeschickt, um die benachbarten Theile des Parkes zu untersuchen. Er kam bald mit der Nachricht zurück, daß er keine Menschenseele gesehen habe. Nun führten wir Alle unsere Pferde durch die Pforte und saßen auf. Der Weg war mir natürlich genau bekannt. Wir ritten mit gezogenen Säbeln die Allee entlang, gerade auf das Schloß zu. Wie ich vorausgesehen hatte, dachte Niemand an diese Seite, an einen Angriff im Rücken; im Schloß war man vollständig von dem Gros der Armee, von dem Wagentrain in Anspruch genommen. Als wir uns dicht vor dem Schloßhof befanden und ich mich überzeugt hatte, daß das Thor nach der Parkseite offen stehe, gab ich meine letzten Befehle und wir spreng-

ten ventre à terre auf den Schloßhof, um dann mitten auf demselben plötzlich zu halten. Ich kann Ihnen die Versicherung geben, meine Herrschaften, daß der Anblick, der sich uns hier darbot, allein die Mühe der ganzen Expedition aufwog. Schade nur, daß ich vielleicht der Einzige war, der ihn vollkommen goutirte. Die Diener standen mit offenen Mäulern da, einzelne brachen in ein jämmerliches Geschrei aus, andere stürzten Hals über Kopf in die erste beste Thür, die sie offen sahen. Meiner vorher gegebenen Ordre gemäß schossen meine Soldaten ihre ungefährlichen Ladungen auf Diesen oder Jenen ab, und während ich mich mit dreien meiner Begleiter nach der Thür des Schlosses begab, um diese in Besitz zu nehmen, sprengten die Anderen mit geschwungenen Säbeln rings um den Schloßhof, um ihn vollkommen zu säubern. Ich kann Ihnen die Versicherung geben — es sah äußerst martialisch aus, ich fühlte mich als einen vollkommenen Prinzen Eugenius. Uebrigens war es gut, daß wir die Thür occupirt hatten, denn bereits kam Herring mit einer Anzahl bewaffneter Diener, um uns den Eintritt streitig zu machen. Ich hielt jedoch auf meinem Pferde mitten unter dem Portale und rief ihm zu: „Melden Sie dem Herrn Grafen, daß ich gewünscht habe, die Stätte meiner Geburt wiederzusehen und daß ich sie sehen will. Nichts wird mich vertreiben. Wollen Sie Blut, so sollen Sie es haben, aber es komme über das Haupt Desjenigen, der den Sohn aus dem Hause des Vaters vertreiben will!“ — Da ich sah, daß meine Worte einen gewaltigen Eindruck machten und daß der Intendant mehr zum passiven Widerstand — für den er eine exquisite Befähigung besitzt —, als zum activen aufgelegt war, so fügte ich hinzu: „Ich befehle Ihnen, Monsieur Herring, dem Herrn Grafen sofort zu melden, daß meine Gemahlin, die Frau Markgräfin, sich vor dem Thor befindet und daß ich um Einlaß für sie bitte, da sie nicht auf freiem Felde die Nacht campiren kann. Ich verlange nichts, als den Aufenthalt für diese eine Nacht — das Weitere wird sich morgen finden. Gehen Sie! Ich erwarte hier Ihre Antwort. Aber ich sage Ihnen im Voraus, daß keine Gewalt der Erde mich von hier vertreiben wird, und dem Ersten, der eine Waffe gegen mich erhebt, zerschmettere ich den Schädel!“ — Was blieb dem Intendanten übrig? Er ging. In der Zwischenzeit haranguirte ich die bewaffneten Diener meines Vaters, sagte ihnen, daß böse Menschen sich zwischen Vater und Sohn gedrängt, daß deshalb mein Vater nichts von mir wissen wolle und daß ich gekommen sei, um in eigener Person allen Mißverständnissen ein Ende zu machen, was bald geschehen sein werde. Sie möchten die Waffen niederlegen und in diesem Falle einer reichen Belohnung, im entgegengesetzten Falle aber der sicheren Strafe gewiß sein. Die Leute waren es ganz zufrieden, ihrem friedlichen Berufe zurückgegeben zu werden, und als ich hinzufügte, daß nun, mit meiner Ankunft, das alte lustige Leben in Roßwald wieder beginnen solle, brachten mir einige sogar ein Vivat! So vollkommen beruhigt, sandte ich einen meiner Begleiter ab, den Uebrigen zu sagen, daß sie das große Thor öffnen möchten und erwartete geduldig die Rückkehr Herring's.

Uebrigens hatte die Salve vor dem Thor ihre Wirkung auch nicht verfehlt. Die guten Leute glaubten sich von zwei Seiten angegriffen und waren vollständig decouragirt. Endlich kam Herring. Er sah bitterböse aus. Mein Herr Vater, sagte er mir, befinde sich in Folge dieses unerwarteten und räuberischen Ueberfalls noch kränker als sonst; da er aber mich nicht mit Gewalt vertreiben wolle, oder vielleicht auch nicht mehr könne, so möge ich thun und lassen, was ich wolle, ihm aber nicht im oberen Stockwerk zu nahe kommen, in das er sich zurückgezogen habe und das er mit seinem eigenen kranken Leibe vertheidigen werde. Darauf antwortete ich: „Melden Sie meinem Herrn Vater, daß ich sehnlichst seine Wiederherstellung wünsche und daß ich seine Person mit aller kindlichen Pietät respectiren werde. Melden Sie meine Worte exact! Ich mache Sie dafür verantwortlich, daß Sie dem Herrn Grafen genau berichten, was ich sage, weder mehr noch weniger!" — Das war die Capitulation von Roßwald, dazu bestimmt, eines Tages einen gloriosen Platz in der Kriegsgeschichte einzunehmen. Ich aber verfügte mich, wie Sie Alle wissen, wieder nach dem Schloßhof, um meine Siegerkrone der Frau Markgräfin zu Füßen zu legen."

Lauter Beifall krönte die Relation des jungen Grafen. Kreidener, jedem Scherz zugänglich, brachte einen Lorbeerkranz zum Vorschein, den er selbst schon vor dem Souper in der Orangerie gewunden, und setzte ihn auf das Haupt des Grafen, der ihn jedoch nur einen Augenblick behielt und dann knieend seiner Gemahlin überreichte. Die Markgräfin nahm ihn nicht an. Sie bestand darauf, daß dieser Kranz nur das Haupt des wirklichen Siegers zieren dürfe und Hobitz sah sich gezwungen, ihn zurückzunehmen und den Abend über zu tragen.

Außerdem wurde auf den Vorschlag Kreidener's beschlossen, eine Erinnerungsmedaille an diese glänzende Waffenthat zu prägen, für die Generalissima Sophie in Gold, mit Juwelen eingefaßt, für den Grafen gleichfalls in Gold mit beliebigen kriegerischen Verzierungen, für General Raudorff, den Feldprediger Kreidener und den General-Quartiermeister Bonchamps in Silber, für die Gemeinen in Kupfer, sämmtlich am Bande um den Hals zu tragen. Dann begaben sich Alle fröhlich zur Ruhe.

(Schluß folgt.)



PARISER MODEN FÜR AUGUST

*[illegible] für den [illegible] in [illegible]*

„nicht da zu sehn, sond[illegible]
gen Wenigstens [illegible]
sen und es bleiben [illegible]

Was den Hof betrifft, [illegible]
lich zu gefallen und das [illegible]
nur Hunderte von Intimen [illegible]
Kaiser nach dem [illegible]
Absicht der [illegible]
ser hat unternommen, [illegible]
[illegible] ihn in einer [illegible]
„eine officielle [illegible]
[illegible], ganz [illegible]

Am meisten [illegible]

[illegible]
[illegible]aldern zu er[illegible]
[illegible]eise erwärmt, [illegible]
[illegible]en, Schatten [illegible]
[illegible] genügt ihnen [illegible]

# Paris und die Mode.

Paris, Mitte Juli 1868.

Paris auf der Wanderung. — Vélocipède zu Lande und zu Wasser. — Ein amerikanisches Fest im Pré Catelan nebst Toiletten. — Brochüren und neue Zeitungen. — Ein Löwe und eine Löwin. — Die „nouvelle France." — Große Neuigkeit.

Jetzt ist es in Paris, wie übrigens in allen großen Städten, Mode, „nicht da zu sein", sondern auf dem Lande. Paris ist eine Wüste geworden. Wenigstens fünfzigtausend Personen haben die Metropole verlassen und es bleiben höchstens noch dreiviertel Millionen zurück.

Was den Hof betrifft, so scheint er sich in Fontainebleau vortrefflich zu gefallen und das Landleben im engeren Familienkreise, zu dem nur Hunderte von Intimen gezogen wurden, zu genießen. Seitdem der Kaiser nach dem Lager von Châlons gegangen ist, spricht man von der Absicht der Kaiserin, sich ruhig nach St. Cloud zurückzuziehen. Der Kaiser hat unternommen, den Wald von Fontainebleau zu „haußmannisiren" und ihn in einen englischen Garten umzuwandeln. Ludwig XIV. schuf seine officielle Natur nur in Versailles. Sollte man jetzt beabsichtigen, ganz Frankreich à la mécontent zu scheeren?

Am meisten wären da die Maler zu beklagen, die hartnäckig den Wald von Fontainebleau als eine Sammlung pittoresker Landschaften betrachten. Sogar deutsche Maler, wie Brendel und Otto Weber ziehn ihn dem .... Thiergarten vor.

Die anderen fünfzigtausend Pariser, außer den Malern und dem Hofpersonal, sind am Meere, in Baden-Baden, oder in anderen Badeörtern, und zwar eifrigst bemüht, Kräfte und frische Farben für den Winter zu sammeln.

Wir übrigen siebenhundertfünfzigtausend Zurückgebliebenen sind nun allein in den Straßen und sehen uns mit melancholischen Blicken an. Nach des Tages Arbeit, die uns wenigstens etwas über die Abwesenheit der „Fünfzigtausend" tröstet, nehmen wir den ersten besten Eisenbahnzug, um in Asnières, Sèvres, Meudon, St. Ouen oder Enghien Mittag zu essen, wenn wir es nicht vorziehen, nur einfach nach den Elysäischen Feldern zu gehen. Der See des Boulogner Wäldchens spiegelt so gut er kann das Mondviertel ab, das uns noch bleibt. Die Cafés chantants suchen durch Offenbach'sche Lieder oder auch durch Ballet den lieblichen Vogelgesang und das anmuthige Hüpfen der Rehe in den Wäldern zu ersetzen. Während die Sonne uns in der gewissenhaftesten Weise erwärmt, geben sich die Squares von Herrn Haußmann das Ansehen, Schatten über unsere dort spielenden Kinder zu verbreiten. Und er genügt ihnen vollständig, den armen Kleinen!

Statt zu Roß den Hirsch oder das wilde Schwein in Wäldern und Ebenen zu jagen, laufen wir die Trottoirs entlang auf einfachen Schnellläufern, „Vélocipèdes“ genannt, die augenblicklich sehr in der Mode sind; als ob man sie nicht schon seit zwanzig Jahren kannte! Das „Vélocipède“ soll eine Revanche sein für die Erfolge der englischen Pferde, von denen ich Ihnen neulich sprach. Der Tanzlehrer Markowsky, ein hier sehr bekannter Königsberger, hat schon die glückliche Idee gehabt, seinen Ballsaal vom Pavillon de l'Horloge gegen einen olympischen Cirkus auf den Elysäischen Feldern zu vertauschen. Reiter auf Vélocipèden tanzen hier Quadrillen, wie sie im Hippodrome zu Pferde aufgeführt werden, auch hat man schon Rennen mit Vélocipèden im Club der Schlittschuhläufer veranstaltet. Doch noch pikanter ist, daß in Enghien, bei Paris, aquatische Vélocipèden eingerichtet sind. Der Apparat besteht aus zwei sehr langen schmalen Böten (Seelenverkäufer, „Périssoirs“ genannt), die durch Eisenstäbe mit einander verbunden sind. Ein Rad, wie das bei den früheren Dampfböten, wird durch zwei Pedale, auf die der fest im Sattel sitzende Reiter tritt, in Bewegung gesetzt und da stolzirt er einher, wie Neptun auf einem Delphin. So haben wir ein neues Bewegungssystem, das vielleicht dem Ballon schaden wird; doch, man muß sich vor dem Gesetz des Fortschrittes beugen. Wer weiß, wie wir in einem Monat vorwärts schreiten werden!

Sonnabend am vierten Juli fand im Pré Catelan, im Boulogner Wäldchen, das Jahresfest der amerikanischen Befreiungsproclamation statt. Alle pariser Amerikaner hatten sich dort Rendez-vous gegeben. Gegen ein Eintrittsgeld von zwanzig Franken konnte Jeder hier promeniren, Musik anhören, essen, trinken und tanzen. Es war leider etwas kühl, doch litten darunter nicht die Mahlzeiten, „Speeches“, und Toaste. Am Eingange des Ballsaales sah man die Bilder von Franklin und Washington. Dem Reverend Mr. Chopin und dem General Dix wurden alle Ehren dieses Festes zu Theil, das mit Illumination und Feuerwerk, bei dem der amerikanische Adler figurirte, endigte. Sensation bei den Herren machten die feurigen dunklen Augenpaare, überhaupt die eleganten Gestalten, die das Fest verschönten. Mich jedoch interessirte vor Allem die Toilette, in denen sie erschienen waren. Zwei weiße Roben, die eine mit rosa, die andere mit blauer Garnirung, gefielen allgemein, ihrer geschmackvollen Einfachheit wegen. Ich copire sie daher sofort für den „Salon“. Die Doppeljupe bei der ersten Figur ist mit schmalen Volants oben, mit einem breiten unten garnirt (dieselbe Garnirung wird übrigens viel auf einfachen Jaconnet- oder Kattunkleidern gemacht). An der zweiten Robe, Genre Watteau, fällt der Doppelrock, der aus blaugetupftem Mousselin ist, zu einer großen Stülpfalte zusammengelegt, aus dem Nacken, à l'enfant, bis über die Hälfte der zweiten Jupe bauschig herab, ohne an der Taille festgehalten zu sein. Die Garnirung besteht aus leichten, blauen Taffetpuffen und Schleifen. Das kleine Barett, gleichfalls mit blauer Taffeteinfassung und einem Miosotisstrauß, ist an beiden Seiten aufgeschlagen. Da wir einmal bei diesem

Thema sind, wollen wir Damen, während die Herren Schönheits- oder große politische Fragen erläutern, noch einen Augenblick von Chiffons plaudern. Als haute nouveauté führe ich Ihnen den Nilsson-Burnous vor, der aus himmelblauem Casimir mit Goldstickereien und Goldfranzen besteht. Mousseline mit großen, farbigen Blumengewinden, bedruckt, oder auch au plumetis gestickt, sind die Stoffe in der Mode. Doch darf ich über diese prächtigen Stoffe nicht die leichte Sommertoilette vergessen, die für Alltagsanzüge vortrefflich und ihrer Billigkeit wegen anzuempfehlen ist, nämlich gestreifte Kattun- und Jaconnetcostüme, die man hier überall in allen Farben auf weißem Grunde sieht. Ihr unterer, breitgestreifter Rock ist mit einem Volant versehen, während der obere schmalgestreifte, als Tablier vorn und hinten geschnitten, an beiden Seiten mit einer Cocarde aufgenommen und mit schmalem Volant garnirt ist. Die Taille wird glatt geschnitten und über sie kommt ein Fichu Marie Antoinette, auch mit schmalem Volant und langen Enden. Die Schärpe und Gürtel sind aus dem breitgestreiften Stoffe, gleich dem unteren Rocke, geschnitten.

Auf meinem zweiten Modebilde gebe ich Ihnen einen Hausanzug; ein hellgraues Kleid, unter dessen viereckig ausgeschnittener Corsage ein russisches Spitzenhemdchen gebunden ist. Längs des Rockes fallen kleine Ruchen, die, je tiefer, desto breiter werden und dessen unterste um den ganzen Rock geht. Die junge Dame hält ein kleines, zweijähriges Kind in weißem, reichgesticktem Kleide auf dem Schooße. Die Dame neben ihr, die das Kind mit einer Puppe amüsirt, trägt eine grünseidene Visitentoilette mit Paletot aus demselben Stoffe. Der Doppelrock bildet Schürze hinten. Ihr aufgekrempter Strohhut ist einfach mit grünem Taffetband garnirt. Von den beiden Modeköpfen trägt der eine ein ganz flaches, schwarzes Spitzenhütchen mit Rosen, einer breiten Spitze hinten, die unter dem Kinn mit einer Rose zusammengehalten wird. Der andere hat ein Fauchonhütchen mit kleinen Fältchen, à la Maria Stuart auf die Stirn fallend, Blumengarnirung und Bindebänder, die fächerartig auf die Brust fallen und auch mit Blumen, statt einer Broche zusammengesteckt sind. —

Eine Mode, die sich nun schon über sechs Wochen erhalten hat, ist Rochefort's „Lanterne“, von der ich Ihnen bereits im vorigen Briefe sprach. Der Erfolg dieser Wochen-Revue, welche sich in einem kleinen Heft von 60 Seiten in rothem Umschlag giebt, ist ganz enorm. „La Lanterne“, so sagte der geistreiche Autor, der sie schreibt, „ist in den Kiosken und auf den Bahnhöfen verboten, aber sie ist erlaubt in den Händen des Publicums.“ Und das Publicum macht von dieser Erlaubniß (so lange sie dauern mag) reichlichen Gebrauch: man sagt, daß der Wochenabsatz bereits die Ziffer von 100,000 Exemplaren erreicht hat. Neben der „Laterne“ tauchen nun aber bereits eine Menge Schmähschriften auf, wie: „Mouchette“, „Lampion“, „Eteignoir“, „Chandelle“, „Bec de Gaz“, „l'homme à la Lanterne“ ꝛc., die alle den Figaro und seine Redacteure in der heftigsten Weise angreifen, trotzdem dieser keineswegs ein Blatt der Opposition ist. Er breitet sich nach allen Seiten aus und

kann insofern mit der „Times“ verglichen werden — allerdings nur eine groteske „Times“. Man fühlt, daß all' diese gehässigen Blätter, die ihn angreifen, das Werk der Polizei sind, und zwar einer sehr ungeschickten Polizei, denn so gefährlich ist er wahrlich nicht. Diese Angriffe arten zu einem wahren Wettkampf aus, der in den Blättern anfängt und vielleicht auf der Straße endigen wird. Sicher ist es, daß im Pariser



Publicum allgemeine Aufregung herrscht. Von einer ernsthafteren Bedeutung sind die neu auftauchenden Zeitungen der Opposition, so „Die Tribüne“ unter der Direction von Glais-Bizoin und Pelletan, der „Electeur“, von Jules Favre und Ernst Picard ins Leben gerufen, der „Réveil“, von Delécluze, einem alten Journalisten von 1848. Ein orleanistisches Blatt, der „Gaulois“, welcher im Feuilleton mit Dicken's Erzählung „No thoroughfare“ (L'abime) debutirt, arbeitet darauf hin,

dem Figaro Concurrenz zu machen, der bis jetzt unter seinem spanischen Namen der privilegirte Repräsentant des französischen Geistes war. Diese Ueberschwemmung an Zeitschriften ist so groß, daß Sie Niemanden in der Straße antreffen, ohne daß er eine Zeitung hält. Man liest beim Gehen, den Hut in der einen, die Zeitung in der anderen Hand. Dazu tragen unsere eleganten Herren, wie wir, Sonnenschirme aus rother Seide mit blauem Futter, oder auch wohl gar Fächer. Alles das ist recht orientalisch und man erklärt sich's mit der Ankunft der Königin on Mohilla (einer der Comorischen Inseln), die selbstverständlich die Löwin dieses Sommers sein wird. Diese Königin, die den lieblichen Namen Fatouma trägt, beschäftigt das Publicum sehr. Allgemein fragt man sich, ob sie hübsch ist. Die „Gazette de France", die Zeitung der legitimen Fürsten, versichert, daß sie regelmäßige, feine Züge und glatte schwarze Haare hat. Der General de la Combe hingegen, der vor dreißig Jahren an den Ufern von Mohilla Schiffbruch litt, wo er statt



Gastfreundschaft Gefangennahme fand, hat uns von den Damen dieser Insel ein Bild entworfen, das nicht so sehr zu Gunsten ihrer Königin spricht „Eines Tages", erzählt er, „öffnete uns unser Wirth seinen Harem, in welchem wir mehrere schwarze oder kupferfarbene Frauen zu Gesicht bekamen, deren Wohlbeleibtheit sie am Gehen hinderte. Ihr Anzug war wenig vortheilhaft. Eine weiße breite Hose fiel ihnen bis auf die Knöchel herab, wo sie zugebunden war. Ein rother oder grüner Rock, ohne Aermel, mit Franzen oder Tressen besetzt, der in zwei spitzen Enden auslief, an deren jedem eine Quaste hing, vervollständigte den Anzug. Ihre Coiffüre, die aus einem seidenen, gesteppten Käppchen bestand, gab ihrem breiten aufgedunsenen Gesicht einen grotesken Ausdruck. Ihre Zähne waren geschwärzt, die Lippen bemalt, Augenbrauen und Wimpern blau, die Nägel roth gefärbt."

Man erwartete auch Herrn von Bismarck in Frankreich; wie es scheint, hat er jedoch seine Reiseroute geändert und einen anderen Ort

zu seiner Pflege auserlesen. Rochefort spricht sich darüber in seiner Laterne wie folgt aus:

„Die französische Regierung ist bestürzt. Sie wäre so glücklich gewesen, endlich in ihren Mauern einen intelligenten Minister zu sehen und hätte es für ihre Pflicht gehalten, die ehrerbietigsten Bücklinge diesem berühmten Deutschen zu machen, der sie zu wiederholten Malen so glänzend bei der Nase herumgeführt hat."

Großes Aufsehen erregt das eben erschienene Buch von Prevost Paradol: „Das neue Frankreich". Dieser Schriftsteller, der jüngste unter den Akademikern, ist 1829 geboren. Er zeichnete sich hauptsächlich durch seine Artikel in den „Débats" und dem „Courrier du Dimanche" aus, in denen er mit verblümter Strenge die kaiserliche Regierung angriff. Jetzt ist er das Schooßkind und die Hoffnung der Orleanisten geworden. Ihm ruft die gefallene Partei täglich zu: „Tu Marcellus eris!"

Herr Prévost Paradol ist in der That der Nachkomme der Doctrinaire, welche die große Kunst besitzen, sich immer nur in der gemäßigten Zone zu bewegen; einer jener lauen Geister, jener Zuckerwasserschriftsteller, der weder berauscht noch stärkt, der aber vortrefflich für die gebildete, wohlerzogene Classe des „Juste milieu" paßt und der von sich sagen könnte: „Ich würde genial sein, wenn ich es für schicklich hielte." Die Orleanistischen Blätter, wie Temps, Presse, Gaulois und Figaro, sind voll von Citaten aus dem „neuen Frankreich", in denen Herr Prévost Paradol eine parlamentarische Regierung vorschlägt, die gleich weit entfernt von dem Militarismus des Kaiserreichs, wie von dem Gleichheitssystem der Republik gehalten werden soll.

Verzeihen Sie mir diese politischen Einschaltungen, aber sie gehören in mein Feld, denn die Politik ist in Frankreich Modesache geworden und ich würde nicht auf der Höhe der Zeit sein, wenn ich sie ganz außer Auge ließe. Auch würde ich mich nicht wundern, wenn man bald Hüte, Schirme oder Kleider à la nouvelle France trüge. Das wäre meine beste Rechtfertigung, dann träfe mich nicht mehr der Vorwurf aus meinem Bericht, der den deutschen Damen gewidmet ist, eine politische Litanei für Staatsmänner gemacht zu haben.

Das ist die einzige Zerstreuung, der sich die „Siebenhundertfünfzigtausend" in ihrer Einsamkeit hingeben. Man muß sich wohl ein wenig aufstacheln, um durch geistige Gymnastik die körperliche, die wir auf dem Lande gemacht hätten, zu ersetzen. Was bleibt auch anders übrig? Die Theater sind fast alle geschlossen und man erstickt in den wenigen, die noch geöffnet bleiben. Während man in der großen Oper Félicien David's „Herculanum" wieder aufgenommen hat, spricht man von dem soeben aufgetauchten Stücke „Die Mauer des Privatlebens", in dem das neue, von Herrn von Guilloutet entworfene Gesetz parodirt wird.

In meinem nächsten Briefe denke ich Ihnen von den wichtigen Enthüllungen sprechen zu können, die uns in der bevorstehenden Veröffentlichung der „Gazette secrète", die in Brüssel erscheinen und nur

unter Briefcouvert versandt werden soll, versprochen worden sind. Ich vermuthe darin nur einen neuen Humbug; denn ich weiß wirklich nicht, was noch Skandalöses zu enthüllen bleibt nach den Ihnen eben citirten zahlreichen kleinen Broschüren.

Aber die Neugierde der guten Pariser ist unerschöpflich. Mit einem weißen, gutversiegelten Blatt Papier an einem Faden könnte man sie bis ans Ende der Welt führen.

Eugénie de Marville.

Postscriptum. Große Neuigkeit! Die Königin Fatouma ist angekommen; ich bin ihr soeben auf dem Boulevard vor dem großen Hôtel begegnet. Sie hat den indischen Typus. Ihre Züge sind fein und regelmäßig, das Auge ist schwarz und von langen Wimpern umschleiert; sie hat blendend weiße Zähne und ein kindlich naives Lächeln; der Teint ist gelb, wie der einer messingenen Lampe. Sie ist klein, entwickelt aber viel Anmuth in ihrem fast theatralischen Anzug. Sie trägt nämlich ein elegantes scharlachrothes, goldgestreiftes Peplum, dazu orientalische Pluderhosen und elegante Stiefelchen, die sicher auf dem Pariser Boulevard angefertigt sind. Ihre Coiffüre, das originellste vom ganzen Anzug, besteht aus einem Diadem, von dem ein blauer, mit silbernen Sternen durchwirkter Schleier herabfällt. E. de M.

---

# Im Rauchzimmer.

Wie gesagt: sie entfernen sich mehr und mehr, Einer nach dem Andern. Ich möchte das Uhland'sche Frühlingslied: „Die Welt wird schöner mit jedem Tag", wenn ich an die Stadt und unsere gewohnten Vergnügungen denke, so wenden: „Die Welt wird leerer mit jedem Tag." Doch wir sind mitten im Sommer und ich habe kein Recht, die Dichter zu citiren, nachdem die Nachtigallen längst stumm geworden. Rufen wir die Anecdote zu Hülfe.

Es war auf einem jener glänzenden Bälle, durch welche die Residenz sich auszeichnet; ein Tänzer, an den Kamin gelehnt, unterdrückt ein Gähnen.

„Sie langweilen sich, mein Herr?" fragt ein Nachbar.

„Ja, mein Herr, und Sie?"

„Gleichfalls."

„Wie wär's, wenn wir zusammen gingen?"

„Ich kann nicht; ich bin der Herr des Hauses."

Aber es wird doch erlaubt sein, sich in das Rauchzimmer zurückzuziehen — letzte Zuflucht der Daheimgebliebenen? Die Cigarre anzuzünden — letzter Trost der Einsamen? Die Bücher in die Hand zu nehmen, die man aufgelegt? Die Zeitungen durchzublicken, welche die neuesten fashionablen Abreisen verzeichnen? Nach Briefen der auswärtigen Mitglieder unseres Clubs zu fragen?

Denn auch Mr. Mayor hat sich aus dem Staube der Residenz gemacht; und (procul negotiis) fern von den Negociationen, dem Courszettel und der Börse lebt er jetzt ein Idyll im Grünen und bittet in seinem Schreiben, ihm eine deutsche Uebersetzung der „Eclogen" zu empfehlen. Weniger geheimnißvoll als sein und unser Freund, M. Maire, hat er uns mitgetheilt, daß er sich ein allerliebstes Sommerhaus dicht vor dem anmuthigen B—stadt gemiethet habe; daß Bäume seine Thür beschatten, Weinlaub in sein Fenster nicke, Blumen auf dem Rasenparterre duften, welches vor seiner Villa sich ausbreitet; daß die Hügel ihn umgeben, daß die Vögel ihn des Morgens wecken und die Kegelschieber der benachbarten Wirthschaft ihn des Nachts nicht schlafen lassen. „Ihr werdet fragen: Kegelschieben des Nachts? O, meine Freunde, Ihr habt keinen Begriff, wie vergnügungssüchtig die Bewohner dieser kleinen Städte sind und wie viel sie davon vertragen können! Ihre Concerte beginnen des Morgens um zehn Uhr und ihre Landpartien enden lange nach Mitternacht! Sie werden nicht müde! Männergesang und Musik im Freien tönt den ganzen Tag — hier aus einer Lindenallee, dort von dem Gipfel eines Berges herab, und den Klang ihrer Pauke kann ich schon auf eine halbe Meile weit unterscheiden. Es ist zu viel! es ist zu viel! sage ich mir oft; man kann doch auch auf dem Lande nicht von lauter Männerquartetten,

Kegelschieben und Janitscharenmusik leben; und ich war ganz glücklich, mitten in diesen Selbstbetrachtungen eine Stelle im „Macmillan“ zu finden (denn ich lasse mir meine englischen Journale hierher kommen), die sehr gut dazu paßt. Meine Klage über die Welt, so heißt es, welche ich um die Erlaubniß bitte, laut machen zu dürfen, ist diese: daß es darin von Allem zu viel giebt. Ein Treibhaus ist für meinen Geschmack immer zu voll von Blumen; ein Diner von Schüsseln, eine Rede von Worten; ein Concert von Liedern; ein Museum von Curiositäten; eine Gemäldegalerie von Gemälden; eine Predigt von Texten; eine Abendgesellschaft von Gästen; und so könnte ich noch eine Stunde lang fortfahren, die Dinge herzuzählen, von welchen diese volle Welt zu voll ist. Aber Ihr entsinnt Euch der geistreichen Bemerkung eines französischen Reisenden. Als man ihn wegen seiner Reise befragte, rief er kläglich aus: „Il y a quelque chose de trop dans tous les pays — les habitans.“ — Doch will ich nicht, daß man mich für boshaft genug halte, dieses letzte Wort auf die guten B—städter angewandt zu haben. Ich habe diese Leute zu lieb, als daß ich wünschen möchte, sie sollten ihre Vergnügungen, geschweige denn sich selber meiner Ruhe opfern. Eher will ich ihre Pauken anhören — ich weiß nicht wie lange, und wenn sie singen, mitsingen . . . nämlich diesen kleinen Vers eines französischen Vaudevillisten:

„Quand un gendarme rit.
Tous les gendarmes rient
Dans la gendarmerie . . .“

Die Lectüre dieses Briefes geendet, werfen wir einen Blick auf die neuen Bücher, welche den ovalen Tisch unseres Clubs bedecken.

Monsieur de Bismarck, par Louis Bamberger, député au Parlement douanier. (Paris, Michel Levy Frères. 1868.)

Beim Durchblättern fesselt uns folgende Stelle, welche den Grafen als Redner charakterisirt: „Herr von Bismarck ist durchaus nicht Das, was man einen Redner nennt; aber, bei aller Unvollkommenheit seines Vortrages, beherrscht er das Auditorium durch die Energie und Raschheit der innern Arbeit seines Gedankens. Wiewol man versichert, daß die Gewohnheit, öffentlich zu sprechen, und das Zutrauen in die entgegenkommende Stimmung seiner Zuhörer ihm in der letzten Zeit einigermaßen die Zunge gelöst habe, so zeichnet doch einer seiner Bewunderer, nachdem er einer Sitzung des Reichstages beigewohnt hatte, sein Bild in folgenden Zügen: Nichts von beredter Anmuth, Fülle des Wortes, Nichts, was die Zuhörerschaft hinreißt. Sein Organ, wiewol klar und verständlich, ist trocken und wenig sympathisch; das Metall seiner Stimme monoton; er unterbricht sich und hält häufig inne, zuweilen begegnet es ihm sogar, zu stottern, als ob die widerspenstige Zunge den Gehorsam verweigerte, als ob er genöthigt wäre, die seinen Ideen entsprechenden Ausdrücke mühsam zu suchen. Seine unruhigen, ein wenig sich schaukelnden, nonchalanten Bewegungen unterstützen in keiner Weise die Wirkung seiner Diction. Dennoch übersteigt er, je mehr er ins Reden kommt, diese Schwierigkeiten, wird immer präciser in seinen Ausdrücken und endet oft mit kräftigen und getragenen Redeschlüssen, zu kräftig mitunter, wie Jedermann weiß. — Man muß hinzufügen, daß seine Sprache, wenn sie der Kunst mangelt, doch oft des Bilderschmuckes nicht entbehrt. Sein klarer und heller Geist verschmäht das Colorit nicht, ebenso wie seine robuste Körperbeschaffenheit nicht frei von nervöser Reizbarkeit ist.“ —

Hier sind einige andere Bemerkungen über die Persönlichkeit des großen und populären Mannes, welchen ganz in der Nähe zu beobachten Herr Bamberger, in seiner Eigenschaft als Mitglied des Zollparlamentes, Gelegenheit hatte:

„Angesichts eines Gegners kann er herausfordernd, maliciös, selbst boshaft sein, aber er ist nicht unwahr und wird niemals den guten Geschmack durch pathetische Stellungen verletzen. Er gehört nicht zu dem Geschlecht der Bulletiniers, welche glauben, daß man die Welt mit gefühlvollen Phrasen lenke, oder daß man über öffentliche Misèren triumphire, indem man sie in pompöse Banalitäten hüllt ....

„Herr Bamberger findet Etwas in der Erscheinung und dem Auftreten des Grafen, was an den Typus des deutschen Studenten erinnert: eine gewisse Gleichgiltigkeit gegen die Form, verbunden mit Bonhomie und Jovialität. Ein Ton ächt menschlichen Gefühls spricht uns aus folgender Thatsache an: „Nach Sadowa sagte er einem Freunde, daß der Anblick des Schlachtfeldes ihn während einiger Tage unempfindlich für den Genuß seines Triumphes gemacht habe. Zuweilen erscheint, für einen Augenblick, eine Nuance von Melancholie in seinen Briefen ... So sagt er einmal: „Es ist gut, zu wissen, daß man nicht auf die Menschen rechnen darf und ich bin jedem Ereigniß dankbar, welches mich in mich selber zurückkehren läßt." Ein anderes Mal läßt er sich bis zu einer Art von Ossianismus gehen, indem er schreibt: „Ich habe fast das Heimweh nach meiner Wohnung des Quai Anglais (zu St. Petersburg) mit seiner beruhigenden Aussicht auf das Eis der Newa!" ... Man hat oft den Scherz vom Oelblatt erzählt, welches er eines Tages aus seinem Cigarrenetui zog, indem er einem Mitglied der liberalen Partei sagte, daß er es zu Avignon gepflückt habe, um es der Opposition anzubieten; daß aber der Augenblick noch nicht gekommen und daß er es daher für eine künftige Zeit aufbewahre. Er ist ein starker Cigarrenraucher und diese Gewohnheit erhöht die Nonchalance seines Aeußeren. Während er Gesandter zu Frankfurt war, berief eines Tages sein intimer Feind, Herr von Rechberg, die Mitglieder des Bundestages und empfing sie bei sich im Schlafrock. Herr von Bismarck, um Repressalien zu gebrauchen, zog sofort sein Etui aus der Tasche, nahm eine Cigarre, offerirte seinem Nachbar eine zweite und sagte, die seinige anzündend, ohne eine Antwort zu erwarten: „Nicht wahr, lieber Graf, Sie erlauben?" ... Wo er sich mit der ganzen Verve seines bald provocirenden, bald muntern Humors, gehen zu lassen pflegte, das war in den Comitéberathungen der Kammern. „In solchen Momenten", sagt ein Zeuge dieser Discussionen, „ging Alles vor unseren Augen her in einer kaleidoskopartigen Verwirrung und mit einer so raschen Bewegung, daß es unmöglich war, zu folgen. Es war ein merkwürdiger Contrast zwischen dem Ernst der in Ziffern und Daten versenkten Commissionsmitglieder und dem Geplauder des Ministers, welches mit fremden Ausdrücken durchwoben war."

In welch' andere, weitentlegene Regionen führt mich das Buch, welches zufällig neben dem eben genannten, voll brennenden Tagesinteresses, liegt!

Erinnerungen aus den Jahren 1803—1837. (Recollections from 1803 to 1837. By the Hon. Amelia Murray. London. Longmans. 1868.)

Die alte Dame, die diese Erinnerungen aus einem langen bilder- und figurenreichen Leben niedergeschrieben, hat die Königin Charlotte noch gekannt, die Gemahlin des „Farmer-Königs" Georg III., eine geborene Prinzessin

von Mecklenburg-Strelitz. Sie war nicht schön, diese gute Fürstin; aber sie wußte es. Sie pflegte mit dem Kind, welches ihre Worte nun als Siebzigjährige wiederholt, ganz offen darüber zu sprechen: „Das Englische Publicum machte sich nicht viel aus mir, weil ich nicht hübsch war; aber es gewährte dem König in jenen Tagen Vergnügen, im Phaëton zu kutschiren. Einst warf er mich in einem Rübenfeld um und jener Fall zerbrach mir die Nase. Ich glaube, daß ich danach nicht mehr ganz so häßlich war — I think, I was not quite so ugly after dat . . .“ Denn die gute Königin, wiewol sie sehr alt wurde und ich weiß nicht wie viel über ein halbes Jahrhundert in England lebte, lernte doch niemals das „the“ aussprechen. Sie war eine zu biedere Deutsche für das — „for dat“, wie sie gesagt haben würde, recht wie eine Mecklenburgische Bäuerin noch heut in Reuter's Geschichten.

Eine andere von ihren naiven Anecdoten. „Lady Henderland war eine von meinen Damen. Sie blieb bei mir an den Abenden, wenn der König um neun Uhr zu den Geschäften ging. Ich saß und die gute Lady saß und wir Beide wurden sehr müde. Zuletzt sagte Lady Henderland: „Vielleicht denkt Ihre Majestät nicht daran, daß ich hier sitzen muß, bis Ihre Majestät mich entläßt?“ — „Ja, ja, Mylady“, erwiederte ich, „warum haben Sie mir das nicht schon früher gesagt — why did you not tell me dat before?“

Ein andermal erzählte die Königin ihrem kleinen Liebling, Amelia, folgende Geschichte aus dem Lagerleben: „Der König war auf einer Revue der Volunteers in Kent. Ich saß in meinem Zelt. Es stand eine Schildwache davor, aber ich glaube, der Mann sah sonst wo hin. Plötzlich kam ein altes Kentisches Weib herein, in einem rothen Rock und stellte sich vor mich hin, mich anstarrend und die Arme in die Seiten gestemmt. Zuletzt sagte sie: „Nun, sie ist nicht so häßlich, als man mir erzählt hat.“ — „Danke, meine gute Frau“, erwiederte ich; „ich bin sehr erfreut darüber — I am very glad of dat.“

Königin Charlotte fand den britischen Sonntag ein wenig trist. „Meine Lieben“, sagte sie, wenn sie über diesen Gegenstand sprach, „was für den Einen Arbeit ist, kann für den Andern Erholung sein. Wenn ich den ganzen Tag lese, werden meine armen Augen müde. Zu Bette gehen mag ich nicht — so schließe ich meine Thür ab (dat nobody may be choked!) und nehme mein Strickzeug heraus und stricke eine Weile und dann kann ich meine guten Bücher wieder lesen.“ —

Hätte die Princeß von Wales, Karoline, Gemahlin des „feinsten Herrn in Europa“, nachmaligen Georg's IV., doch auch immer ihre Thür zugeschlossen, um Niemanden zu „choquiren“, wenn sie Dinge that, die den britischen Begriff von Decenz verletzten und ihr später den berüchtigten Proceß vor dem Hause der Peers zuzogen! Doch sie liebte das Sonnenlicht und die Oeffentlichkeit, und der Bruder unserer Memorialistin sah sie, im Jahr 1811, zu Woolwich in einem prachtvollen Kleide, welches aufgesteckt war, um ihre Unterröcke zu zeigen, mit silbernen Flügeln an den Schultern, unter einem Baume sitzen, mit einer — Kanne Porter auf ihrem Knie . . .

Man hat gesagt: „c'est un triste métier, que celui d'une femme.“ Doch wol nicht ganz so traurig; wenn es auch wol wahr ist, daß sich jenes lateinische Wort „nil sine causa“ nirgends deutlicher, man könnte zuweilen sagen tragischer, offenbart, als in dem Leben einer Frau. —

---

Doch das ist kein Schluß für unsere Plaudereien im Rauchzimmer. Der auswärtige Leser könnte sonst auf den Verdacht kommen, daß wir bei 24° im

Schatten auch in diesem Seitenwinkel unseres „Salon", anfangen wollten, zu moralisiren, anstatt zu lachen.

Ich finde zum Glück in unserer Pariser Zeitung (und in Abwesenheit des M. Maire, der sonst diese Charge hat) die Notiz, daß die Lumpensammler von Paris vor einigen Tagen ihr jährliches Diner in irgend einem der großen Restaurants ihres Quartiers gefeiert haben. Einer von den Toasten war: „Die Presse, welche gebraucht und verbraucht so viel Papier, und dadurch den Preis der Lumpen aufrecht hält!"

Hip, hip, hip, hurräh!

---



**Der Spaziergang**

*Nach einem Bilde von W. Amberg. Gestochen von W. French.*

„[illegible]
mann, [illegible]
Nachrichten, [illegible]
geben, [illegible]
ganze [illegible]
Vaterhaus [illegible]"
Sie [illegible]
Isaac de [illegible]
Schluchzen [illegible]
junge [illegible]
durch die [illegible]



# Der Salon.

## Von Gottes Gnaden.

Ein Roman aus Cromwell's Zeit. Von Julius Rodenberg.

### Zweites Buch.

(Fortsetzung.)

Mit einer Empfindung, die sie zugleich zu dem Jüngling hinzog und ihr Furcht vor demselben einflößte, betrachtete Manuella den schweigsam dahinschreitenden Isaac de Castro. Sie wagte zuletzt, ihn anzureden.

„Señor", sagte sie (denn mit dem Glaubensgenossen, dem Landsmann, sprach sie die Sprache von Portugal), „ich danke Euch für die Nachrichten, die Ihr mir aus der Heimat und von dem Vaterhaus gegeben, trüb wie sie waren. Ich kenne mich nun und überschaue die ganze Hoffnungslosigkeit meiner Lage. Ich habe keine Heimat und kein Vaterhaus mehr!"

Sie sagte das so traurig, daß auch ein härteres Herz, als das Isaac de Castro's, davon hätte bewegt werden können; ein unterdrücktes Schluchzen machte die letzten Worte fast unverständlich. Jedoch der junge Portugiese, wiewol feurig und leicht erregbar von Natur, hatte durch die strengen Grundsätze, denen er huldigte, sich gleichsam befestigt gegen die menschliche Stimme, die, wie es in der heiligen Schrift heißt, „aus tiefer Noth" schreit und nach dem Zeugniß desselben Buches doch von Gott erhört wird. Diese Härte charakterisirt die religiösen Enthusiasten, damals wie noch heut; in ihrem Eifer für Gott sind sie bereit, den Menschen allezeit zu opfern, und anstatt, wie vorgeschrieben: zu werden nach seinem Bilde, machen sie sich ihn nach dem ihrigen. Traurige Nothwendigkeit, daß immer und immer wieder, in längeren oder kürzeren Zwischenräumen Männer und Meinungen von dieser finstern und beschränkten Kraft auftreten müssen, um an den Wendepunkten der Geschichte zum Widerstand herauszufordern, zum Kampf zu reizen, einer freiern und lichtern Weltanschauung zum Siege zu verhelfen, die mit den Waffen der Vernunft kämpft und nicht nach Herrschaft, sondern Ueberzeugung strebt.

Isaac de Castro daher, anstatt ein Wort des Trostes zu haben für den Schmerz, der an der Seele der unglücklichen Verwandten nagte, fand vielmehr ein Vergnügen darin, diesen durch Vorwürfe noch zu steigern. Er war gegen sie nicht grausamer, als er gegen sich selbst gewesen sein würde; denn sein finstres Dogma lehrte, den heftigsten Schmerz mit einer Art von Wollust zu umfassen.

„Du hast es nicht anders verdient", sprach er, ohne das Mädchen anzusehen; „Du hast der ersten Pflichten der Religion, der Natur und Sitte vergessen, und bist zur Sünderin geworden an Deinem Gott, Deinem Volk und Deinem Vater. Was konntest Du nach alle Dem erwarten?"

Vergebens, daß Manuella sich vertheidigte. Sie war sich keiner Schuld bewußt; doch das Gefühl, für schuldig gehalten zu werden, bedrückte sie.

„Sprich mir nicht von diesem Herzog!" fuhr Isaac de Castro sie an; „was gilt der Name Buckingham mir? Aber Dir wird es niemals verziehen werden, daß Du ein Bündniß eingingest und in ein verbrecherisches Verhältniß willigtest mit dem Fremden, mit dem Bedrücker, dem Verfolger des Glaubens, für welchen zu zeugen Tausende Deines Volkes, von den Tagen der Makkabäer an bis heute, freudig in den Tod gegangen sind!"

„Ich schwöre Dir", entgegnete Manuella, „daß ich den Mann, den Du nennst, widerwillig von mir gestoßen habe."

Isaac heftete nun auf sie seine Augen voll düstrer Schwärmerei, „Ein Mädchen aus dem edlen Hause der d'Acosta's giebt sich dazu her, in Knabenkleidern einem Abenteurer zu folgen!"

„Du sagst die Wahrheit", erwiederte Manuella; „doch ich sah keinen andern Weg, um einem verhaßten Bündniß zu entgehen."

„Doch Du hast es gethan. Das ist genug. Was zwang Dich? Du hattest Deinen freien Willen."

„Wenn Du ein Kind, welches von einer Gefahr bedroht wird, fortlaufen siehst, sagst Du: es folgte seinem freien Willen? Ich sage: der Furcht!"

„Was sollen diese Ausflüchte?"

„Dir beweisen, daß Deine Beschuldigung mich ungerecht trifft. Laß mich! Ich dulde schon genug! Ich habe geglaubt, mein Schicksal frei mir schaffen zu können; und ich sehe, daß ich es nur ertrage! Ich bildete mir ein, zu wählen — und siehe! ich stehe der unerbittlichen Nothwendigkeit gegenüber!"

Da lachte der Jüngling bitter auf. „Was heißt das?" rief er; unerbittliche Nothwendigkeit! Von wem hast Du das heidnische Wort, das in unsrer heiligen Religion nicht vorkommt? Ich habe, zu meinem Aerger, es schon einmal gehört von jenem Knaben, jenem Milchbart, der bei Menasseh ben Israel in die Schule geht und gegen den der Rabbi viel zu milde, viel zu nachsichtig ist. Ich hab' es ihm voraus-

gesagt und wiederhol' es, daß er noch vielen Gram von diesem Schüler haben wird."

Mannella's Antlitz leuchtete von einer sonnigen Erinnerung. „Ich weiß, wen Du meinst", sagte sie; „mir ist, als ob ich die blonden Locken dieses Knaben, sein dunkelblaues Auge, sein feines Gesicht sähe. Du sprichst von Baruch Espinoza. Manches Mal habe ich, in dem Hause meines väterlichen Freundes, ihn gesehen. Der Rabbi hielt große Stücke von ihm und Samuel ben Israel hatte ihn sehr lieb . . ."

„Rede mir nicht von Samuel!" warf Isaac de Castro verächtlich ein; „er ist ein Schwächling und macht ein Geschäft daraus, die Menschen lieb zu haben."

„Es ist besser zu lieben, als zu hassen", versetzte Manuella mit einer Entschiedenheit, die gegen ihre frühere Bescheidenheit auffällig contrastirte. „Die Liebe macht Beide glücklich; Denjenigen, der sie giebt, und Denjenigen, der sie empfängt."

„Ist es denn die Bestimmung der Menschen, glücklich zu sein?" sagte de Castro. „Das ist die Lehre der Gottlosen, mit der sie ihr sündiges Thun zu beschönigen trachten; ich aber verwerfe sie, wie die Bekenner derselben von Gott verworfen sind. Ich sage Dir, mit Leid und Elend, mit Noth und Bedrängniß sollen wir ringen, um dem Herrn wohlgefällig zu werden; entbehren sollen wir und dulden, damit der Ewige, der uns verstoßen hat, uns wieder erlösen möge. Die Zeit des Messias ist nahe; Du aber sagst mir Solches? . . ."

„Der Messias, auf den wir hoffen, ist ein Bote der Liebe . . ."

„Doch trägt er ein flammendes Schwert in seiner Rechten, das Schwert, das unsere Voreltern aus dem Paradiese trieb. Damit wird er zu Gericht sitzen, wie im Buche Daniel geschrieben steht, die Sünder und Sünderinnen vernichten und die Sünde vertilgen vom Erdboden. Denn in seinem Reiche wird nicht mehr gesündigt werden und die Menschen werden sein, wie die Engel!"

„Isaac!" rief Manuella voll aufrichtiger Innigkeit: „giebt es keine Hoffnung für die Ausgestoßene, keine Vergebung?"

„Keine!" sagte der fanatische Jüngling dumpf.

„Keinen Weg der Rettung, kein Mittel, um die Zürnenden zu versöhnen?"

„Buße!" versetzte de Castro.

„Laß mich büßen", entgegnete Manuella leidenschaftlich; „gern will ich jedes Opfer bringen, aber gieb mir zugleich den Trost, daß die Liebe der Meinigen mich unterstützen wird! . . ." Und sie streckte flehend ihre Hände dem Blutsverwandten entgegen.

„Die Liebe der Deinigen?" sagte de Castro langsam, indem er die Hände des Mädchens kalt zurückschob. „Du vergissest, daß Du keine Verwandten mehr hast; daß Du todt bist für sie, wie sie für Dich. Du bedenkst nicht, was ich Dir schon einmal gesagt, daß Deine Berührung verunreinigt. Thue Buße, bevor Du darauf Anspruch machst, daß wir Dich wiederum für Eine der Unsrigen betrachten. Berufe Dich nicht

auf Samuel ben Israel, den Sohn Menasse's. Ich weiß, daß er Dich entschuldigt hat, als Alle Dich verklagten, und noch von Dir sprach, als Alle schon schwiegen. Allein was beweist das, außer den Umstand, daß er ein Schwachkopf ist, aus dem leicht ein Abtrünniger werden kann? Und was wäre viel daran gelegen? Allein Miguel de Rivas Altas, Dein Verlobter, den Du beschimpft, und José d'Acoste, Dein Vater, den Du betrübt hast — diese sind es, zu Denen Du gehen mußt. Von dem Gericht der Rabbiner mußt Du Deine Strafe Dir vorschreiben lassen. Sie werden Dich verurtheilen, nach den Bestimmungen des Talmud; öffentlich wirst Du Dich zu der Schuld bekennen, die Du begangen, und öffentlich, vor der versammelten Gemeinde, die Buße dulden, die Dir auferlegt worden; Du wirst . . ."

„Halt ein!" rief Manuella, deren Wangen von einer edlen Entrüstung zu glühen begannen. Stolz richtete sie sich empor. „Nimmermehr! Lieber das Unglück dulden, als die Schmach; lieber für schuldig gehalten werden, als sich zu einer Schuld bekennen, von der man sich frei weiß. Wenn der Messias, den Du erwartest, und die Rabbiner, von denen Du sprichst, so hart und grausam sind, wie Du sagst: dann will ich meine Hoffnung setzen auf Gott, den Gerechten; und wenn alle Menschen mich verlassen, so bleibt mir doch der Gedanke, daß Einer mir treu geblieben, der Freund meiner Jugend: Samuel ben Israel. Dieser Gedanke wird mich aufrecht halten. Ich aber will den Weg wandern, den der Herr mich führt. Auch ich bin ein Werkzeug in seiner Hand!"

Die kleine Cohorte, die wir früher geschildert, hatte inzwischen einen mäßigen Hügel erklommen, der einzige, der sich in dieser übrigens flachen, wenn auch nicht reizlosen Gegend befindet. Man hatte, von hier herab, einen sehr hübschen Blick auf den Theil der Grafschaft, in welchem die Hauptstadt derselben liegt. Durch breite, licht grüne Wiesen rings umher und unter überhängenden Erlen und Weiden ging der Cam dahin, das Flüßchen, welches hier tief und dunkel erscheint; aus einem üppigen Kranze von Parkanlagen, Blumengärten und dichtgeballten Lindenwipfeln sah man ehrwürdige steinerne Thürme von Kirchen und Collegien ragen, graue Massen gothischen Gebäu's und in der Entfernung unter dem blauen Horizont moosbewachsenes Haideland mit hier und dort einer Kirchthurmspitze, wo Horizont und Haide sich trafen.

„Mein Fräulein", sagte der galante Cornet, „hier sind wir auf den Gog-Magog-Hügeln. Die Stadt zu unseren Füßen ist Cambridge. Die Haide dort, auf der Ihr die weißen Zelte seht und den Schimmer von Waffen, ist die Haide von Kentford, auf welcher die Parlamentsarmee lagert. Dort ganz hinten, im Nordwesten, sind die beiden Thürme der Cathedrale von Ely: und dort, nicht hundert Schritt weit von den Thürmen, ist das Haus unsres Generals, Oliver Cromwell."

---

## VI. Die Hallen und Gärten von Cambridge.

Die Mittagssonne desselben Tages sah den Pfarrer, welcher früh von Childerley herübergekommen war, in einer der stillen Straßen von Cambridge.

Wiewol der Zweck seiner Reise hierher ein verhängnißvoller für sein künftiges Leben und er keinen Augenblick unklar war über die Folgen des Schrittes, den er zu thun hatte: so war doch seine Seele voll einer heitern Ruhe, die noch gesteigert ward durch das Wiedersehen der Plätze, die aus besseren Tagen ihm bekannt waren, und durch die Erinnerungen, die sich damit verknüpften.

Vertraulich mutheten ihn die hohen, ehrwürdigen Hallen und Collegien an, diese Sitze der Wissenschaft seit Hunderten von Jahren, erbaut von frommen Königen und Königinnen, deren Wappen sie noch jetzt zeigten, und reich ausgestattet von edlen Männern und Frauen, deren Andenken noch daselbst geehrt ward. Jahre waren vergangen, seitdem er zuletzt hier gewesen. Aber diese Mauern und Thürme, diese Klöster und Bogengänge, diese Giebel und Erker schienen ihn noch zu grüßen mit den Mienen von Ehedem; der Geist wehte darin, dem er sich verwandt fühlte: der Geist der Beschaulichkeit, der Forschung und des Nachdenkens. Wo der zu dem gleichgestimmten Gemüthe spricht, da scheint die Fremde weniger fremd zu sein: der Wandrer hört sich gleichsam bei seinem Namen gerufen; bekannte Gesichter umgeben ihn, Hände strecken sich aus, um ihn zu bewillkommnen. Diese dunklen Thorwege, diese steinernen Portale führen nicht länger zu den Räumen, in welchen Menschen wohnen, die jung sind, älter werden und sterben müssen; nicht zu den Hörsälen, in welchen die Lehrer wechseln, wie die Schüler: sondern es eröffnet sich die Fernsicht auf das Reich des Gedankens und der Idee. Der Wanderer betritt hier Heimatboden, und ob er tausend Meilen weit weg wäre von dem Fleck, an dem er zur Erde geboren worden. Mit Dankbarkeit betrachtet er die Figuren von Stein — die Bilder auf tiefgebräunter Leinwand, die Holbein's und Vandyku's, und umgeben von den orthodoxen Häuptern christlicher Fürsten und Wohlthäter, geht durch seine Gedanken das „aere perennius" des heidnischen Dichters. Gern durchwandelt er die schweigsamen Bibliotheken, durch deren Spitzbögen das dämmrige Tageslicht fällt; und freudig athmet seine Brust den Wohlgeruch der Wiesenplätze, lauscht sein Ohr dem Flüstern der hochgewölbten Linden, folgt sein Auge dem schattigen Pfad am Wasser, welchen vor ihm die Berühmtheiten der Vergangenheit betreten haben.

Aber ernstere Zwecke, als Feste der Erinnerung zu feiern, hatten den Doctor nach Cambridge geführt. Er besuchte daher nicht Pembroke College, in welchem er einst seine theologischen Studien begonnen, sondern trat sogleich in einen der schönen Parks, welche fast alle die Collegien von Cambridge mit Schatten und Grün umgeben. Es war der Garten des Sidney-Sussex-Colleges; denn er hatte schon vorhin in Er-

fahrung gebracht, daß sein Freund, den er vor Allem zu sprechen wünschte, Frank Herbert, bei dem gelehrten Oberhaupt, dem sog. „headmaster", dieses Collegs einquartiert sei.

Eine herrliche Kühle wehte den Eintretenden an; denn, nach dem Gewitter und Regen der Nacht, hatte der Baumgang seine Morgenfrische bis weit in den Tag hinein bewahrt. Niemand war in der Allee, die sich dunkel und schattig vor ihm ausdehnte; langsam wandelte der Einsame zwischen den majestätischen Stämmen, deren Laubwerk und Aeste sich über ihm zusammenschlossen, gleich den Wölbungen eines Münsters. Es war so ernst, so feierlich darin, und mit vollkommener Sammlung seine Vergangenheit überschauend, suchte der Doctor seinen Freund, um mit diesem über die Zukunft zu reden.

Doctor Hewitt war jetzt ein Mann, der die Dreißig überschritten hatte; mittelgroß, von einem zarten Aeußern, welches nichtsdestoweniger Kraft verrieth, und mit einem feinen Gesicht, dessen breite Stirn und seelenvolles Auge die beiden Eigenschaften andeuteten, die seinen Charakter bestimmten: Festigkeit und Milde.

Seine Familie, wiewol sie der Profession treu geblieben war, welcher sie Reichthum und Ehren verdankte, gehörte dennoch zu den vornehmen des Landes, theils durch Verschwägerung, theils dadurch, daß gütige Monarchen einigen ihrer Mitglieder die Ritterwürde verliehen hatten. Lange schon hatte der Name der Hewitt's geglänzt in den Registern und Gildebüchern der Tuchwirkerzunft von London, als, unter der Regierung von Königin Elisabeth, glorreichen Andenkens, das Verdienst des dermaligen Chefs der Familie durch Erhebung in den Adelstand ausgezeichnet ward. Dieser, Sir William Hewitt war derselbe, dessen Lehrbursche, Ned Osborne mit Namen, durch eine romantische Verkettung von Umständen, oftmals erzählt in den Annalen der britischen Adelsgeschlechter, zuerst der Schwiegersohn seines wackern Meisters und nachmals Lord-Mayor von London, sowie Stammvater des herzoglichen Hauses von Leeds wurde. Sir Hewitt Osborne, der Sohn des ehemaligen Tuchwirkerlehrlings und seiner lieben Gemahlin, Lady Anna, die er aus den Fluthen der Themse mit Lebensgefahr gerettet, da sie, noch ein Kind, den Armen der Wärterin entsunken: dieser Sir Hewitt starb in demselben Jahre zu London, als auf dem Lande, zu Eccles, in der Nähe von Manchester, dem Herrn Thomas Hewitt, einem Seitenverwandten jenes edlen Hauses und einem ehrsamen Tuchwirker, gleich den meisten seiner Voreltern, der Sohn geboren ward, dessen Andenken der noble Geschichtsschreiber jener Zeit (Clarendon) ehrt, indem er ihm folgende Zeilen widmet: „Dr. Hewitt, ein ausgezeichneter Prediger und sehr orthodox, war geboren als Gentleman und erzogen als Gelehrter, und war ein Geistlicher vor dem Ausbruch der Unruhen."

Er hatte seinen ersten Jugendunterricht zu London erhalten, in der Schule der hochachtbaren Compagnie der Merchant-Taylors, einem jener mittelalterlichen Institute, welches freilich, wie die Stiftungsurkunde besagt, von „Meister, Wardein und Beisitzern der Zunft" gegründet und

daher zunächst für die Söhne der Professionsgenossen bestimmt war: dennoch seine Räume den Lernbegierigen aller Stände bereitwillig öffnete, und da mit der Zeit es immer mehr trefflicher Lehrer sich erfreute, nicht selten auch von den Sprößlingen der edelsten Häuser besucht ward. Eine Reihe vorzüglicher Männer war aus dieser Schule hervorgegangen, des geistlichen sowohl als weltlichen Standes. England hatte aus den Händen ehemaliger Schüler von Merchant-Taylors seine Bibelübersetzung erhalten. Beiden Seiten der jetzt streitenden Parteien hatte das halb burg-, halb klosterähnliche Gebäude von Suffolk-Lane Zuwachs geliefert; Frank Herbert, der Obrist in Cromwell's Regiment, und John Hewitt, der Pfarrer, waren nicht das einzige Beispiel ehemaliger Kameraden dieser Schule, die sich nun in ihren Gesinnungen schroff gegenüberstanden. Allein der Doctor war nur dem vorwiegend kirchlichen und monarchischen Geiste treu geblieben, der in Merchant-Taylors immer geherrscht und welcher ihn, den Traditionen seiner eigenen Familie gemäß, auch am meisten angezogen. Er hatte sich ein Muster genommen an einem seiner Vorgänger in dieser Schule, dem Bischof Mews, welcher in dem bürgerlichen Krieg auf Seiten der Königlichen verwundet worden war und von welchem man sagte, daß er im Kriege ausgezeichnet, ausgezeichneter im Frieden sei, „bello insignis, pace insignior."

Diese Richtung entsprach vollständig den Ansichten, welche das Verhalten des weitverzweigten Geschlechts während dieser schwierigen Zeiten geregelt hatte. In viele Grafschaften waren die einzelnen Repräsentanten desselben zerstreut, hatten neue Häuser gegründet und waren, indem sie sich von dem ersten, gemeinsamen Stamm immer weiter entfernten, einander fremd geworden: aber der gemeinsame Geist der Hingebung an die unterdrückte Kirche, die Treue für ihren unglücklichen Monarchen vereinte sie gleichsam aufs Neue. Wo die Hewitt's sich niedergelassen, in York- und Leicestershire, in Wales und Kent: da ward mit dem Namen allein schon ein Sitz der Loyalität bezeichnet, eine Stätte des unverbrüchlichen Festhaltens an der gefährdeten Sache des Königthums und der Bischöfe. So wie man sie früher eingeschrieben sah auf den ersten Blättern der Gilden-Register, so behaupteten sie jetzt, unter den veränderten Umständen, den Ehrenplatz in den Straf-, Sühnebüchern und Sequestrationsverzeichnissen der parlamentarischen Regierung. Wo eine besonders schwere Geldbuße verhängt, eine Vermögensconfiscation decretirt und ein Güterverlust ausgesprochen worden war in den Grafschaften, in welchen Hewitt's wohnten: da konnte man sicher sein, daß sie stets unter den Vordersten davon betroffen worden waren. Denn sie waren nicht wankelmüthig, gleich so vielen Anderen, die, nachdem sie das Interesse der Partei hatten unterliegen sehen, sich Indemitität von den Siegern erkauften, dadurch, daß sie von irgend einem Geistlichen der Presbyterianer den Nationalen Covenant nahmen und in die Hand eines Magistrates den sog. „Negativen Eid" ablegten, d. h. Wolverhalten für die Zukunft gelobten. Ein Hewitt hätte sich so sehr

niemals erniedrigen können; vielmehr ward Robert Hewitt, von Ampthill, Esq. vor das Parlament citirt und ich weiß nicht, zu welcher Strafe condemnirt, „weil er Soldaten versammelt und einexercirt hat für den Dienst von Karl Stuart"; und Sir John Hewitt, von Headley Hall und Worsely, Bart., ging aus einer ähnlichen Veranlassung wolgemuth ins Gefängniß.

Von der Gesinnung beseelt, welcher diese Thaten der Anhänglichkeit und des Opfermuthes später entsprangen, hatte der junge Mann, nach Vollendung seiner Schulzeit, die Universität zuerst von Cambridge, hierauf von Oxford bezogen. Er hatte dort, nach der Auflösung des Parlamentes, welches dem König die Auflage gewisser Taxen verweigert hatte; nach der Berufung Strafford's, welcher diese Taxen ohne Parlament erhob; nach der Steuerverweigerung Hampden's und dem Tode Sir John Elliot's im Tower, den Geist des Widerstandes im Volke zuerst sich regen sehen. Er hatte beobachtet, wie die kirchliche Strenge Laud's, des Erzbischofs von Canterbury, diesem Widerstand eine Macht verlieh und eine Ausdehnung gab, welche derselbe vorher nicht besessen, indem er den politischen Hader, an dem immer nur die Wenigsten sich betheiligen werden, zu einem Glaubenskampf entfachte, der den Fanatismus Aller weckt. Ein politisches Motiv, mit seinen der Masse stets unverständlichen abstracten Fragen, wird niemals genügen; es muß ein näher liegender Grund, sei es aus der religiösen, sei es aus der socialen Sphäre, hinzutreten, um den Stoff aufzuhäufen, aus welchem erfolgreiche Revolutionen gemacht werden. Unter dem Wachsen der Wolken, welche bald ganz England überschatten sollten, ward John Hewitt in das Amt eingeführt, welches er verwaltete mit dem vollen Eifer eines orthodoxen Hochkirchenmannes. Aufrecht stehen blieb er und verfocht, auf der Kanzel sowol, als in den Gesprächen des täglichen Umgangs die Lehren, zu denen er selber durch Beispiel und Unterricht erzogen worden war; nicht eine Linie breit wich er in Predigt und Leben von der Ueberzeugung, daß es den Unterthanen zieme, dem König zu gehorchen, der ihm von Gott gesetzt worden; daß es für das Königthum eine Pflicht der Verantwortlichkeit nur gebe gegen Gott und für das Volk ein Recht des Widerstandes zu behaupten sündlich sei. Von diesen Grundsätzen durchdrungen, that er an seinem Theil, was er vermochte, um in der Gemeinde, deren Seelsorge ihm anvertraut worden, die entgegengesetzten Ansichten in politischer, und die abweichenden Meinungen in religiöser Beziehung zu bekämpfen: denn schon hatten Unzufriedenheit mit der Obrigkeit und die Beunruhigung der Gewissen jenen furchtbaren Bund geschlossen, welcher die Fundamente alles Bestehenden erschüttern sollte. Doch glaubte der Pfarrer, indem er diese Symptome aus dem kleinen Kreis, in dem er sie bemerkte, weit hinaus zu ihren allgemeinen Quellen verfolgte: daß es dem Staatsmann, der von König Karl an die Spitze der Geschäfte berufen worden war, gelingen werde, mit allen Mitteln der Gewalt den dumpf gährenden Aufruhr zu bändigen und den frühern Zustand der Ruhe wieder herzustellen. Und so schien es auch

eine Weile. Denn Graf Strafford, dessen Maxime bekanntlich das Wort „Durch!“ war, besaß Kraft und Geschicklichkeit genug für ein solches Verfahren. Talentvoller Renegat, war seine Führung der Partei, zu der er übergetreten, eine durchaus präcise: denn er kannte die Wege der Partei, die er verlassen hatte; und eine durchaus zuverlässige: denn es gab für ihn keinen Rückzug mehr. Er würde daher den König nimmermehr verlassen haben, wenn der König nicht ihn verlassen hätte. Das aber war es, was zum Unheil der alten Monarchie geschah; und zu spät sollte Karl I. einsehen, wie gefährlich es für den Monarchen ist, sich in Opposition zu setzen mit seinem Volk, wenn man nicht den Muth hat, „Durch!“ zu sagen, wie sein Minister es gesagt; oder Concessionen zu machen, wenn man nicht ehrlich genug ist, sie zu halten. Fast zehn Jahre lang hatte der König mit Strafford's Hülfe das Land ohne Parlament regiert: denn er wußte, daß, so wie er der größte Feind des Parlaments, dieses auch sein größter Feind sei. Da that der König einen unbesonnenen Schritt: trotz der flehentlichen Abmahnung Strafford's reizte er in kirchlichen Angelegenheiten die Schotten: und diese brachen mit gewaffneter Hand in England ein. König Karl brauchte Geld; und da trat das Ereigniß ein, welches Strafford lange gefürchtet: der König berief ein Parlament. Das Erste, was das Parlament, noch vor der Bewilligung der Subsidien, verlangte, war der Kopf Strafford's; und der König gab ihn hin. Aber der Schatten Strafford's wandelte nun hinter dem König her.

Der Pfarrer, welcher diesen öffentlichen Ereignissen zuerst mit aufrichtigem Enthusiasmus, dann aber mit immer wachsender Betrübniß gefolgt war: sah, daß mit dem Augenblick, wo Strafford das Schaffot von Tower-Hill bestiegen, ein Wendepunkt eingetreten sei. Weit von ihm entfernt war es, das Verhalten des Königs in dieser traurigen Angelegenheit beurtheilen zu wollen: Diener und Verkündiger des leidenden Gehorsams, hatte er nur mit der Thatsache zu rechnen und sie als gegeben hinzunehmen. Das Blut Strafford's hatte den Bürgerkrieg entzündet und der Pfarrer hatte, seiner Pflicht und Ueberzeugung treu, Stellung darin genommen. Er fuhr fort, Loyalität zu predigen und ließ nicht ab in seinen Versuchen die Mißvergnügten zurückzugewinnen, so sehr und mit solchem Erfolge (wie das Bild seiner kleinen Gemeinde uns gezeigt hat), daß ihm ein huldvoller Empfang bereitet ward, als er im Jahre 1643 nach Oxford ging, um seinem König zum ersten Mal die Hand zu küssen; ja, daß auf Befehl Seiner Majestät, und um die treuen Dienste dieses erfolgreichen Predigers für die gute Sache zu belohnen, die theologische Facultät von Oxford ihrem ehemaligen Schüler den Grad eines D. D. oder: Doctors der Divinität verlieh.

Dennoch wich er nicht in seinen Thaten, aber wol in seinen Wünschen, von der Mehrzahl der Royalisten und der vorhin genannten so sehr ausgezeichneten Mitglieder seines eigenen Hauses ab, denen er an Treue Nichts nachgab, aber in der Logik sehr überlegen war. Er sagte

sich: mit der Unterschrift, unter das Todesurtheil Strafford's gesetzt, hat Seine Majestät das Princip des Widerstandes um jeden Preis geopfert und den Weg des Compromisses beschritten. Aus welchem Gesichtspunkt immer man nun auch die Zukunft betrachten mag, so bleibt das Compromiß das Auskunftsmittel, für welches man sich entscheiden sollte. Denn es ist, nachdem jener erste Schritt geschehen, das einzig consequente, wie es auch, nach der durch denselben herbeigeführten Sachlage, das einzig zweckmäßige scheint. Mit Strafford und dem Princip, das er verkörperte, wäre dieser Bürgerkrieg gar nicht möglich gewesen, da der Fuß des Rücksichtslosen das Feuer schon in seinem ersten Fünkchen zertreten haben würde. Doch hatte man, statt dessen, die Schutzwehr entfernt und dem Sturm erlaubt, in die Gluth zu blasen; seit fünf Jahren mit wilder Gewalt hat der Brand gewüthet und was kann man dem aller seiner Hülfsmittel beraubten Königthum vernünftigerweise nun rathen, wenn nicht, den Frieden anzunehmen, der ihm von der andern Seite geboten wird? Das war die Meinung des Doctors; und er ward in derselben bestärkt durch gut verbürgte Gerüchte, die er über die Stimmung in den maßgebenden militairischen Kreisen erhalten hatte.

Furcht vor dem, was ihn persönlich bedrohte, kam ihn nicht an. Das Herz vielmehr erfüllt von den patriotischen Hoffnungen, die wir geschildert, genoß er vollauf die Schönheit des sonnigen Vormittags und des Anblicks, welchen die dunkle Allee des Parkes in Verbindung mit dem gothischen Bau des Collegs bildete. Licht und Schatten fielen abwechselnd auf seinen Weg und eine erfrischende Kühle ging flüsternd durch die Blätter.

Er hatte jetzt die hohe Lindenallee fast durchwandert, als er am Ende derselben und durch das alterthümliche Thor blickend, welches den Garten vom Colleg trennte, auf dem Rasenplatz des vordersten der beiden Höfe von Sidney-Sussex eine Gruppe junger Männer wahrnahm. Die Mehrzahl derselben waren in der eigenartig mittelalterlichen Tracht, durch welche noch heute die Studenten, Magister und Professoren sowol in Oxford als auch in Cambridge sich auszeichnen; sie trugen lange, dunkle Mäntel, Baretts mit breiten Deckeln und machten außerdem dem Eingeweihten durch gewisse Verschiedenheiten in Schnitt und Farbe bemerklich, welcher besondern Körperschaft sie angehörten und welchen Rang in derselben sie einnahmen. Nur Einer von ihnen, der in der Mitte stand, war militairisch gekleidet. Das Roth seiner Uniform leuchtete durch die Dämmerung des Thorwegs, der die stattliche Gestalt gleichsam einrahmte, und gegen das helle Grün des Rasens, auf dem er stand. Das Gesicht war dem Nahenden zugewandt und dieser erkannte sogleich den Freund, den er suchte: Frank Herbert.

Als der Doctor durch das Portal schritt, entging ihm nicht die Bewegung, welche in dem kleinen Kreise herrschte. Frank hielt ein Blatt in der Hand, aus welchem er vorlas; und während seine Mienen eine Niedergeschlagenheit verriethen, die der Doctor selten an ihm bemerkt, und die mit jedem folgenden Worte des Schriftstückes sich zu vermehren

schien: malten auch in den Gesichtern der Zuhörer sich die lebhaftesten Empfindungen, Zorn und Betrübniß bei dem Einen, scheinbare Befriedigung und Schadenfreude vielleicht bei dem Andern.

„Was ist Dir?“ rief der Doctor, der sogleich ohne Weiteres herzutrat, denn der Ausdruck von Besorgniß und Unruhe, der in der That dem Ansehen des Freundes etwas Schmerzliches gab, ließ dem Andern jede Rücksicht auf eine vielleicht höfischere Art der Einführung vergessen.

„John!“ entgegnete Frank, indem ein kurzes, trübes Lächeln über sein männlich schönes Gesicht glitt — „Du hast eine sehr unglückliche Stunde für unser Wiedersehen gewählt. Aber Du bist mir dennoch willkommen!“ Und er drückte ihm beide Hände.

„Nicht wir wählen die Stunden“, sagte der fromme Mann; „wann wir auch kommen mögen: wir sind immer nur gekommen, weil der Herr es gewollt, und der letzte Grund von seinem Thun bleibt uns unbekannt.“

Hierauf verneigte er sich artig gegen die Umstehenden.

„Mein Freund, der Reverend John Hewitt, Doctor der Theologie“, sagte der Obrist, indem er den ehemaligen Studenten vom Pembroke College den gelehrten Herren von Sidney-Sussex vorstellte.

Diese betrachteten und begrüßten ihn hierauf mit dem Respect, den sie dem eminenten Gottesgelehrten Alle schuldeten. Die Meisten sympathisirten auch mit ihm, dem standhaften Anhänger des Königthums und vom König in eigner Person so sehr ausgezeichnet; denn mochten die neuen Ansichten um sich greifen und das neue Regiment die Beförderung gleichgesinnter Stipendiaten noch so sehr betreiben, oder durch Gunst und Schrecken die Meinung der Widerstrebenden für sich zu gewinnen suchen: der Geist des Mittelalters saß, selbst während jener stürmischen Zeiten, in den gothischen Hallen und Gewölben der Universitäten von England fest, und wenn das Parlament auch dem Trinity-Colleg einst das Silbergeschirr confiscirte, welches diese getreue Körperschaft dem bedrängten Monarchen in den ersten Jahren des Krieges senden wollte, so konnte es doch weder ihm, noch den anderen Collegien die Anhänglichkeit an König und Kirche rauben, welche mit der ganzen Existenz derselben untrennbar verbunden schien.

Mochten daher auch einige von den jungen Leuten, die sich bei Frank Herbert befanden, den Pfarrer mit einer Art von Mißtrauen ansehen: die Mehrzahl erblickte den Bundesgenossen in ihm, den aufrichtigen Streiter für die Ideen, zu denen sie sich, offen oder geheim, gleichfalls bekannten.

„Und was“ — begann der Pfarrer, nachdem die Begrüßung vorüber und zu Frank gewendet — „was ist, wenn ich es wissen darf, der Inhalt dieses Schreibens, welches, wie ich sehe, diese Herren und Dich in so hohem Grade bewegt hat?“

Auf den Gegenstand der Unterhaltung zurückgeführt, welche durch des Pfarrers Dazwischenkunft für einen Augenblick unterbrochen worden, nahm Frank's Gesicht wieder den trüben Zug an, welcher vorhin schon

den Freund so sehr beunruhigt; und mit gepreßter Stimme sagte Jener, indem das Papier in seiner Hand zitterte: „Dieses Blatt meldet mir, daß zu der Stunde, wo wir hier zusammenstehen, Oliver Cromwell vielleicht ein Gefangener im Tower ist!“

Wir haben den verschiedenartigen Eindruck beschrieben, welchen diese Nachricht auf die Herren vom Sidney-Sussex Colleg gemacht.

Auf den Doctor wirkte sie gleich einem Donnerschlag. Er ward bleich. Seine Augen schienen ihren Glanz zu verlieren und seine Lippen bebten.

Eine Pause trat ein. „So sind wir Alle verloren“, sprach er zuletzt, fast tonlos.

Aber nun schien plötzlich dem Obristen das Leben und der Muth zurückzukehren. „Nein! bei Gott!“ rief er, und schlug an seinen Säbel, „das sind wir nicht! So lange mein Schwert und die Armee noch halten, werden wir nicht verloren sein; und sollten wir nach London marschiren und dieses Nest von Kaufleuten in den Grund bohren: wir wollen ihn wieder haben; und für jedes Haar, das ihm gekrümmt worden, soll ein Dutzend dieser armseligen Schächer, die mit dem Covenant wie mit einer Marktwaare handeln, an den Pfosten ihrer eignen Thüren angenagelt werden. Ihre Ohren sind lang genug.“

Dieser Wuthausbruch des Cromwell'schen Soldaten schreckte die würdigen Herren, welche, wie wir gesagt, nicht ohne geheime Freude die Nachricht von der bevorstehenden Verhaftung des Schrecklichen vernommen, unter dessen Fußtritt der Boden von England bebte.

Dem scharfen Auge des kriegsgeübten Mannes entging dies Symptom nicht. „Ich weiß, meine Herren“, sagte er, „daß Ihr der Meinung seid, mit Cromwell sei die Gefahr beseitigt, die Euch und Eurer Sache drohe. Nichts kann falscher sein. Cromwell ist das erwachte Gewissen des Volkes; Cromwell ist die Kraft, der Wille, der Arm der Nation. Lähmt diesen Arm, und das Chaos wird kommen. Mit dem Namen Cromwell ist die Zukunft Englands bezeichnet: tilgt ihn aus, und die Nacht wird hereinbrechen. Aber weder Ihr, die letzten Schleppenträger des Feudalismus, noch die falschen Miethlinge, die man mit einem Cargo kaufen kann: Ihr Beide werdet nicht im Stande sein, diesen Namen auszulöschen. Es wird ein Tag kommen, wo dieser Name, gleichbedeutend mit dem der Freiheit, am Himmel von England glänzen wird: und diesem Tage sind wir, vielleicht um Hunderte von Jahren voraus, schon heut bereit, unser Blut zu opfern. Denn, wenn diese große Zeit angebrochen, diese Zeit des freien Gedankens, des freien Glaubens und der freien That — wenn zur Wahrheit geworden, was Euch nur Buchstabe ist: daß der Mensch in jedem seinen Nächsten den Menschen ehrt und den Bruder liebt — wenn die Schätze der Nation nicht länger mehr verschwendet werden, um lächerliche Vorurtheile zu nähren und die Betrüger auf Kosten der Betrogenen zu mästen — wenn man eingesehen, daß die beste Form der Regierung die Freiheit und das letzte Wort der Religion die Toleranz — wenn das neue Reich gegründet

ist, in welchem jeder Bürger ein König und jeder tugendhafte Mann von Gottes Gnaden: dann wird man voll Ehrfurcht den Namen Cromwell's nennen, dann auch vielleicht Derer gedenken, die tapfer und treu mit ihm und für ihn zu sterben bereit waren! Und nun, meine Herren, frohlockt über seine Niederlage! Ich sage Euch nur Dieses: man wird Euch und Eure Ornate und Eure Pergamente längst unter jenem Bücherstaub vergraben haben, welchen nur der Forscher und der Antiquar noch aufzustören kommt: wenn eben die Morgenröthe jenes Tages, dem er als Stern vorangegangen, die Welt mit Rosen überflammt!"

„Mein Freund", sagte der Pfarrer, ruhig in seiner Weise, „Du vergissest der Stelle, da Du Dieses geredet, und Du vergissest auch meiner, den Du, in Gegenwart dieser sehr ehrwürdigen Herren, gezwungen hast, es anzuhören. Blick' um Dich! Noch stehen diese Mauern, aus denen Gottesfurcht seit Hunderten von Jahren befestigt hervorgegangen. Du berufst Dich auf die Zukunft; uns gehört die Vergangenheit: und wir dürfen verlangen, daß Du sie ehrst. Was ist die Zeit, von der Du sprichst? Ein Phantom, ein Dunst, den Deine Phantasie mit Goldfarben färbt. Unsere Politik hat andere Grundlagen. Für uns zeugt die Geschichte."

„Das ist's!" unterbrach ihn Herbert; „Du widersprichst Dir. Ich meine, vor wenigen Jahren aus Deinem eignen Munde die Worte vernommen zu haben: lernen wir nur darum Geschichte, um die Copisten der Vergangenheit zu sein!"

„Es ist kein Widerspruch, wenn Du mir erlaubst. Nicht sie copiren sollen wir; aber wehe uns, wollten wir aufhören, ihre Schüler zu sein! Giebt es schon in der Natur keinen Zufall, keinen Sprung und keine Willkür: so dürfen wir dergleichen noch viel weniger in der organischen Entwicklung der Menschheit zulassen. Die gegebenen Grundlagen zu kennen; auf ihnen mit Vorsicht weiter zu bauen; die Stimme des Volkes richtig zu verstehen und das volle Maß seiner angeborenen Kraft auf das historisch bestimmte Ziel zu lenken: das ist das Zeichen des wahren Staatsmannes, so wie es die Bürgschaft seines Erfolges in sich trägt. Mit Träumen läßt sich eine Welt nicht umgestalten; und der Staatsmann, an welchen wir in diesem Augenblick Beide denken, ist sich über seinen Beruf viel zu klar, als daß er nur seinen Inspirationen folgen sollte, wo es gilt, mit Thatsachen zu rechnen."

Ein höhnischer Zug spielte leis um Herbert's Lippen. „Rechnen!" rief er verächtlich; „wir überlassen das den presbyterianischen Krämern!"

„Und ich wiederhole Dir, daß ich ganz so hoch von Deinem General denke, wie ich gesagt habe. Er hat es in den Schlachten gelernt, auch die Stärke seiner Gegner zu messen, während meine Partei leider! — nur die Schwäche der ihrigen ins Auge faßte. Er wird die harte Lehre, die ihm der Sieg gegeben, nicht vergessen. Er wird, auch in der Staatskunst, stets der kluge, vorsichtige, practische Rechner sein. Denn die Wirklichkeit steht einmal und Du wirst sie nicht umstoßen. Sieh

diese Zinnen und Erker, diese Thürme, diese mächtigen Hallen von Stein. Sie werden noch stehen, wenn Du nicht mehr bist. Sie werden blühen und bessere Tage sehen. Junge Geschlechter werden lange noch aus ihnen hervorgehen, um mit Glauben und Wissen ausgerüstet den Kampf fortzusetzen gegen die Empörung des Menschen — diesen Kampf, welcher am Tage der Versuchung begonnen und enden wird mit der einmüthigen Heimkehr aller Creatur zu Gott, dem himmlischen Vater. Das ist mein Glaube; und das letzte Wort meiner Religion heißt: Gehorsam!"

Zustimmend neigten die gelehrten und hochwürdigen Herren ihre von langen Locken umwallten Häupter. Aber bitter lachte Frank Herbert.

„Komm doch", rief er, und zog den Freund mit sich unter das Portal des Hauses; „Du zeigst mir diese steinernen Gebäude, diese gothischen Fenster und diese Hallen im Spitzbogenstyl. Erlaube mir, daß ich Dir dort in jenem Garten des anstoßenden Collegs einen Baum zeige. Nichts, als ein kleiner Baum; ein Maulbeerbaum. Es mag jetzt etwa zwanzig Jahre sein, daß ein Student vom Christ College dort ihn pflanzte. Es war ein bleicher, schmächtiger Jüngling und so zart, daß man ihn die Lady von Christ-College nannte. Doch glaube mir, John, nach Hunderten von Jahren, wenn jener Maulbeerbaum von der Zeit zerfressen und zernagt sein wird, so werden die Menschen zu demselben noch pilgern, wie zu einer Reliquie. Stolzer als auf seine stolze Halle wird dereinst dieses Colleg auf den Baum sein: wird ihn — was weiß ich — stützen und hegen, mit einem Erdwall umgeben und auf jede Weise pflegen. Der Wanderer, der dann vor jenem alten Baume steht, wird sich voll Bewunderung und Liebe des Mannes erinnern, der ihn gepflanzt. Er wird sagen: aus den Reizen der Einsamkeit und des beschaulichen Lebens, aus den Verführungen italienischer Kunst und Schönheit riß er sich los, um dem Vaterland zu dienen, das ihn nicht rief, zu dem er aber eilte, als der treueste seiner Söhne — und dem er, da er keinen Degen hatte, seine Feder widmete! Und wiewol sein Ohr noch voll war von dem Wollaut italischen Gesanges, so wiederholte er doch nicht die süßen Strophen, die fast lebenswarm noch von Tasso's Lippen zu ihm hinüberklangen: nein! — nur der männliche Ton der Worte schien allein in seiner Seele zurückgeblieben, von dem großen Dulder gesprochen, den er, einen Gefangenen der Inquisition, in Siena besucht hat: jener Worte, deren eherner Klang fortan der Schrecken sein wird aller Feinde des Lichts: Und sie bewegt sich doch! ....*) Und nun

*) Man könnte gegen dieses Wort, auf Milton bezogen, den doppelten Einwand von des Dichters Strenggläubigkeit und dem damaligen Stand der Wissenschaft erheben; denn es ist notorisch, daß in England bis über die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts die besten Astronomen für die Unbeweglichkeit der Erde stritten und selbst Bacon noch das Copernicanische Weltsystem verworfen hatte. Doch Milton's Beispiel zeigt uns, gegenüber einer befremdlichen Erscheinung unserer eigenen Zeit, daß auch ein orthodoxer Bekenner der Bibel, gleich ihm, sich nicht unterfing, den Wahrheiten der Naturforschung mit Schriftstellen den Mund stopfen zu wollen; vielmehr begegnen wir in seinem großen Gedicht, welches man nicht mit Unrecht

blick' hin auf jenen Maulbeerbaum und denk' an meine Worte: John Milton hat ihn gepflanzt!"

„Wir verirren uns sehr weit von dem Gegenstand, der uns bisher beschäftigt", sagte der gottesfürchtige, bibelgläubige Mann, sanft einlenkend; „ich weiß nicht, was der Verfasser ketzerischer Streitschriften mit dem Mann zu thun hat, von welchem wir zuvor gesprochen!"

„O! so weit", rief Frank Herbert, „daß man die Beiden einst nicht mehr getrennt, sondern immer zusammen als die einzig wahrhaft großen Männer unserer Zeit nennen wird. Dann vielleicht auch wird aus dem Verfasser ketzerischer Streitschriften, wie Du ihn zu nennen beliebst, ein anderer Mann geworden sein; und die Stimmen der Dichtung, welche jetzt er, im Dienste des Vaterlandes, in seiner Brust erstickt hat: sie werden dann feierlich aufrauschen, wie das Meer, wenn der Morgenwind darüber weht!"

Mißmuthig waren die Herren vom Colleg dem für sie so peinlichen Gespräch gefolgt und der Doctor fürchtete, daß die Begeisterung seinen Freund bis zu einem Punkt hinreißen könnte, wo es gefährlich, selbst für ihn, werden könnte, mehr zu hören.

Er mahnte ihn daher an sein Versprechen, ihm Auskunft zu geben über die Befürchtung, die er in Betreff Cromwell's hege.

„Es ist wahr", sagte der Obrist, mit seinem Schwert in den Rasenboden stoßend, daß die Erde herausflog — „ich bitte Dich, mir auf mein Zimmer zu folgen."

Und mit flüchtigem Gruß verabschiedete er sich von den Herren, die sich hierauf in den Hallen und Gärten zerstreuten.

---

## VII. In der zwölften Stunde.

Frank Herbert führte seinen Gast durch die schattigen Höfe zu dem großen Portal, welches den Eingang zur Halle sowol, als auch zu der sog. „Master's Lodge" bildete, der Amtswohnung des Rectors wie wir in unsrer Universitätssprache etwa sagen würden.

Von den vielen umfangreichen und stattlichen Collegien, welche der Stadt Cambridge noch heut etwas so Mittelalterlich-Klosterhaftes geben,

---

eine weltliche Bibel genannt hat, in der Stelle, wo Raphael, der Bote Gottes, den ersten Menschen die Erkenntniß des Weltgebäudes lehrt, folgenden Versen:

| | |
|---|---|
| . . . What if the sun<br>Be centre to the world, and other stars<br>By his attractive virtue and their own<br>Incited, dance about him various rounds? | . . . Wie nun, wenn dies Centrum<br>Der Welt die Sonne wär', und andre Sterne<br>Durch eigne und der Sonn' Anziehungskraft<br>Dies' in verschiednen Kreisen rings umtanzten? |
| . . . . . . . . | . . . . . . . . . |
| If Earth industrious of herself fetch day,<br>Travelling east . . . . .<br>Paradise lost. VIII. 122. ff. | Die Erde holt beflissen selbst sich Tag,<br>Gen Osten reisend . . . .<br>(Eitner's Uebersetzung.) |

ist das von Sidney-Sussex vielleicht das kleinste, jedoch ohne Zweifel eines der zierlichsten, wenn der Ausdruck erlaubt ist. Die luftigen Quadrangel, Arkaden und Säulengänge, das normannische Portal, die Piazza im Rennaissancestyl — der architektonische Reichthum von Trinity-College (welches nach den Worten eines Elzevirischen Drucks vom Jahre 1630 „durch seinen Umfang und die Schönheit der Gebäude kaum einem andern Colleg in der christlichen Welt nachstand"), dies Alles fehlte dem „Collegium Sidnaeum" freilich eben so sehr wie die Herrlichkeit jener Façade und die Spitzbogenpracht jener Kapelle, durch deren Vereinigung Kings College zugleich das Ansehen eines Palastes und eines Münsters erhält. Allein, in dem letzten Lustrum des sechszehnten Jahrhunderts gebaut, gab das Colleg, damals noch mehr als heut (wo verschiedene Restauratoren thätig gewesen, diesen Eindruck etwas zu verwischen), das reine Bild der späteren englischen Gothik, wie sie sich im Tudorstyl vollendet hatte. Diese schlanken Eckpfeiler und diese Giebeldächer, dieses Zinnenwerk, diese Thürbogen und Fensterrahmen waren so fein und charaktervoll ausgearbeitet, daß das Auge des Beschauers mit Wohlgefallen darauf ruhen mußte.

Die beiden Höfe, welche durch eine Mauer von der Straße getrennt sind, liegen hier neben einander, nicht hinter einander, wie in den anderen größeren Collegien, denen ein weiterer Raum zur Verfügung steht. Auch sind sie, der ganzen Bauart entsprechend, kleiner, einfacher und bescheidener, als die übrigen. Doch haben sie, gerade in dieser Beschränkung, etwas sehr Trauliches und Anheimelndes. In den Hof zur Linken traten die beiden Freunde und auf einer steinernen Treppe stiegen sie von der Hausflur der Rectoratswohnung zu den oberen Gemächern empor.

Unmöglich, diese Stufen zu berühren, ohne sich Dessen zu erinnern, der hier gleichfalls auf- und abgestiegen und dessen Name in den alten Collegienbüchern, den Stundentenverzeichnissen von ehedem, folgendermaßen eingetragen — in gebräunter Tinte, mit alterthümlichen Schriftzügen und auf vergilbtem Papier, doch noch heute lesbar:

Oliverius Cromwell Huntingdoniensis admissus ad commeatum siciorum, Aprilis vicesimo tertio. Tutore Mag$^{o}$ Ricardo Howlet (1616).

Wir wissen, wie sehr die Beiden, die jetzt die Treppe hinanstiegen, von den Gedanken an diesen Mann erfüllt waren, der vor dazumal einunddreißig Jahren als unbemittelter Student, als „Sizer", wie der technische Name noch heut lautet, zu den Benefizien und milden Stiftungen des Collegs zugelassen worden war.

---

Einige hundert Jahre später, an einem Herbstnachmittag, gegen Sonnenuntergang, wandelte der Schreiber dieser Zeilen denselben Weg, den er vor den Augen der freundlichen Leser seine beiden Romanfiguren eben geführt hat. In den Höfen war schon die Dämmerung; blau und kühl war der Himmel darüber, aber vor den westlichen Fenstern brannte

noch weithin das Feuer der sinkenden Sonne. Da waren wir (denn die treue Gefährtin meines Lebens folgte mir auch auf diesem Gang, der mich meinem Helden so nahe brachte) — da waren wir in der kleinen Kapelle, darin der Siebzehnjährige wol oft und inbrünstig zu dem Herrn gefleht, der so Wunderbares mit ihm noch zu vollbringen meinte. Die bunten Fenster im Chore funkelten von dem blendenden Licht, das dahinter. Dann gingen wir in die Bibliothek, in welcher es, ihrer besondern Lage gemäß, schon dunkelte. Doch der letzte Schimmer des Tages, der durch das Seitenfenster drang, wies nach einer Todtenmaske, die hoch über der Eingangsthür angebracht war. Gelblich, braun, wie verglastes Todtengebein, steht dieser Schädel da; die Lippen wulstig und zusammengekniffen, wie beim letzten Schmerz — Stirn, Nase, Wangen eines mächtigen Gesichts, aber eingefallen, geisterhaft. Dieses, meine Freunde, war der große Cromwell: und das augenlose Antlitz des Todten sucht nun für Immer den Schatten des Jünglings im Chore! ... Nun ward es hier ganz dunkel, und uns, durch die Güte des jetzigen Rectors von Sidney-Sussex, ward die Erlaubniß, seine Privatgemächer zu betreten. Hier grüßte uns wieder das Leben. Hier war noch eine warme Abendbeleuchtung; die Sonnenstrahlen zögerten, sich von den traulichen Wänden zu trennen. Der Tisch war gedeckt, das Leinen gebreitet, das gediegene Silber der Rectorei lag neben dem schweren Porzellan und dem funkelnden Krystall. Doch ließ der würdige Magister nebst seiner Familie den Fremden noch einen Augenblick, um allein zu sein. Ueber dem Side-Board von Mahagony mit seinen gehäuften Haushaltsgütern hing ein Portrait in einfachem Rahmen: Oliver Cromwell in farbiger Crayonzeichnung. Man sagt, daß dieses Bild das beste sei, welches jetzt vorhanden, und man hat es vielfach copirt. Man erzählt auch eine sonderbare und geheimnißvolle Geschichte von der Art, in welcher es diesem Colleg geschenkt worden ist. Es war im Jahre 1765, daß der damalige Rector einen Brief erhielt, in welchem gesagt ward: daß an einem bestimmten Tage zwei Herren ein Portrait von Cromwell bringen würden; daß er sie jedoch nicht sehen, noch mit ihnen reden dürfe, sondern oben auf der Treppe stehen und nachdem er es in Empfang genommen, nur diese drei Worte sagen sollte: „Ich habe es." — Seitdem hängt es an seinem heutigen Platz; und lange standen wir vor demselben, das schon ergrauende Haar und die hellblauen Augen des großen und frommen Mannes betrachtend.

---

Es war dieses Zimmer, in welches Frank Herbert seinen Freund einlud. Als eines der besten und geräumigsten in seiner Wohnung, hatte der Rector — ich weiß nicht, mit wie viel Widerstreben — es dem hohen Militair angewiesen, welchen zu beherbergen ihm auferlegt worden war. Die loyalsten Männer (und auch Frauen, wenn's gesagt sein muß!) werden in solchen Zeiten wundersam höflich gegen ihre Feinde; sie tragen ihre Lasten mit dem verbindlichsten Lächeln und beschränken

sich darauf, zu poltern, wo sie Niemand hört. Was bleibt Ihnen auch übrig zwischen dem Quartierbillet und dem Pallasch Desjenigen, an welchem sie Gastfreundschaft zu üben gezwungen sind? Jedoch machte Frank Herbert seinem Wirth es in dieser Beziehung sehr leicht; er dankte mit der natürlichen Artigkeit, die ihm so gut stand, für Alles, was zu fordern er ein Recht gehabt haben würde; vermied es, die Regel des Hauses zu stören und benutzte mit Bescheidenheit die Bequemlichkeiten, welche sein Zimmer ihm bot. Denn es war mit schöngeschnitzten Eichenmöbeln, mit Gemälden, Teppichen, Büchern in reichen Einbänden und anderen Kostbarkeiten ausgestattet; die Decke war braun getäfelt und der Fußboden kunstvoll ausgelegt. Es war außerdem schattig bis gegen Abend und man hätte wol behaglich darin wohnen können, wenn die Zeiten nur andere gewesen wären.

Doch hatte Frank Herbert, wie vertraut er auch mit den Alten war und wie sehr er sonst mit ihrer Denkweise sympathisirte, nicht den Wahlspruch des Vespasian, mit dem es sich so bequem leben läßt.

Leidenschaftlich aufgebracht, wie wir ihn im Hofe von den Herren des Collegs sich verabschieden sahen, hatte er unterwegs begonnen, dem Pfarrer eine Darstellung der aus London empfangenen Nachrichten zu geben; allein nur allmälig gelang es der Ruhe des geistlichen Freundes, die heftigen Zwischenreden zu stillen, durch welche der außergewöhnlich Gereizte seine Erzählung fortwährend unterbrach.

„Lange voraus sah ich's“, rief Frank Herbert, der noch ungeduldig im Zimmer auf- und abschritt, während der Doctor sich in einem der hohen mit Leder gepolsterten Sessel niedergelassen hatte, — „ich wußte, daß es nicht anders kommen konnte! Wir hätten den Dingen längst ein Ende machen sollen. Der Groll zwischen jenem heuchlerischen Pack von Presbyterianern und der Armee hat den Punkt erreicht, wo keine Transaction mehr gilt. Seit dem letzten Siege, den wir erfochten, war mein Wort: „Gebraucht Eure Waffen, bevor sie dieselben Euch abnehmen!“ Wir haben zu lange gewartet!“

In immer größeren Schritten durchmaß er das Zimmer, laut und heftig dabei redend, während der Pfarrer schweigend zuhörte.

„Du denkst zu gut von mir, John“, sprach er, „als daß Du glauben könntest, ich wolle dem Militairdespotismus das Wort reden. Denn ein Despotismus ist mir so verhaßt, als der andere; und das wird das glorreiche Ziel des Staates sein, den wir zu schaffen berufen: daß die Militairgewalt vollständig untergeordnet sei der bürgerlichen Gewalt. Aber ein Thor, wer sein Schwert aus der Hand giebt, daß man ihn selber damit schlage! Wir befinden uns noch mitten im Kriegszustand und besser der Krieg, als der faule Frieden, der uns um die Früchte unseres Blutes betrügen wird. Statt des einen Tyrannen, den wir beseitigt, werden uns künftig fünfhundert Tyrannen bedrohen! Es ist die Lernäische Hydra, die wol ihren Herakles kennt! Das letzte Bollwerk der Freiheit ist die Armee: darum sucht jene Partei, die jetzt das große Wort in Westminster hat, ihr den Garaus zu machen. Unter dem

Vorwande, daß der Krieg zu Ende, sucht sie uns zu vernichten. Kein Mittel ist ihr zu schlecht, als daß sie es nicht versuchen sollte. Man will uns nach Irland schicken, aber unserer Führer zugleich uns berauben. Man befiehlt die Auflösung der besten Corps. Man verbietet uns, der Hauptstadt in einem Umkreis von fünf Meilen uns zu nahen. Wir aber sagen: Wir Soldaten sind so gut die Delegirten und Diener unserer Mitbürger, als Ihr, Herren vom Parlament! O, wir wissen wohl, was Ihr im Schilde führt! Frieden schließen mit dem König ohne uns — und dann uns als Sühnopfer der vereinten Rache Beider hinwerfen!"

Und er stampfte mit dem Fuß auf den Boden.

„Seine Majestät", sagte der Doctor, „wird niemals einen solchen Frieden schließen!"

„Nenne mir diesen Namen nicht mehr, seitdem man jene Briefe kennt, die vor Guildhall verlesen worden", rief Frank Herbert bitter; „Dein König folgt der Maxime Machiavell's: daß jeder Fürst gegen sein Wort handeln müsse!"

„Dennoch weiß ich", versetzte der Andere, „daß zwischen dem König und der Armee bereits Botschaften hin- und hergegangen!"

„Jeder Gedanke, mit dem König in Unterhandlung zu treten, sei es um welche Bedingung es wolle, scheint mir nicht besser als Hochverrath."

„Doch stehen zwei große Parteien hinter dem König, die bereit sein würden, um diesen Preis sich zu nähern: die Royalisten und die Presbyterianer. Sie bilden die Majorität der Nation."

„Die Nation hat keine politische Meinung. Die Masse derselben steht zu keiner Partei fest, sondern hängt bald der einen und bald der anderen an. Die Parteien sind nie die Nation. Aber das Recht der Minorität, wenn sie sich im Rechte weiß, ist: der Majorität ihre Meinung zu geben!"

„Das heißt: sie zu terrorisiren!"

„Wenn Du willst — ja! Denn freiwillig, und wenn es zum Wohle des Ganzen auch nothwendig wäre, wie das Athmen zum Leben, wird kein Bevorrechteter sein Privileg, kein Separatist seine Selbstständigkeit aufgeben. Man muß sie zwingen!"

„Und wenn dennoch ein friedlicher Ausgleich versucht würde?"

Da lächelte Frank Herbert trübe; mit einem Ausdruck von Melancholie blickte er den Freund an: „Ich kenne die Armee. Sie gleicht der Höhle des Löwen: manch' ein Pfad führt hinein, aber keiner führt mehr heraus. Merke Dir das, John! Merke Dir's!"

Dann, nachdem er, fast erschöpft vor innerer Aufregung, dem Freund gegenüber Platz genommen, fuhr er fort mit ruhigerem, fast eisigem Tone: „Aber es handelt sich jetzt nicht darum! Wir stehen in der zwölften Stunde. Vielleicht, während wir hier die Zukunft debattiren, ist unser Schicksal schon vollendet. Als unser General das letzte Mal von uns nach London ging, um seinen Platz im Parlament wieder einzunehmen, da baten wir ihn, zu bleiben und nicht anders in der den Presbyterianern ergebenen Hauptstadt wieder zu erscheinen, als mit der Armee

hinter sich. Doch er ging und hieß uns, den Befehlen des Parlamentes gehorchen. Nun, das Parlament hat gestern ein Comité ernannt, um die Auflösung der Armee durchzuführen und das Gerücht meldet, daß die Verhaftung Cromwell's beschlossen ...."

Tiefe Stille herrschte in dem Gemach von Sidney-Sussex, nachdem Herbert diese Worte gesprochen.

„Vielleicht", begann er nach einer Weile wieder, „ist Cromwell um diese Stunde schon ein Gefangener im Tower — und was weiter wird ... mich schaudert, es zu denken!"

Da ward stark gegen die Thür gepocht und als Frank Herbert ging, um zu öffnen, stand ein Unterofficier seines Regiments vor ihm.

„Was giebt es?" fragte der Obrist, mißmuthig über die Störung.

„Ein Mann wünscht Euch zu sprechen, welcher sagt, daß er mit Aufträgen der Synode komme und daß sein Geschäft Eile habe!"

Der Obrist war nicht in der besten Laune, den Abgesandten der Gewalt zu empfangen, der er von ganzem Herzen feind war. Jedoch er war Soldat, Commandant von Cambridge — er durfte sich nicht weigern, selbst gegen Diejenigen seine Schuldigkeit zu thun, mit welchen er, wenn er seiner Neigung hätte folgen dürfen, am liebsten kurzen Proceß gemacht haben würde.

„So laß ihn kommen", rief der Obrist; „doch sag' ihm, daß auch wir Eile haben ... ihn wieder gehen zu sehen!" —

Alsbald trat ein Mann herein von einer langen und aalglatten Gestalt, welcher ein langer schwarzer Rock von dem famosen presbyterianischen Schnitt, lange, breite Ohren, die unter dem kurzgeschorenen Haar hervorstanden, und ein langer, spitzer Hut wahrlich nicht zur Verschönerung gereichten. Er führte bei seinem Eintritt in das Zimmer eine sehr demüthige Verbeugung aus, nahm seinen Hut vom Kopf herunter und drehte ihn tölpisch zwischen seinen langen dürren Fingern.

Der Doctor hatte sich abgewandt und mit den Büchern an der Wand zu thun gemacht, um auf keine Weise der Audienz im Wege zu sein.

„Wer seid Ihr?" fragte der Obrist barsch, indem er den widerwärtigen Patron scharf fixirte, denn er kam ihm bekannt vor.

„Es ist mir ein gutes Zeichen, daß Ihr mich nicht wieder zu kennen scheint", sagte der Sendbote der kirchlichen Behörde mit unterthänigem Blick und salbungsvoller Stimme; „dieweil ich in mich gegangen seit unserem letzten Begegnen und nicht nur äußerlich, sondern auch innerlich ein Anderer geworden. Denn so spricht der Herr bei Jeremia am Achten: Wo ist Jemand, so er fällt, der nicht gern wieder aufstünde? Wo ist Jemand, so er irre gehet, der nicht gern wieder zurecht käme?"

„Laßt mir die Schrift aus dem Spiele", fuhr Frank Herbert auf, „wo sich's gebührt, Ordre zu pariren. Ich habe nicht so viel Zeit, bis Ihr Eure Bibelsprüche zu Markte gebracht. Ich bin auch nicht der richtige Mann dafür."

„Und doch seid Ihr der Mann, dem ich alles dies verdanke — daß ich den weißen Kittel vertauscht mit dem schwarzen Rock und jede Lust

an der Creatur mit der einzigen Lust am Vater. Ein Storch unter dem Himmel weiß seine Zeit, eine Turteltaube, Kranich und Schwalbe . . ."

„Zum Teufel!" rief der Obrist — „ich habe nicht Lust, mich von Störchen und Turteltauben unterhalten zu lassen; sagt mir Euren Auftrag her, und macht's kurz — sonst, bei Gott . . .!"

Der geistliche Sendbote wich betroffen zurück. „Wie der Mann flucht und schwört!" sagte er, die Augen verdrehend und die Hände faltend; „es ängstigt meine Seele, zu hören und beleidigt mein Ohr. Wie! mein Herr Obrist, Ihr wüßtet nicht, daß diese Störche, Kraniche, Turteltauben und Schwalben aus jenem Buche sind, von welchem gesagt ist . . . ."

„Mögen sie sein, woher sie wollen. Wenn Ihr nun nicht sofort mir sagt, wer Ihr seid und was Ihr wollt, so wird der Mann da so gefällig sein, Euch vor die Thür zu führen." Und er wies auf den Soldaten, der mit Sturmhaube, Schwert und Harnisch auf den Schwelle stand — ein richtiger Corporal von den Eisenseiten!

Die geistliche Furcht machte nun der weltlichen ein wenig Platz; und unter abermaligen Verbeugungen aber mit etwas weniger Zuversicht auf den Eindruck, den diese Nachricht hervorbringen würde, sagte der Gefragte: „Ich heiße Zedekiah Pickerling . . ."

„So seid Ihr der größte Schuft, den Gottes Erdboden trägt", versetzte der Obrist mit einer Kaltblütigkeit der Verachtung, welche zerschmetternd auf Jeden hätte wirken müssen, der weniger an solche Begrüßungen gewohnt gewesen war, als der weiland Müller von Childerley.

Diese Wendung des Gespräches hatte auch den Pfarrer aufmerksam gemacht, und nachdem er den Band, in welchem er geblättert, wieder an seine Stelle gesetzt, trat er näher.

„Zittert Ihr nicht, wenn Ihr diesen Mann seht?" fuhr der Obrist fort, indem er auf den Pfarrer deutete. „Ruft sein Anblick nicht all' den schwarzen Verrath in Eure Erinnerung zurück, den Eure verruchte Seele gegen Euren Herrn und Eure Obrigkeit gesonnen? Ich hoffe, daß ich Euch nicht zu sagen brauche, wem Ihr gegenüber steht!"

„Wie sollte ich seine Ehrwürden nicht kennen?" versetzte Zedekiah mit schlecht verheimlichter Schadenfreude; „versammelt sich doch schon in der Stadthalle das geistliche Gericht, vor welchem er in weniger als einer halben Stunde von jetzt ab erscheinen wird!"

„Elender Wicht!" donnerte der Obrist ihn an, „auch das ist von Dir angestiftet worden!"

„Warum soll ich's leugnen", war die Antwort, „daß ich, ein höchst unwürdiges Werkzeug in der Hand des Herrn und ein Diener der großen Synode von London, für würdig befunden worden, Zeugniß abzulegen gegen die Schänder des Heiligthums, die nicht Euch weniger ein Stachel im Herzen und ein Dorn im Auge, denn uns!"

Da reckte sich der gewappnete Mann, der auf Wache stand an der Thür, und ein Klirren von Eisen ging durch das Zimmer.

„Du hast recht, Corporal“, sagte Frank Herbert; „diese Unterredung beginnt die Grenzen der Schicklichkeit zu überschreiten, wie sie bereits das Maß unserer Geduld erschöpft hat. Wenn Ihr daher“, und dabei blickte er den Puritaner mit einem Ausdruck unsäglicher Geringschätzung an, „noch Etwas zu sagen habt, so sagt's. Jedes überflüssige Wort würde mir sofort Veranlassung geben, Euch weiteres Gehör zu versagen.“

Das Gesicht Zedekiah's verlor weder den Ausdruck der Unterwürfigkeit, noch jenes unerträgliche Lächeln, welches fest darauf saß, sobald er seiner Sache gewiß war. Er setzte den Hut, den er bisher in seinen Händen gehalten, auf die Erde, griff mit großem Vorbedacht in die Brusttasche, langte mit aller Umständlichkeit ein Papier hervor und entfaltete dasselbe mit so viel Langsamkeit, als möglich.

„Hier ist ein Verhaftsbefehl, ausgefertigt vom Synodalgericht zu Cambridge, welches Euch, Herr Obrist, in Eurer Eigenschaft als Commandant dieser Stadt, geflissentlich ersucht, dasselbe durch Eure Unterschrift zu bestätigen, denn Ihr wisset, daß wir noch unter dem Kriegsgesetz stehen —“

Zedekiah hatte das Wort „noch“ stark betont. „Dem Himmel sei Dank!“ rief Frank Herbert, „daß dem noch so ist; und Gott verhüte, daß dem so bald anders werde. Wehe den ehrlichen Leuten, wenn Schurken . . .“

Er fühlte die Hand des Pfarrers auf seinem Arm und hielt inne.

Doch der Diener der Gerechtigkeit fuhr fort: „Daß wir noch unter dem Kriegsgesetz stehen, wiewol es, guten Nachrichten zu Folge, die wir aus London erhalten haben, schon morgen damit zu Ende sein kann. Ihr solltet daher, Herr Obrist, Euch nicht weigern, diese Gefälligkeit der Behörde zu erweisen, deren Freundschaft und guter Wille Euch einmal nützlich werden könnte. Ich hätte vielleicht nur die Ankunft des nächsten Couriers abzuwarten brauchen, um diesen Gang mir zu ersparen; allein ich trage Euch keine Feindschaft nach, Herr Obrist, und die Sache hat Eile.“

Damit endlich überreichte Zedekiah den Befehl der Synode dem Obrist. Dieser bemeisterte sich mit der höchsten Anstrengung, doch hörte man wol an seiner Stimme, welchen Kampf es ihn koste.

Er warf einen flüchtigen Blick auf das Papier. „Wer ist das Mädchen, um das es sich hier handelt?“ fragte er.

„Von welcher Religion?“ fragte Zedekiah mit unterwürfigem Tone. „Es wäre schwer, darauf zu antworten. Das Beste, was man ihr nachsagen könnte, würde noch sein, daß sie sich zu der papistischen Religion bekennt . . .“

„Was kümmert das mich oder Euch? — Die Synode wird so wenig sich für ein Ketzergericht, als den Officier der Englischen Armee für einen Inquisitor halten.“

„Doch ist es der Anfang zu den folgenden Beschuldigungen“, versetzte Zedekiah, „und nothwendig, um sie zu verstehen. Es ist nämlich ausgemacht und erwiesen, daß diese Person, tiefverwickelt in royalistische

und papistische Pläne, gekommen ist aus einem jener gegen Süden gelegenen Länder, in denen der römische Götzendienst noch herrscht. Es ist ausgemacht und erwiesen, daß sie, zuerst in der Verkleidung eines Pagen, einen Brief des abgöttischen Weibes an ihren Mann, jetzt ein Gefangener des Parlamentes, in Holmby, zu bringen hatte — den schwärzesten und verrätherischsten all' jener Briefe, die man unlängst laut auf der Straße von Guildhall verlesen hat. Es ist ausgemacht und erwiesen, daß, nachdem sie selber durch den Zorn Gottes geschlagen und entkappt ward in einem Walde, ihr Buhle, der ruchlose Herzog von Buckingham, diesen Brief weiter getragen bis zu dem Ziele seiner Bestimmung; während ein Knight, bekannt unter den Böswilligen des Landes, Derjenigen Schutz, Zuflucht, Nahrung und Beistand angedeihen ließ, welcher gleicherweise der Rache des Herrn und der Nation verfallen ist. Darum habe ich, Zedekiah Pickerling, ein Knecht Gottes und zerknirscht von der Gnade, die mich zu diesem Amte hat ausersehen, Anklage erhoben und Zeugniß gethan gegen dieses Mädchen, welche durch ein Wunder des Herrn wieder in unsere Hände gerathen, da sie heut früh zusammen mit einem Transport Gefangener in das Lager von Kentford eingebracht worden ..."

„Bube, der Du bist!" unterbrach nun Frank Herbert den Knecht Gottes, indem er ihn am Arme schüttelte, daß Du es wagst, mit einem solchen Ansinnen zu mir zu kommen!"

Denn längst war in der Erinnerung des jugendlichen Kriegsmannes jener Morgen wieder aufgedämmert, jener Morgen im Walde von Longstow. Längst standen vor seinen Augen Bilder der entschwundenen Zeit — Bilder so hold, Gestalten so lieb und traut! Und während an sein Ohr die giftigen Denunciationen des Heuchlers klangen, gingen durch seine Seele der Name und das Andenken Olivia's, der blonden, blauäugigen Tochter von Childerley.

„Ich sehe", sagte Zedekiah, unter dem Griffe von Frank's kräftiger Faust sich windend — „daß der Herr Obrist sich entsinnt . . ."

„Zu Deinem Unheil, Schlange", rief der wackere Soldat, indem er den niederträchtigen Verräther weit von sich schleuderte.

„Dann überflog er noch einmal das in lateinischer Sprache verfaßte Schriftstück. Der Verhaftsbefehl lautete auf eine „Persona quaedam nominata Manuella". Längst war auch das bleiche Gesicht wieder vor ihm aufgetaucht, und die dunklen Augen, die sich nur einmal geöffnet."

Nun erst legte der Doctor sein Wort ein. „Sie ist unschuldig, Frank", sagte er.

„Ich würde es, wenn ich davon sonst nicht überzeugt wäre, aus dem einzigen Umstand gewußt haben, daß dieser sie verklagt!"

„Sie ist, in fast zweijährigem intimen Beisammensein mit ihr, die Freundin Olivia's geworden!"

„So bin ich", erwiederte Frank Herbert, „der Dame, die Du nennst, doppelt verantwortlich für die Sicherheit der Fremden, zu deren Beschützer mich abermals der Zufall beruft."

„Ein unglückliches Ereigniß, von welchem ich Dir später Nachricht geben will, hat sie bestimmt, sich dem Hause zu entreißen, in welchem sie wegen ihrer hohen Seelentugenden von Denen, die sie näher kannten, geliebt und wegen ihrer Bescheidenheit von Allen geachtet ward."

„Um so angenehmer mir die Pflicht, die ich zu erfüllen habe."

„Und was soll aus dem Mädchen werden, welches die Synode vor ihr Tribunal gefordert?" fragte Zedekiah, schon in der nöthigen Distance, die, wie man aus früheren Begegnissen weiß, seinen persönlichen Muth zu erhöhen pflegte.

„Der Schild der Armee wird sie decken!"

„Und der Verhaftsbefehl?"

„Zerrissen!" rief der Obrist, indem er ihm verächtlich die Fetzen vor die Füße warf.

„Zerrissen, wie Ihr den Covenant zerreißen möchtet!" sagte Zedekiah Pickerling, vorsichtig nach rückwärts schreitend. „Aber schon ist es im Rathe des Höchsten anders beschlossen. Der Mächtige ward herabgestoßen von seinem Sitze; Cromwell ist ein Gefangener und morgen wird es von der Armee heißen, wie geschrieben steht: siehe, ich will den Bogen Elams zerbrechen, ihre vornehmste Gewalt; und will die vier Winde aus den vier Oertern des Himmels über sie kommen lassen und will sie in alle dieselbigen Winde zerstreuen." — Damit empfahl er sich und ging.

Doch kaum, daß sein Schritt auf den steinernen Stufen verhallt war, als es dumpf auf dem Thurme von Sidney-Sussex die zwölfte Stunde schlug.

„Es ist Zeit", sprach Doctor Hewitt, „daß ich mich vor dem Synodal-Gericht stelle!"

„Lebe wohl, John", sagte Frank; „wenn es vollbracht ist, sehen wir uns wieder!"

(Fortsetzung folgt.)



Krieg.

*Nach einer Zeichnung von O. Knille. Gestochen von Th. John*

# Der Krieg.

Die Brandfackel hoch in geschwungner Hand
Und das Aug' im flammenden Tod entbrannt,
Schreitet rasch er abwärts und lodernd schreit
Durch die Nacht ihren Feuerruf die Zeit.

Wie sein stürmender Gang zur Erde fliegt,
Wo noch flüsternd ein Traum die Menschen wiegt,
Hält er straff in der Faust das scharfe Schwert —
Was ist jetzt der üppigste Traum euch werth!

Hart fliegt ihm am Fuße mit wilder Gier
Sein Gesell, der Geier, zum Schlachtrevier —
Schon riecht er Blut und nicht scheucht ihn zurück
Des Sterbenden Angst, des Sterbenden Blick!

Noch schläft ihren sorglosen Schlaf die Welt,
Bis ihr glühend die Flamm' auf die Wimper fällt,
Bis sie jäh aufschrickt und aufstürzt in Hast,
Bis des Dämons mordende Hand sie faßt;

Des Unseligen, der das Mark ihr sengt,
Der die Flur im spritzenden Blut ertränkt,
Der mit eiserner Wuth und Schlag um Schlag
Hinmäht die Leiber am Erntetag!

Hermann Kletke.

# Schiller's Wittwe.

Von Hermann Grieben.

„Eine großmüthige Handlung aus der neueren Geschichte" — wer kennt nicht aus Schiller's Werken diese in so lebendigen Zügen entworfene und mit so tiefer Empfindung vorgetragene „Anekdote", die, wie der Dichter ausdrücklich versichert, „ein unabstreitbares Verdienst" hat, nämlich „wahr", d. h. wirklich vorgefallen zu sein! In der That, jene beiden Brüder, von deren Liebe und Entsagung die kleine Geschichte handelt, waren in Thüringen auf dem Gute Wolframshausen daheim; sie hießen Friedrich und Ludwig von Wurmb. Ersterer war 1774 „nach Batavia" gegangen und ist dort 1781 gestorben; der andere heirathete die Geliebte, die „den Entflohenen stärker geliebt" und lebte „auf seinen Gütern in Deutschland", in Wolframshausen. Beider Schwester hatte sich bereits 1761 mit dem rudolstädtischen Oberforstmeister von Lengefeld vermählt und war Mutter zweier Töchter geworden: Karoline und Charlotte. Letztere wurde 1790 die Gattin des Dichters, der acht Jahre zuvor ihren Oheimen ein so schönes Denkmal gesetzt hatte. Als Schiller 1782 die kleine Erzählung schrieb und im würtembergischen Repertorium veröffentlichte, war er noch in Stuttgart. Von seinem Studienfreunde Wilhelm von Wolzogen, dessen bei Meiningen ansässige Familie mit denen von Wurmb wohlbekannt war, vernahm er die Kunde von der „großmüthigen Handlung" und kleidete sie in die allbekannte schöne Form, ohne zu ahnen, daß die Nichte der Helden seiner kleinen Geschichte dereinst seine Lebensgefährtin werden würde.

Louise Charlotte Antoinette von Lengefeld war am 22. November 1766 zu Rudolstadt geboren. Der Vater, der seinen beiden einzigen Töchtern eine gute Erziehung zu geben bemüht und dazu auch in günstiger Vermögenslage gewesen war, starb leider bereits 1775; um so sorgsamer aber überwachte nun seine Wittwe, eine treffliche, seelengute und gewissenhafte Frau, die weitere Ausbildung ihrer Kinder. Die ältere Tochter, Karoline (geb. 3. Februar 1762) verlobte sich mit einem Herrn von Beulwitz; Charlotte sollte Hofdame der Herzogin Luise von Weimar werden. So war es wenigstens der Plan der mit der Lengefeld'schen Familie eng befreundeten Frau von Stein, der Freundin Goethe's und Gemahlin des Oberstallmeisters am Weimarischen Hofe. Die Mutter ging auch nicht ungern darauf ein und beschloß deshalb, mit ihren Töchtern nach der französischen Schweiz zu reisen, damit Charlotte dort Gelegenheit fände, sich völlige Herrschaft über den Ausdruck in französischer Sprache anzueignen. Im Frühjahr 1783 ward die Reise angetreten und in Vevay Wohnsitz genommen. Ein ganzes Jahr lang

währte das Studium; die zukünftige Hofdame trieb mit großem Eifer Französisch, Englisch, Zeichnen und Musik, scheint aber dabei auch schon damals den Keim zu jener Augenschwäche davon getragen zu haben, die während ihres weiteren Lebens mehr und mehr zunahm und schließlich in völlige Erblindung überging. Auf der Rückreise zur Heimat sprach die Familie auch in Mannheim an und Schiller, dem dort Grüße von Wolzogen's zu überbringen waren, machte so am 6. Juli 1784 die erste Bekanntschaft des Mädchens, das die Vorsehung nicht zur Hofdame, sondern zu seiner Gattin bestimmt hatte. Damals dachte freilich noch Niemand an eine solche Wendung der Geschicke. Im Winter mußte Charlotte auf mehrere Monate zur Frau von Stein nach Weimar kommen und sich bei Hofe vorstellen lassen. Den Sommer 1785 verlebte sie wieder in Rudolstadt. In dem darauffolgenden Sommer 1786 besuchte Frau von Lengefeld mit ihren beiden Töchtern Karlsbad. Von dort heimgekehrt, empfing sie den sie sehr überraschenden Besuch Knebel's. Dieser damals bereits 42jährige Mann bewarb sich sichtlich um die Gunst der zwanzigjährigen Charlotte, mußte aber bald inne werden, daß er auf Gegenliebe nicht hoffen dürfe. Dagegen schien ein junger Schotte, Capitain Henry Heron, der sich in Jena Studirens halber aufhielt und am Hofe zu Weimar gern gesehen war, auf das Herz des jungen Mädchens keinen geringen Eindruck gemacht zu haben. Nachdem er sich in Charlotten's Stammbuch am 20. Februar 1787 hatte einschreiben dürfen, erschien er kurz darauf in Rudolstadt. Es kam zu einer Erklärung und zu einem förmlichen Antrage. Der Schluß der Scene war indessen, daß er hoffnungslos abreiste. Aus Rotterdam schrieb er noch einmal; dann ging er nach Ostindien. Ein Brief aus Madras an Knebel im Jahre 1788 war und blieb sein letztes Lebenszeichen; wie Friedrich von Wurmb hatte er seine Schmerzen über's Weltmeer getragen. Charlotte's Seele war tief betrübt über den Verlust des Freundes. Gehorsam hatte sie sich dem Willen der Mutter gefügt, die eine „vortheilhafte Partie" in Rudolstadt für sie zu Stande zu bringen gehofft; in Thränen hatte sie den Freund entlassen, nun suchte sie Trost in den Gedichten seiner Heimat, bei Ossian. So vergingen in trüber Wehmuth Sommer und Herbst 1787. Da erschien denn der Mann, den der Himmel dazu ausersehen, alle Zweifel und Bekümmernisse des bangen Mädchenherzens liebend zu lösen und welcher selber in Charlotte's Liebe sein lange in der Irre gesuchtes Glück finden sollte.

Am 6. December 1787 kam Schiller nach Rudolstadt. Im Juli von Dresden nach Weimar übergesiedelt, hatte er in Meiningen seine Schwester Christophine Reinwald und in dem nahen Bauerbach die Familie Wolzogen besucht. Wilhelm von Wolzogen, der sich zu Charlotte's Schwester hingezogen fühlte, führte den Freund in das Lengefeldsche Haus ein. Schiller mußte bekennen, daß ihm beide Töchter gleich vortreffliche Mädchen zu sein schienen; welche aber von beiden ihm ganz besonders wohlgefiele, wußte er nicht zu sagen. Indessen fügte es sich, daß er während des Winters in Weimar das dorthin gekommene jüngere

Fräulein von Lengefeld öfters sehen und auch in ihrer Wohnung auf der Esplanade besuchen durfte. Die weitere Folge war, daß er im Mai 1788, um „ungestört arbeiten zu können", nach Rudolstadt übersiedelte und dort, wie in dem nahen Volksstädt, bis in den November hinein verweilte. Im Frühjahr 1789 ward er Professor in Jena und im Herbst brachte er wieder vier Wochen in Rudolstadt zu. Daß er dabei ein besonderes Interesse hatte, war augenscheinlich; ob dasselbe aber der älteren oder der jüngeren Tochter galt, blieb so zweifelhaft, daß Charlotte, die ihn bereits ganz in ihr Herz geschlossen hatte, in dem Glauben, er liebe nicht sie, sondern Karoline, sich schon darauf gefaßt machte, eben so edelmüthig zu entsagen, wie vor Jahren ihr Oheim Friedrich von Wurmb. Glücklicher Weise löste sich die Ungewißheit bald. Am 18. December warb der Herr Hofrath und Professor Dr. Friedrich Schiller in aller Form bei Frau von Lengefeld um die Hand ihrer jüngeren Tochter Charlotte. Trotz verschiedener Bedenken ließ das Jawort der Mutter nicht allzulange auf sich warten. Die Hofdamenpläne und standesgemäßen Partieen wurden geopfert; das Weihnachtsfest fand die Liebenden als glückliche Verlobte und am 22. Februar 1790 ward ihre Trauung in der kleinen Dorfkirche von Wenigen-Jena vom Diakonus Schmidt still vollzogen. Sechzehn Jahre später, am 22. Februar 1806, saß die trauernde Wittwe in ihrem einsamen Stübchen und schrieb in ihr Tagebuch: „An einem Montage, am 22. Februar 1790, wurden wir getraut. Schiller kam einige Tage vorher nach Erfurt, wo ich und Karoline war, uns abzuholen. Wir kamen Sonntag Abends nach Jena, wo wir bei Fräulein Seegner abstiegen. Den Montag früh fuhren wir drei zusammen nach Kahla, wo wir meine Mutter abholten. Es war ein Frühlingstag, wie heute 1806, wo ich dieses mit Schmerzen niederschreibe. Von Kahla fuhren wir gegen zwei Uhr ab und kamen um fünf Uhr ganz in der Stille in Wenigen-Jena an; stiegen an der Kirche aus; niemand war bei der Trauung zugegen, als meine Mutter und Karoline. Den Abend brachten wir still und ruhig mit einander in Gesprächen zu beim Thee. So verging der Tag, der so viele Freuden im Gefolge hatte und so viele Schmerzen. Jeglichen Menschen erwartet sein Tag; auch meiner wird kommen."

Wol war es bei aller Trübsal öfterer Krankheitszustände doch eine glückliche Zeit, jene fünfzehn Jahre, welche Schiller und Lotte mitsammen in innigster, zärtlichster Gemeinschaft durch's Leben gingen. Beide waren wie für einander geschaffen; sie war das Weib nach seinem Herzen und er der Mann ihrer Seele. Wer hat ihre Briefe und sonstigen Aufzeichnungen (in den Werken „Schiller und Lotte" und „Charlotte von Schiller und ihre Freunde") ohne die tiefste Rührung, ohne das Gefühl bewundernder Liebe lesen können! Fürwahr, eine bessere Frau und Mutter hat es nicht gegeben. So steht sie da in anspruchsloser, aufrichtiger Frömmigkeit, fröhlicher Herzensgüte, fleckenloser Reinheit und ausdauernder Treue, ein helles Lichtbild weiblichen Seelenadels.

Im Januar 1791 fiel Schiller in jene heftige Brustkrankheit, die

kaum einigermaßen beseitigt, immer wieder zurückkehrte und seine Kräfte bis an die Grenzen des Lebens erschöpfte. Da war es denn des treuen Weibes „liebes Leben und Weben" um ihn, was ihn tröstete, beruhigte und dem Tode abrang. Die Genesung ging sehr langsam von Statten, aber Lotte's Liebe war ausdauernder als die Mächte des Verderbens. Endlich war der theure Mann dem Leben und der vollen Schaffensthätigkeit wiedergewonnen; eine Karlsbader Cur im Sommer 1792 hatte seine Kräfte wiederhergestellt, wenn auch die von der Krankheit hinterbliebenen Keime zu späterem Siechthum nicht zu tilgen vermocht. Am 14. September 1793 ward ihm die erste Vaterfreude beschieden: seine liebe „Lolo" gebar ihm einen Knaben, der auf den Namen Karl getauft wurde. Und wieder im Juli 1796 konnte er der „chère mère" (seiner Schwiegermutter) nach Rudolstadt melden, daß „am 11. d. unsere liebe kleine Frau mit einem frischen und muntern Jungen glücklich niederkam", der den Namen Ernst erhalten sollte. Inzwischen hatte die Schwägerin Karoline ihre sehr unglückliche Ehe mit Herrn von Beulwitz aufgelöst und sich, freilich zu Schiller's nicht geringem Verdruß, mit Wilhelm von Wolzogen, vermählt, der nun in Weimar eine Anstellung als Kammerrath fand. Am 11. October 1799 fiel Lotte bei der Geburt des dritten Kindes, Karoline, in eine schwere Krankheit, deren Nachwehen sie noch nicht ganz überwunden hatte, als am 3. December die Uebersiedelung des Hausstandes von Jena nach Weimar vorbeschlossener Maßen erfolgen mußte. Indessen konnte Schiller am Neujahrstage 1800 der chère mère melden, daß „unsere liebe Lolo auf einem Ball war und daß es gottlob gut mit ihr ging." Im November 1802 traf das Adelsdiplom ein und gleich darauf von der chère mère, die als fürstl. rudolstädtische Oberhofmeisterin diese Auszeichnung gewiß ungemein hoch anschlug, folgendes Briefchen: „Zu dem angekommenen Von wünsche ich Glück und ob mir gleich weder Schiller noch Lolo lieber dadurch geworden sind, so denke ich doch, es kann zu manchem Angenehmen in Weimar Anlaß geben." Das „Angenehme" bestand nämlich darin, daß der bürgerliche Hofrath und Professor nunmehr durch den ihm verliehenen Adelsrang doch courfähig geworden war und auch bei den officiellen steifen Hoffesten erscheinen durfte. Schiller selbst und Lotte faßten die ihnen widerfahrene Ehre hauptsächlich aus dem Gesichtspunkte auf, daß ihren Kindern dadurch das Fortkommen in der Welt, wie sie damals einmal war und wohl auch theilweise noch heute ist, etwas erleichtert werden könnte. Am 25. Juli 1804 wurde ihnen das vierte Kind, Emilie, bescheert. Es war das letzte. Am 9. Mai 1805 starb Schiller und Lotte war Wittwe.

Ganz Deutschland trauerte um den Tod des großen Dichters. Aus allen Gegenden, von fern und nahe, kamen die Beweise innigster Theilnahme. Es war ein Balsam in die schmerzhaften Herzenswunden der tiefgebeugten Frau, so zu erfahren, wie der Mann, dem sie mit ihrer ganzen Seele angehörte, auch der Liebling des ganzen deutschen Volkes geworden war. Hülfe und Unterstützung wurde von allen Seiten ange-

boten. Nicht bloß der Herzog Karl August, auch Dalberg setzte eine Pension aus. Cotta, die Erbprinzessin von Weimar und die Königin Luise von Preußen wollten für die Söhne sorgen. Der Hofrath Zacharias Becker in Gotha regte den Plan zu einer Schillerstiftung an: auf sämmtlichen deutschen Bühnen sollten Schiller'sche Dramen zur Aufführung gebracht und der Ertrag zur Erwerbung eines Landgutes für die Erben des Dichters verwandt werden. Berlin, unter Iffland's Führung, steuerte mit der „Braut von Messina" allein über 2000 Thaler bei, doch kamen im Ganzen nur etwa 6000 Thaler ein, welche der Witwe, laut deren Quittung vom 16. October 1810, überwiesen wurden. Gewiß war es ein schöner Plan, den Nachkommen Schiller's einen bleibenden Familiensitz auf dem Lande zu stiften. Am 21. December 1806 schrieb Lotte an ihren Jugendfreund Fritz von Stein: „Ich wünsche sehnlich aus einem Grunde zumal einen Besitz; denn ich möchte die heiligen Ueberreste unsers Geliebten auf dem Eigenthum seiner Hinterlassenen wissen. Wenn ich nicht mehr lebe, wenn dieser Plan zu Stande käme, bitte ich Sie, uns Beiden eine Ruhestätte dorthin zu bereiten." Auch im April 1807 schien sie die Hoffnung noch nicht ganz aufgegeben zu haben, daß in der Nähe Weimars ein kleines Gut erworben werden könnte, das ihren Kindern dereinst als Zufluchtsstätte dienen möchte. Dann aber entsagte sie den schönen Plänen und ließ sich an dem genügen, was die trüben Zeitverhältnisse zuließen. Sie schrieb: „Die Vorsehung hat Schiller's Unternehmungen gesegnet; ich kann ohne Entbehrung leben; was ich aber kann, werde ich zurücklegen, um den Kindern ein Capital zu lassen, daß sie doch nicht einst abhängig werden und im Nothfall, wenn sie sich einschränken wollen, unabhängig leben können." So blieb sie denn in Weimar; von dem Häuschen auf der Esplanade, wo der Unvergeßliche gestorben, von dem Jakobskirchhofe, wo er bestattet war, konnte sie sich nicht trennen, so wenig auch die ihr immer fremdartiger werdenden Verhältnisse des äußern Lebens sie dort befriedigen mochten. Die Herzogin Amalie, die Seele des Weimarer Fürstenhofes, war 1807 aus Gram über den Tod ihres Bruders und über das Unglück des Vaterlandes gestorben. Auch Karoline von Wolzogen verlor 1809 ihren Gatten, der zuletzt Oberhofmeister geworden war, und so standen die beiden Schwestern als Wittwen in einer Welt, die mehr und mehr einen anderen Charakter annahm. Lotte schrieb damals: „Diese Zeiten, diese Demüthigungen, die wir als Nation erdulden müssen, hätten Schiller's Geist tief geschmerzt." Auch sie empfand diesen Schmerz in tiefster Seele und zog den Kreis ihres Umgangs immer enger; nur dem Andenken des theuersten Mannes und der Erziehung ihrer Kinder blieb ihr Leben fortan gewidmet. Ein stiller wehmüthiger Ernst erfüllte die Seele der einst so kindlich heiter gewesenen Frau; nur mit ausgewählten Freunden fuhr sie fort, in regem Briefwechsel Gedanken und Empfindungen auszutauschen. So correspondirte sie namentlich sehr fleißig mit der Prinzessin Karoline Louise von Sachsen Weimar, Erbgroßherzogin von Mecklenburg-Schwerin bis zu deren Tode, der 1816 erfolgte.

Ihren beiden Söhnen gewann sie tüchtige Hauslehrer, denen sie die Erziehung derselben anvertraute. So trat denn, nachdem 1806 der erste Versuch mit Martens nicht geglückt war, Ukert 1807 in das Schiller'sche Haus ein. Leider blieb er nur ein Jahr, da er einen Ruf nach Gotha erhielt, wo er sich nachmals als Historiker und Geograph auszeichnete und 1851 starb. An seine Stelle trat auf kurze Zeit Gabler (später Professor in Berlin) und dann auf längere Dauer der treffliche Abeken, der, als er 1810 einem Rufe nach Coburg folgte, die beiden Knaben so weit vorgebildet hatte, daß Karl die Universität beziehen, Ernst aber in die Prima des Weimarer Gymnasiums aufgenommen werden konnte Die Mutter war diesem Lehrer ihrer Söhne herzlich zugethan und hatte die Freude, daß er ihre Cousine Christiane, die Tochter Ludwig's von Wurmb, sich zur Gattin erkor. Er ging 1815 in seine Vaterstadt Osnabrück, wo er als Schulmann noch ein halbes Jahrhundert segensreich gewirkt hat und erst 1866 gestorben ist.

Karl, der anfangs Neigung zum Militairstande gezeigt, sich dann aber für die Forstwissenschaft entschieden hatte, verließ im Frühjahr 1810 das Elternhaus, um in Heidelberg seine Studien zu beginnen. Die zärtliche Mutter konnte es sich nicht versagen, im Sommer 1811 eine Reise nach dem Neckar zu machen, um nachzusehen, wie ihr Sohn dort aufgehoben sei. Im folgenden Jahre geleitete sie denn auch ihren Ernst, der sich dem juristischen Studium widmen wollte, persönlich nach Heidelberg. Als im Frühjahr 1813 das Volk aufstand und der Sturm losbrach, kehrten beide Brüder in die Heimat zurück. Ernst setzte seine Studien in Jena fort, Karl aber, zum herzogl. weimarischen Hof- und Jagdjunker ernannt, trat am 11. Januar 1814 in das sächsische Uhlanen-Regiment und machte in dem Corps seines Herzogs den Feldzug nach den Niederlanden mit. Zurückgekehrt ward er zum Kammer-Assessor ernannt; es drängte ihn aber, seinem forstmännischen Berufe nachzugehen. In dieser Richtung bot ihm sein engeres Vaterland wenig oder gar keine Aussicht. So wandte er sich denn in die alte Heimat seines Vaters, nach Württemberg, und dort erhielt er denn auch, nach einigem Zuwarten in Stuttgart, endlich eine seinen Wünschen vorläufig entsprechende Anstellung im Donaukreise, zehn Stunden vom Bodensee, in Altshausen. Wie glücklich war die Muter, nun doch schon ihren ältesten Sohn versorgt zu wissen! Sie besuchte ihn mit ihren Töchtern im Herbst 1819 und machte bei dieser Gelegenheit auch nach dem Rheinfall bei Schaffhausen einen Ausflug, der ihr ungemein wohlthat. Inzwischen war auch ihr jüngerer Sohn Ernst, dem es, wie Goethe, der Staatsminister, sich lakonisch ausdrückte, im Weimarischen „nicht glücken wollte", im Frühjahr 1819 nach Preußen gegangen und als Referendar beim Appellationsgericht zu Köln eingetreten. Mit innigster Liebe hing die zärtliche Mutter an den beiden Söhnen, in denen sie „des Vaters Wesen vertheilt" sah, so daß „Karl ganz das tiefe reiche Gemüth, Ernst den Geist und die herzliche Phantasie" hatte. Ebenso, sagte sie, „haben auch die Töchter (Karoline und Emilie) sich in die Gemüthsgaben getheilt,

doch sind sie nicht so bewegbar und durch Geschlecht und Erziehung nur in ihrem Gemüthsreichthum zu leben bestimmt." Indessen wurden sie doch, als sie 1821 in Köln rheinisches Leben und „freiere, menschlichere Verhältnisse als in Weimar" kennen gelernt hatten, „lebendiger und mittheilsamer." Sobald die Mutter alle ihre Kinder „zu ihrer Bestimmung geführt" haben würde, wollte „sie gern irgendwo hingehen, wo ich weder Antheil von den äußeren Begebenheiten nehmen darf, noch mit figuriren, und lebe dann bloß der Reflexion und der Natur. Wenn man nur noch sich an wahren, edlen, menschlichen Erscheinungen freuen könnte, wenn man einmal da ist. Es ist noch mein Wunsch, Minister Stein zu kennen; denn dieser interessirt und freut mich noch. Nur Geist und Kraft und der Wille für das Gute sind etwas werth. Das ist noch einer meiner Wünsche auf der Erde, ihn sehen zu können". Dieser im Jahre 1817 geäußerte Wunsch scheint ihr nicht mehr in Erfüllung gegangen zu sein. Im Jahre 1820 verbrachte sie längere Zeit theils in Rudolstadt, theils in Arnstadt bei ihrer hochbetagten Mutter; im Frühjahr 1821 fiel sie in eine schwere Krankheit, welche sie der Auflösung nahe brachte; doch konnte sie im Juli mit den Töchtern die längstgewünschte Reise nach Köln zu ihrem Ernst antreten. Im folgenden Jahre 1822 klagte sie zum ersten Male ernstlich, daß die Sehnerven sehr gelitten hätten und die Augen, zwar ohne Schmerz, doch nicht immer stark seien. Diese Augenschwäche nahm derartig zu, daß „das Schreiben zu jeder Tageszeit" im März 1823 schon nicht mehr möglich war. Im December eben dieses Jahres hatte Charlotte den Tod ihrer Mutter zu beweinen, der Frau von Lengefeld, die ihr Leben auf 85 Jahre gebracht hatte. Dies hohe Alter, das auch Karoline von Wolzogen († 1847) erreichen sollte, war der Wittwe Schiller's nicht beschieden. Als die lebensmüden Augen ihrer Mutter sich geschlossen, begannen die ihrigen zu erblinden. Im April 1825 wurde sie von ihren Töchtern abermals nach Köln geleitet, wo Ernst inzwischen Landgerichtsrath geworden war und sich mit der Schwester des Bürgermeisters Pfingsten in Bonn vermählt hatte. Der berühmte Augenarzt, Geheimrath von Walther an der Bonner Universität, wurde zu Rathe gezogen und dieser versprach, nach Jahresfrist durch eine schmerzlose Operation das Sehvermögen der blinden Frau wiederherzustellen.

Am 4. Juli 1826 ging die Operation in Bonn vor sich, glücklich und schmerzlos. Tiefbewegt vor Freude versicherte Charlotte, ihre vor ihr stehende Tochter Emilie deutlich sehen und unterscheiden zu können. Dann ward der Verband angelegt und strengste Ruhe empfohlen. Am nächsten Tage stellten sich Kopfschmerzen ein, namentlich oberhalb der Augen, wurden indessen durch einen Aderlaß beseitigt. Die nächsten Tage hindurch ging Alles nach Wunsch und der Arzt war sehr zufrieden. Ernst hatte versprochen, am nächsten Sonntage von Köln nach Bonn zu kommen und herzlich freute sich die Mutter darauf, ihren Sohn dann doch auch wieder mit Augen sehen zu können. Es war aber anders bestimmt. Am 8. Juli wurde der erste Verband abgenommen und, nach-

dem Alles gut befunden worden, ein neuer umgelegt. Die Kranke versicherte dabei, sie habe den Arzt ganz klar vor sich sitzen sehen. Darauf trat ruhiger Schlaf ein; doch Nachmittags zwei Uhr erwachte Charlotte plötzlich, verlangte mit auffällig veränderter Stimme zu trinken und klagte über starken Schwindel. Der eilends gerufene Arzt war ganz bestürzt, er hatte keine Erklärung für diesen jäh eingetretenen Wechsel und bereitete die Tochter darauf vor, daß unter den gegenwärtigen Umständen Alles zu befürchten sei. Ernst, durch einen reitenden Boten benachrichtigt, traf in der Nacht von Köln ein. Inzwischen war die Kranke immer schwächer geworden; meist lag sie besinnungslos, Phantasiebilder, aber nur heitre, flogen durch ihre Seele. Mitunter traten wohl lichte Augenblicke ein, aber sie wurden immer seltener, zuletzt blieben sie ganz aus. Ein Nervenschlag machte am Sonntag den 9. Juli Morgens sechs Uhr dem Leben der edlen Frau ein Ende.

Auf dem Friedhofe zu Bonn, vor dem Sternenthor, liegt die Wittwe Schiller's bestattet. Wohl war es stets ihr Wunsch gewesen, dereinst mit dem geliebten Todten vereinigt und neben ihm beigesetzt zu werden; in einem Tagebuchblatte vom Mai 1818 hatte sie dringend darum gebeten, den Ruheplatz für sie, wenn sie stürbe, so einzurichten, daß die Reste des geliebten Mannes neben den ihrigen ruhten. Aber dies war jetzt doch nicht möglich zu machen. Zur heißen Sommerzeit die Leiche der Gestorbenen den weiten Weg von Bonn nach Weimar überzuführen, schien nicht räthlich und so ward denn die Beerdigung in Bonn vollzogen, am 11. Juli, demselben Tage, an welchem dreißig Jahre zuvor Lolo ihren Ernst geboren hatte.

Am 16. Juli las man in der Kölnischen Zeitung:

„Unseren Freunden widmen wir die traurige Anzeige, daß unsere innigstgeliebte Mutter und Schwiegermutter, die Frau Charlotte Antoinette, verwittwete von Schiller, geborene von Lengefeld, am 9. d. Mts. Morgens gegen sechs Uhr zu Bonn in einem Alter von 61 Jahren sanft und ruhig verschied. Nachdem die Verewigte am 4. dieses Mts. eine Augenoperation schmerzlos und glücklich überstanden, endete ein durchaus unerwarteter Nervenschlag ihr edles Leben.

Köln, den 13. Julius 1826. Ernst von Schiller
Emilie von Schiller
Lena von Schiller, geb. Pfingsten.

Karl und Karoline waren weit in der Ferne, letztere in Stuttgart bei dem treuen Freunde ihres Vaters, dem Meister Dannecker; ersterer auf seinem Amtsposten in Württemberg. Sie konnten nur brieflich von dem jähen Verlust in Kenntniß gesetzt werden.

Ernst von Schiller wurde später Landgerichtsrath in Trier und dann als Appellationsgerichtsrath wieder nach Köln versetzt. Zur Wiederherstellung seiner stark angegriffenen Gesundheit begab er sich auf ärztlichen Rath im April 1841 nach Vilich (gegenüber Bonn), wo sein Schwager, der Bürgermeister Pfingsten, ein Landhaus besaß. Dort

starb er bereits am 29. Mai. Sein Wunsch, neben seiner Mutter in Bonn beerdigt zu werden, wurde erfüllt. (Siehe Salon Bd. I. S. 154.) Sein älterer Bruder, Karl, der zuletzt Oberforstmeister in Rottweil war, ist vor einigen Jahren gestorben; auch die Schwester Karoline ist nicht mehr unter den Lebenden. Wohl aber lebt noch Schiller's jüngste Tochter Emilie. Dieselbe vermählte sich am 29. Juli 1828 mit Adalbert Freiherrn von Gleichen genannt von Rußwurm (geb. 1803), dessen Eltern mit den Familien Lengefeld und Schiller in innigster Freundschaft gestanden hatten, und wohnt auf dem Schlosse Greifenstein ob Bonland in Franken. Gott schenke ihr ein hohes Greisenalter, wie ihrer Großmutter und ihrer Tante Christophine, die, 1757 geboren, in seltener Geistesfrische bis zum 31. August 1847 gelebt hat!

Schiller's sterbliche Ueberreste wurden in demselben Jahre 1826, in welchem seine Wittwe sich zur ewigen Ruhe legte, aus dem Jakobskirchhofe zu Weimar aufgenommen, nach dem neuen Friedhofe übergeführt und, wie später auch Goethe († 1832) und der fürstliche Freund beider großen Dichter, der Herzog Karl August († 1828), in der Fürstengruft beigesetzt.

Und so sei denn dieser Immortellenkranz mit seinen schlichten Gedenkinschriften in Andacht auf Dein Grab niedergelegt, Du unvergessene deutsche Frau. Ruhest Du auch nicht, wie Du es gewünscht, neben Deinem Gatten in Einem Grabe; ist auch das, was an Euch beiden sterblich war, räumlich getrennt geblieben: Eure Seelen sind doch in einander geflossen und eins in dem Meere des ewigen Lichtes. Wie Schiller der Liebling der deutschen Nation geworden, so hat auch sein treues Weib, das in musterhaftester Ehe durch schöne und trübe Tage mit ihm Hand in Hand gewandelt und als er, ach, zu früh von hinnen geschieden, treu seinem Andenken in seinem Geiste gelebt und gewirkt, im Herzen des deutschen Volkes eine unverrückbare Stätte gefunden.

---

# Vergeblich.

Ein Idyll von B. H. L.

Man hatte dem Glöckner gesagt, daß er die Verstorbene nicht einläuten möchte, und dennoch sah man wol selten auf einem Dorfe ein zahlreicheres Trauergefolge, und wenigen Erdenbewohnern wurden heißere Thränen nachgeweint, als der Frau Anna, Besitzerin von Grada. —

Da stand ihr fast siebenzigjähriger Gatte, eine edle Gestalt mit mildem Blick, und sah tief gebeugt die letzte Scholle Erde auf den Sarg Derjenigen fallen, welche die Schöpferin seines irdischen Glückes gewesen. Seine älteste Tochter, eine blasse Frau mit röthlich schimmerndem Haar und sanften blauen Augen, lehnte leicht in seinem Arm, als bedürfe sie dieser Stütze. Sein Sohn Arthur, ein stattlicher, junger Mann, vervollständigte, selbst tief ergriffen, die Gruppe —

Leise rauschten die Wipfel der alten Linden und feierlich tönten die Worte von den Lippen des greisen Pfarrers, nur von einem zeitweiligen Schluchzen unterbrochen. — Er, der einst die Myrthe auf dem Haupte der Verblichenen geschaut, der einen tiefen Blick in ihren mühevollen, aber reichgesegneten Wirkungskreis gethan, er — der Pfarrer — wußte und fühlte wie Wenige nur, was die Hinterbliebenen an Frau Anna verloren hatten.

Aber er erkannte auch klar, daß die Wirksamkeit eines in Gott gegründeten Lebens schon für das Diesseits unvergänglich bleibt, ja selbst ihr Einfluß mit dem Scheiden oft nur noch mächtiger wird. Diese Ueberzeugung verkündete der Pfarrer und verwandelte somit allmälig den nagenden Schmerz der Leidtragenden in milde Wehmuth und hoffnungsreiche Zuversicht! —

Jetzt war Alles vorüber. Herr Deodat, der verlassene Gatte, wandte sich mit Anstrengung und folgte den ihn zärtlich heimgeleitenden Seinen. „Mein Evchen!" — sagte er, leicht der Tochter Stirn berührend, „wir hatten einen Engel beherbergt. Nun ist er heimgezogen, von wannen er gekommen war. Lebe, um solcher Mutter täglich würdiger zu werden!" —

Alle schritten langsam dem Herrenhause von Grada zu, welches sich, von hohen Eschen umgeben, freundlich am Ende der bergabführenden Dorfstraße erhob. In der Vorhalle stand ein hübsches junges Mädchen, und blickte in gespannter Erwartung bald auf den Weg hinab, bald auf die den Flur abschließende hintere Eingangsthür.

Plötzlich erschallte ein fester Männertritt. Ida wandte sich, und der Hausarzt, Doctor Toit, ein kleiner brünetter Mann mit klugem

Gesichtsausdruck, trat rasch in die Halle. — „Alles nach Wunsch, liebes Fräulein?" sagte er freundlich, „nur muß jede Gemüthsaufregung noch innerhalb der nächsten Tage vermieden werden und die Trauerbotschaft darf unsere Patientin nicht unvorbereitet treffen. Der Herr Papa hat sich entschieden, nicht ohne einiges Widerstreben meinerseits, für völlige Geheimhaltung ausgesprochen. — Dies bleibt allerdings ein schwer durchzuführendes Wagniß! — Wir müssen uns aber fügen, und jedenfalls Alles vermeiden, was zu einer plötzlichen Aufklärung Veranlassung geben könnte." —

„Ach, mir ist bei der ganzen Sache nicht wohl!" — entgegnete seufzend das junge Mädchen; „Offenheit scheint mir unter allen Umständen die erste Pflicht, selbst wo wir ihre Folgen nicht zu berechnen vermögen. Jedenfalls steht aber mein Empfinden dem der Nächstbetheiligten nach, und ich habe mich ganz dem Willen meines zukünftigen Schwiegervaters zu unterwerfen."

„Auch ich bin der Ansicht", fiel der Arzt ein, „daß eine schonende Vorbereitung und die allmälige Kenntnißnahme des Todesfalles für die Baronin das Beste gewesen wäre. Doch gleichviel, jetzt ist es zu spät und Nichts mehr zu ändern! — Des Vaters Wille muß geachtet werden und wir wollen übrigens das Beste hoffen. — Ihr Diener, liebes Fräulein!" —

Sich leicht verneigend, verabschiedete sich der Doctor und ließ das junge Mädchen sinnend zurück. „Es ist dem Vater kaum zu verdenken", dachte sie bei sich, „wenn der Verlust der Mutter und die Sorge um unsere Blanka ihn übertrieben fürsorglich macht. Möchte der wohlgemeinte Versuch nur nicht größeres Unheil bringen! — Doch da kommen sie Alle von der Trauerfeier zurück! — Liebster Arthur, armer Vater!" — Mit diesem Ausrufe flog Ida die steinerne Treppe der Vorhalle hinunter und beeilte sich, die Kommenden von dem Befinden der Baronin und ihrem Zwiegespräche mit dem Arzte zu unterrichten. Sie war die Braut Arthur's und demselben erst seit dem Tage anverlobt, welcher ihn der Mutter beraubte. Sie war in Folge eines Herzschlages gestorben. Die schon längere Zeit Leidende und durch die Sorge um ihre Lieblingstochter Blanka beängstete Frau Anna hatte die Freude über dieses Verlöbniß noch in das Jenseits mit hinüber genommen — Ida war die Freundin ihrer Töchter und ihr durch ihre Charakterfestigkeit und practische Tüchtigkeit von jeher sehr werth gewesen. Sie schien für den mehr in abstracten Interessen lebenden Arthur wie geschaffen und mit vollem Herzen segneten Herr Deodat und seine Frau einen Bund, welcher ihren längst gehegten Wünschen Erfüllung brachte. —

In der Giebelstube des auf den Garten gehenden Erdgeschosses indessen ruhte Frau Blanka Ladore, die junge Mutter — das Kleinod des Vaters und der ganzen Familie. Sie war eines jener Wesen, welche Gottes Gnade wie auserwählt erscheinen läßt, um — wo immer sie weilen — Glück und Segen zu verbreiten. Aeußere Schönheit und innere Güte machten sie von Jugend auf zum Liebling der Eltern und

dennoch wurde dies ihrer Entwicklung nicht nachtheilig. Verzogen von Allen und doch von Niemand beneidet trug Blanka's ungewöhnlich zarte Organisation nur dazu bei, ihre Anziehungskraft zu erhöhen und sie unwiderstehlich zu machen. Was der Mensch recht liebt, das liebt er mit Schmerzen, und so forderte Blanka unablässig Zuneigung und Sorge heraus, um den Ihrigen täglich fester an das Herz zu wachsen.

„Können Sie meiner Tochter denn gar nichts verordnen, was diese Reizbarkeit des Nervensystems beschwichtigt?" fragte Herr Deodat einstmals den Doctor.

„Verordnen?" — lächelte dieser ungläubig. „Nehmen Sie Ihrer Fräulein Tochter den Zauber ihrer Liebenswürdigkeit, das warme Herz, den sprühenden Geist, und was Alles sie zu solcher Ungewöhnlichkeit erhebt; — dann dürfte vielleicht es mir gelingen, den Puls von vierundachtzig, auf die Norm von sechzig Schlägen zurückzuführen!" —

Das trauliche, durch halb geschlossene Jalousien veranlaßte Zwielicht in Blanka's Zimmer wetteiferte mit der Umstellung eines rosafaltigen Bettschirmes, um neidisch einen Anblick zu verhüllen, den man nicht reizender hätte träumen können: diese junge Mutter mit ihrem Kinde! Wie lieblich und friedvoll sah sie aus, als sie so, halb ruhend, halb auf den rechten Elnbogen gestützt, auf das kleine Neugeborne herablächelte! — Nichts regte sich um sie her, als die leisen Athemzüge ihres Kindes, welche sie einzeln zu zählen vermochte. In den Blättern der Eschen draußen flüsterte der Sommerwind und das Geläut der heimkehrenden Schaafe tönte hin und wieder undeutlich, aber melodisch durch die lautlose Stille. Welche Aufforderung, um mit offenen Augen zu träumen und wie gerne gab sich Blanka ihren Gedanken hin, welche sich bald in die jüngste Vergangenheit, bald in die hoffnungsreiche nächste Zukunft verloren! — Was war von aller bangen Sorge und Befürchtung der letzten Tage geblieben? —

Nichts als das Glück des Augenblicks, — das dankbare Hochgefühl, eine beglückte Gattin und Mutter zu sein! —

Da öffnete sich vorsichtig die Thür und Schwester Evchen's anmuthige Gestalt zeigte sich über der Schwelle. Sie hatte eiligst die Trauerkleidung abgelegt und mühsam die nothwendige Fassung errungen, um der Schwester, mit Hülfe des Dämmerlichtes, einigermaßen unbefangen entgegenzutreten.

„Bist du endlich einmal wieder da?" rief diese mit freudigem Lächeln! „Ihr treibt Eure Fürsorge doch auch wahrlich zu weit und haltet Euch aus reiner Zärtlichkeit so von Allem entfernt und abgeschlossen, daß ich ohne den kleinen Ankömmling hier vor Langerweile fast verzweifeln möchte. Wo steckt Ihr denn nur und was treibt Ihr den ganzen langen Tag? — Auch wie es unserer lieben Mutter ergeht sagt mir Niemand und das möchte ich doch vor Allem, nach diesem letzten Gichtanfall, wissen!" —

„Sie ist Dir immer nahe, wenn sie auch selbst nicht kommen kann!" erwiederte Evchen leise, indem ein tiefes Weh ihr Herz durchzuckte.

„Die einzige Mutter! — Es war auch zu viel der Aufregung für sie, und ist es wol natürlich, wenn sie sich erst nach und nach erholt. Ihre Angst um mich, — Arthur's Verlobung und die sich so ewig lange verzögernden Nachrichten von Deinem abwesenden Manne — da ist es nicht zu verwundern, daß sie die bösen Schmerzen doppelt schwer überwinden kann! — Und dennoch, haltet sie mir nicht mehr zu lange fern, denn dieser Anblick — sie deutete auf das in der Wiege schlummernde Kind — wird ihr die beste Arznei sein!" —

Eva schwieg und machte sich im Hintergrunde des Zimmers zu schaffen, denn sie fühlte deutlich, daß sie, in der Schwester unmittelbarer Nähe, ihre Bewegung nicht länger bemeistern konnte.

„Fehlt Dir etwas, Evchen? Du bist so nachdenklich und ich verlange so sehr nach fröhlicher Theilnahme", begann Blanka von Neuem, nachdem sie der Schwester einige Zeit stillschweigend zugeschaut hatte. „Ach, es giebt Augenblicke, wo die Brust zu eng erscheint für die Liebesmacht und Liebesfülle eines Menschenherzens, wo es gewaltsam begehrt sich auszuströmen und wiederzuspiegeln in der Sympathie einer verwandten Seele!" —

„Bei mir wirst Du Heiterkeit heute wohl schwerlich finden", entgegnete die Gefragte, „denn ich fühle mich matt und habe Kopfschmerz. Wäre nur Dein Mann erst von seinem Ritte nach dem Vorwerk zurück! Der Vater sandte ihn vor einigen Stunden mit einem Auftrage dahin!"

„Nun so hat Ida vielleicht eine halbe Stunde für mich! — Bitte sie zu mir, und dann verordne ich Dir selbst eine nothwendige Ruhe auf Deinem Zimmer! — Geh' und beeile Dich, Du gutes, liebes Brummgesicht!" —

Eva benutzte die Gelegenheit, um sich zurückzuziehen und der entschlosseneren Ida eine Rolle aufzubürden, der sie sich — je länger je weniger — gewachsen fühlte. Auf der baumumschatteten Steinbank der Treppenveranda saß indessen der Vater und blickte kummervoll der sich tiefer neigenden Sonne nach. — Wie sie leuchtete und allmälig niedersank, bis die ganze Erde sich in Nacht und Dunkel hüllte! — So ging es auch mit seinem Leben. — Herr Deodat stützte sich mit beiden Armen auf einen alten Eichenstock, den ihm einst seine Anna auf einer fröhlichen Reise gegeben. O, wohin waren diese glücklichen Zeiten entschwunden? Des Greises Locken hatten sich weiß gefärbt, die stattliche Gestalt war gebeugt, und sie — nebst manchem theuren Leben — zur Ruhe gebettet. Und doch! — Alles stand frisch und klar vor ihm, heilig bewahrt in liebender Erinnerung. Unwillkürlich schaute der alte Herr um sich, und — wie durch den Kunstgriff des Magiers auf grauem Grunde ein buntes Bild ersteht — entrollte sich vor ihm die reiche Vergangenheit. Wilde Kriegsstürme brausten über das Vaterland dahin, als er — verwundet und bleich — einst an diese Thür gepocht, aus der die rosige Anna ihm schüchtern entgegentrat. Niedergebrannt und verwüstet war damals sein Elternhaus, der Vater dem Bruder ins Grab gefolgt, die Mutter siech und elend vor Herzeleid. Hier hatte der müde Krieger eine

gastliche Aufnahme, der nach und nach Genesende eine zweite Heimat gefunden. Unter jener Linde gestand er Anna seine Liebe und fühlte noch den leisen Druck der kleinen weichen Hand, welche sich an jenem Tage für immer in die seine legte. Wie sie dann gemeinsam in die Geisblattlaube traten, und die Eltern der Braut den Bund ihrer Herzen segneten! — Und er hatte sich bewährt durch lange, wechselvolle, gemeinsam verlebte Jahre.

Das Haus dehnte sich nach den Bedürfnissen der Familie aus, die Speicher füllten sich mit immer reicherem Erntesegen, das Elend der Kriegeszeiten ward alljährlich mehr ausgeglichen durch das in Liebe und Treue begründete Glück der Besitzer von Grada. Kein Baum, den die Eheleute nicht gemeinsam gepflanzt, kein Gebäude, welches nicht ihrem vereinigten Thätigkeitsdrange seinen Ursprung verdankte. In jenem Eckzimmer wurde sein Sohn Arthur geboren, hier in dem Saale Evchen und seine Blanka, in zarteren Formen der Mutter treues Ebenbild. Des Greises Herz erbebte, als ihre Gestalt, wie sie einst in ihrem jungen Mutterglück dort eben so hoffnungsfrisch geschlummert, vor ihn trat, und ein tiefer Seufzer entrang sich seiner Brust, als Arthur auf ihn zukam.

„Wo bleibt nur meine Braut?“ lautete die hastige Anrede. „Seit fast einer Stunde such' ich sie überall, ohne sie zu finden. Da es bereits dunkel wird, kann sie doch unmöglich noch bei Blanka sein!“

„Das glaube ich doch, mein Sohn! — Die arme Eva war nicht im Stande eine ruhige Fassung zu bewahren und Blanka hatte zudem auch sehr nach Ida verlangt! Doch, da ist sie ja schon!“ —

Einen frischen Strauß in der Hand erschien die Begehrte auf der Veranda und eilte hastig dem Bräutigam entgegen.

„Nun, was bringt mein neues Töchterchen?“ fragte Herr Deodat mit trübem Lächeln.

„Blanka's Gruß und die Bitte Deines baldigen Besuches, Väterchen! — Diese Blumen hier waren freilich für die Mutter bestimmt!“ fügte sie wehmüthig hinzu.

„So hat sie nicht das leiseste Vorgefühl des Verlustes, welcher sie und uns Alle betroffen?“ — klagte der Vater.

„Keine Ahnung, Papa! Blanka war in fröhlichster Stimmung. Sie beschwerte sich sogar, daß Evchen jetzt immer Alles so ernst und der Mutter Leiden im düstersten Lichte sähe. Die Schwester ist mir unbegreiflich, meinte sie, und deshalb wollte ich eben Dich, mit Deinem jungen Brautglück, um mich haben. Ich bin selbst zu freudig erregt, als daß mir ein solches Jammergesicht, selbst wo ich herzlich liebe, nicht bedrückend wäre!“ —

„So hatte ich denn ganz recht, streng darauf zu bringen, daß der Kranken unser Unglück unter allen Umständen verheimlicht würde!“ rief Herr Deodat. „Wie leicht könnte Schreck und Schmerz die traurigsten Folgen haben! O, daß erst die nächsten noch immer bedenklichen Tage vorüber wären!“ —

Der Abendthau begann zu sinken und die naheliegenden Wiesen

in feuchte Nebel zu hüllen. So erhob sich denn die Gesellschaft und kehrte in das Haus zurück. Bald darauf kam auch Baron Ladore, Blanka's Mann, von seinem Ritt zurück.

Es war ein schmerzlicher Ausflug gewesen! Der Baron ehrte den Willen seines Schwiegervaters und fügte sich darein, daß seiner Frau der furchtbare Verlust, den sie erlitten, einstweilen verborgen bliebe Aber nun konnte er es auch nicht über sich gewinnen, dem Leichenbegängniß beizuwohnen. Seine wahrhaftige Natur scheute sich vor der Möglichkeit einer Frage, die er seiner Gattin ehrlich nicht beantworten durfte. In seinen Zügen würde sie es gelesen haben, von welcher düstern Feier er zurückgekehrt. Alle verstanden ihn, Niemand widersprach, als er satteln ließ und auf und davon ritt!

Die ganze Familie vereinigte sich, wie sonst gewöhnlich, im Zimmer der Mutter. Es war ein trübseliger Abend und die Oede des Raumes, in welchem die theure Verklärte von jeher der belebende Mittelpunkt gewesen, machte sich den Verlassenen doppelt fühlbar. Wie die Landschaft draußen vorher dem Vater, so bot die Leere des Zimmers jetzt den Kindern eine durch jeden Gegenstand erneut wachgerufene trübe Erinnerung.

Dort stand der Schreibtisch der Mutter mit dem Lehnsessel davor, — hier der Nähtisch mit dem fleißig benutzen Arbeitskorbe, dem zunächst noch die aufgeschlagene Bibel lag.

Ein Jedes beklagte sich selbst und fühlte zugleich auch mit dem Andern, am Innigsten aber doch für die ahnungslose Blanka. Den Kopf auf die Brust gesenkt, die Hände auf dem Rücken, schritt der Vater nachdenklich auf und nieder.

Eva hatte sich, sehnsuchtsvoll des fernen Gatten gedenkend, in eine der Fensternischen zurückgezogen, und auf dem kleinen Ecksopha, ihr gegenüber, saß leise flüsternd das Brautpaar. Die Stirn halb mit der Hand beschattend, die Rechte auf den Kaminsims gestützt, schaute Baron Ladore vor sich nieder. Endlich brach er das Schweigen.

„Ich konnte vorher meine Frau nur flüchtig begrüßen, lieber Vater", sagte er; „denn ein sie so schmerzlich berührendes Ereigniß standhaft vor ihr verbergen zu müssen, wird mir stündlich unerträglicher. Ich zittere bei dem Gedanken einer directen Frage nach der Mutter Ergehen; denn ich fühle, daß Blanka — trotz aller Vorsicht — sofort an meinem ganzen Wesen die Wahrheit errathen würde!" —

„Und das wäre auch das Beste!" fuhr Arthur, die Braut fester an sich ziehend, dazwischen. „Alles besser, als so unnatürliche Geheimhaltung, wo doch schließlich gesprochen werden muß."

„So dachte auch ich, Geliebter; aber wer von uns möchte die Verantwortung einer solchen Mittheilung auf sich laden?" —

„Und es soll dies auch Niemand!" rief heftig der Vater. „Ich habe meine Anordnungen wohl überlegt, und befehle, daß man ihnen pünktlich Gehorsam leistet! — Soll ich das Leben meiner Tochter freventlich in Gefahr bringen, wo Selbstbeherrschung und Vorsicht eine solche mit

Leichtigkeit verhindern können? Was ich alter, gebrochener Mann über mich gewinne, das dürfte auch Euch wol nicht unmöglich sein." —

Alles schwieg; denn man kannte des Vaters Art, an einmal gefaßten Entschlüssen beharrlich festzuhalten und wußte, daß Widerstand nunmehr vergeblich war! — So begab man sich denn, der Melduug des eintretenden Dieners zufolge, in das Speisezimmer, wo Evchen und das Brautpaar mehrfach versuchten, das zürnend abgebrochene Gespräch auf gleichgiltige oder erfreulichere Gegenstände zu lenken. Endlich schlug die Glocke zehn, und der kleine Kreis rüstete sich, auseinanderzugehen. —

„Sei vernünftig, mein Sohn, und bewahre nur noch diese wenigen Tage die nöthige Zurückhaltung!" lenkte Herr Deodat ein, indem er den Schwiegersohne begütigend auf die Schulter klopfte. „Es wird Dir alsdann eher als uns Allen gelingen, Deine Frau mit dem Unvermeidlichen auszusöhnen, denn nirgend überwindet sich ein großer Schmerz leichter als am Herzen des geliebten Gatten!" —

Schweigend, obgleich nicht überzeugt, küßte der Baron die Hand des verehrten Vaters seiner Blanka, und somit war die Sache abgethan.

Langsam und trübe schlichen die kommenden Tage in Grada vorüber und nur die glückliche junge Mutter mit ihrem Kindlein empfanden nichts von dem schweren Druck und der Sorge, welche auf den Hausbewohnern lastete. Blanka's hoffnungsfrohe Zuversicht unterstützte die allgemeinen Bestrebungen, den Befehlen des Vaters nachzukommen, und so wurde der Abend des vierten, nach ärztlichem Ausspruche letzten Tages so sorgfältiger Behütung, glücklich erreicht.

„Nur Vorsicht, immer noch Vorsicht", wandte sich der Doctor an Baron Ladore; „denn ich habe bei Ihrer Frau Gemahlin nichts so sehr als eine plötzliche große Gemüthsbewegung zu scheuen. Ihr ungewöhnlich erregbares Nervensystem und das selten innige, sie mit der Mutter verbindende Verhältniß lassen mir den Eindruck dieser Todesnachricht immerhin noch bedenklich erscheinen." —

Der Baron gelobte die größte Behutsamkeit, sah aber dennoch dem folgenden, zur ersten Vorbereitung bestimmten Tage nicht ohne Zagen entgegen.

Ein glänzender Sonnenstrahl weckte die junge Frau, die bereits in ungeduldiger Aufregung des Momentes ihrer Erhebung und des endlichen Wiedersehens der geliebten Mutter harrte. „Es ist doch wirklich arg", dachte sie, „wie hartnäckig dieses abscheuliche Rheuma ist. Wer hätte gedacht, daß ich noch eher zur Mutter, als diese zu mir kommen könnte? — Nun, gleichviel! — Wenn ich sie nur endlich wiedersehen und ihr meinen kleinen Schatz da an das Herz legen darf!"

Als hätte es diese Betrachtung vernommen, regte sich das Kindchen in der Wiege und schlug die großen blauen Augen auf.

„Ja, ja, mein Herzensliebling, heute stehen wir zusammen auf und ich bringe dich der Großmutter!" rief die Glückliche und neigte sich tändelnd über das Kleine. „Erst sechs?" fuhr sie, einen Blick auf die neben ihr hängende Uhr werfend, fort, „ach, wie die Zeit doch langsam

schleicht, wenn man auf eine große Genugthuung wartet! — Es ist kaum auszuhalten!"

Der Sonnenstrahl zog sich schüchtern an der Bettgardine hernieder und traf durch eine Spalte der Jalousien das Antlitz des kleinen Schläfers. Blanka klingelte nach der Wärterin, damit sie dieselben öffnen möchte, jedoch vergeblich. Entweder hatte die Dienerin den Glockenzug überhört, oder war bereits zum Frühstück hinabgegangen. „Wie ärgerlich!" dachte die Baronin. Sie fühlte sich so wohl und frisch und sollte trotzdem noch an das Lager gefesselt bleiben? — Aber warum nur? — Das Aufstehen war ihr für heute vom Doctor Toit erlaubt und auf einige Stunden früher oder später konnte es dabei doch wirklich nicht ankommen. —

Wie, wenn sie sich heimlich erhöbe, um ihren Mann, wie gewöhnlich sonst, mit einem Kuß zu wecken! — O, die freudige Ueberraschung! — Ja, so sollte es sein! — Blanka stand eiligst auf, öffnete die Jalousien und sah staunend in die prächtige Morgenlandschaft. Niemals ergreift das Walten Gottes in der Natur uns so mächtig, als wenn Krankheit oder Gram uns einige Zeit fern von seinen Wundern gehalten.

Die junge Frau sank unwillkürlich auf die Kniee. „Und dies Alles ist mir gewissermaßen erneut bescheert, ich soll es ungetrübt mit Mann und Kind genießen? — O, ich fühle mich allzuglücklich heute!" —

Das jetzt von der Baronin eingenommene Zimmer grenzte an ihr Schreibcabinet und unmittelbar aus dem letzteren trat man in ihres Mannes Stube. Sie öffnete leise die Cabinetthür und schlich hinein. Ihr erster Blick traf einen Brief, der ihre Adresse trug und noch gesiegelt auf ihrem Schreibtische lag. „Ein Brief von Clärchen, den man mir abzuliefern vergessen?" fragte sich Blanka mit Befremden, als ihr die Aufschrift die Handschrift ihrer besten, in der nächsten Provinzialstadt verheiratheten Freundin zeigte. Eilig ergriff sie das Blatt und las:

„Theuerste Blanka!

Wie tief mich der plötzliche Tod Deiner Mutter erschüttert —"

Sie starrte einige Secunden wie geblendet auf die verhängnißvollen Worte, ohne ihren Inhalt recht zu fassen. Dann entrang sich ein gellender Schrei ihrer Brust und sie brach, an allen Gliedern bebend, zusammen. Der schleunig herbeieilende, entsetzte Gatte hielt eine anscheinend Leblose in seinen Armen.

---

Es kann unmöglich meine Absicht sein, den Leser mit ausführlichen Berichten der auf jene soeben erzählte Katastrophe folgenden Leidenszeit für alle dabei Betheiligten zu ermüden.

Blanka's Zustand, ein typhöses Gehirnfieber, erschien ganze Wochen hindurch völlig hoffnungslos. Nur wer selbst um ein geliebtes Leben gezittert und in bang durchweinten Nächten um dessen Erhaltung mit seinem Gott gerungen, wird für die aus Sorge und Selbstqual gemischten Empfindungen der einzelnen Familienmitglieder ein volles Verständniß haben. Besonders litt der sich als den Haupturheber dieser

entsetzlichen Krankheit betrachtende Vater, und manche trotzige und verzagte Frage richtete sich nach Oben. Liegt in dem Worte „warum?“ ja an und für sich schon der tiefste Stachel des Leidens für das Menschenherz; um wie viel mehr also, wenn sich zu mangelnder Ergebung noch ein innerer Vorwurf gesellt, und dies war der Fall bei Herrn Deodat. Er zehrte sich auf in unablässigen Gebeten und herben Selbstanklagen. Sie, die er nächst seiner Gattin am meisten geliebt, für deren Erhaltung er gern das Aeußerste gethan, stand im Begriff, das Opfer seines beharrlichen Eigenwillens zu werden. Diese entsetzliche Wahrscheinlichkeit stellte sich dem gemarterten Greise bereits als Gewißheit dar und genügte, um den Schleier der Selbstverblendung unwiderruflich von seinem Auge zu reißen. „Sie wird sterben, und durch meine Schuld!“ rief er ein Mal über das andere aus. „O, warum hat meine blinde Zuneigung und eigenmächtige Handlungsweise auch dieses Aergste noch heraufbeschworen?“

Niemand sah den alten, bis zur Unkenntlichkeit veränderten Mann ohne das tiefste Mitgefühl, wie er so Stunde auf Stunde an der Zimmerthür seiner Tochter lauschte, oder dem Doctor rastlos entgegenwanderte, um auch dort nur einen vorübergehenden Trost zu finden.

Wenn ihm aber das Herz brechen wollte, dann wandte der alte Herr seinen müden Schritt dem stillen Friedhofe zu und verbrachte dort ganze Stunden im heißen Gebet am Grabe der geliebten Gattin. Der Schmerz um sie war ein sanfter und gleichsam verklärter im Vergleich zu der Seelenqual, welche die Sorge um die Tochter und die Reue über seine unzweckmäßige, eigenwillige Vorsorge, die das, was gemieden werden sollte, in so fürchterlicher Weise herbeigeführt, dem Vaterherzen bereitete.

So saß er eines Abends auf der Bank an dem grünen Hügel, vertieft in peinigende Gedanken. Den Tod Blanka's sah er vor Augen wie ein unabwendbares Verhängniß, ein Verhängniß, das er heraufbeschworen! Gäbe es dafür keine Sühne? Könnte er nicht statt ihrer in den Tod gehen? Wie doppelt beseligend würde solcher Tausch sein! Er, vereinigt mit der vorangegangenen Gattin — seine Blanka dem Leben wiedergegeben! Er ergriff diese Möglichkeit, als läge darin eine Rettung.

Immer ernster durchdachte er sie. Es war ihm, als hinge es von seinem Entschluß ab, dem Todesengel Ersatz zu bieten . . . Wie eine Gewißheit wurde es in ihm: „Gott nimmt das Opfer an, Blanka ist gerettet und ich werde heimgehen.“

Da berührte eine Hand seine Schulter. Er fuhr empor. Ida stand bei ihm; sie hatte ihn aufgesucht und kaum noch zu erkennen vermocht. „Lieber Vater —“, begann sie, doch die Stimme versagte ihr.

„Ich weiß, was Du mir bringst“, sagte der Alte nach einer kleinen Pause. „Es überrascht mich nicht. Die Gefahr ist vorüber; wir haben unsere Blanka wieder.“

Ida umhalste ihn weinend und bestätigte in stummer und doch beredter Weise seine wunderbare Vermuthung.

Sanft löste er sich aus ihrer Umarmung und sprach mit eigenthümlicher Betonung: „Mein Kind, nun laß mich heimgehen.“

Und wirklich, Blanka's Zustand wandte sich langsam, aber ersichtlich der Genesung zu, und die Herzen der Bewohner von Grada erschlossen sich wieder der Hoffnung und Freude. Feierlich war die Freude des Vaters; seine Seele barg ein ihm unaussprechlich liebes Geheimniß.....

Sehen wir, wie wir die Lieben zwölf Monate später wiederfinden.

Es ist ein wundervoller Herbstnachmittag. Die Sonne strahlt goldroth am Himmelsgewölbe und die Luft weht so rein, das Firmament ist so gleichmäßig blau, wie es der Norden nicht häufig kennt. Hell blitzen die Fensterscheiben des Gradaer Hauses im Abendglanze und kerzengerade steigt der Rauch aus dessen alten hohen Schornsteinen empor. Leise werfen die Bäume ihre buntfarbigen Blätter zur Erde nieder und einem etwa einjährigen Kinde in den Schooß. Dasselbe greift lächelnd darnach und bietet sie jauchzend der Mutter dar. Dieser Knabe ist der kleine Ernst Ladore, der zu den Füßen des Großvaters und der Mutter auf der Treppe der Gradaer Veranda spielt. —

Blanka sieht immer noch zart, aber doch bei Weitem kräftiger als früher aus. Sie ist mit einer Arbeit beschäftigt und theilt ihre Aufmerksamkeit zwischen dem Kinde und dem lieben alten Vater, welcher derselben auch recht benöthigt scheint. Herr Deodat ist seit dem Tode seiner Anna und der durch seine mißglückte Fürsorge herbeigeführten, lebensgefährlichen Krankheit Blanka's nie wieder ganz wohl gewesen. Mit steigender Besorgniß sieht sie diese sonst so gebietende Gestalt sich täglich tiefer neigen, diese milden Augen immer matter leuchten.

Alles, was Kindesliebe vermag, geschieht für das theure Oberhaupt der Familie, aber die Erfolge sind wenig befriedigend. Nur ihm konnte nichts befriedigender sein, als die stille Gewißheit, mit der er sich trug.

„Wird es Dir auch nicht zu kühl, bester Vater?“ begann die Baronin, als derselbe das soeben gelesene Zeitungsblatt fortlegte und sich liebreich zu dem Enkelchen wandte.

„Durchaus nicht, mein Kind; aber ich will den Augenblick vor Sonnenuntergang noch benutzen und zu der Mutter wandern.“ „O, nimm mich mit“, rief lebhaft die Tochter. „Der kleine Quälgeist hier hat mich ohnehin schon länger als billig davon abgehalten und die Wärterin mag ihn jetzt einmal nach sich nehmen!“

Sie stand auf, winkte der in der Nähe beschäftigten Kinderfrau und schlang den Arm des Vaters liebreich durch den ihrigen.

Es war lieblich anzusehen, wie diese Beiden, so innig vereinigt, durch die herbstliche Landschaft schritten. Mancher graubärtige Ackersmann stand still oder schaute von seiner Arbeit auf, um dem verehrten Gutsherrn und seiner freundlich grüßenden Tochter nachzublicken. Der Hügel, unter welchem Frau Anna ruhte, war bereits dicht mit Epheu überwachsen und das Kreuz mit dem unvergeßlichen Namen umblühten noch einige Spätrosen. Heiliger Friede umgab die traute Stätte.

„Es wird öde und kalt auf Erden, wenn man das Liebste bereits

im Jenseits sucht, mein Kind", sagte endlich Herr Deodat, sich zum Heimweg anschickend.

„O, sprich nicht so Vater! Hast Du nicht uns Alle noch, die wir Dir kindlich liebend angehören und täglich erneut die Gnade Gottes preisen, welche Dich uns noch gelassen hat? Und dann Bruder Arthur's und Ida's Glück, Evchen's Kinder und unser häusliches Gedeihen? — Trotz des Schlages, der uns so unerwartet der besten Mutter beraubt, fehlt es doch wahrlich nicht an Segen von Oben."

„Glaube nicht, daß ich undankbar bin und den Schatz Eurer Liebe verkenne, wenn mich die Sehnsucht immer mächtiger der Heimat entgegen und ihr nach zieht, die meiner Seele bestes Theil war! — Wer so ganz in einem anderen Wesen aufgegangen, lernt es in meinem Alter schwer, sich ohne dasselbe zurechtzufinden."

„Aber was wir in Gott geliebt, kann uns selbst durch den Tod nicht völlig entrissen werden — und wir werden es wieder finden!" rief Blanka innig.

„Wiederfinden! — aber wann? — Das ist es, was mich oft quält und weshalb allein ich mir ein längeres Verweilen hinieden noch wünschen könnte. Wenn ich mir sage, wie groß der Abstand zwischen mir und meiner Anna vor Gott ist, fühle ich tief, wie sehr ich noch einer Frist zu meiner inneren Läuterung bedarf, um dereinst dauernd mit ihr vereinigt zu bleiben."

„Der erste Schritt zu einer solchen ist wol für uns Alle derselbe", entgegnete die Tochter. „Er besteht in dem ernsten Streben, sich mehr und mehr dem Willen des Herrn demuthsvoll und freudig zu unterwerfen, auch wo sein Rathschluß unerforschlich und für unsere Hoffnungen vernichtend ist. Besser als mein ganzes früheres Leben hat mich dies meine schwere Krankheit verstehen gelehrt. Erst im Angesicht des Todes lernte ich ganz begreifen, worin die echte Frömmigkeit besteht und ich preise im Rückblick eine Fügung, welche mir diese höchste Erkenntniß zugänglich gemacht!"

„Und mir, geliebtes Kind", sprach der Greis und legte segnend die Hand auf der Tochter Haupt, „mir hat jene selbstverschuldete, martervolle Leidenszeit eine zweite unumstößliche Wahrheit offenbart, welche Euch Allen zur Richtschnur für das Leben dienen möge. Sie besteht in der Ueberzeugung, daß der Mensch mit seiner Kurzsichtigkeit sich niemals vermessen soll, in die Wege der Vorsehung einzugreifen. Siehe, ich dünkte mich klug und weise, als ich Dir damals den Tod der theuren Mutter verheimlichen wollte, und die Folge war die traurigste. Was ich zu vermeiden gedachte, führte ich zwiefach furchtbar herbei. Gott, der Alles, auch die Verhältnisse giebt, wird sie stets zu unserem Heile wenden, wenn wir ihn nur walten lassen. Darum — unsern Blick zu ihm empor, unser Ohr geöffnet für seine heiligen Mahnungen in Schrift, Leben des Einzelnen und Weltgeschichte — unser Herz demüthig seiner Vaterhand dahingegeben! — Dies Eine thut Noth und dahin möge es mit uns Allen kommen!" —

---

# Amerika nach dem Bürgerkriege.

Studien von **F. Kreyßig.**

## II. Die Elemente der Unions-Bevölkerung.

Schon im Juni 1865, weniger als drei Monate nach Beendigung des Kampfes, entwickelte Johnson einer Deputation von Süd-Karolina seine Lehre von der Unverlierbarkeit der Staatenrechte.*) Der seither von ihm vertheidigte „Wiederherstellungsplan" war deren ganz folgerichtiges Ergebniß: Provisorische Gouverneure, durch den Präsidenten ernannt, lassen Volksvertretungen behufs Herstellung der Verfassung wählen (constitutional conventions) und zwar nach dem bisher giltigen Wahlgesetze des Staates. Diese beschließen die Aufhebung der Secessionsacte. Dann versammelt sich nach alter Ordnung die Gesetzgebung des Staates, erklärt die Rebellenschuld für ungiltig, schafft die Sklaverei ab, gewährt den freigewordenen Negern gesetzlichen Schutz. Sind diese Bedingungen erfüllt, so steht der Gouverneurswahl und dem Eintritt in den Congreß zu vollen, früheren Rechten, „der Vernichtung des Schuldbuches" nichts mehr entgegen. — So schien Alles sich leicht und sicher zu regeln. Man blieb dem Geiste der Mäßigung und der Versöhnlichkeit treu, welchem die Union unter Lincoln's Leitung ihre schönsten Erfolge verdankte. Man reichte den vereinten Brüdern im Süden zu aufrichtiger Versöhnung die Hand, ging der verderblichen Nothwendigkeit aus dem Wege, die eine Hälfte des Volkes durch die andere niederhalten und überwachen zu müssen, vermied dadurch die Erbübel der europäischen Monarchie: das stehende, zahlreiche Friedensheer mit seinen, der Freiheit wie dem Geldbeutel gleich gefährlichen Consequenzen, führte in kürzester Frist das Vertrauen zurück und damit Arbeit, Erwerb und Wohlstand. — So der Präsident und seine Freunde, so in vollem Chor die große Mehrzahl der europäischen Zuschauer. Man vergaß nur Eins: den Gebrauch, welchen die gesetzlichen Vertreter der Südstaaten menschlicher Voraussicht nach von der ihnen zugedachten Souveränetät machen würden. Wohl waren in englischen, französischen und auch deutschen Berichten ordentlich rührende Erzählungen zu lesen von der ritterlichen, loyalen Haltung der in rühmlichem Kampfe unterlegenen Helden des Südens. Aber nur zu bald redeten die Ereignisse für Jeden, der hören und sehen wollte, eine andere Sprache. Kaum hatte Johnson seine Gouverneure ernannt (lauter begnadigte Rebellen), so legte ein lähmender Einfluß sich auf die Bestrebungen der Negerfreunde im Süden, der Racenhaß erwachte, der befreite Sklave mußte

---

*) Man sehe den ersten Artikel in Heft VII. p. 192 ff

entgelten, wofür an dem Yankee Rache zu nehmen man nicht stark genug war. So wie Johnson, schon im Sommer 1865, die Besatzungen verminderte oder zurückzog, beginnt im ganzen Süden die Auflehnung gegen die neue Ordnung der Dinge. In Mississippi muß Johnson's Schützling Sharkey dem ganz offen rebellischen Gouverneur Humphreys den Platz räumen. In Alabama versagt man den Negern das persönliche Auftreten vor Gericht und bedroht alle „schwarzen Vagabunden", d. h. befreite Neger, die nicht Frohnarbeit leisten wollen, in gutem alten Styl mit Aufhängen an den Daumen und Peitschenhieben. In Tenessee werden Negerschulen verbrannt, in Arkansas, in Süd-Karolina, selbst in Virginien, vor den Augen des Congresses nehmen die Gewaltthaten überhand gegen die Schwarzen und die unionstreuen Weißen. Ueberall verkümmern die unter dem Schutze der Unionsbehörden aufgekeimten Anfänge der freien Arbeit, und hinter dem Vorhange der tröstlichen Berichte, durch welche Johnson's Beamte ihren Chef erfreuen, bereiten die Schrecken des erneuten Bürgerkrieges, ja des Racenkampfes sich vor.

Aber das war noch nicht das Schlimmste! Johnson hatte sich doch merkwürdig verrechnet, wenn er die Männer des Nordens, welche kaltblütig drei Milliarden Dollars und eine halbe Million Menschen für die culturhistorische Sendung der Union geopfert hatten, durch constitutionelle Kunststücke lahm legen wollte. Er täuschte Niemanden, als sich selbst; er schüchterte Niemanden ein. Aber das Schlimmere gelang ihm. Er trieb die Bewegung aus der Bahn des besonnenen Fortschritts und entfesselte die Wildwasser des Radicalismus. Er gab den Idealisten, den Männern der bedingungslosen Forderungen, Recht gegen die gemäßigten, vermittelnden Naturen. Der Radicalismus lebt von der Gefahr. Er ist der Grundanlage des amerikanischen Angelsachsen kaum weniger fremd, als der des europäischen. Sein natürlicher Gegensatz gegen die Freiheit, in deren Namen er aufzutreten pflegt, macht ihn dem praktischen Instincte des Einen wie dem des Andern verdächtig. Aber seine Energie, die er seinem Vater, dem reinen Gedanken, und seiner Mutter, der Leidenschaft verdankt, macht ihn in großen Krisen unentbehrlich. So hat denn Amerika wenige Monate nach dem Frieden erleben müssen, was alle Schrecken des offenen Waffenkampfes nicht hatten herbeiführen können: die grundsätzlichen Abolitionisten, die Prediger unbedingter politischer und socialer Gleichberechtigung, ohne Rücksicht auf Bildung, Besitz und Farbe, gewannen unter Sumner im Senat, unter Thaddäus Stevens im Congreß die entscheidende Stimme. Das verhängnißvolle Wort: „politische Emancipation der Neger" war die Antwort des Nordens auf die Weigerung des Südens, sich thatsächlich in die Anerkennung ihrer Menschenrechte zu fügen. Es erhob sich die Frage: Wird es möglich sein, den Neger in der neuen Freiheit zu schützen, ohne ihm das Stimmrecht, den Antheil an der Regierung zu geben? Und wenn nicht: Was soll aus dem amerikanischen Volke, aus dieser ohnehin bunten Mischung

europäischer und außereuropäischer Elemente werden, wenn nun plötzlich dieser Strom afrikanischen Blutes sich in ihre Adern ergießt, wenn vier bis fünf Millionen Neger, von der Wahlurne aus, nun wie eine Sündfluth herein brechen werden über Volksvertretung, Regierung, Gerichte, über Kirche, Familie und Gesellschaft!

Die Radicalen freilich waren und sind schnell bereit mit der Antwort. Längst hatten ihre Schriftsteller, ihre Redner den armen gepeinigten Neger mit aller Glorie des Märtyrerthums umgeben. Seit „Oncle Tom's Hütte" diesen Ton angegeben, hatte der „damned black rascal", der „verdammte schwarze Schuft", sich in einen interessanten Liebling Gottes und der Natur verwandelt. Das weiche Gefühl des Negers, seine feurige Phantasie, seine musikalisch-poetische Beanlagung wurden Gegenstand der Bewunderung. Man entdeckte in den „schwarzen Gentlemen" Schätze körperlicher und politischer Begabung. Oeffentlich ersehnte Sumner den Tag, an welchem er im Senate einem schwarzen Amtsgenossen werde die Hand drücken können. Mit dem Muthe der äußersten Consequenz empfahl man öffentlich den „Gräuel" der „Misegenation", des Eherechtes zwischen Schwarzen und Weißen, indem man den entrüsteten Südländern höhnisch ihre Mulatten und Quadroons, ihre Farbigen aller Schattirungen, vom Congo-Ebony (dem ebenholzfarbigen Afrikaner) bis zum leicht gebräunten virginischen Haussklaven entgegen hielt.

Aber damit rührte man denn doch an eine gefährliche Stelle. Gewiß hat der Krieg in das, nicht etwa auf den Süden beschränkte, Racenvorurtheil eine bedeutende Bresche gelegt. Massachusetts, „der Kopf der Union", hat nicht nur seine Kirchen und Schulen, sondern auch seine Omnibus, seine Eisenbahn-Wagen, seine Concertsäle und Vergnügungsorte den Farbigen geöffnet. Die meisten Nord- und Mittelstaaten haben sich mehr oder weniger angeschlossen, doch fast überall bleibt heute noch ein weiter Schritt zu thun von der Umformung des Gesetzes zur Umformung der Sitte. Fast überall thut der Neger noch wohl daran, auf der Eisenbahn mit dem Viehwagen vorlieb zu nehmen, wenn nämlich seine heile Haut ihm lieb ist. Der Gedanke vollends an eheliche Verbindung eines Negers mit einer weißen Frau schließt für den Amerikaner, auch des Nordens, noch jetzt den Inbegriff alles Scheußlichen in sich. Es ist dies ein bekanntes psychologisches Phänomen, welches unter verschiedener Form überall auftritt, wo eine niedere Race oder Gesellschaftsclasse um ihre Emancipation kämpft, in einem Theile der amerikanischen Staaten aber durch den thatsächlichen Mangel an weißen Frauen nicht wenig geschärft wird. Einem Neger, der sich Zudringlichkeiten gegen ein weißes Mädchen erlaubt hatte, stach man noch im Jahre 1866 im Fort Halleck die Augen aus, hieb ihm Hände und Füße ab und warf ihn dann, nachdem man ihn durch ein seines Bodens beraubtes Fäßchen gesteckt, den Wölfen zum Fraß in die Prairie. Im ganzen Süden pflegte man solche Vergehen gegen die socialen Schranken vor dem Kriege durch Verbrennen bei gelindem Feuer zu strafen. Wohl mehren sich jetzt

überall die gebildeten, wohlhabenden Farbigen, wohl sieht man die Neger als Gehülfen, als Dienstboten, als freie Arbeiter in vielen Geschäften. Aber von da bis zur Gleichstellung, bis zur Aufnahme in die Gesellschaft, ist es ein weiter Weg. Es hat der ganzen leidenschaftlichen Thorheit der Südländer und des ganzen doctrinären Starrsinns Johnson's bedurft, um auch nur dem ernstlichen Gedanken an eine solche Umwälzung bei der Mehrheit der nördlichen Bevölkerung Eingang zu schaffen. Und bis auf diese Stunde sind die Zweifel, auch wohlgesinnter Philanthropen, an ihrer Ausführbarkeit sehr wohl zu begreifen — zumal die Zusammensetzung des amerikanischen Völkergemisches, auch ohne diesen massenhaften Zusatz afrikanischen Blutes, ohnehin bunt genug scheint, um die vielgerühmte Aneignungskraft der angelsächsischen Race auf ernste Proben zu stellen.

Wie schon berührt, weht das Sternenbanner als schützendes Symbol über Sprößlingen fast aller Racen. Indianer und Chinesen an den Küsten und in den Prairien des Westens, farbige Mischlinge überall durchsetzen die kaukasische Mehrheit. Und in dieser wiederum zählen Deutsche und keltische Iren neben den Angelsachsen längst nach Millionen, Franzosen und Spanier nach vielen Tausenden, von kleinen Fragmenten aller anderen europäischen Stämme gar nicht zu sprechen.

Zu unterst in ihrer Bedeutung für das Fortwachsen Amerikas stehen, trotz ihrer bekannten Arbeitskraft und Fruchtbarkeit, bis jetzt die Mongolen (Chinesen). Ihre Einwanderung datirt erst seit dem Aufblühen Californiens, also seit zwei Jahrzehnten. Als Geschäftsleute jeder Art, als Kleinhändler, Garköche, Handwerker und Dienstboten sieht man sie emsig schaffen, um an den reichen Erwerbsquellen des Goldlandes ihren Theil zu gewinnen. Ihre Betriebsamkeit, Sparsamkeit und Schlauheit würden sie bald genug zu gefährlichen Concurrenten machen, wenn ihr Nationalcharakter sich nicht jeder Verschmelzung mit europäischem Blut, vollends mit dem spröden, hochfahrenden angelsächsischen Stamme widersetzte. So geht ihr Trachten nur dahin, für die möglichst baldige Rückkehr in die Heimat einen Sparpfennig zu sammeln. In Amerika, unter den „rothköpfigen Barbaren", wollen sie sich nicht einmal begraben lassen, und chinesische balsamirte Leichen sind bekanntlich ein stehender Fracht-Artikel für die von San Francisco nach Hong Kong gehenden Schiffe. Mag nun immerhin die Zahl der alljährlich ankommenden Chinesen, wie neueste Berichte melden, die der zurückkehrenden übertreffen: von ihrem etwaigen Einflusse auf die Substanz des Volks der Union ist aus dem angegebenen Grunde dennoch Nichts zu fürchten. Sie stellen, augenblicklich in der Zahl von gegen 100,000 Köpfen, eine sehr nützliche, materielle Arbeitskraft dar. Uebrigens sind sie Fremde und betrachten sich als solche, und der nationale Instinct der Yankees wird schon dafür sorgen, daß dies so lange so bleibt, bis man sie eines Tages entbehren kann.

Zahlreicher und einflußreicher als die gelben Menschen sind die rothen, die Urbewohner des Landes. Im Osten so gut als vernichtet,

durchziehen sie noch, in ungefähr 200 Stämmen und Stämmchen, in schwer zu berechnender Anzahl, doch wohl kaum mehr als 300,000 Köpfe stark, die weiten Jagdgründe zwischen dem Missouri und dem Felsengebirge. Abneigung gegen regelmäßige, an Tag und Stunde gebundene Arbeit hat bis jetzt allen Versuchen widerstanden, sie für das Culturleben zu gewinnen. Und diese Versuche sind an verschiedenen Orten und zu verschiedenen Zeiten ernsthafter und wohlwollender gemacht worden, als die landläufigen Schilderungen amerikanischer Habsucht und Grausamkeit es zugeben wollen. Der Indianer, im Ganzen und Großen, kennt noch heute kein ehrenvolles Gewerbe, als Jagd und Raub. Ist sein Vorrath verzehrt, ehe neue Jagdbeute da ist, so geht er einfach dem besser versorgten Nachbarn, zumal dem Weißen, zu Leibe. Das ist seine Rechtsanschauung, er weiß es nicht anders. Sein Verhängniß ist sein Zusammentreffen mit einer Gesellschaft, welche durch die Culturergebnisse von Jahrtausenden socialer Arbeit und Schicksale von seinen Gewohnheiten und Anschauungen getrennt ist, und weder Zeit noch Lust hat, auf ihn zu warten. Die Belehrungen des gebildeten, arbeitsamen Kaukasiers sind für ihn so viel werth, wie ein philosophischer Vortrag für ein Kind. Wenn der amerikanische Philanthrop ihn zwischen die Nothwendigkeit der Arbeit und des Unterganges stellt, so antwortet er einfach: „Der rothe Mann ist aber kein Ackerbauer, sondern ein Jäger und Krieger.“ Gegen dies Argument helfen nur die Jahrhunderte — oder die Spitzkugel. „Man gebe“, sagt Dixon in seinem mehrfach angezogenen Werke. „man gebe dem Indianer Geld, Vieh, Saat, Haus, Hof und Land — er wird sein Vieh, sein Geräth, sein Holz verkaufen, sein Land verpachten, sein Geld versaufen und als Bettler davon gehen, oder als Räuber.“ — So geschah es in Oneida-Creek, im Staate New-York, so an mehreren anderen Orten. Die Ausnahmen (z. B. die Shawnee-Colonie zu Wyandotte in Missouri, die Delaware-Colonie zu Leavensworth in Arkansas, die Pottowatomies bei der St. Mary-Mission) beweisen Nichts gegen die Regel.

Somit wäre denn das indianische Element bei einer Würdigung amerikanischer Verhältnisse höchstens als vorübergehende Störung der vorschreitenden Cultur-Arbeit in Rechnung zu ziehen, wenn ein geheimnißvoller moralischer Einfluß desselben nicht einen merkwürdigen Gegensatz gegen seine physische Schwäche bildete. Es ist dies nicht so zu verstehen, als könnten wir uns veranlaßt fühlen, uns zum Echo gewisser englischer und auch wol deutscher Darstellungen zu machen, die mit Behagen von der Verindianerung, von der physischen und moralischen Ausartung der Yankees zu erzählen wissen, so oft ein Paar Rowdies in den Straßen von New-York oder Baltimore sich raufen. Aber ganz ohne Grund ist es nicht, was man von einem Genius loci, einem unwiderstehlichen Einfluß des Landes und Klimas liest, der in Amerika an den Nachkommen der europäischen Einwanderer immer merklicher das Werk beginne, welches er im Laufe der Jahrhunderte an den rothen Stämmen vollendet hat. Es wird von diesem Punkte später bei Darstellung gewisser Phä-

nomene des geistigen und sittlichen amerikanischen Lebens zu sprechen sein. Und auch ein unmittelbarer Einfluß des von den Indianern gegebenen Beispiels auf die Sitten der westlichen Bevölkerungen ist nicht zu verkennen. Wie es zu gehen pflegt, wo Cultur und Barbarei sich berühren, man hat sich gegenseitig vielfach die Laster abgesehen. Der Indianer säuft wie ein weißer Maulthiertreiber, und der westliche Farmer und Trapper ist ausschweifend, grausam und hinterlistig, wie ein Indianer. Polygamie ist im Westen nicht nur unter den Mormonen beliebt, und aufs Skalpiren versteht sich der westliche Ansiedler im Nothfalle eben so gut, wie der räuberische Indianer, der seine Viehställe umschleicht. Wird die westliche Bevölkerung einmal durch indianische Gewaltthaten oder durch die philanthropische Pedanterie der Unionsgerichte auf's Aeußerste gebracht, so gehören entsetzliche Gräuel, blutige Vernichtung ganzer Stämme nicht zu den Seltenheiten. Man muß nämlich wissen, daß für den gebildeten Yankee in den Städten des Ostens der „ritterliche" indianische Krieger ungefähr so anziehend ist, wie der „polnische Freiheitskämpfer" für die westeuropäische Salon-Welt. Das Urbild von Cooper's Uncas ist nicht sowohl auf den Jagdgründen der Shawnee zu suchen, als in der Phantasie der Philanthropen von Boston. So kommt es denn wol vor, daß indianische Straßenräuber und Mörder, vor die Unionsgerichte in Washington geführt, zu ihrer eigenen Verwunderung als Freigesprochene und reichlich beschenkte Märtyrer ritterlichen Freiheitssinnes in ihre Wigwams zurückkehren. Ihre Stammgenossen müssen für solche übel angebrachte Großmuth dann bei erster Gelegenheit mit einem Blutbade zahlen. Aber wie die Grausamkeit und Rachsucht, so ist auch die Worttreue und die heroische Todesverachtung des Indianers westamerikanisch geworden. Der Bürgerkrieg hat dafür glänzende Beispiele geliefert. Wenn indessen englische Beobachter so weit gehen, auch die amerikanische Verfassung auf den „Bund der fünf Nationen", und die amerikanische Gastfreundschaft gegen Einwanderer auf die bekannte Ergänzung geschwächter Indianerstämme durch Adoption von Kriegsgefangenen zurückzuführen, so verlangen sie für diese Leistungen ihres Scharfsinnes wohl kaum selbst ernstliche Beachtung.

Von ganz anderer und täglich steigender Bedeutung für den Gährungsproceß des amerikanischen Misch-Volkes oder Völker-Gemisches ist natürlich die europäische Einwanderung. Soweit dieselbe aus England und Schottland kommt, führt sie lediglich frisches, kräftiges Blut zu, ohne das einheitliche Grundeleement zu gefährden. Aeußerlich und innerlich durch unvertilgbare Züge von den Yankees geschieden, durch Masse und gediegene Lebens- und Arbeitskraft mehr und mehr Beachtung erzwingend, treten dagegen die 5 bis 6 Millionen Deutschen hervor, der sechste Theil der Gesammtbevölkerung. Ihre zunehmende Zahl, namentlich im Westen, in Missouri, Michigan, Wisconsin, ihre Haltung während des Krieges, ihre wachsende geistige und sociale Rührigkeit und manche schönen Erfolge, welche ihnen das letzte Lustrum gebracht hat, haben ihnen die Theilnahme des Mutterlandes stärker und stärker zuge-

wendet. Man gefällt sich bei uns in dem Gedanken an ein „glücklicheres und freieres, jenseits des Oceanes erblühendes Deutschland", und es fehlt nicht an Enthusiasten, welche unsere transatlantischen Stammgenossen bereits im Geiste als die „Erzieher der materialistischen Yankees zu höherer Weltauffassung" begrüßen.

So weit wir unsererseits durch unbefangenes und sorgfältiges Zusammenhalten der Zeugnisse und der Thatsachen uns über diese Frage ein Urtheil gebildet haben, möchten wir bei aller Anerkennung des Fortschritts denn doch vor zu sanguinischen Vorstellungen warnen. Thatsache ist ohne Zweifel die während der letzten drei Jahrzehnte immer stärker sich vollziehende Hebung des deutsch-amerikanischen Elements. Von den drei Menschenclassen, in welche Macchiavelli unsere Gattung theilt (nämlich solche, die aus eigener Kraft die Dinge begreifen, solche, die begreifen, was man sie lehrt und endlich solche, die überhaupt nichts begreifen), sind in Folge unserer politischen Erschütterungen auch die beiden ersteren gegenwärtig in nicht ganz geringer Zahl über das Meer gewandert. Neben dem fleißigen, sparsamen, aber auch unbehülflichen und engherzigen Bauern aus dem Schwarzwalde und dem Neckarthale, neben der wüsten Masse hülf- und haltloser deutscher Arbeiter, den „damned dutch niggers", die in den Hafenstädten niederfallen wie müde Heuschrecken nach dem Fluge über das Wasser, neben den Abenteurern und verlorenen Söhnen fehlt es längst nicht mehr an wohlhabenden deutschen Kaufleuten und Gewerbtreibenden, an strebsamen deutschen Gutsbesitzern, an achtbaren deutschen Aerzten, tüchtigen Lehrern, trefflichen Publicisten, ausgezeichneten Redacteuren und sonstigen Schriftstellern. Die deutsch-amerikanische Zeitungspresse entwickelt sich sichtlich im ganzen Norden und Westen und selbst im Süden tritt die Tenessee-Staats-Zeitung in Nashville seit dem Kriege in ehrenwerthester Weise als Vertheidigerin deutsch-humaner Lebensanschauung auf. Allein trotz dieser so sehr erfreulichen Erscheinungen hat das amerikanische Deutschthum wesentliche Bedeutung bis jetzt doch wohl weniger in der politischen, als in der wirthschaftlichen und physiologischen Sphäre. Deutsche Arbeits- und Sparkraft weiß der Yankee trefflich zu schätzen und die zahlreichen deutsch-angelsächsischen Mischehen führen dem Volke der großen Republik einen werthvollen Zusatz von robuster Fülle und ausdauernder Kraft zu. Daß dabei viel deutsches Blut englisirt wird, ist zu natürlich, als daß wir es lebhaft beklagen könnten. Unser Stamm spielt in der deutsch-amerikanischen Völker-Ehe vor der Hand noch die weibliche Rolle (wenn wir so sagen dürfen) und es ist die Ordnung der Natur, daß die Frau in den großen Lebensbeziehungen dem Manne folgt. Damit haben wir denn auch über die neuerdings so vielbewunderten deutsch-amerikanischen Errungenschaften der Turnvereine, Liedertafeln und — Bierhallen unsere Meinung angedeutet. Wie man weiß, haben sich diese drei specifisch deutschen Institutionen jenseits des Oceans in wirklich amerikanischen Verhältnissen entwickelt. Der Luxus der Festhallen und ganz besonders der der Diners und der Kneipereien wetteifert mit dem Besten, was

wir in der Festperiode, die dem „Bruderkriege“ vorausging, geleistet haben. Auf jeden Fall ist die hier zu Tage tretende Wohlhabenheit unserer transatlantischen Stammgenossen, ist ihr Sinn für Kunst und heitern Lebensgenuß, ihr geselliges Zusammenhalten, recht erfreulich. Das deutsche Lied, die deutsche Symphonie sind wahrlich keine gering zu achtenden Momente unseres nationalen Besitzes. Auch die Bestrebungen der deutsch-amerikanischen Turnvereine mit ihren hübschen Gesellschaftslocalen, Bibliotheken, wissenschaftlichen Vorträgen, geselligen Zusammenkünften, Waffenübungen und ihrer strengen Ueberwachung der Ehrenhaftigkeit jedes Mitgliedes verdienen vom nationalen und menschlichen Standpunkte die wärmste Anerkennung. Allein was ein halbes Jahrtausend enger, gedrückter Privat-Existenz, ohne öffentliches Leben und ohne nationales Bewußtsein aus uns gemacht hat, läßt sich eben in ein paar Generationen nicht in das Gegentheil umwandeln. Der Umformungsproceß verlangt seine Zeit und es ist immerhin die Frage, ob die Aneignungskraft der Yankees sich nicht schneller erweisen wird, als der politische Verjüngungsproceß der Deutsch-Amerikaner. Daß man in Amerika, ohne allen Unterschied der Parteien, dem Aufkommen des Deutschthums durchaus abgeneigt ist, erhellt aus tausend Zeichen und hat der Krieg daran wenig oder nichts geändert: mußte doch selbst der alte, biedere Lincoln die deutschen Generale, um der öffentlichen Meinung willen, planmäßig zurücksetzen. Wie nach Verabredung wird das deutsch-amerikanische Element in amerikanischen und englischen Berichten und Schilderungen todtgeschwiegen. Man weiß eben die nützlichen deutschen Arbeiter und Soldaten zu schätzen, man läßt sich allenfalls von den deutschen Sängern Etwas vorsingen (namentlich wenn man für solche Herablassung deutsche Wahlstimmen gewinnen kann), man achtet in einzelnen Deutschen Bildung und persönlichen Charakter. Aber im Allgemeinen fehlt es noch an dem rechten Respect und nicht selten steigert sich diese vornehme Indifferenz auch heute noch zu feindseliger Härte. Es ist nur zu erklärlich, daß die deutschen Berichte aus dem Süden auch jetzt noch die alte Klage über „Nativismus“ und „Know-Nothing-thum“ oft genug wiederholen. Aber auch im Norden und Nordwesten ist es nicht so schön bestellt, als optimistische Berichte glauben machen wollen. Klagt doch selbst (Febr. 1867) Friedrich Münch aus dem „deutschen“ Missouri, daß man dort den fanatisch deutsch-feindlichen Drake zum Senator für Washington gewählt habe. Schlimmer noch steht es im halbcultivirten Nordwesten. Da kommen z. B. (Weihnachten 1866) in die von den Indianern während des Bürgerkrieges so furchtbar heimgesuchte Turner-Colonie Neu-Ulm (Minnesota) ein paar als Indianer verkleidete Yankee-Trapper. Sie finden die deutschen Honoratioren des Ortes nach Landessitte im Gasthause zum Weihnachts-Lunch (Frühstück) versammelt. In den Saal eingetreten, führen sie einen wilden Indianertanz auf, rasen sich in Wuth, insultiren und bedrohen die Gäste. Der Wirth, welcher endlich den einen der Taugenichtse ergreift, wird darüber von dem anderen meuchlings niedergestochen. Nun werden

die beiden Ruhestörer verhaftet. Aber die wüthende Menge, noch in frischer Erinnerung an die im Jahre 1862 erlebten Gräuel und in guter Bekanntschaft mit der Parteilichkeit der westlichen Geschworenen-Gerichte läßt sich zu einer ganz undeutschen That fortreißen. Man stürmt das Gefängniß und hängt die beiden Strolche kurzer Hand. So weit war Alles in herkömmlicher, nordweststaatlicher Ordnung vor sich gegangen. Aber die amerikanischen Mitbürger empfanden es doch übel, daß diese „damned dutchmen" sich unterstanden hatten, wie eingeborene Amerikaner zur Selbsthülfe zu schreiten. Der Gouverneur des Staates, in tugendhaftem Zorn über die Gewaltthat, begnügte sich nicht etwa mit gesetzlicher Verfolgung der Excedenten, sondern er theilte das County (den Gerichts- und Verwaltungsbezirk) Neu-Ulm den benachbarten Counties zu, d. h. er brachte das zu ungelegener Stunde aufgetauchte deutsche Selbstbewußtsein ein für allemal unter englisch-amerikanischen Majoritäten zur Ruhe. Es ist einmal nicht anders. Der Deutsche ist dem angelsächsischen Amerikaner ein willkommenes, für Ausbeutung und Aneignung trefflich passendes Material. Man gönnt ihm im Privatleben die Erfolge seiner Arbeit, duldet gelegentlich, des Wahleinflusses wegen, einen besonders hervorragenden deutschen Parteiführer eine Zeit lang in einem Ehrenamte (z. B. Karl Schurz) und läßt sich allenfalls einen gewissen gemüthlichen socialen Einfluß deutscher Sitte und deutschen Geistes in sehr bescheidenen Grenzen gefallen. Aber von maßgebenden deutschen Strömungen, von einer Alterirung des Volks-Organismus durch die fünf Millionen Deutsch-Amerikaner kann zur Zeit noch gar nicht die Rede sein. Dazu ist der Deutsche, wie ihn seine Geschichte nun einmal erzogen hat, zu weiches Metall.

Ganz anders steht es mit den Irländern. Den Deutschen an Zahl nicht gleich, obwol ihnen nahe kommend (etwa im Verhältniß 4 : 5), spielen sie als Einzelpersonen eine weit schlechtere, als Masse eine weit bedeutendere Rolle, als unsere Landsleute. Der auswandernde Irländer gehört noch heute, wie früher der deutsche Auswanderer, meist den untersten Classen an. Er ist roh, trunksüchtig, liefert das stärkste Contigent zu den Massen von Rowdies, welche die Straßen der amerikanischen Seeplätze unsicher machen. Wo es einen Auflauf, eine Prügelei, einen Wahlscandal giebt, ist er sicher voran. Seine leicht entzündbare Phantasie, seine Rauf- und Trinklust, seine Freude an Gewaltthätigkeit aller Art wird von den „Drathziehern", den politischen Machern, mit Vorliebe ausgenutzt. Es war im Sommer 1866 ein öffentlicher, in allen Zeitungen besprochener Scandal, als die Demokraten-Partei im Norden irische, neu angekommene Vagabunden zu vielen Tausenden als Bürger der Vereinigten Staaten einschwören ließ. „Una vertigo quiritem facit." Ein paar Worte, von mitgebrachten, handwerksmäßigen „Zeugen" beschworen, machen den „Bürger", das echte „Stimmvieh". Aber bei dem Allen besitzt Paddy zwei Eigenschaften, die ihn ganz anders sich fühlen lassen, als die ihm an Intelligenz und wirthschaftlichen Tugenden so weit überlegenen Deutschen: Er hält fest zu seinen Landsleuten,

im Bösen und allenfalls auch im Guten, und wenn sein Gemüth in Bewegung geräth, findet seine Hand nicht nur leicht den Weg zum Bowie-Messer, sondern auch zum Geldbeutel. Die Fenier-Bewegung ist gewiß eine bedauerlichste Verirrung. Es macht einen recht traurigen Eindruck, wenn man diesen Massen-Meetings in den amerikanischen Großstädten folgt, wo die Stephen, die O'Mahony, die Roberty und ihres Gleichen die unwissende Menge brandschatzen, wo man unsinnige Freischaarenzüge organisirte, „Weary of the Green!" brüllte, den heiligen Patrick hochleben ließ und sich schließlich massenweise betrank. Es ist noch viel trauriger, wenn wir z. B. bei Dixon lesen, wie kürzlich ein irischer, offenkundiger Mörder (er hatte seinen vorgesetzten Beamten wegen Verweigerung eines Urlaubs auf offener Straße erstochen) von der Jury einstimmig freigesprochen wurde — aus Furcht vor der „Molly-Maguire", einer die Gegend terrorisirenden irischen Arbeiterverbindung. Bei alledem steckt leider eine Macht in diesem keltischen Verschwörungs- und Organisationstalent. Jene 100,000 Irländer, welche man am St. Patrickstage 1867 durch die Straßen von New-York ziehen sah, den Amerikanern zurufend: „Unser Patrick ist so gut, als Euer vierter Juli", jene frechen Fanatiker, die mitten im Frieden Canada überfielen, jene Raufgesellen, welche die Wahlen der Seestädte beherrschen und instinctmäßig sich stets mit dem zerstörenden, trennenden Element der Union, der demokratischen „Staatenpartei" verbinden, sie sind doch nicht so ganz bedeutungslos, als man wünschen möchte. Wundervoll freilich klingt jene Antwort eines pensylvanischen Richters, einem Europäer ertheilt, der sich über die oben erwähnte Freisprechung nicht beruhigen konnte und in ganz europäischer Weise nach Ausnahmemaßregeln, nach „Rettung der Gesellschaft" verlangte: „Diese Verbrecher sind nicht Amerikaner. Sie kommen von Europa, schmutzig, unwissend, roh; sie trinken, streiten, stiften geheime Verbindungen; wie bei sich daheim, bezahlen sie ihre Rente mit der Kugelbüchse, verlangen sie Lohnerhöhungen mit dem Pistol in der Hand und Feiertage mit der flammenden Fackel. Aber was sollen wir thun? Können wir diesen Einwanderern unsere Häfen schließen? Sollen wir unser Gerichtssystem ändern, den Stolz von 36 Millionen wackerer, standhafter Männer, um einen Pöbel entarteter irischer Bauern zu strafen? Die Kinder dieser Molly-Maguire werden anständige Leute sein; wir werden sie durch unsere Schulen führen und sie auf unsere Weise ziehen. Ihre Kinder wiederum werden reiche und rechtschaffene Amerikaner sein, die schwerlich von einer solchen Gesellschaft, wie die Molly-Maguire auch nur gehört haben dürften."

Gewiß, ein herrliches und männliches Vertrauen auf die großen, demokratischen Erziehungsmittel und auf die Jugendkraft des amerikanischen Volks, dessen zwei Drittel entweder Einwanderer sind oder von Einwanderern stammen, was sie in den Jahren der Prüfung nicht verhindert hat, an National- und Bürgersinn und Heldenmuth mit allem Größesten und Herrlichsten, wovon die Geschichte meldet, rühmlich zu wetteifern. (Man hat berechnet, daß ohne europäische Einwanderung

die Bevölkerung der Vereinigten Staaten mit dem erfahrungsmäßigen jährlichen Zuwachs von 8 Procent sich von 1790 bis 1863 nur auf circa 9 Millionen Seelen vermehrt haben müßte.) Demnach ist es keinem amerikanischen Patrioten so ohne Weiteres zu verdenken, wenn ihm einstweilen noch unheimlich wird bei den radicalen Kundgebungen, welche zu allen diesen Deutschen und Iren, zu diesen unselbstständigen, unpolitischen Privatmenschen und heißblütigen, unwissenden Raufbolden, welche das alte Europa alljährlich zu Hunderttausenden sendet, nun ohne Weiteres noch ein paar Millionen schwarzer Krausköpfe aus Chams Geschlecht um die Wahlurne versammeln wollen. Zumal es an Beobachtern nicht fehlt, welche besorgten Blickes auf gewisse Zeichen krankhafter Verirrung, wenn nicht gar wirklicher Entartung, hinweisen, die sie am Grundstocke des Volkes, am besten Marke des echten Yankeethums, „dieses Salzes der Erde", bemerkt haben wollen. Wir werden für dieses eigenthümliche Phänomen amerikanischen Geistes- und Gemüthslebens in der nächsten dieser Skizzen um Aufmerksamkeit bitten.

---

# Der Philosoph im Gebirge.

## Aphorismen aus einem kleinen Gebirgs- und Bade-Ort an der Mosel.

Von **J. G. Kohl.**

### Jugendfrische der Menschheit.

Goethe preist in seinem Faust die unveränderte uralte Frische und Schönheit der Schöpfung:

„Die unbegreiflich hohen Werke
Sind herrlich wie am ersten „Tag".

Der Dichter nennt dort zunächst nur Sonne, Mond und Sterne. Man könnte aber dasselbe auch mit Recht von dem Menschengeschlecht aussagen und Aehnliches an ihm preisen. Auch ihm ist eine wunderbare und fast unsterbliche Herrlichkeit und Jugendlichkeit eingehaucht, vermöge deren es wie der Mond nach zuweilen eintretenden partiellen oder totalen Verfinsterungen sich aus eigener Kraft immer wieder in seinem vollen und runden Glanze herstellt, vermöge deren es trotz aller eingedrungenen Verderbniß, wie die Morgenluft sich wieder abklärt und wie ein tausendjähriger Baum stets wieder schöne, neue, an Leib und Seele tadellose Blüthen und Früchte erzeugt.

Wie kläräugig und tugendsam, wie rosenwangig, wie frisch und kerngesund schreitet diese hübsche Jungfrau des neunzehnten Jahrhunderts vor uns her! Erscheint sie nicht so untadlich wie Eva im Paradiese, als sie im Schooße des Schöpfers zum ersten Male die Augen aufschlug? — Und doch? wenn man den knorrigen Ast, an dem sie als letzte Blüthe erschienen ist, ich meine ihren uralten Stammbaum, die lange Reihe ihrer Vorväter, die Geschichte des Volkes oder der Stadt, der sie angehört, näher betrachtet, wie viel Krankheit und Sünde zeigt sich da in seinen Säften! Wie viele von ihren Ahnen waren elende Krüppel und siechten dahin. Wie Viele waren vergiftet und geschwächt an Leib und Seele. Und dennoch erhob sich diese fröhliche Jungfrau aus ihrem Schooß, wie eine prächtige Blume aus dem Sumpfe.

Pest, Blattern, Schwarzer Tod, Cholera, Geistesverirrung und Sittenverderbniß aller Art sind von jeher zu Zeiten auf die Menschheit eingestürmt und es schien, daß sie den ganzen Baum aushöhlen und faul machen müßten, doch wie das zu Zeiten von Stürmen aufgeregte Meer zeigte sie sich hinterdrein wieder völlig beruhigt, glatt und hell wie zuvor, und fuhr fort, untadliche Perlen an's Ufer zu werfen. Die Gesundheit der Menschen, ihr moralisches Bewußtsein, ihr Verstand, ihre Vernunft, ihr Gewissen sind noch nie im Allgemeinen zerrüttet und

geschwächt worden. Und dies ist in der That bei aller der crassen Verirrung, Verblendung und Verkümmerung im Einzelnen wunderbar genug! — Auch jenes Alles sind unbegreiflich hohe Werke, „herrlich wie am ersten Tag".

## Frauen- und andere Kreise.

„Das schöne Geschlecht bildet die Sitte", sagt mein Fürst Ligne, den ich hier fleißig lese, „und die Männer, die einmal aus dem Kreise der Frauen heraustreten, hören auf, liebenswürdig zu sein, und werden es nie wieder."

Zugegeben! Aber — auch wer den Kreisen der Kinder und der Jugend, die so erfrischend auf unsere Sitten und Ansichten wirken, völlig entsagt, wird unliebenswürdig.

Ja! auch wer aus dem Kreise seiner Altersgenossen tritt, verliert viel. Am Ende büßt man wol etwas beim Heraustreten aus jedem Kreise ein.

Wir bedürfen eben des Einflusses aller Kreise, um vollkommen gesittet, wohl erzogen und rund zu werden und allseitig zugänglich zu bleiben.

Der Hochstehende muß sich auch die Kreise des geringen Volkes nahe und geläufig erhalten. — Auch mit den Armen und Leidenden müssen wir in steter Berührung zu bleiben trachten. Sie halten die Poren des Mitleidens in uns offen. — Der Niedrigstehende darf sich auch den Zutritt zu den Höheren nicht verbarrikadiren. Er hat sie nöthig, um sich immer wieder dann und wann etwas herauszupoliren.

Man soll mit einem Worte so viel Luft- und Lichtlöcher als möglich in seinem Gehäuse anbringen, damit darin durchweg eine gute Ventilation herrsche und nirgends die Atmosphäre stickig und finster werde. — Dennoch mag mein edler Fürst Ligne mit seinen schönen Frauen Recht haben, wenn er, was er von ihnen sagt, nur vorzugsweise versteht.

## Der alte Lindenbaum.

Dieser liebe, gute, alte Lindenbaum, wie preiswürdig steht er da auf dem Kirchhof unseres Städtchens! Unter seine Aeste flüchten vor Regen und Sonne die Rinder und Schafe und ruhen in seinem Schatten. In seinen Zweigen nisten und flattern die singenden Vögel. An seinen Blüthen saugen und summen die Bienen. Seine Blätter, ja sein Holz und sein Mark giebt er her, daß die Insecten und andere Geschöpfe sie zerpflücken, sie aushöhlen und darin sich nähren und wohnen. Ist er nicht einem angesehenen, reichen und wohlwollenden Hausvater vergleichbar, der die Hungrigen bei sich versammelt, die Kinder und Dürftigen willkommen heißt, den Leidenden zum Schutz seine Arme ausbreitet und dem Wanderer sein Dach darbietet!

## Schwache Rettungsmittel.

(Beim Bergbesteigen.)

Wer es sich recht handgreiflich zum Bewußtsein bringen will, wie selbst ein geringfügiger Gegenstand oft ein Mittel zu unserer Rettung werden kann, der mag nur beim Klettern auf schwindlichen Fels- und Bergpfaden ein wenig aufmerken. Da ereignet es sich nicht selten, daß wir uns mit Hülfe eines winzigen Strauches, der sich unserer ausgestreckten Hand im rechten Augenblick darbietet, aus der Gefahr ziehen. Das dünne Zweiglein wäre freilich viel zu schwach gewesen, um das ganze Gewicht unseres Körpers daran vor Anker zu legen. Aber die Bergbesteiger gerathen beim Klettern oft in Positionen und Schwankungen, bei denen sogar ein Luftzug hinreichen würde, den Ausschlag für „Sein und Nichtsein" zu geben, und wo selbst der Griff nach ein paar Grashalmen oder elenden Kräutern das Gleichgewicht wieder herstellt.

Das mag der Bergbesteiger hinterdrein auch für die Thäler und Städte, wenn er zu ihnen wieder herabkommt, zu seinem Frommen im Sinn behalten. Auch da mag ihm oft der unbedeutendste Mensch, oder ein geringer Spruch oder guter Rath, oder eine kleine Gunst des Schicksals, wenn sie zu rechter Zeit benutzt wird, als rettender Engel erscheinen. Heinrich IV. von Frankreich pflegte selbst jeden armen Bürger freundlich zu grüßen, weil er wußte, wie wichtig unter Umständen einem König auch ein Bettler werden könne.

---

## Die Sorgen der Thalbewohner.

Hat es in unserm Thale eine Zeit lang nicht geregnet, so seufzen wir: O Himmel, dieser Sonnenschein! Wird er denn ewig währen? — Kaum hat eine willkommene Wolke ein Stündchen getröpfelt, so wenden sich die Sorgen in die entgegengesetzte Richtung: Ach, möchte es nur nicht zu viel regnen! Und so laufen wir auch dann wieder zum Barometer, und Jeder hätte wol gern das Himmelsgewölk wie eine Brause, und die Sonne wie eine Laterne in seiner Hand, damit er so viel Naß und so viele Strahlen herabbringen könnte, wie er gerade für seinen Garten bedarf.

Die tausendjährige Erfahrung, daß die Segler der Lüfte und die Gestirne unbekümmert um uns ihre eigenen Wege wandeln, macht uns nicht verständiger und geduldiger. Klagend und sorgend sträuben wir uns gegen das Unabänderliche, wie der Wurm im Schnabel des Vogels, und lassen uns die Haare grau werden über Dinge, bei denen wir kein Titelchen zu ändern vermögen.

---

## Wiederholung der Freuden.

W. von Humboldt sagt: „es schade der Tiefe seiner Empfindung nicht, wenn er dieselben Freuden recht oft hintereinander genösse." Dies

trifft bei allen natürlich disponirten Gemüthern aber selbstverständlich nur bei geistigen Genüssen und Freuden zu.

Wir fuhren durch eine meilenlange Obstbaumallee, in der alle Bäume mit dem herrlichsten Reichthum von Früchten behangen waren. Jeder Baum sah so ziemlich wie der andere aus, obgleich allerdings jeder einige kleine Varietäten und Nüancen in der Gruppirung und Vertheilung seines Schmuckes offenbarte. Wir betrachteten im Vorbeipassiren einen jeden einige Augenblicke, sahen nach, ob es gelbe Birnen oder rothwangige Aepfel seien, ob sehr viele oder etwas weniger daran wären. Wir wurden es nicht satt, jeden folgenden Fruchtbaum wieder zu betrachten, seinen Reichthum zu untersuchen, zu bewundern und nicht müde, auszurufen: „O, wie reizend, wie schön! Welcher Segen!“ Wir empfanden immer dieselbe Freude, dasselbe Behagen von Neuem und mit derselben Frische. Beim Essen der Aepfel wären wir längst satt geworden. Ich wäre recht neugierig gewesen, zu erfahren, wie lange wir es jenem Humboldt'schen Spruche gemäß wol noch ausgehalten hätten. — Aber nach einiger Zeit kam der Abend und das Wirthshaus und nur dieser Umstand machte unserm Jubel ein Ende.

---

## Erinnerung.

(Am Tage nach einem Spaziergang.)

Wer die Natur aufmerksam beobachtet, wird gewahren, wie schon in einem ganz geringen Abstande die Nebel der Atmosphäre vor die Gegenstände der Landschaft treten und sich vor ihnen in bläulichen und anderen reizenden Tinten zeigen. Ebenso schmückt auch die Erinnerung äußerst schnell jedes Ereigniß, jedes Genossene, mit hübschen Farben und putzt es alsbald zu einem lieblichen Bilde heraus.

Erst gestern besuchten wir das uns benachbarte Dörfchen X., wandelten auf frischen, blumigen Auen, unter schattigen Bäumen zu ihm hin, sahen seine trauten Hütten, conversirten mit seinen stillen Bewohnern und ihren friedlichen Heerden unter dem Schatten der Bäume. Wir waren allerdings auch gestern froh, dies Alles zu sehen und zu genießen, nahmen es aber doch mit der Heiterkeit und Zuversichtlichkeit der prosaischen Gegenwart hin.

Heute schon, indem ich an den erst nur ganz wenig in den Schooß der Vergangenheit zurückgefallenen schönen Tag zurückdenke, zeigt das Bild einen gewissen bläulichen oder neblichten Farbenton. Ich gedenke seiner bereits mit etwas Rührung. Er ist schon, wie ein vom Boden gelöster Ballon, ein wenig in das Reich der Poesie hinaufgehoben Jene Anger, Hütten, Dorfkirchen, Bäume, Hirten und Heerden stehen mir jetzt wie ein hübsch abgerundetes Bild vor meiner Seele und haben einen zauberischen Anstrich gewonnen, den sie vor zwölf Stunden noch nicht hatten. Es fallen mir eine Menge Beziehungen und Empfindungen bei, an die ich gestern beim Genuß der Gegenwart nicht dachte.

---

## Nacht und Mond.

(Beim Mondenschein.)

Wie herrlich versilbert und schmückt der Mond die finstere Nacht! Aber wie wunderlieblich läßt auch die Nacht wieder den Mond erglänzen und schimmern. Unter jedem seiner zauberischen Reflexe schiebt sie zur Folie ihr dunkles Haar und setzt neben seine hellen Lichter ihre kräftigen Schatten.

So arbeiten auch in der Dichtung, und auch im Leben und in der Geschichte des Menschen, bei allen seinem Thun und Schaffen immer Finsterniß und Licht, Aufklärung und Unwissenheit, Thorheit und Tugend stets vereint mit einander, um Das zu Wege zu bringen, was uns gefällt und bezaubert.

---

## Blutrothes Wasser.

(Nach einem Regengusse in der Eifel.)

In der Nähe einiger Thäler unseres Gebirges giebt es Ablagerungen einer gewissen rothen Thonerde. Bei lange dauerndem und heftigen Regen löst sich diese Erde auf und färbt alle Gewässer der Nachbarschaft roth. Die Waldströme und Wildbäche ergießen sich alsdann in purpurnen Streifen durch die Landschaft. In dem Hintergrund der Thäler und an den Felswänden fallen blutrothe Katarakten herab. Sogar der Schaum, zu dem sie verspritzen, ist röthlich gefärbt. — Obgleich nun die rothe Farbe an und für sich durchaus eine beliebte ist, so schien uns doch keineswegs, wenn nach einem starken Gewitter jene Farbenveränderung eintrat, unsere Landschaft dadurch verschönert. Wir liefen freilich Alle hinaus, um das curiose Phänomen rosenroth schäumender Kaskaden mit anzusehen. Aber wir waren doch der gewiß richtigen Ansicht, daß das gewöhnliche farblose, helle, klare Wasser unvergleichlich viel reizender sei.

Mir, als ich es sah, fielen dabei die starkgefärbten Productionen gewisser pomphafter Schriftsteller ein, z. B. Victor Hugo's, von welchem man sagen kann, daß seine Darstellungen allerdings lebhaft strömen, sich prachtvoll durch die Landschaft winden, ausgezeichnete Katarakten bilden, daß sie dabei aber dennoch ein unnatürlich rothgefärbtes Wasser mit sich führen.

Beim Styl der Rede, mag sie brausen, mag sie stille daher fließen, mag sie sich in ruhigen Bassins sammeln, scheint immer, wie beim Wasser, die erste Grundbedingung die zu sein, daß sie hell, klar, farblos, auch nicht einmal rosenroth oder überhaupt nicht zu hoch und zu blendend gefärbt sei. Es schadet dies immer der Deutlichkeit.

Das Kostbarste in der ganzen Natur ist der Diamant und dieser ist in höchster Potenz immer gänzlich farblos, vom reinsten Wasser. Es giebt zwar einige ein wenig röthlich oder bläulich oder gelblich gefärbte Diamanten. Aber auch eine solche geringe Beifärbung erschien mir bei diesem edelsten aller Steine immer etwas störend und ihn in seinem Werthe herabzusetzen.

---

## Der Gang der Staatsangelegenheiten.

Die Angelegenheiten der Staaten, die politische Geschichte eines Volkes, gehen zuweilen mit viel Geräusch und Lärm dahin. Sie sind wie ein Waldstrom, der dann und wann in Katarakten sich aufzulösen, in den Löchern unter der Erde sich verkriechen zu wollen scheint, den man aber doch etwas weiter unten dann wieder zwischen den alten Ufern und in dem gewohnten Thale ruhig und glatt dahin fließen sieht.

Den ängstlichen Leuten, wenn sie die Staatskutsche, die das ganze Volk, alle Interessen des Landes, an Bord hat, einher fahren sehen, stehen dabei die Haare zu Berge. „Ihr Kutscher fahrt Alles in Grund und Boden", so rufen sie den Regenten, den Ministern und Parteiführern zu. Aber am Ende kommt Alles wieder zurecht und man sieht nach einiger Zeit die Pferde von Neuem die alte Staatskarosse geduldig und langsam den Berg hinaufschleppen.

Zuweilen — ja, alle zwei oder drei Jahre — scheint das Heil des Ganzen an einem Faden zu hängen, auf zwei Augen zu stehen. „Wir sind verloren, wenn Der nicht mehr lebt. Was wird geschehen, wenn Er erst todt ist." Aber der kaum sichtbare Faden ist doch stark und reißt nicht. Der Mann stirbt und es geschieht — nichts. Die Sachen gehen wieder ihren alten, im Detail poltrigen, aber im Ganzen mit merkwürdiger Ausdauer sein Ziel anstrebenden Gang fort.

---

## Einzigkeiten.

(In den Weinbergen von Johannisberg.)

Die Fruchtbarkeit des Bodens, die Beschaffenheit der Felsentrümmer, die Höhe der Berge, der richtige Grad ihrer Böschung, der von der Umgebung gewährte Schutz gegen kalte Nordwinde und gegen andere böse Einflüsse, die Exposition der Gelände gegen die Sonne, gegen Osten und Süden, das Alles und noch sonst einige einem guten Weinwuchs günstige Verhältnisse und Umstände trafen im herrlichen Rheingau, ja, längs des ganzen langen Rheinstroms nur ein einziges Mal und bei einem kleinen Punkte, nämlich bei Schloß Johannisberg, der Art zusammen, daß daselbst das köstlichste und edelste Getränk Deutschlands, der unvergleichliche „Schloß Johannisberger" sich entwickeln konnte.

Desgleichen findet man in dem großen, weiten Ungarn nur eine sehr engbegrenzte Localität, in der Hügellandschaft der gesegneten Hegyalla, in der alle Bedingungen zur Erzeugung eines so goldigen und feurigen Weines, wie es der weit gepriesene Tokayer ist, zusammentreffen.

Man kann sagen, daß, wie der Johannisberger und der Tokayer, so überhaupt alles Treffliche auf Erden nur eine sehr beschränkte Geburtsstätte hat, weil fast immer unter allen den mannigfaltigen Combinationen nur ein Mal alle Erfordernisse so bei einander waren, daß etwas Ausgezeichnetes zur Existenz und Blüthe kommen konnte. —

Jede Pflanze, jede Thiergattung hat ihr engbegrenztes Vaterland, das ihr von allen Ländern am besten behagt, meistens nur ein einziges. — Der unvergleichliche Mokkakaffee z. B. und die beste Sorte des chinesischen Kaiserthees haben es in einer ganz kleinen Provinz in Arabien und China.

Wie in der Natur, so sind auch namentlich in der Menschen- und Staatengeschichte alle Combinationen und die daraus hervorgehenden politischen Producte meistens einzig in ihrer Art. Es giebt da überall Momente, Situationen und Ereignisse, die nie wiederkehren und die, wenn sie nicht benutzt werden, für immer verloren sind.

Eben so ist es in der Geschichte der Individuen mit originellen und bedeutenden Männern. Sie sind auch nur ein Mal zu ihrer Zeit so vorgekommen und werden so nie wieder erscheinen.

Dasselbe gilt in unserm Privatleben, das ebenfalls ein nie rastender Strom ist. Auch hier liegen die Umstände bald zu diesem, bald zu jenem Unternehmen oder Gedanken gerade ganz günstig. Jede Situation, jeder Augenblick ist ein Unicum, und verpaßt man ihn, so hat man einen unersetzlichen Verlust erlitten. Man muß daher mit allen Dingen, Stunden und Ereignissen möglichst vorsichtig umgehen und mit ihnen recht kostbar thun, wie die Leute im Rheingau mit ihren Weingärten am Johannisberg.

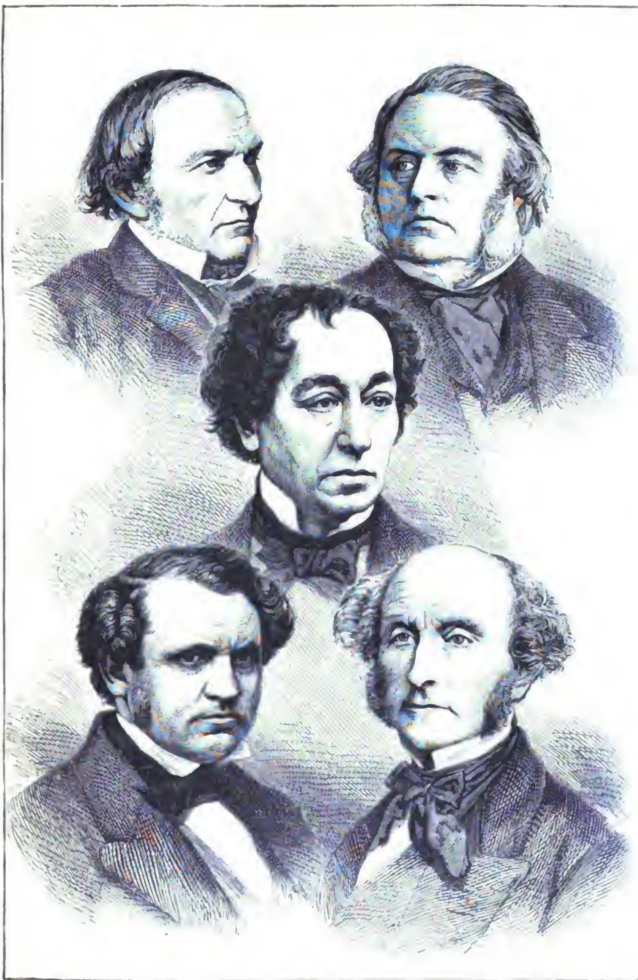
(Wird fortgesetzt.)

---

# Eine Sitzung im Englischen Unterhause.

Von **Friedrich Althaus.**

So gewaltig London seinen Umkreis von Jahre zu Jahre nach allen Seiten erweitert und so rastlos der Weltverkehr von einem zum andern Ende der Riesenstadt in tausend Richtungen auf- und niederwogt, die beiden Mittelpunkte, welche alle hauptstädtischen Interessen mit magnetischer Kraft an sich ziehen, bleiben doch immer dieselben: im Osten die City, das Centrum der Industrie- und Handelswelt, im Westen Westminster, das Centrum der Politik und der Gesellschaft. Beide Kreise berühren sich an vielen Punkten, streifen an manchen in einander über. Allein ihr charakteristischer Unterschied ist trotzdem eine unbestreitbare Thatsache, die auch in der architektonischen Physiognomie der Straßen und Plätze einen Ausdruck findet. Wer von dem commerciellen Leben Londons eine großartige Anschauung gewinnen will, muß durch Oxfordstreet von Südwesten nach Südosten der Themse zu fahren; wem es um eine Anschauung des politisch-socialen Londons zu thun ist, der wähle den westlichen Weg zwischen Hyde-Park und St. James-Park, durch Picadilly, Regentstreet und Pall-Mall nach Trafalgarsquare und Whitehall. Er mag die oft citirte Bemerkung Sir Robert Peel's, derzufolge Trafalgarsquare der schönste öffentliche Platz in Europa sein soll, als ungerechtfertigt erkennen und auch in Pracht und Umfang der öffentlichen Gebäude einen Abstand zwischen London und anderen europäischen Großstädten wahrnehmen, dennoch bleibt nach allen Abzügen die breite Straße über den Platz mit der Nelsonsäule, durch Whitehall, nach der Westminsterabtei und den Parlamentshäusern, eigenthümlich und großartig genug, um, einmal gesehen, nicht leicht vergessen zu werden. Hier drängen die Centralsitze der Regierung: die Admiralität, die Horse Guards, das Schatzamt, die Ministerien des Innern und des Aeußern sich zusammen; hier erhebt sich der stattliche Ueberrest des alten Palastes von Whitehall, und über der ganzen Stadtgegend steigen weiter südwestwärts der prächtige Victoriathurm und der dem florentiner Campanile nachgebildete Glockenthurm der Parlamentshäuser mit ihren vergoldeten Dächern kolossal empor. Der Prospect würde noch großartiger sein, hätte man die Empfehlung Sir Charles Barry's, des Architecten der Parlamentshäuser, zur Ausführung gebracht und zwei Häusermassen, die sich am Ende von Whitehall vorschieben und die etwa 130 Fuß breite Straße plötzlich um 80 — 90 Fuß verengen, hinweggeräumt. Der Hintergrund würde dann durch die Westminsterabtei und die Parlamentshäuser ausgefüllt werden und mit Whitehall und Trafalgarsquare ein architektonisches



William Ewart Gladstone. Benjamin Disraeli. John Bright.
Lord Stanley. John Stuart Mill.

Ganze bilden. In diesem Lande des Selfgovernment jedoch, wo Alles in organischer Weise wächst, wo man keine Barrikaden zu fürchten braucht und wo die Zustände mehr auf alten Ordnungen beruhen, als auf dem Willen einzelner Männer, ist man auch mit radicalen Umgestaltungen, wie z. B. Paris dieselben jüngst erfahren hat, weniger schnell bei der Hand und es muß als zweifelhaft gelten, ob London jemals eine Zeit erleben wird, in der es für die Thätigkeit eines Haußmann reif ist. Nehmen wir daher die Dinge, wie sie sind und biegen von dem breiten Whitehall in die verengte Parliamentstreet ein, deren Ausgang rechts der Westminsterabtei, links den Parlamentshäusern zuführt. Der Verkehr ist hier heute auch für London lebhaft genug. Ein buntes Getümmel von Wagen und Fußgängern bewegt sich durch die eisernen Thore des großen Platzes vor den Parlamentshäusern gegen den Haupteingang. Die Glocke des gewaltigen Thurmes hat eben in donnernden Tönen vier Uhr angezeigt. Es ist der Nachmittag des 22. Mai 1868 und im Hause der Gemeinen wird eine Sitzung stattfinden, der man in ganz England mit gespanntem Interesse entgegensieht: die Berathung über die zweite Lesung der Irischen Kirchenbill. Die dem Publicum geöffnete sogenannte Fremdengalerie ist bei solchen Gelegenheiten meist schon längst vor dem Beginn der Sitzung gefüllt; ja, große Haufen warten oft noch Stunden nachher in der Vorhalle, ob nicht im Laufe des Abends Plätze frei werden. Da wir unsererseits, Dank der Freundlichkeit eines Gesandten, des Eintritts in die diplomatische Galerie sicher sind, brauchen wir jedoch nicht so sehr zu eilen, benutzen vielmehr die uns noch gegönnte Frist zur Erneuerung früherer Eindrücke von dem Parlamentsgebäude und den Zugängen zum Unterhause, die, wie wir hoffen, auch dem Leser nicht ohne Interesse sein werden.

Keine Stätte der Englischen Geschichte ist reicher an großen Erinnerungen, als dieser Mittelpunkt von Westminster, von keiner gehen noch jetzt größere Wirkungen in alle Erdtheile aus. Denn das Englische Parlament ist nicht bloß die älteste und einflußreichste gesetzgebende Versammlung des neuen Europas, es hat auch seit seinem ersten Bestehen an dieser Stätte getagt. Bis zum Ende der Regierung Heinrich's VIII. versammelte es sich in dem Stiftshause der Abtei; von da an bis zum Jahre 1834 in der St. Stephenscapelle und anderen Räumlichkeiten des alten Palastes von Westminster, der hauptstädtischen Residenz der Englischen Könige bis zum Anfang des 16. Jahrhunderts. Seit dem 13. Jahrhundert waren mit diesem Palaste auch die obersten Gerichtshöfe des Landes verbunden und so oft der Palast durch Feuer beschädigt wurde, immer blieben genug Reste des ursprünglichen Gebäudes stehen, um ihm seinen historischen Charakter zu bewahren. Auch aus dem großen Brande von 1834 gingen die Gerichtshöfe, und die altberühmte Westmisterhalle unversehrt hervor und die nationale Pietät für das historisch Gewordene sicherte diesen monumentalen Zeugen der Vergangenheit auch im Zusammenhang mit den seitdem errichteten neuen Parlamentshäusern ihre Stelle. Strenge Kunstrichter mögen an dieser Verbindung des Alten

mit dem Neuen, des schmucklosen, festungsartigen Baustyls der mittelalterlichen Gerichtshöfe mit der reichen modernen Gothik der neuen Parlamentshäuser mäkeln; der Gesammteindruck der gewaltigen Gebäudemasse, wie sie gegenwärtig dasteht, ist Alles in Allem unzweifelhaft ein großartiger und würdiger und überdies ein rechtes Abbild der Englischen Verfassung, die auf ähnliche Art das historisch Alterthümliche mit dem modernen Leben der Gegenwart zu einem bedeutungsvollen Ganzen vereinigt. Die Wahl des gothischen Styls für die neuen Parlamentshäuser erklärt die unmittelbare Nachbarschaft der im Laufe der Zeit aus einer Kathedrale in ein Nationalmuseum verwandelten Westminsterabtei. In der That konnte nichts geeigneter sein, die ernste Wirkung des Ortes zu vollenden, als das Nebeneinander dieser beiden großen Monumente der Englischen Geschichte.

Von den Eingängen in den Parlamentspalast ist der durch die Westminsterhalle der schönste. Dorthin drängt der Hauptstrom der Wagen und Fußgänger und dorthin folgen auch wir, ohne uns länger bei der Betrachtung der architektonischen Einzelheiten, der zahlreichen Thürme und Thürmchen, Zinnen, Spitzbogen und Spitzdächer, oder der imposanten 900 Fuß langen Themsefronte, aufzuhalten. Von dem mächtigen Umfang der Parlamentshäuser giebt vielleicht nichts eine bessere Vorstellung als der Eintritt in die Westminsterhalle, eine gothische Halle von 290 Fuß Länge, 68 Fuß Breite und 110 Fuß Höhe, die als Vorhalle wol einzig in ihrer Art ist und eine Fülle geschichtlicher Erinnerungen vor die Seele ruft. Keine Säule unterbricht die gewaltige Ausdehnung dieses Raumes; sein Licht empfängt er durch Fensterreihen an beiden Seiten und zwei Riesenfenster an beiden Enden, während ein gewölbtes Dach von dunklen gothischen Eichenrippen ihn nach oben schließt. Die erste Anlage dieser Halle wird Wilhelm Rufus zugeschrieben; Richard II. baute sie weiter aus und seit jener Zeit diente sie abwechselnd als königlicher Bankettsaal, als Versammlungsort des Parlaments und als Gerichtshof für große Staatsprocesse, die fast ohne Ausnahme in der Geschichte berühmt geworden sind. Hier wurde im Zeitalter der Reformation über Sir Thomas More, im Zeitalter der Revolution über Graf Strafford und Karl I. Gericht gehalten; hier fand die Installation Cromwell's als Protector von England statt; hier verhörte und verurtheilte man die Häupter der schottischen Rebellion von 1745; hier spielten die Hauptscenen des langwierigen Processes von Warren Hastings und hier erlebte noch die vorletzte Generation das Krönungsbankett des prachtliebenden Georg IV., bei welcher Gelegenheit der Champion des Königs nach alter Sitte in voller Rüstung in die Halle ritt, den Handschuh niederwarf, und im Namen seines Gebieters der ganzen Welt das herausfordernde „Hony soit qui mal y pense" zurief. Eine breite Treppe führt am andern Ende dieser großartigen Vorhalle seitwärts in die St. Stephenshalle, wo das Unterhaus bis zu dem Brande von 1834 seine Sitzungen hielt, die aber seitdem ebenfalls in einen Vorhof verwandelt und mit Marmorstatuen berühmter Englischer Staats-

männer und Richter, Statuen Hampden's, Clarendon's, Chatham's, Pitt's, Burke's, Fox's, Mansfield's, in würdiger Weise geschmückt ist. Nachdem wir die St. Stephenshalle durchschritten, gelangten wir in die Octagon-Hall, von der geradeaus ein Corridor in die Bibliothek, die Commissions- und Conferenzzimmer, rechts ein anderer zu dem Hause der Lords, links ein dritter zu dem Hause der Gemeinen führt. An den Wänden dieser Corridore stellen Frescogemälde der besten lebenden Künstler Englands bedeutende Vorgänge der Englischen Geschichte dar und von dem mosaikartig getäfelten Fußboden bis zu den hohen Fenstern von gemaltem Glas und der gefelderten, reich verzierten Decke ist Alles mit verschwenderischer Pracht ausgestattet. Indem wir den Corridor zur Linken durchschreiten, erreichen wir die Vorhalle (lobby) des Unterhauses. Hier empfängt uns ein lebhaft bewegtes Gedränge. Parlamentsmitglieder und Parlamentsbeamte schreiten geschäftig aus und ein; in den Ecken stehen conversirende Gruppen; den Gängen entlang machen wartende Clienten mit Briefen und Petitionen in der Hand Queue; ein eifriger Verkehr dreht sich um die in den Vertiefungen der Halle angebrachten Post- und Telegraphenbureaus. Auch der unvermeidliche Policeman ist in mehreren Exemplaren vertreten, — die einzige uniformirte Gestalt, deren man im Parlamentshause ansichtig wird. Doch wir dürfen uns nicht länger aufhalten. Die Sitzung hat schon begonnen und die zur Einreichung von Petitionen und Meldung von Anträgen bestimmte sogenannte Petition-time wird bald den ernsteren Geschäften des Abends Platz machen. Einer der Thürhüter, ein ältlicher Herr in schwarzem Frack und weißer Cravatte, zeigt uns den Weg auf die diplomatische Galerie. Wir nehmen auf derselben Platz und betrachten uns mit Muße das weltberühmte Haus der Gemeinen von England, die sich heute in ungewöhnlicher Anzahl versammelt haben.

Das Haus ist ein längliches Viereck, 83 Fuß lang, 46 Fuß breit und 50 Fuß hoch. Ein Gang trennt es in der Mitte in zwei Theile; zu beiden Seiten desselben erheben sich hinter einander ansteigend die Sitze für die Mitglieder, je fünf Reihen mit dunkelgrünem Leder überzogenen Bänke, die wieder der Breite nach durch stufenförmig absteigende Gänge in je zwei Theile abgesondert sind. Gegen das Ende des mittleren Hauptganges zu steht ein großer Eichentisch mit Büchern, Depeschenkasten und Schreibmaterialien, an dessen vorderem Ende der Sergeant-at-Arms beim Beginn jeder Sitzung das Reichsscepter, als Symbol der verfassungsmäßigen Gewalt der Krone, deponirt. Unmittelbar hinter diesem Tische, etwas über demselben erhöht, sitzen in langen schwarzen Talaren und kurzen Advocatenperrücken die drei Parlamentsschreiber (Clerks). Dahinter erhebt sich, den Prospect schließend, der thronartige Eichensessel des Speakers. Das Costüm des Speakers ist dasselbe wie das der Parlamentsschreiber, nur daß er statt der kurzen Advocatenperrücke eine lange Allongenperrücke trägt. Der Speaker ist die einzige vorsitzende Behörde des Unterhauses, die entscheidende Autorität in allen Sachen der Geschäftsordnung und erfreut sich bei sämmtlichen Parteien der höchsten Achtung. Wie die Zunge der Waage hält er zwischen Rechts und

Links ein strenges Gleichgewicht, ja, seine Existenz beruht auf seiner unveränderlichen gleichmäßigen Unparteilichkeit. Jeder Versuch, seinerseits durch einen politischen Meinungsausdruck in die Verhandlungen einzugreifen, würde die Fortdauer seiner Amtsführung in Frage stellen, wie dies noch zuletzt in den dreißiger Jahren der torystisch gesinnte Speaker Manners Sutton erfuhr, der die Unvorsichtigkeit beging, sich an der Bildung von Sir Robert Peel's Ministerium zu betheiligen und in Folge dessen einem liberalen Gegencandidaten das Feld räumen mußte. Uebrigens hängt die Amtsdauer des Speakers weder von der Dauer der Ministerien, noch von der der Parlamente ab. Ein und derselbe Speaker kann eine ganze Reihe von Ministerien und Parlamenten überleben und meist tritt er freiwillig ab, um dann mit einer großen Pension zur Peerswürde erhoben zu werden. Eine Präsidentenglocke führt der Speaker nicht. Sein Erscheinen im Unterhause wird durch einen Ruf zur Ruhe angekündigt und sowie er hinter dem sceptertragenden Sergeant-at-Arms das Haus betritt, verstummt die Unterhaltung, sämmtliche Mitglieder erheben sich von ihren Sitzen und bleiben stehen, bis er seinen Sessel eingenommen hat. Auch während der lautesten, heftigsten Debatten giebt das einfache Aufstehen des Speakers sofort das Signal zu einer lautlosen Stille. Jedes das Haus betretende und verlassende Mitglied bezeugt ihm, alter Sitte gemäß, seinen Respect durch eine Verbeugung; jeder Versuch, gegen seine Entscheidungen anzureden, begegnet einer mißbilligenden Ungeduld auf allen Seiten des Hauses. Vielleicht den charakteristischsten Zug in dieser respectvollen Haltung gegen die vorsitzende Behörde liefert endlich der Umstand, daß sämmtliche Reden formell nicht an die Mitglieder, sondern an den Speaker gerichtet werden, weshalb die ausnahmsweise von jüngeren, mit den Formen des Hauses weniger vertrauten Rednern gehörte Anrede „Meine Herren!" stets einen Ordnungsruf und allgemeine Heiterkeit hervorruft. In dieselbe Kategorie parlamentarischer Formen gehört die Regel, derzufolge die Mitglieder von einander nur in der dritten Person sprechen dürfen, als von den ehrenwerthen, oder sehr ehrenwerthen Mitgliedern, oder edlen Lords, Mitgliedern für den und den Wahlbezirk und daß, wenn vom Hause der Lords die Rede ist, diese hochansehnliche Versammlung erwähnt wird unter der seltsamen Umschreibung „eines andern Ortes" (another place). Diesen weitschweifigen, das ausländische Ohr mehr oder weniger fremdartig berührenden Formen liegt wol die Absicht zu Grunde, die persönliche Heftigkeit der Debatte so viel als möglich abzudämpfen, ein Bemühen, das allerdings nicht ohne Erfolg geblieben ist und jedenfalls Anerkennung verdient. Denn trotz aller seiner Formalitäten hat das Haus der Gemeinen einen äußerst lebhaften Sinn für Persönlichkeiten und goutirt neben großen rednerischen Ergüssen nichts mehr, als einen tüchtigen Boxkampf parlamentarischer Klopffechter, ein scharfes Gladiatorspiel des Humors und der Satyre. Redner, die ein solches Schauspiel verheißen, dürfen immer auf ein gefülltes, sympathetisch gestimmtes, lautlos horchendes Haus rechnen und es bedarf nicht selten der ganzen Maschinerie parla-

mentarischer Formen, um den Waffengang innerhalb der parlamentarischen O dnung zu beschränken.

An der Hinterwand des Hauses, hinter dem Sessel des Speakers, befindet sich die Speakers-Gallery, so genannt, weil die für Zuhörer bestimmten Sitze derselben ausschließlich dem Speaker zur Verfügung stehen. Darüber erhebt sich, die ganze Breite des Hauses einnehmend, die Galerie der Stenographen, oder vielmehr, nach englischem Ausdruck, die Galerie der Berichterstatter (reporters). Denn in der That wäre es ein Mißverständniß, wollte man diese Herren, die schon in zwei Reihen, zwanzig bis dreißig an der Zahl, eifrig an der Arbeit sind, mit dem Haufen professioneller Stenographen auf eine Stufe stellen. Sie vertreten die großen Londoner Zeitungen, „Times", „Daily News", „Post", „Herald", „Telegraph" rc. und müssen eine ganz andere, als die blos technische Uebungsschule der Stenographie durchmachen, ehe sie zu ihrem Geschäfte tüchtig sind. Genaue Kenntniß der parlamentarischen Geschäftsordnung, Personalkenntniß nicht blos der Parlamentsmitglieder, sondern ihre Stellung innerhalb der Parteien und zum Publicum, Detailkenntniß der politischen Geschichte der letzten vierzig Jahre, kurz, vielfache Erfahrung und eine mindestens publicistische Bildung sind für die Ausübung ihres Amtes unerläßlich. Welche Reden und Debatten wörtlich, welche in längeren oder kürzeren Auszügen wiederzugeben sind, die Form dieser Auszüge, mitunter die stylistische Rundung der Reden selbst, — Alles dies wird dem Tact der Berichterstatter anheimgestellt, von der Anstrengung und Ausdauer, welche die Durchführung eines so aufregenden Lebens erfordert, eines Lebens von Sitzungen, die Nachmittags um vier Uhr anfangen und meist um ein oder zwei Uhr Morgens enden, nicht zu reden. Jede Zeitung hat mindestens zwei, einige drei bis vier Berichterstatter, die einander mit Stenographiren und Transponiren ablösen. Sobald ein Blatt transponirt ist, wird es durch Eilboten in die Druckereien befördert und so ist es möglich, daß schon mit den ersten Frühzügen um fünf Uhr Morgens sämmtliche Zeitungen mit den stenographischen Berichten über Sitzungen, die bis zwei Uhr Morgens dauern, nach allen Weltgegenden versandt werden. Die unmittelbarste Anschauung von dem Eifer dieser unermüdlichen Diener der öffentlichen Meinung (der Berichterstatter) haben die schönen Gefangenen des hinter der Reporter's-Gallery befindlichen „Käfigs"; so nennt man nicht mit Unrecht ein vergittertes Zimmer, durch dessen Eisenarabesken es dem schönen Geschlecht erlaubt ist, die Sitzungen des Unterhauses zu betrachten. Wann und von wem diese barbarische Gewohnheit ausging, ist mehr als ich sagen kann. Die Tradition rechtfertigt sie aus Gründen des öffentlichen Wohls, weil der unverhüllte Anblick schöner Parteigängerinnen die Köpfe ehrenwerther und sehr ehrenwerther Mitglieder verrücken, mithin eine vernünftige Berathung unmöglich machen würde. Ob das neue Parlament mit seinen modernen Tendenzen, ein Parlament, welches jedenfalls eine größere Zahl von Schülern John Stuart Mill's und Vertretern der politischen Emancipation der Frauen enthalten wird, als das jetzige,

derselben Ansicht sein, oder ob es den Befehl zur Entgitterung des „Käfigs" ertheilen wird, müssen wir dahingestellt lassen. Es sei nur noch bemerkt, daß in unmittelbarem Anschluß an die Galerie der Berichterstatter die Längenwände des Hauses nebst einer dem Sessel des Speakers und den Berichterstattern gerade gegenüber liegenden Querbank für das diplomatische Corps reservirt sind, daß dahinter die bis in alle Winkel gefüllte Frembengalerie emporsteigt und daß das Haus durch gemalte Seitenfenster und Abends durch ein Dach von gedämpftem Glase von außen her glänzend erleuchtet wird. Aus diesen Andeutungen mag der Leser sich ein Bild des Schauplatzes entwerfen, innerhalb dessen die Verhandlungen stattfinden, denen wir beiwohnen wollen.

Speaker und Parlamentsschreiber sind an ihren Plätzen, die Bänke gedrängt voll und noch immer schiebt sich hier und da ein verspätetes Mitglied ein, — öfter nicht ohne Mühe. Denn es ist eine der seltsamen Anomalien der englischen Constitution, daß das Unterhaus für seine sämmtlichen 658 Mitglieder zu klein ist, weshalb bei wichtigen Veranlassungen manches ehrenwerthe Mitglied zwischen der Fuchtel der „Einpeitscher" und einem Platze zum Sitzen in Verlegenheit geräth, obgleich die volle Anzahl selten oder nie gegenwärtig ist. In Bezug auf die äußere Sonderung der Parteien giebt es nur ein Rechts und ein Links — rechts vom Speaker sitzt die Regierung mit ihren Anhängern, links vom Speaker die Opposition, einerlei welcher politischen Partei jede angehört, ob Whigs oder Tories, Liberale oder Conservative im Amte sind. Die in continentalen Kammern üblichen Unterabtheilungen von rechtem und linkem Centrum, äußerster Rechten und äußerster Linken sind im Englischen Hause der Gemeinen unbekannt und wenn man gewisse hervorragende Mitglieder meist an derselben Stelle findet, so wird es im Ganzen doch mit den Plätzen nicht so genau genommen. Auch eine Tribüne kennt man hier nicht, sondern jedes Mitglied spricht von seinem Platze. Eine Ausnahme von der Regel machen die rechts und links dem Bureau und dem Sessel des Speakers am nächsten stehenden Bänke. Die Bank zur Rechten ist die Minister-, oder, wie der Engländer es ausdrückt, die Schatzkammerbank (Treasury Bench); die Bank zur Linken die Bank der Exminister, der Führer der Opposition. Hier ist man strenger mit der Wahl der Plätze. Daß Jemand Anderes, als ein Mitglied der gegenwärtigen, oder ein Exmitglied der vorigen Regierung auf diesen Bänken Platz nimmt, ist außer der Frage. Vielmehr wird der Gegensatz so weit getrieben, daß Minister und Exminister der verschiedenen Branchen der Staatsverwaltung der Regel nach einander gegenübersitzen und in aufgeregten Zeiten, wenn die feindlichen Kräfte scharf aneinander gerathen, wird es von der Englischen Presse öfter als eine weise Einrichtung gerühmt, daß der große Eichentisch mit dem Reichsscepter und den Depeschenkasten die beiden vorderen Schlachtreihen trennt, d. h. dem Eifer der erhitzten Kämpfer eine heilsame Schranke setzt. Indem wir diese vorderen, gedrängt vollen Bänke mustern, erkennen wir sofort einige der hervorragendsten Männer des Hauses: auf der Ministerbank Disraeli, Lord

Stanley, Gathorne Hardy, Sir Stafford Northcote und den Grafen Mayo (Hauptsecretair für Irland); auf der Exministerbank Gladstone, Sir George Grey, Milner Gibson, Cardwell, Layard, Göschen. Weiter nach hinten auf einer der mittleren Oppositionsbänke fällt uns die wohlbekannte kräftige Gestalt John Bright's ins Auge; links, an einer Ecke des Quergangs, erkennen wir das tiefgefurchte, gedankenvolle Gesicht Stuart Mill's. Aber unsere Aufmerksamkeit wird nach einem anderen Punkt der Linken gelenkt: eine der tumultarischen Episoden, dergleichen während der diesjährigen unruhigen Session die Verhandlungen des „sterbenden Parlamentes“ öfters beleben, eröffnet die Sitzung und es stehen uns heute, vor dem Beginn der großen Debatte über die „Irische Kirchenbill“, wahrscheinlich noch mehrere davon bevor. Im Vorbeigehen sei nur erwähnt, daß die berühmten Englischen „Cheers“, welche in anderen öffentlichen Versammlungen meist eine starke Beimischung von enthusiastischen Hurrahrufen und Fußstampfen enthalten, im Parlament aus weiter nichts bestehen, als aus dem laut und ununterbrochenen Rufen des „Hear, Hear!“ während die Ausdrücke des Mißfallens, die außerhalb des Hauses als Zischen, Grunzen und endlose Variationen von Katzenmusik hervorbrechen, sich im Parlamente gewöhnlich in Murren, „Oh, oh!-rufen“, ironischem Gelächter erschöpfen. Langweilige Redner, die „bores“ des Hauses, Leute, die nichts zu sagen haben, aber sich gern sprechen hören, oder deren Ansicht über eine Sache man schon im Voraus kennt oder zu kennen glaubt, werden durch eine laute ungenirte Unterhaltung wenigstens theilweise im Zaume gehalten und schon aus diesen äußeren Anzeichen erkennt man ohne Mühe das größere oder geringere Ansehen, dessen ein Mitglied genießt. So tritt auch jetzt wie mit einem Zauberschlage lautlose Stille ein, als Disraeli sich erhebt, um in wenigen Worten ein Dankvotum für Sir Robert Napier und die Truppen der Abyssinischen Expedition anzukünden. Eine ganze Anzahl weniger aufmerksam angehörter und deshalb weniger verständlicher Fragen und Antworten folgen. Erst der Beginn einer zweiten Episode, einer Plänkelei zwischen Sir George Grey und dem Grafen Mayo über die vielbesprochene Dotirung einer katholischen Universität für Irland, fesselt wieder die allgemeine Aufmerksamkeit. Beides sind schlagfertige Redner — Sir George Grey, eine lange robuste Gestalt mit jovial aussehendem Weißkopf, Exminister des Innern unter Lord Palmerston und Lord Russell; Graf Mayo (früher bekannt als Lord Naas) ein noch jüngerer Mann mit recht Irischer Physiognomie, aber aristokratisch kaltem Wesen. Nach ihnen erheben sich mehrere der sogenannten „parlamentarischen Obersten“, wie man die militairischen Mitglieder des Hauses zu nennen pflegt. Dieselben sind fast ohne Ausnahme protestantische Irländer, fanatische Anhänger der Orangelogen, Hochtories und sitzen daher auf den Bänken hinter der Ministerbank. In Anbetracht ihres militairischen Charakters ertheilt der parlamentarische Sprachgebrauch ihnen außer dem Adjectiv „ehrenwerth“ auch das Attribut „tapfer“ (gallant), einerlei, ob sie im Felde gewesen sind oder nicht und sowie von einem „ehrenwerthen und

tapfern Mitgliede" die Rede ist, weiß man, daß es sich um einem „parlamentarischen Obersten" handelt. Zwei dieser „ehrenwerthen und tapfern Mitglieder" stehen nun zugleich auf: Capitain Archdall und Oberst Knox; Capitain Archdall hat jedoch, nach einem anderen parlamentarischen Kunstausdruck, zuerst das „Auge des Speakers getroffen" und geht daher seinem an Rang höher stehenden Waffenbruder vor. Er ist ein Mann in mittleren Jahren, von anziehendem Aeußern und echt militairischer Haltung, spricht lebhaft und gut und veranlaßt nur eine ziemlich mäßige Unterhaltung im Hause. Die Frage, die er zu stellen hat, ist im höchsten Grade absurd. Er will wissen, ob die Regierung die Vertheidigung Sir Robert Napier's übernehmen werde, falls derselbe nach seiner Rückkehr wegen des Mordes König Theodor's angeklagt werden sollte. So absurd die Frage ist, oder vielleicht eben wegen ihrer Absurdität, ruft sie von den Bänken, wo die Tories alten Schlages sitzen, begeisterten Beifall hervor, dem von der Linken ein lautes Gelächter und „Oh, oh!" antwortet. Auch gelingt es dem ehrenwerthen und tapfern Mitgliede nicht, eine Antwort von der Regierung zu bekommen. Der Sinn seiner Bemerkung wird dagegen dem Uneingeweihten klar durch die Interpellation des Obersten Knox, der seinen Unwillen über die Verfolgung des Gouverneurs Eyre durch das Jamaica-Comité ausdrückt, dem Präsidenten des Comité's, Stuart Mill, Fehde ankündigt und die Regierung fragt, ob sie nicht endlich ihre schützende Aegis über dem verfolgten, mißhandelten Retter von Jamaica ausbreiten wolle. Auch er erhält auf seine an den Premierminister gerichtete Interpellation keine Antwort, denn dieser hat das Haus kurz vorher verlassen. Man beginnt schon ungeduldig zu werden wegen der vielen Unterbrechungen, die das Hauptgeschäft des Abends verzögern. Indeß eine Bemerkung des neben Gladstone sitzenden Layard, des Ninive-Entdeckers und Ex-Unterstaatssecretairs des Auswärtigen, über die auf Unterdrückung des Sklavenhandels in Brasilien bezügliche Aberdeen-Acte muß man noch anhören. Layard, ein großer kräftiger Mann mit ausdrucksvollen Zügen und vollem, bereits ergrauten Barte, ist ein gewandter Redner und noch immer eine angesehene Person im Parlament, obgleich er sich durch ungenirte Offenheit und besonders durch sein energisches Auftreten gegen die torystischen parlamentarischen Obersten und die Mißbräuche der Englischen Militairverwaltung manche Feinde gemacht hat. Ihm erwiedert von der Ministerbank Lord Stanley, Sohn des Grafen Derby, früher Minister für Indien, seit 1866 Minister des Auswärtigen, ein Mann von klarem Kopf, praktischem Sinn, vielseitigen Kenntnissen, bedeutender Redegabe und unter der jüngeren Generation einer der vielversprechendsten Politiker. Durch Tradition ein Tory, scheint Lord Stanley von Natur doch so entschieden zum Liberalen prädestinirt, daß man öfter die Erwartung ausgesprochen hat, er werde sich auch äußerlich von den Tories trennen und sich sein Ausharren bei denselben hauptsächlich aus der Rücksicht für seinen Vater erklärt. Er ist gegenwärtig zweiundvierzig Jahre alt und entspricht in seiner Erscheinung ganz dem Bilde von Kraft und Entschiedenheit, das man sich nach seinem

Renommé von ihm entwirft. An Größe ragt er über die meisten seiner Collegen hervor; sein massives, völlig bartloses Gesicht empfängt seinen Hauptausdruck durch einen vollen, rednerisch gewölbten Mund und dunkle, von Energie blitzende Augen; eine sonore kräftige Stimme giebt seinem einfachen, ungekünstelten Vortrag die volle Wirkung. In der Irischen Debatte werden wir ihn übrigens nicht wieder hören. Die Rede, worin er vor einigen Monaten den Aufschub der Irischen Reformen bis zum Zusammentritt des neuen Parlaments befürwortete, war seinen Collegen viel zu liberal; ihr kaltes leidenschaftliches Raisonnement verursachte der gesammten torystischen Partei ein Ueberlaufen von Gänsehaut und Lord Stanley hat sich seitdem von den Verhandlungen über diesen Gegenstand auffallend fern gehalten. Seitens der Regierung ist dagegen die Absicht kundgethan, die zweite Lesung der Irischen Kirchenbill heute durch einen Gegenantrag zu bekämpfen und man darf deshalb, trotz der anerkannten Mehrheit der Opposition, eine lebhafte Debatte erwarten.

Endlich sind sämmtliche Präliminarien beendet, Disraeli hat seinen Sitz auf der Ministerbank wieder eingenommen und ihm gegenüber erhebt sich Gladstone zur Befürwortung der zweiten Lesung seiner Irischen Kirchenbill. Dieser berühmte Redner und Staatsmann ist von mittelgroßer, wohl proportionirter Gestalt und hat keinen schönen, aber einen höchst ausdrucksvollen Kopf, eine hohe breite Stirn, ein ernstes, scharf markirtes Puritanergesicht, dem man vor Allem ansieht, daß es ihm mit der vertretenen Sache gründlich Ernst ist. Gladstone ist neunundfünfzig Jahre alt und seit 1833 im Parlament. Als Politiker hat er sämmtliche Phasen der Entwickelung vom Tory zum Peeliten, vom Peeliten zum Palmerstonianer und vom Palmerstonianer zum Liberal-Radicalen durchgemacht, aber nicht sprung- und ruckweise, sondern als unzweifelhafte Phasen einer wachsenden Ueberzeugung, so daß auch wegen seiner gegenwärtigen Haltung in der Irischen Kirchenfrage, die den Tendenzen seines bekannten Werkes über „Kirche und Staat" schnurstracks zuwiderläuft, nur der Parteihaß ihm selbstsüchtige Motive vorwirft. Als Redner steht er anerkanntermaßen unter den Parlamentsrednern in erster Reihe. Ein wohlklingendes, modulationsreiches Organ, strömender Fluß der Rede, volle schöne abgerundete Sätze, stete Schlagfertigkeit in der Debatte, zeichnen ihn aus, während seine Behandlung der Gegenstände stets den feingebildeten Geist erkennen läßt, der eine gründliche classische Schule durchgemacht hat. Sein Ton geht mitunter etwas in den lehrenden Predigerton über, dem man überhaupt im Parlament öfter begegnet; allein im Ganzen ist sein Vortrag frisch und belebt, weit belebter und frischer, als z. B. der Disraeli's. Als Parteiführer ermangelt Gladstone einer Eigenschaft, deren Besitz bei der Masse des Parlaments, wie es gegenwärtig constituirt ist, seinen Einfluß bedeutend vermehren würde: des Humors. Dem dilettantischen Haufen, der die Politik zur Unterhaltung, als Spiel, oder zur Förderung persönlicher Zwecke betreibt, ist er viel zu ernst und strenge und man schreibt es zum Theil diesem Umstand zu, daß, seit er nach Lord Palmerston's Tode die Führerschaft im

Unterhause übernahm, die alte liberale Phalanx von früher mehrfach zersplittert und besonders im Jahre 1866 durch den Abfall der Adullamiten gebrochen wurde. Während der Session von 1867 wurde der Mangel des Zusammenhaltens zwischen ihm und einer angesehenen Section der Linken so fühlbar, daß er seiner parlamentarischen Führerschaft offen entsagte. Seine Ueberlegenheit war übrigens zu unbestritten, als daß jene Entsagung mehr hätte sein können, als eine Form. In der That führt er während der diesjährigen Session wieder eine größere Majorität als zuvor und es kann kaum einem Zweifel unterliegen, daß er in dem kommenden, nach dem reformirten Gesetz zu wählendem Parlament, einem Parlament, welches jedenfalls von dem losen Dilettantenthum beträchtlich gesichtet und zu einer ernsteren Auffassung des Staatslebens gestimmt sein wird, sehr bald an die Spitze der Geschäfte zurückkehren muß. Auf den Inhalt seiner heutigen Rede einzugehen, ist unnöthig. Er spricht etwa dreiviertel Stunde lang, unter der gespannten Aufmerksamkeit des Hauses und wiederholt, bald ruhig dastehend, bald lebhaft gesticulirend, bald nachlässig auf den Depeschenkasten hingelehnt, die oft gehörten Argumente für die Aufhebung der Protestantischen Staatskirche in Irland, mit der Zuversicht eines Mannes, der des Sieges seiner Sache gewiß ist. Nachdem er sich unter den Cheers der Linken gesetzt, erhebt sich unter den Cheers der Rechten der Minister des Innern, Gathorne Hardy, um seinen Antrag gegen die zweite Lesung der Bill vorzubringen. Dieser Antrag lautet, nach einer im Englischen Parlament oft angewandten Fassung, dahin, daß die Bill statt heute, „heute über sechs Monate“ gelesen, d. h. auf unbestimmte Zeit vertagt werden solle. Gathorne Hardy ist eine distinguirt, aristokratisch aussehende Persönlichkeit, in den besten Jahren und ein geläufiger Redner. Von Profession ein Advocat, wurde er zuerst allgemeiner bekannt vor drei Jahren, durch seinen Wahlkampf mit Gladstone, um die Vertretung der Universität Oxford. Gladstone war damals seinen hochkirchlichen Constituenten in Oxford schon zu liberal geworden und Gathorne Hardy ging als Candidat der Universität siegreich aus dem Wahlkampfe hervor. Von Lord Derby zum Minister des Innern ernannt, that er, ein abgesagter Feind jeder parlamentarischen Wahlreform, mit Disraeli und der Majorität seiner gleichgesinnten Collegen in der vorjährigen Session den berühmten „Sprung ins Dunkle“, nämlich ins Haushalterstimmrecht, und trat so, zum nicht geringen Schrecken seiner Constituenten, in die Reihen der neu-toryistischen Radicalen ein. Während der diesjährigen Session hat er sich beeilt, jenen Abfall von seinen Principien als leidenschaftlicher Vorkämpfer der Irischen Staatskirche wieder gut zu machen. Seine Rede bei der ersten Lesung der Irischen Kirchenbill war die erste und beinahe die einzige Herzenserquickung für die dunkle Masse der Courtry-Gentlemen und Tories alten Schlages, die bei Lord Stanley's kühlen Auseinandersetzungen erstarrt waren und auch bei Disraeli vergebens nach dem fanatischen Eifer suchten, welcher in früheren Zeiten allen Irischen Reformen sein unerbittliches Veto entgegengerufen hatte. Auch

heute ist Gathorne Hardy wieder sehr beredt, sehr unerbittlich und daher sehr ein Mann nach dem Herzen seiner alt-torystischen Bewunderer. Ueberhaupt hört das Haus solche feurige Reden gern, zumal wenn sie von der Ministerbank kommen. Die Bänke bleiben daher gefüllt und erst als Mr. Hardy am Schlusse einer mehr als einstündigen Rede sich unter dem stürmischen Beifall seiner Partei setzt, fangen sie an, sich zu leeren. Es ist inzwischen acht Uhr geworden, also die höchste Zeit zu diniren. Ein inneres Ahnen sagt der Majorität des Hauses, daß das Diner bereit ist und daß man nach der vorhergegangenen Aufregung einer Stärkung bedarf. So folgt denn den großen Stunden der Debatte das Intermezzo der sogenannten „kleinen Stunden" (small hours), ein Zwischenraum verhältnißmäßiger Ruhe, der in jeder längeren Sitzung wie verabredetermaßen so ziemlich um dieselbe Zeit eintritt und den Anblick des Hauses völlig verändert. Ganze Schaaren ehrenwerther, sehr ehrenwerther und tapferer Mitglieder drängen sich den Ausgängen zu; die Zurückbleibenden machen sich's bequem, beginnen sich zu unterhalten und räkeln, die Hüte auf dem Kopfe, in allen möglichen und unmöglichen Stellungen auf den leer gewordenen Bänken umher. Mitgliedern, die sonst nicht so leicht zum Worte kommen würden, wird jetzt ein größerer Spielraum gegönnt; die abgehetzten Berichterstatter athmen auf und halten ebenfalls ihre kleine Rast. Während dieses Intermezzo's geschieht es auch mitunter, daß die Zahl der anwesenden Volksvertreter auf ein Minimum herabsinkt und irgend ein gelangweiltes Mitglied das sogenannte Count-out, d. h. Schluß der Sitzung, wegen der Anwesenheit von weniger als vierzig Mitgliedern, beantragt. Es gilt jedoch bei den Parteiführern als eine Art Ehrenpunkt, ein solches Ende der Debatte zu verhüten und meist treiben die „Einpeitscher" noch im letzten Moment genug Mitglieder zusammen, um das „Quorum" herzustellen. Heute ist keinerlei Aussicht auf eine solche Episode da. Die Bänke sind, trotz des stattgehabten Exodus, noch immer hinreichend voll; auf der Rechten bewacht Disraeli, auf der Linken Gladstone den Gang der Dinge. Wir benutzen deshalb den Zwischenraum der „kleinen Stunden", um von Rednern, die uns weniger interessiren, auf einige Persönlichkeiten einen Blick zu werfen, die zu den Koryphäen des Parlaments gehören, aber an der heutigen Debatte keinen thätigen Antheil nehmen werden.

Da ist zuerst John Bright, der größte lebende Volksredner Englands, Vorkämpfer des Freihandels, der politischen Reform, der religiösen und der bürgerlichen Freiheit, unerbittlicher, vorurtheilsloser Gegner des hergebrachten Classenregiments und aristokratischen Dilettantenthums in der Staatsverwaltung und eins der „bestgescholtenen" Mitglieder des Parlaments. Wie sein großer Freund und Waffenbruder, Richard Cobden, ursprünglich ein Fabrikherr, nahm Bright wie dieser an der Politik zuerst thätigen Antheil als eins der Häupter der Antikorngesetz-Liga und wurde während des Fortgangs der von dieser betriebenen Agitation 1843 ins Parlament gewählt. Nach dem siegreichen Ausgang jener Bewegung zeichnete er sich unter den Männern der Manchesterpartei durch die furcht-

lose Kühnheit und die glänzende Beredsamkeit aus, womit er, unbekümmert um irgendwelche whighistische oder torystische Parteirücksichten, seine politischen Grundsätze gegen die parlamentarischen Majoritäten, wie gegen die vorherrschenden Volksmeinungen verfocht. Einen unermüdlichen Widersacher fand an ihm vor Allem die Palmerston'sche Interventionspolitik und seine unnachgiebige Opposition gegen den Krimkrieg verdunkelte eine Zeit lang seine Popularität. Das dauerndste Monument seines Ruhmes schuf er sich durch seine 1858 begonnene und seitdem bis in die jüngste Zeit fortgesetzte Agitation für die parlamentarische Wahlreform, deren endlicher Sieg den Bemühungen keiner andern Persönlichkeit in so hohem Maße zu danken ist, als den seinen. Die während dieser Jahre gegen ihn, den Agitator, den Demagogen, den Revolutionair, den Feind des Thrones und Altars, geschleuderten Schmähungen und Verleumdungen waren grenzenlos. Doch in seinen Händen waren die Waffen, sich dagegen zu vertheidigen und endlich hatte er den Triumph, zu sehen, daß seine abgesagtesten Gegner selbst, durch den Drang der Verhältnisse gezwungen, seine Ideen verwirklichten. Bright ist vor Allem Agitator, aber viel mehr als ein Demagog. Die Verfolgung selbstsüchtiger Zwecke konnte selbst der bitterste Parteihaß ihm nie vorwerfen; wie Cobden hat er vielmehr stets jede Anerbietung von Amt und Würden zurückgewiesen. Sein Einfluß als unabhängiger Politiker in- und außerhalb des Parlaments ist daher von Jahr zu Jahr gewachsen und es giebt kaum eine große Debatte, die nicht durch seine mächtige Beredsamkeit belebt, durch die Unabhängigkeit und Kühnheit seiner Ideen gefördert wird. Wie in Bright's Wesen, so ist auch in seiner Redeweise nichts Conventionelles. Er spricht unter dem Einfluß lebendiger Ueberzeugung, klar, kräftig, schlagend, ohne jede Spur von Affectation und ist anerkanntermaßen nicht blos ein Meister der Debatte, sondern des trefflichsten Englischen Styls. Die Geißel seiner Satyre haben während der letzten Jahre besonders die „Adullamiten" bitter gefühlt. Von seiner rücksichtslosen Kühnheit im Aussprechen unwillkommener Wahrheiten lieferte noch ganz kürzlich seine Bemerkung ein Beispiel, daß das gegenwärtige Parlament in gewissem Sinne eins der corruptesten Parlamente sei, die je gesessen — eine Anklage, der ein lautes „Oh, oh!" nachhallte, die er jedoch durch die unbestreitbare statistische Thatsache rechtfertigte, daß eine Gesammtsumme von nicht weniger als einer Million Pfd. Sterl. verausgabt worden, um die Wahl der gegenwärtigen Mitglieder des Parlaments durchzusetzen. Da sitzt er nun, stämmig, breitschultrig, mit offenem, ausdrucksvollen Kopf, glänzenden, raschblickenden, blauen Augen, echt rednerisch gewölbtem Mund, im Dienste des Vaterlandes ergraut, aber noch immer unermüdlich auf der Wacht und jeden Augenblick zu neuem Dienste bereit. Seine Ansichten über die Irische Kirchenbill hat er bereits bei der ersten Lesung ausgesprochen und wird heute denselben nichts hinzufügen.

In ähnlichem Fall ist auch ein anderer Vorkämpfer radicaler Reformen, den wir, nicht weit von Bright, ebenfalls noch an seinem Platze bemerken. John Stuart Mill. Nie vielleicht hat ein Mann so rasch,

um nicht zu sagen augenblicklich, Einfluß im Parlament gewonnen, als dieser berühmte Philosoph und Nationalökonom. Mit festgegründetem Ruhme trat er, schon neunundfünfzigjährig, als Mitglied für Westminster vor drei Jahren zuerst ins Parlament und wurde mit einem Gemisch von Achtung und Neugier, aber auch mit einer Art vorgefaßter Meinung empfangen, daß er der practischen Politik zu weit voraus geeilt, zu radical, zu abstract sei, um bestimmend in die Debatten des Hauses einzugreifen. Der großen Menge ehrenwerther und sehr ehrenwerther Mitglieder war er als Philosoph identisch mit einem Grillenfänger; selbst ein Mann von Robert Lowe's Geist und Bildung konnte so weit gehen, zu bemerken, daß das Parlament von zu practischer Natur sei, um die philosophischen Haarspaltereien des Mitglieds für Westminster würdigen zu können. Mill ertheilte auf diese Bemerkung unverzüglich eine Antwort, welche ähnliche Angriffe ein für alle Mal beseitigte und die Reden, die er seitdem über Parlamentsreform, Nationalerziehung, Nationalschuld, Todesstrafe und andere Gegenstände gehalten, haben ihm so unzweifelhaft seine Stelle unter den leitenden Männern des Parlaments gesichert, daß man bereits fragt, ob er in dem kommenden Ministerium wol ein Amt annehmen werde. Dies Resultat ist um so merkwürdiger, als er den größten Theil seines Lebens im Bureau und in der Studirstube zugebracht hat und die äußern Mittel, wodurch der Redner Erfolge erzielt, ihm fehlen. Sein Organ ist schwach, sein Vortrag, obgleich fließend, doch wie von einem nervösen Zucken erfüllt, das man auch in seinen Gesichtszügen bemerkt und es gehört die ganze gespannte Aufmerksamkeit des Hauses dazu, um dem Vortrag des hagern Mannes mit dem gedankenvollen, scharf markirten Philosophenkopf zu folgen. An meisterhafter Klarheit und Prägnanz des Styls, Fülle und Originalität der Ideen stehen übrigens Mill's Reden auf einer Stufe mit seinen Schriften, und wenn etwas den Eindruck des Gesagten steigert, so ist dies seine Spontaneität, die offenbare unzweifelhafte Schlagfertigkeit des Redners in jedem Augenblick der Debatte.

Von Bright und Mill auf Männer wie Whalley und Lord Elcho überzugehen, ist ein großer Sprung; allein auch sie sind parlamentarische Charakterfiguren und sie werden Beide heute sprechen, Whalley gegen das Ende der „kleinen Stunden", Lord Elcho, nachdem das Haus sich wieder gefüllt hat. Whalley, ein kleiner untersetzter Mann, mit vollem grauen Bart und tief über Stirn und Augen herabgewachsenem Haar und Augenbrauen, ist einer der „bores" des Hauses, der Don Quixote des Protestantismus, der überall Jesuiten wittert und keine Rede halten kann, ohne durch seine Angriffe auf Papst und Pfaffen, Mönche und Nonnen das Gelächter des Hauses hervorzurufen, trotzdem aber unerschüttert wieder und wieder auf sein altes Thema zurückkommt. Abgesehen davon sitzt und votirt Whalley mit der liberalen Partei. Von Lord Elcho kann man sagen, daß er weder rechts noch links sitzt. Er macht sich vielmehr augenfällig durch sein unablässiges Ab- und Zugehen zwischen den Bänken der Linken und der Rechten und dies „Sitzen zwischen

zwei Stühlen" bezeichnet vollkommen sein politische Haltung. Lord Elcho ist eins der Häupter der Adullamiten, der politischen Malcontenten von 1866, die liberal scheinen möchten, ohne liberal zu sein, die anscheinend Alles besser wissen, als alle Anderen, aber sich durch nichts bemerkbarer machen, als durch eine kleinliche Opposition gegen jeden wirklichen Fortschritt. Er läßt sich oft hören und ist ein geläufiger, aber nichts weniger als angenehmer Redner. Als er sich erhebt, ist es schon spät geworden. Die große Glocke draußen wird gleich elf Uhr schlagen; allein die Bänke sind wieder gefüllt, wie zu Anfang der Sitzung, denn man weiß, daß die Debatte ihrem Schluß zugeht, daß die große Abstimmung über den ministeriellen Verbesserungsantrag noch heute stattfinden wird. Vorher erwartet man noch das Auftreten Disraeli's und schließlich die Erwiderung Gladstone's. Eine gewisse unruhige Erwartung zeigt an, daß dieser Culminationspunkt der Debatte nicht mehr fern ist. Lord Elcho versichert dem Hause, er werde es nur wenige Minuten belästigen und hält so ziemlich Wort. Nachdem er geendet, erlaubt man noch Mr. Forster, einem der Ex-Unterstaatssecretaire von der Opposition, dem edlen Lord einige scharfe Hiebe zu versetzen. Dann wird es still und das Auge des Speakers und des Hauses ruht auf dem ersten Minister der Krone, der eben an den großen Eichentisch herantritt: Benjamin Disraeli.

Von der merkwürdigen Laufbahn dieses merkwürdigen Mannes zu reden, oder eine Darstellung seines seltsam gemischten Charakters zu versuchen, liegt außer meiner Absicht. Seine Lebensgeschichte ist ziemlich bekannt und ihre Hauptthatsachen vergegenwärtigen sich uns unwillkürlich, indem wir ihn hier wieder sehen und reden hören. Es ist nicht leicht weder seine Geschichte, noch seine persönliche Erscheinung zu vergessen, wenn man beide einmal aufmerksam betrachtet hat und außerdem sind wol wenige öffentliche Charaktere unserer Zeit durch satyrische Darstellungen allgemeiner persönlich bekannt geworden, als Disraeli. Die mehr als mittelgroße, breitschultrige Gestalt, mit dem von schwarzen Locken umgebenen orientalisch fremdartigen Kopf, das bartlose todtenbleiche Gesicht mit den spöttisch aufgeworfenen Lippen, den dunklen Augen, der sphynxartigen Unbeweglichkeit und Ruhe und dem typischen Fragezeichen einer einsam auf die Stirn niederhängenden Locke, ja auch der halb feierlich dumpfe, halb sorglos wegwerfende Ton seiner Rede — Alles ist noch ungefähr wie vor vierzehn Jahren, als ich ihn zum ersten Mal im Parlamente sah und hörte, obgleich seine Ansprüche auf Beachtung, sein Recht für das originalste aller parlamentarischen Originale zu gelten, sich seitdem ohne Frage noch um ein Bedeutendes gesteigert haben. In der That sehen wir ihn in diesem Augenblicke auf der höchsten Staffel seines Ruhmes vor uns stehen. Er, der Abkömmling einer spanisch-italienisch-jüdischen Kaufmannsfamilie, der Journalist, der Novellist, ohne jede anderen Connexionen, als diejenigen, die sein Talent ihm erworben, der Mann, den man vor dreißig Jahren bei seinem Eintritt ins Parlament wegen seines anspruchsvollen Wesens verlachte, jetzt redet er hier als der anerkannte Führer der großen conservativen Partei; der erste

Minister der Krone, der Staatsmann, an dessen orakulösen Lippen diese große Versammlung in lautlosem Schweigen hängt. Ob er sich ohne die Mitwirkung der verhängnißvollen Gichtanfälle Graf Derby's zum Range des ersten Ministers würde emporgeschwungen haben, mag ungewiß sein. Doch daß er, besonders durch seinen Antheil an der Reformgesetzgebung des vorigen Jahres, eine hervorragende Stellung in der Geschichte errungen, kann nicht bezweifelt werden. Diese Stellung wird ihm bleiben, wenn auch, wie sehr wahrscheinlich, seine Verwaltung schon mit dem laufenden Jahre endet, wenn sie zugleich seine erste und letzte ist. Uebrigens scheint er selbst in Bezug auf seine nächste Zukunft, die an der Lösung der Irischen Kirchenfrage hängt, keineswegs so verzweifelt, als man annehmen möchte. Und wer kann sagen, welcher Wendungen und Entwickelungen seine schlangenhaft geschmeidige Natur noch fähig ist, wie weit er, der große Schulmeister seiner Partei, seine Erziehung noch treibt? Die Schäfte seiner Satyre sind noch so scharf und fliegen noch so sicher wie je. Er versteht es noch immer meisterhaft, sich effectvoll in alle Falten des rednerischen Pathos zu hüllen, mit einem Worte, einem Tone, einer Handbewegung die begeisterten Cheers seiner Anhänger hervorzulocken. Und auch heute, wo er weiß, daß er geschlagen werden wird, zeigt er die alte unerschütterlich ruhige kühne Stirn.

Es ist etwas nach Mitternacht, als er sich, nach einer etwa einstündigen Rede, unter lautem Beifall setzt. Damit ist denn im Grunde auch das Ende der Debatte erreicht; denn Gladstone's Erwiderung, so gehaltreich und schlagend sie sein mag, ist doch in Wahrheit wenig mehr als Sache der Form. Man hat alle Argumente für und wider bis zum Ueberdruß gehört und das Endresultat steht trotz aller Bemühungen der torystischen Einpeitscher im Voraus fest. Wir bemerken nur noch, daß das Haus sich bis nach ein Uhr gedulden muß. Dann drängen beide Parteien sich hinaus in die Vorsäle (lobbies), wo die Abstimmung stattfindet. Eine Viertelstunde später, nach Zählung der Stimmen, füllt das Haus sich von Neuem und etwas vor halb zwei Uhr künden die Zähler (tellers) unter den Cheers der Linken an, daß die Regierung durch eine Majorität von 54 Stimmen geschlagen ist.

So endigt diese bemerkenswerthe Sitzung. Sie hat lange genug gedauert und wir verlassen das Haus ohne weitern Aufenthalt, auf dem Heimwege das Gesehene und Erlebte und was die Zukunft bringen mag, bedenkend.

---

# Ein Erndtefest in Ostgalizien.

Von Leopold Sacher-Masoch.

Ringsum klingt die Sense, die Sichel; Lieder bald fröhlich wie Lerchen, bald trauernd sehnsuchtsvoll wie Nachtigallen steigen aus der Ebene in den klaren tiefblauen Augusthimmel empor. Die Erndte ist im vollen Zuge. Die weite podolische Fläche wogt im leichten Sommerwinde, ein gelbes Meer; Hügel an Hügel scheinen sich wie große Wogen zu heben und wieder zu senken, auf einzelnen kleinen Inseln wimmelt es von Schnittern, wie von kleinen schwarzen Insecten.

Um mich oder eigentlich um den ostgalizischen Edelhof, in dem ich vor einer Woche etwa vom Pferde gestiegen und bis heute ein Gefangener russischer Gastfreundschaft bin, dehnt sich ein Stück dieser unendlichen Ebene, das seine Korn- und Weizenwellen in riesigen Garben zusammen gebunden hat. Zu dreien an einander gelehnt stehen sie weithin in langen Reihen, gleich Zelten eines ausgedehnten Lagers, nur am Horizonte von einem kleinen Wäldchen, das wie ein dunkler Gartenzaun dasteht, und von dem Dorfe Turowa begrenzt, dessen niedere, von Strohdächern tief überhangene Hütten mit einzelnen emporragenden Stangen man von Weitem für längliche Heuschober halten könnte.

Der Edelhof, ein langgestrecktes ebenerdiges Gebäude, liegt mit seinen Ställen, Schuppen, Scheuern auf einem Hügel. Ein Fußpfad führt zwischen Feldern, die nur noch dürre Stoppeln zeigen, in Krümmungen gegen das Dorf hinab. An ihm lehnt ein flacher kahler Erdaufwurf; das Volk nennt ihn den Tartarenhügel und jenseits desselben steht das Kornfeld, von dem aus die Lieder der Schnitter herüber tönen, dann noch eins und noch eins. Ich nehme meine Flinte und trete aus dem Hause. Da sitzt auf der Veranda der Herr des Edelhofes, mein Wirth Wasyl Lesnowicz. Ein würdiger Mann, nicht eben klein, knochig, mit starker Stirn, unverwüstetem weißen Haare, langem Schnurrbart, fester Nase und dickem Kinn. Die blauen Augen unter den struppigen Augenbrauen wie verborgene Flämmchen, lebhaft und feurig.

„Gehen Sie nicht zu weit vom Hause, Bruder“, sagte er bedächtig, „die Bauern werden mit der Ernte fertig, dann feiern wir noch heute Abend das Erntefest, ja, sie kommen Alle herauf, das ganze Dorf; das Volk hat solch' ein Attachement an unser Eins, weil man zu ihm gehört, drüben, bei dem polnischen Nachbar, da kommt Niemand mehr zum Erndtefest, als die bezahlten Schnitter.“

Herr Wasyl war nämlich stolz auf das Ansehen, dessen er beim Landvolk genoß. Seine Familie war wie alle adeligen Geschlechter Ostgaliziens russischer Abkunft, hatte unter polnischer Herrschaft polnische

Sprache und Gesinnung angenommen, aber den griechischen Ritus bewahrt. Herr Wasyl hatte seine Bauern nie schlecht behandelt, aber vor dem Jahre 1848 die Herstellung Polens als eine politische Nothwendigkeit angesehen. Als in jenem Jahre der Bauer seine Freiheit erlangte und die russische Nationalität in Galizien zu neuem Leben erwachte, da begann auch Herr Wasyl russische Zeitungen zu halten, russische Bücher zu kaufen, seinen Töchtern Jacken nach russischem Schnitte machen zu lassen, mit den Polen französisch zu sprechen, in der Unterredung mit Bauern stets Phrasen, wie: „wir Brüder", „wir Landsleute", fallen zu lassen und Jeden mit einem „bleibt gesund!" zu grüßen.

Ich sagte, ich wollte eben nur auf das Feld zu den Schnittern gehen, nahm Abschied und schritt gegen das Dorf.

Auf dem Fußpfad kam mir eine schlanke Bäuerin entgegen, den Kopf phantastisch mit einem bunten Tuche, wie mit einem Turban umwunden; sie ging mit einem „Gelobt sei Jesus Christus!" gesenkten Blickes an mir vorüber. Da lag nun das Kornfeld, das unter den kräftigen Armen der Schnitter rasch zu Boden sank. Behend arbeiteten die jungen Burschen in weiten grobleinenen Beinkleidern und Hemden, mit bloßen Füßen, Armen und bloßem braunen Halse, einen breitkrämpigen Strohhut auf dem Kopfe. Die Mädchen in kurzen bunten Röcken, ploderndem Hemde, die rothen oder gelben Tücher auf dem Kopfe tauchten beim Schneiden wie große Mohnblumen auf und ab.

Zur Seite stand ein großer Krug Wassers mit einem angeschnittenen Laibe schwarzen Brodes als Deckel. Seitwärts richteten mit echt russischem Ernste einige Bauern die Garben und stellten sie schief zusammen, wie man Gewehre in Pyramiden stellt, damit der Regen abrinnen kann. Buben versteckten sich zwischen denselben. Einer rief: „Ich bin ein Bär! Das ist meine Höhle!" Sofort liefen die Anderen herbei, suchten ihn mit Weidenruthen herauszutreiben und schrieen sich heiser, bis ein Garbenbündel umfiel, das nächste niederwarf und so eine ganze Reihe wie Kartenhäuser zusammenfielen. Eine kräftige Stimme tönte herüber, jetzt richteten sie die Garben rasch auf, legten sich halb nackt in den warmen Sand des Weges und horchten zu, wie Einer Märchen erzählte.

Seitwärts stand eine Schnitterin, ein junges Weib. Die staubigen Füße, die schlanke Hüfte, die volle Brust besonders wohlgebildet. Das Haar in einem großen Kranz um den feinen Kopf mit seelenvollem blauen Aug' und der feinen sanftgebogenen Nase. Sie wischte den Schweiß mit dem weiten Hemdärmel von Stirn und Wange, steckte die Sichel rückwärts in das Schürzenband und hockte sich in das Korn. Da lag ihr Kind. Sie nahm es an die Brust, setzte sich unter den Weißdornenstrauch, wo er den vollsten Schatten gab und sprach zu ihm süße Worte, wie süße zärtliche Diminutive, wie sie keine andere Sprache besitzt, halb singend, halb zwitschernd, so daß ein neugieriges Rothkelchen aufmerksam wurde, geflogen kam und von dem obersten Aste des Weißdornes mit den klügsten schwarzen Augen ernsthaft zusah.

Alle hatten mich begrüßt und dann etwas gemustert. Jetzt kam über den Weg herüber ein alter Bauer. Ihm gehörte das nächste Feld, er beaufsichtigte seine Leute bei der Arbeit, hatte mich gesehen und kam, mit jener unserem russischen Bauer angeborenen guten Art, mir Gesellschaft zu leisten. Auf zehn Schritte weit zog er den Hut ab und wünschte mir und meinen Enkeln und Enkelkindern ein ungemessenes Wohlergehen. Wie er den Hut abhatte, war sein Gesicht mit dem energischen Schnitte, dem wehmüthigen Munde von einem weißen Schnurrbart eingefaßt, der gewölbten Stirn, zur Hälfte von dem abgeschnittenen grauen Haar bedeckt, zugleich schön und sympathisch. Er hatte einen kotzengroben, zottigen Rock an, mit Kapuze rückwärts, grau, an den Nähten mit blauen Schnüren besetzt, einen Rock, den die Reiter Dschengis Chan's getragen haben mögen und den der galizische Bauer als ein Erbstück der Tartarenzeiten in seiner Tracht bewahrt. Wir gingen zwischen den Garben auf und ab, sprachen von der Ernte, kamen allmählig bis zu dem Tartarenhügel, welcher gegen die untergehende Sonne wie ein schwarzer Sarg stand. Ich legte meine Flinte an seinem Abhange nieder und setzte mich in den Schatten. Der Bauer bedachte sich einen Augenblick, blickte umher, dann setzte er sich in einiger Entfernung gleichfalls nieder.

Je weniger ich sprach, um so mehr bemühte sich der Bauer, mich zu unterhalten. „Heute werden wir fertig", sagte er, „die Leute vom Hofe auch, dann halten wir zusammen das Erndtefest."

„Ihr seid also in einem guten Verhältniß zu Eurem früheren Gutsherrn?" bemerkte ich.

„Und warum nicht?" erwiederte der Bauer. „Er gehört zu uns, er ist ein Russe so wie wir. Mit den polnischen Gutsherren ist es anders. Das ist eine alte Feindschaft, die Volkslieder wissen davon zu erzählen. Herr Lesnowicz dagegen ist, um es recht zu sagen, mit uns wie ein Bruder mit Brüdern. Er hat uns geholfen die Schule bauen, er hat uns auch einen streitigen Wald gegeben, wir werden ihn also zum Deputirten wählen."

„Ihr habt hier eine gute Schule und was ich von der Wirthschaft sehe, ist auch besser, als sonst bei uns in Galizien."

„Ich bitte Sie", fiel der Bauer lebhaft ein, „es ist hier ziemlich; aber wenn es irgendwo schlechter ist, darf man darüber staunen? In manchen Büchern steht es zu lesen, daß der Bauer hier zu Land träge ist, ein schlechter Arbeiter, aber ein ordentlicher Säufer und Dummkopf; der Kirchensänger hat uns einmal so etwas vorgelesen. Nun, Gott sei Dank, das ist nicht wahr. Aber dürfte man erstaunen, wenn es so wäre? Bedenken Sie doch, gnädiger Herr, wie das so bei uns war. Da waren wir unter dem polnischen Reiche, wie lange ist das her, waren zu nichts Anderem gut, als dem Edelmann das Feld zu bestellen wie Rind und Pferd; nur wenn ihm sein Nachbar ein Pferd tödtete, mußte er Strafe zahlen und wenn er ihm einen Bauer tödtete, oft nicht. Also sollte der Bauer ein Land lieben und mit Eifer bebauen, auf dem er wie ein

Fremder, wie ein Thier gehalten war. Dann kamen wir zu Oesterreich, da wurde es gleich besser. Der Bauer war jetzt ein Mensch wie jeder andere, aber der Grund blieb dem Edelherrn und der Bauer mußte ihm die Robot leisten. Der große Kaiser Joseph" — der Bauer nahm den Hut ab und setzte ihn wieder auf — „hat uns ein Patent gegeben, das sagte deutlich, so viel Tage der Woche soll der Bauer für den Gutsherrn arbeiten und so viel für sich. Es war gerecht für beide Theile. Aber die Edelleute wollten keine Gerechtigkeit und verstanden das Patent zu umgehen. Wie, werde ich Ihnen gleich sagen. Uns sind die Kinder ans Herz gewachsen und schwer trennt sich der Vater von dem Sohne. Nun nehmen wir an, ein Bauer hatte dreißig Joch, die ihn gut ernährten und hatte davon vier Tage Robot zu leisten. Der Bauer hatte nur zwei Söhne. Da kam der Edelmann und sagte: „Du hast zwei rüstige Söhne, man wird sie Dir zum Militair nehmen, Du aber möchtest Dich nicht von ihnen trennen. Weißt Du was, Du giebst jedem zehn Joch, so hat jeder von Euch zehn Joch und Jeder leistet mir vier Tage Robot. Die Söhne theilten wieder und die Enkel wieder, und die Robot stieg immer fort und vereinigte wieder einmal ein Bauer alle diese Theile, so hatte er nun statt vier Tage oft 24 Tage in der Woche zu roboten und fragte sich, wie er das anzufangen habe. Es war also damals auch nicht am Besten. Wenn der Bauer den ganzen Tag hinter dem Pfluge ging, so geschah es, damit der Edelmann auf Silber speist, die Edelfrau im Zobelpelz auf dem Schlitten sitzt, er selbst aber Haferbrod kaut und sein Weib barfuß im Schnee watet."

Dem Bauer war besonders wohl, wie er der vergangenen schweren Zeiten gedachte und dann auf seinen freien Grund und Boden blickte.

„Ich meine, daß die Bauern auch damals nicht so arbeitsschen waren", sagte ich nach einer Weile; „wie war es denn mit den nächtlichen Erndten? Ihr erinnert Euch noch gewiß daran."

Der Bauer sah bei Seite und spuckte aus. „Wie soll ich mich nicht erinnern, Herr!" erwiederte er. „Es war so: In manchen Gegenden, wenn es einen schlechten Sommer gab, Gewitter, Stürme, Regengüsse, so war das Feld bald in ein Meer verwandelt, jede Ackerrinne ein Bach, wenn dann zur Zeit der Erndte auf einmal der Himmel wolkenlos war, die Luft stille stand, heiß und trocken, da geschah es, daß der Edelherr die Bauern vom frühen Morgen bis zum Abend auf seinen Feldern arbeiten ließ, um die Erndte hereinzubringen, ehe sich das Wetter wenden möchte, und den Bauern keine Zeit blieb, für sich zu schneiden; ihr Korn bog sich bereits zur Erde, jede Wolke, die am Himmel aufstieg, konnte ihre Erndte vernichten. Kamen dann die schönen kühlen Vollmondnächte, so ruhten sie etwas, nachdem die Tagesarbeit für den Herrn gethan war und hielten ihre Erndte in der hellen Vollmondnacht; sie blieben beisammen, wie sie vom dem Felde des Herrn kamen und schnitten dann Alle vereint Feld für Feld wie es kam, Jedem halfen Alle und Jeder Allen. Am Morgen schliefen sie wenige Stunden und zogen dann wieder zur Arbeit auf das Feld des Herrn. Das waren die nächtlichen Erndten."

Wir schwiegen Beide. Endlich sagte der greise Landmann: „Sehen Sie, so ist es mit der Faulheit, und was das Saufen betrifft, so ging der Bauer in die Schänke, um sein elendes Leben zu vergessen. Der Branntwein nahm ihm etwas die Besinnung und das war gut. Man tanzte, man sang, man sprach von dem und jenem, man verpfändete seinen Schafspelz und seine Stiefel, aber man lebte doch. — In dem Jahre 1848 ist es auf einmal anders geworden. Wir sind frei geworden, der Grund und Boden gehört uns. Der frühere Gutsherr ist uns nichts mehr als ein Nachbar. Sehen Sie, seitdem hat sich Alles gebessert. Der Bauer sieht fleißig auf seine Wirthschaft und hat Gewinn davon; es ist ein gutes Land, in dem wir wohnen, einen besseren Boden kann es wol nicht geben, der Mensch hat Lust an der Feldarbeit. Der Bauer hat solch' eine Liebe zu ihr, zu seinen Thieren, seinen Verhältnissen und wenn es gut geht, einen Ertrag, daß der Städter ihn beneidet. Sehen Sie, vor Zeiten war ich manchmal in Strafe wegen der Robot und meine Felder standen zur Hälfte wüst. Jetzt pachte ich Grundstücke von den polnischen Edelherren und meine Wirthschaft läßt sich sehen. Drüben in Sinniawa da sehen sie das Dorf an, Haus für Haus von purem Stein. Dabei die gute Straße Das ist freilich noch der Anfang, Herr Gnädiger, es drücken uns etwas die Steuern, es fehlt noch an Straßen, Eisenbahnen, Schulen."

Ich sah den Bauer erstaunt an. „Aber man sagt", bemerkte ich dann, „daß Ihr die Schulen nicht sehr liebt."

Der alte Mann schlug die Arme auf der Brust ineinander, und wiegte den Oberkörper hin und her. „Was die Leute Alles sagen! Das war noch, wie Alles polnisch war, und wir zahlten nicht gern unser Geld dafür, damit unsere Kinder ihre Muttersprache verlernen. Jetzt sind die Schulen in unserer russischen Sprache und die Gemeinden bauen selbst die Schulhäuser und geben, was nöthig ist. — Ja, was da Alles geredet wird und geschrieben, es ist bereits ungesund. Auch von der Eisenbahn. Wären Sie nur dabei gewesen, wie die Bahn nach Lemberg eröffnet wurde. Man sagte, die Bauern nennen das ein Höllenwerk. Das war wieder unwahr. Auf allen Stationen waren die Gemeinden mit Richtern, Geschworenen, Musik und begrüßten den ersten Zug. Viele fieler auf die Kniee, hoben die Hände zum Himmel. Glauben Sie solche Sachen nicht. Es wird noch weit anders werden, weit anders; Sie werden es wol erleben, man soll nur der Gemeinde mehr Freiheit geben. Es war bei uns von alten Zeiten her, daß die Gemeinde Alles war und sie ist es jetzt auch, wiewol die Regierung sie nicht so anerkennt. Es könnten weniger Beamten sein, es wäre uns besser und dem Reiche."

„Freund", warf ich ein, „ich bin auch für die freie Gemeinde, aber es ist noch nicht an der Zeit."

„Ich beschwöre Sie", entgegnete der Bauer, „warum denn nicht? Da hatten z. B. die Dominien die Steuern einzuheben für den Staat und hatten uns bedrückt. Darauf haben die Bauern nicht erst gefragt, sondern die Steuern selbst gesammelt durch die Gemeinderichter. Im

Jahre 1827 kamen die kaiserlichen Steuerämter. Sehen Sie, da hat es gleich sehr viel gekostet und früher nichts, und was die Rückstände betrifft, so waren es nur wenige, als die Gemeinden die Steuern einhoben und als die Beamten — mehrere Millionen. Es scheint also, daß die Gemeinden Manches besser machen, als die Beamten. Kein Vogel kann gleich fliegen. Wenn aber die Störche wollen, daß ihre Jungen es lernen, tragen sie dieselben auf ihren Flügeln in die Luft empor. Aber es scheint, die Regierung will nicht, daß wir fliegen lernen." —

Um den Weißdornstrauch hatte sich indeß eine Gruppe von Weibern und jungen Burschen gebildet, aus der plötzlich ein gellendes Geschrei herüber tönte. Mein alter Bauer richtete sich auf, um hinzusehen. Zugleich kam ein halberwachsener Knabe mit bloßen Füßen, wirren blonden Haaren, in vollem Laufe gegen den Tartarenhügel. Er schrie von Weitem schon halb athemlos: „Großvater! Großvater! — die alten — Weiber — wollen der Jewa — nicht — den Erntekranz geben!"

„Warum nicht?" fragte der Bauer. „Kommen Sie, Herr! Sie selbst sollen bestimmen, welche den Erntekranz tragen soll. Es sind schöne Mädchen da, die Wahl ist schwer."

Wir gingen den Hügel hinab, vorbei an Erndtewagen, die geladen wurden, an Schnittern, die ihre Sensen dengelten.

Die Sonne sank von kleinen Wolken umgeben, welche sie mit feurigem Roth übergoß. Ein lauer Abendwind strich durch die Stoppelfelder Auf einem Heuschober saß eine Amsel und sang, Sperlinge flatterten an den Sträuchern und schrieen pöbelhaft in ihr melodisches, elegisches Lied.

Unter dem Weißdornstrauch saßen fünf junge Frauen und wanden den Erndtekranz. Zwei hatten den Schooß voll gelber Getreideähren, die Dritte hielt blaue Kornblumen in der Schürze und schob von Zeit zu Zeit einzelne in das Geflecht, Eine sang munter ein Lied und hielt in den braunen Händen ein duftiges rosenfarbiges Band.

Noch Eine saß zur Seite, den Kopf in beide Hände gestützt, wie versunken, ihre Wimpern fielen wie schwarze Schatten in das Gesicht. Ein Schwarm von Weibern, jungen Burschen keifte, schrie, lachte um sie. Sie blickte nicht auf. Wir traten hinzu. Es wurde ganz stille; sie regte sich nicht. Der alte Bauer, die Hände flach auf die Kniee gestemmt, bückte sich zu ihr. „Nun, Jewa, sie wollen Dir den Kranz nicht geben?"

Jetzt riß es sie einen Augenblick empor; ich blickte in ein Antlitz vom edelsten Oval, mit dem reinen Schnitt eines helenischen Marmorbildes, bleich, sehr bleich, zwei Augen flammten auf, der unverhüllte Busen hob sich langsam, wie ein schlafender Schwan die weißen Flügel regt. Wieder sanken die Wimpern herab. Theilnahmlos blickte sie auf den Kranz.

Ich sah sie noch einmal an und sagte lebhaft: „Ihr gehört der Kranz."

Der Bauer nickte. Die Schnitter liefen herbei, schwangen die Hüte, schrieen: „Jewa trägt den Kranz!"

Sie stand auf und blickte mich an, kaum dankbar. Mit einer stolzen Bewegung des Kopfes warf sie die langen dicken Zöpfe nach vorn über die Schultern und begann den einen aufzumachen. „Wählt die Kranzmädchen", rief sie mit verächtlichem Lächeln den Schnittern zu, welche sie betrachteten, kehrte ihnen den Rücken, löste rasch die Zöpfe und breitete dann die langen, weichen Haare wie einen dunklen Mantel um sich.

Niemand sprach ein Wort, nur ein altes zahnloses Weib stellte sich neben mich und sagte halblaut: „Die Faullenzerin kann leicht weiß sein und lange Haare haben, was thut sie denn? Singen, träumen, tanzen, lachen!"

„Wo ist die Handza?" fragte schüchtern, die Augen zu Boden geschlagen, ein junger Schnitter.

„Komm! komm hervor!" sprach der alte Bauer und zog das hübsche Mädchen am Hemdärmel zu sich, das sich täppisch wehrte und die rothe Schürze vor das rothe Gesicht hielt, „weißt Du doch, daß Du Kranzmädchen wirst, wenn es noch eine Gerechtigkeit giebt auf Erden", fuhr der Alte fort; „ist sie Euch nicht recht?"

„Es ist gut!" riefen Viele, „wählt die Andere."

Ein halbes Dutzend weiblicher Namen schwirrte nun auf einmal in der Luft. „Basja!" tönte es am kräftigsten, „Basja! Basja!"

Der Alte hob die Hand. „Es ist gut", versicherte er, „die Mehrzahl ruft Basja, so soll es Basja sein!" Die Schnitter stimmten bei. Basja war ein kleines rundes Ding, trug den Kopf mit dem Stumpfnäschen und den blitzenden Augen ziemlich hoch. „So macht Euch bereit!" sagte der Alte, die Sonne ist unter."

Die beiden Kranzmädchen nahmen den Kranz, hoben ihn hoch empor über Jewa's Haupt und ließen ihn dann leicht auf dasselbe fallen. Jewa faßte ihn gleich mit beiden Händen und setzte sich ihn zurecht, dann stand sie mit verschränkten Armen da, die goldene Aehrenkrone auf dem offenen wogenden Haare, das Auge gleichgiltig auf uns gerichtet, die Erndtekönigin. —

Die Kranzmädchen hatten sich gleichfalls mit Blumen geschmückt. Von verschiedenen Seiten waren Schaaren von Schnittern herbeigekommen, Bauern aus dem Dorfe, zuletzt die Musikanten. Sie stimmten die Instrumente, das Volk trieb durcheinander, Geschrei, Lachen, der alte Bauer ordnete den Zug. Andere Grundwirthe standen zur Seite und sprachen angelegentlich von der Landtagswahl.

Endlich setzten wir uns in Bewegung, voraus die Musikanten, ein schmucker Geselle in schwarzer Lammfellmütze mit der Geige, secundirt von einem ausgemästeten Pächter in dunkler Tuchhose und Tuchrock, der Gemeindehirt blies die Flöte, ein brauner Kerl in Hemd und Leinwandhosen schlug den Cymbal, die Baßgeige spielte der kleine Kirchensänger mit priesterlicher Würde. Nach ihnen schritt, übermüthig durch Sieg

und Schönheit, die Erndtekönigin, begleitet von den beiden Kranzmädchen, dann kamen die Bauern, die Schnitter, Der im Schafpelz, Jener in Leinwand, Mancher den zottigen Tuchrock um die Schulter, bloßfüßig, mit Strohhüten oder in schweren Stiefeln, die Frauen grellrothe Tücher wie Turbane um den Kopf gewunden, Mädchen mit langen Zöpfen, große gelbe Malven im Scheitel, dicke Korallenschnüre um den Hals, Alle fröhlich, die Musikanten stimmten an und von mehreren hundert Stimmen erklang das altheidnische, bacchantisch feierliche, jauchzend wehmüthige Erntelied.

Langsam wälzen sich, von den kleinen Pferden gezogen, auf dem versunkenen Feldwege die Erntewagen nach.

So zieht wie vor Tausenden von Jahren die slavische Gemeinde, Einer für Alle, Alle für Einen. Wer noch im Dorfe zurückgeblieben, schließt sich an, als der Zug durch dasselbe kommt. Ein altes Weibchen kauert vor der Hütte im Sande, den die Sonne gewärmt, grüßt freundlich, blickt lange nach, singt dann leise das Erndtelied mit, lächelt und nickt mit dem Kopfe dazu.

Vor der moosgrünen, hölzernen Dorfkirche liegt ein grauer Stein, riesig, mit verwitterten seltsamen Zeichen. Bei diesem Steine halten die Schnitter und Jewa tritt langsam vor, nimmt den Kranz herab und legt ihn auf den Stein. Aus der Kirche aber kommt der Pfarrer, im weißen Chorhemd mit dem Weihwedel, segnet den Kranz und die Schnitter. Der Pfarrer hat drei Büschel über den Ohren emporgekämmt wie eine Eule, und eine Brille; seltsam ist es aber, wie Jewa an dem Stein steht, mit flatterndem, schwarzen Haare, ringsum liegt das Volk auf den Knieen und sie nimmt den Aehrenkranz und setzt ihn wieder auf das Haupt. —

Nahe der Kirche liegt das Haus des Richters; wie die Schnitter vorbeikommen, steht er auf der Schwelle, seinen Hahn im Arm. Er bindet ihm die Füße und befestigt ihn dann an dem Erntekranz auf Jewa's Kopf. Alle blicken auf den Hahn; wie der Richter ihn losläßt, will er emporfliegen, schlägt mit den Flügeln und kräht. Das bedeutet eine gute Erndte für das nächste Jahr. Die Schnitter jubeln, die Musikanten spielen, der Richter, sein Weib gehen mit der Branntweinflasche herum und trinken mit Jedem. Dann schließen sie sich an und nun geht es zum Edelhofe. —

Das Erndtelied tönt über die Ebene, die Geigen schnarren, die Schnitter schreien ein russisches Ewoë, der Hahn kräht immer fort. Ueber dem Wäldchen steigt die große rothe Scheibe des Mondes empor.

Im Edelhofe ist Alles auf den Füßen, die beiden Jagdhunde laufen uns entgegen, der Kettenhund rast an der Kette, indeß die Katze auf dem schiefen Dache seiner Hütte sitzt und sich putzt. Das bedeutet Gäste. Der Haushahn sitzt auf dem Stalle und müht sich ab, dem Hahn der Schnitter Antwort zu geben. Vor der Thür seines Hauses steht Herr Wasyl Lesnowicz und reibt seine Hände in den Hosentaschen. Neben ihm steht die Herrin Athanasia Aspasia Xenia Lesnowiczowa, die kleine Figur

in einen quadrillirten Ueberrock eingeknöpft, dessen Farbe nicht bestimmt werden kann, die lehmblonden Haare in einer Rosahaube Dann ihr Sohn, Herr Nikola, wieder blond, mit aufstehender Nase, dichten Brauen, dickem Gesicht, dickem Genick, ein Liedchen pfeifend. Ihm zur Seite, den Arm in den seinen gelegt, im oftgewaschenen Sommerkleidchen, das dunkle Haar liederlich frisirt, sein hübsches junges Weibchen. Auch die Dienstleute sind da, der alte Stephan mit großer Branntweinflasche, die er, wie ein Kind, behutsam in den Armen hält. Vor der Scheune ist ein Erndtewagen aufgefahren, den die Knechte halb abgeladen stehen lassen. Der Kosak und der Bienenwächter, zwei Spaßmacher von Beruf, haben sich hinter dem offenen Thürflügel versteckt, Jeder eine Kanne Wassers zur Hand. Wie das Erndtelied hundertstimmig vor dem Hause ertönt, Herr Lesnowicz würdevoll grüßt, stürzen sie hervor, die Kranzmädchen zu begießen, der Bienenwächter spritzt Handza an, obwol sie geschickt dem Strahle ausweicht, wie aber der Kosak die Erndtekönigin bedroht, hat ihn Basja von rückwärts kräftig bei den Armen gefaßt; die Mädchen umringen ihn, schreien, gießen das Wasser über ihn und stülpen ihm die Kanne wie einen Hut auf den Kopf.

Die Schnitter bilden einen Halbkreis, die Bauern treten zu Herrn Lesnowicz, es wird stille.

Jewa spricht den Glückwunsch. „Wir bringen Dir den Erndtekranz, Gott, der Herr, segne Dich und die Deinen, und gebe uns ein glückliches Jahr, eine glückliche Erndte!“

„Viele Jahre! Viele Jahre!“ rufen die Schnitter. Herr Lesnowicz dankt und giebt den Segen für Kind und Kindeskinder. Dazwischen tönt das „viele Jahre!“ des Volkes. Jewa nimmt den Kranz vom Haupte, noch einmal kräht der Hahn; dann reicht sie das Symbol der Herrin, welche ihr eine Korallenschnur um den Hals hängt. Die junge Frau beschenkt die Kranzmädchen.

Die Dienstleute tragen rohgezimmerte Tische herbei, decken sie mit Branntweinflaschen, Käse in großen Laiben, Kilbassy, russischen Würsten, ähnlich jungen Riesenschlangen, Broden, Schüsseln mit Schweinebraten Herr Lesnowicz und seine Herrin laden herzlich dazu ein.

Der junge Herr führt die Erndtekönigin an einem, beide Kranzmädchen an dem andern Arme, der alte Lesnowicz schleppt einen widerstrebenden Bruder Bauer und Wähler an die Tafel, der Kirchensänger ruft unausgesetzt: „Genirt Euch nicht, gute Leute!“ und beißt dabei in eine Wurst, deren anderes Ende von Zeit zu Zeit unter seinem schweren Stiefel knackt, während er mit der zweiten Hand eine Branntweinflasche umarmt.

Die ernsten Grundwirthe bleiben, wie sie sich einmal gesetzt haben, an dem Tische sitzen, jeder sein Messer vor sich; das Branntweinglas macht fleißig die Runde.

Das junge Volk hat kaum von dem herrlichen Naß gekostet, stellt es sich gleich zum Tanze. Herr Lesnowicz dreht sich mit der Erndtekönigin im Kreise, läßt sie los und tanzt einen Augenblick allein und dreht

sich schwerfällig wie eine Hummel, die in ein Glas gefallen ist. Aus der Truppe der Schnitter tritt ein junger Bursche, wirft die fett glänzenden langen Haare zurück, wischt sich den Mund mit dem Hemdärmel und bittet die junge Herrin zum Tanze.

Bald stampft Alles im wilden Reigen durcheinander, der Kirchensänger beißt von Zeit zu Zeit in seine Wurst und streicht dann grimmig in seine Baßgeige, welche unter seinen Streichen ächzt, der Cymbal tönt, die Geigen schreien bald wie ausgelassene Kinder, bald wie Sterbende, die um Hülfe rufen.

Am Tische sind sie lustig geworden. Einer reicht das Glas dem Anderen, es schwankt, verschüttet, der Andere empfängt es eben so, aber Alles mit hübschen Redensarten, ceremoniell. „Deine würdige Frau bleibe gesund, viele Jahre, viele schöne Jahre, Gott segne sie und gebe Euch ein gutes Einvernehmen und den Frieden.“ „So sei es.“ Dabei neigt der Andere den Kopf rechts und links. „Viele Jahre, so sei es“, erwiedert er, „Gott gebe es, und so auch Euch zehnfach, Bruder.“ Dann küssen sie sich auf die rechte Wange und dann auf die linke. Der Zweite leert das Glas. Schon füllt es ein Anderer und reicht es weiter. Segenssprüche schallen hinüber, herüber. Der spricht von der Wirthschaft, Jener vom Markte, Andere, wie es in der Welt steht, vom Kaiser, vom Czaren, vom Franzosen, Keiner will indeß die Anderen belehren, oder steift sich auf seine Meinung, Niemand streitet, Niemand zankt und doch sind unsere Bauern hartnäckiger in ihren Ansichten, als die hartnäckigsten Deutschen.

Unter den Tanzenden entsteht eine Bewegung.

Ein junger Mensch, dem Anzuge nach ein Bauer, der Flinte nach ein Jäger, ist unter sie getreten. Seine gute Haltung fällt auf, noch mehr sein Blick. Ich frage, der Hausherr sagt: „Es ist der Dmitro, er hilft dem Herrn den Wald hüten, ein curioser Geselle, aber redlich und treu wie ein Jagdhund. Der soll uns die Kolomijka tanzen.“ Herr Lesnowicz begab sich zu ihm, indeß sagte die junge Frau nur: „Der spielt die große Rolle in der Gegend, er hat aber seinen Kopf. Ihm hat es die Jewa angethan. Sie werden schon sehen.“

Die Musikanten spielten die Kolomijka.

Rasch hatten Tänzer und Tänzerinnen sich umschlingend einen Kreis gebildet. Im Kreise standen Jewa und der Waldhüter.

Die ersten Töne schwebten einzeln, klagend in der Luft; der Waldhüter stand unbeweglich, die Arme auf der Brust verschränkt, das Haupt wie im Schmerz gesenkt; er begleitete die Melodie leise mit einem traurigen Gesang, nur von Zeit zu Zeit stieg ein Klang, ein Seufzer, ein Wehruf melodisch aus seiner Brust. Weit von ihm, gegenüber stand Jewa, ruhig, das Auge fest auf ihn gerichtet, den Kopf so stolz, weit, unerreichbar. Leidenschaftlich schwellen die Töne der Musik zu einer wunderbaren Melodie. Plötzlich wirft er den Kopf in die Höhe und stößt einen Schrei aus, einen wilden Jagdruf, den Schrei eines Adlers. Er hebt die Arme und beginnt zu tanzen, jetzt ein Kind, das spielt und trippelt, jetzt ein Gaukler, der eine Schlange bändigt; sein Auge läßt

das ihre nicht mehr los, jeder Schritt, jede Bewegung gilt ihr, sie beobachtet ihn mit kaltem Blute und weicht ihm aus, immer enger werden die magischen Kreise, welche er um sie zieht, jetzt ist er nahe.

Immer wilder wird der Chor der Instrumente.

Mit einem einzigen Satze ist er bei ihr, aber in demselben Augenblicke ist sie ihm auch im Sprunge entflohen und tanzt übermüthig höhnisch, unter lautem Gelächter des ganzen Kreises, an dem entgegengesetzten Ende desselben, den Arm herausfordernd über der Hüfte eingestemmt.

Wieder steht der Tänzer regungslos, wieder senkt er traurig das Haupt, wieder nähert er sich Jewa und wieder entkommt sie ihm.

Endlich scheint er zu verzweifeln; sein Tanz wird zur Apathie eines Unglücklichen, sein Gesang ein leises Weinen, sie aber höhnt ihn mit den fröhlichsten Trillern, sie wirft den Kopf in den Nacken, sie lacht und spottet und tanzt um ihn, wie eine Mücke um das Licht. Er aber fällt zu Boden, wie ein Sterbender, schnellt mit dem nächsten Athemzuge empor, wirft die Arme wie eine Schlinge um Jewa's Leib und sie ist sein.

Unter bacchantischem Jubel des Kreises tanzen sie jetzt zusammen, die Geigen jubeln, der Cymbal jubelt, der Tanz wird zum Hochzeitsreigen, der Gesang zum Hymenäus. —

Die ehrenwerthen Grundwirthe an dem Tische singen indeß den Refrain eines heiteren Trinkliedes, das Herr Nikolaus Lesnowicz angestimmt hat. Der alte Herr ist überlustig, küßt seine Frau vor den Gästen und nennt sie eine verd— Coquette. Der Kosak hat in der Nähe der Entenlache einen halbzerbrochenen Topf aufgestellt, Nikola's muntere Frau verbindet ihrem Tänzer von vorhin die Augen, andere junge Burschen kommen herbei und schicken sich zum Topfschlagen an.

Ich gehe langsam durch den Hof, die Hühner athmen leise im Schlafe, der Hund knurrt, zieht Luft, beginnt zu wedeln.

Hinter dem Edelhofe ist Alles still.

Ich betrete eine kleine Wiese und lege mich in einen Heuschober. Ringsum tiefe Ruhe, kein Schrei eines Vogels, kein Ton einer Hirtenpfeife; feuchter Duft steigt auf, die weite Ebene ist mit Mondlicht gefüllt, der Himmel mit Sternen, die Milchstraße steht klar und ruhig und in der Ferne verbraust das Gewühl des Erndtefestes . . .

---

# Die totale Sonnenfinsterniß am 18. August 1868.

Von Dr. Richard Rühlmann.

Während für gewöhnlich die Arbeiten der Gelehrten und zumal der Naturforscher mehr im Stillen geschehen, von der größern Menge der Menschen unbeachtet, nur von Wenigen in ihrer Entwicklung verfolgt: so giebt es doch zeitweise auch wissenschaftliche Ereignisse, welche das allgemeine Interesse in Anspruch nehmen und gewissermaßen unter der Theilnahme Aller vor sich gehen. Zu dieser letztern Art gehören ganz besonders die Expeditionen, welche vom Norddeutschen Bund, Oesterreich, England, Frankreich und Italien zur Beobachtung der totalen Sonnenfinsterniß am 18. August abgeschickt worden.

Zumal in Deutschland hat die Ausrüstung eines solchen Unternehmens um so mehr Zustimmung gefunden und Freude erregt, als es die erste Gelegenheit war, wo der Norddeutsche Bund auch für deutsche Wissenschaft seine so segensreiche Thätigkeit äußern konnte. Auf Grund eines von der astronomischen Gesellschaft am 25. Mai eingereichten Planes bewilligten der Bundesrath und der Reichstag eine Summe von 16,000 Thalern für die beabsichtigte Expedition deutscher Astronomen. Schon Mitte Juli ist eine Abtheilung, bestehend aus dem vorzüglichen und fleißigen Sonnenbeobachter Professor Spörer aus Anklam, dem berühmten Entdecker und Berechner vieler kleiner Planeten, Dr. Tietjens aus Berlin, dem durch seine Doppelsternmessungen als sehr feinem Beobachter bekannten Dr. Engelmann aus Leipzig und endlich Herrn Koppe über Triest nach dem Orient abgegangen. Diese Abtheilung hat sich nach Vorderindien begeben, um von Bombay aus südlich in das Plateau von Dekan einzudringen, und an einem geeigneten Standorte astronomische Beobachtungen und physikalische Untersuchungen über die Natur und Helligkeit der bei der Sonnenfinsterniß auftretenden Lichterscheinungen anzustellen.

Eine andere deutsche Expedition, zu mehr photographisch-astronomischen Zwecken, ist nach Aden abgegangen und dort mit den österreichischen Astronomen in Verbindung getreten. Diese Abtheilung besteht aus den Herren Dr. Vogel, Dr. Zenker, Dr. Fritsche aus Berlin, welche mit Hülfe eines sechsfüßigen Fernrohres photographische Bilder der Erscheinung zu gewinnen suchen werden, und außerdem aus Dr. Thiele von Bonn, welcher den astronomischen Theil dieser Arbeiten übernommen hat.

Die englischen und französischen Expeditionen, welche alle in gleicher

Weise wie die deutsche ausgerüstet sind, haben, die erstere an der Ostküste von Indien, die letztere an der Küste von Siam Stellung genommen.

Da gerade die Jahreszeit solchen Unternehmungen in jenen Gegenden sehr ungünstig ist, nach Ainy z. B. die Wahrscheinlichkeit sich vier gegen eins stellt, daß eine einzelne solche Abtheilung, durch Wolken verhindert, Nichts von der Erscheinung sehen wird, so ist die Besetzung eines so weiten Raumes durch Beobachter verschiedener Nationen um so nöthiger, wenn die Wahrscheinlichkeit einigermaßen eine beträchtliche sein soll, daß wenigstens eine oder mehrere der Expeditionen dies wichtige Ereigniß sehen werden. Sehr mit Recht hat übrigens der Vorstand der astronomischen Gesellschaft schon in seiner ersten Veröffentlichung darauf hingewiesen, daß während eines längern Aufenthalts in solchen Gegenden auch noch mehrere andere wissenschaftliche Beobachtungen angestellt und gesammelt werden können, welche die aufgewendete Mühe und Kosten doch zum Theil lohnen werden, falls ungünstige Witterung auch unseren Astronomen die Gelegenheit zum Beobachten rauben sollte.

Suchen wir nun, während wir die Ergebnisse jener Expeditionen erwarten, uns die Fragen zu beantworten: worauf werden die Beobachtungen vorzugsweise gerichtet sein und welche Resultate dürfen wir unter günstigen Umständen für die Wissenschaft von denselben hoffen?

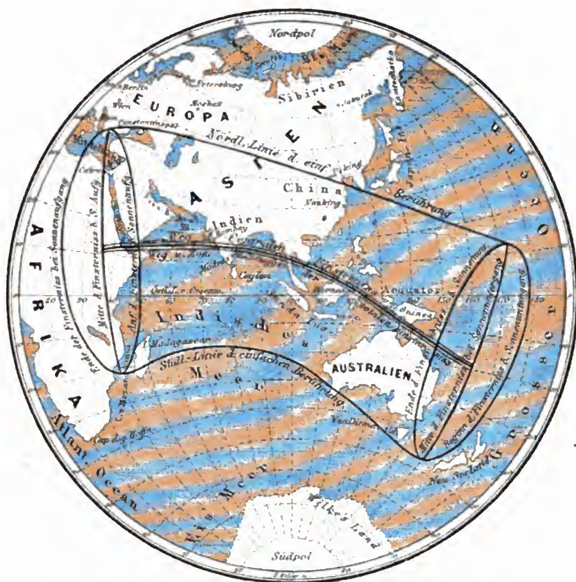
---

Wenn eine Wolke an der Sonne vorüberzieht und uns ihr Licht verdunkelt, so haben wir im Wesentlichen die nämliche Erscheinung wie bei einer Finsterniß, bei welcher die Scheibe des Mondes vor die Sonne tritt und uns in Schatten stellt. Mit Unrecht nennen wir diese letztere Erscheinung eine Sonnenfinsterniß, wir müßten dieselbe vielmehr eine Erdfinsterniß nennen, denn nicht die Sonne, sondern die Erde wird von dem Monde verfinstert, dieser und nicht der Sonne wird das Licht geraubt.

Da die Erde bekanntlich in einer Ellipse während der Zeit eines Jahres um die Sonne herumgeht und in ähnlicher Weise der Mond in je neunundzwanzig Tagen und einigen Stunden die Erde umkreist, die Bahnen beider Gestirne aber gegen einander wenig geneigt sind: so tritt von Zeit zu Zeit das Ereigniß ein, daß die Mittelpunkte der drei Körper, Sonne, Erde und Mond, vollkommen oder nahezu in dieselbe gerade Linie zu stehen kommen und jedes Mal, wenn dies stattfindet, treten Verfinsterungen ein. Da nun der Mond, ebenso wie die Erde, nur von der Sonne Licht erhält, so muß eine Mondfinsterniß stets dann eintreten, wenn die Erde zwischen Mond und Sonne tritt und der Schatten der Erde den Mond verdunkelt. Man sieht auch leicht ein, daß dann der Mond vor und nach einer solchen Finsterniß voll und glänzend erleuchtet sein muß, daß also Mondfinsternisse nur zur Zeit des Vollmondes oder des Vollichtes stattfinden können. — Wenn umgekehrt der Mond in seiner Bahn zwischen die Sonne und Erde kommt, so wird durch ihn dem Theile der Erde, auf welchen gerade sein Schatten fällt, das Sonnen

licht entzogen, es tritt für diese Gegenden eine sogenannte Sonnenfinsterniß ein. Da dann der Mond zwischen Sonne und Erde steht und die der Sonne zugekehrte Seite immer die beleuchtete ist, so muß uns zu dieser Zeit der Mond seine beschattete Hälfte zukehren, es kann also eine Sonnenfinsterniß nur zur Zeit des Neumondes oder Neulichtes eintreten. Da nun aber nur die Erdbahn und nicht auch die Mondbahn mit der Sonne in derselben Ebene liegt, so können solche Einstellungen der drei Himmelskörper nur

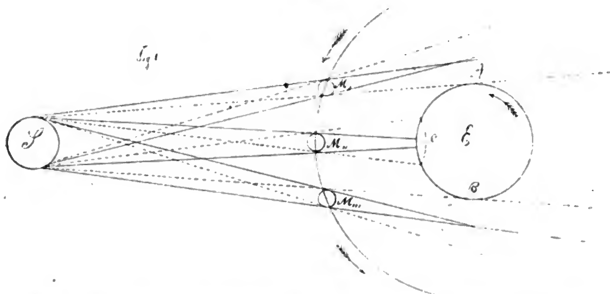
Fig. 1.




dann stattfinden, wenn der Mond gerade in seiner Bahn die Ebene der Erdbahn durchschneidet oder wenn er, wie man sagt, in einem seiner „Knoten" ist und die Linie, welche man sich von der Sonne zur Erde gezogen denken kann, gerade in diesen Knoten trifft. — Wenn nun auch die Anzahl solcher Zusammentreffen im Allgemeinen nicht gering ist (es ereignen sich nämlich in jedem Jahre durchschnittlich zusammen vier bis fünf Finsternisse), so reducirt sich doch die Zahl der an einem Punkt der Erde sichtbaren auf eine ziemlich niedrige. — Da nun aber der Mond sehr viel kleiner als die Erde und die Sonne sehr viel größer als beide ist: so wird der Schatten des Mondes auf der Erde nur immer einen sehr kleinen Raum

einnehmen und in seinem Wege nur eine sehr schmale Zone durchschneiden können. (Siehe die Karte, Fig. 1.) Denn bekanntlich ist der mittlere Durchmesser der Erde gleich 1719 geographische Meilen, der des Mondes gleich 469,2 und der der Sonne gleich 193,030 Meilen; die mittleren Entfernungen aber von der Erde sind für den Mond 51,804 und für die Sonne gleich 19,990,044 Meilen und nur wegen seiner großen Nähe scheint uns der kleine Mond beinahe eben so groß zu sein, als die viel tausendmal größere Sonne. Da nun außerdem die Entfernung des Mondes von der Erde in sehr weiten Grenzen schwankt, während sich die Distanz zwischen Sonne und Erde verhältnißmäßig zu verschiedenen Zeiten nur sehr wenig ändert: so ist der scheinbare Durchmesser des Mondes bald größer, gleich oder kleiner als der der Sonne. Ist nun zur Zeit einer Sonnenfinsterniß die Mondscheibe von der Erde aus gesehen größer als die

Fig. 2.



Sonne, so tritt an den Stellen der Erde, welche von dem sogenannten Kernschatten getroffen werden, eine gänzliche Bedeckung der Sonnenscheibe ein, es findet eine totale Sonnenfinsterniß statt. Ist hingegen zu einer solchen Zeit der Mond so weit von uns entfernt, daß seine Scheibe uns kleiner als die der Sonne erscheint, so wird die Sonne nicht ganz von dem Mond bedeckt, es bleibt noch ein Ring von ihr um den Mondrand stehen, die Finsterniß ist dann ringförmig.

Haben hingegen beide Scheiben gerade zufällig dieselbe Größe, so tritt eine totale Finsterniß ohne Dauer ein.

Alle diejenigen Orte der Erde nun, welche nicht genau in der Linie der Verbindung des Sonnen- und Mondmittelpunktes liegen, sehen die Sonnenfinsterniß nicht central und in geringer Entfernung von den Punkten centraler Finsterniß wird die Mondscheibe die Sonne überhaupt nicht mehr ganz bedecken. Denkt man sich nun den Sonnendurchmesser in zwölf gleiche Theile getheilt, so nennt man jeden dieser Theile einen Zoll und die Finsterniß, je nachdem der Mond bis zu 2, 5, 8 Zwölftel des Durchmessers die Sonne überdeckt, eine partiale von 2, 5,

8 Zoll. An denjenigen Punkten aber, wo sich die Scheiben gerade noch berühren, findet natürlich zu beiden Seiten die Begrenzung des Raumes statt, in welchem die Finsterniß überhaupt noch sichtbar ist.

Da nun aber die Sonne feststeht und der Mond sich, wie alle zu unserm Planetensystem gehörigen Himmelskörper, von West nach Ost bewegt und die Erde sich in gleichem Sinne um ihre Axe dreht: so muß, da die Bewegung der Erde in ihrer Bahn hierbei nicht sehr in Betracht kommt, wie auch umstehende Figur 2 zeigt, unter allen Punkten der Erde ein westlicher der sein, welcher gerade beim Aufgehen der Sonne die Finsterniß zuerst sieht, wie ein östlicher, für den die Sonne gerade untergeht, die Finsterniß unter allen Punkten zuletzt sehen wird. In unserer Figur z. B. soll S die Sonne, E Erde, und $M_{I}$, $M_{II}$, $M_{III}$ drei Stellungen des Mondes für Aufgang, Mitte und Ende der Finsterniß bedeuten; dann ist A der erste und B der letzte Punkt, welcher die Finsterniß auf der Erde sieht, während C die Finsterniß gerade im Mittag wahrnimmt.

Die Methoden, welche dazu dienen, das Eintreten von Finsternissen durch Rechnung zu finden und den Gang des Mondschattens auf der Erde zu bestimmen, sind zwar ziemlich einfach; es würde aber doch viel zu weit führen, wollte man hier selbst nur ihr Princip erläutern. Das vorzüglichste Verfahren, welches auch zur Bestimmung des diesjährigen Ereignisses allgemein gedient hat, ist das, welches unser großer Landsmann Hansen, Director der Sternwarte Seeberg bei Gotha, in seiner „Theorie der Sonnenfinsternisse und verwandten Erscheinungen" gegeben hat. Bei der diesjährigen Finsterniß, über deren Gang und Erstreckung die Karte (Fig. 1) Aufklärung giebt, berührt der Kernschatten kurz nach Sonnenaufgang Aden geht dort bis zum Vorgebirge Cap Fortâk an der Südspitze, von Arabien, geht dann durch das arabische Meer nach Vorderindien dringt gegen Vormittag zwischen Goa und Rajapoor in das Land ein, erreicht im Golf von Siam seine größte Dauer, sechs Minuten und fünfzig Secunden, und endet Angesichts der Koralleninseln, indem dort die Sonne total verfinstert untergeht.

Da diesmal alle Umstände so günstig wie nur möglich zusammentreffen, nicht nur, daß der scheinbare Durchmesser des Mondes nahe der größt-mögliche ist, sondern auch, daß zumal da, wo die Sonne nahe im Zenith steht, die Finsterniß zu Mittag mit der kleinst-möglichen Geschwindigkeit auf der Erde fortschreitet, so darf diese Finsterniß als eine der interessantesten und bedeutendsten betrachtet werden, welche überhaupt je eintreffen können. Nur zwei, die eine am 28. Mai 585 v. Chr., von der die Geschichte berichtet, daß sie einer blutigen Schlacht zwischen Medern und Persern ein Ende gemacht habe, und eine andere, welche am Nachmittag des 17 Juni 1133 durch Schottland gegangen ist, sind nach den Angaben des Professors Weiß in Wien mit der diesjährigen vergleichbar. Da auch nun wieder Jahrhunderte vergehen können, ehe abermals ein so günstiger Fall eintritt, so sind die großen Anstrengungen wol gerechtfertigt, die jetzt von der Gelehrtenwelt aller Länder gemacht worden sind.

Eine kleine Skizze des Schattenwegs in Vorderindien (siehe Fig. 3) wird über die Gegend, in welcher unsere Astronomen Platz genommen, sowie von der Breite der Zone der totalen Finsterniß einen Begriff geben.

---

Um nun aber zu verstehen, warum Sonnenfinsternisse überhaupt so interessant und lehrreich für die Wissenschaft sind, müssen wir versuchen, einen kurzen Ueberblick über den derzeitigen Bestand unsere Kenntnisse von der Beschaffenheit der Sonne zu geben. Es sind außer der allgemein bekannten und fühlbaren Wärme- und Lichtausstrahlung vor

Fig. 3.

**Sonnenfinsterniss 18. August 1868.**

Anfang der Finsterniss in dieser Linie um 7 Uhr 27 Min. Vollzeit. Dauer 5 Min. 10 Sec.

Anfang der Finsterniss in dieser Linie um 8 Uhr 29 Min. Vollzeit. Dauer 5 Min. 47 Sec.

**Ausdehnung und Weg des Mondschattens in Vorderindien.**

Allem drei Beobachtungsfelder gewesen, welche in neuerer Zeit über die Sonne so schöne Aufklärungen gegeben haben: erstens das Studium der Sonnenflecken und der Oberflächenbeschaffenheit im Allgemeinen; zweitens die Spectralanalyse, d. h. die optische Untersuchung des Sonnenlichts; und endlich die Phänomene, welche man bei Sonnenfinsternissen wahrgenommen und unter dem Namen Corona und Protuberanzen beschrieben hat.

Wenn man die Sonne durch Blendgläser oder besser durch Fernröhre betrachtet, so findet man sehr oft auf derselben Flecken von nicht selten sehr großer Ausdehnung, welche meist aus einem dunklen, scheinbar schwarzen Kern, dem sogenannten Kernfleck, und einem aschfarbenen Rand, der sogenannten Penumbra oder dem Halbschatten, bestehen. Außerdem zeigen sich meist in der Nähe solcher Flecken besonders hell glänzende Partien, sogenannte Sonnenfackeln. Durch scharfe Ferngläser betrachtet aber hat die Sonne durchgängig ein marmorirtes Ansehen, so daß der ältere Herschel ihr Aeußeres sehr zutreffend mit dem einer

Apfelsine verglichen hat. Diese Sonnenflecken nun, obgleich auch früher schon öfter mit bloßem Auge bemerkt, wurden doch eigentlich erst von dem Ostfriesen Johann Fabricius entdeckt und fast gleichzeitig mit ihm von Galilei schon zur Bestimmung der Rotationszeit der Sonne benutzt. Anfangs hielt man diese Flecken für vor der Sonne vorübergehende Planeten, so daß Tarde sie noch lunas Borbonicas und Malapertuis sidera austriaca nannte. Später glaubte man nach Cassini's Vorgang (1707) eine Zeit lang, daß durch eine der Ebbe und Fluth ähnliche Erscheinung die glänzende Lichthülle manchmal an einzelnen Stellen so dünn werde, daß die dunklen Sonnenberge zum Theil blosgelegt würden. — Gegenüber diesen Ansichten war es ein entschiedener Fortschritt, obgleich auch in der Folge in manchen Beziehungen für die Physik der Sonne verhängnißvoll, daß der Engländer Wilson (1773) und nach ihm Herschel (1795) und der berliner Astronom Bode (1788) mehrfache Hüllen um einen dunklen Sonnenkern annahmen, durch deren Zerreißung die Flecken entständen. Zumal die Thatsachen, daß die Flecken der Sonne selbst angehörig erschienen, an der Rotation derselben Theil nahmen und beim Ein- und Austritt der Halbschatten sich immer perspectivisch verkürzt zeigten, schienen darauf zu deuten, daß sie Vertiefungen in der Oberfläche derselben seien.

Während man nun im Anfange nur ein oder zwei Schichten annahm und in Folge dessen diese Ansicht ihrer Einfachheit wegen manches Plausible hatte, haben nach und nach die von Dawes beobachteten ganz schwarzen Stellen im Innern des Kernes, dann die Existenz der Penumbra und endlich die bei Sonnenfinsternissen beobachtete Corona und Protuberanzen die Anhänger dieser Theorie genöthigt, nicht mehr als sechs verschiedene Hüllen anzunehmen. Der Sonnenkörper selbst soll nach ihnen dunkel und kalt sein, auf diesen zunächst eine dunkle Schicht folgen, welche uns gelegentlich als Kern der Flecken sichtbar wird, und dann eine mattleuchtende Hülle kommen, die den Halbschatten zu bilden pflege. Ueber diesen Schichten soll nun eine elastische, nicht selbstleuchtende durchsichtige ruhen, welche aber die Wärme der von ihr getragenen Photosphäre oder Lichthülle nicht nach Innen durchließe. Auf die Wärme und Licht aussendende Photosphäre soll dann eine mattröthliche Schicht folgen, deren Auftreibungen uns bei Sonnenfinsternissen als sogenannte Protuberanzen erscheinen, und nach dieser erst soll die Atmosphäre der Sonne folgen, welche wir als Corona wahrnehmen. — Die Sonnenflecken aber sollen trichterartige Vertiefungen in diesen Hüllen sein, hervorgebracht durch Gasausströmungen der Sonnenvulkane oder durch Ströme, so daß wir also bei den Flecken in die äußeren Schichten unseres Centralkörpers hineinsähen. — Diese Hypothese, welche zumal in den kalten und heißen, hellen und dunklen Schichten, eine Menge von Annahmen enthält, welche sicheren physikalischen Erkenntnissen auf unserer Erde widersprechen, müßte schon deshalb verworfen werden, selbst wenn sie im Stande gewesen wäre, die beobachteten Thatsachen leidlich zu erklären; denn eines der obersten Gesetze naturwissenschaftlicher

Erklärungsweisen ist es, anzunehmen, daß die von uns auf der Erde beobachteten wesentlichen Eigenschaften der Materie auch im übrigen Weltsystem dieselben bleiben.

Gegenüber dieser Ansicht, welche aber noch bis in die neueste Zeit in den Streitartikeln der Fachzeitschriften umherspukt, ruht die geistreiche Hypothese Kirchhoff's, welche auf seine glänzende Entdeckung der Spectralanalyse gegründet ist, so recht eigentlich in den naturwissenschaftlichen Gesammtanschauungen unserer Zeit und stützt sich dabei auf die einfachsten empirischen Gesetze.

Schon Fraunhofer bemerkte (1816), daß, wenn man ein schmales Bündel Sonnenstrahlen durch ein Prisma fallen lasse, in dem entstehenden Farbenbande oder Spectrum die einzelnen Regenbogenfarben nicht stetig in einander übergingen, sondern viele Hunderte feiner dunkler Linien, die sogenannten Fraunhofer'schen Linien, das Spectrum unstetig machten. Lange hatte sich der Scharfsinn mit der Erklärung dieser Erscheinung abgemüht, bis es endlich Kirchhoff und Bunsen gelang, eine Erklärung zu finden, deren Anwendung auf die Physik der Sonne eine vollkommene Revolution in diesen Anschauungen hervorgebracht hat. Sie zeigten nämlich, daß bei Untersuchung des ausgesendeten Lichtes mit einem Prisma glühende feste und flüssige Körper ein stetiges, ununterbrochenes Spectrum geben; daß glühende gasförmige Körper dagegen die doppelte Eigenthümlichkeit besitzen, einestheils nur Licht gewisser Farben auszusenden und deshalb statt eines Farbenbandes nur einzelne glänzende Linien, sogenannte Spectrallinien, zu geben, und anderntheils, das Licht der Farbe, welches sie selbst aussenden, nicht durch sich hindurchzulassen, sondern dasselbe aus einem durchgehenden Lichtstrahl herauszunehmen oder zu absorbiren. Diese Thatsachen, welche durch Versuche gegeben und von deren Richtigkeit sich Jeder ohne große Schwierigkeiten selbst überzeugen kann, dienten nun Kirchhoff zu einer rationellen Erklärung der physischen Beschaffenheit der Sonne. Da sich nämlich gezeigt hat, daß z. B. die sechzig Spectrallinien des glühenden Eisendampfes sämmtlich mit gewissen dunklen Fraunhofer'schen Linien zusammenfallen, ebenso daß Natrium, Magnesium, Calcium, Kupfer, Zink, Barytium sämmtlich ihren Spectrallinien entsprechende dunkle Linien im Sonnenspectrum finden: so nahm Kirchhoff folgerichtig an, daß die Sonne aus einem glühenden und leuchtenden feuerflüssigen Kern bestehe, welcher von einer gasigen Hülle gleichfalls glühender Metalldämpfe umgeben sei. Der glühende Kern sendet nun ursprünglich ein alle Farben enthaltenes Licht aus, die schwachleuchtende Gashülle aber nimmt aus diesem Spectrum alle diejenigen Farben heraus, welche sie selbst aussendet und es entstehen daher im Sonnenspectrum die relativ dunklen Fraunhofer'schen Linien. — Auch eine Erklärung der Flecken und Fackeln ergiebt sich aus dieser Ansicht ziemlich einfach, ohne wenigstens gegen sichere physikalische Gesetze zu verstoßen.

Durch locale Abkühlungen werden sich nämlich an einzelnen Stellen in der glühenden Gasatmosphäre der Sonne Verdichtungen bilden;

diese müssen natürlich bald undurchsichtig werden und weil sie die Wärmestrahlen der glühenden Sonnenmasse nicht durchlassen, wird die Sonnenwolke rasch nach außen hin zunehmen. Ueber dieser ersten Wolke, welche den Kern der Flecken bildet, wird sich auch meist in größerer Höhe noch eine zweite Wolke von geringerer Dichte bilden, welche dann den Halbschatten abgiebt. Ballungen und Anhäufungen der glühenden Schichten in der Nähe der Flecken, besonders aber Brechungs- und Lichtausstrahlungserscheinungen, werden uns den Eindruck der Fackeln machen.

Mit dieser Ansicht im Wesentlichen einverstanden, erklärt Spörer die Thatsache, daß Sonnenflecken meist nur in einer Zone von ganz geringer Breite in der Nähe des Sonnenäquators auftreten, dadurch, daß von den kälteren Polen her, ganz ähnlich wie auf der Erde, in der Höhe sich eine heißer Aequatorialstrom nach den Polen bewege, in den unteren Schichten dagegen ein kalter Polarstrom dem Aequator zufließe. In den Gegenden nun, wo beide Ströme zusammentreffen, werden sich auch auf der Sonne vorzugsweise Wolken, also Flecken bilden und diese werden von den regelmäßigen Strömungen mannigfach bewegt werden können. Und in der That, die Messungen des vorzüglichen Astronomen Secchi vom Collegio Romano haben, als Bestätigung hierzu, ergeben, daß die Pole der Sonne merkwürdiger Weise kälter sind, als der Aequator derselben.

Noch einen Schritt weiter über die angeführten Theorien hinausgehend, hat Zöllner, der scharfsinnige Leipziger Astrophysiker, die Ansicht aufgestellt, daß die Sonnenflecken Schlackenbildungen auf der glühenden, flüssigen Sonnenmasse seien. Derselbe stützt sich hierbei auf eine Reihe von Thatsachen, welche die Spectralanalyse der Fixsterne und Nebel und die von ihm zu so hoher Vollendung gebrachte Photometrie ergeben haben, wonach wir nämlich noch in unserm jetzigen Weltsystem verschiedene Entwicklungsstufen der Himmelskörper vorfinden können, welche unser weiter vorgeschrittenes Planetensystem zum größten Theil schon durchlaufen hat und von denen man nachweisen kann, daß die übrigen sie noch durchlaufen müssen.

Die Spectralanalyse des Lichtes verschiedener Himmelskörper hat nämlich gezeigt, daß viele Nebel sich noch in gasförmig-glühendem Zustande befinden, also gewissermaßen Embryonen neuer Planetensysteme vorstellen, daß ferner ein Theil derselben bereits sich um planetarische Kerne zu verdichten anfängt. Der größte Theil der sogenannten Fixsterne aber scheint in einem glühend-flüssigen Zustande zu sein und meist, ähnlich der Sonne, eine Gasatmosphäre zu besitzen. Bei weiter vorgeschrittener Entwicklung und damit Hand in Hand gehender Verdichtung dieser Himmelskörper wird alsdann auch ein Stadium eintreten, in welchem dieselben sich mit einer festen Kruste zu überziehen beginnen und die Ausscheidung fester Schlacken wird hierzu den Anfang bilden. In diesem Zustande scheint sich nun auch die Sonne und die meisten veränderlichen Sterne zu befinden. — Die letzte Stufe endlich ist die der vollständigen Ueberkleidung mit einer festen undurchsichtigen Rinde

und auf dieser scheint die Erde und die meisten Planeten zu stehen. Berücksichtigt man ferner, daß alle Umstände: die gleichsinnige Bewegung und Rotation aller Planeten von West nach Ost, die Abplattung derselben und die Zusammensetzung aus denselben Elementen, darauf deuten, daß auch unser Sonnensystem aus einer ursprünglich glühenden Nebelmasse entstanden sei, so kann man der schönen Harmonie aller dieser Thatsachen seine Anerkennung nicht versagen.

Auch, daß sich über den Sonnenflecken, den Kernen der von uns gesehenen Flecken, durch die geringe Wärmestrahlung Wolken in der glühenden Gasatmosphäre bilden, welche den Halbschatten erzeugen, und daß eigenthümliche Lichtbrechungen in der Nähe solcher Flecken stattfinden müssen, ist als Folgerung aus Zöllner's Hypothese leicht einzusehen. Die Anhäufung der Flecken in der äquatorialen Zone und die scheinbar verschiedene Eigenbewegung derselben bei verschiedenen Abständen vom Sonnenäquator, welche letztere zumal Carrington nachgewiesen hat, finden durch die Centrifugalkraft und die Strahlenbrechung in der Sonnenatmosphäre ihre vollkommene Erklärung. Die scheinbar trichterartigen Vertiefungen, welche photographische Aufnahmen von Sonnenflecken unter dem Stereoskop zeigen sollen, wie dies Warren de la Rue in Kew angiebt, beweisen nichts hiergegen, da solche Eindrücke bekanntlich höchst trügerisch sind und man mit gutem Willen das Bild einer Kugel unter dem Stereoskop eben so gut als hohle Schale sehen kann.

Von größerer Bedeutung sind die Einwendungen Faye's, zumal gegen die Kirchhoff'sche Hypothese. Ein Eingehen in die Details dieser Controversen würde aber weit über den Zweck und Raum dieser Zeilen hinausführen.

Was nun endlich den letzten Theil unserer Kenntnisse über die Natur der Sonne betrifft, welche wir speciell der Beobachtung von Sonnenfinsternissen verdanken, so lassen sich diese in Kurzem zusammenfassen. — Schon früher (1706) hatten Plantade, Halley und Maraldi bei einer totalen Sonnenfinsterniß um den Mond herum eine glänzende Strahlenkrone bemerkt, aber immer war bei der Seltenheit solcher Ereignisse für denselben Ort der Erde dieses Phänomen von einem zum andern Mal vergessen worden. Bei der totalen Sonnenfinsterniß vom 8. Juli 1842 aber, welche durch Frankreich, Italien, Oesterreich, Süddeutschland und Südrußland ging, und somit einem großen Theil der europäischen Gelehrten bequeme Gelegenheit gab, Beobachtungen anzustellen, wurden diese Thatsachen auf's Neue bemerkt. Ein heller Schein, den man Corona nennt, umgab die dunkle Mondscheibe in einer Ausdehnung von über $^1/_5$ Sonnendurchmesser, also in kolossaler Größe. Außerdem aber bemerkte man damals zuerst, theils scheinbar auf dem Mondrande wurzelnd, theils wolkenartig in der Corona schwebend, eigenthümliche rauchartige Gebilde, welche in violettem und rothem Lichte leuchteten und denen man den Namen Protuberanzen gegeben hat. Auch diese scheinen, wenn nicht die Strahlenbrechung in der Sonnenatmosphäre sie bedeutend vergrößert, die enormen Ausdehnungen bis zu 12,000 und 24,000 Meilen zu erreichen.

Natürlich bildeten sich damals sofort zwei Parteien, von denen die eine die beobachteten Thatsachen ganz oder theilweise für optische Phänomene, hervorgerufen durch Beugung der Lichtstrahlen an den Mondbergen, hielt, während die Anderen beide, Corona und Protuberanzen, als der Sonne selbst angehörig betrachteten. Die totale Finsterniß vom 28. Juli 1851 und vom 18. Juli 1860 wurden von den Gelehrten eifrig zur Entscheidung dieser Fragen benutzt. Da jedoch die totale Finsterniß meist nur wenige kostbare Minuten dauert und man sonst diese Erscheinungen wegen der großen Helligkeit der Sonne nicht wahrnehmen kann, so blieben Manche noch zweifelhaft. Bei der letzten totalen Finsterniß aber im Jahre 1860 hatte Bruhns, der berühmte Director der Leipziger Sternwarte, welcher sich auch sonst um die Astronomie und die mitteleuropäische Gradmessung als Vorstand der astronomischen Gesellschaft und ausführender Secretair der Gradmessung so große Verdienste erworben hat, das Glück, zu Tarazona in Spanien eine Protuberanz nahe zwölf Minuten verfolgen und dabei durch Messungen entscheiden zu können, daß dieselben mit der Sonnenoberfläche und nicht mit dem Mondrand verbunden sei.

Daß die Corona aller Wahrscheinlichkeit nach die glühende Atmosphäre der Sonne ist, wird noch dadurch bestätigt, daß Licht und Wärme an dem Sonnenrande abnehmen und ebenso die Fraunhofer'schen Linien der Randstrahlen dunkler sind; zwei Thatsachen, welche Secchi gefunden hat. Die Ursache von beiden aber erkannte man leicht darin, daß bei der Kugelgestalt der Sonne die äußeren Strahlen eine dickere absorbirende Schicht der Atmosphäre haben durchlaufen müssen.

Die Verwandtschaft der Protuberanzen mit den Kirchhoff'schen Wolken in der Sonnenatmosphäre liegt für Jeden auf der Hand und nur der eine Umstand will nicht recht damit übereinstimmen, daß nämlich die Flecken mit den Penumbren sich nur in ganz geringer Entfernung vom Sonnenäquator zeigen, hingegen Protuberanzen um den ganzen Sonnenrand bis zu den Polen hin beobachtet worden sind.

Um nun über die Realität der Corona Gewißheit zu erlangen, zumal aber um zu untersuchen, ob dieselbe vielleicht wirklich als glühende Gashülle statt des Sonnenspectrums die Fraunhofer'schen Linien hell auf dunklem Grunde liefert, ist die Sonnenfinsterniß dieses Jahres von höchster Wichtigkeit.

In Bezug auf letztere Erscheinung darf man sich übrigens keinen zu großen Erwartungen hingeben oder in ihrer Nichtbestätigung eine Widerlegung der Kirchhoff'schen Theorien sehen wollen; denn jedenfalls ist die glühende Gasschicht an sich von sehr geringer Helligkeit. Besonders aber die von Edlund (1851) und Prazmrwsky († 1860) gemachte Erfahrung, daß das von der Corona ausgesendete Licht sogenanntes polarisirtes, d. h. nach bestimmten Richtungen schwingendes, ist, deutet darauf hin, daß der Strahlenglanz der Corona hauptsächlich an der Gashülle reflectirtes Licht des leuchtenden Sonnenkörpers und nicht eigenes sei.

Um alle diese bereits früher bekannten Beobachtungen prüfen, zumal aber um die Natur des Lichtes der Corona und der Protuberanzen genau studiren zu können, sind unsere deutschen Beobachter mit guten Spectralapparaten versehen, die mit den Fernröhren verbunden werden, und ebenso mit Polarisationsapparaten und Photometern, um die Helligkeit des ausgestrahlten Lichtes zu messen. Die deutsche photographische Expedition in Aden aber und die englischen Astrophotographen der Sternwarte Kew in Indien werden hauptsächlich die Protuberanzen durch Bilder zu fixiren suchen. Ein Verfahren, was bei letzteren um so vortheilhafter ist, als dieselben zumal photographisch wirksame Strahlen aussenden und in Folge dessen die Photographien meist viele Protuberanzen enthalten, welche man mit bloßem Auge gar nicht wahrnehmen konnte.

Wünschen wir daher unseren Landsleuten und ebenso den Expeditionen anderer Nationen gute Aufnahme in den zum Theil noch sehr uncivilisirten Gegenden und vor allen Dingen gutes Wetter, um die beabsichtigten Beobachtungen anstellen zu können. — Die Vorzüglichkeit der abgeschickten Gelehrten und die Güte und Vollständigkeit der zur Benutzung bestimmten Instrumente bürgt dafür, daß die Resultate vom größten Nutzen für die Wissenschaft und somit für die menschliche Erkenntniß überhaupt sein werden.

---

# Die Belagerung von Roßwald.

Humoristische Erzählung von **Adolf Mützelburg.**

(Schluß.)

## 3.

Zwei Monate waren seit jenem Tage vergangen, der October war gekommen und das Laub des schönen Parkes begann sich gelb und roth zu färben; aber — Nichts war verändert in der Stellung des Sohnes zum Vater. Schloß Roßwald hatte leicht erobert werden können; das Herz des alten Grafen war unbezwungen geblieben.

Nichts war dem Sohne in den Weg gelegt worden, sich ganz so wie er wollte in Roßwald einzurichten. Er schaltete und waltete in dem größeren Theile desselben, der ihm zur Verfügung stand, als unbeschränkter Herr und Gebieter. Aber obwohl er täglich dem alten Grafen seine Ehrfurcht vermelden und den Wunsch mit einfließen ließ, ihm persönlich seine Aufwartung zu machen, wurde dieser Wunsch doch täglich überhört. Der alte Graf schien eine nicht zu bezwingende Abneigung gegen seinen Sohn gefaßt zu haben. Nie ließ er demselben eine directe Antwort zukommen; alle seine Mittheilungen waren stets nur an die Frau Markgräfin gerichtet, und Herring wußte diesen Unterschied trotz der höflichen Form, deren er sich befleißigte, jedes Mal mit absichtlicher Kälte hervorzuheben.

Es ließ sich nicht verkennen, daß dieser Zustand allmählich einen niederdrückenden Einfluß auf den jungen Grafen übte. Die Situation wurde unhaltbar und bekam etwas Lächerliches und Peinliches zugleich. Die Nachricht von den seltsamen Ereignissen in Roßwald war weit über die Nachbarschaft hinaus bis nach Wien gedrungen und wenn sich Hoditz darum auch nicht viel kümmerte, falls es ihm nur gelang, seinem Werke durch die Versöhnung mit dem Vater die Krone aufzusetzen, so fühlte er doch, daß er Zeit seines Lebens eine lächerliche Figur spielen werde, wenn er unverrichteter Dinge von Roßwald abziehen müsse, ja, daß die Markgräfin, seine von ihm so heiß geliebte und hoch verehrte Gemahlin, mit ihm zugleich und durch ihn compromittirt sein werde. Die Wiener Hofkreise waren ihm dann auf lange Zeit verschlossen; er mußte entweder auf Reisen gehen, woran ihn der Zustand seiner Finanzen hinderte, oder den größeren Theil seiner Dienerschaft entlassen und sich mit seiner Gemahlin in die Einsamkeit irgend eines abgelegenen Ortes zurückziehen. In Roßwald konnte er jedenfalls nicht mehr lange bleiben, wenn er nicht den Tadel der ganzen Welt gegen sich heraufbeschwören wollte. Hoditz wußte recht gut, daß diese Welt tollen und übermüthigen Streichen Bei-

fall klatscht, wenn sie gelingen, die Urheber aber auslacht und vermeidet, wenn sie unglücklich sind. Er wußte, daß er zum Gegenstand des allgemeinen Gesprächs geworden und das hätte ihn sonst ungemein geschmeichelt; jetzt aber überkam ihn das Bangen vor dem Gelächter dieser großen Welt, in der er zu leben gewohnt war, falls er abziehen mußte, wie der Fuchs, dem die Trauben zu hoch gehangen.

Er hatte versucht, sich die Zeit so gut wie möglich zu vertreiben, hatte Jagd- und Spielpartien arrangirt, auch einzelne Besuche in der Nachbarschaft gemacht, war jedoch überall mit einer so vorsichtigen Höflichkeit empfangen worden, daß er es nicht wagte, seine Gemahlin an diesen Besuchen theilnehmen zu lassen, aus Besorgniß, diese vorsichtige Höflichkeit der Nachbarn könne ihr wehe thun. Zwar versuchte ihn die Markgräfin zu trösten und aufzuheitern und er schloß sich ihr mit noch innigerer Liebe an; aber seine gute Laune begann doch zu leiden. Er wurde ernster, sein Humor gezwungener. Die Nothwendigkeit, auf Kosten eines Vaters zu leben, der ihm zwar die Mittel zu einem glänzenden Hofhalt in Roßwald nicht vorenthielt, aber ihn doch gründlich zu verachten schien, beleidigte sein Ehrgefühl, das trotz seines leichten Charakters fein und empfindlich war. Der verlorene Sohn wurde nicht zu Gnaden angenommen — diese Ueberzeugung mußte sich Jedem aufdrängen, und ein Hauch von Enttäuschung, Mißmuth und Langeweile lagerte sich, wie schwerer Herbstnebel, über das anfangs so heitere Leben in Roßwald. Die Mahnungen einiger Gläubiger, die der Graf auf seine Versöhnung mit dem Vater vertröstet und die ihren Weg bis hierher fanden, trugen auch nicht dazu bei, die sich verdüsternde Stimmung des jungen Grafen aufzuhellen. Genug — die Entscheidung schien gekommen, und zwar in anderer Weise, als Hoditz erwartet. Ein Plan, auf dem zum großen Theil seine Zukunft beruhte, schien gescheitert.

Er überlegte mit Kreidener, der in jeder Woche mehrmals nach Roßwald herübergekommen und ein Specialfreund der Markgräfin geworden war, auch in der That den eifrigsten und aufrichtigsten Antheil an dem Geschick seines Jugendfreundes zu nehmen schien. Aber hier war guter Rath theuer, auch für die treueste Theilnahme. Immer blieb die Versöhnung mit dem alten Grafen das einzige Mittel, diese mit so großem Vertrauen begonnene Angelegenheit zu einem erwünschten Ziele zu führen, und diese Versöhnung konnte denn doch auf keine Weise erzwungen werden. Herring sollte bereits geäußert haben, er hoffe, daß sein System bald siegen und der junge Graf abziehen werde; dieses „System“ war aber gerade das Schlimmste bei der ganzen Sache. Hätte der alte Graf seinem Sohne activen Widerstand entgegengesetzt, ihn entweder gar nicht in das Schloß hineingelassen oder gezwungen, wieder abzureisen, so würde die öffentliche Meinung gegen den unversöhnlichen Vater und für den zwar extravaganten, aber doch immerhin beliebten Sohn gewesen sein. Jetzt aber, da der Vater sich nur passiv verhielt, den Sohn in Roßwald schalten und walten ließ und ihm nur indirect seinen Widerwillen und seine Verachtung zeigte, ihm gleichsam jeden

Tag zurief: „Thue, was Du willst, ich hindere Dich nicht — ernähre Dich und Deinen glänzenden Hofstaat auf meine Kosten, erwarte jedoch kein freundliches Wort von mir!" — jetzt mußte das Benehmen des Grafen in den Augen der Welt lächerlich, anmaßend und unverschämt werden, wenn es nicht gar auf eine gemeine Gesinnung deutete. Das mochte Herring beabsichtigt haben und das fühlte auch der junge Graf. Er mußte seinen letzten Trumpf ausspielen und wenn der Gegner auch dafür eine höhere Karte fand, das Spiel verloren geben und mit diesem Spiel ein gut Theil seines äußeren und inneren Glücks — ja, auch seines inneren, denn man würde dem' Grafen Unrecht gethan haben, hätte man daran gezweifelt, daß er aufrichtige Reue über sein früheres Benehmen gegen den Vater empfinde und die Versöhnung schon um deshalb wünsche, weil er die Vergangenheit durch treue und aufrichtige Kindesliebe ausgleichen und in Vergessenheit bringen wolle. Die Markgräfin wußte das recht gut und verstand die Wolken auf seiner Stirn, die sie doch leider weder mit ihrer Liebe, noch mit ihrer Ergebung in jedes ihr von dem Gatten gebotene Schicksal ganz verscheuchen konnte. —

Auch heut hatte der Graf wieder eine Unterredung mit Kreidener gehabt, die zu keinem Resultate oder wenigstens zu keinem guten geführt. Kreidener war am vergangenen Tage mit dem Intendanten Herring in einer benachbarten Stadt zusammengetroffen und hatte die günstige Gelegenheit benutzt, in seiner gemüthlichen, zutraulichen Weise den bedächtigen Herrn ein wenig mittheilsamer und gesprächiger zu machen. Herring war jedoch diplomatisch schlau geblieben und hatte nur wiederholt angedeutet, die Sache werde nun wohl bald zu Ende sein, da der junge Herr Graf selbst zu fühlen scheine, daß er seinen Zweck in Roßwald nicht erreichen werde. Auf die lebhafte Versicherung Kreidener's, die Versöhnung sei nahe bevorstehend, hatte Herring nur geantwortet: „Das werden Sie ja sehen! Dann müßte ich doch auch etwas wissen, und ich weiß nichts." Worauf Kreidener schnell erwiedert: „Nun hoffentlich reden Sie zum Guten?" und Herring mit einem matten Achselzucken geantwortet: „Freilich! Aber das hilft Alles nicht mehr. Ich würde mir nur bei meinem gnädigen Herrn schaden, wenn ich den Sohn in Schutz nähme. Die Sache ist abgemacht."

Das waren Kreidener's letzte Mittheilungen.

„Nun wohlan", sagte der Graf und seine Stimme klang sehr gepreßt, „ich sehe ein, daß mein Spiel schlecht steht und ich habe mich an den Gedanken gewöhnt, es zu verlieren. Arme Sophie! Ich hatte mir Alles ganz anders gedacht. Da ich indessen nichts mehr zu verlieren habe, als dieses Spiel, so will ich noch einen letzten Versuch wagen. Er wird mißlingen — ich sehe es voraus, aber ich riskire, wie gesagt, nichts, was nicht ohnehin verloren wäre. Morgen soll es sich entscheiden. Bleiben Sie hier, Kreidener, bis morgen! Vielleicht verlassen wir dann übermorgen zusammen das Schloß."

Der Pastor hatte nichts darauf zu entgegnen. Seine Trost- und Hoffnungsgründe waren längst erschöpft und die alten Phrasen hervor-

zusuchen, wäre weder seiner noch seines Freundes würdig gewesen. Er schwieg.

„Ja, bleiben Sie!“ fuhr Hoditz fort. „Schon um meiner Gemahlin willen, die Sie lieb, sehr lieb gewonnen hat, wie Sie es verdienen! Sie sind ein guter Freund, Kreidener! Wir werden es nicht vergessen!“

Er drückte ihm die Hand und ging dann im Zimmer auf und ab.

„Ich bin ein schlechter Gesellschafter geworden“, fuhr er fort. „Es ist nicht zu verwundern. Viel, sehr viel hing für mich von dem Erfolge dieses Unternehmens ab! Am meisten aber schmerzt es mich, daß ich meine arme Sophie wie eine Verstoßene von hier fortführen muß und daß — daß mein Vater mich behandelt, als wenn ich wirklich ein ehrloser Schurke wäre!“

Seine Stimme zitterte. Er blieb am Fenster stehen und blickte hinaus.

„Ja, ein Schurke!“ fuhr er fort. „Denn nur einem solchen verzeiht man niemals. Der Leichtsinn eines jungen Menschen müßte in einem väterlichen Herzen Verzeihung finden. Mein Vater hält mich also nicht für leichtsinnig, sondern für ehrlos. Mag es denn sein! Ich will einen letzten Streich wagen, nicht besser als die anderen, auch nicht schlimmer. Er wird freilich mißlingen, er muß, denn ich habe den guten Humor verloren, der zu dem Gelingen solcher Dinge so nothwendig ist! — Leisten Sie heut und morgen meiner Gemahlin Gesellschaft, Kreidener! Sie erfreut sich an Ihrer Unterhaltung. Ich bin ein närrischer Patron geworden, zu nichts gut. Nun, das wird besser werden, wenn ich erst aus diesem Hause heraus bin, in welchem Alles mich daran erinnert, daß ich Zeit meines Lebens ein Verstoßener sein werde und daß ich so unglücklich gewesen bin, durch einige Knabenthorheiten das Glück meines Lebens zu verscherzen!“

„Sie sind noch viel zu jung, um sich solchen Gedanken hinzugeben, Herr Graf“, sagte Kreidener.

„Sagen Sie das nicht“, antwortete Hoditz mit abgewandtem Gesicht, vielleicht, um den Ausdruck seiner Züge zu verbergen. „Ich habe wenig Aussichten mehr. Ich hätte meine Gemahlin nicht geheirathet — Ihnen kann ich es sagen! — wenn ich nicht bestimmt auf die Versöhnung mit meinem Vater gerechnet. Nur in diesem Falle konnte ich ihr eine standesgemäße Existenz bieten. Jetzt — — nun, lassen wir das! Morgen ist noch ein Tag. Ich will meinen Vater selbst sprechen.“

„Aber, Herr Graf, die Weigerung des alten Herrn, Sie zu sehen, ist ja eben nach unserer Aller Ansicht das Haupthinderniß der Versöhnung“, sagte Kreidener. „Wenn es möglich wäre, eine Unterredung herbeizuführen —“

„Ich will es versuchen, morgen!“ unterbrach ihn der Graf. „Und nun, Kreidener, haben Sie die Güte, dem Schloßpersonal zu sagen, daß ich auf morgen eine große Jagdpartie beabsichtige —“

„Auf der sie den Herrn Grafen sprechen wollen?“ fragte Kreidener.

„Vielleicht, wir wollen sehn“, antwortete Hoditz, dessen Züge wieder lebendiger geworden waren. „Denken Sie nicht, ich hätte ein Geheimniß

vor Ihnen, lieber Kreidener! Ich fürchte mich nur, Ihnen meinen Plan mitzutheilen, weil sie ihn vielleicht mißbilligen könnten. Ich bin scheu geworden, ganz kopfscheu. — Thun Sie mir also den Gefallen, dafür zu sorgen, daß meine Absicht, morgen eine große Jagdpartie zu veranstalten, im Schlosse möglichst bekannt werde. Ich überlasse es ganz Ihnen, ob Sie sich an dieser Partie betheiligen, oder inzwischen der Frau Markgräfin Gesellschaft leisten wollen."

„Als Mann der Kirche, dem dergleichen weltliche Vergnügungen fremd bleiben müssen, ziehe ich natürlich das Letztere vor", antwortete der Pastor. „Und nicht nur als Mann der Kirche, sondern auch als Mann von Geschmack."

„Was das letztere anbetrifft — à la bonne heure!" rief Hobitz. „Im Uebrigen scheint es mir sehr zweifelhaft, was für einen Mann der Kirche convenabler ist: eine Jagdpartie oder ein tête-à-tête mit einer liebenswürdigen Dame in Abwesenheit des Gatten."

„Sie sind unverbesserlich, Graf", sagte Kreidener, „und ich werde mir alle Mühe geben, Ihre Befürchtungen zur Wahrheit zu machen."

„Versuchen Sie es!" rief Hobitz heiter. „An all' unseren guten Dingen soll ja der Himmel Theil haben!"

Kreidener entfernte sich mit einem düsteren Kopfschütteln und einer komischen Geberde der Abwehr. — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — —

Die Jagdpartie fand statt. An dem schönsten Octobermorgen verließ der Graf mit einem Troß von einem Dutzend Dienern und einer zahlreichen Meute, in Gesellschaft Raudorff's und einiger jungen Cavaliere der Nachbarschaft das Schloß, das von dem Lärm der Reiter und dem Gekläff der Hunde wiederhallte.

Kreidener war zurückgeblieben und begab sich einige Zeit später nach den Zimmern der Markgräfin, die jetzt ihre Wohnung in einem Theile des oberen Stockwerks genommen, den ihr der alte Graf abgetreten. Die Zimmer waren dort heller, geräumiger und boten eine freiere Aussicht, als im unteren Stock.

Kreidener fand die hohe Dame freundlich und liebenswürdig wie immer, aber etwas ernster und zuweilen zerstreut. Es wurde ihm schwer, irgend ein angeknüpftes Gespräch zu Ende zu führen, so daß er zuletzt auf den Gedanken kam, er genire die Markgräfin und um die Erlaubniß bat, sich entfernen zu dürfen.

„O nein, ich bitte Sie, bleiben Sie!" antwortete die Dame befangen und erregt. „Verzeihen Sie mir! Ich weiß sehr gut, weshalb Sie gehen wollen. Ich bin zerstreut, ich höre nicht auf Sie, ich muß Ihnen sehr unartig erscheinen. Aber seien Sie mir nur heut nicht böse, heut nicht! Es ist ein so wichtiger Tag und ich bin so unruhig, ängstlich sogar. Ich werde wahrscheinlich heut meine erste Unterredung mit dem Herrn Grafen haben, meine erste und wohl auch meine letzte!"

„Ah, so hat sich Ihr Herr Gemahl entschlossen . . ." rief Kreidener

erstaunt und unterbrach sich, da er nicht sogleich die geeigneten Worte für das fand, was er sagen wollte.

„Ja, er hat sich entschlossen, mich allein mit seinem Vater sprechen zu lassen, ergänzte die Markgräfin, „und ich habe eingewilligt, wenn auch mit schwerem Herzen. Hodiß hat gestern Abend einen Brief an seinen Vater geschrieben, in welchem er demselben mittheilt, daß er das Schloß innerhalb dreier Tage verlassen wolle. Er habe sich überzeugt, daß er die Liebe seines Vaters niemals wiedergewinnen werde und wolle ihm nun nicht länger zur Last fallen. Er danke ihm auf das Herzlichste für die Gastfreundschaft, die er ihm und mir, wenn auch unfreiwillig, gewährt und bitte zum Schluß nur, daß der Herr Graf mir eine wenn auch noch so kurze Unterredung gönnen möge, damit es keinen Anstoß in der großen Welt errege, wenn ich Roßwald verlasse, ohne den Besitzer desselben gesprochen zu haben. Er selbst werde eine Jagdpartie unternehmen und sich den ganzen Tag über vom Schlosse fern halten, damit sein Vater die Zeit der Unterredung ganz nach Belieben wählen könne. Kurz ehe Sie kamen, hatte mir nun der Herr Graf sagen lassen, daß er mich im Laufe des Vormittags besuchen werde und ich kann ihn jeden Augenblick erwarten. Herring, der mir diese Nachricht überbrachte, betonte noch außerdem, daß der Herr Graf hoffe, mich allein zu finden — —“

„So gehe ich den Augenblick!“ rief Kreidener.

„Ach, lieber Herr Pastor, dieses „allein“ bezieht sich wohl nur auf die Gegenwart meines Gemahls“, sagte die Markgräfin traurig. „Jeden Andern würde er mit Gleichmuth hier finden. Natürlich habe ich geantwortet, der Herr Graf könne vollkommen beruhigt sein, Hodiß habe für den ganzen Tag von mir Abschied genommen.“

„In der That — ein wichtiger Moment!“ sagte Kreidener gedankenvoll vor sich hinblickend. Dann aber, als fiele ihm etwas ein, spielte ein Lächeln um seine Lippen, das er jedoch bald unterdrückte. Er sah nach der Uhr. Es war halb zwölf.

„Sie können den Herrn Grafen sehr bald erwarten“, fuhr er fort. „Der Vormittag ist bald vorüber und wenn ich nicht irre, höre ich drüben in den Appartements des Grafen die Thür gehen. Es nähern sich Schritte — —“

Er hatte sich erhoben. Bonchamps trat ein mit einer gewissen Erregung und meldete der Frau Markgräfin, daß der Herr Graf von Hodiß seine Zimmer in wenigen Minuten verlassen werde, um Ihro Hoheit seine Aufwartung zu machen. Die hohe Dame erbleichte einen Augenblick und legte die Hand aufs Herz. Kreidener bat sie, in wenigen hastigen Worten der Theilnahme, gefaßt und hoffnungsvoll zu sein, es werde sich Alles zum Besten fügen. Dann entfernte er sich, noch ehe die Markgräfin ihm ein Wort hatte erwiedern können. In der nächsten Minute jedoch hatte sie sich gesammelt und ihre Miene war ruhig, ihr Auge klar geworden.

Bonchamps, der sein Staatskleid trug, hatte mit Kreidener zu-

gleich das Zimmer verlassen. Jetzt öffnete er wieder die Thür und rief mit lauter, anmeldender Stimme: „Seine Durchlaucht, der Herr Graf von Hoditz-Roßwald!“ Ein Diener in Gala-Livré öffnete weit die beiden Flügel der Thür und herein trat Herring, gleichfalls im Gala-Costüm. Ihm folgten vier reichgalonnirte Diener, welche einen Lehnstuhl trugen, in welchem der alte Graf saß. Sie setzten den Lehnstuhl auf die eine Seite des Zimmers und verließen dasselbe. Herring beschäftigte sich einen Augenblick um den Grafen und da er sah, daß Alles in Ordnung war, verließ auch er mit Bonchamps das Gemach.

Die Markgräfin hatte sich erhoben, sobald der alte Herr in seinem Lehnstuhl erschien, und ihn mit dem größten Interesse betrachtet. Als sie gewahrte, daß er unverkennbar unter den Falten des Alters die Züge des Sohnes trug, wurde ihr Auge feucht. Ja, es war dasselbe Gesicht, fein, anmuthig, noch jetzt voller Leben und Geist, wenn auch bleich und mit kränklichem Anhauch. Der Graf trug ein sehr reiches Staatskleid; über die Füße war eine starke Decke von türkischem Muster gebreitet. Trotz seiner sitzenden Stellung und des Gedankens der Hinfälligkeit, der mit seiner Erscheinung verbunden war, machte der alte Herr den Eindruck einer distinguirten, echt aristokratischen, an den feinsten Ton gewöhnten Persönlichkeit. Er hielt jetzt die großen blauen Augen — denen des Sohnes so ähnlich! — mit einem Gemisch von Neugierde und Ehrfurcht auf die Markgräfin gerichtet, deren Gesicht von innerer Bewegung leicht geröthet war.

„Verzeihen Sie, Hoheit“, sagte er, noch ehe die Dame ein Wort der Begrüßung gefunden, „daß ich mir erst jetzt die Ehre geben kann, Ihnen in Roßwald meinen unterthänigsten Willkommensgruß darzubieten! Ich bitte Sie dringend, darin keine Nachlässigkeit von meiner Seite zu sehen, sondern mich mit den Verhältnissen zu entschuldigen, die nun einmal nicht mehr zu ändern sind, so schwer sie auch auf meiner Seele lasten.“

„O, an mir ist es, Herr Graf, Sie vielmals, vielmals um Verzeihung zu bitten!“ rief die Markgräfin mit dem Tone der wärmsten und aufrichtigsten Empfindung. „So lebhaft ich auch wünschte, den Vater meines Gemahls kennen zu lernen, so würde ich dennoch gewiß einen solchen Wunsch nie ausgesprochen haben, da ich unter den jetzigen traurigen Verhältnissen fürchten mußte, daß mein Anblick Ihnen unangenehm sei. Freilich war ich schwach genug, dem Ansinnen Josefs nachzugeben. Aber ich hoffe, daß diese Schwäche in Ihren Augen Verzeihung finden wird. Denn welche leider nur zu gerechtfertigten Gründe Sie auch haben mögen, Josef zu zürnen, seine Gattin mußte sich dennoch danach sehnen, Denjenigen kennen zu lernen, von dem er wenigstens einzelne seiner edleren Eigenschaften ererbt hat. O, es fehlt ihm daran nicht, Herr Graf, und sie überwiegen in meinen Augen seine Schwächen, sonst würde ich niemals eingewilligt haben, mein Schicksal für immer an das seinige zu fesseln.“

Der Graf, der dem Wohllaut ihrer Stimme mit sichtlicher Be-

friedigung, wenn auch mit einiger Verlegenheit, gelauscht hatte, mochte fühlen, daß es für ihn nicht leicht sein werde, dieser Liebenswürdigkeit und Bescheidenheit gegenüber seine Festigkeit zu bewahren.

„Lassen wir, ich bitte Eure Hoheit, diesen Punkt, über den Sie meine unveränderlichen Ansichten gewiß erfahren, bei Seite!" sagte er mit einer leichten abwehrenden Handbewegung. „Niemand fühlt mehr die Ehre, die Sie unserer Familie angethan, als ich, und Niemand wünscht aufrichtiger, Ihnen dienen zu können; Eure Hoheit haben in jeder Beziehung über mich zu befehlen. Hätte irgend etwas mich die Vergangenheit vergessen machen können, so wäre es die Vermählung Ihrer Hoheit gewesen. So peinlich es mir jedoch ist — ich kann meine Ansichten über diese Vergangenheit nicht ändern! Wohl aber bitte ich Sie, mich stets als Ihren gehorsamsten Diener zu betrachten und mir zu glauben, daß es für mich kein größeres Glück geben wird, als zur Zufriedenheit und zum Wohlsein Eurer Hoheit beizutragen."

Die Markgräfin hatte sich neben ihn gesetzt, in den Sessel, den ihr Bonchamps schon vorher zurechtgestellt. Mit den Worten: „Ich danke Ihnen, Herr Graf, ich danke Ihnen herzlich!" ergriff sie unwillkürlich die Hand des alten Herrn und es schien, als wolle sie dieselbe an ihre Lippen führen. Aber der Graf kam ihr zuvor und mit fast jugendlicher Lebhaftigkeit ihre Hand ergreifend, küßte er dieselbe wiederholt mit dem feierlichsten Anstande von der Welt, aber zugleich mit Wärme und Innigkeit.

„Wie glücklich bin ich, eine solche Tochter zu besitzen!' rief er. „Könnten Sie sich nur entschließen, Hoheit, mir zu glauben und meine väterliche Zuneigung zu prüfen! Niemals sollen Sie Klage darüber führen, daß ich eine so vollkommene und liebenswerthe Dame die Vergehen eines Andern entgelten ließe. Gönnen Sie mir die Ehre, sich in jeder Beziehung als meine Tochter zu fühlen!"

Der Markgräfin war es nicht verborgen, welcher Sinn in den Worten des alten Grafen lag. Herring hatte ihr schon zuweilen angedeutet, daß der Graf ihr jede Unterstützung, die sie etwa wünsche, angedeihen lassen wolle. Das Wort „Geld" war allerdings dabei nicht gefallen; doch war es ganz unzweifelhaft gewesen, daß es sich bei diesen Anerbietungen um den genannten „delicaten" Gegenstand handle. Die Markgräfin hatte das auch ihrem Manne mitgetheilt, war aber gleich diesem der Ansicht gewesen, daß man thun müsse, als verstehe man diese Andeutungen nicht. Einerseits widerstrebte es dem Ehrgefühl Beider, eine financielle Unterstützung von dem alten Grafen unter den jetzigen Verhältnissen anzunehmen; andererseits konnte die Markgräfin, als Gemahlin des Sohnes, keinen Wunsch äußern, den ihr Gatte zu unterdrücken verpflichtet war.

„Ich danke Ihnen wiederholt", antwortete sie leise und traurig. „Ich habe nur wenig Wünsche, und der Hauptwunsch meines Lebens wird durch die leidigen Erinnerungen an die Vergangenheit stets uner-

füllt bleiben. Als Ihre Tochter werde ich mich jedoch stets fühlen, wenn Sie es mir erlauben."

„Wie sehr bedaure ich nur", sagte der Graf nach einer Pause, „Sie erst so spät kennen gelernt zu haben, und auf so kurze Zeit! Denn dem Briefe zufolge, den ich erhalten, wollen Sie ja Roßwald schon in den nächsten Tagen verlassen. Das thut mir unendlich leid. Und doch kann ich Sie nicht zurückhalten, das sehe ich wohl ein. Was könnte ich Ihnen hier auch bieten — ein alter, kranker Mann!"

„Wir würden versucht haben, Sie heiter und glücklich zu machen", sagte die Markgräfin leise und traurig, gleichsam leise vor sich hin.

Das war nun wieder ein wenn auch unabsichtlicher Hinweis auf Verhältnisse, die nach der Ansicht des alten Herrn nicht zu ändern waren, und auf die er nicht eingehen wollte. Dennoch schien ihn ihr Gesicht, auf dem ihre Bekümmerniß so deutlich ausgeprägt war, zu fesseln und zu rühren; er betrachtete es, während sie vor sich niedersah, mit einem fast zärtlichen Ausdruck.

„Würden Sie mir nicht im nächsten Frühjahr die Ehre Ihres Besuches schenken, Hoheit?" fragte er dann. „Der Frühling ist schön hier in Roßwald."

„Ich danke Ihnen sehr", antwortete sie mit einem sanften Kopfschütteln. „Aber das wird wohl nicht angehen. Josef ist in der letzten Zeit nicht mehr so heiter, wie sonst, er bedarf meiner Gegenwart!"

„Gebe der Himmel, daß er sie verdient!" rief der Graf lebhaft. Dann aber, als habe er zu viel gesagt und müsse von einem gefährlichen Punkte ablenken, fragte er schnell: „Wie geht es Ihrem durchlauchtigsten Bruder, dem Herzog von Weißenfels? Ich hatte die Ehre, ihn vor ungefähr zehn Jahren zu sehen und ich erfahre leider in meiner Zurückgezogenheit sehr wenig von der Welt, in der auch ich einst eine kleine Rolle spielte."

Die Markgräfin schien nicht Willens, das Gespräch so leicht auf einen ihr verhältnißmäßig gleichgiltigen Gegenstand hinüberlenken zu lassen. Sie antwortete nur, daß ihr fürstlicher Bruder sich, so viel sie wisse, ganz wohl befinde, und fügte dann hinzu:

„Aber weshalb leben Sie in dieser Einsamkeit, Herr Graf? Fühlen Sie nicht selbst, daß sie Ihnen nicht wohlthut? Und wie leicht wäre es Ihnen, diese Räume mit heiteren und glücklichen Menschen zu bevölkern, mit Personen, die Sie auf Händen tragen würden! Sie sind ja noch nicht alt; Ihr Geist ist der eines Jünglings. Im vertraulichen Umgange, in der Conversation mit jugendlichen Personen von Geist und Gefühl würden Sie — nicht wieder jung werden, denn Sie sind nicht alt! — sondern die Ihnen angeborene Heiterkeit wieder erlangen und die Annehmlichkeiten des Lebens genießen, auf die Sie so gerechten Anspruch erheben dürfen! Wie oft habe ich mit Josef von Ihrer Einsamkeit gesprochen, wie oft haben wir Sie auf's Innigste beklagt!"

„Darf ich denn die Frage einschalten, Hoheit, ob Sie sich hier ein wenig gefallen haben?" fragte der Graf ausweichend. Die Antwort

wäre freilich leicht vorauszusehen gewesen; sie konnte kaum anders lauten, als daß die Markgräfin „unter den obwaltenden Verhältnissen" wenig Erholung in der schönen Natur und der herrlichen Luft gefunden. Dennoch fand der Graf Gelegenheit, ein Gespräch, das weniger verfänglich war, daran zu knüpfen. Er sprach von den Schönheiten der mährischen Gebirge, von den angenehmen Nachbarn und begann dann sich nach einigen Persönlichkeiten in Wien zu erkundigen. Die Markgräfin antwortete nur wenig. Es war unverkennbar, daß außer dem Kummer über das Verhältniß ihres Gemahls zu ihrem Schwiegervater auch die Betrübniß über die vorauszusehende Erfolglosigkeit dieses jetzigen Zusammentreffens auf ihrem Herzen lastete. Hätte sie den alten Herrn genauer beobachtet, so würde sie wahrscheinlich bemerkt haben, daß auch er bewegt war und das Peinliche der Situation fühlte, ja, daß er sie mit Blicken betrachtete, die sie vielleicht ermuthigt hätten, den Wunsch, der auf ihren Lippen schwebte, auszusprechen. Aber sie sah nicht auf, sie blickte trübe vor sich hin und die Worte entrangen sich nur mühsam ihren Lippen.

„Ich habe Ihre Zeit schon zu lange in Anspruch genommen", sagte der alte Herr endlich. „Dennoch muß ich zufrieden sein, wenigstens dieses kurze Glück genossen zu haben. Ich werde es wahrlich nicht vergessen! Auch bedaure ich, daß Sie nicht so viel Zuneigung zu mir gefaßt haben, um irgend einen persönlichen Wunsch an Denjenigen zu richten, der hoch erfreut und geehrt gewesen wäre, denselben erfüllen zu können — —"

„O, Herr Graf", unterbrach ihn die Markgräfin, ihn mit ihren großen Augen voll Innigkeit und Verwunderung zugleich anblickend, „was sind alle meine persönlichen Wünsche im Vergleich zu dem einen, den ich ja nicht aussprechen darf und um Sie nicht zu betrüben, auch nicht aussprechen will? Es ist ein bitteres Verhängniß, das uns von einem so edlen und ausgezeichneten Manne trennt und leider auf immer trennen wird — —"

„Nein, nein! Sagen Sie das nicht, Hoheit! Nicht immer!" rief der alte Herr in sichtlicher Unruhe. „Ich hoffe — ich wünsche — daß meine liebenswürdige Tochter für immer mit mir vereint sei — und sollte es auch — —"

„O Gott! Wäre es möglich? Dürfte ich das hoffen?" rief die Markgräfin, die sich in der Freude ihres Herzens erhoben hatte, denn sie las eine glückliche Veränderung in den erregten Zügen des alten Grafen. Sie hatte die Hände ausgestreckt, als wolle sie erst jetzt den Vater ihres Gemahls aus tiefster Brust willkommen heißen. Da —

Was war das? Die Augen des Grafen, soeben noch im mildesten Lichte strahlend, wurde starr. Seine Züge nahmen den Ausdruck der Spannung, des Schreckens an. Er lauschte.

Auch die Markgräfin hörte es. Ein Pferd sprengte auf den Schloßhof. Jetzt hielt es. Der Graf saß einen Augenblick wie versteinert, seine Arme hingen schlaff herab. Dann durchschoß ein jähes

Roth sein Gesicht. Der Unwille schien ihn schwach und regungslos zu machen.

„O, das ist unrecht!" stieß er dann hervor. „Er ist es! Das erwartete ich nicht. Das ist ein Mißbrauch —"

Und als ob ihn eine plötzliche Energie ergreife, warf er die Decke von sich und sprang auf. In der Thür, auf die er zueilte, erschien bereits Herring mit dem Rufe: „Herr Graf — Ihr Herr Sohn!" Dann ergriff der Intendant den alten Grafen und zog ihn mit sich fort.

Die Markgräfin hatte während dieser halben Minute wie gelähmt gestanden. Es war, als sei sie zur Bildsäule geworden, während neues Leben in den alten Herrn fuhr. Plötzlich rief sie, die Wahrheit ahnend, mit verzweifelnder Stimme: „Ich wußte es nicht! Ich beschwöre Sie — glauben Sie mir — ich wußte es nicht!"

Schon war der Graf verschwunden. Die Markgräfin schlug die Hände vor das Gesicht. Dann wankte sie nach ihrem Sessel und sank hinein.

Unmittelbar darauf trat Hoditz in das Zimmer, mit erhitztem Antlitz, fast athemlos. Ueberrascht blieb er stehen. Der leere Lehnstuhl des Vaters, die Decke, die auf dem Boden lag, mochten ihm verrathen, was geschehen. Aber was seine Gemahlin bewegte, konnte er nicht wissen. Langsam trat er auf sie zu und entfernte sanft die Hände von ihrem Gesicht. Er sah, daß es mit Thränen bedeckt war.

„Sophie, Sie weinen!" rief er bestürzt. „Was ist geschehen? Ich will nicht hoffen, daß man Sie beleidigt hat. Das würde ich Niemand verzeihen! Ich beschwöre Sie — sprechen Sie, theuerste Sophie!"

Aber die Markgräfin vermochte noch nicht, in Worten auszudrücken, was sie empfand, und vielleicht wollte sie es dem geliebten Manne gegenüber so schonend thun als möglich. Sie streckte ihm nur abwehrend und beschwichtigend die Hand entgegen und schüttelte den Kopf, während sie ihre Thränen zu trocknen versuchte. Hoditz stand stumm neben ihr. Vielleicht begann die Ahnung der Wahrheit in ihm aufzudämmern.

„Mein Vater war hier — ich sehe es", sagte er dann mit gepreßter Stimme. „Ich gestehe es ein, ich wollte ihn überraschen — es war mein letztes Mittel. Ich machte mich los von der Jagdgesellschaft und sprengte wie rasend hierher, in der Hoffnung, ich würde ihn noch bei Ihnen, in Ihrem Zimmer finden. Ein Diener, den ich ins Vertrauen gezogen, wehte mit einem weißen Tuche aus einem Fenster, als mein Vater zu Ihnen ging. Ich sah es von einem Berge aus, wo ich wartete Ich wollte mich ihm zu Füßen werfen, seine Verzeihung erbitten — —"

„Zu spät, Josef!" sagte die Markgräfin kaum hörbar. „Ihr Vater hielt es für einen verabredeten Plan — er hat auch mich im Verdacht Und — er war so eben im Begriff, Ihnen zu verzeihen — sein Herz erweichte sich — da kamen Sie — der Schreck gab ihm die Kraft zu fliehen. Nun ist Alles vorbei, Alles!"

„Heiliger Gott, welch' ein Thor bin ich gewesen! Ich konnte es

ahnen!" rief Hoditz mit klangloser Stimme und fiel in den Lehnstuhl seines Vaters. Jetzt legte auch er die Hände vor das Gesicht.

Es trat eine lange, lange Pause ein. Hoditz unterbrach sie nur durch einzelne Ausrufungen: „Ich Thor! Ich verblendeter Narr! Meine arme, arme Sophie!" Die Markgräfin weinte still vor sich hin. Dann, als fühle sie das Bedürfniß, ihr Herz zu erleichtern und ihren Gemahl zu beruhigen oder zu zerstreuen, begann sie den Verlauf ihrer Unterredung mit dem alten Grafen zu berichten. Hoditz hörte ihr schweigend zu, sie nicht einmal unterbrechend.

„Nun, es sollte so sein!" sagte er dann. „Wen das Geschick verderben will, den verblendet es. Wie konnte ich glauben, daß meine alberne List mehr erreichen werde, als die Gewalt Ihrer Anmuth, die Macht Ihrer sanften Ueberredung! Ja, es ist vorbei. Ich bin an Allem, Allem Schuld und ziehe Sie mit mir ins Unglück. Ich werde es mir nie verzeihen. Ich ward unter einem bösen Sterne geboren. Und doch — Sophie — zürnen Sie mir nicht zu sehr! Meine Absicht war gut, trotz alle dem — Gott weiß es!"

„Und ich weiß es auch!" sagte sie, seine Hand nehmend. „Es ist nur unser Unglück, Josef. Es hat Niemand Schuld!"

Er drückte ihre Hand und murmelte einige unverständliche Worte, die eine erneuerte Selbstanklage zu sein schienen.

„Wir können jetzt nicht länger bleiben", fuhr er dann entschlossen fort. „Ich werde noch einige Zeilen an meinen Vater schreiben — nur um Sie zu rechtfertigen. Sind Sie im Stande, Sophie, heute noch Roßwald zu verlassen? Der Boden brennt mir unter den Füßen."

„Ich bin jeden Augenblick bereit", antwortete die Markgräfin.

„So wollen wir in Hellstädt bei Kreidener übernachten", sagte Hoditz. „Hier kann ich nicht bleiben; es ist mir, als ob Alles mich verhöhne und verspotte. Die Domestiken mögen nachfolgen."

Er stand auf und klingelte. Bonchamps trat ein.

„Lassen Sie Alles zur Abreise für die Frau Markgräfin und mich einrichten", sagte er. „Sobald die Wagen und die nothwendigste Bagage in Ordnung sind, fahren wir ab. Sie bleiben hier und folgen morgen mit den Dienern. Benachrichtigen Sie auch Raudorff und Herrn Kreidener und beeilen Sie Alles so sehr als möglich! — Oder wünschen Sie bis morgen zu bleiben?" wandte er sich an die Markgräfin.

„Nein, nein! Sie haben Recht. Schnell fort von hier!"

„Und das Déjeûner, Hoheit?" fragte Bonchamps

„Ich mag nichts nehmen!" antwortete die Dame. „Was mich anbetrifft, so bin ich in einer halben Stunde reisefertig, Josef."

Er nickte ihr still zu und verließ mit scheinbar ruhiger Miene das Zimmer. Im Vorsaal traf er Kreidener, der dort in seiner Erwartung auf- und abgegangen war, übrigens den Zusammenhang bereits ahnte. Hoditz trat an ihn heran und sagte nur:

„Es ist Alles vorbei, Kreidener! Wir reisen ab. Kann ich die Nacht mit meiner Gemahlin bei Ihnen in Hellstädt bleiben?"

„Gewiß, Herr Graf!"

„Wir reisen in spätestens einer Stunde. Sie begleiten uns doch?"

„Gewiß, Herr Graf, wenn Sie befehlen."

„Sie würden mir einen Gefallen damit thun, Kreidener!" sagte Hodiß. Dann wandte er sich ab, um seine Bewegung zu verbergen.

In seinem Zimmer angekommen, schrieb er sogleich den folgenden Brief:

„Verehrter Herr Graf! Geliebter Vater!

„Ich sehe ein, wie schwer ich Sie beleidigt habe. Ich verlasse Roßwald und bitte Sie tausend Mal um Verzeihung für alle Kränkungen, die ich Ihnen, wenn auch nicht in böser Absicht, zugefügt. Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, daß meine Gemahlin nichts von meiner heutigen plötzlichen Rückkehr wußte, sie würde das nie geduldet haben. Es war Unüberlegtheit und Leichtsinn von mir, zu glauben, daß ich einen schwer beleidigten Vater durch solche Knabenstreiche versöhnen könne. Die Erkenntniß kommt mir zu spät, aber ich werde Zeit genug haben, zu bereuen.

„Leben Sie wohl, verehrter Herr Vater! Ich werde Sie nie mehr belästigen. Zürnen Sie mir, aber nicht meiner Gemahlin. Sie haben Recht, ich verdiene sie nicht. Aber ich will versuchen, mich ihrer würdiger zu machen. Ich werde ein anderes Leben führen. Empfangen Sie meinen Dank für alles Gute, das Sie mir gethan und das ich so schlecht vergolten. Einen Trost nehme ich mit mir. Ich habe gehört, daß Sie den Gebrauch Ihrer Glieder wieder erlangt. Derartige Krisen führen zuweilen zu einer glücklichen Entscheidung. Es würde mich unendlich freuen, wenn wenigstens ein einziges Mal meine Unbesonnenheit irgend etwas Gutes bewirkt hätte.

„Empfangen Sie noch einmal meinen Dank und vergessen Sie Ihren leichtsinnigen, aber unglücklichen Sohn

Josef."

Nachdem er diesen Brief gesiegelt und abgesendet, schien er ruhiger geworden zu sein, wie Jeder, über den eine Entscheidung ergangen ist, gegen die es keinen Appell giebt. Er rief seinen Diener und befahl demselben, das nothwendigste Handgepäck zu ordnen. Dann ließ er Raudorff rufen, unterrichtete ihn in gleichmüthigem Tone, als ob die Sache nicht viel auf sich habe, von seiner Abreise und beauftragte ihn, mit Bonchamps für die Abreise der Domestiken Sorge zu tragen, fragte dann auch — da Raudorff zugleich Kassirer war — nach dem baaren Gelde in der Chatoulle. Der Betrag war kein bedeutender.

„Es ist nicht viel, aber zu einigen mäßigen Trinkgeldern, mit deren Auszahlung an die geeigneten Personen ich Sie beauftrage, wird es ausreichen", sagte Hodiß. „In Wien werden wir weiter sehen. Doch glaube ich, als ehrlicher Mann, Ihnen jetzt schon sagen zu müssen, lieber Raudorff, daß mir meine zukünftigen Verhältnisse den Luxus eines Secretairs schwerlich gestatten werden und daß ich es Ihnen frei stelle, bei Zeiten an eine Veränderung, wo möglich zum Bessern, zu denken."

„Einen besseren Herrn werde ich nicht finden!“ sagte Raudorff bewegt und aufrichtig.

„Es hat nun einmal sein sollen!“ sagte Hoditz mit einem Seufzer. „Wenn ich bessere Tage sehe, werde ich mich gewiß freuen, Sie wieder in meiner Nähe zu haben.“

Bonchamps kam, um zu melden, daß die Wagen zur Abfahrt bereit ständen und die Frau Markgräfin reisefertig sei.

„So wäre unsere Campagne in Roßwald zu Ende!“ sagte Hoditz, sich zur Heiterkeit zwingend. „Von meinem Vater habe ich schriftlich Abschied genommen und Herring brauche ich wohl kaum Adieu zu sagen; er wird sich nicht über meine Abreise grämen. Allen Anderen sagen Sie, Bonchamps und Raudorff, meinen besten Dank und empfehlen mich auch meinen Bekannten in der Nachbarschaft, sowie den Herren, die heute von der Jagd zurückkehren. Die wichtigsten Geschäfte haben mich sofort nach Wien gerufen. Da ist Kreidener, auch reisefertig! Nun Adieu, meine Herren! Auf Wiedersehen!“

Am Fuße der großen Treppe erwartete ihn die Markgräfin. Hoditz reichte ihr den Arm und führte sie nach dem Schloßhofe. Sie hatte ihrem Gemahl aufmerksam in die Augen geblickt und da sie ihn gefaßt und sogar heiter sah, so nahm auch ihre Miene einen ruhigen Ausdruck an.

Als sie den Schloßhof erreichten, fanden sie dort einen großen Theil der Dienerschaft des alten und jungen Grafen versammelt. Die Mienen der Leute waren ernst und zeugten von Theilnahme. Sie hätten es gewiß gern gesehen, wenn das leutselige Paar geblieben. Auf Hoditz schien jedoch ihre Gegenwart einen unangenehmen Eindruck zu machen. Sie erinnerte ihn an seine Niederlage. Auch mochte es ihm peinlich sein, ohne einen eclatanten Beweis seiner Generosität von dem Schloßpersonal scheiden zu müssen.

„Sagen Sie den guten Leuten, daß wir fürs Erste nach Hellstädt fahren“, wandte er sich ziemlich laut zu Bonchamps. „Sollten wir nicht zurückkehren, so werde ich Ihnen noch specielle Instructionen über verschiedene Angelegenheiten zusenden!“

Er reichte der Markgräfin die Hand, um ihr in den Wagen zu helfen.

„Verzeihen Sie, Herr Graf“, sagte Kreidener, der neben seinem Reitpferd stand, „dort sehe ich Herring. Es scheint fast, als ob er Ihnen noch etwas mitzutheilen habe.“

In der That kam der Intendant ziemlich hastig aus dem Schlosse geschritten. Seine Miene zeigte einen höchst eigenthümlichen Ausdruck. Sie sollte ohne Zweifel freudig sein, verrieth aber gerade durch diesen Zwang das Uebergewicht ganz entgegengesetzter Empfindungen. Doch gelang es ihm, noch ehe er den Grafen und dessen Gemahlin erreicht hatte, seine Züge in den Ausdruck kalter, geschäftsmäßiger Höflichkeit zu zwingen. Er schwieg noch einen Moment, während Alle ihn erwartungsvoll anblickten. Dann sagte er, zur Markgräfin gewendet:

„Der Herr Graf, mein gnädiger Herr, haben soeben erst in Er-

fahrung gebracht, daß Eure Hoheit so plötzlich Roßwald zu verlassen beabsichtigen. Der Herr Graf lassen Sie ersuchen, doch noch einige Tage zu verweilen. Auch würden der Herr Graf sehr erfreut sein" — wandte er sich dann, wie mit einem Ruck und als ob er sich zwinge, etwas sehr Bitteres zu verschlucken — „wenn Sie, gnädiger Herr, ihm die Ehre eines Besuches schenken wollten."

Es war, als sei ein Blitz über die kleine Gesellschaft hingezuckt. Alle starrten auf den Intendanten. Sie lasen in seinem Gesicht, daß er der Ueberbringer einer angenehmen Nachricht sei, so unangenehm sie auch ihm selbst sein mochte. Der junge Graf war etwas bleicher geworden und seine Stimme zitterte ein wenig, als er sagte:

„Unter diesen Umständen, liebe Sophie, haben wir nur dem Wunsche meines Herrn Vaters Folge zu leisten. Bonchamps, lassen Sie gefälligst die Wagen zurückfahren. — Sie, Herr Intendant, melden wohl meinem Herrn Vater, daß ich mich zu ihm begeben werde, sobald er es befiehlt."

„Der Herr Graf wünschte Sie recht bald zu sehen", sagte Herring.

„So werde ich mir sofort die Ehre geben", sagte Hoditz, reichte seiner Gemahlin den Arm und führte sie, ohne daß Beide ein Wort wechselten, durch den Vorsaal hinauf in das Zimmer, das sie bisher bewohnt. Von dort begab er sich in die Gemächer seines Vaters.

Er blieb nicht allzulange. Als er zurückkam, glänzten seine Augen, obwohl sie geröthet waren, und sein Gang war federleicht. Kreidener Randorff und Bonchamps standen im Vorzimmer der Markgräfin Hoditz lächelte, als er ihnen zunickte, sagte aber kein Wort.

Die Markgräfin erwartete ihn in demselben Zimmer, in welchem sie vor einer Stunde den alten Herrn empfangen. Als er eintrat und sie in sein Gesicht schaute, aus dem tausend frohe Geister hervorleuchteten, rief sie nur seinen Namen und eilte auf ihn zu. Er schloß sie in seine Arme und hielt sie lange so, ohne ein Wort zu sprechen.

„Mein Vater wünscht, daß wir mit ihm speisen sollen", sagte er endlich, nachdem er eine Thräne aus dem Auge seiner Gemahlin fortgeküßt. „Er speist um zwei Uhr. Ich glaube, theuerste Sophie, es ist Zeit zur Toilette!"

Er verließ sie schnell, um sich nicht von seiner eigenen Rührung bemeistern zu lassen. Draußen im Vorzimmer standen noch immer die drei Herren.

„Nun, lassen Sie Victoria schießen, General Randorff!" rief Hoditz. „Wir haben gesiegt. Aber, meine Herren, wir haben gesiegt nicht durch unsere eigene Kraft und Klugheit, sondern durch die Herzensgüte unseres bisherigen Gegners. Es ist, genau genommen, eine große Niederlage für uns. Aber wir schießen dennoch Victoria. Die Liebe hat gesiegt!" — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — —

Wie diese schnelle Umwandlung des alten Herrn vor sich gegangen, das erfuhren nur die zunächst Betheiligten und auch diese erst allmälig. Es kam ja auch wenig auf das Wie? und Wodurch? an, wenn die

Thatsache nur selbst feststand. Der alte Graf wollte zwar seinem Sohne gegenüber nichts weiter zugeben, als daß ihn die Anmuth der Markgräfin so gefesselt habe, daß er den Gedanken an eine Trennung von ihr nicht habe ertragen können und daß er ihr außerdem eine Entschädigung für den Verdacht, den er gegen sie gefaßt, schuldig gewesen sei. Aber der Brief des Sohnes hatte doch auch wohl das Seinige beigetragen. Wie der Diener versicherte, der ihn dem alten Herrn übergeben, war derselbe beim Lesen des Briefes Anfangs sehr ernst gewesen, habe dann aber plötzlich laut aufgelacht, wahrscheinlich bei der Stelle, in welcher der junge Hoditz von seiner Genugthuung sprach, seinen Vater von seinem langjährigen Uebel curirt zu haben. Oder hatte der ganze Brief dem Vater den Eindruck aufrichtiger Reue gemacht? War er überzeugt, eine Dame wie die Markgräfin könne sich nicht mit einem Manne verbinden, der nicht auch seine guten Eigenschaften habe? Genug — die Versöhnung war eine vollständige, der verlorene Sohn war zu Gnaden angenommen.

Herring legte bald darauf seine Stelle in die Hände Bonchamps' und zog mit einer guten Pension nach der nächsten Stadt.

Der Graf blieb bis zum Tode seines Vaters ein liebender Sohn und, bis zum Tode seiner verehrten und stets bedauerten Gemahlin, ein zärtlicher Gatte. Als Friedrich der Große, sein erhabener Verwandter, ihn besuchte, zeigte er ihm in seinem, mit allen Reizen aus Tausend und Einer Nacht geschmückten Park ein schönes Monument, das dem Andenken Sophien's gewidmet war und das er jeden Sonnabend besuchte, um Trauerhymnen, die er selbst componirt, zu ihrem Andenken aufführen zu lassen.



PARISER MODEN FÜR SEPTEMBER



# Paris und die Mode.

Paris, Mitte August 1868.

Trouville. — Havre le Grace. — Die Königin von England. — Frauen-Arbeit und Frauen-Emancipation in Paris. — Die Concerte von Besselièvre und die Moral. — Die Heirath eines Sternes. — Eine Frage.

Ich komme von Trouville, wo ich meine von der Hitze und dem Staub abgespannte Phantasie wieder belebt habe. Wie wohlthuend ist es, am Seestrand die ungesunden Ausdünstungen der großen Stadt und die Leidenschaften der Menschen zu vergessen!

Das Meer liegt da vor uns, ein ewiges Räthsel, in seiner ganzen Unendlichkeit, bald grün und freudig aufjauchzend, bald ruhig, ein silberklarer Spiegel, bald wild tobend und die Felsen des Ufers mit weißem Schaum bedeckend. Ist es nicht das Abbild unserer Seele? Doch das Meer verleiht ihr eine Kraft mehr und in jeder seiner Launen eine Größe, die wir mitten in den kleinen Interessen und Schwächen der menschlichen Gesellschaft entbehren.

Für die Bewohner der großen Städte ist es nothwendiger wie für jeden Andern, sich jährlich in das stärkende Bad der Natur zu tauchen. Leider findet man in Trouville, wenn man nicht längs der Küste meilenweit laufen und gleich einem Wilden die Gesellschaft fliehen will, im Casino, am Strande, selbst im Bade, den ganzen Luxus von Paris wieder. Soll ich Ihnen zunächst die Geheimnisse der Badetoilette enthüllen? Unsere Pariserinnen wissen sogar hier, wo Poudre de riz und Auftragen von Roth und Schwarz dem Ungestüm der Wellen nicht zu widerstehen vermag, ihren Teint durch elegante Badekappen, die angemessen der Blondine oder Brünette, mit blauen oder rothen Rüchen garnirt sind, zu heben. Darüber setzen sie runde Wachstuchhüte, die auf das Geschmackvollste arrangirt sind. — Die Badeanzüge (Hose und krause Blouse, die Hals und Arme freiläßt) sind dieses Jahr in hellen Farben und gleich Kappe und Hut besetzt.

Der tägliche Corso ist der Strand. Hier begrüßt man sich, promenirt oder sucht in der Ferne die Küsten von Havre zu entdecken, nachdem man den Tag, wie übrigens in allen Badeorten, mit Baden, Visitenmachen, Spaziergängen oder Eselcavalcaden in die ziemlich romantisch gelegene Umgegend vertändelt hat. Die hellen gestreiften Toiletten sind die gesuchtesten und finden wir sie hier größtentheils in Seide. Mein colorirtes Modebild, das Ihnen eine schöne Blondine vorführt, die hier sehr gefeierte junge Polin D . . . . . . . ., giebt Ihnen ihren sehr kleidsamen Anzug wieder. Leichte blaue Taffetrobe mit kleinem Volant und schwarzem Atlasbändchen besetzt. Der Unteranzug ist aus blau und schwarz gestreiftem Taffet. Statt des Fichu Marie Antoinette trägt sie den jetzt modernen Kragen, dessen kurze Enden sich über der Brust kreuzen und der hinten mit einem Capuchon versehen ist, den

kleine Atlasschleifen zieren. Das runde, kleine Barett ist mit blauer Gaze umwunden, die in langen Enden herabfällt, vorn mit drei kleinen blauen und einer schwarzen Feder garnirt. Zur Coiffüre hat sie den jetzt sehr gesuchten Chignon gewählt, der aus zwei Flechten besteht, die nicht mehr schneckenförmig gelegt, sondern nach entgegengesetzter Richtung ausgehend, einander begegnen und dann in beliebigen Verschlin-



gungen arrangirt werden. Der ziemlich große Sonnenschirm bildet zu gleicher Zeit einen Spazierstock. Die eleganten hohen Stiefelchen sind ebenfalls blau aus Gemsleder. Unsere zweite Dame trägt ein glattes modernrothes Taffetkleid, noch mit langer Schleppe. Darüber ein mit Spitzen garnirtes Fichu, dessen vorn herabfallende, breite Enden mit einem schmalen Gürtel und einer Schleife gehalten werden. Das Fichu ist hinten abgerundet und fällt bis über die Hälfte der Taille.

In dem Casino, das nahe am Strande liegt und welches die Damen in ihren Promenadentoiletten besuchen, werden täglich Kinderbälle und Soiréen gegeben. In dem kleinen Saal finden von 2 — 4 und von 7 — 9 Uhr Tanzstunden für die heranwachsende Jugend statt; hier empfängt sie für Grazie und Koketterie die ersten Lehren. Nachmittags geben Künstler von der pariser italienischen Oper in dem großen, auf das Eleganteste decorirten Saale Concerte, der Abends für Bälle benutzt wird.

Die junge Dame auf meinem Modebilde, die sich eben zum Ausgehen bereit macht, ist eine der Gefeierten des Casinos. Sie führt Ihnen eine der modernsten Mantillen vor, aus schwarzem Taffet und Spitzen angefertigt. Der vordere Theil ist wie der auf der Zeichnung angegebene geschnitten, nur sind die Enden kürzer und statt abgerundet schrägeckig. Das gestreifte Costüm ihrer Freundin ist aus schwarz und weißem Seidenzeug und zwar ist der Ueberwurf schmäler gestreift, als der Unter-



zug, und hinten bauschig, genre Watteau, aufgenommen; ich sprach Ihnen von diesen sehr beliebten Anzügen schon in meinem letzten Bericht. Mein Modekopf bringt Ihnen eine weiße Caschemirkappe mit rosa Atlasschleifen, wie sie hier allabendlich längs der Küste promeniren. Der zweite trägt eine leichte Spitzencoiffüre.

Auf meinem Rückweg nach Paris machte ich einen kleinen Halt in Havre, um die in den hiesigen Blättern so viel besprochene Ausstellung anzusehen. Ich fand hier leider nur die Ueberreste von der vorjährigen Universalausstellung, und zwar auf das Minimum reducirt. Auch langweilte ich mich zum Sterben, um so mehr, als ich nur auf vereinsamte, von Hitze und Abspannung gequälte Gestalten stieß, die gleich mir, suchend und nicht findend, herumirrten. Erwähnenswerth ist einzig und allein das große Aquarium mit lebendigen Seehunden in einem Teich und den durch Victor Hugo's letzten Roman berühmt gewordenen pieuvres; denn wir finden hier sowol die Bevölkerung des Süßwassers, wie die des Meeres. Leider macht aber ein Aquarium allein den Menschen nicht

glücklich! Ich suchte auch zu diniren. Nachdem ich länger als eine Stunde auf eine schlechte Suppe und einige Sardinen gewartet hatte, ging mir die Geduld aus und ich reiste ab, um mir auf dem Heimwege nach Paris in den verschiedenen Eisenbahnstationen die anderen Gänge serviren zu lassen.

Ich kam hier zu gleicher Zeit mit der Königin von England an. Eine dichtgedrängte Menschenmenge stand längs des Faubourg St. Honoré, um sie vorüberfahren zu sehen. Man wollte die Königin der Gattinnen sehen, die untröstliche Witwe, die von der englischen Gesandtschaft nach dem Elysée kommen sollte, wo die Kaiserin, nachdem sie ihr den Empfangsbesuch gemacht hatte, ihrer wartete. Doch Niemand kam. Die Kaiserin war nicht nur im Begriff zu warten, wie Ludwig XIV.; nein, sie wartete und zwar fast zwei Stunden lang. Niemand erschien, so daß sie endlich die Hofequipagen fortschickte und sich zurück nach den Tuilerien begab.

Gewiß war der leidende Zustand der Königin daran Schuld. Doch man spricht viel darüber und wird sich noch lange damit beschäftigen. Allein ich will keine politischen Betrachtungen daran knüpfen. Denn Thatsache ist, daß wir Frauen nicht für die Politik geschaffen sind.

Allerdings theilen die Herren und Damen, die sich hier jeden Montag in dem Saale des Vauxhall unter dem Vorsitz von Herrn Horn versammeln und ihre Reden in die Welt schicken, meine Meinung nicht. Frauen, wie z. B. Mme. André Léo, eine talentvolle Romanschriftstellerin, vertheidigen hier öffentlich, gleich den amerikanischen Bloomeristen, die Emancipation ihres Geschlechts. Sie wollen erstlich, daß man den Frauen eine umfassendere Erziehung giebt. Sehr gut! Wir wünschen dasselbe. Und wer hindert uns daran? — Außerdem verlangen sie, daß die Frauen verschiedenen Aemtern vorstehen dürfen, die bis jetzt den Männern allein zugänglich sind. Es ist hier natürlich nicht von der Frauenarbeit die Rede, welche so sehr berechtigt ist und welche z. B. durch den unter dem Protectorat J. K. H. der Frau Kronprinzessin von Preußen stehenden berliner „Verein zur Beförderung der Erwerbsfähigkeit des weiblichen Geschlechts" eine so wichtige Stütze gefunden hat. Ich spreche allein gegen die Ausschreitungen, gegen das Hinüberziehen der Frage auf das politische Gebiet, wie es hier, zum offenbaren Nachtheil für dasselbe, geschieht, während diese Frage doch nur auf dem wirthschaftlichen und industriellen Gebiet eine glückliche Lösung erwarten darf. Man sagt, die erste Bestimmung der Frau sei die Ehe; verfehlt sie diesen Beruf, so will sie Professor Fawcett und Stuart Mill in London, Herr Horn in Paris dafür zur Entschädigung zu Advocaten und Parlamentsmitgliedern machen und was hält sie dann ab, später auch Minister zu werden? Durch solche Extravaganzen verringert man nicht die Vorurtheile, welche noch gegen die einzig giltige Form der Frauenemancipation herrschen: nämlich gegen die Frauenarbeit; Vorurtheile, welche übrigens in Deutschland noch weit stärker verbreitet sind, als hier oder in England, und gegen welche das berliner unter dem Schutz der genannten

hohen Frau stehende Institut mit Erfolg kämpft, indem es durch Eröffnung neuer Erwerbsquellen das Arbeitsgebiet der Frauen erweitert. Wir sind hier in Frankreich glücklicherweise nicht so zartfühlend, wie man es in Deutschland noch zu sein scheint. Dort hält man es für eine Schande, seinen Töchtern eine Erziehung zu geben, die ihnen später einen selbstständigen Wirkungskreis schafft. Die jungen Mädchen, die allerdings in den Schulen eine höhere wissenschaftliche Bildung als in Frankreich bekommen, sind bisher und bis diese neue Bewegung sich Bahn brach, einzig und allein nur für die Ehe erzogen worden und das Leben der also Erzogenen muß nothwendigerweise oft ein verfehltes sein, wenn ihre Herzenswahl nicht befriedigt ist und sie lebenslang als alte Kinder von ihren Eltern gehofmeistert werden. Bei uns in Frankreich geht schon seit längerer Zeit das Augenmerk bei der weiblichen Erziehung darauf hin, den jungen Mädchen, je nach ihren individuellen Fähigkeiten, einen selbstständigen Wirkungskreis zu schaffen. Den Grundstein zu diesem lobenswerthen Unternehmen hat der freisinnige Deputirte, Herr Jules Simon, vor zwei Jahren gelegt, und bemittelte Damen aus den liberalen Kreisen von Paris stehen an der Spitze dieses humanen Werkes, welches Kindern jeder Confession Aufnahme gewährt. Neben dem wissenschaftlichen Unterricht giebt es für die verschiedenen Branchen der Kunst, wie Holzschnitt und Malerei, für die Industrie, wie Buchführung, Specialunterricht, wo in der gewissenhaftesten Weise die jungen Mädchen in den Stand gesetzt werden, sich ihre Zukunft selbstständig zu sichern. Um so lobenswerther ist diese Stiftung, als die Vorsteherinnen derselben jeder ihrer Schülerinnen, wenn sie sich tüchtig erweist, beim Ausscheiden aus der Classe Arbeit zuführt, die sie bei sich zu Hause anfertigen kann. Keine Dame schämt sich hier in Paris, im Comptoir zu arbeiten oder in einem Postbureau ihre Kräfte zu verwerthen. Andere widmen sich der literarischen Thätigkeit (soll ich deshalb erröthen?) und es giebt sogar talentvolle unter ihnen. Die Bibliotheken und Museen sind den Frauen geöffnet. Sie lesen dieselben Bücher als die Männer und man sieht sie im Louvre oder Luxembourg damit beschäftigt, die großen Meister zu copiren. Was verlangt man noch mehr? Ueberall sind den Frauen große Pflichten auferlegt, aber hier in Frankreich haben sie auch große Rechte. Was mich betrifft, so bin ich vollständig zufrieden und begreife nicht die Versammlungen von Vauxhall, die trotz der Größe des Saales überfüllt sind. Vergangenen Montag gab es sogar eine kleine Emeute und man war nahe daran, einen ungalanten Störenfried hinauszuweisen.

Was die Theater betrifft, so ist der größte Theil von ihnen noch geschlossen und die wenigen, die vor leeren Bänken Vorstellungen geben, ruiniren sich. Gesuchter sind augenblicklich in den Elysäischen Feldern die Concerte von Besselièvre, denen jeden Freitag die haute volée zuströmt. Jeder Dame, so elegant sie auch sein mag, ist hier der Eintritt untersagt, wenn sie ohne Begleitung kommt. Diese moralische Anordnung gab sogar neulich zu einem unglücklichen Mißverständniß Veranlassung, das vielseitig besprochen wurde.

Zwei jungen Damen, die ihren Vater und Bruder im Concert treffen sollten, verweigerte man den Eintritt. Da sie sich ganz beschämt zurückzogen, boten ihnen zwei elegante Herren den Arm an. Doch der Director, der noch immer fest überzeugt war, er hätte es mit verdächtigen Damen zu thun, bestand auf seiner Weigerung. In demselben Augenblick erschienen Vater und Bruder, die Beide wohlbekannte und geachtete Persönlichkeiten waren.

„Wir gehen fort", sagte der Vater zum Director, „da wir jetzt überzeugt sind, daß Damen comme il faut in Ihr Concert nicht kommen dürfen."

Die Musik ist so gut, wie man sie nur in Paris wünschen mag, sie zeichnet sich nicht durch promptes Zusammenspiel, sondern nur durch Soli aus. Die französischen Musiker besitzen nicht die Verleugnung ihrer selbst, wie die deutschen, die sich für die Harmonie opfern. Die Franzosen wollen glänzen, was die Aufgabe des Dirigenten sehr erschwert, dessen Tactstock mehr noch dazu dient, die ehrgeizigen Gegner zu trennen, als den Tact zu schlagen.

Endlich ist in der pariser Presse die Ruhe wieder hergestellt. Ein Urtheil der sechsten Kammer, der die Preßprocesse obliegen und an deren Spitze der bekannte Herr Delesvaux steht, hat für den Augenblick wenigstens der scandalösen Polemik, die sich zwischen dem Figaro und dem Inflexible entsponnen, den Mund gestopft, indem es die Ehre der Herren Rochefort, Wolff, Walles und anderer Mitarbeiter des „Figaro" zu — Einem Franken abgeschätzt hat. Andrerseits muß Herr Rochefort die Ohrfeige, die er dem Drucker der gegen ihn gerichteten Schmähschriften gab, mit 500 Franken und vier Monaten Gefängniß bezahlen, von den übrigen ihm noch zudictirten Strafen gar nicht zu reden. Fiat justitia. —

Seit einigen Tagen spricht man nur von der schon so lange angezeigten und sich endlich als wahr erwiesenen Verheirathung Fräulein Patti's mit dem Marquis von Caux, Stallmeister des Kaisers, der seine Entlassung eingereicht und die kaiserlichen Ställe mit den Coulissen vertauscht hat. Die reizende Patti wird uns nun wol auch bald entschlüpfen. Wenn eine Künstlerin Familienmutter wird, so erfüllt sie den Beruf der Frau und wir haben nicht mehr das Recht, uns darüber zu beklagen. Es ist ein Gestirn weniger an dem Künstlerhimmel; uns bleibt nur der Wunsch übrig, daß das Gestirn nicht in dem Suppentopf untergeht.

Zum Schluß gestatten Sie mir, ein hübsches Wort hinzuzufügen, das ich gestern aus dem Munde eines Kindes in den Elysäischen Feldern hörte, wo, wie ich es Ihnen neulich schon erzählte, die Kindermädchen gewöhnlich mit den Soldaten fraternisiren.

„Nicht wahr, Mama", sagte eine kleine Blondine mit lebhaftem Blick, „die Soldaten sind wie die Kinder?"

„Weshalb das?"

„Nun, weil sie auch Kindermädchen haben, welche sie spazieren führen."

Eugénie de Marville.

# Im Rauchzimmer.

Als der gegenwärtige Spielpächter in Monaco von seiner Domaine Besitz ergriff, machte er dem Fürsten jenes Reiches, — das, wie man weiß noch etwas kleiner ist, als Bückeburg — seinen Besuch.

„Ich werde Ihnen mit einer Jahresrente von 80,000 Fr. dienen; ich werde Ihr Land mit Gas beleuchten; ich werde dasselbe mit Trinkwasser versorgen; um die Verbindung mit Nizza herzustellen, werde ich Chausseen bauen und die Eisenbahnarbeiten beschleunigen lassen; mit einem Wort: ich werde aus dieser wilden Halbinsel das Eldorado des Mittelländischen Meeres machen."

Der Fürst hörte zu, mit dem Kopfe nickend, und ohne ein Wort zu erwidern; bei jedem Verschönerungsprojecte klärte sich sein Gesicht mehr auf und als der Zauberer geendet, fragte er:

„Und was werden Sie mir hernach für Alles zusammen geben?"

Hoffen wir zum Besten des glücklichen Landes, welches bald das einzige sein wird, in welchem man das Rollen der Roulette-Kugel und jenes bezaubernden „Faites votre jeu!" noch hören kann — hoffen wir, daß dem Nachfolger des Herrn Benazet die Göttin des Glücks freundlicher lächeln möge als sie der löblichen Spielgesellschaft in Homburg wirklich lächelt. Denn seit der Aufhebung, wo sie der Stadt aus ihrem Gewinn die Summe von 160,000 Thlr. zu zahlen hat, behauptet sie, daß sie mit Verlust spiele. Es wird wohl wahr sein, wenn sie es sagt. Ich sehe nicht ein, wenn die Consuln es nicht einsehen (videant Consules), warum es nicht wahr sein soll. Nach meiner Ansicht ist ein Spielpächter, welcher mit Verlust spielt, das edelste, das uneigennützigste, das aufopferndste Geschöpf unter der Sonne — und nun gar unter der heißen Sonne dieses wundervollen Sommers von 1868, wo die Reben am Rhein und der Enthusiasmus an der Donau glühten, wie nie zuvor!

Hat übrigens einer meiner Leser schon darüber nachgedacht, warum die heißen Tage regelmäßig auch die langen Tage sind?

Ein junger Mann, Student der Naturwissenschaften, macht sein Examen.

Der Examinator. — Welche ist die bemerkenswertheste Eigenschaft der Wärme?

Der Candidat. — Die Körper auszudehnen.

— Sehr gut. Können Sie mir ein Beispiel anführen?

— Das ist sehr einfach, Herr Professor: wenn das Wetter warm ist, so sind auch die Tage regelmäßig weit länger.

Es scheint in der That, als ob die Welt diesmal von den langen Tagen einen erschöpfenden Gebrauch mache. Niemals ist mehr gereist worden. Die Souveraine geben das Beispiel, die Unterthanen folgen. Die Hôtels sind überfüllt, die Eisenbahnverwaltungen zahlen ihren Actionairen höhere Dividenden — es ist ein gesegnetes Jahr, auch für die Literatur, die (nämlich die deutsche) bescheiden wie immer, ihren Obolus in Gestalt von Hendschel's, Decker's und Goldschmidt's Coursbüchern einlöst. Man weiß, daß die Pariser Gerichte die Ehre des Herrn Rochefort zu Einem Franken abgeschätzt haben; ein Marseiller Blatt dagegen hat berechnet, wie hoch das Pa-

riser Publicum die Wahrheiten des Herrn Rochefort schätzte: „Die Laterne hat 60 Seiten, jede zu 16 Linien, giebt 960 Linien mit durchschnittlich 33 Buchstaben in jeder. Der Autor hat von jedem Exemplar ungefähr 20 Centimen. Der Verkauf erreicht in der Woche die Zahl von 120,000 Exemplaren, der Autor gewinnt daher ungefähr:

| | |
|---|---|
| Von jeder Nummer . . . . . . . | 24,000 Fr. |
| Für die Seite . . . . . . . . . . . | 400 — |
| Für die Linie . . . . . . . . . . . | 25 — |
| Für den Buchstaben . . . . . . . . . | 75 C. |

Erstes Beispiel: „Ebenso wie die Tugend hat auch die Wärme ihre Grade.“ Macht: 30 Fr. 75 C.

Zweites Beispiel: „Die Königin von England hat in Buckinghamhaus ein großes Fest gegeben, zu welchem sie die Prinzen von Orléans officiell eingeladen hat.“ Macht: 90 Fr. 75 C.

Diese beiden glänzenden Wahrheiten sind also mit $121^1/_2$ Fr. bezahlt worden, und bei einer Wocheneinnahme von 6000 Thaler würde Rochefort daher in einem Jahr das erste Drittel (es soll das schwerste sein!) des Weges zu einer Million hinter sich gehabt haben, wenn nicht ... Man kennt den Rest. Doch traurig ist es, daß das erstemal, wo das Publicum wirklich den ernsten Willen zeigte, einen Schriftsteller zum Millionär zu machen, das Schicksal sein Veto hat einlegen müssen. ...

Ich gestehe, daß es mir eine Wohlthat war, zu lesen, daß man endlich den Mitgliedern des Corps legislatif und des englischen Parlamentes erlaubt hat, die drückende Schwüle der Sitzungssäle mit dem Landaufenthalt zu vertauschen; und es erhöhte mein Vergnügen, als ich neulich einen kleinen Sonntagsausflug nach Thüringen machte, den würdigen Präsident des norddeutschen Reichtages sein „otium cum dignitate“ unter den schönen Fichten von Friedrichsroda genießen zu sehen. Ja, ich bin so ehrlich zu bekennen, daß schon die Nachrichten von der deutschen Nordpol-Expedition in der Zeitung mir einige Kühlung verschafft haben. Im Eise festzusitzen bei 4° unter Null, welch' ein erfrischender Gedanke, wenn das Thermometer an der Wand 29° im Schatten zeigt! Doch gleich hinter diesem Paragraphen von Eis, der unter der Hand zu schmelzen schien, indem man ihn las, kam der andere, der die Abreise der verschiedenen Expeditionen nach Asien und Afrika, zur Beobachtung der Sonnenfinsterniß meldete. Mit brennender Glut, mit hyperboreischer Kälte — hier, am Fuße des Himmalaya, dort in der Gefangenschaft des Polarmeers — mit Entbehrungen aller Art hat die Wissenschaft zu kämpfen, um den Schleier, der die widerwillige Natur bedeckt, nur einen Zoll breit zu heben und das Reich unseres Könnens um nicht mehr als eine Linie zu erweitern.

Man erwartete nicht immer eine kommende Sonnenfinsterniß mit solcher Ruhe, wie wir sie diesmal erwartet haben. Ja, es gab Zeiten, wo man noch keine Teleskopen und Sternwarten hatte und sie deswegen überhaupt nicht erwartete. Der fünfjährige Krieg zwischen den Medern und Persern ward zu einem plötzlichen Schluß durch eine Sonnenfinsterniß gebracht, welche die kämpfenden Armeen so erschreckte, daß sie still standen und nachdem die Sonne wieder hell ward, Frieden schlossen. Die Furcht, welche diese unvorhergesehene Verwandlung des Tages in Nacht erzeugte, dauerte Jahrtausende lang; noch ein Historiker des zwölften Jahrhunderts berichtet von einer Sonnenfinsterniß, die im Jahre 1140 stattfand, daß Leute, welche gerade bei Tische saßen, als sie eintrat, über die plötzliche Dunkelheit so erschraken, daß

sie aus den Häusern liefen, weil sie fürchteten, das alte Chaos sei im Begriff, wiederzukehren. Als man endlich anfing, die Sonnenfinsternisse wissenschaftlich zu beobachten, hatten die Instrumente noch lange nicht ihre heutige Vollendung erreicht und die Resultate, was die Sonne selber betrifft, waren daher armselig, wie die Werkzeuge, mit denen man sie beobachtete; aber die Wirkungen, die auf der Erde sichtbar wurden, waren ungefähr dieselben, die man bei solchen Gelegenheiten immer gesehen und gefühlt hat. Die Fledermäuse flogen, wie bei Nacht; die Vögel begaben sich zur Ruhe; die auf dem Felde arbeitenden Thiere standen still, die unbelebte Natur nahm einen leichenartigen Anblick an und die belebte Natur verstummte. „Der niederdrückende Einfluß der unerträglichen Dunkelheit", sagt Mr. Carpenter, dem wir diese Bemerkungen entlehnen, im „Gentleman's Magazine" für Juli, „ist, bei einer totalen Verfinsterung von jedem Beobachter empfunden worden und hat sich bei einer jeden Wiederholung derselben, bis auf die letzte, geäußert. Es ist eine Dunkelheit, die man fühlt; eine Düsterkeit, die mit sich ein Schweigen bringt, tief wie der Tod." Arago erzählt von einem kleinen Schäferjungen, welcher bei der totalen Finsterniß von 1842 weinte und nach Hülfe rief; aber auch Erwachsene haben sich von einem heftigen Schreck durchschauert gefühlt, wenn die letzten Strahlen einer Mittagssonne plötzlich auslöschten und ein bläulich schwarzes Leichentuch auf die Oberfläche der Erde herabsank. Derselbe Naturforscher beschreibt in malerischer Sprache, wie ein Haufen von 20,000 Menschen, unter denen sich ein Trupp Soldaten befand, bei derselben Gelegenheit ergriffen wurde. Während die Finsterniß fortschritt, waren Alle in Erregung und lebhafter Neugier Als aber die plötzliche Nacht einbrach, da triumphirte das Phänomen in seiner ganzen Herrlichkeit über den Muthwillen der Jugend, über die Leichtfertigkeit, welche gewisse Personen als ein Zeichen der Ueberlegenheit so gern annehmen, über die lärmende Gleichgiltigkeit aus welcher Soldaten gewöhnlich eine Profession machen. „Ein tiefes Schweigen herrschte in der Luft, die Vögel hörten auf zu singen." — Selbst kühle und erfahrene Beobachter, welche vorher wissen, was sie zu erwarten haben, konnten sich zuweilen eines Grauens nicht erwehren, wenn die unirdische Dunkelheit eintrat. Denn diese ist nicht gleich der Nacht; obwol sie fast ebenso dicht ist, hat sie doch einen verschiedenartigen Charakter. Der Himmel nimmt eine purpurn-schwarze Farbe an und scheint auf die Erde fallen zu wollen; die Athmosphäre und Alles was uns umgiebt, taucht sich in eine fremdartige Tinte, welche Einige als blaugelb, Andere als dunkelgrün, noch andere als olivenfarbig geschildert haben. Von den mannigfachen Versuchen, diese scheinbare Veränderung der Farben zu erklären, entscheidet sich Mr. Carpenter für diejenige, welche physiologische Ursachen voraussetzt. Nach dieser Theorie wäre die geschilderte Wirkung dem Contrast zuzuschreiben; der Wechsel von einem Zustand der Beleuchtung zum andern ist so plötzlich und die Dauer der Dunkelheit so kurz, daß die Augen den specifischen Schein der farbigen Gegenstände nicht erkennen können. Es ist möglich, daß während einer Eklipse von längerer Totalität, gleich derjenigen vom 17. August, die Sehnerven Zeit haben werden, sich von der plötzlichen, durch den unvermittelten Eintritt der Dunkelheit veranlaßten Erschütterung zu erholen, und gegen das Ende der Verfinsterung die Gegenstände sehen können, wie im gewöhnlichen Zwielicht. Auf diese Fragen, wie auf so viele andere, wird die Antwort zum Theil schon vorliegen, wenn diese Betrachtungen in den Händen unserer Leser sind. Hoffen wir, daß unsere Forscher mit reicher Ausbeute zurückkehren mögen, über

welche dann an einem andern Platze des „Salon" Bericht erstattet werden wird

Ungefähr zu derselben Zeit, wo die genannten Expeditionen im Hafen von Triest auf der Heimkehr gelandet sein werden: wird aus derselben eine andere auslaufen, und zwar die zu commerziellen Zwecken von dem Oesterreichischen Gouvernement nach dem Osten gesandte. Wir erfahren, durch Herrn Dr. Karl von Scherzer, den eminenten Statistiker, welcher bereits die Novara-Expedition begleitete, dieselbe in einem in seiner Art classischen Werke geschildert und auch dieser neuen Expedition attachirt sein wird: daß zwei Schraubenschiffe, die Fregatte „Donau" und die Corvette „Friedrich", zur Verfügung der Expedition gestellt sind. Vertreter aller Zweige der Oesterreichischen Industrie, Bergleute, Glasfabrikanten, Lederarbeiter Weinbauer 2c. werden die Expedition begleiten, um in den Ländern, welche dieselbe berührt, zu erforschen und später Bericht darüber zu erstatten: ob die Anknüpfung einer Handelsverbindung in dem besondern Zweig, den sie repräsentiren, rathsam sei. Die Plätze, welche die Expedition, nachdem sie Triest verlassen hat, berühren wird, sind die Capstadt, Port Elisabeth, Singapore, Bangkok und Hongkong. Wo es immer möglich ist, sollen Handels- und Schifffahrtsverträge geschlossen werden, und sobald die Verhandlungen zum Abschluß gediehen, wird die „Donau" zurückkehren und den „Friedrich" zurücklassen, um über die Ausführung der Verträge zu wachen und den österreichische Handelsinteressen im Allgemeinen Schutz zu gewähren. Auf ihrem Heimwege wird die „Donau" Süd-Amerika passiren, um mit Peru, Chili und der Argentinischen Republik Handelsverträge zu schließen. Consuln werden alsdann ernannt werden in allen bedeutenden Häfen der Länder, mit welchen solche Beziehungen eröffnet worden und ein „commerzieller Berichterstatter" wird der Expedition beigegeben sein, um sowohl die Hülfsquellen als die Bedürfnisse jedes dieser fremden Länder zu studiren, die Preise aller dort im Verkehr befindlichen Artikel kennen zu lernen und mit Einem Wort jede Art von Information zu sammeln, welche den österreichischen Handel- und Gewerbtreibenden, die mit jenen Ländern in Verkehr treten wollen, nützlich sein können.

Diese Reise dürfte von großen Ergebnissen, nicht nur für die östereichische Industrie allein, sondern auch für die Vermehrung unseres statistischen Wissens im Allgemeinen sein; und die Leser des „Salon" werden ein ganz besonders, ein — ich möchte sagen häusliches und Familien-Interesse daran nehmen, wenn sie erfahren, daß diese neue Weltfahrt unserm verehrten Freund und Mitarbeiter, Herrn von Scherzer, voraussichtlich manche Gelegenheit geben wird, sie durch eine Mittheilung aus jenen fernen Regionen zu erfreuen.

---

 — Druck von A. H. Payne in Reudnitz bei Leipzig.

# Der Salon.

## Von Gottes Gnaden.

Ein Roman aus Cromwell's Zeit. Von **Julius Rodenberg.**

### Zweites Buch.

### VIII. Das Verhör.

Das Verhör war kurz und verlief, wie vorauszusehen. Das Benehmen des Doctors, als er vor seinen Richtern erschien, war der Würde der Sache angemessen, die er vertrat. Er blieb auf keine Frage die Antwort schuldig und sprach mit Festigkeit; doch er vermied es, sich in Erörterungen einzulassen, welche sich auf Meinungen bezogen und nicht auf Thatsachen. Denn diese geistlichen Gerichte liebten es, zur Erbauung des Publicums, welches sich im Zuhörerraume einzufinden pflegte, ihre Sitzungen zum Austrag von Controversen zu benutzen. Nicht selten nahm alsdann das Verhör den Charakter einer theologischen Disputation an, welche von Zwölfen gegen Einen geführt und regelmäßig, wenn Gründe nicht ausreichten, durch einen Machtspruch beendet ward.

Das Gericht bestand nicht nur aus geistlichen, sondern auch, nach presbyterianischem Gebrauch, aus weltlichen, oder sogenannten „Laien"-Mitgliedern, und diese waren nicht die am wenigsten Streitlustigen unter ihnen. Es saß namentlich ein solches Laien-Mitglied auf der Richterbank, ein alter Mann schon, mit ergrautem Bart und Hauptthaar, der sich in dieser Beziehung mit Zwischenfragen und steten Unterbrechungen der zur Sache gehörigen Fragen besonders hervorthat. Er war seines Zeichens eigentlich ein Schneidermeister aus der City, welcher viele Jahre lang seine Kunden bedient unter dem Schild eines Hundes (denn damals hatten die Häuser in London alle noch solche Schilder, nach denen sie genannt wurden, wie heute nach ihren Nummern). Er war stets ein gottesfürchtiger Mann gewesen und die Leute, denen er Röcke machte, waren gottesfürchtige Leute gewesen; und die Röcke, die er machte, waren alle nach dem presbyterianischen Maß gearbeitet, desgleichen die Hüte, die er feil hielt. Häufige Fasttage hatten sein Antlitz schmal und mehrfache Geldbußen seinen Seckel leicht gemacht. Denn die Sternkammer

hatte ein Auge auf diesen Mann, der den Conventikeln präsidirte, Comités bildete für die Unterstützung der Reiseprediger und unter dem Zeichen seines Hundes that, was Gott gefiel, nicht aber der Regierung. Mit dem Beginne der bürgerlichen Unruhen tauchte dieser Mann aus dem Dunkel seines kleinen Ladens auf, und, beschädigt an Leib und Gut für das göttliche Recht des Presbyteriums, suchte nun die Gunst seiner Mitbürger an ihm gut zu machen, was die Bischöfe gegen ihn gesündigt. Sie wählten ihn zuerst zu einem Alderman von London und sein Ansehen in der Gemeinde hatte beständig so zugenommen, daß man ihn zuletzt als Deputirten der City in die Versammlung der Theologen sandte. Die City war damals und blieb es lange, die Festung des Presbyterianismus; treu stand sie zu dem Parlamente, in welchem die Presbyterianer noch sehr bedeutend in der Majorität waren, und die Meister hatten ihre Lehrlinge gut darauf dressirt, Waffen zu tragen, Lärm zu machen und in Verbindung mit dem Straßengesindel kleine Crawalle zu veranstalten in den Höfen von Westminster. Ihr Geschrei hatte mancher schwankenden Bill den Ausschlag zu Gunsten ihrer Lehrherren gegeben und unter dem Beistand dieser Hülfstruppen war auch der Beschluß durchgegangen, Cromwell zu verhaften. Nun, in diesen Angelegenheiten hatte der Mann sich immer ausgezeichnet, der zuerst ein Schneider, dann ein Alderman und endlich ein Mitglied des Theologenparlamentes war. Ja, viel strenger noch, als mancher von seinen Brüdern, hielt er an den ursprünglichen Satzungen fest und wich nicht rechts, nicht links davon ab. Er war, was die Presbyterianer damals „treu blau" nannten. Ich weiß nicht zu sagen, ob er gleich dem edlen Sir Hudibras, dessen Thaten eben damals, aber heimlich und in einer stillen Studirstube, von einem unbekannten Hauslehrer beschrieben wurden, den Fleischpasteten abgeschworen, den hochberühmten „minc'd pies", dem „plumporridge", den fetten Gänsen und Schweinen, weil er es für gotteslästerlich erachtete, Dinge in den Mund zu nehmen, welche an die alte hochkirchliche Weihnachtsfeier erinnerten; noch ob er, wenn die Gelegenheit sich böte, nicht auch „eine Rahmtorte durch die Nase verketzert haben würde." Doch schien er ganz gewiß, wie der unsterbliche Ritter, der puritanische Zwillingsbruder des Don Quixote, dem Dienste des Rasirmessers entsagt zu haben, so lange, bis die Sache des Parlaments und des Presbyterianismus triumphirt hätten. Dieser Bart war daher wirr und grislich und gab dem langen hageren Gesicht mit der spitzen Nase, der knochigen Stirn und den von buschigem Grau beschatteten dunklen Augen nicht das freundlichste Ansehen.

Von diesem Mitglied des Theologen-Parlaments hatte der Doctor viel zu leiden: das stechende Auge desselben war immer inquisitorisch auf ihn gerichtet und auf seinen dünnen Lippen lauerten beständig neue Fragen.

Der Doctor war bereit, jede Beschuldigung zuzugeben, die man gegen ihn erhob. — Er wisse, daß die hochkirchliche Liturgie seit Januar 1645 unterdrückt worden sei? — Ja! — Daß das Gebetbuch, genannt „the book of common-prayer", verboten und durch ein neues ersetzt?

— Ja! — Daß die Kniebeugung, das Altartuch und die bischöfliche Gewandung abgeschafft? — Ja? — Und dennoch habe er fortgefahren, für die Kirche von Childerley in Gebrauch und Uebung zu halten, was unterdrückt, verboten und abgeschafft sei? — Der Pfarrer stellte dies nicht einen Augenblick in Abrede. — Warum er nicht der Ordonnanz vom Februar 1646 gefolgt sei, welche für drei Jahre das Schottische Modell von Classen, Synoden und Generalversammlungen durch ganz England etablirt habe? — weil er in Kirchensachen, war die Antwort, nur seinem Gewissen folge! — Da schüttelte das Mitglied des Theologenparlaments bedenklich den Kopf; aber der Vorsitzende ließ ihn nicht zu Worte kommen, indem er sofort weiter frug, ob er nicht wisse, daß solches Verhalten unmittelbar Amtsentsetzung zur Folge haben müsse? — „Darauf bin ich gefaßt", sagte der Doctor. — Es sei seine Pflicht, ihn zu ermahnen, sagte nun der Präsident des Gerichts; denn nicht nur diese zeitliche Strafe ziehe die Weigerung nach sich; ob er nun doch, nach reiflicher Erwägung und überzeugt durch bessere Gründe, nicht bereit sei, Frieden mit Gott und der Nation zu schließen, indem er seinen Beitritt zum Covenant erkläre? —

Der Schneidermeister von ehedem ließ dem Geistlichen keine Zeit, diese Frage zu beantworten, sondern interpellirte den Vorsitzenden mit der Bemerkung, ob es der Wichtigkeit des Schrittes, den der Angeklagte nunmehr zum Guten oder zum Bösen thun müsse, nicht angemessen sei, denselben zuvor über die wahre Bedeutung des Covenantes aufzuklären?

Der Präsident nickte beistimmend und das Laien-Mitglied, nachdem ihm das Wort ertheilt, begann in näselndem Tone: „Zu der Zeit, wo der König, aufgereizt durch den Erzbischof Laud, jenen hochmüthigen Diener des Baals, den seine wolverdiente, vom Parlament über ihn verhängte Strafe seitdem auf dem Schaffot ereilt hat, sich verbrecherischer Eingriffe schuldig machte in die Kirchenverfassung von Schottland — da erhob das ganze Volk sich, als Ein Mann, — ging feierlich ein Bündniß ein und schwur einen Eid, nicht eher sich zu trennen, sondern Bruder zum Bruder zu stehen, bis die Kirche wieder in ihren reinen Glauben eingesetzt und in ihrem heiligen Rechte bestätigt worden. Die Schotten griffen zu den Waffen und betraten den Boden von England. Dies war der Augenblick, wo auch in England die lang verstörte, die tief gebeugte, die schwer verfolgte Kirche, so sich zum gereinigten Glauben bekennt, ihr Haupt erhob und ihre Hände flehend ausstreckte zum Herrn der Heerschaaren. Und dieser gab ihr das Schwert in die Hand, welches Wunder that im Thale von Gibeon und fegte die Tempel rein, in denen kaum ein Naëman mehr niederzuknieen wagte. Da ward das große Bündniß gestiftet, und ein Eid aufgerichtet zwischen den Schotten und Engländern, den Bekennern der reinen Lehre für ewige Zeiten, und verordnet, daß Jedermann in Staat und Kirche denselben zu nehmen habe, wofern er nicht ausgeschlossen sein wolle von den Gnaden und Wohlthaten beider. Und nun ersuche ich den Vorsitzenden dieses Gerichtshofes, daß

er den Secretair auffordern wolle, dem Angeklagten den Covenant vorzulesen."

Auf die Anordnung des Präsidenten erhob sich hierauf der Secretair und verlas von einem langen Streifen Pergaments, das er entrollte, den Wortlaut des mit zahllosen Unterschriften bedeckten Covenants:

„Wir, Edelleute, Barone, Ritter, Gentlemen, Bürger, Eingesessene, Diener des Evangeliums und Gemeine aller Arten in den Königreichen von England, Schottland und Irland . . . entschlossen und gewillt, in einen gegenseitigen und feierlichen Bund und Eid zu treten, welchen Wir Alle, und Jeder von Uns für sich selbst unterschrieben: schwören mit unseren Händen erhoben zu dem höchsten Gott,

„Erstens, daß Wir aufrichtig, wirklich und beständig durch die Gnade von Gott, uns bemühen wollen in unseren verschiedenen Wohnplätzen und Berufsarten, aufrecht zu erhalten den Reformirten Glauben der Kirche von Schottland, in Lehre, Gottesdienst, Zucht und Regiment gegen unsere gemeinschaftlichen Feinde; die Reformation des Glaubens in den Königreichen von England und Irland, in Lehre, Gottesdienst, Zucht und Regiment, nach dem Worte Gottes und dem Beispiel der besten Reformirten Kirchen, und daß wir uns bemühen wollen, die Kirchen Gottes in den drei Königreichen zu der engsten Verbindung und Gleichförmigkeit zu bringen in Religion, Glaubensbekenntniß, Form des Kirchenregimentes, Liturgie für den Gottesdienst und Katechismus, damit Wir, und unsere Nachkommen nach Uns, als Brüder in Glauben und Liebe leben und der Herr sein Wohlgefallen finden möge, zu wohnen in der Mitte von Uns."

„Zweitens, daß Wir in gleicher Art, ohne Ansehn der Personen, Uns bemühen wollen, auszurotten Papisterei, Prälatenthum (das ist Kirchenregiment durch Erzbischöfe, Bischöfe, deren Kanzler und Commissarien, Dechanten und Capitel, Erzdechanten und alle anderen kirchlichen Beamten, die von jener Hierarchie abhängen), Aberglauben, Ketzerei, Schisma, Profanität und was sonst immer zuwider befunden werden mag der gesunden Lehre und der Kirche der Gottseligkeit; damit wir nicht Theil haben an anderer Menschen Sünden und dadurch in Gefahr kommen, zu empfangen von ihren Plagen; und daß der Herr möge sein Einer und sein Name Einzig in den drei Königreichen."

„Drittens, Wir werden mit derselben Aufrichtigkeit, Wirklichkeit und Beständigkeit, in unseren verschiedenen Berufsarten, uns bemühen mit unserem Vermögen und Leben, gegenseitig zu bewahren die Rechte und Privilegien des Parlaments und die Freiheiten der Königreiche, zu bewahren und zu vertheidigen des Königs Majestät, Person und Autorität, in der Bewahrung und Vertheidigung der wahren Religion und Freiheiten der Königreiche; damit die Welt, in Uebereinstimmung mit unserem Gewissen, Zeugniß ablegen möge für unsere Loyalität und daß wir weder den Gedanken noch die Absicht haben, zu verringern Seiner Majestät gerechte Macht und Größe."

---

Der Secretair hielt inne. Schweigend und ohne ein Zeichen des Widerspruchs hatte der Doctor die Vorlesung des Actenstückes mit angehört.

Vom Vorsitzenden zur Aeußerung aufgefordert, sagte er: daß er mit dem dritten Punkte wol übereinstimmen könne, wiewol er nicht glaube, daß die gegenwärtige Majorität des Parlaments selber im Stande sein werde, die darin aufgestellten Bedingungen zu erfüllen, da sie einander widersprächen.

„Warum?“ unterbrach ihn hier jenes streitsüchtige Mitglied der Theologen-Versammlung. „Ist Seine Majestät nicht gegenwärtig in ehrenvollem Gewahrsam zu Holmby-Castle? Umgiebt ihn nicht ein vornehmer und weiser Rath, gewählt aus beiden Häusern des Parlaments, und präsidirt von dem ebenso tapferen als gottesfürchtigen Grafen von Pembroke und Montgommery, dem besten Peer des Reiches? Die seit Jahresfrist gepflogenen Verhandlungen werden sehr bald zu dem erwünschten Ziele führen, und Seine Majestät, endlich belehrt über die schweren Irrthümer, zu denen die Rathschläge seines ruchlosen Weibes, seiner Minister und Prälaten ihn mehr verführt haben, als sein eignes Herz, einsehen, wo seine wahren Freunde sind! Dann wird unter einem von Gott erleuchteten König die gerechte Kirche triumphiren und dann wird auch, wenn es erlaubt ist, das Bild vom himmlischen Reich auf das irdische zu deuten, dieß England wiederum Ein Hirt und Eine Herde sein!“

„Ihr täuscht Euch“, erwiederte der Doctor; „Seine Majestät würde vielleicht um den Preis des Friedens sich zur Duldung Eurer Kirche verstehen; doch er würde niemals, selbst um den Preis seines Lebens und seiner Krone nicht, die Hand bieten und den Namen leihen zur Ausrottung der Unsrigen.“

„Dieses sagt Ihr uns, hier, und am Vorabend der wichtigsten Entscheidungen? Trotzt vielleicht auch Ihr auf den Beistand der Armee? Wollt Ihr Vortheil ziehen aus der unheilvollen Spaltung unter den Vertretern der Nation, genährt, befördert, großgezogen und zum Ausbruch reif gemacht durch jenen Heuchler, welcher, unter dem Deckmantel der Religion, uns und unser Vertrauen gemißbraucht hat zur Erreichung seiner ehrgeizigen Zwecke? Bauet nicht länger auf die Hülfe dieses Mannes! Oliver Cromwell, angeschuldigt, den Covenant gebrochen, Fractionen und Parteiungen im Volke gestiftet zu haben, ist ein Gefangener, wird nach dem Buchstaben jenes heiligen Bündnisses, das er unterschrieben und verletzt hat, wie ein Frevler, vor die Schranken des versammelten Parlaments zu öffentlichem Gericht geladen und als ein „Incendarius“ und „Malignus“ die wolverdiente Strafe seiner Verbrechen empfangen!“

„Die Wege des Herrn sind unerforschlich“, sagte der Doctor; „doch werden sie uns klar werden zu seiner Zeit. Ich trotze nicht, noch baue ich auf die Hülfe eines Mannes. Demüthiglich folge ich der Stimme meines Gewissens. Dieses aber heißt mich hier laut und unzweifelhaft

erklären, daß ich mit der von Euch verfolgten Kirche stehen und fallen werde, daß ich den Covenant verwerfe."

---

Man erlaubte dem Pfarrer, während die Behörde sich zurückzog, um zu berathen, Platz auf einer von den Bänken zu nehmen, welche längs der Wände des Sitzungszimmers hinliefen. Nun, wo er dem verhängnißvollen Spruch gegenüber war, erfüllte doch ein eigenthümliches Bangen seine Seele. Wol hatte er sich lange auf die Entscheidung vorbereitet, und er dankte Gott dafür im stillen Gebet, daß Nichts mehr daran zu ändern sei; doch kam jetzt zum ersten Mal ein Gefühl über ihn, welches er früher nicht gekannt, — das Gefühl des Schwächeren, welcher ein Unrecht erdulden muß, weil er sich nicht wehren kann; welcher von einem unedlen und grausamen Besieger sich in seinen theuersten Empfindungen verletzt und bis in seine Persönlichkeit geleugnet sieht. Nur der Besiegte kennt diesen demüthigenden Zustand. Und bisher, mit den Waffen des Evangeliums zu seinem Gebrauch, mit der Freiheit zu predigen und zu lehren auf der Kanzel und in der Gemeinde: so hatte der Pfarrer vielmehr immer das Bewußtsein gehabt, ein Kämpfer zu sein, — wenn auch auf beschränktem Gebiet, aber doch ein Kämpfer! Dieses Bewußtsein sollte jetzt ihm genommen werden. Er schmeckte den ersten Tropfen Bitterkeit in seinem sonst so reinen, klaren, harmonisch gestimmten Gemüth.

Er stützte den Elnbogen des rechten Armes auf sein Knie und begrub sein Gesicht in die Hand. Vor seinem inneren Auge (denn sein äußeres war geschlossen) stieg ein hehrer Tag herauf und ein heiliges Erinnern: der Tag und die Stunde, wo er einst, in der Kathedrale von Ely vor dem Bischof niedergekniet war, um die priesterliche Weihe von demselben zu empfangen. Hoch und feierlich stiegen die schlanken Säulen und Pilaster, wölbten sich die reich gegliederten Bogen der Decke, durch die bunten Glasfenster des Chors fiel der gedämpfte Sonnenschein des Morgens und durch den prachtvollen Dom, durch das Hauptschiff und die Seitenschiffe, durch die Kapellen und weiten Flügel brauste von oben herab aus der Orgel der mächtige Schall des „veni, Creator spiritus", begleitet von dem lieblichen Gesange der Chorknaben, wie von Stimmen der Engel. Auf seinem Stuhl, in der Nähe des Altars, saß in der vollen Pracht seiner Amtsgewandung der Bischof von Ely, ein ehrwürdiger Greis, gefolgt von dem Dechanten und umgeben von dem vollen Capitel der Diöcese. Als ob dies Alles lebendig und gegenwärtig wäre, so stand das Bild mit seinen vielen und verehrten Personen, mit seinen reichen und tiefen Farben vor dem Geiste des Sinnenden, und darüber ausgebreitet, mit ihrem Dunkel und Licht, die hohen Wölbungen von Stein. Er sah noch einmal die ganze Schönheit dieses alten und hochberühmten Münsters, heilig schon seit der ersten Morgendämmerung des Christenthums in England und den Klostertagen Etheldreda's, der frommen Sachsenkönigin; er sah die Gräber an den Wänden und die todten Bischöfe, mit Stab und Mitra, in ihrer steinernen Ruhe; er sah

die marmornen Bilder, die Statuen von Kämpfern und von Duldern, die Königs- und die Dornenkronen — die vergoldeten Inschriften, die kostbaren Verzierungen, die Gluth der Kapellenfenster, in deren brennenden Farben manch eine fromme Legende der Vorzeit lebte — er sah den Altar, beleuchtet von hohen Kerzen auf goldenen Candelabern von schwerem Gewicht und ringsum versammelt den strahlenden Pomp der Hochkirche von England. Nachdem der Gesang gesungen und ahnungsvoll ausgeklungen und hingestorben war unter den fernsten Wölbungen und im Dunkel der Prälatengräber, trat er hin — er, damals ein Jüngling, den Kämpfen des Herzens und der Seele noch unbekannt — zu dem Bischof, der auf dem Stuhl der alten Aebte von Ely saß, und schwur in die Hände desselben den Eid der Treue für den König. Gewaltig hallte dieser Eidschwur in ihm nach: es war, indem er die Worte sprach: „Ich, John Hewitt, schwöre —" wie wenn sie Besitz genommen von seinem ganzen Wesen und mit jedem Tropfen seines Blutes sich verbunden hätten. — Dann war er niedergekniet und der Bischof war aufgestanden und hatte seine Hände auf des Knieenden Haupt gelegt und hatte gesagt: (war es doch dem Träumenden, als ob er in der Stille, die ihn jetzt umgab, die Worte wieder vernehme!) — „Empfange den heiligen Geist für das Amt und Werk eines Priesters in der Kirche Gottes, welches Dir nun übertragen worden ist durch die Auflegung unserer Hände. Wessen Sünden Du vergiebst, sie sind vergeben, und Wessen Sünden Du zurückhältst, sie sind zurückbehalten. Und sei Du ein treuer Vertheiler des göttlichen Wortes und seiner heiligen Sacramente: im Namen des Sohnes und des Vaters und des heiligen Geistes. Amen." Dann gab der Bischof ihm, dem noch immer Knieenden, die Bibel in die Hand und sagte: „Nimm Du Gewalt, zu predigen das Wort Gottes und zu verwalten die heiligen Sacramente in der Gemeinde, in welcher Du rechtmäßig dazu eingesetzt werden sollst" — und der Gesang begann wieder, und wie trunken von dem Geiste, der über ihm ausgegossen, erhob er sich und die ganze Welt ward seinem entzückten Auge wie dieser Dom und sein Leben ein Wandeln zwischen Gräbern der Heiligen und Frommen und Guten zu dem Quell des Lebens, zu dem Altar, auf welchem das Licht des Glaubens brannte und über welchem die süßen Klänge der Hoffnung und Liebe dahinflutheten . . .

Da knarrte die Thür.

Der Pfarrer schreckte auf aus seinem Traum. Es waren die Männer der Synode, welche zurückkamen. Doch in seinen Ohren hallten noch die Worte des Bischofs von Ely: „Nimm Du Gewalt, zu predigen das Wort Gottes" — und unbewußt halb, aber krampfhaft fest drückte seine rechte Hand ein kleines Buch, welches, in seiner Rocktasche verborgen, über seinem Herzen ruhte: die Bibel, welche damals ihm der Bischof gegeben. Leise murmelten seine Lippen: „Man wird mir meine Gemeinde nehmen; aber das Wort Gottes und die Gewalt, es zu predigen — nimmermehr!"

Dann erhob er sich und trat vor die Schranke, hinter welcher das

Synodalgericht wieder Platz genommen. Doctor Hewitt hatte nun jene Anwandlung von Verzagtheit glücklich überwunden. Während er sich geprüft und Umschau gehalten in seinem Innern, war er zu der Erkenntniß gekommen, daß ein Amt, welches ihm von Gott übertragen worden, von den Menschen ihm nicht genommen werden könne; daß er auch jetzt noch ein Kämpfer sei und ein Werk zu vollbringen habe. Diese Ueberzeugung stählte zugleich seine Kraft und verlieh ihm eine große Freudigkeit.

Das Resultat der Berathung war genau so, wie man es hätte voraussagen können. Die Synode verhängte über Doctor Hewitt, bisherigen Pfarrer in Childerley, die Amtsentsetzung. Sie decretirte ferner, daß die Kirche des genannten Dorfes nach den Grundsätzen des Presbyteriums conform zu machen, in der Gemeinde die bischöfliche Verfassung zu beseitigen und dafür die Synodalordnung mit ihren Laien-Aeltesten einzuführen, sowie endlich die erledigte Stelle durch einen Geistlichen zu besetzen sei, welcher bis zur Schlacht bei Naseby Caplan in der Armee gewesen, dann aber wegen Meinungsverschiedenheit mit den Independenten freiwillig ausgetreten war.

Der Doctor vernahm mit einer Seelenruhe, die nicht mehr erschüttert ward, dieses Urtheil. Als ein letzter Schmerz traf ihn der Gedanke an seine Gemeinde, die er so sehr geliebt, und die er nun zurücklassen mußte, gleichsam wie eine Herde ohne Hirten; schmerzlicher noch war es ihm, wenn er an den Knight dachte. Doch er nahm sich im Stillen vor, freiwillig von diesem nicht zu lassen, sein Leben und Schicksal vielmehr, so lange es ihm vergönnt sein möchte, mit demjenigen des ihm so werthen standhaften Royalisten zu vereinigen. Er sagte daher, als man ihn fragte, ob er noch etwas gegen das Urtheil einzuwenden habe: „Nein!" und wollte sich entfernen, als die Thür geöffnet und der Weg ihm versperrt wurde durch Zedekiah Pickerling, der in einem sonderbaren Zustand hereinkam.

Von seiner Stirn rieselte Blut. Seine geschmackvolle Toilette hatte bedeutend gelitten, seit dem Augenblick, wo er in Frank Herbert's Zimmer damit geprunkt. Das weiße Halstuch war so fest zusammengezogen, daß er darin zu ersticken schien, und sein Hut war jämmerlich zerklopft

„Luft! Luft!" schrie er, „sie werden mich erdrosseln!"

„Was soll dieses ungebührliche Benehmen?" rief der Präsident, welcher die Sitzung übrigens schon geschlossen hatte. Das Gericht war im Begriff, sich zu entfernen.

Erst nachdem er sein Halstuch ein wenig gelockert, kam der unglückliche Diener der Gerechtigkeit wieder einigermaßen zur Besinnung.

„Mylord", sprach er, „das ist die Weise, wie sie mit der Kirche verfahren! Seht hier die Fetzen Eures Verhaftsbefehles und hier das Blut an meiner Stirn!" Und er wischte sich mit einem Tuch von blauer Leinwand, welches er aus der Rocktasche zog, die aus einer breiten, über den Augen befindlichen Wunde herabsickernden Tropfen ab.

„Was giebts also?“ sagte der Präsident, indem er den übrigen Herren ein Zeichen gab, zu bleiben.

Zedekiah erzählte (mit weniger Weitläufigkeit, als gewöhnlich, denn ihn schmerzte seine Wunde) die Scene, die sich in des Obristen Zimmer zugetragen und deponirte dann die Ueberreste des von dem Synodal-Gericht ausgefertigten Verhaftsbefehles auf den Tisch des Hauses als corpus delicti.

Hierauf fuhr er fort: „Als ich nun in meiner gerechten Entrüstung über solche Gewaltthat über die Straße schritt, um mich sogleich hierher zu begeben und Klage zu erheben, da ward ich, auf der Schwelle schon, wieder abgerufen: es sei in einem Hofe von Trumpington-Street ein Courier aus London angekommen mit Briefschaften für Seine Herrlichkeit“, und dabei machte Zedekiah zunächst eine Verbeugung gegen den Vorsitzenden des Tribunals und griff dann in die Rocktasche, besagte Briefschaften herauszuziehen, ward aber durch seine Wunde veranlaßt, diese Bewegung aufzugeben und zunächst wieder sein Linnentuch zu benutzen. „Mit diesen Briefschaften in der Tasche machte ich mich nun alsbald wieder auf den Weg, als ich von ungefähr einem Soldaten begegne, den ich von früher her kannte.“

Mylord, unwillig über den Anblick, der sich ihm bot, hatte sich abgewandt; und diesem Umstand müssen wir es wol zuschreiben, daß er nicht sogleich nach den Briefschaften verlangte, welche vor Zedekiah's Taschentuch und sonstiger Betrübniß so zu sagen unsichtbar geworden, und deren der Bote vor den Dingen, die seine Person näher betrafen, schier vergessen zu haben schien. Denn so sind wir einmal — geistlich oder weltlich, Herren oder Knechte: man braucht uns nur zu verletzen, so lassen wir die Maske fallen und zeigen der erstaunten Welt, daß wir doch eigentlich unser Ich für den wahren Mittelpunkt derselben halten! Und nun gar erst Zedekiah Pickerling! — Zum Glück für ihn hatte der Präsident wirklich überhört, was sein Getreuer ihm zu bringen habe, und dieser konnte daher ungestört seine Geschichte weiter erzählen, an welcher ihm offenbar mehr gelegen war, als an allen Briefschaften und Courieren.

„Wie gesagt, ich kannte den Soldaten. Freilich trug er jetzt die Uniform eines Cornets, machte vielen Spectakel mit seinen langen Sporen und seinem furchtbaren Säbel auf den Steinen, that auch gar nicht, als ob er noch eine Erinnerung an ehemalige Zeiten hätte, wo er sich wie ein roher Lump, der er war, gegen mich betragen hat. Doch ich hab' es ihm verziehen, Mylord — ich hab' es ihm verziehen“ (und dabei wischte er sich zuerst das Blut ab und machte dann eine demüthige Verbeugung) — „Christen müssen einander ihre Fehltritte verzeihen! Und ich war ja damals der leidende Theil in dem Walde, wo er mit seinem Knüttel oder Stecken auf mich einhieb, während ich beinahe des Lebens verlustig ging unter dem Griff des gottlosen Küpers, eines Prahlhanses und Raufboldes, der jetzt Müller in Childerley ist. Doch ich verzieh's ihm, Mylord, und trug's ihm nicht nach. -- Mein Herr Cornet, sage ich, als er an mir vorbeistolziren will, Ihr kennt mich wol nicht mehr?

Aber ich erkenne Euch noch — ich habe ein herrliches Gedächtniß für dergleichen . . . na, aber laßt's gut sein! Damals wart Ihr ein böser Geselle und standet so zu sagen in des Teufels Diensten. Doch ich sehe, Ihr habt die Uniform gewechselt und seid ein besserer Mensch geworden. — Worauf er mich nach einigem Besinnen auch wieder erkennt. — Großer Gott! ruft er, was ein Mensch Alles ertragen kann. Der Eine, halb todt geschlagen, hebt sich wieder auf und wird ein gar ansehnlicher Mann vor dem Herrn; der Andere, dem schon der Strick um den Hals läg, geht in sich und trägt nun Epauletten. Ja, mein Freund, Sünder sind wir allzumal, aber die Gnade Gottes ist groß! — Hierauf führt er mich in ein Trinkhaus. Mylord, Ihr werdet mich nicht für so verworfen halten, mit diesem Kinde der Verderbniß die alte Bekanntschaft erneuert, noch viel weniger in seiner Gesellschaft ein solches Haus betreten zu haben, wenn ich nicht einen Zweck dabei gehabt hätte. Ich hatte einen Zweck. Ich wußte, daß er der Anführer jener kleinen Cohorte gewesen, welche die Gefangenen und unter diesen das Mädchen ins Lager transportirt hat — das Mädchen, auf welches wir fahnden. Ich glaubte nun, nach der schnöden Behandlung, welche mir von den Kriegshäuptern zu Theil geworden, aus diesem etwas mehr herauszubringen, was uns zu dem gewünschten Ziele verhelfen könnte. Ließ ihn daher trinken und prahlen, so viel er wollte, stieß mit ihm an und brachte ihn auf Dieses und Jenes. Bei der ersten Kanne, die er trank — Mylord, es war eine gewaltige Kanne von Zinn mit scharfen Ecken — that er sich groß mit seinen Thaten, die er im letzten Krieg vollführt, und brachte den Vers aus Hiob bei — den einzigen aus der Bibel, den er wußte, den Vers vom Streithengst, und wandte denselbigen auf sich an und rief: „Er spottet der Furcht und ist nicht erschreckt, noch wendet er dem Schwerte den Rücken. Wenn die Trompete fast klinget, sagt er ha! ha! und er riechet den Streit von ferne, den Donner der Captaine und das Jauchzen!“ Hierauf schlug er mit der Kanne (die er inzwischen geleert) von hoch herunter auf den Tisch, daß die Platte die Spuren davon bekam, und hieß dem Kellermeister mit wüstem Geschrei, sie wieder zu füllen, denn ihm sei lange nicht so wohl gewesen, und begann nun zu erzählen von früheren Kriegsfahrten in Deutschland unter Tilly, dem großen Schlächter der Protestanten, und schämte sich nicht, hinzuzusetzen, daß er alsdann, nach England zurückgekehrt, Handgeld genommen von den Königlichen, bis er gefangen, zum Strange verurtheilt und durch Cromwell begnadigt, sich vom Grunde des Herzens aus bekehrt habe. Dann ward er sehr melancholisch und verlangte nach einer dritten Kanne. Seine Thränen liefen ihn dabei an den Backen herunter, während er trank und mir sagte, daß er früher das Leben eines Taugenichtses geführt, der die Gnade nicht verdiene, die neuerdings ihm geworden; daß er ein Würfler und ein Tagedieb, ein Trinker, Flucher und Schauspieler, bald das Eine, bald das Andere, zuletzt Alles zusammen, daß er seinem ehrwürdigen Vater vielen Kummer gemacht und Schande gehäuft habe auf dessen graues Haupt —“

Immer aufmerksamer war der Alderman geworden, den wir vorhin unter den Richtern erblickt haben; immer gespannter lauschte er den Worten Zedekiah's, indem dieser fortfuhr:

„Nun glaubte ich ihn so weit zu haben, um mit meinem Vorhaben herausrücken zu dürfen. Langsam mit Ermahnungen und freundlichen Worten ging ich ihm näher, stellte ihm vor, wie eine gute That, aus dem rechten Ernst des reuigen Herzens vollbracht, Alles wieder gleich machen könne, und glaubte zuletzt den Augenblick gekommen, um ihm zu sagen, daß diese That, zu deren Werkzeug der Herr ihn erwählt, die Auslieferung der Verbrecherin sei, welche durch ihn heute Morgen in das Lager eingebracht worden. — Welche Verbrecherin? fragt er, und ich sehe die Ader auf der Stirne des Trunkenboldes schwellen und mir ahnt nichts Gutes. — Doch ich fasse mir noch einmal ein Herz und nenne den Namen. — Da hätte man den Rasenden sehen sollen! Schäumend vor Wuth, wie ein wildes Thier, springt er auf, faßt mich mit der linken Hand an der weißen Binde, so daß er mich fast erwürgt hätte, ergreift mit der rechten die Zinnkanne und haut die scharfe Kante so gewaltsam gegen meine Stirn, daß ich bewußtlos zusammensinke und erst wieder erwache, als er mich noch einmal mit dem Fuße getreten, dann triumphirend fortgeht und mich in meinem Blute liegen läßt."

Empört über diesen zwiefachen Frevel gegen ihre Gewalt und ihren Diener traten die Herren des geistlichen Tribunals noch einmal zusammen, um zu berathschlagen; aber mit Kummer im Antlitz und unsicherm Schritte näherte der Alderman sich dem Berichterstatter. „Wie war", sprach er traurig und ahnungsvoll, „der Name dieses Mannes, mit welchem Du in der Schenke handgemein geworden?"

Jetzt auch ging eine fürchterliche Gewißheit durch die Seele des gerechten Dieners der Synode, welcher für sein Leben gern Alles zurückgenommen hätte, was er ausgesagt. Er drückte sein linnenes Tüchlein fester gegen die Stirn, als ob er mit der Wunde jede Spur seiner Unbedachtsamkeit auslöschen wolle. Er machte ein außerordentlich dummes Gesicht zwischen Lachen und Weinen, und kam vor lauter Artigkeit und Verbeugungen nicht zu Worten, bis er zuletzt stotterte: der tapfere Herr Capitain, oder was sein militairischer Rang sonst sein möge, habe seinen Namen ihm zwar nicht genannt; allein er glaube annehmen zu dürfen, daß er vielleicht oder vielleicht auch nicht . . .

„Sage mir's nur!" rief mit beklommener Stimme der alte Covenanter; „denn ich lese die Wahrheit dennoch auf Deinem Gesichte..."

„Mein sehr würdiger Herr Alderman", sagte Zedekiah, „der brave Soldat, welchen ich das Unglück hatte, mißzuverstehen" (und dabei war sein Schweißtüchlein geschäftiger denn zuvor, die verrätherischen Tropfen zu unterdrücken) „war ein gar herrlicher Kriegsmann und in hohen Ehren bei Denen, so gerüstet sind zum Streit . . ."

„Sein Name!" drängte der Alderman; „ich will seinen Namen wissen!"

„Ich weiß nicht . . . ich kann mich irren . . . allein es will mich

fast bedünken, als ob dieses köstliche Gefäß vor dem Herrn, so gleichsam überschäumend von dem edelsten Moste der Jugend, Jürgen genannt sei, Jürgen Joyce!"

„Ich hab' es gewußt!" jammerte der Unglückliche. „Wehe mir! Es ist mein eigenes ungerathenes Kind!"

Und er bedeckte sein Gesicht mit den hageren Händen.

Die gestrengen Herren vom Gericht waren längst auf den Schmerz ihres Collegen aufmerksam geworden und begaben sich nun zu ihm, um ihn zu beruhigen.

Aber der gekränkte Vater wollte nichts davon hören. „Versucht es nicht, mich zu trösten! Wo es ein Unheil gab, seit seinen jungen Tagen, da ist er dabei gewesen! Ich habe ihn seit fünf Jahren nicht mehr gesehen, seit dem Tage, wo ich ihn unter den Schauspielern fand; und jetzt soll ich hören, daß er unter den Soldaten ist, wo ich doch lieber gewünscht hätte, daß er unter den Todten wäre! Und doch bin ich sein Vater! Ist er mein eigen Fleisch und Blut! Gott! Gott! Warum hast Du mir das gethan?"

Der Vorsitzende des Gerichts, ein großer Mann und ein Lord aus dem Hause der Peers, trat zu dem betrübten Schneidermeister und faßte seine Hand: „Vielleicht wendet sich doch noch Alles zum Besten", sagte er; „vernahmt Ihr nicht, daß er Thränen vergoß, indem er an Euch gedachte?"

„Er hat immer ein gutes Herz gehabt!" sagte der Alderman, mit dem Kopfe nickend.

„Ein goldenes Herz!" rief Zedekiah Pickerling in wahrem Enthusiasmus; „und dabei so weich! Es schmolz ordentlich vor Erbarmen und Liebe!"

„Der Leichtsinn war sein Fehler von Jugend auf", fuhr der bekümmerte Vater fort . . .

„Leichtsinn... ein Fehler, mit dem sich jede Tugend wol verträgt!" sagte Zedekiah mit einer Heftigkeit, als ob er für einen beleidigten Busenfreund einzutreten habe. „Hat er nicht einen feurigen Sinn, einen raschen Entschluß und eine starke Hand zum Guten?" (wobei die Blutstropfen ihm noch über das Gesicht flossen . . .)

„Ja, ja", sagte der Vater, der sich langsam aus seiner schweren Betäubung wieder emporrichtete, „manch' guter Trieb war in dem Knaben, doch die schlechte Gesellschaft hat ihn verdorben. Er ist ein Trinker geworden."

„Nun, nun, was trinkt er denn viel?" wandte Zedekiah mit bescheidenem Lächeln ein. „Haben nicht auch die heiligen Männer der Bibel getrunken und steht nicht geschrieben von Demjenigen, der den Philister erschlug: Und David ward lüstern und sprach, wer will mir zu trinken geben?"

„Es ist wahr", sagte der Alderman Joyce, „er ist noch jung; er könnte sich vielleicht noch bessern, wenn ich ihm zuredete! . ."

„Mein Freund", sagte der Lord-Präsident, „ich habe mein Vertrauen

gesetzt auf die wunderliche Gnade Gottes, daß er es so beschlossen, diesen verlorenen Sohn Euch wieder zurückzugeben. Freude wird herrschen im Himmel über die Rückkehr des Sünders und eine neue Herrlichkeit verliehen werden der Kirche, deren Schooß den Reumüthigen aufnehmen wird. Eine That wird geschehen, darüber die Heiden und Verstockten erschrecken und die Frommen des Herrn einen Jubel erheben werden. Er wird uns, seinen Oberen zum Trotz, die sündige Magd ausliefern, die jene zu schützen sich verbunden haben, und ein Beispiel geben, das von einigem Nutzen sein wird für Alle. Freuet Euch darum der Gelegenheit, die also zubereitet worden und haltet Euch gerüstet für morgen am Früheſten. In unserer Amtstracht und bekleidet mit den Zeichen unserer Würde wollen wir hinausziehen in das Lager und zurückfordern den Abtrünnigen, daß er aufgenommen werde mit den Armen der Verzeihung, und die sündige Magd, damit Gerechtigkeit an ihr vollzogen werde, Beides, zur größern Ehre Gottes!"

Doch nun mußte sich's leider so fügen, daß einer von den geistlichen Herren, welcher über Allem, was inzwischen verhandelt worden, die Londoner Briefe nicht vergessen hatte, den Lord aufmerksam machte, daß man die Auslieferung derselben noch zu erwarten habe.

Worauf dieser sich an Zedekiah Pickerling wandte.

„Ja wohl, ja wohl", sagte Zedekiah und griff eilfertig in die Tasche. Doch welch' ein Gesicht machte er, als er fühlte, daß das Paquet fort sei! Die Scham, überlistet worden zu sein, mischte sich mit dem Aerger, keinen Anderen, als sich selber dafür verantwortlich machen zu können; die Furcht, seiner Oberen Gunst zu verlieren, kam hinzu und seine Wunde brannte. Niemals war ein Mensch in einer kläglicheren Lage gewesen! In dem blinden Haß gegen einen alten Feind, und von dem Gedanken geleitet, denselben, wider dessen Willen und Wissen, zu dem Zwecke seiner eigenen Rache zu gebrauchen, hatte er seines Amtes, seiner Pflicht und seiner Briefschaften vergessen! Nun war die Strafe dafür auf seinen eigenen Kopf gekommen! Er hatte so vielen Anderen schon Gruben gegraben und war niemals hineingefallen! Er glaubte nicht an die Wahrheit des Sprüchwortes; und nun sollte doch etwas Wahres daran sein! Er konnte wühlen, so viel er wollte, die Briefe waren nicht mehr in der Brusttasche, in die er sie doch so vorsichtig versenkt hatte! „Der Schurke!" rief er, mit diesem Einen Wort das glänzende Gebäude wieder umstoßend, welches er eben noch mit so viel Mühe zum Lobe Jürgens aufgeführt. Kurz, er verwirrte sich immer mehr, und seine Dienstherren waren nicht in der Laune, ihm zu Hülfe zu kommen. Im Gegentheil, sie beklagten sich sehr bitter über diese Vernachlässigung seiner Pflichten; sie sagten, daß es eine grobe Verletzung derselben sei, mit amtlichen Depeschen in das Wirthshaus zu gehen, anstatt sie sogleich zu besorgen, und der Lord gerieth außer sich, indem er sagte, daß man bei diesem Stande der Dinge Nachrichten von der äußersten Wichtigkeit aus London erwarten dürfe, daß der Verlust derselben unersetzlich sei, daß man sich den Besitz derselben auf jede Weise wieder verschaffen müsse . . . daß

Zedekiah Pickerling aus seinem Dienst gejagt werden solle, wenn er die Documente nicht sogleich zur Stelle schaffe. Kurz, die Debatte ward immer leidenschaftlicher, immer heftiger; ein unparteiischer Beobachter hätte sagen können, daß sie beinahe zu einem Gezänk ausartete — Zedekiah Pickerling ging aus seiner Demuth zu hartnäckigem Trotz über und es war nicht abzusehen, in welcher Weise diese Scene noch enden würde, als mit einem Mal die Thür weit aufgethan ward und Frank Herbert in voller Uniform, mit wehendem Helmbusch und goldfunkelnder Schärpe hereintrat.

Nun ward es auf Einmal stumm.

„Mylord Präsident", sagte der Obrist, indem er zu dem Tisch herantrat, „durch einen meiner Cornets bin ich in den Besitz eines Schreibens gekommen, welches die Adresse des hochwürdigen Herrn trägt, an welchen das Wort zu richten ich die Ehre habe. Das Schreiben führt, das Siegel eines Mannes, welchem es gelungen ist, mit Hülfe der gewaltthätigen Fraction, an deren Spitze er steht, das Parlament zu terrorisiren. Der Absender dieses Schreibens ist Mylord Denzil Hollis, und ich vermuthe, daß der Inhalt des Schreibens ein hochverrätherischer sei . . ."

„Mylord Denzil Hollis ist ein Ehrenmann und ein gottesfürchtiger Mann . . ."

„Ich beabsichtige nicht, den Privatcharakter des Mannes in Frage zu stellen; aber er ist das Haupt der presbyterianischen Partei im Parlamente — jener Partei, welche . . ."

„Herr Obrist!" rief der Präsident — mäßigen Sie sich!"

„Ich danke Ihnen, Mylord Präsident, für die Warnung; aber ich bin mir nicht bewußt, daß Maß überschritten zu haben, indem ich Ihnen in das Gesicht sage, daß Lord Denzil eine Verschwörung formirt hat im Parlamente gegen die Sicherheit des Lord Generals . . ."

„Verschwörung nennt Ihr einen loyalen Act des Parlamentes?..."

„Verschwörung nenn' ich es, wenn — wie sicher verlautet und wie Ihr Alle sicherlich wißt — eine Partei sich constituirt, welche, um sich der Armee zu entledigen, um sie ihres Führers zu berauben, einen Verhaftsbefehl ersinnt gegen ein anderes Mitglied des Parlamentes — das Mitglied, welches an der Spitze der Arme steht!"

„Cromwell ist ein Verräther!" donnerte nun der Präsident; „er hat den Covenant gebrochen, den er feierlich beschworen —"

Mit eisiger Ruhe entgegnete Frank Herbert: „Es handelt sich nicht darum, sondern um diesen Brief."

Und dabei zog er das Schreiben aus der Tasche — dasselbe, welches Cornet Joyce dem Synodaldiener Zedekiah Pickerling abgenommen und seinem Obristen gebracht hatte.

„Gebt mir das Schreiben", rief der Präsident, „es gehört mir!"

„Kein Zweifel daran", versetzte Frank, mit demselben Ton, der immer kälter ward, jemehr sein Gegner sich erhitzte. „Doch ich vermuthe mit Bestimmtheit, daß Nachrichten darin enthalten sind, welche von dem

höchsten Interesse für die Armee sind. Ich hätte nun Euch und mir die Mühe wol ersparen können, indem ich das Schreiben selber eröffnet hätte, welches der Zufall in meine Hände gegeben. Denn der Zufall ist der beste Kamerad des Soldaten, und ein Thor, wer ihn nicht benutzt. Doch noch verächtlicher in meinen Augen der Mann, der heimlich und hinterlistig von einem Rechte Gebrauch macht. Und mein Recht ist es, den Inhalt dieses Schreibens zu erfahren. Doch ich kann mich nicht dazu verstehen, fremde Siegel zu brechen und in die Briefgeheimnisse Anderer mich einzustehlen. Denn ich bin ein Soldat und kein Polizeidiener; und als Soldat verlang' ich nun, daß Ihr den Brief in meiner Gegenwart öffnet und den Wortlaut verlesen laßt!"

„Nimmermehr!" riefen wie aus einem Munde alle Covenanters.

Frank Herbert wandte sich halb um und rief mit lauter Stimme: „Zehn Mann vortreten!" Und sogleich traten zehn Dragoner, geharnischt von Kopf bis Fuß, mit geschlossenem Visir, Hand am Säbel, herein, und durch die offene Flügelthür sah man nun, daß alle Zugänge des Saales mit Bewaffneten besetzt seien, und daß Flur und Treppe des Hauses bis hinaus auf die Straße von Piken, Helmspitzen und Bayonetten starrten.

„Ich erhebe Protest gegen eine solche Behandlung", sagte der Präsident.

„Und werdet Ihr der Gewalt weichen?" fragte der Obrist.

„Nicht ich!" war die Antwort; „ich lehne die Annahme des Schreibens unter solcher Bedingung ab."

„So wird der Secretair des Hauses sich gefälliger zeigen!" und sofort, auf sein Commando, umringten die zehn Dragoner mit gezogenen Säbeln den Unglücklichen, der nun mit zitternder Hand das Siegel löste, das Blatt öffnete und mit bebender Stimme las:

„Mylord und mein geliebter Bruder im Herrn!

„Das Unerhörte ist geschehen! Es war in unserem Comité beschlossen worden, daß er im Hause der Gemeinen, wenn er am nächsten Tage in das Haus käme, welches zu thun er selten versäumte, verhaftet und in den Tower gesandt werden sollte, da wir der Ansicht waren, daß, wenn seine Person einmal von der Armee getrennt worden wäre, man letztere leicht zu ihrer früheren Unterwürfigkeit und Laune zurückführen könne. Dieses Vorhaben, uns der Person Cromwell's zu bemächtigen, konnte nicht ausgeführt werden, da wir soeben die Nachricht erhalten, daß er außerhalb der Stadt gesehen worden sei, nur von einem Diener begleitet, zu Pferd und auf dem Wege zur Armee . . ."

Ein Strahl des Triumphes verklärte Frank Herbert's männlich schönes Gesicht. Aber mit dumpfer Stimme rief der Präsident „Wehe! Wehe!"

Dann folgte wieder Ruhe und der Secretair fuhr, auf Herbert's Geheiß, fort:

„Und nun, geliebter Bruder, thuet Euer Möglichstes, um der Person des Schuldigen habhaft zu werden, bevor er das Lager erreichen kann — bevor er diesen Boden betritt, aus dessen Berührung er gleichsam

seine ganze teuflische Kraft gewinnt. Lasset auf ihn fahnden! Setzet einen Preis auf seinen Kopf! Rufet unsere Brüder auf in den Gemeinden und lasset die Glocken Sturm läuten . . ."

„Genug", sagte Frank Herbert; „ich wünsche nichts weiter zu hören. Ich weiß nun, was zu wissen mir Noth ist. Ihr, Mylord Präsident, und Ihr Uebrigen, Gentlemen vom geistlichen und vom Laienstande, haftet mir mit Eurem Leib und Leben, mit Euren Köpfen für die Sicherheit des Lord Generals. Ich lasse hier im Haus ein Dutzend von meinen Leuten: Ihr seid meine Gefangenen!"

Und mit einer leichten Handbewegung nahm er Abschied von der bestürzten Körperschaft; auf einen Wink nahmen zwölf Bewaffnete Besitz von dem Zimmer, die Uebrigen entfernten sich und bald waren Flur und Treppen und Straße wieder stille, wie zuvor.

---

„Jetzt oder nimmer", sagte der Pfarrer, als sie herausgetreten waren, „ist der Augenblick gekommen, um zu handeln — der Augenblick, den ich im Stillen so lange herbeigesehnt und von dem ich gewünscht, ja — mit der Sicherheit der Ahnung vorausgesehen habe, daß er in die Zeit meiner Heimsuchung fallen und mir Kraft verleihen möge, dieselbe standhaft zu bestehen. Frank — Du weißt es, daß ich kein Heim mehr habe, daß man mir meine Kirche genommen hat . . ."

Und es war, als ob ein Schluchzen aus dem tiefsten Innern des schwer gedrückten Mannes sich losringen wolle. Doch die mächtige Brust hielt jedes äußere Zeichen des Schmerzes gefangen und die Lippen schlossen sich darüber.

„Ich weiß es", sagte Frank Herbert mit dem Ausdruck innigster Sympathie; „armer Freund! Doch ich glaubte, daß Du es leichter überwinden würdest, vorbereitet, wie Du warst."

„Ich hab' es überwunden", entgegnete der Pfarrer mit schmerzlichem Lächeln. „Hat es sich doch so gefügt, wie ich in mancher Stunde heimlichen Gebets erfleht. Was lange nur meine Vision gewesen, wird nun zur Wahrheit werden für die Welt. Auch Du, Frank Herbert, hast die Hand dazu geboten — und Du hast gehandelt wie ein Ehrenmann!"

„Glaubte mein Jugendfreund, daß ich jemals anders würde handeln können?" sagte Frank mit bescheidenem Erröthen.

„Nein; Du bist keiner unedlen Handlung fähig. Und siehe! — wie weit auch eine trübe stürmische Vergangenheit uns getrennt haben mag, jetzt geht unser Weg zusammen! Es ist ein schöner Weg — ein Weg, den wir früher so gern und in anderen Gedanken wandelten. Symbolisch wölben sich über uns die alten Bäume; die alten Mauern grüßen und tief unten durch die Gründe rauscht der schilfbewachsene Cam — Camus arundiferus" — die alte Melodie. Ist es nicht, als ob eine bessere Zukunft uns winke? Der Frieden weht um uns — der alte Heimatfrieden! . . ."

Die Freunde hatten den herrlichen Lindengang erreicht, den sogenann-

ten „College-Walk“, welcher auf der Rückseite der Collegien-Parks zwischen diesen und den hochumbuschten Gärten der Fellows dahinführt. Lieblicher Weg in der Abendkühle, wenn das Sonnengold die trauten Wipfel färbt und an den starken Aesten spielt, wenn ein klarer Herbstabendhimmel über den matt verglimmenden Höhen und Thürmen steht und das feierliche Nachtgeläut durch die blaue Abendkühle schallt. Schön aber auch jetzt, wo die dichtbelaubten Linden den Duft ihrer jungen Blätter über die beiden Freunde streuten und das Laub der schlanken Birken im Nachmittagswinde zitterte. Manch' ein prächtiger Durchblick öffnete sich unter dem grünen, fast schon sommerlichen Dunkel der Alleen; wie in einem feingeschnitzten Rahmen von Zweigen und Blätterwerk erschienen Einzelbilder normannischer und gothischer Architecturen — alterthümlich gewölbte Brücken von Stein mit Eckpfeilern, Dach und Fenstern — Thürbögen — Portal hinter Portal, Höfe, Hallen, Arkaden — und rauschend, webend und flüsternd um all' die steinerne Pracht das Grün und das Licht und der Athem der im Stillen schaffenden Natur.

Sie redeten wenig, die Freunde; sie fühlten sich einander nahe, doch wie vor einem langen Abschied. Durch ihre Seelen ging jenes Empfinden, den seltenen Momenten des Lebens eigenthümlich, wo man gleichsam von einer Höhe herab in die Zukunft schaut. Das Auge wird hellsehend. Alle Schleier scheinen zu sinken. Der Pfad, den man sich sonst mühsam und im Dunkeln sucht, Schritt vor Schritt, kaum die nächste Stelle beleuchtet, die folgende schon von Finsterniß verhüllt: offen und eben liegt er da; man sieht ihn vor sich ausgebreitet, deutlich und unfehlbar; sonnig glänzt er bis weit hinaus an's ferne Ziel, das man nicht mehr zu verfehlen meint — dann sinken die Nebel wieder herab und mit dem Stab dicht vor den Füßen tappen wir auf's Neue durch die Nacht, und die Freunde, welche Hand in Hand die Bestimmung zu erreichen hofften, begegnen einander vielleicht im tödtlichen Zusammenstoß — sie, die sich so zärtlich geliebt!

Ob der Pfarrer jetzt nicht, in dem Gefühl des Duldens, welches Kraft verleiht, die sonnige Seite — und Frank Herbert, im Gefühl des Sieges, welcher zuweilen nachdenklich stimmt, die trübe Seite jenes Pfades verfolgte? — Sie schwiegen, als sie den Platz erreicht, wo der duftige Baumgang in die Straßen der Stadt mündet.

In den Straßen war es nun inzwischen lebendig geworden; denn die Nachricht, daß Cromwell der Verfolgung seiner Feinde entgangen, hatte sich verbreitet. Das Volk drängte herbei, die Soldaten in ihren stählernen Panzern standen vor den Häusern. Auf ihren starren steinernen Gesichtern war ein Glanz der Freude, wie Sonnenschein, der über Felsen gleitet. Ihr General war ihnen wiedergegeben! Soeben war ein Berittener durchgekommen, der die Kunde nach dem Lager trug, daß Oliver Cromwell vor wenigen Stunden in seinem Hause zu Ely eingetroffen sei. Die Eisenseiten hielten Wache und um ihn versammelt hätten sich schon die Großen der Armee, General-Major und Obristen, sein Schwager Desborough, sein Schwiegersohn Ireton.

„So ist meine Stunde gekommen“, sagte der Pfarrer.

„Was willst Du thun?“ fragte Frank Herbert.

„Nach Ely reiten und Oliver Cromwell sprechen. Eine Stimme meines Innern sagt mir, daß dies die Zeit ist für Königthum und Kirche, ein Bündniß mit der Armee zu schließen.“

„Ich warne Dich vor solchem Bündniß“, sagte Frank ernst und dringend; „es kann nicht ehrlich gemeint sein! Laß ab, John! Du weißt nicht, was Du thust! Du würdest, was Du zu retten suchst, dem furchtbarsten Untergange weihen!“

„Der Soldat spricht aus Dir!“

„Aus mir spricht die Armee! Und selbst wenn Cromwell wollte — glaube mir, er könnte nicht!“

„Frank“, sagte der Pfarrer, „vorhin, als Du in jenen Gerichtssaal voll drückender Schwüle tratest, in die Mitte jener Halbheiten, Lügen, Widersprüche: da hing an Dir mein Auge mit freudigem Entzücken. Als ein Bote des Lichtes erschienst Du mir, ritterlich, edel und ausgerüstet mit jeder guten Kraft. Es wehte mich an wie Lebensluft, als Du kamst und was Du thatest, sprachest, war von der Wahrheit selber eingeflößt. Einen Augenblick hatte ich gezittert vor der Möglichkeit, daß Du Etwas thun möchtest, was Deiner unwürdig wäre. Welcher große Staatsmann, welcher Minister, berühmt in der Geschichte, würde sich besonnen haben, den Brief zu erbrechen und das Siegel zu nehmen von dem Geheimniß seiner Feinde? Nicht so Du! Du kamst, wie ein Ehrenmann, mit dem geschlossenen Brief in der einen Hand, aber — bedenke das, Frank! — mit dem Degen in der anderen. Du hast das, was die Welt Ehre nennt und Anstand, treulich befolgt, aber — Frank, wenn ich Dich auf Dein Gewissen frage —: wo liegt der Unterschied? Ist denn die Gewalt und der Zwang so viel sittlicher, als die List?“

„Mir ist die Macht, die wir mit unserem Blut errungen haben, etwas Heiliges. Sie ist wie jede andere Waffe, deren indifferentes Metall durch den Träger allein geadelt wird. Ein verbrecherisches Werkzeug in den Händen des Tyrannen, welcher sie mißbraucht, um die Geister zu knechten und Krieg zu führen gegen den Gedanken: wird sie zum flammenden Schwert, umleuchtet von tausend Glorien, sobald sie dem Dienste der Freiheit sich widmet. Wenn es ein absolutes Recht auf die Macht gäbe, wenn sie gleichsam eine Quelle wäre, die, möchte sie noch so getrübt sein, nicht aufhörte von Ewigkeit zu Ewigkeit für gewisse voraus begnadete Individuen zu strömen, dann freilich würde gegen Deine Betrachtungen Nichts einzuwenden sein, und der Strauchdieb, der Straßenräuber dürften sich künftig ebenso gut auf Deine Autorität berufen. An sich ist die Macht weder etwas Sittliches noch etwas Unsittliches; aber wir — wir haben den Beruf, ihr einen sittlichen Charakter zu geben, indem wir den rohen Körper der Gewalt mit einer Idee beseelen! Vor dieser Idee, nicht vor der Macht, wird dann die Welt sich beugen und Denjenigen, der sie ihr gegeben, als ihren Wohlthäter begrüßen!“

Frank hatte gereizt gesprochen und Etwas war in der Seele des

Doctors, was ihm, wie wol bei früheren Gelegenheiten, das Einlenken erschwerte. Dieser herbe Widerstand des Freundes, da, wo es sich um die Verwirklichung seines Lieblingsplanes handelte, wuchs ihm bedrohlich entgegen. Er fing an einzusehen, daß er — was er sich bisher nicht hatte gestehen mögen — entweder ohne den Beistand des Freundes, oder vielleicht gegen ihn handeln müsse!

Doch Frank ergriff, treuherzig wie sonst, seine Hand. „Es ist nicht meine Schuld gewesen, John", sprach er, „wenn ich Dir bittere Wahrheiten gesagt. Doch ich mußte mich gegen einen Vorwurf vertheidigen. Eben weil ich nicht weniger hoch von der Macht der Sittlichkeit, als von der Sittlichkeit der Macht denke, will ich, daß sie ihr Gesicht offen zeige. Frei laß mich meine Gesinnung tragen, wie meine Feldbinde; denn nur Einem Herrn gehorchen mein Arm und mein Degen: der Ueberzeugung!"

Sie hatten nun die Herberge, fast am Ende der Stadt, erreicht, in welcher des Pfarrers Pferd stand. Der Nachmittag war schon weit vorgerückt, als die beiden Freunde von einander schieden. Frank blickte dem Pfarrer lange nach, wie er, unter dem sanften Sonnenlicht, zwischen den Hecken dahinritt. Ihm war, als ob ein Traum der Jugend ihn verlasse, da er den treuen Genossen seiner Schuljahre fern hinter dem Grün verschwinden sah. Das Bild Olivia's erschien vor den Augen des wackeren Soldaten. Ein Seufzer entstieg seiner Brust. Dann, indem er sich abwandte, frug er sich leis:

„Ob John es weiß, daß Elisabeth Cromwell seit Monaten schon die Gemahlin Clappole's ist?"

## IX. Cromwell's Haus in Ely.

Der Mond stand hoch, als Doctor Hewitt durch die kleine Straße ritt, die zu dem Hügel von Ely hinaufführt.

Schon lange vorher, am Nachmittag und gegen Abend, hatte von seinem Weg aus, er auf der Höhe der Landschaft, in Osten, einen weißen Bau gesehn, der sich mit seinen scharfen Profilen auf dem dunklen Himmel abzeichnete. Dann hatte das Abendlicht ihn beleuchtet und lange schien er dem Reisenden, dessen Blick sehnsüchtig an ihm hing, wie ein Bild aus so zarten, goldenen Farben gemalt, daß er mit Bedauern die Dämmerung kommen sah, die diese Herrlichkeit ihm nahm. Doch nur für kurze Zeit verschwand es im Grau der Nacht. Denn kaum hatte der erste Mondenstrahl die Stelle berührt, so stand es, in silberner Pracht, größer, höher, deutlicher vor ihm, denn bisher, mit seinen massiven Thürmen und schlanken Fenstern, mit seinen Zinnenwerk und Pfeilerschmuck: der Dom von Ely.

Uralte Bäume neigten ihre Häupter sanft im Winde der Frühlingsnacht und die Contouren der webenden und wehenden Laubmasse warfen dunkle Schatten auf die Helligkeit des Bodens. Geweihtes Erdreich war ringsum. Der Doctor stieg ab und führte sein Pferd am Zügel,

als sie die Bäume des Hügels erreicht hatten. Jede Fußbreite dieser Schollen hat seine Geschichte und der Doctor kannte sie gut. Ein heiliger Schauer ergriff ihn in dieser Einsamkeit und Stille. Seit einem Jahrtausend waren hier fromme Männer gewandelt; Aebte, Bischöfe, Mönche, Fürsten und Fürstinnen der grauen Vorzeit hatten hier gekniet. Ein Kloster hatte hier gestanden, lange noch vor dem Dom. Die alten Klostergebäude waren noch da, die Kreuzgänge, das Refectorium, altsächsisches Mauerwerk. Seit den Tagen Heinrich's VIII., der die Klöster aufgehoben, hatte dann die neue Geistlichkeit, der anglikanische Bischof, die Dechanten, die Chorherren darin gewohnt. Ueber ein Jahrhundert war seitdem verflossen; die Ländereien und Grundstücke des katholischen Clerus waren in den Besitz der Hochkirche von England übergegangen. Der Dom war dem reformirten Culte geweiht worden, im Genuß dieser Pfründen blühte die „königliche Gerechtsame und Freiheit der Bischöfe von Ely“ fast souverain und in den ehemaligen Mönchssitzen, die wie Festungen und Bollwerke den Dom umgaben, residirte der Dechant und das Capitel.

Jetzt war der Doctor an einem mächtigen Thorbogen angelangt: das alte Klosterthor, noch heute Porta Eliensis, oder Ely Porta genannt. Durch eine mächtige Wölbung sah der Wanderer auf einen offenen grünen Hügelgrund hinaus, über dessen Wellen das Mondlicht träumte. Ruhig und feierlich stand der Himmel darüber und die frische Luft, die daher wehte, trug den Geruch der Blumen und des Rasens zu ihm. Leise rauschten die Bäume und leise bewegte sich ihr Schatten auf der mondlichten Fläche. Dunkel zu beiden Seiten ragten die gothischen Mauern in die Luft. Dunkel bis auf den Mondenstrahl, der sich dahin verirrt, waren die Fenster mit den steinernen Kreuzbögen; dunkel die Thüren und verschlossen. Niemand mehr war in diesen schweigsamen Räumen, in welchen einstmals, in Nächten gleich dieser, fleißige Klosterbrüder über zierlich beschriebenen Pergamenten gewacht, und später, nachdem dieser Theil des Gebäudes in eine lateinische Schule verwandelt worden, die weiten Corridore von munteren Knabenstimmen widergehallt hatten.

Der Dom von Ely, welcher von dem erhöhten Punkte herab, auf welchem er steht, die ganze Landschaft auf Meilen beherrscht, wird, wenn man ihm näher gekommen, von den Gebäuden, die wir geschildert, fast ganz verdeckt Denn die alten Münster waren nicht gebaut worden, wie man jetzt die Kirchen baut, um allein zu stehn, sondern sie bildeten stets nur den Theil eines Ganzen, einer Stiftung, meistens eines Klosters; und Thorwege, Kreuzgänge, bischöfliche Paläste, Präbenden-Häuser, Häuser zur Aufnahme von Kranken oder obdachlosen Wanderern umgaben sie. Diese Gebäude waren (und sind zum Theile noch) in Ely von solcher Ausdehnung, mittelalterlichen Pracht und architektonischen Schönheit, daß sie gleichsam einen Uebergang bildeten von der Wohnung der Menschen zu der Wohnung Gottes, die sich majestätisch aus ihrer Mitte hebt.

Aber stumm und öde war es überall und dem Wanderer winkte kein gastliches Willkommen, wo früher er es oft gefunden. In den Höfen regte sich keine Spur des Lebens; auf den Heerden loderten keine Flammen mehr und die Schornsteine ragten kalt und finster in die blaue Nachtluft. Denn Alle waren gegangen.

Zur Linken erhob sich der bischöfliche Palast. Noch glänzte dort über den Bogenfenstern der Galerie das bischöfliche Wappen hell im Mondenschein: drei Herzogskronen, roth auf goldenem Schilde, das alte Wappen der Könige von Ost-Anglia, das sie vormals, voll Pietät, der von ihnen sehr bevorzugten Diöcese verliehen hatten.

Hier jedoch, wo der Doctor zum erstenmal wieder den Dom in seiner vollen Größe vor sich sah, vernahm er auch die ersten Zeichen menschlicher Nähe. Mit einem dumpfen Gemurmel sehr vieler Stimmen mischte sich das unruhige Getrappel von Rossen und das Rasseln von eisernen Ketten.

Der Pfarrer band sein Pferd an den messingenen Ring einer Nebenpforte des Palastes. Oft hatte er diesen Ring bewegt, wenn er damit gegen die Thüre von Eichenholz klopfend, um Einlaß bat. Oft war er ein Gast in diesem bischöflichen Hause gewesen; der letzte Bewohner desselben, der Right Reverend Doctor Matthew Wren hatte den frommen Geistlichen immer herzlich geliebt. Doch auch das war vorüber. Der Bischof war nicht mehr in seinem Hause.

Traurig sah Doctor Hewitt nach der Kathedrale hinüber, die jetzt dicht vor ihm in ihrer wunderbaren Hoheit stand. Der Mond, der von Osten darüber hinschien, hatte diesem Bau, der zu den edelsten Schöpfungen der mittelalterlichen Kunst gehört, sein volles Licht gegeben. Breit und ungehindert strömte die silberne Helligkeit schräg über das Portal und den hohen Glockenthurm, während die Spitzen der entfernteren Thürme, die Zacken und Zinnen des gewaltigen Mittelbaues in der Luft zu glimmen schienen. Ein Theil der hohen Fenster mit ihren zierlichen Einfassungen war klar zu sehen wie am Tage; ein anderer Theil war von den blauen Mondesschatten bedeckt. Die Nischen, hier von blendendem Glanz erfüllt und dort von tiefer Dunkelheit, wechselten; in dem unsicheren Schein, der sie bestrahlte, schienen die Zierrathen an den Ecken und Wölbungen Athem und Seele, das zartumränderte Blätterwerk Bewegung zu haben und wiewol von Stein, in Wind und Mondenlicht zu flüstern; in unbeschreiblicher Schönheit gliederte sich Stockwerk über Stockwerk, und während die kunstvollen Einzelheiten ein reiches Leben entwickelten, lagerte doch über dem Ganzen die hehre Pracht und Ruhe der Unbeweglichkeit.

Doch nicht lange sollte der Doctor sich seinen Betrachtungen hingeben, so rief ihm eine rauhe Stimme zu. Vor dem Dome war ein militairischer Wachtposten aufgestellt Der Doctor trat, dem Anruf folgend, näher, um Auskunft über seine Person und den Zweck seiner Reise zu geben. Denn er war jetzt, ohne daß er es bemerkte, in den Bezirk der Armee getreten, wo das Kriegsrecht galt. Der Soldat

machte Schwierigkeiten. Er sagte, daß er seinen Namen nicht kenne und nicht wisse, ob er ihn passiren lassen dürfe.

„Aber ich kenne ihn“, ließ sich ein anderer Soldat vernehmen, der aus einer im Schlosse lagernden Gruppe hervorkam; „ich weiß, daß er ein Freund meines Obristen, des ehrenwerthen Herrn Frank Herbert ist, und ich bin überzeugt, daß es nichts Schlimmes sein kann, das ihn hierhergeführt.“ Mit diesen Worten trat der Soldat einige Schritte vor und das Mondlicht schimmerte nun in dem eisernen Küraß, den er trug, und in dem kupfernen Gürtel, an dem sein Schwert hing. „Ihr seid der Pfarrer von Childerley“, fuhr er fort, indem er ihm die rauhe Soldatenhand bot, „ein Doctor und gelehrter Herr, gottesfürchtig, wie ich habe sagen hören, wenn auch in anderer Weise, als ich gut heißen kann; dennoch möchte ich nicht, ich, eines Pächters Sohn und zerknirscht von meiner und der Welt Sünden, daß Euch eine schlechte Begegnung hier zu Theil würde. Kommt, ich will Euch zu dem Capitain führen, der hier commandirt.“

Das Mondlicht fiel nun voll auf das bleiche Gesicht des Sprechenden, welches in dem schwarzen Rahmen seiner Sturmhaube noch geisterhafter erschien.

„Ihr wisset nichts von mir“, begann er auf's Neue, da er das Erstaunen des Doctors bemerkte; „wie solltet Ihr auch! Doch ich sah Euch damals vor der Kirche in Childerley — Euer Thun war gerecht und Euer Wandel voll Verzeihung und Milde gegen Eure Feinde. Da sah ich auch, wie mein Obrist Euch freudig begrüßte; und wer bei meinem Obristen wolgelitten ist, der verdient es, und wenn Ihr gleich ein Diener seid jener Kirche, welche die Heiligen verwerfen, wie sie verworfen ist vor Gott: so habe ich doch ein gewisses Zutrauen, daß Ihr noch gerettet werden möget vor dem großen Tage des Gerichtes, der schon zu dämmern beginnt. Denn seht, so steht es geschrieben im Propheten Daniel“ — und im Sprechen nahm er die kleine Bibel, die er stets bei sich trug, und die vielfältig für alle Gelegenheiten, mit Zeichen versehen war, aus seiner Patrontasche, öffnete sie und las: „Und ich hörete zwischen Ulai eines Menschen Stimme, die rief und sprach: Gabriel, lege diesem das Gesicht aus, daß er es verstehe.“

Mittlerweile hatten sich alle Soldaten, die hier auf Posten lagen, erhoben und bildeten eine andächtige Gruppe um den Redenden, dessen Helm und Bibel im Mondenschein leuchteten.

Dieser Anblick rief dem Doctor den Nachmittag vor der Kirche von Childerley wieder in's Gedächtniß und er erinnerte sich nun auch des Millenariers, der dort schon durch seine mystischen Auslegungen der heiligen Schrift einen so großen Eindruck auf seine Kriegskameraden gemacht hatte.

„Guter Mann“, sagte er, „ich darf Euch nicht täuschen. Damals war ich der Pfarrer von Childerley; doch ich bin es nicht mehr. Man hat mich, seit diesem Morgen, meines Amtes entsetzt.“

„Wünschet Euch Glück dazu“, sagte der Mann der fünften Monar-

chie — derselbe den einst in Childerley Frank Herbert mit dem Namen Lochyer angeredet hatte — und sein Gesicht begann unter dem Mondenlicht seltsam zu glühen, seine Wangen rötheten sich, der Ausdruck der Verzückung kam über ihn. „Wünschet Euch Glück dazu! Die Strafgerichte nehmen ihren Anfang. Der Tag naht, da das Gericht gehalten wird. Ich habe seine Zeichen schon gesehn! O meine Brüder, wir Alle haben sie gesehn. Nur noch eine kurze Zeit und das heilige Jahr ist gekommen. Denn so steht geschrieben in unseren Propheten; „Und ich hörete zu dem in leinenen Kleidern, der oben am Wasser stand; und er hob seine rechte und linke Hand auf gen Himmel und schwur bei Dem, so ewiglich lebet, daß es eine Zeit und etliche Zeiten und eine halbe Zeit währen soll; und wenn die Zerstreuung des heiligen Volkes ein Ende hat, soll solches Alles geschehen." Dies aber ist der Tag — ein gesegneter Tag! wo wir zum erstenmal die Zerstreuten des Herrn von Angesicht zu Angesicht gesehen haben. Heute früh sind sie zu uns in's Lager gekommen: heilige Männer, die Brüder der Apostel; gottergebene Frauen, die Schwestern von Deborah, Ruth und Maria; Kinder, auf denen der Geist der Zukunft ruht. Verstoßen für ihre Sünden, haben sie in langer Verbannung, in Elend und Kümmerniß Buße gethan, bis der Herr sie wieder aufgenommen in seiner Gnade. Mich aber lasset den Augenblick preisen, wo wir der Heimatlosen, die bald wieder eine Stätte haben werden im Heiligthum des Höchsten, zuerst ansichtig geworden. Jubelt mit mir! Die Juden haben den Boden von England wieder betreten und die Verheißung ist erfüllt!"

Eine Weile schwieg Lochyer, denn er schien erschöpft von den Anstrengungen seines Geistes, denen der schwache Körper nicht gewachsen war; doch das Feuer der Begeisterung, das an ihm zehrte, hieß ihn reden und er fuhr fort:

„Ein Mädchen war unter ihnen, schön wie ein Engel, den himmlischen Heerschaaren entsandt, um uns zu führen zur Herrlichkeit des gelobten Landes, gleich Mirjam, da sie die Pauke nahm und dem Herrn ein Lied sang. Und ferner war ein Mann da, dessen Augen erleuchtet von den Gesichten Gottes; ein Jüngling noch, doch auserlesen zu wunderbaren Thaten. Sein Mund war voll von lieblichen Aussprüchen des Propheten und sein finsteres Antlitz ward hell, als er vernahm, daß wir ihm eine Antwort gaben in derselben Sprache. Nun hub er an zu verkünden die Ankunft des Messias, wenn der Gott Israels sein Volk zu sich versammelt; und er erzählte, daß er auf der Fahrt gewesen nach fernen Welttheilen, um dort seinen in der Wildniß lebenden Brüdern das Wort zu bringen und weinte laut, daß er nun ein Gefangener sei. Doch da trat ich hin zu ihm und ergriff seine Hand und gab ihm Trost und wir küßten uns inniglich. Als das die Uebrigen sahen, denen der rechte Glauben noch fehlt, da ließen sie ab von ihrem Spott, mit dem sie die Wanderer, die durch Gottes Führung zu uns gekommen, anfänglich überhäuften. Ich sagte: das ist das Volk des Herrn! und nun kamen alle meine Kameraden, grüßten sie und bezeugten ihnen ihre

Ehrfurcht; und mein Freund sagte: Lasset uns fröhlich sein, sie haben uns das Leben nehmen und gar schimpflich mit uns verfahren wollen. Doch ihre Absicht ward vereitelt und man bereitet uns, gleich willkommenen Gästen, Ehren zum Empfange. Als nun von der Obrigkeit aus Cambridge ein Befehl eintraf, daß wir die schöne Jüdin ausliefern sollten, die mit den Uebrigen gekommen, da weigerten wir uns dessen. Sie sind uns als ein Pfand der göttlichen Gnade gegeben worden, sagten wir; wir werden sie hüten, gleich unserm Augapfel. Aber unsere Seele war dennoch verzagt; denn über uns hing der Bann des Parlamentes, jener Gottlosen, die sich einst, wie die zehn Stämme, von dem wahren Heiligthum abgewendet. Wir zitterten für unsern General. Doch nicht lange, so sollte auch darin die Hand Gottes sichtbar werden. Als die Sonne im Mittag stand langte ein Berittener an mit der Nachricht, daß die Presbyterianer in Cambridge verhaftet und Cromwell sicher in seinem Hause sei! Zwei solche Zeichen der Gnade an einem Tage: das Leben des Generals, die Ankunft der Pilger! Da fielen wir nieder und beteten und feierten einen Festag und Isaac, der Jude von Castro-Tartas rief: Das Reich, Gewalt und Macht unter dem ganzen Himmel wird dem heiligen Volke des Höchsten gegeben werden, deß Reich ewig ist und alle Gewalt wird ihm dienen und gehorchen! — Hierauf bekam unsere Compagnie Ordre, hierher nach Ely zu marschiren, um unserm General das Ehrengeleit in's Lager zu geben; auch aus andern Theilen des Lagers, das sich weit über die Ebene bis nach der Haide von Triploe ausdehnt, sind Detachements eingetroffen, zu Pferd und zu Fuß — er ist wieder heimgekehrt zu den Seinen und die ganze Gegend starrt von den Waffen der Heiligen. Als ich ihm das Wunder mittheilte, das geschehen ist mit den Juden, da sagte er, daß er unser Verhalten billige und daß viele Stellen in der Schrift nicht anders gedeutet werden könnten. Nun höret noch dieses Wort eines ihrer Weisen, welches ich dort von ihnen im Lager vernommen, und welches also lautet: Die Geborenen sind bestimmt zu sterben und die Todten wieder aufzuleben und die Lebenden gerichtet zu werden. Damit man erkenne, damit kund werde und damit man wisse, daß Er ist Gott, Er, der Bildner, Er, der Schöpfer, Er, der Alles erkennt, Er, der Richter, Er, der Zeuge, Er, der Kläger, Er, der richten wird, gelobt sei Er, vor dem es kein Unrecht giebt und kein Vergessen und kein Ansehen der Person. — Und nun, ehrwürdiger Herr, kommt, daß ich Euch zu dem Capitain führe."

Lockyer ging dem Doctor durch das Portal in den Dom voran. Des Doctors Seele war sehr bewegt von Dem, was er gehört hatte. „Das sind die Stimmen der Armee!" sagte er zu sich selber; „gleich dumpfer Meeresbrandung schlagen sie an mein Ohr. Wie wird es möglich sein, zwischen dem religiösen Fanatismus der Einen und dem politischen Fanatismus der Andern hindurch dieses unglückliche Schiff zu steuern, welches der Staat von England heißt!"

Doch von diesen weltlichen Dingen zog ihn bald der Anblick der Kathedrale ab und eine tiefe Wehmuth füllte sein Gemüth.

Noch stand der majestätische Bau fest auf seinen Fundamenten und unerschüttert in der Höhe waren die Rippen aus Stein, die das Gewölbe des Domes trugen. Noch stiegen, ein kühnes Bild frommer Sehnsucht, die normannischen Bögen, die sich auf mächtige Colonaden und Säulen stützten; reichbekränzt mit Friesen von Laub und Kleeblättern standen die Tragbalken leicht und freudig unter der Last, die auf ihnen ruhte, hoben sich die Pilaster und Bündel von schlanken Schäften, und vorspringend aus den zahllosen Ecken die Nischen und Baldachine voll hoher Pracht. Die ganze Fülle der englischen Gothik, vom Rundbogen bis zur höchsten, feinsten Vollendung des Spitzbogens, war vor dem Eintretenden, und der Mond, der durch die steinernen Gitter der hohen Fenster im Chore fiel, erfüllte den ungeheuren Raum der Kathedrale, die Schiffe, das Octagon und die Transepten, die unaussprechliche Erhabenheit des Ganzen, mit einer ahnungsvollen Dämmerung. Doch die Glasgemälde, die einst in den Fenstern geglänzt, waren zerstört. Die Splitter lagen am Boden. Die kunstvoll eingelegten Platten aus farbigem Marmor, mit denen dieser einst bedeckt gewesen, waren aufgerissen. Die schöne Täfelung der Decke, das Gold und Blau, mit dem sie vormals bekleidet, hatte der Rauch geschwärzt. Gebrochen standen die alten Heiligen und Könige auf ihren Postamenten von Purbeck-Stein, den Erzvätern hatte man die Köpfe abgehauen, den Aposteln Arme und Beine, die Propheten in den Staub geworfen; die Seraphim und Cherubim, die „dextra Domini" und die Tauben mit Geld übermalt und den Herrn selber, der über dem Altar in einer Glorie geschwebt, mit einer Tünche von Kalk beworfen. Ruhig fluthete das Licht des Mondes über das Werk der Zerstörung hin; der hohe Chor, die massiven Säulen, die zierlichen Pilaster warfen ihre Schatten, aber über entweihte Gräber; und während alle „götzendienerischen" Zeichen und Inschriften verwischt worden, hatte man nur noch das Wappen Heinrich's VIII. über einer Thür des südlichen Chorflügels stehen lassen und von Engeln getragen, im Mondenlicht funkelnd, las man in Goldschrift die stolze Legende: „Gracia dei sum quod id sum. A. D. 1534." Von Gottes Gnaden bin ich Das, was ich bin . . .

So sollte der Geistliche die Kathedrale wieder sehen, die heute morgen noch so glänzend in seinen Träumen gestanden. Cromwell hatte schon im Jahre 1644, auf seine eigene Autorität hin angeordnet, daß der bischöfliche Gottesdienst in der Kathedrale von Ely aufhören solle; und zwei Jahre später hatte das Parlament eine Ordonnanz erlassen, kraft deren alle bischöflichen Ländereien verkauft wurden. Das wußte der Doctor wohl; allein schmerzlicher als Beides schnitt ihm durch's Herz diese Verstümmlung der Wohnung Gottes — dieser Act der Barbarei, an welcher Cromwell und seine Eisenseiten keine Schuld hatten. Der Bildersturm in den englischen Kathedralen und Kirchen ging von den Presbyterianern aus und er hörte plötzlich auf mit dem Augenblick, wo Cromwell zu Gewalt und Einfluß gelangte. Doch wer zählt und beschreibt die Verwüstungen der drei Jahre, während welcher der Hammer

thätig war in den Händ.n jener herzlosen Partei — Verwüstungen, selbst in der Kathedrale von Ely, die doch einigermaßen unter dem Schutze der aufsteigenden Macht Cromwell's stand, so massenhaft, daß noch heute, nach zwei Jahrhunderten, eine fast ununterbrochen fortgesetzte Restauration und Arbeit noch lange nicht ihre letzten Spuren vertilgt hat. Noch sieht man in der Lady Chapel, auf der Nordseite der Kathedrale, parallel mit dem Chor, die weißen Wände mit hier und da noch einem Fleck der alten Malerei; die kahlen Fenster, mit irgend einem bunten Glassplitter, der in einer von den Ecken zufällig verschont geblieben; die hunderte von Figuren, denen Nasen oder Köpfe fehlen, verstümmelt, verschändet und zuweilen auf der Höhe von Säulen, zu denen hinaufzugelangen fast eine Unmöglichkeit scheint. Wer die Empfindungen des modernen und im Ganzen doch unbetheiligten Besuchers vor solchen Barbareien ermißt, der wird sich sagen können, was Doctor Hewitt fühlte! Mancher, der damals lebte und litt, gleich ihm, liegt nun begraben in dem Schatten dieser Kathedrale. Wer kann ohne inniges Rühren den Grabstein jenes Bischofs Benjamin Lane betrachten, welcher im Jahre 1674, seines Alters 84, starb, und von welchem sein Epitaph mit einem schönen Anklang an die classische Muse sagt: „Hunc monarchiae et hierarchiae ruinae feriebant impavidum"; oder jenes andern im Jahre 1684 verstorbenen Bischofs Peter Gunning, welcher „Eclesiam Anglicanam inter schismaticorum furias, coram ipso Cromwellio concionibus, disputationibus publice asseruit . . ."

Ein duftiger Herbstmorgen war es und die Kathedrale strahlte wieder in ihrer feierlichen Tracht von Marmor und Gold, durch die bunten, glühenden Fenster floß der sanfte Sonnenschein, als wir uns über jene Prälatengräber beugten, um ihre halb schon verwischten Inschriften zu lesen.

Die Stelle, bestimmt den Staub dieser tapfern und gottesfürchtigen Greise später zu bergen, war damals noch leer; doch es gab dem Doctor neue Kraft, diesen Boden zu betreten. Jerusalem zerstört, Jerusalem entweiht, Jerusalem in den Händen der Ungläubigen, bleibt für die gläubige Menschheit doch immer Jerusalem!

Der ehrliche Soldat, Fanatiker wie er war, bemerkte doch wol den Schmerz des Mannes, den er führte.

„Grämet Euch nicht darum", sagte er; „was liegt an einem Heiligthum aus Stein und Erz? Hat der Herr nicht gesagt; die ganze Welt ist mein Heiligthum und Jeder von Euch soll mein Priester sein! Jedes Wort davon, das der Herr gesprochen, wird bald in Erfüllung gehen. Lasset es also geschehen. Seht, wir thun Nichts um Eure Betrübniß zu vermehren. Warum sollen wir demüthigen, was schon gedemüthigt ist? Ich wollte lieber meinem Bruder wehe thun, als einem Fremden; lieber einem Gottgefälligen, als Einem, den Gottes Zorn ohnehin schon getroffen. Wir machen nicht Krippen aus Euren Chorstühlen, noch Pferdedecken aus Euren Altargewändern. Wir zechen nicht von Euren Communiontafeln und verkaufen die Pfeifen Eurer Orgeln nicht für

Tabak. Wir wollen lieber die Nacht im Freien schlafen, als Euch wehe thun, denen schon wehe genug gethan!"

Und hiermit öffnete Lockyer die nördliche Pforte und vor dem Pfarrer lag nun der freie Platz, der die Kathedrale von dem bischöflichen Palast trennt, da wo heute das sogenannte „palace green" liegt. Heute mit wohlgepflegtem Rasen bedeckt und mit Bäumen bepflanzt, die mittlerweile schon ein beträchtliches Alter erreicht haben und mit einem hübschen Gitter eingefaßt, war es damals eine wüste Stätte voller Schutthaufen und Gestrüpp. Doch brannten jetzt hohe Feuer in der Mitte desselben, Pferde waren dort angebunden und Soldaten lagerten umher.

Lockyer führte den fremden Gast zu seinem Capitain, der zuerst nach seinen Legitimationspapieren fragte, als er hörte, daß der Pfarrer mit Cromwell zu reden wünsche. Denn er meinte, daß es schwer sei, zu dem General zu gelangen ohne dergleichen Beglaubigungsschreiben. Doch Hewitt berief sich auf den Obristen, seinen Freund; er meinte, daß dieser ihm leicht eine solche Bescheinigung habe mitgeben können, wenn man frühe genug daran gedacht; das Anliegen, das ihn zu Cromwell führe, sei übrigens durchaus privater Natur und er meinte — mit einem Lächeln — daß der General ihn wahrscheinlich empfangen werde, wenn er seinen Namen höre.

Der Capitain erwiederte, daß er gern mit ihm gehen wolle und bat ihn zu folgen, nachdem der Doctor die Sorge für sein Pferd dem braven Lockyer anvertraut hatte. „Geht in Gottes Namen", sagte dieser; „es soll ihm an Nichts fehlen. Es soll es so gut haben, wie mein eigenes Pferd und ich will den Hafer ehrlich zwischen Beiden theilen."

Der Capitain und der Doctor gingen nun quer über den Platz, an einem kleinen Kirchhof und einer kleinen Kirche vorbei, bis sie vor einem weitläufigen Gebäude, ganz am äußersten Ende des Städtchens Halt machten. In diesem Hause wohnte Cromwell.

Es steht noch heute, fast unverändert, wie es damals gestanden hat, mit seinen starken Mauern, seinen unregelmäßigen Stockwerken, seinen mächtigen Schornsteinen, breiten Fenstern, schmalen, dunklen Gängen und niedrigen Zimmern. Große Stallungen und umfangreiche Scheunen bedecken den Hofraum der ehemaligen Behausung des Zinspächters von Ely. Die massiven und dicken Steinwände haben der Zeit getrotzt, das Getäfel aus kernigem Eichenholz hat sich vortrefflich gehalten. Ein Ansehen, nicht von alter Pracht, denn die war der soliden Oekonomenwohnung niemals eigen, aber von Ehrwürdigkeit und Festigkeit, ruht auf dem Grundstück, das inzwischen durch viele Hände gegangen, in welchem aber noch heute das Andenken Cromwell's bewahrt wird. Ausgetretener Rasenboden ist vor der bescheidenen Thür und links davon, unter Bäumen, steht die kleine St. Marienkirche.

Der Doctor blieb draußen, um die Rückkehr und Antwort des Capitains zu erwarten. Das Haus und die Nebengebäude warfen breite Schatten; nur die Fenster des Erdgeschosses waren von Innen hell erleuchtet und ein zugleich feierlicher und lieblicher Gesang schallte

heraus. Es war ein geistliches Lied, auf Texte der Bibel gesetzt, ein Chorus, in welchem Männer- und Frauenstimmen sich vereinigten: „Sehet, welch ein gutes und freudevolles Ding es ist, Brüder, zu wohnen zusammen in Einigkeit.“ — Nun aber lösten sich zwei jugendliche Frauenstimmen aus dem Chorgesang ab und schwebten gleichsam wie zwei Lerchen hoch darüber. „Es ist gleich dem köstlichen Balsam auf dem Haupte, der niederfloß bis auf Aarons Bart und herabträufelte zu den Säumen seines Gewandes.“ — So sang die eine Stimme. Nun setzte die andere ein — „gleich dem Thau von Hermon“ — und nun zitterte das Herz des fremden Lauschers, er kannte diese Stimme voll ungemeiner Lieblichkeit. Sie war so weich und so voll; sie nahm seine ganze Seele hin und trug sie in tausend Entzückungen himmelwärts — „gleich dem Thau von Hermon, welcher fiel auf den Hügel von Zion.“ — Diese Stimme wiederzuhören, nach so langer Zeit, ergriff ihn heftiger, als er sich gedacht hatte; sie war es nicht mehr, der er einst aus der Ferne gehorcht hatte, wenn sie jubelnd dahinklang über die feuchten Wiesen von St. Ives — eine andere und doch dieselbe, zugleich körperhafter und doch seelischer, eine Melodie voll unendlicher Schönheit der Form, in der doch die ganze Fülle unaussprechlicher Sehnsucht und Liebe sich auszusprechen schien — ein Kind, das zur Jungfrau geworden. Und jetzt vereinigten die beiden Stimmen sich wieder, die zuerst einander geflohen, dann verfolgt hatten, ohne sich erreichen zu können, und jetzt, in fröhlicher Inbrunst, fielen Alle zusammen ein, „denn dort verheißt der Herr seinen Segen und Leben für immerdar — — für immerdar!“ verhallte es weit und mächtig in der Mondnacht — und nun noch einmal zwei lang gehaltene Accorde: „Amen!“

„Amen!“ hatte auch der Pfarrer geflüstert, als der Capitain heraustrat und ihm meldete, daß er willkommen sei.

Der Pfarrer trat nun in dieselbe Stube, in welcher wir nach so viel hundert Jahren selbst gesessen, an einem stillen Morgen. Eine stattliche Dame, in schwarzer Seide mit goldener Kette darüber, die Gattin des jetzigen Bewohners von Cromwell's Haus, machte die freundliche Wirthin. Sie zeigte uns, so viel noch davon übrig war; die Küche, die Keller, die Cromwell's Haushaltung gedient. Sie ließ uns die dicken Mauern befühlen, den unzweifelhaften Rest weit entlegener Zeiten. Sie führte uns in ein kleines Gemach mit gelblichen Holzwänden und in ein anderes, größeres, das „Drawing-room“, mit grünen Holzwänden, oben einfach geschnitzt. Sie lenkte unsere Aufmerksamkeit auf den großen Kamin, der mit Holzschnitzereien verziert war und blieb zuletzt vor einem Stahlstich stehen, dem einzigen Bilde, das diesen Raum schmückt: — „Cromwell, der die Königskrone zurückweist.“ — Eine dorfartige Ruhe war überall; doch in dem vollständigen Schweigen, das uns umgab, sahen wir deutlich die Schatten Derer, die hier gegenwärtig waren an jenem Abend, wo der Doctor Hewitt über dieselbe Schwelle schritt.

Durch eine Menge von Uniformen, die nach beiden Seiten auseinandertraten, ging der Doctor sogleich zu Cromwell, dem, nachdem der Gesang beendet, die Ankunft desselben gemeldet worden war. Mit einfacher Herzlichkeit empfing der General den Mann, den er immer geachtet und geehrt hatte und freudig eilten auch die anderen Mitglieder der Familie herzu, die sich seiner aus St. Ives noch so gut erinnerten.

„Betty", sagte der General, „Du wirst nicht die Letzte sein, Deinen alten Lehrer zu begrüßen?"

„Gewiß nicht, Vater; aber ich dachte, daß ich die Erste hätte sein müssen, zu der er sich gewendet!"

„Mein weltliches Kind!" sagte Cromwell scherzend, indem er die schlanke Frauengestalt an sich preßte.

„Guten Abend, mein theurer Freund", sprach sie, nachdem sie sich aus der Umarmung des Vaters losgemacht. Sie sprach es mit der weichen Stimme, die der Doctor schon vorhin im Gesange so deutlich unterschieden hatte. Sie gab ihm die Hand und zum ersten Male, seitdem er in St. Ives von der halb Erwachsenen Abschied genommen, standen sie einander wieder gegenüber — sie, Cromwell's Tochter, Elisabeth und er, der Diener der geächteten Hochkirche, der Unterthan des gefangenen Königs . . .

Seine Augen glänzten von unbeschreiblicher Innigkeit, als sie so vor ihm stand: es war, als ob seine schöne Seele für einen Moment sichtbar geworden wäre. Doch auch in ihrem Auge war eine Thräne, die wir nicht entweihen wollen, indem wir nach ihrem Grund fragen. Ihre Hand bebte fühlbar in der des Mannes, der ihre frühe Jugend mit einem unauslöschlichen Glanz der Poesie verklärt; während mit seiner Empfindung, welche sie nun gewesen sein mag, sich ein gewisser Stolz mischte. So wie sie jetzt war, hatte er gedacht, daß sie werden müßte. Er hatte fast das Gefühl des Dichters: als ob es das Gebilde seiner Phantasie sei, welches er jetzt lebendig vor sich erblickte. Die edle Figur, welche den Zauber der Jugend athmete, die Kraft und Vollkommenheit des Lebens in die feinsten Linien geschlossen, ohne kalte Regelmäßigkeit — wie ein Gedicht in leicht bewegtem Rhythmus — das blaue Auge des Vaters, aber der strenge Gesichtsausdruck durch einen sonnigen Zug gemildert, — das Ebenbild Cromwell's, aber an Stelle der Hoheit die Lieblichkeit und an Stelle der angeborenen Größe, die den Herrscher bezeichnet, die ganze hingebende Bedürftigkeit des Weibes.

Sie war Cromwell's Lieblingstochter, wenn er auch frühe schon diesen Zug in ihr erkannte, den er „weltlich" nannte, den wir aber, wie wir es schon gethan, nur „weiblich" nennen würden

Ihr zweites Wort war nach Olivia von Childerley.

Doch der Vater tadelte sie. „Betty", sagte er, „Du vergissest den Doctor mit Claypole bekannt zu machen."

Ein tiefes Roth färbte die Wangen der blonden Frau. „Verzeihe", wandte sie sich an einen jungen Officier, der neben ihr stand,

„daß ich an die Freundin vor dem Gemahl dachte.“ Und sie stellte dem Lehrer ihrer Jugend den Gemahl vor.

Man hätte sehen können, wenn man in dieser großen Versammlung für Kleinigkeiten Aufmerksamkeit gehabt hätte, wie der Doctor erbleichte. Auch die Lippen waren bleich, als sie — nur Gott verständlich — murmelten: „ich danke Dir, daß auch Dieses vorüber! Du hast mich nicht mehr in Versuchung führen wollen — ich danke Dir!“

Doch nun kam Richard Cromwell, der ganz besondere Freund und Intimus seines Schwagers, und schüttelte, mit einer lustigen Bemerkung, in seiner gewohnten Jovialität die Hand des Doctors. „Wie sieht's drüben aus in Childerley? Denkt meine Cousine noch an den müßigen Richard, wie mein Herr Vater mich zu nennen beliebt? Auf mein Wort! — ich bin ein müßiger Gesell, ich weiß es. Ich freue mich noch, wenn ich an unsere Kinderspiele denke. Doch ich fürchte, daß Olivia meiner ganz und gar vergessen hat. Wir haben uns damals auf der Wiese von Slepe Hall mit Ringen von Schlüsselblumen verlobt. Aber diese jungen Mädchen haben kein Gedächtniß für ihre alten Anbeter!“

Elisabeth hatte sich abgewandt. Dem Wunsche des Vaters gehorsam, war sie vor Kurzem die Gemahlin jenes hübschen und liebenswürdigen Mannes geworden, den wir zuerst in der Gesellschaft „des müßigen Richard“ in der Nacht von Naseby gesehen haben. Aus angesehenem und begütertem Hause, dabei von jener kräftigen und gesunden Schönheit, welche die Söhne Albions auszeichnet, paßte er in seinem Aeußeren vortrefflich zu der graziösen Tochter Cromwell's. Ob sie, wenn auch noch so tief in ihrem Herzen einen Augenblick gezögert und gezweifelt, bevor sie das verhängnißvolle „Ja!“ gesprochen?

Freundlicher Leser! — laßt uns den Schleier nicht heben, welcher dieses Geheimniß bedeckt. Elisabeth Claypole ist eine Figur, die der Geschichte gehört. Respectiren wir das Schweigen, welches wie ein heiliges Siegel diese Lippen bedeckt. Zu viel haben wir schon gesagt. Wir verstehen sie, auch wenn sie nicht spricht.

Sie bewohnte, seit ihrer Verheirathung, mit ihrem Gemahl eine Besitzung desselben in der Nähe von Norborough in Northhamptonshire und Beide waren zu dieser Familien-Vereinigung an dem großen Tage herübergekommen in's Elternhaus, wo der Vater, ein Sieger schon vor der letzten Schlacht mit dem feindlich gesinnten Parlament, zu kurzem Aufenthalt heimgekehrt war.

Elisabeth's ältere Schwester, Brigitta, war kurz nach ihr mit dem General Ireton vermählt worden. Wenn Brigitta, weniger liebenswürdig als ihre Schwester Claypole, aber, im Sinne ihres Vaters, viel ernster und voll größeren religiösen Eifers: so war ihr Gemahl dem Gemahl der Schwester noch bedeutend mehr überlegen. Ireton war einer der vorzüglichsten Männer in der näheren Umgebung Cromwell's, zugleich ein Gelehrter und ein Soldat; ein Mann, der seinen Gegner mit der Feder ebenso oft geschlagen hat, als mit dem Schwert, und der

mit Julius Cäsar dafür hielt, daß erst Beides, Feder und Degen, den Soldaten recht ansehnlich und vollkommen mache.

Der zweite Sohn des Generals, Henry, war eine stille, tiefe Natur, die sich, mit einer Brust voll Pläne, wartend im Hintergrunde hielt, bis auch ihn die Ereignisse hoben und der Welt zeigten, daß er seines Vaters eigenster Sohn sei, zu dessen Nachfolger von der Natur selber berufen. Die beiden Kleinsten, Mary, damals elf und Franciska, damals neun Jahre alt, hingen an dem Rock der Mutter, einer hohen Vierzigerin, von sanftem und wohlwollendem Gesichtsausdruck, als diese sich dem Gaste näherte

„Meine beiden kleinen Weibspersonen", sagte Cromwell, indem er mit derber Zärtlichkeit die beiden kleinen Mädchen neckte. Denn der General war heute in einer außerordentlich guten Laune. Doch Ehrfurcht erfüllte ihn, als er sich an seine Mutter wandte. Die alte Frau, jetzt schon hoch in den Achtzigen, mit altmodischer Halskrause, mit Reifrock und seidenem Faltenüberwurf, saß da, rüstig und in heiterer Ruhe, wo sie vor vielen, vielen Jahren schon als Mädchen gesessen. Sie war unter diesem Dache geboren worden und nach dem Tode des bisherigen Besitzers, ihres Bruders Sir John Steward, wieder in das Vaterhaus zusammen mit ihrem Sohne und ihres Sohnes Familie gezogen. Eine stille Glückseligkeit strahlte festlich auf dem noch immer schönen Antlitz der Greisin: der Ruhm des Sohnes hatte sie verklärt.

„Mutter", sagte er, „hier sind Nachrichten aus Childerley."

Das Herz der alten Frau hing an Olivia, der Großnichte, die, so sagte man, ganz ihr Gesicht hatte und auch dem verstorbenen Bruder ähnlich sah. Freudig hieß deswegen auch sie den Pfarrer willkommen, welcher ihr Nachrichten von dem lieben Mädchen brachte.

Der Krieg, die Feindschaften, welche jetzt England zerrissen, hatten an diesen Gefühlen Nichts geändert. In dem Hause Cromwell's herrschte der Frieden Gottes.

„Ich bedaure", sagte Cromwell zu seinem Gaste, „daß Ihr in einer so unruhigen Zeit zu mir gekommen. In wenigen Stunden, noch in dieser Nacht, will ich fort von hier, in das Lager von Cambridge"

„Wo man Euch mit Ungeduld erwartet, Excellenz. Um so besser, wenn Ihr mir gestattet, Euch zu begleiten. So kann ich unterwegs Euch mittheilen, was mir auf dem Herzen liegt und brauche nicht hier Euch die kostbaren Minuten zu rauben."

Doch Cromwell sagte, daß ihm keine Minute zu kostbar scheine, wenn es sich um das Wohl eines Mitmenschen handle.

„Nicht mein Wohl", erwiederte der Doctor; „das Wohl des Volkes."

„Dann ist es um so mehr meine Pflicht, sogleich zu hören. Denn die tägliche Empfindung, welche wir davon haben, daß das Elend des Krieges auf dem armen Volke dieser Nation lastet und die traurigen Folgen von Blut und Hunger die demselben folgen werden, leiden keinen Aufschub."

„So seid Ihr ernsthaft für den Frieden! — Ja, ich wußte es — es kann nicht anders sein!“

„Wir sind Willens, antwortete hierauf Cromwell mit ernstem Tone, „dem Gewerbe des Krieges ein Ende zu machen. Wir eilen, mit dem Beistand Gottes und seiner Gnade, zu dem Beschluß unseres Werkes, wie der Arbeiter, wenn er sich nach Ruhe sehnt. Ich versichere Euch, mein Geschäft ist, dem Kriege ein Ende zu machen, nicht ihn zu verlängern, denn ich wünsche, daß dieses Volk wiederum so glücklich leben möge, als es zuvor gethan!“

„Und hättet Ihr den Muth, Duldung zu geben — Duldung den Besiegten — Duldung Denen, die Euch bisher feindlich gesinnt gewesen in Staat und Kirche?“

„Nicht allein Duldung — mehr noch: Freiheit! Allein Freiheit, unter der Bedingung: Freiheit für Alle! Wir verwerfen in der weltlichen sowol als in der geistlichen Gewalt den Gedanken der Unfehlbarkeit. Im Glauben sei Jeder selbst sein eigener Richter und in der Politik die Gesammtheit des Volkes. Keine Staatsreligion, sondern ein religiöser Staat, in welchem die Geistlichen die Helfer, nicht die Herren über Gottes Volk sind. Denn was verlangt Der, welchem wir nicht gern verglichen werden möchten, mehr als das? Mag der Einzelne sich nach Rom wenden, wenn er nicht anders kann; aber Rom soll nicht länger seine tyrannische Hand über Alle haben. Der Herr hat Erbarmen mit Englands Leiden! Aber das größte von allen Gesetzen, das Gesetz der Liebe, zieht uns gleichmäßig zu allen Brüdern hin; und wenn man uns unseren Glauben, unsere Ueberzeugung lassen will, so würde ich es für eine ungerechte sowol als unweise Politik halten, irgend Jemandem seine natürliche Freiheit zu berauben, auf den Verdacht hin, daß er dieselbe mißbrauchen könnte. Das würde gehandelt sein gleich Jenem, welcher den Wein aus seinem Lande verbannt sehen wollte, damit die Menschen nicht betrunken würden. Wenn er sich übernimmt, so richtet ihn!“

Jetzt glaubte der Pfarrer den Augenblick gekommen, um seinem heilig gehegten Lieblingsgedanken endlich an der entscheidenden Stelle Ausdruck zu geben. Er hatte diesen Augenblick lange erwartet und er fand ihn vorbereitet; dennoch zitterte er, als er Cromwell von einer Zusammenkunft mit dem Könige sprach.

Doch ruhig hörte Cromwell ihn an, ohne daß eine Miene seines Gesichtes sich verzog. „Ihr habt im jenseitigen Lager gute Bekanntschaft, Ihr müßt es wissen“, war das Einzige, was er sagte.

Nun brachte der Pfarrer Alles vor, was er wußte; daß sich der König unendlich bedrückt fühle unter dem Gewahrsam der parlamentarischen Commission. Daß man fortfahre, seinem Gewissen Zwang anzuthun. Daß man ihn fortwährend mit presbyterianischen Geistlichen belästige, während man ihm den Zutritt seiner eigenen Caplane verweigere. Daß er es für eine Erlösung halten werde, wenn man ihn von jenen

engherzigen Wächtern befreie. Daß er sich sehne, in die Mitte der Armee zu kommen.

Stumm, scheinbar fast gleichgiltig, nur hin und wider den Bericht des Pfarrers mit einem Zeichen der Zustimmung oder der Abwehr begleitend, hatte Cromwell zugehört. Aber als die Worte kamen: daß der König sich gern in die Mitte der Armee begeben wolle — da funkelte das Auge Cromwell's, wie die Augen eines Löwen Es war ein furchtbarer Glanz — ein elektrisches Leuchten, wie das des Blitzes, und kurz, wie dieser. Dann war Oliver's Antlitz wieder unbeweglich wie zuvor, starr und ehern.

Er sagte Nichts, er summte für sich ein paar Tacte von irgend einer Melodie. Dann rieb er sich die Hände und fragte den Pfarrer, ob er nicht einige Erfrischungen nehmen wolle; und ehe dieser noch Antwort geben konnte, hatte er schon seiner Frau zugerufen, dafür zu sorgen.

Wie sollte der Pfarrer sich dieses Benehmen erklären? Vergebens las sein forschender Blick in dem Gesicht, in der Seele Cromwell's. Es erschien kein Zeichen, welches ihn nach der einen oder andern Seite hin aufgeklärt hätte.

Gegen Mitternacht ward das Signal zum Aufbruch gegeben. Alle bestiegen die Rosse, die ganze Schaar Berittener harrte schon draußen. Aber Cromwell, nachdem er von allen Seinen innigen Abschied genommen, ging noch einmal zu seiner Mutter. Er neigte sich vor ihr und sagte: „Mutter! bete für mich, daß ich möge gehen würdig des Herrn in Allem, wozu er mich berufen hat.“

Und die alte Frau legte ihre beiden Hände segnend auf das Haupt des Sohnes.

---

## X. In welchem Cornet Joyce auf dem Weg ist, sich einen historischen Namen zu machen.

In der Frühe des andern Morgens hielt man auf einer Erhöhung der Landstraße, von welcher herab die Ebene weit zu überschauen war. Das unsichere Frühlicht kämpfte noch mit der Dämmerung und dem schwindenden Monde. Fern im Osten glühte Sturmgewölk, welches von der See heraufgekommen war und sein düsteres Roth verlor sich am Himmel, dessen lange Dunststreifen es mit Lila färbte. Wo zwischen dem Nebel noch ein Fleckchen Blau durchschien, war es von einem stahlartigen Ansehen, und ein kalter Wind strich durch die Haide.

So weit man blicken mochte, war dieselbe mit weißen Lagerzelten bedeckt, zwischen welchen noch die Feuer brannten. Einzelne Kirchthürme, sichtbar an verschiedenen Punkten des Horizonts, bezeichneten die Grenzen, innerhalb deren das Heer gefesselt lag — ein trotziger Gefangener, ein Riese, der seine Ketten schüttelte, daß man es weithin hören konnte.

Doch der Mann war nahe, der ihm die volle Freiheit seiner Bewegung zurückgeben sollte.

Fairfax zauderte. Schon jetzt unsicher über den Cours, den die Ereignisse nehmen könnten, fing er auf dem eigenen Weg an zu zweifeln, einzuhalten oder nur mit Reserve vorwärts zu gehen. Mylady Fairfax — was auch Clarendon von ihr und ihrer holländischen Erziehung gesagt hat — war eine treue Presbyterianerseele. Der Conflict zwischen dem Parlament und der Armee stand schon nicht mehr auf ihrem Programm und Mylady hatte, so scheint es, einen großen Einfluß auf den Gemahl. Die kleine Mary, die jetzt auch um ein paar Jahre älter geworden und gewachsen ist, weilte längst nicht mehr bei dem Vater und der Armee, sondern ward zu London, unter den Augen der Mutter, von dem als Gelehrten und eleganten Poeten seiner Zeit so wolbekannten Andrew Marvel in den Sprachen unterrichtet. Fairfax füllte nominell noch den Posten des Höchstcommandirenden aus, allein ihm fehlte jeglicher Trieb zur Initiative. Wol that er noch den einen und andern Schritt, doch mehr gedrängt, als freiwillig. Seine Gemahlin stand auf der Seite des bedrohten Parlaments und er zögerte noch unentschlossen an der Spitze der Armee. Diese hatte Nichts mehr von ihm zu erwarten. Ihre Seele — die Kraft, welche mit souverainer Ueberlegenheit jetzt schon ihre Geschicke lenkte, war der andere Mann, welcher, umgeben von seinen Vertrauten, dort auf der stürmischen Anhöhe hielt, unter der aufgehenden Sonne, die sich mit feurigem Strahl durch die Wolken Bahn brach.

Lange ruhte das Auge Cromwell's auf dem Anblick der zahllosen Zelte, die zu seinen Füßen ausgebreitet lagen. Er schien Umschau zu halten über die Macht, die da still noch ruhte, regungslos; aber auch in sich selber schien er hineinzublicken, die Tiefe seiner eigenen Kraft zu messen; er rechnete mit stummen Lippen. Plötzlich bemerkte er, wie sich aus den scheinbar todten Linien eine lebendige Masse löste; man hörte, ganz dumpf durch die Morgenstille der Landschaft ein Geräusch, als ob der Boden gestampft werde, man sah, trotz der Entfernung, ein Haufen Pferde, der sich bewegte, Reiter, deren Küraße das Sonnenlicht berührte — ein Geschwader, das sich ordnete.

„Sie sind es", sagte Cromwell, der durch ein Fernrohr geblickt, und wandte sich an Ireton. „Ich habe den Cornet erkannt. Es scheint, daß er mich verstanden hat."

„Er ist ein witziger Kopf", gab Ireton zur Antwort.

„Und eine ehrliche Haut, was er auch sonst gesündigt haben mag", sagte Henry Cromwell. „Ich sah ihn in der Schlacht von Naseby. Die Rührung, mit der er damals Dir das Leben widmete, welches Du ihm gerettet, Vater, war aufrichtig."

„Nicht ich — Gott hat es ihm geschenkt, vielleicht, um ihn zu seinem Werkzeug in dieser Angelegenheit zu machen. Denn ein Jeder von uns hat seinen Tag."

„Ich weiß nicht, ob er es mit seiner Aufgabe so ernsthaft nehmen wird", rief Richard Cromwell; „aber Das weiß ich, daß Du Dich auf ihn verlassen kannst, Vater, wo es einen Handstreich klug und geschickt

zu vollführen gilt. Für einen Waghals, dem das kühnste Stück nicht mißglückte, hab' ich ihn in seinen wildesten Jahren schon gekannt. Er ist ein vielgewandter Mann, gleich Odysseus. Er war Jurist, Schauspieler, Lanzknecht unter Tilly — ich glaube sogar, er war Schneider, wie sein Vater."

„Ich hoffe nicht, daß Du ihm oder seinem Vater einen Vorwurf aus ihrem Handwerk machen willst", erwiederte Cromwell streng. „Ich habe seinen Vater gekannt. Der alte Mann hat zu seiner Zeit viel für die gute Sache gethan und ich wünschte nur, daß er uns durch ruhiges Verhalten möglich machte, solcher Verpflichtung niemals zu vergessen."

„Wenn es der Alderman Joyce ist, von welchem Ihr redet", mischte sich hier Doctor Hewitt ins Gespräch, „so scheint Ihr noch nicht zu wissen, daß derselbe gestern nebst den übrigen Mitgliedern des londoner Comités durch Frank Herbert verhaftet worden ist und zwar in Folge einer Depesche von Denzil Hollis, die der Sohn jenes Alderman, der Cornet Joyce aufgegriffen und dem Obristen überliefert hat."

Cromwell ward von dieser Mittheilung augenscheinlich betroffen. Er schwieg einen Augenblick, in welchem er mit sich selber zu kämpfen schien. „Denzil Hollis!" rief er dann, „der Chef der presbyterianischen Partei! Das ist etwas Anderes ... Doch es soll an mir nicht liegen, wenn dieser Vorfall eine schlimmere Wendung nimmt, als ich ihm geben möchte. Der alte Mann bekümmert mich. Ich habe oft in seinem Hause Stunden der Andacht und Weihe vollbracht, als es noch Sünde war in London zu beten, wenn nicht ein Altartuch und ein Chorhemde zugegen waren. Ich möchte so gern Gutes mit Gutem vergelten; ich möchte den Vater und den Sohn versöhnen, wenn es möglich wäre. Freilich, diese presbyterianischen Köpfe sind hart! Doch ich kann nicht mehr thun, als diesen Versuch machen. Mißlingt er, so wird der Sohn zu wählen haben. Denn drei Dinge sind es, aus welchen der Soldat meiner Armee gemacht ist: Muth, Selbstverleugnung und ..."

„Ehrgeiz!" rief Henry Cromwell mit leuchtendem Antlitz.

Aber ein zornig-strafender Blick des Vaters traf ihn. „Und Gottesfurcht", sagte er, mit einer Stimme, welche die Herzen beben machte. — „Doch nun, Gentlemen, vorwärts; man erwartet uns im Lager!"

Sie ritten hierauf weiter und nicht lange, so verkündete lautes Hurrahgeschrei, daß der General unter seinen Soldaten sei.

---

Langsam, von seiner Suite begleitet, ließ Cromwell sein Pferd durch die Reihen der Zelte gehen, hier und dort haltend, um ein Wort der Ermunterung, des Lobes, der Zufriedenheit zu sagen, jeden freudigen Gruß und Zuruf huldvoll erwiedernd und Allen das Gefühl gebend, daß dieser gewaltige Körper von Eisen, dieses Heer, das aus dem Schlummer erwachte, wieder von einem Willen gelenkt werde.

Als er sich den Außenposten näherte, da, wo sich die Reiterschwadronen gesammelt, die er vom Wege herab schon gemustert: fiel sein Auge

auf eine Gruppe fremder Menschen mit ausländischen Gesichtern — und ein bejahrter Mann — wir kennen seinen Namen, es war Abraham, trat hervor und rief in der fremden Sprache, den Blick gen Himmel gerichtet: „Gelobt seist Du, Ewiger, unser Gott, König der Welt, der gegeben von seiner Herrlichkeit Dem, der Fleisch und Blut ist!“

Fragend sah Cromwell den ehrwürdigen Mann mit dem weißen Bart an.

Abraham jedoch, der englischen Sprache durch langen Gebrauch mächtig wie seiner eigenen, verbeugte sich nun und sagte: „Großer Mann! Ich bin ein Jude, und meine Religion heißt mich diesen Dank und Segen sprechen beim Anblick eines Mächtigen dieser Welt oder eines Königs . . “

Dieses letzte Wort erschütterte Cromwell mächtig. Seine Lippen bissen sich fest übereinander und die Hand, in welcher der Zügel lag, zuckte so stark, daß das Pferd sich hoch aufbäumte. Doch mit seinen Schenkeln preßte der Reiter das erschreckte Thier und es stand still.

Dem General ward nun die Meldung gemacht, daß das der Transport sei, welcher gestern in das Lager geführt worden.

„Die Gefangenen von Bristol!“ sagte Cromwell, dessen Brust unter den vergoldeten Stahlplatten seines Kürasses noch tief athmete. Sein Gefolge hatte sich um ihn aufgestellt und sein scharfer Blick flog über die Schaar der Fremdlinge, deren Gesichter voll flehentlicher Inbrunst, voll Furcht und Erwartung an ihm hingen. Einer fiel ihm sogleich auf, ein Jüngling, dessen Auge voll schwärmerischen Feuers auf ihm ruhte, und der, in Entzücken ganz versunken, ihn anschaute wie im Gebet.

„Wer seid Ihr?“ sagte Cromwell, sich an ihn wendend.

„Isaac de Castro“, war die Antwort, „ein portugiesischer Edelmann, ein Jude, der den Gott seiner Väter segnet, daß er ihm den Mann gezeigt, auf den wir gewartet! Der Tag der Erlösung kann nicht mehr weit sein. Ich habe das Zeichen gesehen, das uns verheißen. Du bist der Mann, welcher Großes vollbringen wird für Israel Darum neiget Euch vor ihm, dem Gesandten des Herrn, ihr Söhne und Töchter von Juda.“

Mit seinen Lippen berührte der Jüngling den Steigbügel Cromwell's und mit emporgestreckten Armen knieten vor den Hufen seines Rosses die Fremdlinge nieder. Unruhig auf seinem Sattel rückte der General hin und her. Die Scene war ihm so neu. Er hörte die Quellen des Jordans rauschen und die Palmen wehen, unter denen sein Heiland gewandelt; träumerisch vor ihm ausgebreitet lag der See, daran die Fischer saßen — den Oelberg und alle Wunder der heiligen Stadt sah er in den bangen, bittenden Blicken dieser dunklen, morgenländischen Augen . . .

Da trat Lockyer hervor und faßte die Hand des Generals. „Gnade!“ rief er — „Gnade für sie, die Boten des tausendjährigen Reiches!“

Cromwell war der Lehre der Millenarier wenig zugeneigt; denn, wiewol an den Worten der Schrift haltend, konnte er doch in diesem Falle, wo Alles auf die Erklärung ankam, deren Erfüllung sich nur in

einem spiritualistischen Sinne denken. Die vier Monarchien meinten nach der alten Auslegung: die assyrische Monarchie des Nebukadnezar; die persische des Cyrus; die griechische des Alexander und die römische der Cäsaren. Die fünfte Monarchie, welche nun folgen sollte, war das tausendjährige Reich. Es sollte beginnen mit der persönlichen Erscheinung des Messias und enden mit dem Untergang der Welt. Während dieser tausend Jahre sollte „König Jesus" allein regieren und neben ihm kein andrer König sein auf Erden. Dem Einritt dieses Ereignisses sahen die Männer des Millenariums mit unerschütterlicher Zuversicht entgegen; sie waren bereit, ihren König zu proclamiren mit allen Attributen irdischer Majestät; mit wehenden Fahnen, mit klingendem Spiel ihm entgegenzuziehen. Eine solche Deutung war der tiefen Innerlichkeit, dem klaren Auge Cromwell's unmöglich. Auch er sah, daß unter den wuchtigen Hieben und Keulenschlägen des Dreißigjährigen Krieges das heilige römische Reich, so viel davon noch übrig, zusammengestürzt sei, daß eine neue Bildung und Machtstellung der Nationen sich vorbereite und vollziehe. Er sah, daß Petri Felsen, „der Mittelpunkt des katholischen Universums" erschüttert; daß das politische Uebergewicht des Katholicismus gebrochen und mit ihm die Geltung irgend eines religiösen Dogmas in der Politik für die Dauer unmöglich gemacht — daß den beiden Grundprincipien, von der römischen Kirche auf den Staat übertragen: der Unfehlbarkeit und dem Absolutismus die Axt an die Wurzel gelegt worden und den kommenden Geschlechtern in dieser Richtung ihr Weg gewiesen sei. Seine fünfte Monarchie war daher die Befreiung des Menschen von der jeder individuellen Entfaltung feindlichen Tyrannei der unbeschränkten Herrscher; der Kampf gegen das Cäsarenthum; die politische Selbstständigkeit des Einzelnen und die Toleranz; die goldene Zeit, in welcher kein Machthaber mehr wagt, an die Gewissen zu rühren, sondern souverain in jeder Seele der Geist der Ueberzeugung allein herrscht — dieser König der letzten Tage, neben dem es keinen andern auf Erden giebt und dessen Reich, wenn es eingetreten, nicht tausend Jahre nur, sondern die ganze Ewigkeit umfaßt. Cromwell legte deshalb ein großes Gewicht auf die Stimme der Nachwelt, berief sich oft darauf und glaubte, daß sie gerecht gegen ihn sein und, dem Ziele näher, auch sein Werk richtiger beurtheilen werde.

Im Gefühl dieser Sicherheit konnte er nachsichtig selbst gegen die Irrthümer der Secten sein, so lange dieselben die Grenzen nicht überschritten, welche jeder religiösen Duldung, selbst die liberalste Politik, nach den Gesetzen der Selbsterhaltung, ziehen muß. Nur wenn die religiöse Meinung, ihr eigenthümliches Gebiet verlassend, mit staatsgefährlichen Tendenzen gegen den Staat vorgeht, soll dieser das Recht der Nothwehr haben; innerhalb desselben aber soll sie frei sein. Denn, wie Cromwell einmal gesagt: „Meinungen schaden Niemanden, außer Dem, der sie hegt".

Schonend daher löste Cromwell seine Hand aus der des fanatischen Soldaten; aber er hörte ruhig zu, da dieser fortfuhr: „Das Wort Gottes wird in Erfüllung gehen, sobald die Zerstreuung seines Volkes über

den ganzen Erdball vollendet worden. Denn also ist uns gesagt worden; und siehe! — seit vielen Hunderten von Jahren betreten sie nun wieder den Boden von Britannien. Erinnere Dich, was der 68. Psalm sagt: „Seine Herrlichkeit ist in Israel und seine Macht in den Wolken!“

Cromwell erwiederte: „Der 68. Psalm ist in der That eine glorreiche Prophezeiung. Ich bin der Meinung, daß er sich auf die Kirche des Evangeliums beziehe; doch es mag sein, auch auf die Juden. Da heißt es: daß Er sein Volk wieder bringen will aus den Tiefen des Meeres, wie er Israel einst führte durch das Rothe Meer. Und es mag sein, daß Gott die Juden wieder bringen will heim zu ihrem Platze von den Inseln des Meeres, und ihren Hoffnungen antworten, wie von den Tiefen der See.“

Cromwell liebte die dunkle, mystische Sprache der Bibel, besonders des Alten Testamentes, dessen kriegerischer Geist dem seinen so sehr entsprach. Von seiner Jugend auf war dieses Buch ihm vertraut gewesen und auch er hatte, gleich Jakob, mit dem Herrn gerungen. Er that Nichts ohne die Weisung Gottes, an die er mit Aufrichtigkeit glaubte. Nichts that er, ohne zuvor Gott gesucht zu haben, und er fand dessen Antworten geschrieben im Alten Testament. Dann ging er in ein Zimmer, verschloß sich, betete, fastete. Die Gluth seiner Andacht und die Heftigkeit seiner Anstrengungen, um eine geistige Antwort zu erlangen, entrissen ihm Thränen in großem Ueberfluß, bis er, von innerer Bewegung fast berauscht, eine Bibel nahm und aufschlug. Die Stelle dann, auf welche sein Blick zuerst fiel, gab die Entscheidung, an der er unerschütterlich festhielt und gegen welche weder Vernunftgründe noch irgend eine andere Stelle des heiligen Buches etwas vermochten.

So gefärbt gleichsam mit dem düstern Licht der alten, theuren Heimatsprache machten seine Worte einen tiefen Eindruck auf die Juden, die mit freudigen Gesichtern ihn umringten.

„Steht auf!“ rief er, „ich will mir diesen Fall vortragen lassen und dann meine Meinung sagen.“

Zugleich gab er dem Reitknecht die Zügel seines Pferdes, stieg ab und begab sich zu ihnen, um sie zu hören.

Abraham, genannt zum grünen Schild, war der Sprecher, nicht nur, weil ihm bisher die Führerrolle zugetheilt worden, sondern auch, weil er die Verhältnisse des Landes und die Sprache desselben am besten kannte. Ruhig und bescheiden erzählte er zuerst die Geschichte Aller und ging dann, wo es ihm nothwendig erschien, auf die der Einzelnen ein, deren Besonderheiten er in kurzen, aber sehr richtigen Zügen schilderte. Er verhehlte nicht, was ihnen zum Nachtheil in den Augen des Generals dienen konnte, doch sprach er sich auch über Das aus, was ihnen allenfalls zur Entschuldigung gereichte. Mit keinem Wort trat er früheren Verpflichtungen zu nahe. Ganz unverblümt theilte er seinem aufmerksamen Richter mit, daß er, vor mehreren Jahren in dies Land gekommen, um seine Dienste dem König zu widmen; daß er seiner eigenen

Vaterstadt nun ganz entfremdet und mit allen seinen weltlichen Interessen wenigstens an diese neue Heimat gebunden sei. Seine Kinder — und dabei deutete er auf seinen Sohn und seine Tochter — seien in England erzogen worden; Alles, was er überhaupt noch besitze, sei der Anspruch auf ein Haus und Grundstück in der Nähe vom Duke's Place in London, welches mit dem Sequester des Parlaments belegt. In ähnlicher Weise trug er, durch das wolwollende Gehör ermuntert, das ihm geschenkt ward, die Wünsche der Uebrigen vor, so weit er dieselben zu kennen glaubte.

Cromwell ward auf das Angenehmste von der offenen und ungeschminkten Darstellung berührt, welche nicht nur den Stempel der Wahrheit, sondern auch den der Klugheit auf der Stirne trug. Er unterbrach, während Abraham sprach, ihn kein einziges Mal, sondern nickte nur zuweilen mit dem Kopf und sein sonst so scharfer und forschender Blick ruhte mit einem Ausdruck von Vertrauen und Zuneigung auf dem von mannigfachem Leid gefurchten Antlitz und früh schon ergrauendem Haupt des würdigen Mannes.

Doch bevor er noch eine Antwort erheilen konnte ward seine Aufmerksamkeit auf einen andern Punkt des Lagers gelenkt. Denn die presbyterianischen Herren vom geistlichen und Laienstand, welche gestern in der Stadthalle zu Gericht gesessen und dann verhaftet worden waren, langten soeben an, um von Cromwell ihr weiteres Schicksal zu erfahren. Sie waren von einer berittenen Escorte umgeben, an deren Spitze man, in seinem schimmernden Kriegsgewand, den jungen Obristen Frank Herbert erblickte.

Der General gab dem Juden Abraham ein Zeichen, daß er für eine Weile zurücktreten möge, bis er den Ankommenden entgegengegangen, in denen er alte Freunde, frühere Parteigenossen wieder erkannte, von denen ihn nun aber leider! ein tödtlicher Hader trennte. Doch kaum, daß er einige Schritte gemacht, so ließ sich aus der Mitte der Juden ein heftiger Schrei vernehmen — eine Frauenstimme. Zugleich hörte man den ängstlichen Ausruf Vieler: „Der Name des Allmächtigen möge uns bewahren!" und bemerkte, daß sich dort etwas Außerordentliches zugetragen haben müsse. Die Augen Aller waren jetzt auf diesen Punkt gerichtet. Denn der Schrei, wiewol kurz, war doch so durchdringender und eigenthümlicher Art gewesen, daß er, wenn nicht die Theilnahme, doch die Neugier eines Jeden erregte.

„Das ist Manuella!" flüsterte der Doctor seinem Freunde zu, dem er sogleich, bei dessen Ankunft, entgegengeeilt war.

Dieses Wort genügte für Frank, den das fremde Mädchen interessirte, seit er wußte, daß ihr Schicksal Olivien nicht gleichgiltig war. Er versuchte daher, nachdem auch er sein Pferd verlassen, sich Bahn zu ihr zu machen durch den Haufen, der schon um sie versammelt war.

Sie lag zusammengesunken auf dem Boden. Als sie vorhin den nahenden Reitertrupp gewahrt, war sogleich eine seltene Beklemmung über sie gekommen. Sie wußte nicht warum; doch das Athmen ward ihr

schwer, wie vor der Begegnung mit Jemandem, der auf eine oder die andere Weise verhängnißvoll für uns werden soll. Sie bekam dann starkes Herzklopfen, so stark, daß sie fürchtete, sie werde die Herrschaft über ihre Sinne verlieren. Auch die Schläfe begannen zu vibriren und sie glaubte, daß ihr das Sehen vergehen müsse. Doch fest hielt sie ihre Augen auf den Reiter geheftet, der die Uebrigen zu führen schien. Jetzt war er so nahe, daß sie ihn erkennen konnte. Jetzt sah sie, daß ihr Herz sich nicht getäuscht habe; krampfhaft durchschütterte sie's — es war Frank Herbert, und mit einem Schrei sank sie zur Erde.

Als sie langsam wieder erwachte, da war das Erste, was sie sah, das finstre Gesicht de Castro's.

„Auch das noch!" rief er mit heftigem Tadel; „Du verscheuchst den Glanz Gottes, der sich schon auf uns gesenkt hatte."

Doch ihr zweiter Blick begegnete dem Blick Frank Herbert's; und der brachte sie wieder in's Leben. Die Furcht und die Bangigkeit waren nun von ihr gewichen. Der Glanz Gottes, wenn er sich wirklich auf diese Schaar herabgesenkt, war nun allein auf ihrem Gesicht gesammelt. Es war die Glückseligkeit des Friedens, die von ihrer Stirn flammte; jenes unirdische Licht, von welchem wir glauben, daß es die Augen Derjenigen erfüllen müsse, welche erwählt sind, himmlische Visionen zu sehen — der Propheten, der Dichter, der Liebenden — die Verklärung, welche der höchste Schmerz oder die höchste Wonne verleiht. Doch bald schwand dieses Licht; und eine herbe Melancholie blieb auf dem Gesichte des Mädchens zurück, welches sich mühevoll auf ihren Knieen aufrichtete.

„Fürchtet Euch nicht vor mir", sagte Frank Herbert. Er sagte das recht sanft und theilnahmsvoll; dennoch zitterte Manuella. Denn es war das erste Mal, daß sie seine Stimme gehört hatte.

„Das Fräulein von Childerley hat mich gebeten, für Euer Schicksal Sorge zu tragen!"

Manuella schlug rasch, als ob sie eine Sünde zu begehen im Begriff gewesen, das Auge nieder, welches sie zu Frank Herbert erhoben. Es wurde feucht und Thränen hingen an ihren langen Wimpern.

„Saget mir, was ich für Euch thun könnte?" forschte Frank Herbert weiter.

Doch nun rang sich aus ihrer tiefsten Seele das lange verhaltene Schluchzen. Flehend streckte sie die Hände gegen Herbert aus und zwischen ihren Händen war die Schärpe, mit der er sie einst vom Tode gerettet, seine Schärpe mit ihrem Blut.

„Wer ist sie?" fragte Cromwell, der dem Auftritt beigewohnt.

„Wahrlich", ließ nun eine Stimme sich hören, die grell wie eine Dissonanz in den schmerzensreichen Accord schnitt, „ich kenne sie. Das ist das Mädchen, welches wir gesucht haben; die verkappte Royalistin, welche Briefe getragen, hin und her, zwischen den Feinden unseres Volkes und unseres Glaubens. —"

Höher und höher hatte sich Manuella aufgerichtet: sie lag längst nicht mehr auf den Knieen.

„Welche verkappt, in der Tracht eines Pagen, und mit sträflichen Absichten in dieses Land gekommen, um Verrath anzuzetteln — der Auswurf eines fremden Landes, ein Werkzeug der Tyrannei, eine feile Dienerin fürstlicher Lüste . . .“

Jetzt stand Manuella hoch aufgerichtet auf ihren Zehen, ihre Blicke sprühten, ihre Lippen bebten — doch sie konnte nicht sprechen vor innerm Zorn.

Doch schon hatte sich auch über Demjenigen, welcher sie so schwer beschuldigt, eine Hand erhoben — die Hand des Rächers, die Hand Jürgens, ihres Beschützers. „Schurke!“ donnerte er ihn an, „so lebst Du noch immer? Aber ich will es verantworten vor diesem ganzen Heer und dem General, der vor uns steht, daß ich Dich niedertrete, wie eine giftige Schlange.“ Sein Schlag traf. Doch noch im Niedersinken rief die Stimme des Schwerverletzten: „Und ich verklage sie hier im Angesicht des Heeres und vor dem General als eine Ketzerin und Buhle des Herzogs von Buckingham!“

Dann stürzte er zu Boden. Es war Zedekiah Pickerling.

Heftig stürmte die Brust Manuella's. Kaum konnte sie die Worte hervorbringen: „Du lügst!“

Aber nun auch hatte sich ein Gemurmel rings um sie in dem Haufen ihrer eigenen Landsleute erhoben. Sie redeten mit einander, hinüber und herüber; ihre Gesichter wurden plötzlich wie von einem großen Schrecken befallen — sie starrten Manuella an und sagten halblaut: „Das ist doch nicht etwa . . . .“

Manuella hatte sie gehört. Jetzt gewann sie alle die Fassung wieder, die sie vorhin zu verlassen drohte. Ganz ruhig ward sie, ganz still, als sie sich nun zu den Uebrigen umwandte und in gedämpftem Ton, aber sehr klar und deutlich sprach: „Ja, ich bin — bin Manuella d'Acosta!“

„Verflucht! Verflucht!“ schrien nun die portugiesischen Juden wild durcheinander, indem sie mit den Zeichen der Verachtung und Furcht von ihr zurückwichen.

Und Isaac de Castro sagte: „Nun hast Du Dich selber verrathen!“

So standen die Dinge, die Personen einander gegenüber, als von der andern Seite ein alter Mann herbeikam, den Gram noch mehr bedrückte, als die Last seiner Jahre. Er hatte den Cornet Joyce gesehen, als dieser den heuchlerischen Zedekiah niederschlug

„Ach, ach!“ rief er, „daß dieses der Willkommensgruß sein mußte, mit dem Du mich empfängst! Ich hatte mir's anders gedacht!“

Kaum hatte der Cornet die zitternde Stimme des Greises vernommen, als er zuerst bleich ward, dann aber mit dem Ausruf: „Mein Vater!“ sich zu den Füßen desselben niederwarf. Es war das erste Wiedersehen der Beiden nach sechs langen Jahren. Jürgen Fürchtegott Joyce, der Alderman, gestern noch in Amt und Würden, hatte geglaubt, in seiner Staatsrobe vor den verlorenen Sohn hintreten und das gemästete Kalb alsbald schlachten zu können. Nun war er ein machtloser

Mann, in des verruchten Cromwell Händen und vor seinen Augen hatte der eigene Sohn eine neue Schandthat vollführt. Er wollte sich abwenden von dem unverbesserlichen Sohn; doch sein Herz war stärker, als sein Wille, und alle seine Grundsätze konnten nicht verhindern, daß eine Thräne — „haec nostri pars optima sensus" — auf das Haupt seines Erstgeborenen niedertröpfelte.

Diese Thräne glühte wie Feuer auf Jürgen's Stirn. Er hätte den Rest seines Lebens darum gegeben, wenn er den übrigen Theil desselben hätte damit auslöschen können. Jedoch es ging nicht, wie er sich mitten in seinem großen Herzeleid selber gestand, und er bekannte das auch seinem Vater ganz treuherzig, indem er dessen abgemagerte Hand mit seinen Küssen bedeckte.

„So widme Deine Zukunft der Sache des Herrn", erwiederte der Alderman; „Du wirst dadurch zum Frieden Deines Vaters beitragen und ihn allen Kummer vergessen machen, den er um Deinetwillen schon erduldet."

„Was kann ich thun, um dieses Ziel zu erreichen?"

„Wirf die Uniform von Dir, welche Du trägst!"

„Unmöglich!"

„Sage Dich los von der Fahne, welcher Du folgst!"

„Ich habe ihr Treue geschworen!"

„Der Eid ist nicht bindend, den man einem Verräther geleistet!"

Bis zu dieser Wendung des Gesprächs war Cromwell still gewesen. Auch jetzt war das Wort, welches er an den Alderman richtete, noch schonend.

„Ihr seid erhitzt und ich verzeihe Euch die unbedachte Aeußerung, zu der Ihr Euch habt hinreißen lassen. Doch ich bitte Euch um Mäßigung, bei der Freundschaft, die uns einst verbunden . . ."

„Freundschaft!" rief der alte Mann, finster und zornig — „Freundschaft mit Dir, Oliver Cromwell! Durch Heuchelei gelang es Dir zuerst, uns zu berücken; durch List und Gewalt dann, uns zu beseitigen. Heuchelei, List und Gewalt sind die Waffen, mit denen Du Dein Ziel zu erreichen strebst — und Du wirst es vielleicht erreichen, denn auch dem Antichrist ist seine Zeit gegeben. Aber was für eine Zeit! Oliver Cromwell, war es eines solchen Preises werth? Deine Freunde werden von Dir abfallen, wenn sie — gleich uns gesehen — daß Du sie getäuscht hast; sie werden der Stunde fluchen, wo sie Deinen falschen Worten Glauben geschenkt — Deinen Versprechungen, die sie nur zu verächtlichen Werkzeugen machten, zu Schemeln, die Du fortstießest, nachdem Du über sie hinweggeschritten — aus den Reihen Derer, die Du verlockt hast, Dir zu folgen, werden die Dolche, die Kugeln und das Gift hervorgehen, die nach Deinem Leben trachten und wenn Du es zitternd vor beständiger Gefahr und immer auf der Flucht vor heimlichen Feinden zu Ende gebracht haben wirst: so wird man lange noch mit Deinem Namen bezeichnen, was das Verruchteste, das Erbärmlichste, das Hassenswürdigste ist: den Verrath und die Tyrannei! Du, der Du Dich nicht

besinnst, den Sohn von seinem Vater zu reißen, den er nach langem Irrjahren wiedergefunden: Du wirst auch dieses Volk von seinem König reißen, nach dem es sich sehnt und dem es die Hände entgegenstreckt zum Frieden. Aber über Deinem Haupte werden sie sich einst dennoch wieder versöhnen und vor Gottes Thron Dich Beide verklagen! So, Das war es, was ich Dir noch zu sagen hatte. Und nun, Oliver Cromwell, schicke mich in den Tower!"

„Nicht in den Tower", sagte Cromwell, dessen Gesicht sich mit einem flammenden Roth bedeckt hatte, dessen Stimme jedoch vollständig ihr Gleichmaß bewahrte; „ich werde vielmehr Dir und einigen von Deinen Freunden Muße geben, ein paar Jahre im Auslande nachzudenken. — Was mich anbetrifft, so weiß ich, daß Gott mich in seiner eigenen Zeit rechtfertigen wird. Ich habe keinen Grund, mich zu beklagen."

Und auf seinen Wink ward der Alderman Jürgen Fürchtegott Joyce nebst den übrigen geistlichen und weltlichen Herren der Synode nach einem benachbarten Zelt abgeführt. Auch Zedekiah, der sich langsam wieder erhoben hatte, folgte.

Wie aus einer Erstarrung fuhr der Cornet empor.

„Vater! Vater!" rief er dem unglücklichen Greis nach, „warum hast Du Das gethan?"

Ruhig aber, wie wenn Nichts inzwischen vorgefallen, Nichts — was ihn so tief in seinem innersten Herzen berühren mußte — war Cromwell. Denn wiewol sein Temperament ungemein feurig, so hielt er doch die Flamme desselben für meistentheils nieder oder dämpfte sie bald; und da er von Natur mitleidig war gegen die Verstoßenen und Betrübten, ja, nicht selten zu einer fast weiblichen Rührung getrieben ward: so wandte er sich sogleich wieder zu Manuella, die nun fast einsam stand. Denn ihre Glaubensgenossen, die noch eben mit solcher Verehrung und Dankbarkeit an ihr gehangen, waren zurückgewichen, nachdem sie gehört hatten, wer sie sei. Selbst auf Frank Herbert machte die Beschuldigung, die er gehört, das Wort: „die Buhle Buckingham's" einen Eindruck, gegen den er vergeblich kämpfte. Denn die Verleumdung ist so gehässig von Natur, daß, mag der Mund auch verächtlich sein, aus welchem sie kommt, dennoch immer Etwas von ihr hängen bleibt. Der Einzige, welcher noch treu zu Manuella stand und keinen Augenblick von ihr wich, war der Cornet.

„General", sagte er, „ich war still, als ich meinen alten Vater an mir vorübergehen sah. Denn das Leben, das er mir gegeben, war Euch verfallen. Ihr habt es mir zum zweiten Mal gegeben; Euch gehört es nun, wenn ich auch, Gott ist mein Zeuge! lieber wollte, daß ich diesen Anblick nicht erlebt hätte. Denn er hat mir das Herz zerrissen. Aber was hat dieses Mädchen Euch gethan?"

Unbeweglich und von den Uebrigen getrennt stand noch immer Manuella. Jetzt schlug sie das Auge auf, um fest und ohne Zittern Frank anzublicken. „Ich bin unschuldig!" sagte sie mit einem Ton, der ganz voll Demuth, ganz voll Ergebung, aber auch voll Sicherheit klang.

Es war die Stimme der Wehrlosen, welche bereit ist, ihr schönes Haupt auf den Block zu legen; die Stimme der Wahrheit, welche wol Allem entsagen kann, nur nicht ihrer eigenen und eingeborenen Göttlichkeit. Wie Manuella nur Frank anblickte, so schien sie nur für ihn zu sprechen, als ob ihr allein daran gelegen sei, daß er sie nicht verdamme. Doch auch der jugendliche Soldat fühlte sich seltsam bewegt. Zum erstenmal ruhte dieses große, dunkle Auge auf ihm — dieses Auge voll feuchten Glanzes, voll unbeschreiblicher Schönheit, tief und still, wie die Nacht. Ihm war, als ob es einen Zauber übe, daß er nun klar in ihrer Seele lesen könne.

„Sie war die Freundin Olivia's!" murmelte er.

Der Pfarrer bat nun um die Erlaubniß, einige Worte sagen zu dürfen. Er sagte, daß er das Mädchen seit den beiden Jahren kenne, wo sie im Schlosse des Ritters von Childerley verweilt habe. Nicht könne geleugnet werden, daß sie daselbst in der vorhin geschilderten Weise, verkleidet und in Begleitung des Herzogs von Buckingham, angelangt sei. Daß sie keine Papistin, könnten ja wol alle diese Fremden bezeugen, ihre Glaubensgenossen und Landsleute; daß sie weder mit irgend einer politischen Aufgabe nach England gekommen, noch auch in einem vertrauten Verhältniß zu dem Herzog gestanden, habe er, vor seiner Abreise von Childerley, durch die Tochter des Schloßherrn erfahren, welcher das Mädchen sich anvertraut. Ihm scheine ganz unzweifelhaft festzustehen, wenn er das musterhafte Betragen des Mädchens, welches er in den beiden Jahren zu beobachten hinreichend Gelegenheit gehabt, ihre Bescheidenheit und ihre Wahrheitsliebe mit ihrer Erzählung vergleiche: daß sie Holland und das Vaterhaus nur verlassen, um einer ihr widerwärtigen Verbindung zu entgehen, daß ihre Flucht allein Absicht, die Begleitung Buckingham's aber ein Zufall gewesen!"

„Eine Thorheit das Eine und eine Unvorsichtigkeit das Andere!" erwiederte Cromwell; „allein Beide zusammen nicht hinreichend, um ein Einschreiten von unserer Seite zu rechtfertigen. Auf wen in Eurer Heimat könnt Ihr Euch berufen", wandte der Sprechende sich an Manuella — „um Licht in diese Angelegenheit zu bringen und mich in der Ueberzeugung zu bestärken, daß Ihr die volle Wahrheit geredet?"

Manuella rief, ohne sich zu besinnen: „Auf den Rabbi Menasseh ben Israel!"

Der General schien einen Augenblick nachzudenken. „Ich habe den Namen öfters nennen hören. Ich besinne mich: es soll ein frommer Mann, ein großer Schriftgelehrter und ein berühmter Doctor sein. In den Berichten unserer Factoreien, die zu Delfft und Rotterdam im reinen puritanischen Glauben leben, war von diesem Rabbi zuweilen in Ausdrücken der höchsten Anerkennung die Rede."

Da trat ein Lächeln auf Manuella's Gesicht; es leuchtete ganz, wie von einem Strahl der Zukunft berührt. „Er ist mein Lehrer gewesen!" sagte sie.

„Wer sich auf seinen Lehrer beruft, der beruft sich auf einen guten Zeugen", sagte Cromwell; „Dir wird kein Unrecht geschehen."

Doch nun rief Isaac de Castro: „Sie ist im Bann der Synagoge!"

„Sie ist verflucht!" riefen die Portugiesen düster.

Ein Schatten des Unwillens flog über Cromwell's Antlitz und die Zornesader seiner Stirn schien zu schwellen.

Aber nun trat aus der Reihe der Uebrigen Abraham hervor und ergriff die Hand Manuella's. „Mein Kind", sagte er, „ich kenne Dich erst seit wenigen Tagen. Aber ein altes Auge, wie das meine, ist ein erfahrenes Auge, und ich habe Dich genau beobachtet. Sie wollen Dich aus der Gemeinschaft ausstoßen. Doch wie heißt es in den Sprüchen unserer Väter? Jeder, der folgende drei Dinge an sich hat, gehört zu den Jüngern Abraham's, unseres Ahns: ein wolwollendes Auge, ein bescheidenes Gemüth und ein demüthiger Sinn. Und ferner wird gesagt, daß das Judenthum auf drei Dingen begründet sei: auf Recht, Gerechtigkeit und Frieden. Nun aber vermisse ich die Gerechtigkeit in einem Verfahren, welches Jemanden richtet, verurtheilt und in den Bann thut, bevor man ihn gehört hat. Komm daher zu mir, wenn Du von den Andern verlassen bist. Ich will die Stätte mit Dir theilen, welche mir selber durch den Allmächtigen, gelobt sei Er! noch werden mag. Meine Tochter soll Deine Schwester sein, mein Sohn Dein Bruder, meine Frau Deine Mutter — und so lange, bis Dein Vater Dich wieder zurücknimmt, will ich Dein Vater sein, wenn Du willst!" Und weinend warf sich Manuella in die Arme Abraham's, der in diesem Augenblick, mit dem Ausdruck voll Erbarmen, ein wahrhafter Diener des Höchsten, dastand, wie einer von den Patriarchen.

„Du hast gehandelt wie ein Gerechter und mir gezeigt, daß auch der Kern Deiner Lehre die Liebe sei", sagte Cromwell, der dem Vorgang aufmerksam und gerührt gefolgt war. „Das Vorurtheil von Jahrhunderten hat eine Scheidewand aufgerichtet zwischen den beiden Religionen, die doch beide, gleich mächtigen Strömen, aus der Herrlichkeit Gottes geflossen sind. Der blinde Haß des Volkes hat Euch verfolgt und der Machtspruch eines Königs Euch aus England verbannt. Eine Zeit wird kommen, wo der Makel von Eurem Namen hinweggewischt sein wird, wie der Thau von der Wolle, da Gideon den Herrn suchte. Große Männer, wie ehedem, Psalmisten und Richter, Führer von Tausenden und von Zehntausenden, werden abermals aus dem Stamme Jakob's hervorgehen, eine Heimat wird man Euch geben unter den fremden Völkern, unter denen Ihr jetzt noch irret, und Euch gestatten, den Tempel des Herrn wieder aufzubauen. Das aber wird das gelobte Land sein, auf welches Ihr hofft, und das die Heimkehr, die Euch verheißen. Denn nicht mehr an jener Trümmerstätte haftet die Heiligkeit: das neue Jerusalem ist überall, wo der gläubige Mensch aus der Tiefe seiner Seele den Herrn gesucht und gefunden hat; wo er einen Platz sein eigen nennt, den er heiligen darf, indem er ihn gegen Willkür vertheidigt. Denn die Erlösung kommt von Innen; Religion und Freiheit sind nicht länger

mehr zu trennen. Und nun, mein Freund, glaubst Du, daß Dein Volk reif sei, nachdem Du doch gesehen, daß nur Einer bereit war, dieser Unglücklichen die Hand zu geben und Hunderte sich weigerten? Ich sage Dir: Nein!"

Er trat hierauf in das Zelt, um verschiedene Befehle auszufertigen. Alle sahen ihm erstaunt nach. Er hatte sich aus dem Bericht, der ihm früher von Abraham schon erstattet worden war, gemerkt, worauf es hauptsächlich ankam, und seine Entscheidung war daher bald getroffen. Als er wieder draußen vor dem Zelt erschien, hatte er mehrere Regimemtspässe in der Hand. Der eine derselben war für die potugiesischen Juden aus Amsterdam und enthielt die Weisung, daß dieselben mit der nächsten Schiffsgelegenheit den Hafen von London zu verlassen und nach Holland zurückzukehren hätten. Der zweite war für Isaac de Castro-Tartas, dem es freistand, von London oder einem andern Seehafen des Königreichs seine Reise nach Südamerika fortzusetzen. Der dritte Paß endlich war für den Juden Abraham, seine Familie und Manuella; es hieß darin, daß man ihnen, bis zur weitern Intervention des Parlaments, das Haus in der City wieder einzuräumen habe und forderte zugleich die städtische Behörde auf, sie in dem Besitz desselben zu schützen.

Ehe noch die Betreffenden Zeit gefunden, ihre Zufriedenheit, ihre Freude und ihren Dank dem General zu bezeugen: hatte dieser sich schon den Gefühlsäußerungen entzogen, indem er seinem Stabe zurief: „Und nun an die Geschäfte des Tages!"

„Lebewohl, Manuella", sagte der Cornet, „Du wirst mich nun verlassen und vergessen! Aber ich . . . ich glaube, daß ich nun die Probe bestanden habe, an diesem Tag, wo ich meinen Vater in die Gefangenschaft und Dich in die Freiheit habe gehen sehen!"

„Nein", sagte Manuella, die Hand auf das Herz legend, „niemals! Niemals werde ich Dich vergessen. Du bist gut gegen mich gewesen. Und glaubst Du wirklich, daß ich in die Freiheit gehe?"

Sie sagte das mit einem schmerzlichen Aufschlag ihrer Augen. Sie sah noch einmal Frank Herbert an. Dieser schien unschlüssig. Dann besann er sich und näherte sich rasch dem Mädchen. „Ihr habt viel gelitten", sagte er, „möge jetzt eine bessere Zeit für Euch beginnen." Dann gab er ihr die Hand zum Abschied. Sie preßte dieselbe so fest, daß sie selber darüber erschrak. Doch Frank Herbert war schon gegangen. Heftig erröthend schleuderte sie nun die Schärpe, die sie so lang als ein Pfand der Ergebenheit und Pietät bewahrt, weit von sich; sie taumelte zurück und barg ihr Haupt schluchzend an der Schulter Abraham's, der gekommen war, um sie fortzuführen.

Auch der Cornet war zu seinem Trupp zurückgekehrt. „So, Manuella", rief er, indem er sein Pferd streichelte, „jetzt sind wir wieder allein. Aber brav wollen wir Beide sein, hussah! Manuella!" Und er hob sich in den Sattel.

Cromwell aber zog den Pfarrer auf die Seite. „Seht Ihr dort die Schwadron?" sagte er, indem er mit der Hand auf den vom Cornet

Joyce geführten Trupp deutete, der, etwa 1000 Mann stark, sich eben in Bewegung gesetzt hatte. Lange blickte er ihnen nach, wie sie dahinritten, daß der Boden dröhnte, bis der Staub, den ihre Pferde aufwirbelten, sie verhüllte und nur noch ein fernes Leuchten ihre Waffen sehen ließ. „Seht Ihr, wie sie dort unter der Wolke verschwunden sind? So mag auch, für den Augenblick, eine Wolke liegen über unsere Handlungen für Diejenigen, welche nicht mit den Gründen derselben bekannt sind. Aber so wie jene Reiter am Ziel angelangt, aus dem Staub, der sie bedeckt, heraustreten werden: so zweifeln wir auch nicht, daß Gott unsere Aufrichtigkeit klären wird von allen anderen Absichten, nach denen wir streben, außer seinem Ruhm und des Vaterlandes Wohl! Reiset heim; reiset mit Gott! Er wird den Wunsch, den Ihr gehegt, vielleicht erfüllen. Empfehlet mich meinem Herrn Vetter von Childerley; saget ihm, daß er sich, wills Gott, auf einen Tag nach seinem Herzen gefaßt machen möge. Grüßet mir auch mein liebes Bäschen Olivia, deren Glück mir am Herzen liegt, wie das meiner eigenen Töchter. Lebet wohl!"

Ehe der Doctor sich noch recht auf den Zusammenhang dieser räthselhaften Worte besinnen konnte: war Cromwell schon zu Pferde, grüßte noch einmal und sprengte dann, von seinem Stab umgeben, fort über die Haide.

(Der Schluß des zweiten Buchs folgt im nächsten Heft.)

---

## Mondschein-Landschaft.

Wie hell der Sonne Strahl vom Himmel fällt,
Man sieht die Sonne nicht, man sieht die Welt.
Doch kommst Du, Mond, mit Deinem Silberschein,
Sehn wir ringsum in Allem Dich allein
Und lüftest Du nur einer Wolke Saum,
Verwandelt Schlaf und Wachen sich in Traum.

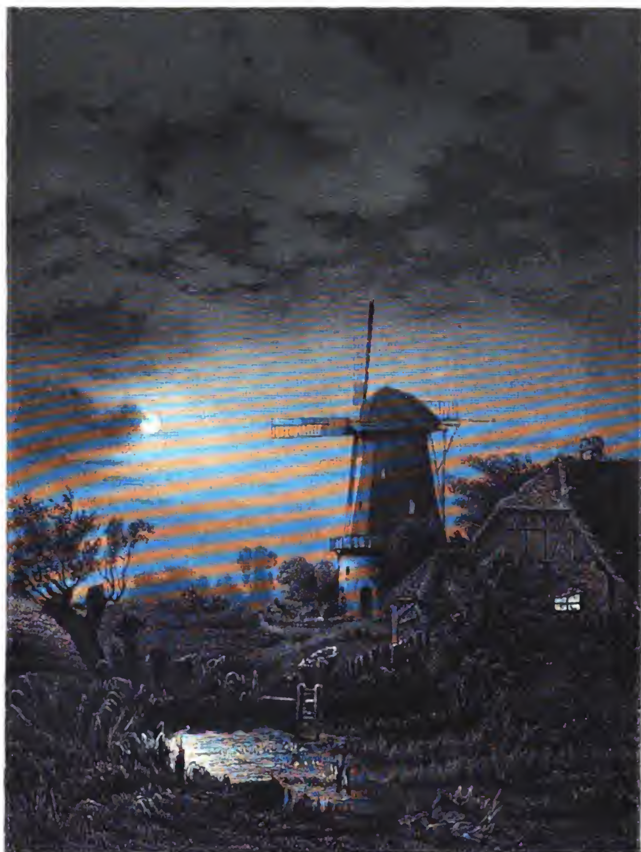
So laß auch mich hier träumen, wo sich grau
Zu Dir erhebt der Mühle luft'ger Bau,
Und wo ihr Arm, gehemmt in seinem Schwung,
Mit Dräu'n beherrscht die dumpfe Niederung,
Drin überm Bach die Weide schimmernd weiß
Aus morschem Stamme treibt ihr jüngstes Reis.

Nicht mein ist dort das Haus, wo karges Licht
Durch kleine Fensterscheiben blinzelnd bricht.
Drin ist des Tages saures Werk vollbracht,
Nun wünscht man sich zum Glück die gute Nacht.
Ich wache noch, denn wie man drin auch ruht,
Ich weiß es wol, ich ruhe nicht so gut!

Doch neid' ich Niemand drum, obschon ich's weiß.
Ich kenne Eures Schlafes hohen Preis,
Und zahl' ihn nicht! Ich hab' Euch ja erblickt,
Mit krummem Nacken, in den Staub gebückt
Lastthieren gleich stumm unterm Joche gehn.
Ich hab' am Tag die Welt zu hell gesehn! —

O süßes Licht! o Mond! o Zaubertraum!
Brich ganz aus Wolken in den dunklen Raum!
Voll Wassers bietet eine Schale Dir
Die Erde, daß Du spiegelst Dich in ihr,
Und also, was dem Auge sich enthüllt,
Mir deutlich Eins nur zeige noch: Dein Bild!

Albert Roffhack.



Müllergehöft im Mondschein.

*Von L. Douzette.*

# So war's nicht gemeint!

Aus dem alten Wien. Von **Karl von Holtei.**

Da fällt mir ein Geschichtchen ein, welches eigentlich nicht in einen „Salon" gehört. Zwar, bei Lichte betrachtet, was könnte besser hinein passen, ihn schöner zieren, als eine huldspendende würdige Kaiserin? als deren Umgebung? .. Aber dann wieder ... es bleibt bedenklich. Denn verhüll' ich zu wenig, dann „schickt sich's nicht"; und verhüll' ich zu viel, dann erstick' ich den Spaß und 's wird kein Schwank. — Na, ich will versuchen, ob ich mit heiler Haut durchkomme! Schreiben darf ich jedenfalls. Dem Ermessen einer vorsichtigen Redaction bleibt's anheim gestellt, mein Geschriebenes abzuweisen, oder es drucken zu lassen. Im letzteren Falle wird sie mein Schild und Schirm. Im ersteren ist zwischen mir und dem Leser gar nichts vorgefallen. Vogue la galére!

Ich habe von jeher, heute noch mehr denn je, Niemanden aufrichtiger bemitleidet, als jene armen Teufel, die nicht arm genug sind, um ehrlicherweise mit gutem Gewissen unter die Bettler zu gehen. Die im Gegentheil, ob ihnen gleich irdisches Besitzthum entweder versagt oder entzogen ward, oder auch durch eigene Schuld abhanden kam, der Schöpfer doch mit einigen geistigen Fähigkeiten ausgestattet hat. Die folglich bei angestrengtem Aufgebote all' ihrer Kräfte, bei unermüdlichem Fleiße, dahin gelangten, sich eine gewisse Stellung in der Welt zu erringen, welche ihnen nun, sei sie niedrig genug, den Zwang auferlegt, in ihrem ganzen Sein und Wesen jenen sogenannten „Anstand" zu beobachten, der gewöhnlich mehr kostet als er einbringt, immer mehr als er werth ist, und ohne dessen sorgsame Aufrechthaltung sie sich den größten Schaden zufügen, ihre Existenz gefährden, sich gesellig vernichten würden.

Zu dieser Classe von armen Teufeln zähl' ich mich selbst. Niemals hab' ich das mir auferlegte Joch drückender empfunden, als während meines letzten längeren Aufenthaltes in Wien (1840, 41, 42), wo ich, im quälenden Zwiespalt zwischen häuslichem, ungestörtem Fleiße, der mir höchst nothwendig war, und zwischen der anderen Nothwendigkeit, mancherlei Umgang zu pflegen und mich von diesem stören zu lassen, nicht umhin konnte, mich mit einem „Kammerdiener" zu bewaffnen, der hinreichende Intelligenz besaß, Diejenigen einzulassen, denen ich ihre großen und kleinen Entréen nicht entziehen durfte, sowie Diejenigen abzuweisen, welche nur für müßige Zeitdiebe galten, und mit denen ich weniger Umstände zu machen brauchte. Nicht allein daß Besoldung, Bekleidung, Ernährung selbigen valet's de chambre über meine auf 1200 fl. C. M. fixirte Theater-Dichter Jahreseinnahme hinausgingen;

daß ich ebenso gut mit einem ambulanten Stiefelputzer, resp. Laufburschen ausgekommen wäre, der mich jährlich kaum so viel gekostet haben würde, als der stabile Serviteur halbmonatlich, . . . mir ward ein im Vorzimmer sitzender, unbeschäftigter Mensch zur förmlichen Qual. Was von meinen Büchern seinem Verständnisse etwa zugänglich gewesen, hatte er allzubald durchlesen. Für mich gab es wenig zu thun. Meine persönlichen Bedürfnisse sind stets gering gewesen; mich, was man sagt, bedienen zu lassen ist mir unmöglich. Nun saß er nur durch eine dünne Thür von mir getrennt; ich hörte ihn seufzen, gähnen, stöhnen vor Langerweile. Ich nannte ihn meinen Jammerdiener. Nicht selten ersann ich die kühnsten Combinationen, erfand lächerliche Aufträge, mit denen ich ihn, sonder Sinn und Zweck in äußerste Vorstädte jagte, nur um mir, von peinlicher Nachbarschaft befreit, ruhige Stunden zu verschaffen. Gewöhnlich bestraften sich dergleichen Phantasiehetzen durch heftig anläutende, recht beschwerliche Gäste, denen ich öffnen, die ich auf dem Halse behalten mußte, weil ich mich in meiner eigenen Gegenwart nicht mehr vor ihnen verleugnen konnte. Da hab' ich's denn für eine Himmelsgnade betrachtet, daß mit Eintritt des Herbstes mein ehrlicher Namensvetter Karl sein früher geübtes „Bastlertalent“ wieder hervorsuchte und eine Art von Werkstatt aufschlug für allerlei zierliche Galanteriearbeiten, die ihm gut gelangen, und zu welchen ich ihm Handwerkszeug und Materialien gern vergütete. Mochte die „Antichambre“ in Gottes Namen einer Papparbeitsanstalt ähnlich sehn, . . . wenigstens hört' ich nicht mehr seine jämmerlichen Seufzer, wußte ihn beschäftigt und fand übrigens nichts an ihm zu tadeln. So zog ein Winter vorüber. Unser Waarenlager hatte mittlerweile beträchtlichen Umfang erreicht. Bisweilen, wenn die Komödieen, die ich contractmäßig einliefern sollte, in's Stocken geriethen, weil ich nichts Brauchbares zu Stande brachte, kam mir der Gedanke, mit meinem Diener ein Compagniegeschäft einzugehen, einen „Stand“ als Detailhändler zu erstreben und seiner kunstfertigen Finger-Arbeiten vorübergehenden Käufern auf dem Graben oder Kohlmarkte darzubieten. Derlei bescheidene Pläne gegen drohenden Geldmangel hinderten jedoch nicht, daß ich im Casino bei Muntsch, oder in einem andern theuren Speisesaale mich einfand, dort mit vornehmen und reichen Leuten verkehrte, wie wenn ich zu ihnen gehörte, ungleich mehr ausgab als ich vor mir selbst verantworten konnte und . . . mich dabei sträflich ennuyirte. Alles nur des lieben Anstands willen. Was sind wir Menschen doch für Narren!

Da begab sich's an einem regnerisch-trüben, kühlen Frühlingsmorgen, daß ich mitten im Dichten, Tichten, Trachten über dem Schauspiel „Das pariser Blumenmädchen“ (eins jener vielen von mir geschriebenen Stücke, die nicht zur Darstellung gelangten und mir glücklicherweise, den Titel ausgenommen, total aus dem Gedächtnisse, wie aus der Mappe entschwunden sind!) jenseits der Stubenthür den Herrn Namensvetter stöhnen hörte, wie nur jemals vor Einrichtung der Werkstatt. Ich erhob mich, ihn zu schelten, verstummte jedoch bei seinem Anblick, denn er lag

auf dem Schlafsopha gleich einem Sterbenden, klagte über Kopfschmerzen, die ihn fast wahnsinnig machten und weinte bitterlich: er müsse drauf gehn! Natürlich warf ich mich in die Kleider und lief, den mir befreundeten Arzt herbei zu holen. Der machte das längste Gesicht, was er in Vorrath haben mochte und vertraute mir die heitere Kunde: hier sei ein rechtschaffenes typhöses Fieber im Anmarsch. Zu seinen Eltern konnte der Kranke nicht gebracht werden; das waren unbemittelte Menschen, mit Kindern gesegnet, die eng und dürftig wohnten, kaum das bischen Leben gewannen. Der Arzt sprach von „Spital?" Bei Nennung dieses Schreckenswortes hob Karl die tausendkünstlerischen Hände empor und sah mich mit flehenden Blicken an. — „Hier kann ich Dich nicht behalten, zu Deinem eigenen Besten nicht; wie wär's mit den „Grauen Schwestern?"

„Ja, ja, zu den Grauen Schwestern", bat er.

„Wenn Sie ihn dort unterbringen könnten", sagte der Arzt, „das wär' freilich sehr gut, aber ich höre, dort soll's überfüllt sein! —"

„Wollen's versuchen", rief ich. Mir fiel ein, daß ich für diese jüngst geschaffene Anstalt eine öffentliche Vorlesung gehalten und auch außerdem Gelegenheit gefunden hatte, dem „Agenten" derselben, Herrn Dr. Wache, gefällig zu sein. Also: Geraden Weges zum Dr. Wache!

Es traf sich so günstig, daß ein Diener ohne Dienst, den ich schon mehrfach bei dem meinigen gefunden, ein wie er ihn bezeichnete: „seiniger Freund", in dieser passenden Stunde vorsprach, sich nach des Freundes Befinden zu erkundigen, „denn der arme Hascher hat schon gestern im Beisel geklagt, daß ihm völlig nicht gut sei!" Den hieß ich willkommen, installirte ihn beim Patienten und vorwärts auf die Agenten-Jagd!

O weh! — Dr. Wache, zu Lebzeiten des Kaisers Franz als Leibchirurg an Letzteren attachirt, zugleich mit dem Titel eines Kammerdieners bekleidet, war seitdem als wirklicher Kammerdiener auf die verwitwete Kaiserin Mutter gleich einem Erbstück übergegangen, stand förmlich in Ihrer Majestät Diensten, versah die Functionen eines Wohlthatenspenders und demgemäß auch die Obhut des von seiner allerhöchsten Herrin vorzugsweise gehegten und gepflegten, heilbringenden Institutes der Grauen Schwestern. Das wäre an und für sich vortrefflich gewesen, darauf hatt' ich ja eben gerechnet; doch nicht darauf, daß die Kaiserin bereits in Schönbrunn Sommerquartiere aufgeschlagen, daß Wache ihr dorthin folgen müssen.

Da blieb nichts übrig, als einen Fiaker zu nehmen und nach Schönbrunn ihm nachzufliegen!

„Zu fliegen?" Ich finde keinen andern Ausdruck. Der wiener Fiaker (von Achtundvierzig, den der Neuzeit kenn' ich nicht genug) ist ein ens sui generis gewesen, ein Mittelding von Zauberei und Wirklichkeit, fand nirgend seines Gleichen. Ihn mit den Fiakern, Lohnwagen, Droschken, Cabriolets zc. anderer Länder, anderer Städte nur annähernd vergleichen zu wollen, wäre Blasphemie. Die Eleganz und Bequemlichkeit der Kutsche ward höchstens überboten von des Kutschers Geschicklichkeit. Sonst von nichts auf Erden. Oft mit elenden Rossen,

vielleicht gestern erst um eine Handvoll Silber angekauft, sausten jene Hexenmeister durch engste Gassen, durch's dickste Gewühl ohne anzustreifen. Und dabei diese Umsicht, dieses Verständniß des leisesten Winkes, dieser gesunde Witz, der kecke, treffende Humor! Theuer waren sie, das läßt sich nicht läugnen. Zu prellen verstanden sie auch, besonders Fremde, welche das wiener Pflaster nicht kannten und sich den Anschein zuversichtlicher Klugheit gaben. Solche zogen immer den Kürzeren. Sobald man aber mit ihnen nähere Bekanntschaft schloß, zutraulich erwiedernd auf ihre Scherze einging und nur erst Einigen eine nicht knickernde Kundschaft geworden war, zeigten sie sich ganz billig. Und recht zornig konnte man, trotz ihrer mitunter hervorbrechenden Grobheit, doch nicht werden, weil sie jedesmal einen „G'spaß" mit einmengten. Ich erinnere mich, daß ich eines Tages, nach längerer Abwesenheit von Wien, gerade wieder eingetroffen, und meiner Sache nicht ganz gewiß, zwei Vorstädte mit einander verwechselnd, einen mir fremden Fiaker auf etliche Touren annahm, für die er drei Gulden begehrte, was mich, bei meinen topographischen Irrthümern ein geringer Preis dünkte. Nach zurückgelegtem kurzen Wege bemerkte ich wohl, ich hatte mich täuschen lassen. Doch nun war's zu spät, der Handel abgeschlossen. Ich zählte ihm neun Zwanziger, (damals gab's noch wirkliche, wahrhaftige silberne Zwanziger!) auf seinen in gelben Taffet gehüllten Hut, mit dem Beifügen: „Na, jetzt kannst Du Deinen Kameraden erzählen, wie Du einen preußischen Esel angeschmiert hast! — O ich bitt, Euer Gnaden, erwiederte er, das Geld einstreichend, den Ausdruck „Esel" werd' ich wol nicht anwenden.

Da soll Einer böse werden! Ich hätt' ihm am liebsten noch einen Zwanziger dazu geschenkt! Es ist mir aber dann auch geschehen, daß Fiaker, mit denen ich öfters fuhr, wenn sie bei ungewöhnlich lange dauernden Abendgesellschaften weit über die abgemachte Stunde in späte Nacht hinein warten mußten, mir auf die Aeußerung: „Heute werd' ich doch etwas zulegen müssen?" treuherzig entgegneten: „Lassen wir's nur gut sein, dafür kommen Euer Gnaden ein andermal desto ehnder herab!"

Aber ich werde da von Fiakern aus der Bahn gelenkt, statt mich auf dem Pfade meiner Geschichte zu halten. Ueber die Schwatzhaftigkeit des Alters!

Genug, wir flogen nach Schönbrunn und ich wurde von einem artigen Manne aus der „Staberlwache (so genannt in Volkes Munde, nicht etwa in Erinnerung an den weltbekannten komischen „Staberl", sondern nur im Hinblick auf die Stäbe, „Staberl", womit diese Herren ausgerüstet einherschritten) den ich nach Ihrer Kaiserlichen Majestät Kammerdiener befragte, in einen großen Saal gewiesen, dessen hohe Glasthüren unmittelbar zum Schloßgarten führen. In einer Ecke dieses Saales hatte Dr. Wache sein Schreibstübchen etablirt, wo er am Pulte tief in Rechnungen und dergleichen Papierkram stand. Er empfing mich sehr artig, hörte mich theilnehmend an, durfte mir jedoch keine Aussicht

geben auf Erfüllung meiner Bitte, weil, wie er schwarz auf weiß darlegte, das Krankenhaus der Grauen Schwestern vollständig besetzt sei und die Oberin bereits ihr eigenes Bett einer zuletzt Aufgenommenen eingeräumt habe. — Diese Auseinandersetzung des Kaiserlichen Kammerdieners machte mich höchst besorgt, was ich nun mit dem Holtei'schen Kammerdiener anfangen, und ob ich nicht gezwungen sein würde, den armen Burschen dennoch in das von ihm so gefürchtete allgemeine Hospital schaffen zu lassen? Wir wechselten, Dr. Wache und ich, zwecklose Reden und konnten, wie es in solchen Fällen immer geht, gar nicht recht auseinander kommen. . . . Da rissen zwei Lakaien plötzlich die mittleren Flügelthüren auf und über die steinernen Stufen herein trat Ihre Majestät, gefolgt von Hofdamen, in deren Begleitung sie, flüchtigen Sonnenschein benutzend, soeben ihren Morgenspaziergang unternommen hatte. Sie ging raschen, festen Schrittes an uns vorüber, erwiederte meine ehrfurchtsvolle Verbeugung mit einem Nicken des Hauptes, wobei sie mich fragend anblickte und verschwand durch eine Seitenthür nach ihren Gemächern. Kaum aber war diese hinter ihr geschlossen, als sie sich auch schon wieder öffnete, der Kopf Ihrer Majestät durch die Oeffnung guckte und ihr Mund ein vernehmliches „Wache!" hören ließ, was einen mit des Doctors Familiennamen Unbekannten auf die Vermuthung hätte bringen können, in den anstoßenden Zimmern drohe Lebensgefahr und es ertöne ein Hilferuf nach Wache, d. h. nach bewaffneter Macht. Wir wußten was es bedeute und Derjenige, dem es galt, eilte dem Befehle zu gehorchen. Unterdessen war ich nun mutterseelenallein in dem großen Raume zurückgeblieben und spann Trübsal. Meine allzubereitwillige Einbildungskraft erschuf sich ein Bild des Kranken im wildesten Paroxismus hitzigen Fiebers. Konnte sich der Rasende nicht während meiner Abwesenheit der Aufsicht seines Collegen entzogen und aus dem dritten Stock in den Hofraum hinabgestürzt haben, so daß ich bei der Heimkehr einen zerschmetterten Leichnam vorfand? Mit so lieblichen Möglichkeiten bevölkerte die grau in grau malende Phantasie des oft phantasielosen Theaterdichters den großen schönbrunner Gartensaal Zum Glück blieb ihr kein langer Spielraum, denn Wache kehrte bald zurück mit der Nachricht: „Ihre Majestät habe gefragt, ob das nicht der Holtei wäre, der da draußen stehe, und was er hier wolle. Als sie vernommen, um was es sich handle, hatte sie lebhaft ausgerufen: Das wär' noch schöner, wenn wir unsern Wohlthäter (sic!) abweisen wollten. Schreiben Sie gleich an die Oberin, der Diener muß aufgenommen werden. Ich werde schicken was fehlt. Uebrigens, soll der Holtei warten, Ich will ihn sprechen."

„Keine Idee", wendete ich dagegen ein; „sehen Sie doch, lieber Doctor, wie ich ausschaue? In diesem Kittel kann ich nicht vor die Kaiserin treten."

„Danach wird nicht gefragt, mein Bester. Die Majestät hat befohlen, ich darf Sie nicht fortlassen. Sie warten, bis man Sie ruft und ich schreibe unterweilen den Brief an die Oberin."

„Na, so muß es kommen, sagt Neumann", brummte ich, in berliner Nachklängen versunken, vor mich hin und musterte (an Spiegeln war kein Mangel) die Mangelhaftigkeit meiner Toilette. Wer hatte denn auch solches Zusammentreffen vorahnen können?

Mit der rechten Hand kniff ich den abgetragenen Filz, bei dieser Situation die richtige „Angströhre", in irgend erschwingbare Façon; die Linke preßt' ich auf mein Herz, nicht um dessen Schlag zu fühlen und die Pulse zu zählen, nein, um die Stelle zu verdecken wo ... ein Knopf entwichen war. Nicht zollbreit darf die Hand vom knopfleeren Flecken weichen, die Majestät wird das für eine Pantomime innigster, schnurgerade aus dem Herzen dringender Verehrung betrachten.

Geduldig warten können ist eine schwere Kunst, welche Manchem abgeht, gegen den ich in vielen andern Dingen ein Stümper sein mag, die ich aber aus dem Fundamente erlernt habe. Dafür sorgte nicht bloß mein Schicksal durch reichliche Uebung von Außen, auch ich bin der Belehrung willig entgegengekommen, weil ich aus Princip stets pünktlich Stunde hielt, folglich immer und überall auf Andere warten mußte. Pünklichkeit wird eine Haupttugend der Könige genannt; in dieser Beziehung verdiente ich eine Krone. Bisweilen stellt das Verhängniß geduldiger Menschen Geduld auf allzuharte Proben. Für eine solche erklär' ich nachträglich heute noch jene im schönbrunner Wartesaale, weil mit jeglicher Secunde mein forschendes Auge neue Nachlässigkeiten im Costüm entdeckte. Die verwetterten Spiegel spiegelten mich so blank zurück, daß ich das ganze Elend recht überschauen konnte. Sogar die in blinder Hast erwischten Stiefel verriethen rettungslos, daß der Typhuscandidat sie heute noch nicht gehandhabt... Jetzt geht die Seitenthür auf ... jetzt fühl' ich wirklich den Schlag des Herzens unterm knopflosen Plätzchen ... ich raffte mich zusammen ... doch es erschallt noch kein Commandowort, ... im Gegentheil, die Hofdame (Freiin von S...) eine hohe stattliche Gestalt, kommt heraus mit der Weisung: „Ihre Majestät kann Sie nicht anders empfangen, als in Gegenwart Ihrer Frau Oberhofmeisterin, an diese ist bereits die Ordre ergangen; Sie müssen sich so lange hier gedulden, bis Gräfin Lazansky Excellenz auf ihrem Posten ist."

Unter andern Verhältnissen würde ich kaum einige bescheidene Bemerkungen verschluckt haben, über die Tyrannei der Etikette, der sich sogar eine Kaiserin füge, und obenein bei einer Audienz in so gänzlich etikettenwidrigem Auf- und Anzuge als der meinige, wo es nun doch auf eine Handvoll Noten nicht mehr ankäme... Aber ich fühlte mich gar zu zerknirscht durch fortdauernde Selbstschau. Deshalb ließ ich's stumm bei der Frau Oberhofmeisterin bewenden und bei dem an mir nagenden Gedanken, daß Ihre Excellenz recht hübsche Muße haben würde, sämmtliche Defecte meiner Bekleidung herauszufinden und zu katalogisiren. — Baronin S. plauderte freundlich fort: von den beiden Karl'schen Theatern — von Beckmann, dessen durch mich eingeleitetes Gastspiel kürzlich begonnen —, von meinen Vorlesungen, deren die Kaiserin Mutter keine

versäumt habe, trotz der abscheulichen Ratten im Leopoldstädter Theater (dem alten), und so fort. Dabei rückte sie mit jedem Satze, den sie sprach, ein Stückchen weiter vorwärts. Ich gerieth durch ihr Avanciren in eine ganz falsche Stellung, denn ich wähnte, sie strebe dem Hauptausgange zu, weswegen ich meine Positionen, um artigerweise Front zu behaupten, ungeschickt änderte ... bis ich zuletzt entdeckte, ihr Ziel sei eine früher noch nicht wahrgenommene Tapetenthür, als zu welcher ich ihr, aus purer Höflichkeit, den Weg vertreten hatte. Nun gab ich Raum und sie schritt resolut drauf los.

Was wollte sie dort? War's ein Wandschrank, aus welchem sie etwas zu holen, in welchem sie etwas niederzulegen dachte? Kaum glaublich. Eine kaiserliche Hofdame läßt dergleichen durch Dienerschaft besorgen. Und dennoch, ja, die Baronin faßte, noch immer behaglich redend, fragend, mit sicherer Hand den kaum sichtbaren Griff, drehte daran, die Thür that sich auf und ich sah... es war keine Täuschung... in einem zwei Schritte breitem, drei Schritte tiefen, dunklen Kämmerlein sah ich ... einen von grünledernen Kissen bedeckten, niedrigen Sitz; einen Sessel ... einen Stuhl wundersamster Gattung, dessen Vorhandensein hierorts mich wie ein öffentliches Geheimniß erschreckte und complet aus der Fassung brachte, so daß mir die Sprache ausblieb und ich offenen Mundes auf das mehr denn verdächtige Möbel hinstarrte.

Dr. Wache hatte seine Epistel vollbracht; ihm entging mein Erstaunen keineswegs. Es schien ihn zu ergötzen und er weidete sich an meiner stummen dummen Verlegenheit.

Die Dame rafft ihre bauschenden Roben zusammen ... träum' ich? schnapp' ich über? Wie weit soll denn das gehen? ... sie setzt sich.. meine Augenlider sinken verschämt zu. .. Adieu, ruft sie; ... jetzt reiß' ich die Augen wieder auf .. Adieu, lieber Holtei, ich hab' mich gefreut.

Weg ist sie! Die letzten Silben ihrer Ansprache verklingen wie das Lied der gen Himmel emporschwebenden Lerche ... das dunkle Kämmerlein steht leer, ... der ominöse Stuhl sammt Inhaberin ist entschwunden ... und Dr. Wache, die Tapetenthür langsam schließend, lacht mich an: Haben Sie denn niemals die schönbrunner Gloriette besucht, Bester? Sich niemals zur Aussicht emporsteigen lassen? Wußten Sie denn nicht, daß für die in den obersten Etagen des Schlosses wohnenden Damen ähnliche mechanische Vorkehrungen*) getroffen sind, um ihnen das beschwerliche Erklimmen hoher Treppen zu ersparen? Baronin S. hat sich tout simplement in ihre Zimmer begeben."

„Gott verzeih mir's, ich dachte ..."

„Was Sie dachten hab' ich wohl in Ihren verdutzten Mienen gelesen Aber geben Sie sich zufrieden, so war's nicht gemeint!"

„Theuerster", bat ich, „verrathen Sie mich und meine Albernheit nicht. Machen Sie mich nicht zum Gespötte des Hofhaltes."

---

*) „Ascensions" genannt, wie jetzt auch in den großen Hôtels, z. B. im „Grand Hôtel" und „Hôtel du Louvre" zu Paris, „Westminster Hôtel", London, „Grand Hôtel de Rome", Berlin ꝛc.

Versprochen hat er's, gehalten wird er's schwerlich haben.

Noch war ich nicht über meinen Schreck fort, da hieß es: Ihre Majestät erwarten Herrn Holtei!

Die Kaiserin überbot sich in Huld und Güte. Meiner Bitte Gewährung, sagte sie, verstehe sich von selbst. Sie sprach dann von andern Gegenständen. Ueber Shakspeare äußerte sie sich eingehend, geistvoll, wenn auch nicht ohne weibliche Reserve gegen gewisse „starke Passagen". Sie nannte ihn einen tiefen Geschichtskenner, einen weltumfassenden Poeten, dem die Welt der Bretter zu enge sei. Mein Vortrag habe sie befriediget und sie verdanke mir gern manche Aufklärung.

Ich wollte nicht den Verdacht erwecken, als wär' ich begierig noch mehr Lob zu hören, deshalb erlaubt' ich mir die Frage, ob Majestät schon einer Gastvorstellung Beckmann's beigewohnt habe?

„Nein", erwiederte sie kurz; „ich liebe die jetzt beliebten Possen nicht, und noch weniger deren Darsteller. Es herrscht darin ein Ton vor .. Ich besuche überhaupt selten ein Vorstadttheater, das Leopoldstädter nie."

Ich blickte fragend auf.

„Außer wenn Holtei Shakespeare liest."

Diese feine Wendung gab mir frischen Muth: „Ew. Majestät dürfen ohne Furcht vor indecenten oder anstößigen Ausschreitungen meinen Freund und Landsmann sehen. Ich verbürge mich für Beckmann. Und gerade heute . . . „Die Reise auf gemeinschaftliche Kosten", in dieser Rolle ist er unnachahmlich."

So ging's ein langes Weilchen fort. Sie entließ mich gnädig, ich schied voll aufrichtiger Ehrfurcht und Dankbarkeit, für die edle, kluge, mildthätige Frau.

Bald nach meiner Heimkunft stellten sich Träger ein, welche den Kranken (der übrigens nach fünf Wochen frisch und munter entlassen wurde) abholten. Sein Vertreter war bereit, mein kleines Hauswesen versorgt. . . Abends ging ich in's Theater an der Wien, in welches Director Karl den Beckmann, großen Andrangs wegen, aus der Leopoldstadt transplantirt hatte. Das Erste, was mir im übervollen Hause auffiel, war . . . in der für die Erzherzöge reservirten Hofloge Ihre Majestät die Kaiserin Mutter, die von nun an keine neue Rolle Beckmann's versäumte.

Da hatt' ich mitten in meiner Dummheit doch auch einen klugen Streich ausgeführt. Denn dieses Gastspiel gab die erste Veranlassung zu Beckmann's späterer Berufung an's Burgtheater, zu seiner glücklichen Erlösung aus den Klauen des Menschenquälers und A B C Schülers, der einem Kunstinstitute an der Spree allzu lange vorstand.

Und so war's allerdings gemeint, als sich ein altes Breslauer Stadtkind für's andere verbürgte

---

# Die historische Malerei der Gegenwart.

(Ein Ergebniß der Weltausstellung von 1867.)

Von Dr. **Julius Meyer.**

## I. Die historische Malerei der romanischen Völker.

In diesen Tagen, da nach harten Kämpfen fast die ganze gesittete Welt in Waffen steht, da überall das nationale Leben einen neuen Aufschwung nimmt und die Geschichte mit gewaltigem Schritt aus einer ausgelebten Epoche in eine neue überzutreten scheint: da lohnt es sich wol auch, einen Blick auf die Kunst zu werfen, wie weit sich in ihr die großen und treibenden Ideen des Zeitalters zu verkörpern suchen. Also auf die historische und monumentale Malerei. Noch ist es ja nicht lange her, daß allgemein die stolze Rede ging, wie das Jahrhundert in der historischen Kunst einer eigenen und kräftigen Blüthe sich rühmen könne. So wäre also diese als glückliche Weissagung, als das ideale Vorspiel dem neuen Tag der That und des politischen Lebens voraufgegangen. Nun bot ja die Weltausstellung die beste Gelegenheit, was jene vermocht und was sie zu Stande gebracht hat, in geschlossener Reihe zu überblicken; wenigstens gab sie die bequemen Mittel an die Hand, nach dem heutigen Besitzstand der historischen Malerei umzusehen. Allein seltsam; nichts fand sich hier von jugendlicher Kraft, von verheißender, zu neuem Leben sich aufringender Phantasie, vom markigen Ungestüm einer im Drange des Werdens überquellenden Zeit. Vielmehr fast überall die alternden Züge eines greisenhaften Jahrhunderts, die Spuren des Verfalls und einer ablaufenden Gesittung. Das rückwärts gewendete Gesicht dieser Kunst etwas näher zu betrachten und nach den ersten Zeichen der Verjüngung, wie weit sie echt, wie weit sie trügerisch sind, zu forschen, hat sein eigenes Interesse. Verzichten muß man freilich dabei auf die angenehme Aufregung, die der Jubel der blinden Bewunderung mit sich brachte, womit man Jahre lang jedes neue Werk der Kunst sich und der Welt angepriesen hat.

Gleich bei den Franzosen trat der Verfall der historischen Malerei offen zu Tage. Nicht ein Bild ließ sich finden, das einen großen Zug des allgemeinen Lebens zu charaktervollem Ausdruck gebracht hätte. Indeß, so zweifelhaft auch der Werth der Malereien von monumentaler Art erschien, so konnte doch nur eine solche — nach altem Herkommen — den „großen Preis" erhalten. Er fiel auf Cabanel's „Verlorenes Paradies." Bekanntlich hat sich der Maler ausgezeichnet in nackten Nymphen und Göttinnen; in dieser gegenwärtig blühenden Gattung ist er zum Meister der aristokratischen und höchsten Kreise gewor-

den, indem er den modernen Hetären, die nun unter heidnischem Namen auch in die Kunst sich Eingang verschafft haben, mit dem Anflug sinnlichen Lebens doch die Feinheit einer perlmutter- und milchfarbenen Haut zu lassen weiß. Dem Preisbilde merkt man es an, daß sein Urheber aus der akademischen Schule in diese leichtlebige Atmosphäre übergetreten ist, aber den alten würdevollen Mantel am schwerfälligen Fuße noch nachschleift. In blitzblauem, wallenden Gewande schwebt der erzürnte Gott Vater über dem ersten „Unglücksfall“ der Welt: Adam und Eva, Gestalten, die mächtig sein sollen, aber es nur zu einer kolossalen Ueppigkeit mit akademischer Rundung bringen, geben mit ausfahrenden Geberden die Zerrüttung ihres Gemüthes kund, die wol deshalb, weil sie die erste des Menschengeschlechts ist, so ungelenk sich ausspricht. Ringsum das strotzende Blätterwerk des vorsündfluthlichen Paradieses und, wie der Maler wol meinte, die ganze Farbenpracht der Urwelt. In Wahrheit aber ist es ein tapetenhaftes Durcheinander von Blau, Orange, Violet und Grün in greller Beleuchtung das mit seinen schreienden Contrasten auch bessere Figuren zu Grunde richten würde.

Nicht so zahlreich, als man erwarten sollte, hatten sich übrigens die nackten Göttinnen eingefunden; der Begabteste auf diesem berufenen Gebiete, Baudry, hatte gar nicht ausgestellt. Vielleicht, daß doch das neueste Frankreich sich scheute, mit dieser Verherrlichung „der Halbwelt“ vor den Augen einer halben Welt aufzutreten. Denn nichts Anderes ist diese Kunst, die sich so gerne für den Erben des unlängst zu Grabe getragenen Idealismus ausgeben möchte. Indeß, auch so, wie sie ist, hat sie keine Zukunft; denn was sie von naturalistischer Fülle und Bewegung in die Darstellung des nackten Körpers brachte, das verdarb sie wieder durch den Ausdruck schwächlicher und koketter Lüsternheit. Die Grenze des frivolen Kreises berührte auch ein großes Bild aus der biblischen Geschichte: die Erzählung vom verlornen Sohn von Ed. Dubufe (dem Jüngern). Der Maler ist sonst wol bekannt durch seine eleganten Frauenbildnisse von modern süßlichem Zuschnitt. Sein Hauptthema war natürlich der junge Sausewind bei üppigem Gelage in höchst zweideutiger Gesellschaft, die sich zum größeren Theil im Costüm der Renaissance, zum kleineren in dem der Mutter Natur auf die zwangloseste Weise belustigt. Ist es für unsere Anschauung schon eine Komödie, der christlichen Sage das Kleid des Cinquecento umzuhängen, so ist es erst recht ein Mummenschanz, eine Scene, wie sie oft genug im „Grand Café“ des heutigen Paris sich abspielt, venetianisch aufzuputzen und ihr dann einen heiligen Namen zu geben. Auf den Laien verfehlten die glatte Geschicklichkeit der Behandlung und die freundlich schimmernde Färbung ihren Eindruck nicht: allein wie nichts hinter diesen Personen ist, so ist auch, bei aller Gewandtheit, nichts hinter der Darstellung.

Um nichts besser als mit der Malerei des idealen Styls stand es mit dem eigentlichen Geschichtsbilde. Bekanntlich ist die Zeit desselben schon seit Delaroche um; von vergangenen Epochen wird höchstens noch das malerische Kleid benutzt zu historischen Genrebildern. Im

großen geschichtlichen Format trat nur ein Werk von dem jüngeren Robert Fleury auf, das schon im Salon 1866 sich bemerkbar gemacht: eine Gräuelscene aus der jüngsten Polenbewegung. Wer fragt hier nach dem welthistorischen Inhalt? Der Kampf war längst in sich zu Ende, noch ehe die russische Infanterie in diesen vor dem Warschauer Schlosse zusammengedrängten Knäul von Menschen schoß. Das Bild hat durch seinen derben Realismus und entschieden modernen Charakter eine gewisse Aufdringlichkeit der Wirkung; aber es beweist zugleich, wie entgegen die Erscheinung der modernen Welt, und insbesondere einer solchen, der künstlerischen Darstellung ist. — Da scheinen doch die großen Kämpfe der jüngsten Vergangenheit ganz anders den heftigen Pulsschlag dieses Zeitalters zu versinnlichen; auch haben die Franzosen nicht verfehlt, wenigstens aus ihren Heldenthaten in der Krim, malerisches Capital zu schlagen. Allein worauf kommen diese wändelangen Tafeln hinaus? Auf die Verherrlichung des „Troupiers", blutiges Handgemenge und einzelne Episoden des Kampfes, während die welthistorische Verwickelung und Entscheidung hinter die Scene fällt. Die Leere und Trockenheit der großen Bilder von Yvon und Pils, welche den neuesten Schmuck der historischen Säle von Versailles bilden, tritt trotz aller Geschicklichkeit unverkennbar zu Tage.

Die Verherrlichung des „Troupiers" durch die Kunst — sie ist das richtige Gegenstück zu jener Verherrlichung der Halbwelt-Schönheit. Auf Jenem beruht die physische Macht des Kaiserreichs, auf dieser die moralische. Das also sind die Gewalten, welche das Schicksal der Nation bestimmen, und so löst die monumentale Malerei, indem sie dieselben verkörpert, ihre eigentliche Aufgabe. Daher wird sie nothwendig und im schlimmen Sinne realistisch, denn in ihrem Gegenstande ist auch keine Spur von Idealität mehr. Und was sollte sie sonst noch schildern? Alle Ideale, alle allgemeinen Interessen hat die Nation sich abgethan, um nur noch den Einen Cultus zu treiben eines üppig ausgestatteten Privatlebens. Auch ihr politisches Dasein erleidet sie bloß als unthätiger Zuschauer. So kann es nicht Wunder nehmen, daß unter allen Völkern, die in der Kunst noch Selbständiges leisten, gerade das französische in der historischen Malerei am tiefsten heruntergekommen ist. Nur wäre es falsch, sich deshalb der patriotischen Täuschung hinzugeben, wie wenn wir endlich in künstlerischen Dingen überhaupt die Franzosen überholt hätten. Die nationale Begeisterung, damit manche Kritiker diesem tröstlichen Glauben sich in die Arme warfen, war der antifranzösischen Strömung entsprungen, die voriges Frühjahr manchem Manne diesseits des Rheins das Herz wol erwärmte, das Auge aber umnebelte und den Kopf verwirrte. Eine geschulte Geschicklichkeit und die Gabe, ein Stück Welt, wenn auch noch so klein, malerisch zu sehen und malerisch zu schildern, das hat die französische Schule, im Ganzen betrachtet, auch heute noch vor den übrigen voraus.

Günstiger war das Ergebniß der Ausstellung für die historische Malerei der Italiener. Ein gewisser Aufschwung, der offenbar mit

dem Selbstgefühl der wiedererlangten nationalen Selbstständigkeit im nächsten Zusammenhange steht, war nicht zu verkennen. Seit in der Gegenwart das politische Leben von Neuem erwacht ist, lohnt sich für die Kunst auch der Rückblick auf die großen Tage der Vergangenheit. Sie geht mit einer gewissen Keckheit in's Große und Monumentale und strebt nach dem Ausdruck eines erhöhten Daseins; die kleineren Gattungen der Malerei bleiben nur mehr im Hintergrunde. Auch zeigen sich Ansätze zu einer selbstständigen Anschauung und Kunstweise. Vor der neuen Aera war die Malerei den verschiedensten Einflüssen unterworfen und in den widersprechendsten Richtungen befangen; ein roher, äußerlicher Realismus, eine ausgelebte akademische Ueberlieferung und blinde Nachahmung einer gewissen französischen Fertigkeit liefen bunt und wild durcheinander. Freilich so rasch, wie ihnen das Glück ein neues Staatswesen in den Schooß geworfen, werden die Italiener eine neue eigene Kunst nicht finden. Denn eine Kunst findet sich überhaupt nicht. Hier wird ihnen die Arbeit der Entwickelung nicht erspart bleiben, deren sie in der Politik ein merkwürdiges Zusammentreffen von Umständen überhoben hat. Schwankend und unschlüssig stehen noch ihre Maler zwischen den großen Vorbildern der Ahnen und modernen Bestrebungen; zudem hängen sie noch an jenem gespreizten und deklamatorischen Pathos, das ein Zug der neueren Gesichtsmalerei ist. So zeigt sich noch nirgends eine entschiedene Schule und Anschauung. Vielmehr hat noch ein unstetes und in Gegensätzen umgetriebenes Suchen, daraus sich mühsam bessere Anfänge emporringen, die Oberhand.

Mit religiöser Kunst befaßt sich das neue Italien nur beiläufig. Die Bilder des Florentiners Pollastrini und des Mailänder Professors Hayez gehen nicht über jenen charakterlosen Mittelschlag hinaus, der überall in den Kirchen unser Zeitalter von der schwächlichsten und mattesten Seite zeigt. Dagegen ist ein großes Geschichtsbild von Ussi mit einem der acht ersten Preise bedacht worden. Wie ich mich von der Florentiner Ausstellung d. J. 1861 entsinne (im Katalog war das Bild gar nicht verzeichnet), will es die Vertreibung des abenteuerlichen Herzogs Gualtieri von Athen aus Florenz (1342) schildern; aus der Darstellung selber läßt sich natürlich — das ist nun einmal so der Brauch der Geschichtsbilder — der Inhalt nicht errathen. Seinen damaligen Erfolg verdankte das Werk hauptsächlich der Verwandtschaft seines Gegenstandes mit den neuesten Ereignissen in Italien. Denn an sich ist der künstlerische Werth nicht erheblich. Wir kennen schon von Lessing her die Anordnung derartiger Scenen; an bühnenhaften, ausfahrenden Geberden und Bewegungen fehlt es hier vollends nicht. Der Herzog in der Mitte, grimmig in sich gekehrt; um ihn eine Anzahl mehr oder minder aufgeregter Gestalten, die ihn mit allerlei Drohgeberden zur Unterzeichnung seiner Abdankung zwingen, sonst noch Bewaffnete, schreiendes und gestikulirendes Volk. Manche Köpfe und Bewegungen sind lebendig; auch ist das Bild in einem volleren und wärmeren Ton gehalten, als sonst die meisten Geschichtstafeln, groß geworden in der verschlossenen

und fahlen Luft der Akademien, aufzuweisen haben. Allein das Ganze bleibt nur eine sorgsame Arbeit und hat nichts von dem Wurf eines entschiedenen Talentes.

Noch weniger bringen es die andern großen Geschichtsgemälde zu freier energischer Bewegung, zu einem vollen und harmonischen Ton. Auch die beachtenswerthesten, wie Gastaldi's Bürger von Tortona, die ihre Stadt gegen Barbarossa vertheidigen, und Gamba's Victor Amadäus, der nach der Schlacht von 1705 die Bewohner von Carmagnola unterstützt, sind bei einer gewissen Fertigkeit unruhig und bunt, in der Composition gespreizt und doch zersplittert. — Dagegen gibt das große Bild Faruffini's, die Unterredung Macchiavell's mit Borgia, von einer eigenthümlichen und durchaus realistischen Anschauung Zeugniß. In den beiden Figuren ist nichts von akademischer oder heroischer Würde; sie sind der Wirklichkeit scharf abgesehen, bestimmte Charaktere von einer fast gemeinen Wahrheit des Ausdrucks und Gebahrens. Genrehaft und wie zufällig sind sie in einen weit sich ausbreitenden Raum gesetzt; heimlich umhüllt sie das gedämpfte Licht des geschlossenen Gemachs, das harmonisch auf den warmen Lokaltönen spielt und über das ganze Bild eine besondere Stimmung ausgießt. Der Reiz besteht also vornehmlich in der coloristischen Wirkung. Am geschichtlichen Stoff ist weiter nichts gelegen; allein weshalb geben uns dann noch die beiden seltsamen Männer das Räthsel auf, was sie wol so eifrig verhandeln? — Noch genrehafter, wenn auch in großem Maßstab, ist eines der interessantesten italienischen Bilder: Torquato Tasso, der der Leonore von Este und ihren Damen sein Epos vorliest, von Morelli in Neapel. Mit überraschender Wahrheit ist die kleine elegante Gesellschaft, im ansprechenden Costüm der Spätrenaissance, in das Helldunkel eines wohnlichen Gemachs gesetzt, einfach und natürlich gruppirt, und Jeder mit liebenswürdiger Theilnahme bei dem ruhigen Vorgang beschäftigt. Bei dem harmlosen Vorwurfe hat der malerische Reiz des Ganzen wol seine Berechtigung; allein er würde noch mehr wirken bei bescheidenerm Maßstab. Denn der kleine Inhalt reicht nicht aus für die lebensgroßen Figuren, und daß sie sonst ungewöhnliche, über die Existenz der Gattung hinausgehobene Naturen sind, ist ihnen nicht anzumerken.

Von ihren neuesten Waffenthaten haben diesmal die Italiener nicht viel Aufhebens gemacht, aus dem Feldzuge von 1859 nur Kampf und Leben des Soldaten in sittenbildlicher Weise erzählt. Die kleineneren Schlachtenbilder von Pagliano und Induno schildern nur ein episodisches Handgemenge. Die realistische Ungezwungenheit der Darstellung paßte hier wol; aber den angreifenden Italienern wäre etwas mehr Energie der Bewegung zu wünschen und den davonlaufenden Oesterreichern etwas maßvollere, weniger gliederverrenkende Bestürzung. Ansprechender sind jene Bilder von Induno, darin er uns die Nachwirkungen des Kriegs im gemüthlichen Familienkreise des Soldaten erzählt. Es ist ein Zug von Düsseldorfer Empfindsamkeit darin; aber

Leid und Glück dieser namenlosen Menschen ist nicht ohne Leben geschildert und theilt sich dem Beschauer auch durch die heimliche Stimmung des Colorits mit. —

Ueberraschend war es, auch die Spanier mit einer Anzahl historischer Werke von monumentalem Maßstab auftreten zu sehen. Von den zerrütteten Zuständen des Landes kann die Kunst nur nachtheilige Einwirkungen empfangen; und in der That wenig Modernes zeigen jene Bilder, weder im gutem noch auch im schlimmen Sinne. Vielmehr bewährt sich hier die Macht einer tüchtigen Ueberlieferung, die Nachwirkung jener großen Epoche, als die spanische Malerei neben der belgischen eine neue Blüthe der Kunst trieb. Zwar hat die Mehrzahl dieser jungen Künstler die Pariser Schule durchgemacht; dort aber offenbar nur ein gewisses Geschick der Darstellung sich angeeignet, ohne von der modernen Anschauung viel aufzunehmen. Vielmehr trägt ihre Malerei in der Tiefe des Tons und dem getragenen Ernst der Auffassung die Spuren der Vorfahren, der Velasquez und Zurbaran. Auch hat sie sich ziemlich frei zu halten gewußt von jenem pathetisch aufgeregten Wesen, das der neuen historischen Kunst eigen ist. So geht durch diese Bilder ein einheitlicher Zug, der namentlich durch den in ein warmes Dunkel abgestuften und doch klaren satten Ton einen eigenen Charakter hat. Nur fehlten natürlich auf diese Weise die Frische und Lebendigkeit, der iursprüngliche Wurf einer Anschauung, welche, wenngleich an den groß en Mustern gebildet, doch aus eigener Kraft und mit eigenen Mitteln die Erscheinung zu fassen weiß.

Vor Allen ist Rosales zu nennen mit seiner „katholischen Isabella", die eben daran ist, ihr Testament zu dictiren. Die Anordnung ist natürlich und ruhig, Ausdruck und Bewegung wahr und maßvoll gehalten, wogegen es freilich der Form an Durchbildung fehlt. Die eigentliche Wirkung aber beruht auf der ernsten coloristischen Stimmung und dem verhüllten, die ganze Scene gleichmäßig umfangenden Licht. Auch in der „Landung der Puritaner in Nordamerika" von Gisbert macht der Ton den Hauptreiz des Bildes aus; vom bewegten Ausdruck eines historischen Lebens ist hier wenig, wenn auch unter diesen Puritanern einige charaktervolle Köpfe sind. Das Colorit ist überhaupt die Stärke des Künstlers, wie das schon im Salon 1866 seine „Zusammenkunft Franz I. mit Leonore von Oesterreich" kundgab. Daher haben seine einfachen großen Genrefiguren, ein Flöten- und ein Guitarrespieler, eine reinere Wirkung: das innere Leben solcher Gestalten spielt sich in die besondere coloristische Stimmung voller aus. Noch sind die großen Gemälde von Casado del Alisal und Mercadé der Beachtung werth. Von einem eigentlich historischen Inhalt, einer tiefern, die geschichtliche Bewegung ergreifenden Auffassung läßt sich bei allen diesen Bildern nicht reden; es kommt den Künstlern vorab auf den malerischen Schein an, den sie dem mehr oder minder dankbaren Stoff abzugewinnen suchen.

Von den Portugiesen ist des einzigen Lupi zu gedenken (Bildnisse und Tintorett mit seiner Tochter). Er hat sich wol in der fran-

zösischen Schule ein Stück Malerei angeeignet, während noch seine Collegen mit kindlicher Ueberzeugung am Standpunkt des illuminirten Bilderbogens festhalten.

Merkwürdig: außer jenen romanischen Racen hatten nur noch die eigentlichen Deutschen eine historische Malerei aufzuweisen. Offenbar haben die anderen Länder, und insbesondere die Staaten mit liberaler Verfassung, wie England, Belgien, Schweiz und Nordamerika, auf diese Gattung verzichtet. Davon haben wenigstens England und Belgien eine eigenthümliche Schule ausgebildet, und ihre Malerei hat auch heut zutage noch, trotz mancher fremder Einflüsse, einen nationalen Charakter; mit monumentaler Darstellung machen sich aber beide — neuerdings auch Belgien — wenig zu schaffen. Allerlei äußere Gründe mögen dazu mitgewirkt haben; aber hauptsächlich liegt es doch an den praktischen Interessen, welche jene Völker vorwiegend beschäftigen und überhaupt den Lauf des modernen Lebens bestimmen. Gemeinsame ideale Anschauungen umfassen die Nationen nicht mehr, wenigstens solche nicht, die sich gegenwärtig in Bildern verkörpern lassen. Daher zeigt sich gerade da, wo ein freieres Staatswesen den Anlagen des Zeitalters und der Entwickelung des Individuums einen weiteren Spielraum läßt, wenig Trieb zum Monumentalen. Vielmehr geben hier zwei Züge des modernen Geistes den Ausschlag: der Cultus des Privatlebens und das unmittelbare, intime Verhältniß des Individuums zur Realität. Selbst wo die geschichtliche Vergangenheit, ästhetisch genommen, noch Reiz und Bedeutung hat, wie in Belgien, wird sie in den bürgerlichen Rahmen des Sittenbildes gezogen; und was von idealer, insbesondere religiöser Malerei noch da ist, das geht die ausgetretenen Pfade der alten Meister. Mit einem Worte: die Kunst jener Länder, auch wo sie mit feineren Manieren nur für ein vornehmes Publicum auftritt, ist entschieden demokratisch. Nichts mehr will sie wissen von Göttern, Helden und Königen.

(Schluß folgt).

# Christine Nilsson.

Große Künstler haben keine Geschichte; sie haben nur eine Legende. Daß sie in irgend einer Stadt geboren worden, daselbst ihre Erziehung zu so und so viel die Stunde genossen und den oder jenen Preis davon getragen haben; daß sie dann durch irgend einen Theaterdirector oder Kapellmeister, Maler oder Gelehrten „entdeckt" worden sind — dies Alles ist nur zur Hälfte wahr.

Es ist vielleicht die mathematische, aber keinesfalls die poetische Wahrheit, d. h. diejenige, die das Leben der Kunstapostel erklären soll.

Folgendes zum Beispiel würde die Geschichte von Fräulein Christine Nilsson erzählen:

„Sie ist in Schweden von armen Eltern geboren, ist in Stockholm von reichen Leuten erzogen worden und ist nach Paris gekommen, um an der Oper und am Théâtre lyrique sich selbst ein großes Vermögen zu machen."

Dies wäre die Lebensgeschichte — im Styl eines Polizeiregisters, eines Lexiconschreibers oder eines Colonialwaarenhändlers, es ist aber nicht die Geschichte der schwedischen Nachtigall Christine Nilsson, die ich den Lesern des Salon bieten darf. Hier ist dafür die Legende, wie sie Herr Paul Mahalin in seinem Buche: „Die hübschen Künstlerinnen von Paris", erzählt:

Es schneit .... Der Himmel ganz schwarz von Sturm und Nacht röthet sich unter der Morgendämmerung. Die Sonne steigt im Nebel; ein schwaches bläuliches Licht fällt gleichsam durch die Schneeflocken herab. Hie und da stehen Gruppen bereifter Tannen und schlanker Birken, die im Winde zittern und rauschen. Einzelne Hütten kauern gleichsam auf einem Fleck Erde, Rauch entsteigt ihrem Dach, das mit Steinen bedeckt und mit Eiszapfen verbrämt ist; die niederen Fenster blicken auf die Raben, die ringsum auf der blendendweißen Fläche hüpfen.

Wir sind sehr weit von Paris — fünf Meilen von Vexiae in Schweden, fünfzig Meilen von Stockholm, in einem elenden Marktflecken der Provinz Smâland.

Wir öffnen die Thür einer Höhle, die eher einen Aufenthalt für Wildschweine als für Menschen bietet.

Die Schlafkammer der armen Menschen dient zugleich auch für's Vieh. In der Mitte steht ein Ofen, darin das Feuer in kläglichem Tone knistert. Ziegen, Schafe und Kinder lagern umher und strecken den Hals nach einem Topfe. Die Kinder sind mit Löchern bekleidet; die Mutter spinnt unter einem Dachfenster, der Vater raucht in einer



Christine Nilsson.

Ecke. Zuweilen ertönt ein Geklingel, der Trab eines Pferdes schallt gegen den harten Erdboden, ein Schlitten fliegt pfeilschnell vorbei, wie ein Blitz erscheint und verschwindet wieder ein Castorhut, ein Astrachanmantel, ein mit Pelz besetzter Dolman; dann erhebt der Vater die Stimme mitten im Surren des Spinnrades, im Brausen des Topfes und im Gezisch des grünen Holzes im brennenden Feuer:

„Christine!“

Ein Kopf erhebt sich aus der Kindergruppe — ein allerliebstes, zartes, ätherisches Köpfchen mit hellblondem, feinen Seidenhaar. — „Christine, nimm Deine Geige und geh' an den Strand! . . .“

---

Wir befinden uns in einem Hause der Rivolistraße zu Paris, vier Treppen hoch; aus dem Fenster des Salons blickt man auf die Tuilerien.

Der Salon — das Einzige in diesem Vogelnest, wohin die Profanen bis jetzt gedrungen — ist weiß und Gold, die Möbel aus blauem Damast. Er hat nur ein Fenster und drei Thüren: die eine rechts führt zu den innern Gemächern der Dame des Hauses, die links zum Zimmer ihrer Gesellschafterin, und die dritte nach einem Gang, der ins Vorzimmer mündet. Auf dem Kamin aus carrarischem Marmor steht eine prachtvolle Garnitur in vergoldeter Bronze, Styl Ludwig XV. Sonst weder Etagèren noch Nippsachen. Dem Fenster gegenüber steht ein Flügel, daneben ein Sopha und ein Tisch. Der Flügel ist bedeckt mit Partituren; Sopha und Tisch mit Blumen beladen. . . . .

Die Uhr zeigt auf Mitternacht . . . Eine junge Dame sitzt am Clavier. Ihr Negligé aus Cachemir drapirt sich in ernsten, einfachen Falten um ihre Schultern. Ihre Hände mit langen, spitzen Fingern, die von Gewalt und Energie zeugen, gleiten zerstreut über die Claviatur des Instruments, während ihr Blick sich gedankenlos auf ihre Pantoffeln heftet, oder von dem Feuer, das im Kamin tanzt, nach den dichten Vorhängen wandert, hinter denen die doppelten Gasreihen die Rivolistraße bezeichnen.

Sie träumt. Ihr gespanntes Ohr sucht im leeren Raum etwas wieder zu erreichen . . . Ist es die Melodie der unsterblichen Meister, die sie soeben wiedergegeben? Ist es das Rauschen der entzückten Menge, die ihr im Theater die lauten Bravorufe zujauchzte? Ist es ein Geräusch aus dem tausendfältigen Lärm der Riesenstadt, welche sie umgiebt?

Nein, der Gedanke, nach dem die Träumerin sich sehnt, ist eine Heimkehr zu den Nebelbergen ihrer Kindheit. Dieser Gedanke spricht zu ihrem Herzen tiefer als Mozart, tiefer als Paris! Und siehe da, wie er sich löst, blau und deutlich aus der Nacht ihrer Erinnerungen! Sie hört nun wiederholt ihr: „Christine, nimm Deine Geige und geh' an den Strand!“

Der Graf von Tonerielm erstieg eines Tages zu Fuß jenen Strand, der für Pferde und Schlitten zu hart war, das Kind folgte ihm, mit all' seiner Kraft und seiner ganzen Seele die Geige bearbeitend.

Der Graf blieb stehen, hörte zu, winkte dem Postillon umzukehren und sagte, das Kind bei der Hand fassend:

„Führe mich zu Deinem Vater, Kleine.“

Dann sprach er zu den Bauern in der Hütte:

„Ihr guten Leute — vertraut mir Euer Kind, ich werde eine große Künstlerin aus ihr machen.“

Tags darauf trat das Mädchen in ein Pensionat von Gothenburg, wo Fräulein Valerius — nachmals Baronin Leuhusen — eine Freundin des Herrn von Tonerielm und geachtete Sängerin, es übernahm, das junge Mädchen im Gesang zu unterrichten.

Etwas später sandte ihr Beschützer sie nach Stockholm zur Familie des Componisten Franz Berwald, der ihre musikalische Erziehung weiter leitete und sie vor Allem in den theatralischen Theil seiner Kunst einweihte.

Mittlerweile entwickelten sich die Anmuth und das Talent der kleinen Bäuerin aus Vexiae immer mehr.

„Es fehlt ihr nichts mehr als Paris“, sagte eines Morgens Franz Berward zu Herrn von Tonerielm.

Und nun ging sie mit dem Ergebniß einer Sammlung, zu der die ganze Aristokratie Stockholms beigetragen hatte.

Sobald sie die Hauptstadt erreicht hatte, ging sie zu Wartel, dem Bariton des Théâtre lyrique, und bat ihn um Gesangstunden. — Dieser erkannte sofort in ihr eine ganz besondere poetische Empfindung, eine frische, metallreiche Stimme und einen Fleiß, der alle Beachtung verdiente.

Nach drei Jahren wurde sie am Théâtre lyrique engagirt und debütirte vor dem pariser Publicum als Violetta, der französischen Uebersetzung der Verdi'schen Traviata. Mit einem einzigen Ton ihrer Kehle gewann sie sich das Publicum der „grande ville“, das bisher an die schulmeisterliche Weise der überlegenen Künstler gewöhnt war. Von diesem Tage an steigt ihr Erfolg von Tag zu Tage — trotz der Gegnerschaft der Madame Miolan-Carvalho, der Frau ihres Directors, die mit Widerstreben einen neuen Stern neben dem ihrigen sich erheben sah. Nach der Violetta gab sie Martha; dann sang sie abwechselnd in der Myrrha, im Sardanapal, in den Bluets.

Aber erst als sie die Königin der Nacht in der Zauberflöte machte, war ihr Erfolg vollständig. Niemand hatte bis dahin mit solcher Anmuth, solchem Schwung jene hohen, eigenthümlichen Töne der großen Arie wiedergegeben, die für die meisten Sängerinnen zu schwierig ist. Ich habe sie in dieser Rolle zum ersten Mal gesehen und gehört. Ihre Erscheinung ist in der That die einer Fee, eines übernatürlichen Wesens. Ihre edle, ruhige Haltung, ihr idealer, blonder Kopf, ihre großen blauen Augen, die in's Unendliche blicken, Alles schien mir dazu geschaffen, jene fantastische Rolle darzustellen. Sie brauchte sich nur zu zeigen, um zu siegen.

In anderen Rollen dagegen, außer Martha, Myrrha oder Violetta,

mußte man zugeben, daß die wunderbare Sängerin nur als schwache Schauspielerin auftrat. Ihre Bewegungen waren ungenügend, ihr Ausdruck kalt und etwas starr, ihr Auge finster und farblos. Es war das echte Kind des Nordens, eher geschaffen für die innige Poesie der Natur, als für das Drama und den äußern Ton der Gesellschaft. Seit einiger Zeit jedoch arbeitete sie mehr als je. Man warf ihr vor, sich von der Welt und der Gesellschaft zurück zu ziehen, man schalt sie geizig und menschenscheu.

Plötzlich kommt sie zur großen Oper und der Director übergiebt ihr eine neue Rolle.

Ihr blondes Haar fällt gelöst und wirr auf den Nacken, ihr blaues Auge wandert irr in das Leere, ihre gewölbte Stirn neigt sich wie unter der Wucht einer fixen Idee, ihre etwas eckigen Bewegungen vervollständigen die Täuschung. . . . . Das ist Ophelia . . . die Geliebte des dänischen Prinzen . . . verlassen . . . verzweifelt . . . aus Liebe Blumen pflückend, aus Harm sich in's Wasser stürzend . . . . Es ist Christine Nilsson im „Hamlet“ von Ambroise Thomas, diesmal eine verklärte, bewunderungswürdige Schauspielerin.

So weit hat es die kleine schwedische Bäuerin durch festen Willen, Fleiß und Talent gebracht! Sie ist eine der großen Sängerinnen Europas. In London vernachlässigt man die Patti und die Lucca ihretwegen. Deutschland verlangt sie und will diese neue Nachtigall hören, die, gleich Jenny Lind, dem mittlern Europa die geheimnißvolle Poesie der skandinavischen Wälder offenbart.

Ganz Europa, Amerika, die ganze Welt will sie sehen und ihr Beifall spenden. Sie wird eines Tages ein ungeheures Vermögen errungen haben, welches sie ohne Zweifel dazu verwenden wird, etwas Sonnenschein zu werfen auf den finstern Aufenthalt ihrer Jugend . . . wenn sie weise ist; ist sie aber thöricht, so wird sie, das Kind aus dem Volke irgend einen heruntergekommenen Grafen, irgend einen Marquis . . . . Doch wir begannen mit einer Legende. Wir wollen mit einer Fabel schließen.

Als man, vor wenigen Wochen, die Hochzeit der „diva Patti“ feierte, hat ein Unbekannter, der während einiger Augenblicke hinter einer von den Säulen der Kirche verborgen stand, sich plötzlich einen langen Dolch in die Brust gestoßen und ist darauf schreiend zu Boden gesunken

Bei diesem Schrei fiel die Marquise de Caux in Ohnmacht und ward bleich.

Sie hatte erkannt . . .

Wen?

Den Genius der Kunst, dem sie früher Treue geschworen!

Möge Christine Nilsson diesen Genius nicht so bald verlassen!

W. R.

---

# Lucy's Freier.

Eine Geschichte für die Theestunde.

Von **Emil Mario Vacano.**

1.

Es war ein Ball im Städtchen gewesen. Das Städtchen war ein kleines Städtchen, es waren nur zehn verheirathete Beamte da und Ein Handwerker für jedes Gewerbe, aber dafür gab es ein Chasseurregiment sammt dem Obersten und seiner Frau. Ein Regiment von chasseurs à cheval mit dem Stabe zieht immer ein parfum de grand monde nach sich, wie der König den Hof. Eine Folge dieses Parfüms sind feine Bälle. Feine Bälle mit uniformirten Grafen und Fürsten unter dem Kronleuchter, der Gutsbesitzersfamilie auf dem Ehrenplatze, Beamtentöchtern ringsum und kleinen Praktikanten in den Winkeln.

Der Ball des kleinen Städtchens im Departement Marne war sehr hübsch gewesen. Auf dem Ehrenplatze hatte die schöne kleine blonde Miß Lucy Graham gesessen, die Adoptivtochter des Grafen Réné von Lustigny, und neben ihr ihre Gouvernante, die Baronin Maria von Kerbec, die Witwe eines Husarenobersten Paul von Kerbec.

Miß Lucy Graham war nicht nur die distinguirteste, sondern wirklich zugleich die hübscheste, die vollkommen Erste Erscheinung der Gesellschaft. Sie war dadurch eine Art ausschließliches Eigenthum für den Obersten und den Oberstlieutenant des Regiments geworden. Im Uebrigen tanzte sie mit Jedem von der Hautevolée des Regiments ein Mal herum. Es war ihr erster Ball. Sie hatte sich nie so amüsirt, sie war nie so viel angebetet worden.

Sie war die Tochter eines armen englischen Lords, der den Continent der Billigkeit wegen bereist hatte. Er war in Venedig unten gestorben und hatte ein siebenjähriges Mädchen zurückgelassen, eine Art Vergleich von 0 Procent mit seinen Gläubigern. In demselben Hôtel, wo Lord Harry Graham starb, hatte sein guter Freund Réné de Lustigny gewohnt. Graf Réné de Lustigny war damals ein lustiger und dabei immer eleganter Lebemann von dreißig Jahren, der eben seine letzte Illusion begraben hatte in der Verdi-Schwärmerei. Wenn man schon Verdi überstanden hat, beginnt jedenfalls das Stadium der Nüchternheit, der Politik, des Ministerwerdens oder der Menschenfeindlichkeit. Graf Lustigny war glücklich genug, in diesem Moment seines gesellschaftlichen Todeskampfes am Katafalk seines Freundes eine arme kleine Waise zu finden. Nicht Jeder ist so glücklich, durch einen Roman von der Prosa des satten Lebens gerettet zu werden. Monsieur Lustigny war von die-



**Lucy's Freier.**

(Siehe Erzählung.)

sem Augenblicke an versorgt für sein ganzes ferneres Leben: er war Vater. Er war mehr als glücklich, er war angenehm sorgenbeschwert. Sein Schloß im Marne-Departement war von nun an eine Heimat mit Mädchengelächter und eine Stätte, wo de facto, wenn auch nicht nominell eine vollendete Dame die Honneurs machte: die schöne Oberstenwitwe Baronin Kerbec, die am Hofe des Julikönigs gelebt hatte, und leider nach dem Tode ihres etwas leichtherzigen Gatten gezwungen war, die Stelle einer Gouvernante in irgend einem großen Hause zu suchen. Denn sie war zu stolz, um bei einem Napoleon zu betteln. Baronin Maria Kerbec war in dem Moment, wo Miß Lucy sechzehn Jahre alt geworden war, eine noch immer reizvolle Frau von fünfunddreißig Jahren mit der vollendeten Tournüre der letzten guten französischen Gesellschaft und dem liebenswürdigen Esprit der südlichen Französin. Sie war wahrhaft der schönste und angenehmste Schmuck des großen Hauses und eine Wohlthat — ja beinahe eine Sehnsucht für alle Gäste, eine geliebte und mütterliche Freundin für Lucy, eine unentbehrliche Gewohnheit endlich für den Grafen, der nach Tische mit der Zeitung in der Hand und den blonden Backenbart streichelnd, keine liebenswürdigere Causerie-Partnerin finden konnte, als die Baronin.

Die Zimmer des Schlosses waren alle so freundlich im goldenen Frühlingssonnenschein, denn sie waren weder Renaissance noch alterthümlich, sondern vom comfortabelsten und modernsten Geschmacke; Monsieur Lustigny war weder ein affectirter Heraldiker, noch ein Dilettant in der Malerei — er war ein gewesener Lebemann im exclusivsten Sinne des Wortes: Madeira, Madame Cerrito und der Carneval von Venedig, aber — in guter Gesellschaft! Sein Schloß war reich, schön, geschmackvoll, sein Park war groß, schattig und verwildert, sein Aussehen schön und überlegen, die Bewohner seines Dorfes gesund und höflich, seine Gouvernante eine große Dame und seine Adoptivtochter eine Schönheit.

* * *

Miß Lucy Graham war eine Schönheit. Die Jugend von sechzehn Jahren in einer Hülle von Milch und Blut und diese frische Pracht in einem Schleier von wild wuchernden goldenen Locken — aber Locken, die man wirklich für reines Gold gehalten hätte, wenn sie nicht so seidenweich gewesen wären. Und am Morgen nach dem Balle war sie schöner als je — schön wie die Rose, die wir gestern noch als Knospe gesehen haben und die heute schüchtern und noch halb verhüllt den Blätterkelch öffnen will: wie schön wird sie morgen sein! ...

Und Frau von Kerbec frägt die Erwachende, ob sie vom Balle geträumt habe. Das goldumflossene Köpfchen gräbt sich in die Kissen und sagt: „Vom Balle? Nein. Nur die Musik habe ich immerfort gehört im Schlaf. Den Espièglerie-Walzer!"

„Ah! Den tanzten Sie mit ..."

„Mit Henri de Plonard." —

Die Baronin sitzt in ihrem weißen Cachemir-Morgendeshabillé am

Frühstückstische und das Bett Lucy's steht ganz in Sicht, an der Gegenwand des zweiten Zimmers. Und Lucy ist noch recht faul, wie jedes junge Mädchen und die Baronin ist recht lustig, wie jede schöne resignirte Frau nach einem Balle.

„Mit Henry Plonard, der Ihnen die ganze Nacht hindurch die Cour gemacht und Sie mit seinen Höflichkeiten verfolgt hat, Lucy . . .“

„Ja — ich habe ihn immer an meiner Seite gesehen. Und wenn ich nicht tanzte, wartete er auf meinem Platze!“ ruft Lucy fröhlich, indem sie sich aufsetzt und das Goldhaar um sich herum drapirt, wie einen königlichen Morgenmantel — „Immer Plonard! Und er sagte mir so komische Sachen, lauter Schönheiten, und sein Freund, der stille schöne Armand de Somberville, bejahte Alles. Henry Plonard ist doch eine Eroberung, Madame?“

Die Baronin lächelt. „Die Sie indessen mit Vielen theilen, Lucy. Sie wissen, daß er bis vor Kurzem Aimée Guidemart angebetet hat.“

„Aimée ist hübsch. Ist das kein guter Geschmack?“

„Jawohl, der Geschmack des Herrn Premierlieutenants hat den richtigen Tact, immer die Hübschesten und Reichsten zu bevorzugen“, sagt die Baronin leicht lächelnd, schiebt die Tasse zurück und nähert sich dem rosenroth umhängten Bett Lucy's.

„O, das ist eine Schmeichelei — oder gar eine Malice?“ lacht Lucy. „Hat er nur meinem Gelde die Cour gemacht, wie Sie meinen? Aber ich habe noch keins. Papa kann noch heirathen.“

Frau von Kerbec lächelt seltsam und streichelt die Goldwellen des jugendlichen Scheitels. „Papa würde schon längst geheirathet haben. Lucy, wenn er überhaupt die Absicht hätte. Uebrigens ist Henry Plonard selber noch reich und ich habe Ihnen keine Malice gesagt, mein Kind. Sie sind frisch wie eine Rose.“

„Das hat Henry Plonard auch gesagt!“ ruft Lucy coquett und läßt sich gleichsam versinken in die Erinnerung an die schönen Phrasen.

Frau von Kerbec denkt an ihren eigenen ersten Ball und ihr warmes Herz regt sich unter der eleganten Hülle und sie muß Lucy küssen.

„Er wird heute seine Aufwartung machen, er hat Papa gebeten.“

Frau von Kerbec folgt ihren Erinnerungen und sieht im Geiste Monsieur von Kerbec von den Husaren nach dem Garnisonsballe in Châlons am Vormittage vor den Lehnstuhl ihrer eigenen schönen kränklichen Mama hintreten und sie nach ihrem Befinden fragen. Sie erinnert sich. Und das Erinnern eines resignirten Herzens ist immer eine Art Prophezeiung. Und beinahe mit einer mitleidigen Regung neigt sie sich über ihr Goldmädchen und umarmt es wie segnend. „Dann ist es Zeit, daß Sie aufstehen, Langschläferin.“

„Dame! Madame, ich habe so viel getanzt“, klagt Lucy stolz.

Und Rosalichter wogen um die schöne reinfarbige Gruppe, denn die Sonne steigt schon hoch und draußen ist Frühling.

---

2.

Draußen ist Frühling und das Garnisonsstädtchen ist schon lange hellmunter. Die Soldaten tragen Wasser in die Ställe, putzen Uniformen, reiten Schule. Die Officiere blinzeln aus den Polstern, die Damen fangen schon an, die kleinen Bosheiten von gestern zu ordnen. Und der Park ist ein Ocean von grünem Licht; vom hellsten bis zum tiefsten. Und das schwarze Wasser des stehenden Teiches selbst ist so transparent, daß man bis auf den Grund zu sehen glaubt. Es giebt nichts so Schönes, wie ein vornehmer Park; aber ich meine, er muß in England stehen. Seine Gänge sind da so still, so ruhig, so unbetreten von plumpen Schuhen, so geschützt vor den Zufällen der Gesellschaft, wenn auch nicht vor denen des Herzens.

Die Natur wird in einem solchen Parke gleichsam zu einem ruhigen Schwane, der sich in den Fluthen des Teiches spiegelt. Ein solcher Park ist der rechte Rahmen für das Goldhaar einer Lucy. Und sie stand wie ein liebliches Schönheitserwachen mitten im lieblichen Erwachen des Frühlings. Sie stand auf der Terrasse, als die zwei Officiere ankamen — sie stand auf der Terrasse und schäfterte an den Blumen herum. Der laute schwarzhaarige kleine Chevalier Henry de Plonard und der blonde Armand de Somberville ritten auf den schönsten Pferden ihrer Manège, in stäubchenfreier Uniform über den Sandweg und hielten courbettirend vor der breiten Steintreppe. Und Lucy wollte einen Moment hindurch in den Perronsaal zurück, aber im nächsten lachte sie hinab und grüßte Henry Plonard roth und verlegen und doch voller Mädchenfreude. Dann auch den blonden Armand Somberville. Und dann war ein Bedienter da und Miß Lucy war verschwunden und trat ihnen erst im Empfangssalon hinter Papa und neben Frau von Kerbec entgegen.

Graf Lustigny ist so freundlich, wie sein ganzes Schloß und so höflich, wie der Hof gegen Gesandte und der kleine elegante Plonard ist sehr pomadisirt, und die Uniform steht ihm wie angegossen, und es ist momentan ein allgemeines lautes Gespräch über gestern und heute, über den Ball und über die etwaige Ermüdung. Endlich löst sich das Unisono in Duette, Terzette und Recitative auf, Plonard spricht mit Miß Lucy, der Graf mit Somberville und Frau von Kerbec mit Allen. Plonard ist bei Tage noch schwarzhaariger als Abends, und Lucy denkt, sie habe noch nie einen so liebenswürdigen Officier gesehen und so ein erster Ball sei doch eine göttliche Sache, man dürfe sich mit Allen unterhalten, man werde dadurch gleichsam majorenn; und der Graf möchte das Gespräch gern auf die Jagd bringen, aber das Thema Plonard's bleibt immer „beauté" und ein Anklang von „mariage", so weit man bei einem ersten Besuch merken lassen darf, daß man liebe und ledig sei.

Der Graf mit seinen neununddreißig Jahren, seinem schönen lichten Haar, seiner sichern Haltung und seiner souveränen Männerschönheit ist viel interessanter, als die beiden Officiere. Er ist nicht eitel. Aber wie sie Alle beim Hinausgehen an einem großen Trümeau vorbeipassiren, prüft heute der Graf seinen Kopf beinahe ängstlich und denkt sich mit

einem Blicke auf die sehr lustige Lucy: „Was doch diese Mädchen an solchem Geschwätz finden! . . . Sie gehen immer zu früh auf den ersten Ball.“ —

---

3.

Es gab noch einen Ball, es gab noch einen zweiten Ball, es gab eine Soirée im Schlosse bei Herrn von Lustigny, und es gab eine Soirée bei dem Präsidenten des Ortes. Und es gab eine Jagd mit Frühstück und es gab Reitpartien überall und es gab Vormittagsplaudereien im Schloß Lustigny mit den beiden Hausfreunden Henry und Armand.

Henry de Plonard war immer voll Liebenswürdigkeiten und Herzensworte, Armand de Somberville war immer mehr still und dabei doch von echtem Geiste, Frau von Kerbec schien sich über die ganze Gesellschaft sehr zu amüsiren, und der Graf sprach davon, eine Sommersaison auf Reisen zubringen zu wollen, wofür Miß Lucy ganz und gar nicht eingenommen war.

Und als eben der Flieder verblüht war und die Maiglöckchen seltener zu werden begannen, da an einem schönen Morgen kam Monsieur mit hastigeren Schritten als sonst in das allgemeine Frühstückszimmer und als er Frau von Kerbec noch nicht da fand, nahm er eines der Zeitungsblätter in die Hand, legte es wieder weg, trat an's Fenster und das Herz zuckte ihm ungeduldig. Die schönen, etwas müden Augen weit offen, die feinen Nasenflügel leicht gebläht, mit der Hand unbarmherzig im Backenbarte wühlend, so schaute er auf die letzte Fliedertraube, die halbwelk an dem Baume vor dem Fenster im feuchten Regenwinde hin- und herschwankte.

Und wie Frau von Kerbec in ihrer grauen Seidenrobe eintrat, schritt er ihr mit einem ganz ehrlichen „Endlich“ entgegen.

Frau von Kerbec macht jedes Zimmer, welches sie mit ihren leise rauschenden Roben und mit ihrem schönen Aristokratengesichte betritt, freundlicher, frauenhafter — vorzüglich an einem solchen windigen, grauüberdachten, thauenden Frühlingstage.

„Ich bin zu spät herabgekommen? Lucy ist schläfrig, müde, launisch vom gestrigen Abend bei Morkerf's. Sie bleibt oben und ich bin erst heruntergekommen, nachdem ich überzeugt war, daß ihre Migräne nur üble Laune sei.“

„Sie lieben sie also sehr, Madame?“

Der Graf hat ihr mit einer leichten Handbewegung das eine Fauteuil bequemer zurecht gerollt. Madame sieht ihn fragend an. Dann lächelt sie.

„Wie mein eigenes Kind, Monsieur. Doch wozu diese Frage?“

„Weil ich Sie über Etwas zu Rathe ziehen möchte, Madame Und weil Sie mir helfen sollen.“

„Ueber und bei Lucy?“

„Jawohl.“ — Er sucht eine Fortsetzung.

„Man hat um ihre Hand angehalten?“ sagt sie leichthin.

„Sie wissen?“

„Ich errathe."

„Dann errathen Sie auch, wer?"

Sie schaut ihn mit einem seltsamen Ausdruck an. „Nein."

„Das ist nicht möglich! Sie hat doch nur einen Anbeter."

Frau von Kerbec lächelt jetzt beinahe hörbar und ein seltsamer schelmischer Gedanke blitzt aus ihren dunklen geistvollen Augen „O! Ich dachte drei."

„Drei!"

„Drei heißt so viel, wie alle Welt. Aber ich errathe wirklich nicht, welcher."

„Mein Gott, Madame, es kann doch nur der Chevalier Plonard sein."

„Ach ja, gewiß. Und der . . ."

„Bat mich gestern bei Morkerf's so zu sagen avant la lettre um Lucy's Hand. Es scheint, er will keinen officiellen Korb wagen."

„Henry Plonard ist reich, schön, geistvoll, verliebt bis über die Ohren."

„Und dabei ein Trinker, ein Spieler, ein Mädchenjäger — beinahe ein Mitgiftjäger. Das Alles bis jetzt noch in Handschuhen und in der elegantesten Manier — aber in zehn Jahren . . !"

„Sie lieben ihn also nicht?"

Der Graf schiebt den Theetisch heftig zurück. „Und Lucy doch noch weniger? Ein Mädchen von sechzehn Jahren liebt noch Niemanden."

Frau von Kerbec lächelt. „Ich meine, Sie halten da die Regel für die Ausnahme. Ich liebte meinen späteren Mann gerade an meinem sechzehnten Geburtstage am herzlichsten."

„O, aber Lucy! . . ."

„Lucy tanzt gern, sie kann also auch schon eine Person der andern vorziehen."

„Aber Henry Plonard lieben! Das ist unmöglich!"

„Unmöglich nicht, aber unwahrscheinlich."

Der Graf wird ungeduldig. „Also Alles zugegeben. Sie sind eine geistvolle Frau, Madame, Sie müssen ihr Herz bis in die kleinsten Details kennen. Liebt sie Henry Plonard? Auf Ihr Gewissen, Madame!"

Frau von Kerbec sieht ihn beinahe bedauernd und warmherzig an. „Nein!" sagt sie dann langsam, fest.

„Ah! . . . Und wenn es auch gewesen wäre. Ich hätte nie zugegeben, daß sie sich unglücklich macht. Sie ist ein Kind, und wir müssen sie behüten, Madame. Sollen wir ihr überhaupt etwas davon sagen?"

„Ich halte es für unsere Pflicht, Monsieur. Denken Sie nach."

„Sie — haben immer Recht. Thun Sie es. Und schildern Sie ihr den Charakter des Anbeters und meine Weigerung. Erzählen Sie die Sache einfach als abgethan. Wollen Sie, meine liebe Frau von Kerbec?"

Frau von Kerbec klingelt nach der Chokolade verbeugt sich lächelnd und legt ihre feinbehandschuhte Hand in die ruhig gewordene Hand des Grafen.

---

4.

„Sie sind nicht mehr übellaunig, Lucy?"

„Nein, Madame. Und liebe Sie wieder."

„Giebt es Zeiten, wo Sie mich nicht lieben, kleine goldene Undankbare?"

„Nein. Aber Zeiten, wo ich Niemanden liebe. Nicht Papa, nicht Sie, nicht — nicht — Niemanden. Mich selber am wenigsten."

„Und gestern Abend und heut früh war so eine Zeit?"

„Ja!"

„Und warum?"

„Mein Gott, Henry Plonard sprach auf dem Balle mit Papa — so lange! Und — und —"

„Und Sie meinen, er habe Papa um ihre Hand gebeten?"

„Ja — ehrlich gesagt, ja."

„Aber Kind! Auf einem Ball macht man keinen ernsten Antrag. Man plaudert höchstens ernste Sachen, damit man im Plaudern wieder seinen Bescheid bekommen kann. Wie können Sie sich da ängstigen?"

Lucy lacht auf. „Aengstigen? Ich ärgerte mich nur."

Frau von Kerbec ist eine geistvolle Frau. Aber jetzt ist sie erstaunt. Geistvolle Leute erstaunen nie über Thatsachen, nur über Ausdrücke.

„Ah! Geärgert? Sie lieben Henry Plonard nicht, Lucy. Aber ich weiß kein Frauenzimmer auf der Welt, welches durch die Liebe des ungeliebtesten und letzten Mannes geärgert werden könnte!"

Lucy wird sehr roth, sehr roth. Sie sitzt in ihrem eigenen hübschen Wohnzimmer, in ihrem eigenen hübschen Hauskleide und Frau von Kerbec ist hinaufgekommen, um sich nach der üblen Laune zu erkundigen, die sich in einer Migräne geäußert hatte.

„Warum haben Sie sich geärgert, liebes Mädchen?" fragt Frau von Kerbec halb neugierig, halb errathend.

Lucy würde sich jetzt gern an die Brust einer Mutter, einer bäurischen Freundin oder eines geliebten Mannes geworfen und geweint haben. So blickte sie nur zu Frau von Kerbec auf. Aber Frau von Kerbec hatte sie zwar wohl erzogen, dabei aber auch geliebt. Sie war wol nicht ihre Mutter. Aber so schön sie noch war, so leichtherzig sie immer sein mußte, sie hätte vielleicht in ihren Witwenarmen gern ein liebes Kind gehalten. Und sie nahm jetzt das Haupt ihres Goldmächens an ihre Brust und das Goldmädchen seufzte tief, erleichtert auf.

„Du hast Jemanden lieb?" flüsterte Frau von Kerbec.

Lucy erhob sich plötzlich. „Was wird geschehen?" fragte sie verlegen.

„Ruhig, ruhig, mein Herz. Henry Plonard hat gegen Papa geplaudert, Papa hat gegen mich geplaudert, und Henry Plonard wird heute seinen Freund schicken, um aus unseren Reden die Entscheidung zu entnehmen.

Anträge und Körbe — das giebts nur mehr für die Pächter und kleinen Beamten. Und Armand Somberville wird wahrscheinlich weder Papa noch Sie, sondern die unbefangenste Person des Hauses sprechen wollen."

„Monsieur le Chevalier Armand de Somberville bittet Madame um eine Unterredung", sagte ein Bedienter, der eben eintrat. „Er wartet in Ihren Zimmern."

* * *

Miß Lucy Graham war ein wohlerzogenes Mädchen mit dem einzigen scharfen Charakterzuge der vollkommensten Frankheit; aber diese Frankheit im raschen und entschiedenen Wiedergeben eines jeden Gedankens war unaussprechlich reizend bei ihr; denn was sie fühlte oder dachte, wurzelte Alles in dem Boden der zartesten Naturdistinction. Und so stand sie jetzt bei den Worten des Bedienten in ihrer lichtblauen Seidenrobe, die wogenden goldenen Lockenwellen mit beiden Händen bändigend, schlank und entschlossen vor Frau von Kerbec. „Kann ich mitgehen?" rief sie. „Darf ich Monsieur Somberville auch sehen? Darf ich seine Fragen hören und diesem gefälligen Freunde die Antwort für seinen Freund selber andeuten?"

Frau von Kerbec wollte verneinen und wollte „warum?" fragen. Aber wie sie das schöne, plötzlich wieder so roth gewordene Mädchen ansah, verneinte sie weder, noch fragte sie. Sie lachte nur hell auf und nahm den gelben Lockenreichthum und küßte ihr Mädchen und sagte lustig: „C'est bien ça! Et je m'en doutais!"

Und Lucy hing wie eine wirkliche Tochter an ihrem Arme, als sie die Treppe hinaufgingen: die schöne brünette ruhige Frau und das schöne lebenerfüllte blonde Mädchen.

Und Monsieur Armand Somberville wurde sehr lustig empfangen. Man sprach von dem gestrigen Abend bei Morkerf's. Und Frau von Kerbec fragte nach Monsieur Plonard! . . .

Man saß auf Causeuse und Balzac an einem Albumtisch, ein gestörtes Hündchen sprang und knurrte noch über die Neuheit der Scene und man wollte doppelt gemüthlich sein, weil's draußen so ungemüthlich war. Miß Lucy hatte eine Tapisserie zur Hand genommen, die immer auf dem Tische lag und nie vollendet wurde.

„Mein Freund hat mich heute nicht herüberbegleitet, er fühlt sich etwas angegriffen", sagte Armand Somberville mit seinen rothen Wangen, seinem mädchenhaften Lächeln und seiner verlegenen Ruhe. Er macht einen so sichern und doch so jugendlichen Eindruck. Er ist hübscher als schön und man hört von ihm mehr schüchterne Gedanken als selbstbewußte Witze.

„Wie kann einem Cavalleristen unwohl sein?" lacht Frau von Kerbec

„Das böse Gewissen nennen wir manchmal Unwohlsein!" lächelt Armand mit einem Blick auf Lucy.

„Ja, ich weiß", sagt Frau von Kerbec mit dem Tact der Weltdame, die „im Allgemeinen" über etwas „Besonderes" reden kann, und deren Pflicht ist, es ihren Gästen im Intérieur ihres Hauses heimisch zu machen

„Monsieur Plonard hat gestern ein Spiel entrirt . . . der Graf hat mir heute davon gesprochen."

„Und wird er es gewinnen?"

Miß Lucy erhebt sich und geht zwei Schritt gegen das Fenster, um ihre Tapisserie besser zu sehen. Ihre Hand zittert leicht. „Führen Sie mit Ihrem Freunde gemeinschaftliche Kasse, daß Sie es über sich nehmen, ihm die letzten Stiche zu machen?"

Der Officier wird eben so roth wie Miß Lucy, and er erhebt sich unwillkürlich und legt seine Hände auf die Stuhllehne. „Ich habe kein Interesse an der Kasse, da ich Nichts habe, um auch einen Einsatz wagen zu können, Miß Lucy. Ich kann höchstens ein Interesse an den Spielern nehmen."

Lucy blickt mit halbgeschlossenen Augen auf. „Und wird es Sie also unglücklich machen, wenn Ihr Freund die Partie verliert?"

Armand tritt ganz dicht an Miß Lucy heran und sagt sehr laut: „O, nein!" . . . und stottert dann und erröthet und verstummt.

Das Gespräch hatte sich über das Spiel im Allgemeinen gedreht und Frau von Kerbec hatte Nichts drein zu reden. Höchstens drein zu denken. Und sie dachte: „Sie lieben sich. Sie hat ihn anfangs für langweilig gehalten und er sie für coquett. Sie hat Plonard bevorzugt und Somberville hat zu Hause die Pläne und die Siegesgewißheit seines Freundes anhören müssen. Und eines Tages hat der gesunde Sinn Lucy's die Phrasen Plonard's langweilig gefunden und bemerkt, daß Somberville echten Geist besitze und Fond . . . so wie sie schon längst bemerkt hatte, daß er schön sei. Und Somberville hat bemerkt, daß Lucy mehr frank als coquett sei. Und jetzt, wo eine Heirath auf's Tapet kommt, merken Beide, daß sie einander lieben. Wenn ich die Mutter Lucy's wäre, ich würde die beiden jungen Leute wahrhaftig allein lassen!..." Aber da sie nicht die Mutter Lucy's ist, muß sie mit ihrem echten Herzen und mit ihrem feinen Lächeln die Dehors beobachten, und lacht nun die Beiden aus, daß sie die Manieren von falschen Spielern annehmen.

„Bei Gott, ich habe nie zwei so enragirte Spieldisputanten gehört! Ich werde es Ihrem Papa sagen, Lucy."

„Ah, Miß Lucy ist wenigstens eine glückliche Spielerin, da sie alle ihre Partner verlieren läßt, wie wir hören", bemerkt Armand.

„Alle?" macht Frau von Kerbec schelmisch.

Miß Lucy legt ihre Tapisserie auf den Fenstersims. — „Ja, Alle, die ungeschickt spielen."

„Oder schlechte Karten bekommen?"

„Oder furchtsam spielen", wirft Frau von Kerbec gegen Armand hin.

„Dann hätte ich Chancen, denn furchtsam spiele ich nie."

„Weil Sie kaltblütig spielen. Weil Ihnen an Ihrem Gewinn oder Verlust gar nichts liegt!" sagt Lucy ein wenig gereizt und stützt das Kinn wie trotzig in das feine goldumrahmte Händchen.

„Weil mir nichts daran liegt?" ruft Armand und erhebt sich nach seiner ganzen schönen Länge, so schlank, so hübsch, so jung, so männlich

und doch so bescheiden; und er spricht so tiefklingend, als wolle er die Worte mit aller Mühe in seinem Herzen zurückhalten. „Und wenn mein Leben als Einsatz steht und mehr als mein Leben, Mesdames, nennen Sie die ruhige Hand, die die Karten aufhebt, Kaltblütigkeit oder Selbstachtung?"

„Monsieur Somberville hat Recht, Kind", sagt Frau von Kerbec ernst. „Die Ruhe des distinguirten Spielers ist eine Pflicht seiner Noblesse. Phlegma ist sie nur beim reichen Banquier, der nie ruinirt werden kann."

Lucy ist beschämt. Sie erhebt sich rasch, mit einem Gesicht, so strahlend, wie die Lichter ihrer Locken strahlen, selbst an diesem winddämmernden Regentage. Und sie reicht dem braven jungen Officier ihre Hand.

„Sie haben Recht, Monsieur. Sie sind nur stolz, nicht kalt. Wie Sie das erste Mal mit Ihrem Freunde zu uns kamen, da fuhr der große Hund im Hofe auf den Rappen los. Sie traten ihm nur mit einem festen Schritte entgegen, mit einem ruhigen Blicke, die Augenbrauen nur eine Linie breit zusammengezogen, ohne daß eine Muskel in Ihrem Gesichte zuckte . . . und der Hund kehrte knurrend um."

„Sie haben das bemerkt?"

Lucy stockt. „Ja, wie sollte ich nicht?"

„Und was that Monsieur Plonard?" fragte Frau von Kerbec mit Interesse.

„Ich — ich weiß es nicht. Ich hörte ihn nur. Er sagte mir damals, daß ich . . ."

„Daß Sie bei Tage noch tausendmal blendender seien, als Abends. Ich hörte das auch", sagte Armand leise.

„Sie haben ein ebenso gutes Gedächtniß, wie Lucy!" lacht Frau von Kerbec, die Hand auf den Sammt der Sophalehne gestützt, wie um aufzustehen.

„Ich habe mir's gemerkt, weil es mir auffiel, daß Henry dasselbe sagte, was ich mir in demselben Augenblicke dachte.

Frau von Kerbec erhebt sich jetzt wirklich. Armand auch und Lucy auch. Das Gespräch wird lauter, mehr unisono, unachtsamer auf Worte.

„Ich werde also meinem Freunde melden, daß die Damen gütig genug sind, ihn seines Unwohlseins wegen zu bedauern."

„Möge es bald vorübergehen . . ."

„Es wird ihn jedenfalls eine Zeit lang verhindern, den Herrschaften seine Aufwartung zu machen", lächelt Armand.

„Ah! . . . Aber Sie werden uns doch nach wie vor die Freude Ihres Besuches gönnen?" sagt Frau von Kerbec freundlich, mütterlich-damenhaft (so jung sie auch noch ist) und reicht ihm ihre Hand.

Armand sieht auf Miß Lucy hinüber. Sie sieht trotzig auf den Tischteppich hinab, den ihre Hand in Falten schiebt. Dann sieht sie wieder auf, wie er schweigt, und sagt mit ihrem rührenden offenen Mädchengesichte: „Ja?"

Armand ist nicht mehr ruhig; er ist so unruhig und so lächelnd und so neu in diesem Glücke, daß sein Abgang mehr dem aus einem Familienzimmer, als aus einem Salon gleicht — und die beiden Frauen folgen ihm bis an die Thür und rufen ihm nach und er ruft zurück.

Der Wind zerrt noch an den thauenden Büschen, aber die Sonne möchte schon durchbrechen, und eine Ahnung derselben wogt schon um die beiden Frauen, die einen Augenblick an der Thür stehen bleiben.

Lucy horcht auf den Galopp des Pferdes und Frau von Kerbec sieht herzlich auf Lucy. Dann nimmt sie das Mädchen in ihre Arme und Lucy's Haupt ruht auf ihrer Schulter, als sei sie heimgekehrt von langer Wanderung.

Es wird nichts gesprochen, aber das Schweigen ist manchmal so beruhigend, so verheißend, so liebebetheuernd.

„Jetzt werde ich mit Papa sprechen, mein liebes Mädchen. Er wird darauf warten", sagt Frau von Kerbec endlich, und Lucy erwacht lächelnd unter dem Kusse.

---

5.

Der Graf pflegt nach Tische auf der Terrasse die „Times" zu lesen. Er sitzt dann auf seinem bequemen Schaukelstuhle und neben ihm auf dem Tische stehen einige Confitüren und die „Times" umzittert ihn wie eine Laube. Ueber der steinernen Ballustrade da nicken Gebüsche in der Sonne, zu einem Schläfchen einladend, und Miß Lucy spielt vielleicht im Perronsaale drinnen eine Etude und Frau von Kerbec liest einen französischen Roman.

Heute ist, wie gesagt, ein trüber Frühlingsnachmittag, der Wind wirbelt die schwachen grünen Blätter von den jungen Zweigen die Alleen hinab und der Graf hat sich diesmal in's Bibliothekzimmer zurückgezogen mit seiner Zeitung und Frau von Kerbec ist ihm mit ihrem französischen Roman gefolgt. Ohne Miß Lucy; Lucy hat sich trotz des Wirbelwindes in den Park gewagt. Der Graf hält die Zeitung und Madame hält ihren französischen Roman und sie sitzen Beide nahe an dem großen Fenster, denn es ist so trübe heute, daß die Bücher in den Regalen wie spinnewebenverschleiert aussehen und die feuchten Zweige, die manchmal ans Fenster pochen, werfen einen förmlichen Schatten in die graue Dämmerung dieses Tages.

Das Diner ist vorüber und der Graf heiter, blond, schön und wohl aufgeräumt nach dem guten Diner

„Sie haben mir zu erzählen, wie sie und Lucy den Gesandten Plonard's aufklärten?" sagt er, ehe er die französischen Nachrichten englisch zu studiren beginnt.

Frau von Kerbec schneidet mit dem elfenbeinernen Messer wirklich sechs, sieben weitere Seiten ihres Romans auf, als ob das Gespräch in zwei Worten abgethan sein werde. „Ah, das war ganz kurz. Monsieur Plonard ist nicht nur, wie Sie bemerkten, nicht passend für Lucy, sondern

Lucy liebt ihn auch nicht. Die Sache war so klar von Anfang an, daß beinahe gar keine Aufklärung nöthig war."

„Ja, natürlich, Lucy liebt ihn nicht", lacht der Graf leichtherzig und froh. „Ich wußte das, obwol er sich um sie bemühte und sie stets so peinlich freundlich mit ihm war."

Frau von Kerbec schneidet sorgsam weiter. „Und wissen Sie, weshalb sie so ausnehmend und auffallend freundlich mit ihm war, Monsieur?"

„Nein — nein. Zufall. Laune."

„Nicht Zufall und nicht Laune."

Der Graf entfaltet die Zeitung. „Dann errathe ich wirklich nicht. Wollen Sie die Freundlichkeit haben, es mir zu sagen?"

Frau von Kerbec hört auf zu schneiden und sieht ihr Gegenüber mit ihrem feinen Frauengesichte ernster an, als sonst. „Ich will es nicht nur, es ist meine Pflicht."

Der Graf läßt die Zeitung sinken und seine schönen Augen sind sehr groß. „Ah! . . ."

Frau von Kerbec legt definitiv das Buch auf die Seite. „Miß Lucy Graham war mit Monsieur Plonard so freundlich, weil ein Anderer sie interessirte. Miß Lucy Graham hat Monsieur Plonard ausgeschlagen, nicht nur, weil sie ihn nicht liebt, sondern weil sich ein anderer Bräutigam gefunden hat, ein Bräutigam, der um die Hand des Fräuleins anhalten wird mit einer sicherern Hand als Monsieur Plonard, morgen, übermorgen. Sie sind gewarnt, Monsieur."

„Ein Liebeshandel!" ruft der Graf mit einer unbeschreiblichen Miene.

„Ein Liebeshandel, der vor zwei Stunden begann", sagt Frau von Kerbec mit feiner Würde. „Sie sehen, Monsieur, früher kann man einen Vater nicht benachrichtigen von der Ankunft eines Bräutigams."

Der Graf hat sich erhoben — unwillig, aber gegen wen? — „Und der ist?"

„Monsieur von Somberville."

„Somberville! . . ."

„Ein reicher, hübscher, gescheidter, braver junger Mann von bester Familie."

Mit dem Namen ist des Grafen Zauber gelöst, und er fährt auf: „Somberville! Lächerlich! Ein unmöglicher Gatte für unsere einfache Lucy . . . Ein Officier, ein Lebemann, ein Weisheitskrämer! Er wird unsere Lucy nie verstehen, er ist ihrer nicht werth. Glauben Sie, daß ich das Mädchen so wegwerfen werde?"

„Mir scheint, Sie widersprechen sich auffallent, Monsieur."

„Und dann ein Freund Plonard's! . . . Es ist komisch, sage ich Ihnen! Ich will gar nicht, daß er nur einen Versuch macht! Melden Sie ihm das, Madame, ich bitte . . . Ich sage im Voraus Nein . . ."

„Ich werde das nicht thun", sagt Frau von Kerbec ruhig und noch immer sitzend. „Ich werde das nicht thun, denn ich liebe Lucy, Monsieur, und ein solches Ultimatum würde Lucy unglücklich machen."

„Un . . .“

„Ja, Monsieur Denn Lucy Graham liebt Armand Somberville.“

— — — — — — — — — — — — —

„Lucy Graham liebt Armand Somberville!“ — Der Graf sinkt langsam in seinen Lehnsessel zurück, mit geballten Händen und mit all' der rührend gefaßten Außenseite eines natürlichen guten Tones, der wie der Fechter in der Arena so graziös wie möglich zu sterben weiß.

Graf Lustigny war in seiner Jugend sehr reich und sehr flatterhaft gewesen. Dann hatte er die Kunst lieben gelernt und dann war er geistvoll geworden und hatte in allen Salons der Höfe Triumphe gefeiert. Er war dann als Gesandter thätig gewesen, dann hatte er ein Veilchen gern gespielt, dann — — dann wieder allerlei Abentheuer gehabt, dann für die Natur und die Welt Sinn bekommen. Er hatte Egypten bereist und die Halbinseln Europa's. Ganz zuletzt hatte er angefangen, einsam zu werden. Er war da mit dreißig Jahren der Vater des verwaisten Kindes geworden. — Wie schön war diese Zeit gewesen! Das fühlte er jetzt.

Das Mädchen war groß geworden, es hatte zuerst liebenswürdige Naivetäten, dann liebliche Mädchenhaftigkeiten geplaudert. Und Naivetäten und Mädchenhaftigkeiten — Frau von Kerbec hatte Beiden ein so elegantes Ansehen zu geben gewußt, daß Lucy unmerklich wie ein Wunder von Schönheit und Distinction vor ihm stand. Und an diesem regendurchsprühten dämmernden Frühlingsnachmittage nahm die Wirklichkeit diesen schönen Traum in ihre harten Arme: „Lucy Graham liebt Armand Somberville!“

Und das Haupt des stolzen, kühlen Lebemannes sank in seine weiße, geschmackvoll beringte Hand. Der Wind trieb die Zweige dumpfdröhnend an's Fenster und es war namenlos einsam und ungemüthlich in dem hohen Bibliothekzimmer und in dem Innern des Grafen. Aber die leicht behandschuhte Hand, die sich auf die Schulter des Mannes legte, fiel wie ein Sonnenstrahl in diese fröstelnde Dämmerung.

„Herr Graf“, sagt Frau von Kerbec mit ihrer sanften wohlklingenden Stimme.

Der Graf schaut nicht auf. „Madame?“ fragt er nur in seine Hand hinein.

„Herr Graf“, wiederholt sie sanft und eindringlich, wie tröstend, „thun Sie mir die Ehre an, mein Freund zu sein?“

Er muß jetzt aufsehen. Die Höflichkeit zwingt ihn dazu. Er ist sehr bleich und sein Auge trübe. „Mein Gott“, sagt er leichthin und beiseite, „Sie können zweifeln? Aber was . . .“

„Pardon, Monsieur!“ — Ihre Hand verläßt jetzt seine Schulter und sie steht in ihrer leise rauschenden dunklen Robe neben ihm, beinahe wie ein Besuch. „Ich brauche diese Versicherung für das, was ich sagen muß. Ich bin nun seit acht Jahren in Ihrem Hause, Monsieur; als junge schwarzgekleidete Witwe, noch umsummt von den Reminiscenzen

des Juli-Hofes und verfolgt von der gedämpften Trommel, die meinen jungen Gatten an's Grab geleitete, kam ich hierher und übernahm die Mutterstelle an der Seite unseres lieben kleinen Schützlings. Es war eine schöne, eine freundliche, eine glückliche Zeit. Ich, die allein stand in unserer kalten Welt der Exclusivität, allein und einsam wie in einer Wüste, fand ein Kind, ein Heim. Ich habe mir ein Mutterrecht erworben über ein ehrliches, helles, liebliches Mädchenherz — und ich hoffe, ich habe mir auch ein Freundesrecht erworben bei Ihnen, Herr Graf — trotz der Summe von so und so viel Livres des Jahres, die der armen Witwe des Barons von Kerbec erlaubten, vor Ihren Gästen in angemessener Toilette die Honneurs Ihres gastfreundlichen Hauses zu machen?"

Die schönen Wangen Frau von Kerbec's haben sich bei diesen Worten leise geröthet und ihre Hände haben sich fest — so fest! in einander gelegt. Und der Graf hat sich halb erhoben und bewegt abwehrend die Hand. „Sie sind unsere Wohlthäterin!" ruft er eben so galant wie aufrichtig.

Sie verneint lächelnd. „Kurz, ich darf in diesem Moment sprechen, wie die Mutter unserer lieben Lucy sprechen dürfte, Monsieur? — Nun denn, Sie sind verliebt in das Mädchen."

Monsieur erhebt sich jetzt völlig, jäh, hastig. „Madame . . .?!"

„O! Hören Sie mich zu Ende, ich bitte. Und verzeihen Sie mir. Sie sind verliebt in das Mädchen. Sie wissen das vielleicht selber nicht. Sie haben es aufwachsen sehen und Sie haben sich von dem Zauber, der das süße Geschöpf umgiebt, einspinnen lassen, wie von einer süßen Gewohnheit. Aber jetzt, wo der Augenblick einer Trennung da ist, jetzt entpuppt sich diese Gewohnheit als etwas — Selbstsüchtigeres. O, unterbrechen Sie mich nicht, Monsieur. Ich fordere, mein Recht — meine Meinung bis zu Ende zu sagen. Hören Sie zu, denken Sie nach, und habe ich Unrecht, so werde ich Sie um Verzeihung bitten. — Sie haben den ersten Freier Lucy's einen Trinker, einen Spieler für die Zukunft genannt — und mit Recht vielleicht. Mit um so mehr Recht, als Lucy ihn nicht liebt. Aber nun nennen Sie auch den Zweiten einen — was? Zuerst einen zu geistvollen Menschen und dann Einen, der Lucy nie verstehen werde und endlich den Freund Plonard's! — Und diesmal haben Sie nicht nur Unrecht in Ihrer Sucht, einen Fehler zu finden, Monsieur, sondern hauptsächlich deshalb, weil Lucy Armand liebt und — aufrichtig! — mit Recht liebt. Armand Somberville ist ein braver junger Mann. Die jungen Leute lieben einander und sie werden einander glücklich machen. Pardon! Ich bin noch nicht zu Ende, Monsieur. Ich bitte! . . . Sie denken natürlich vorerst nur daran, Lucy nicht von sich zu lassen. Aber das ist nur der Anfang, und das Ende davon dürfte vielleicht... gewiß! einmal der Gedanke sein, Lucy zu ihrer Gattin zu machen, um sich zu belohnen, und sie zu beglücken; so wird Ihr Gewissen sprechen. Aber es wird keins von Beiden der Fall sein. Lucy ist ein geradsinniges ehrliches Mädchen. Sie wird sich heimlich krank weinen über den Verlust Armand's, sie wird Ihrem Befehle folgen. Und eines Tages

werden Sie so edle und vernünftige Worte haben, daß das gute Mädchen Sie halb überzeugt und halb dankbar heirathen wird. — Monsieur", — sie neigt sich gutmüthig lächelnd über seinen Stuhl — „wir Beide sind in einem Alter, wo wir unser Herz nicht mehr sprechen lassen dürfen, sondern nur unsern Verstand. Es ist traurig, aber es ist so. Denn das Herz in unseren dreißiger Jahren ist nicht mehr — beim Besten nicht! — hingebend und opferfreudig, sondern es fängt an, egoistisch zu werden. Und es ist unedel, den Egoismus sprechen zu lassen. Nicht wahr, Monsieur? . . . Das Herz ist nicht mehr da in uns, um zu genießen, und zu geben, sondern um zu lenken. Das Herz ist nicht mehr da, wie einst . . . nicht in uns und nicht für uns. Wir können höchstens noch nehmen. Und wir können nicht mehr geliebt werden, sondern höchstens beschenkt. — Und wenn ein edles, ein echtes Herz, wie das Ihrige, Monsieur, einem Augenblicke der Selbstsucht und vielleicht — der Eitelkeit nachgiebt und für sich handelt, dann folgen lange, ewige, unerträgliche Jahre des Erwachens, des Mißtrauens, des Altersunterschiedes darauf, der mit jeder Minute fühlbarer, unerbittlicher wird. — So, Monsieur! Ich liebe das Mädchen, das ich erzogen, und sehe ihr Glück klar im Bereiche unserer Hand liegen. Als ich vor acht Jahren in dieses Haus trat, eine schüchterne, schwarzgekleidete, mädchenhafte Witwe ohne Gatten, ohne Kind, ohne Familie, ohne ein Herz oder ein Anrecht auf der ganzen weiten Welt, und Sie führten mir das hübsche blondlöckige, kleine, hülflose Ding entgegen, da klammerte sich mein schmachtendes Herz an das Kind, und ich schwur mir, es zu lieben, zu bilden, zu schützen, und es dem Glücke entgegenzuführen mit allen meinen Kräften. — Morgen, übermorgen wird Armand Somberville kommen, und Sie haben jetzt den Hebel dieses Glückes in der Hand. Ich habe meinen Schwur gehalten, Monsieur. Auf die Gefahr hin, um Ihre Gunst gekommen zu sein. Und doch vielleicht nicht! Ich bin ja eine Frau und — eine Mutter, Monsieur, und Mütter täuschen sich oft in ihrer Sorge und in ihrer Liebe. Ich habe mich vielleicht getäuscht und ich habe Ihnen Unrecht gethan und Sie haben" — (das sprach Frau von Kerbec mit einem so feinen Lächeln, daß man die Herzlichkeit durchschimmern sehen konnte) — „und Sie haben noch immer das Recht mir zu sagen, daß ich eine Thörin bin und daß Sie Lucy nie selbstsüchtig geliebt haben."

Die ruhig gewordene Hand des Grafen sank von seinem Gesichte nieder und er erhob sich und streckte diese Hand fest der Dame entgegen.

„Nein", sagte er mit leiser Stimme, „ich habe Lucy nie selbstsüchtig geliebt."

„Dann bitte ich Sie herzinnig um Verzeihung, Monsieur", sagt Frau von Kerbec ernst.

---

6.

Es war der schönste Frühlingstag der Welt. Miß Lucy Graham stand an die Brust ihres geliebten Bräutigams gelehnt. Es war ein anmuthiges Paar in seiner Jugend, in seiner Ehrlichkeit, in seinen Illusionen, in seiner Liebe. Der Graf hatte sich abgewandt und schritt mit starken Schritten ans Fenster, zu welchem tausend volle Rosen heraufdufteten. Frau von Kerbec trocknete sich die Augen und Monsieur drückte ihr die Hand.

„Wie glücklich sie sein werden!" sagte er.

„Ja!" sagte sie unter Thränen lächelnd. „Und ich freue mich herzinnig dieses Glückes, und werde mich dessen freuen, auch wenn ich schon längst fremd geworden sein werde in diesem Hause."

„Fremd geworden, Madame?"

„Natürlich, Monsieur!" sagt sie freundlich und lustig. „Meine Mission hier ist doch zu Ende. Aber ich werde noch viele Missionen finden auf der großen Welt."

„Aber das ist ja nicht möglich, daß Sie fortgehen, Madame!" sagt er ungeduldig. „Mit wem werde ich lesen, plaudern?"

„Nun — mit Ihren Kindern."

„Ah!" — Er wirft einen Blick auf das Paar hinüber, welches einander leise in's Herz redete. — „Ich meine, Madame, ich bin noch zu jung für einen Gott, den dies Schauspiel tagtäglich beglücken könnte. Sie, fort! Aber bedenken Sie, daß wir nicht entbehren können, was uns acht Jahre hindurch zur angenehmsten Gewohnheit wurde."

„Die Gewohnheit dankt Ihnen herzlich für dieses Compliment. Aber es muß doch sein!"

Er faßt ihre beiden Hände und führt sie mitten in das blendende Sonnenlicht des rosenumdufteten großen Gartenfensters. Seit jener Stunde in dem Bibliothekzimmer, wo ihn ihre Stimme wie die seines eigenen Gewissens so verwandt und ehrlich angemuthet hat, ist in ihm ein echtes, ein richtiges Gefühl entstanden und in diesem Augenblicke wurde sich dieses Gefühl seiner selbst bewußt.

„Wollen Sie die Meine werden, Frau Baronin?" sagt er jetzt rasch, elegant, und doch mit einer tiefen Herzensstimme.

Sie sieht ihn an. Halb lachend und doch wie erschreckt vor Staunen.

„Nein, gewiß. Können Sie mich lieben?"

„Ich thue etwas Besseres, ich achte Sie", sagt endlich die schöne Frau, indem sie tief aufathmend die großen, schwarzen, geistvollen Augen senkt.

Er seufzt. „Also spricht wirklich nur die Reflexion und nicht das Herz in unseren Jahren? . . . Sie haben Recht. Aber es ist doch traurig!"

Sie hebt jetzt langsam wieder ihren Blick zu seinem Gesicht. Und sie reicht ihm freimüthig ihre Hand. „Wagen wir's. Ich werde Ihnen von meiner Jugend erzählen", sagt sie mit einem leisen Lächeln.

„Und ich von der meinigen. Ich glaube, ich habe noch nie geliebt Und Sie nennen mich alt!"

„Und Abends am Kamin werden wir den Frohsinn zu uns laden, und später ... später den lieben Gott", setzt sie beinahe coquett hinzu.

„Ja, und endlich werden wir dem lieben Goldmädchen unser Geld vererben. Am Ende sind wir doch schon zu greisenhaft zum Heirathen..."

Frau von Kerbec ist immer eine echte Dame in den Aeußerungen ihres Gefühls. Aber es liegt für einen Augenblick ein Schimmer von niegehofftem Glück auf dem resignirten Witwengesicht, der erste seit vielen, vielen stillverlebten Jahren; ein Schimmer, der sich langsam und rosig bis zu ihrer Stirn erhebt und endlich feucht in ihrem Auge thaut. Und sie senkt ihren Kopf einen Augenblick hülflos und leicht zitternd in ihre Hände herab.

„Ist — ist das ... das Herz?" flüstert der Graf, indem er diese weißen Hände von ihrem Gesicht zieht und küßt.

Sie schweigt. Sie schweigt und fühlt sich von den Armen ihres Goldmädchens umfaßt und die beiden Frauen in dem dunklen und in dem hellen Kleide halten einander fest umschlungen.

---

# Madame Tallien.

## Ein Frauenbild aus der großen Revolution.

Von Dr. **Alb. Wittstock.**

Unter der Schreckensregierung des Königs Robespierre, wie ihn Pitt nannte, als die Welt Schauspiele sah, wie sie unter dem Kaiser Nero nicht schrecklicher sein konnten, sandte eine Frau ihren Dolch an einen Mann, den sie liebte. Dieser Dolch tödtete die rothe Tyrannei. Die Frau hieß Theresie Cabarrus und der Mann Tallien.

Tallien ist eine der am wenigsten bekannten Persönlichkeiten der Revolution, aber es ist eine große Gestalt. Man darf nicht vergessen, daß er allein durch die Macht seiner Beredsamkeit und seiner Kühnheit, ohne Vergangenheit, ohne Verbindungen, ohne Freunde, im Alter von 25 Jahren, dem Convent präsidirte.

„Das Blut Danton's wird Dich ersticken!" sagte Tallien zu Robespierre am 9. Thermidor. Und am andern Tage fiel der Kopf Robespierre's. Die Revolution hatte die Bastille niedergerissen, aber dafür die Guillotine errichtet. Am 11. Thermidor ruhte die Guillotine. Das republikanische Frankreich athmete auf und rief durch die Welt das Wort: Freiheit! Aber wer weiß, was der 10. Thermidor gebracht hätte, wenn nicht Tallien, bewaffnet mit den Thränen seiner Therese, den Schleier zerrissen hätte; Frau Tallien war es, welche die Revolution in ihrer Blutorgie aufhielt. Mit Recht hat man ihr den Namen „Notre Dame de Thermidor" gegeben.

Therese Cabarrus war eine Spanierin; in Madrid, in dem reichen Hause des Grafen von Cabarrus wurde sie erzogen. Ihr Vater, ein geistvoller und ernster Mann, gab seinen Kindern eine strenge Erziehung, indem er sagte, daß nur hierdurch wahre Charakterbildung möglich sei. Therese sprach drei Sprachen geläufig: Spanisch, Französisch und Italienisch, auch verstand sie ein wenig Latein. Schon sehr früh entwickelte sich ihre körperliche Schönheit. Um ihre Erziehung zu vollenden, brachte sie der Graf von Cabarrus mit ihren Brüdern nach Paris. Nicht ohne Kummer sagte das junge Mädchen Madrid Lebewohl und dem Schlosse Caravanchel, welches heute der Gräfin Montijo gehört. Therese kam in Paris mit dem ganzen Strahl ihrer spanischen Jugend an, aber mit der Schönheit des Körpers verband sie die Schönheit des Geistes. Die Kinder blieben mit ihrem Erzieher, einem Abbé, bei Frau von Boisgeloux, bis im nächsten Jahre der Graf nach Paris kam und ein eigenes Haus kaufte.

Im Hause der Frau von Boisgeloux verkehrte in den Wintergesellschaften der Marquis von Fontenay, früherer Parlamentsrath von Bordeaux, ein alter Don Juan. Als er das junge Mädchen erblickte, fühlte er sich leidenschaftlich zu ihr hingezogen und erklärte ihr seine Liebe. Die sechzehnjährige Therese reichte ihm die Hand und die Ehe wurde geschlossen. Man gab Feste im Schlosse von Fontenay, von denen ganz Paris sprach.

Die Marquise von Fontenay empfing in ihren Salons die beste Gesellschaft, die Welt des Hofes und die Welt des Geistes: die Montmorency, La Rochefoucauld, Lafayette, Lameth, Chamfort u. a. Die Wolken verfinsterten schon den Horizont, die politischen Astrologen weissagten ein Gewitter. Man hatte große Mühe, im Wörterbuch des Volkes die Wörter Hungersnoth, Sclaverei, Aberglauben zu unterdrücken. Man träumte von Gewissensfreiheit und von politischer Freiheit und hegte den frommen Wunsch dem Volke Beides zu geben und Brod obendrein. Die Marquise von Fontenay mit ihrem lebhaften Geiste wiegte sich ganz besonders in diesem schönen Traume, ihr ritterlicher Charakter gefiel sich in dem Gedanken einer Erneuerung der alten Welt. Sie hatte gewissermaßen schon ein Vorgefühl, daß eines Tages ihr Name glänzen würde. In ihren Salons herrschter nicht bloß Spiel, Tanz und Gesang, sondern man sprach auch mit wahrer Brüderlichkeit von dem Volke.

Wer wird jemals im Stande sein, alle Ursachen der französischen Revolution aufzuzählen? Es wäre vielleicht möglich gewesen, ihr einen andern, weniger blutigen Verlauf vorzuzeichnen. Aber ungerecht ist man gegen Ludwig XVI., wenn man ihn als einen König hinstellt, der, unfähig die Gefahr zu beschwören, selbst unfähig gewesen sei, sie vorauszusehen; jeder andere Monarch hätte, bis zu einem gewissen Grade, seine Sicherheit getheilt. Die Macht der Revolution lag in den Thatsachen selbst und in den Ideen. Der König war schwach, weil die Gesellschaft, an deren Spitze er stand, selbst voller Schwäche war.

Alles war zerstört worden, es mußte Alles wieder neu aufgebaut werden. Man beginnt, indem man als Grundstein die Declaration der Menschenrechte giebt. Die Freiheit der religiösen Meinungen wird verfügt und die Freiheit der Presse triumphirt. Die Verfassung begrenzt die Rechte der königlichen Prärogative. Das Werk der Vernunft und der Philosophie wird fortgesetzt. Der Staat trennt sich von der Kirche. Die gesetzgebende Versammlung giebt den Protestanten die Güter ihrer bei der Aufhebung des Edicts von Nantes ausgewanderten Vorfahren zurück. Alle Culte sind durch das Gesetz anerkannt. Der Staat will den Clerus unter die bürgerliche Verfassung stellen, aber neue Unruhen werden hervorgerufen.

Zu dieser Zeit gab der Marquis von Fontenay auf seinem Schlosse den Deputirten ein Fest. Mirabeau kam mit Chamfort: der Sturm und der Strahl, das Wort und die Feder, die Beredsamkeit und der Geist, zwei Freunde auf Leben und Tod, ein unlöslicher Widerspruch.

Man bemerkte ferner unter den Anwesenden Vergniaud, Barnave, Robespierre und Camille Desmoulins.

Weil gerade Jean Jacques Rousseau sehr in der Mode war, wurde dieses Fest in Fontenay ein Naturfest. Im Park spielte ein Orchester und junge Mädchen in weißen Kleidern erwarteten am Eingange die Gäste von Paris mit Blumenbouquets; selbst Florian fehlte nicht, der noch die Schäferspiele von Trianon kannte.

Man dinirte im Park unter den alten Kastanienbäumen, die Füße auf dem Grase wie in Arkadien, umgeben von Blumenduft. Die Marquise selbst hat später als „Prinzessin von Chimay" dieses Fest in ihren Briefen beschrieben. Das Diner wurde plötzlich durch einen heftigen Windstoß unterbrochen, welcher die Tafel und Robespierre's Perrücke in die Höhe hob.

Obwol die Marquise ihre schönen Freundinnen zu Tische geladen hatte, war sie doch die Göttin des Festes. Man trank auf ihre Schönheit und improvisirte Verse auf ihre spanischen Augen und ihren französischen Geist.

Bald darauf durchlief der Schrei: Mirabeau ist todt! ganz Frankreich. Allen Parteien war er verwandt, dieser beredte Mann, der aus dem Gehirn der Revolution entsprang wie die Göttin der Weisheit aus dem Haupte Jupiters.

Und nun tritt Tallien auf.

Tallien, welcher der Freund und der Feind Napoleon's war, wurde wie Bonaparte im Jahre 1769 geboren und starb fast um dieselbe Zeit wie er. Tallien lebte also nur fünfzig Jahre, aber wie viele Jahrhunderte in diesem halben Jahrhundert! Er kannte Ludwig XVI., die Revolution, die Schreckenszeit, das Directorium, das Consulat, das Kaiserreich, Ludwig XVIII., die hundert Tage, die Restauration.

Tallien stammte von armen Eltern; der Marquis von Bercy, welcher sein Vormund war, schickte ihn ins Collége; aber Tallien, schon Revolutionär, entrann dem Joche, als er kaum fünfzehn Jahre alt war. Er wurde darauf Schreiber in dem Bureau eines Procurators und nebenher setzte er sein Lateinisch und Griechisch fort. Allein der veränderliche Knabe hielt es da nicht lange aus, er wollte seine Kenntnisse verwerthen und Neues hinzulernen, und so faßte er den Entschluß Schriftsetzer zu werden. In der That ist die Buchdruckerei eine der besten menschlichen Schulen; dahin geht und von daher kommt alle Intelligenz. Guttenberg sagte: Es werde Licht! und es ward Licht.

Lange hielt es aber Tallien hier auch nicht aus, wie sehr er auch die Bücher liebte; er kehrte wieder in das Bureau zurück. Als Schreiber machte der junge Mann sehr vortheilhafte Bekanntschaften, so diejenige des berühmten Advokaten Danton. Später wurde er Secretair bei Lameth und beim Deputirten Broustaret, darauf Corrector beim Moniteur. Er war jetzt zwanzig Jahre alt, ein großer, schön gewachsener junger Mann, der eine unwiderstehliche Anziehungskraft ausübte, dabei

von energischem Charakter, das Höchste erstrebend und vor nichts zurückschreckend.

Das erste Mal sah Tallien seine künftige Frau, die er für sie und für sich rettete, in einer Gesellschaft bei der Malerin Madame Le Brun. Frau von Fontenay hatte sich malen lassen, die Damen fanden aber das Gemälde nicht schön genug. Da wandte sich Madame Le Brun an die Herrengruppe, zufällig an Tallien, und bat um das Urtheil der Männer. „Warten Sie einen Augenblick", sagte Tallien und nun nahm er das Portrait und verglich es Zug für Zug mit dem Original. Als er nun der jungen Frau in's Auge blickte, da gestand es sich die Marquise zum ersten Mal, daß ihr Mann schon alt sei. Dabei gab Tallien ein so eingehendes und richtiges Urtheil über das Gemälde ab, daß man allgemein seine Kenntniß in der Malerkunst bewunderte. Der junge Mann verbeugte sich leicht und kehrte in den Kreis der Herren zurück.

Glaubt man nicht die Seite eines Romans zu lesen, wenn man von der ersten Begegnung zwischen Therese Cabarrus und Tallien hört? Aber das ganze Leben dieser Heroine ist ein Roman.

Tallien sah die Marquise von Fontenay wieder, als er Secretair bei Lameth war. Die Gräfin Lameth und Frau von Fontenay saßen auf dem Balcon. Tallien kam und suchte seinen Herrn, er hatte Briefe in der Hand. „Alexander ist nicht hier, aber geben Sie nur her, was Sie da haben", sagte die Gräfin. Darauf bat sie Tallien, doch einen kleinen Strauß weißer Rosen von einem Stock abzuschneiden, welcher sich unten zwei Schritte vom Perron befand. Tallien eilte und brachte das Gewünschte der Gräfin. „Haben Sie nicht verstanden", fragte diese, „daß es nicht für mich ist?" Er überreichte jetzt die Rosen Frau von Fontenay. Hierbei wollte es der Zufall, daß eine Rose herunterfiel. Tallien nahm sie schleunig auf und gab sie natürlich nicht wieder zurück. Dann empfahl er sich und eilte in sein Cabinet zurück.

Aus dem Typographen wurde allmälig ein Schriftsteller. Tallien nahm die Feder des Journalisten wie man einen Degen nimmt. Er gründete das „Journal des Sans-culottes", woraus der „Ami des citoyens" wurde, welcher sich dann in das „Journal fraternel" verwandelte Tallien erwarb sich bald einen Namen, er hatte in der Kunst des Sprechens und Schreibens keine geringeren Lehrer als Marat und Danton.

Am 21. Juni 1791 erwachte Paris ohne König. Diese Nachricht erregte den größten Unwillen im Volke. „Was?" sagte man, „sie sind abgereist? heimlich fort? Gewiß wollen sie sich mit unsern Feinden verbinden und an der Spitze fremder Armeen zurückkommen." In der That war diese nächtliche Abreise ein großer Fehler. Bald darauf hieß es: der König ist arretirt! Fortan schwanden die Achtung vor dem Rang, vor dem Unglück, der persönlichen Tugend, selbst die Pietät für eine Frau. Ludwig XVI. war geflohen, er hatte auf seine Krone resignirt, um seinen Kopf zu retten.

Die Monarchie war nur noch ein Name, der Adel nichts als ein Andenken und die Constituirende Versammlung ein Schatten. In

Frankreich herrschte einzig und allein die Meinung, diese Königin der Welt.

So kam der 10. August. Man drang in die Tuilerien ein, die Schweizergarden wurden niedergemetzelt, der König eilte, Schutz suchend, in die gesetzgebende Versammlung. Jetzt hatte die große Stunde geschlagen. Der König opfert seinen Thron, die gesetzgebende Versammlung giebt ihre Demission und das Volk sein Blut. An den Grenzen Frankreichs aber stehen die Feinde.

Inzwischen war Tallien bei der Gemeinde von Paris gewählt worden. Im Namen derselben verlangte er die Demolition der Thore Saint-Denis und St. Martin, der Triumphbögen und aller anderen Symbole des Despotismus. „Man muß", sagte Tallien, „an Stelle der Statue Ludwigs XIV. diejenige der Freiheit setzen." Auch am 10. August erscheint er wieder.

Am 31. August sprach er vor der gesetzgebenden Versammlung im Namen der Commune Paris. Der Moniteur bezeichnet ihn als den Sprecher der Deputation. Wer ihn an diesem Tage hörte, sah in ihm einen Volkstribun.

In einer der Tribünen saß die Marquise von Fontenay; zum dritten Male sah sie Tallien, sie fand ihn schön, drohend, fast schrecklich. An diesem Tage verstand sie die Souverainetät des Volkes. Sie applaudirte, wie Alle, welche Tallien elektrisirt hatte. Sie dachte, daß dieser Mann eine Zukunft haben müsse. In dieser Epoche stieg alle Tage eine neue Gestalt am Horizonte empor, aber wie viele stiegen am Abend wieder herab! Doch Tallien's Ruhm dauerte länger als Einen Tag.

Jetzt standen die Preußen bereits auf französischem Boden. „Das Vaterland ist in Gefahr!" schrie es von allen Seiten und sofort standen vierzigtausend Freiwillige auf dem Marsfelde. Da trifft die Nachricht ein, daß Verdun genommen sei. Wohlan, sagte das wüthende Paris, so wollen wir wenigstens unsere inneren Feinde aus dem Wege schaffen. Und nun begannen die September-Metzeleien, ebenfalls ein trauriges Blatt in der Geschichte jener Tage.

Nach diesen Ereignissen wurde Tallien Volksrepräsentant. Die Wahlen geschahen unter dem Einfluß der Ereignisse des 10 August; man schickte in die neue Nationalversammlung Männer des Gedankens und Männer der That, Alle aber wollten die Republik.

Es gab zwei Parteien, die Girondisten und die Bergpartei; die erstere wollte das Blut des Königs schonen, aber die letztere siegte. Am 17. Jan. sagte der Präsident: „Ich erkläre, daß der Convent gegen Louis Capet auf Todesstrafe erkannt hat." Am 21. wurde er zur Guillotine geschleppt. Der Scharfrichter Sanson zeigte das Haupt und die Menge rief: „Es lebe die Republik!" Frau von Fontenay vergoß zwei Thränen: eine für den König und eine für Marie Antoinette. Und dennoch rief auch sie: „Es lebe die Republik!"

Tallien entwickelte im Convent eine große Thätigkeit. Robespierre ahnte noch nicht in ihm seinen Brutus. Nachdem in einer stürmischen

Sitzung der Pater Gregorius gesagt hatte: „Die Könige sind das in der moralischen Welt, was die Ungeheuer in der physischen", wurde das Gesetz gemacht: „Der Convent verfügt, daß das Königthum in Frankreich abgeschafft ist." Jetzt war auch ein Robespierre auf die Dauer nicht mehr möglich.

Schon wurden Stimmen laut, man habe die Republik gewollt, aber nur die Tyrannei gewechselt und schon bewaffneten sich die Unzufriedenen, um die Dictatoren zu stürzen.

Bald darauf wurde Tallien im Auftrage des Convents nach Bordeaux geschickt, und hier ist es, wo Therese Cabarrus in seinem Herzen wie in der Politik erscheinen wird. Sein Herz, nicht rein durch seine Theilnahme an der Vernichtung der Girondisten, wird erleuchtet und milde werden. Eine Frau, schön wie die Muse der Revolution, wird auf den jungen Proconsul ihre Liebe und ihre Sonne werfen.

Bordeaux war gegen die Bergpartei und hatte sich gegen dieses Regiment erhoben. Es sollte nun robespierresirt werden — durch die Guillotine. Nur um so größer wurde die Unzufriedenheit und Unruhe. „Krieg den Tyrannen!" lautete der allgemeine Ruf Tallien ließ zahlreiche Verhaftungen vornehmen. Wenn er auch hiermit bei den Priestern, den Emigranten und dem Adel nichts erreichte, so ist es doch wahr, daß es ihm gelang in etwas die Bevölkerung zu metamorphosiren. Bordeaux wurde entwaffnet und die rothen Jacobiner wurden an die Spitze der Administration gestellt. Was nicht Sans-Culotte war, wurde ins Gefängniß geschickt. Tallien und Ysabeau hausten so schrecklich in ihrem Freiheitsfanatismus, daß man ihnen anonyme Briefe zuschickte, worin man andeutete, daß man Mord mit Mord vergelten würde. Doch dadurch wurde das Schicksal der Stadt nur schlimmer.

Einer der Guillotinirten war der Municipalrath Vigne. Als er das Schaffot bestieg war etwas an der Guillotine zerstört. Man wollte den Verurtheilten ins Gefängniß zurückführen, doch dieser sagte, daß er so lange warten würde, bis das Mordinstrument in Ordnung sei. Die Reparation, bei der Vigne selbst mit half, dauerte dreiviertel Stunde. Sodann sprach er einige ergreifende Worte an das Volk und reichte sein Haupt dem Henker. Auch der Bürgermeister von Bordeaux wurde hingerichtet. Die Stadt war in Feuer und Blut. Und mitten unter diesen Scenen berichtete ein Sans-Culotte an den Convent: „Tallien und Ysabeau haben große Verdienste um das Vaterland, aber sie sind noch sehr beschäftigt. Nach dem Tode der Rebellen wird man rufen: „Es lebe die Bergpartei, es leben die Jacobiner, die Republik ist gerettet!"

Die revolutionären Verbrechen Talliens sollten aber plötzlich ein Ende nehmen. Er war nicht ein Mann des Schreckens; wenn er die Tyrannei in Bordeaux einführte, so geschah es, weil er glaubte, daß die Guillotine für die Nation, für eine bessere Zukunft arbeite.

Der Marquis und die Marquise von Fontenay wollten nach Spanien fliehen, zu ihrem Vater, den Grafen Cabarrus. Frau von

Fontenay, eine Girondistin, war mit der revolutionären Strömung gegangen, aber der Marquis, ein Mann des alten Regimes, wollte nicht seinen Titel, seine Vorrechte und die Schlüssel seines Schatzes auf den Altar des Vaterlandes niederlegen. Er hatte sich verborgen und beschloß das Vaterland zu verlassen.

Therese Cabarrus fühlte sich nicht glücklich in ihrer Ehe, dennoch stand sie ihrem Manne in der Stunde der Gefahr treu zur Seite und folgte ihm. Als sie auf ihrer Reise durch Bordeaux kamen, war eben ein englisches Schiff im Begriff, mit dreihundert Passagieren aus adeligen Familien und Royalisten von Bordeaux abzusegeln. Aber der englische Capitain, ein reiner Geschäftsmann, wollte nicht eher die Segel lichten, als bis er die noch fehlenden dreitausend Francs habe. „Was“, rief Frau von Fontenay, „die Leute sollten zu Grunde gehen um des elenden Geldes willen?“ Und ohne auf ihren Mann zu hören, eilt sie zum Capitain und zahlt die Summe. Aber diese That blieb den jacobinischen Ohren nicht verborgen. „Das ist die Frau, welche die Aristokraten gerettet hat!“ schrie das Volk und fiel über sie her, ihr die Kleider zerreißend. Vergebens waren ihre Worte: „Ich bin keine Feindin des Volkes, sehet meine Cocarde!“ Der Volksauflauf wurde immer größer, man schleppte sie fort. In diesem Augenblick kam Tallien. „Ich kenne diese Frau“, sagte er zu den Sans-Culottes. „Wenn sie schuldig ist, gehört sie vor das Tribunal. Aber ihr seid viel zu großmühig einen Feind ohne Waffen anzugreifen, zumal wenn dieser Feind eine Frau ist.“

Er glaubte Frau v. Fontenay gerettet zu haben, doch die Terroristen schleppten sie ins Gefängniß.

Tallien geht sofort in den Kerker und giebt Befehl, ihnen die Bürgerin Fontenay vorzuführen. Beider Herzen schlugen, es war eine denkwürdige Scene.

„Sie haben mich wieder erkannt“, sagte sie zu ihm. — „Ja, Bürgerin, warum sind Sie in Bordeaux?“ — „Weil in Paris alle Welt im Gefängniß sitzt, selbst die Revolutionäre, und ich bin Revolutionärin.“

„Wir sind nicht blind“, sagte Tallien mit Ruhe, „wir wenden uns nur gegen die Feinde der Republik.“

„Aber“, sagte sie, „es giebt selbst wahre Republikaner, welche im Gefängniß seufzen.“

„Doch zu Ihrer Anklage. Sie wollten auswandern?“

„Auswandern? Ich habe niemals daran gedacht; wir wollten nach Spanien gehen, wo mein Vater wohnt.“

Nun, Bürgerin, ich werde Befehl geben, daß die Untersuchung Ihrer Angelegenheit möglichst schnell geschieht. Wenn der Bürger Fontenay nicht schuldig ist, so sind Sie es auch nicht, und Sie können ruhig nach Madrid zu Ihrem Vater reisen.“

Frau v. Fontenay legte ihre Hand in diejenige Talliens. Dieser sandte den Gefängnißwärter, welcher an der Thür stand, fort.

„Stellen Sie mich nicht vor dieses verhaßte Tribunal“, bat sie. —

„Aber bedenken Sie, ich würde vor Robespierre nicht sicher sein.“ Dabei nahm er die Hand der Gefangenen und führte sie an seine Lippen, wie mit einem brüderlichen Gefühl. Sie warf sich auf die Kniee nieder und bat um Freiheit für ihren Mann.

„Stehen Sie auf, Madame“, sprach er, sie emporhebend und an sein Herz drückend; „ich setze meinen Kopf aufs Spiel, aber was liegt daran, Sie sollen frei sein.“

Am nächsten Morgen fuhr Herr von Fontenay im Galopp den Pyrenäen zu, ohne sich nach seiner Frau umzublicken, aus Furcht, in eine Salzsäule verwandelt zu werden. Er sah Frankreich nicht wieder.

Therese Cabarrus aber beherrschte fortan Tallien, den Alcibiades Frankreichs, und unter ihrer Herrschaft athmete Bordeaux wieder auf. Sie machte den Proconsul vergessen, daß er nach Bordeaux gekommen sei, um die Aristokraten zu sansculottisiren und zu guillotiniren. Die Liebe einer Frau hatte den Schrecken verbannt. Nicht allein hatte sie die Guillotine fast abgeschafft, sondern sie hatte auch oft die Thore der Gefängnisse geöffnet, dieser schrecklichen Gefängnisse, wo man weder Luft noch Brot hatte und wo sie selbst so viel erduldete. Sie erzählte, daß ihre Füße von Ratten angefressen worden wären, denn die Ratten hatten Hunger ringsherum um die verhungerten Gefangenen.

An Robespierre wurde um diese Zeit heimlich berichtet, daß Tallien anfange, eine große Rolle zu spielen. Wenn er durch die Straßen ginge, riefe man häufig: „Es lebe der Retter von Bordeaux!“ Im Theater und in den Clubs herrsche derselbe Enthusiasmus und auch die Aristokraten seien für ihn. Therese hatte in den Clubs den Frieden, die Milde, die Verzeihung umsonst gepredigt. Noch einmal erhob der Schrecken sein blutiges Haupt.

Robespierre rief Tallien zurück. Er kam mit größerer Autorität und Beredsamkeit wieder und präsidirte dem Convent vom 2. Germinal des Jahres II bis zu dem unvergeßlichen Tage, wo die Häupter Danton's und Camille Desmoulin's auf dem Revolutionsplatze fielen.

Am 5. Florréal erschien Therese vor dem Convent als Anwalt der Frauen. Sie sagte u. a.: „Bürger, wenn die Tugend das Leben der Republiken ist und wenn die Institutionen des Volkes durch gute Sitten aufrecht erhalten werden müssen, müßt ihr dann nicht Eure ganze Aufmerksamkeit auf die andere Hälfte des Menschengeschlechts richten, welche einen so großen Einfluß ausübt? Unglücklich diejenigen Frauen, welche, ihre schöne Bestimmung mißkennend, die Tugenden ihres Geschlechtes verlieren, ohne diejenigen des männlichen Geschlechtes erlangen zu können. Aber ist es nicht ebenso ein Unglück, wenn sie im Namen der Natur aller politischen Rechte beraubt sein sollen, wenn sie sich in der menschlichen Gesellschaft als Fremde betrachten müssen? In einer Republik muß ohne Zweifel alles republikanisch sein. Eure Decrete haben den Frauen den schönen Namen „Bürgerinnen“ verschafft; aber möge dieses kein leerer Name sein, sondern mögen sie wirklich die Besitzrechte des Bürgerthums erhalten.“ Zum Schluß sagte sie: „Bürger!

Diejenige, welche euch ihre intimsten Gefühle aufdeckt, ist jung, zwanzig Jahre alt, sie ist Mutter und nicht mehr Gattin; ihr höchster Ehrgeiz, ihr ganzes Glück würde die Erfüllung ihrer Wünsche sein."

Kaum waren wenige Tage vergangen, daß der Convent die edlen Worte der schönen Frau applaudirt hatte, als Robespierre den Verhaftsbefehl für dieselbe ertheilte. Robespierre wollte Tallien treffen und da er es direct noch nicht wagte, so versuchte er es indirect durch seine Geliebte.

Tallien protestirte in der nächsten Conventssitzung gegen diese Verhaftung. „Die Eingekerkerte", sagte er, „ist meine Frau. Man hat ihr einen Boten gesandt und ihr sagen lassen, wenn sie unterschriebe, daß sie Tallien als einen schlechten Bürger gekannt habe, so würde man ihr die Freiheit geben und einen Paß ins Ausland. Sie aber hat dieses mit Indignation zurückgewiesen. Sehet, Bürger, dieses ist meine Frau!"

Die Bürger auf den Tribünen klaschten lauten Beifall.

Ein Fluchtversuch mit Hülfe des Marquis de la Vallette mißlang. Sie wurde in ein schwarzes Loch geworfen auf feuchtes Stroh und hatte keine andere Gesellschaft als Ratten und Mäuse.

Unterdessen ließ Robespierre Tallien genau überwachen. Die Berichte der Spione, welche noch heute in den Archiven vorhanden sind, zeigen, wie er auf Schritt und Tritt verfolgt wurde. So lautet ein Bericht: „Der Bürger Tallien blieb am 6. Messidor Abends bis zum Ende der Sitzung bei den Jacobinern, nachher ging er mit einem Mann in die Rue Honoré, sie sprachen ungeduldig; um elf Uhr gingen sie über den Platz Egalité, Tallien winkte einem Fiacre, wir näherten uns dem Wagen, liefen nach, konnten aber nicht so schnell folgen." Aus einem andern Berichte entnehmen wir, daß Tallien in der Rue de la Perle au Marais 460 wohnte. Ein anderer Spion ist erstaunt, daß Tallien die meiste Zeit zu Hause ist und bei den Büchern sitzt.

Robespierre triumphirte in seiner Dictatur. Es herrschte nur noch die Guillotine, die allerdings schon drei Jahrhunderte früher unter Ludwig XII. bekannt war. Aber neu war es, daß man lächelnd in den Tod ging. Als Herr von Malesherbes das Schaffot bestieg, glitt er aus. „Böse Vorbedeutung!" bemerkte er heiter. Die Girondisten starben, die Marseillaise singend. Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit — und der Tod! Auf den Karren waren alle Stände vertreten. Eine der letzten Todtenlisten verzeichnet unter 12,000 Opfern: 3871 Bauern und Arbeiter, 2212 Handwerker, 1273 Bürger, 767 Priester, 715 Soldaten, 718 Frauen aller Stände, 639 Adelige, 585 Advocaten, 539 Fabrikanten und Kaufleute, 156 Domestiken, 76 Mediciner, 73 Matrosen, 49 Lehrer, 46 Literaten, 21 Schauspieler. Dabei machte man sich das Vergnügen, in den Karren Leute der entgegengesetztesten Parteirichtung nebeneinander fortzuführen, wie z. B. Le Chapelier mit der Herzogin von Grammont. An Stelle der Bastille waren zur Schreckenszeit 48,724 Staatsgefängnisse getreten, mit mehr als 200,000 politischen

Gefangenen vollgepfropft. Man mußte eilen mit der Guillotine, um wieder neuen Recruten Platz zu machen.

Therese Cabarrus saß traurig in ihrem Kerker. Mit einem Male erhielt sie die Erlaubniß in den Hof hinabsteigen zu dürfen, um Luft zu schöpfen. Das erste Mal als sie hiervon Gebrauch machte, fiel ein Stein zu ihren Füßen nieder. Sie nahm ihn auf und sah Papier daran befestigt, worauf geschrieben stand: „Ich wache über Dir, gehe jeden Abend in den Hof hinab, ich werde nahe bei Dir sein.“ Sie erkannte die Schrift Talliens. Ihr Herz war voll Freude, voll Hoffnung, voll Ungeduld, sie weinte. Doch die Freude dauerte nicht lange; nach acht Tagen hörte plötzlich die Gunst, in den Hof zu gehen, auf. Die Polizei Robespierre's hatte zu scharfe Augen. Und fester schloß sich die finstere Gruft der Unglücklichen.

In derselben Zelle lagen noch auf demselben Stroh zwei andere Frauen, Lady Grace Dalrymple Elliott und Josephine Tascher, Witwe des General Beauharnais, später Kaiserin Josephine.

Mitten unter diesen Blutorgien verfügte Robespierre einen Gott; derselbe wurde am 20 Prairial eingesetzt. Das französische Volk glaubte wieder an ein höchstes Wesen, an die Unsterblichkeit der Seele, denn der Dictator hatte es befohlen.

Robespierre schien jetzt den Weg der politischen Klugheit betreten zu wollen, doch es war zu spät. Der Schrecken, den er gegründet, war stärker geworden als er selbst.

Um diese Zeit erhielt Tallien eines Morgens, es war der 4. Thermidor, geheimnißvoll einen Dolch. Kein Wort dazu. Er hatte Niemand gesehen, der ihn gebracht. Die Waffe lag auf dem Tische. Er betrachtete sie genauer und bemerkte ein spanisches Wappen.

Bald darauf begegnete er Robespierre. Beide reichten sich die Hand und blieben stehen. Drei Karren Verurtheilter sahen sie vor ihren Augen vorbeifahren, es kam noch ein vierter mit lauter Frauen. Robespierre wandte das Haupt ab. „Ach, wenn doch alle Menschen tugendhaft wären“, sagte er, „dann könnte man die Guillotine verbrennen. Wenn ich bedenke, daß noch so viele —“ und er nahm eine Liste heraus, worauf auch Tallien stand.

„Die schöne Sonne!“ sagte Tallien. — „Aber es ist nicht gut,“ fuhr er nach einer Weile fort und zeigte auf die Karren, „daß man dem Volke alle Tage solche Schauspiele giebt.“

„Aber, wer giebt sie denn?“ schrie Robespierre und stampfte mit dem Fuße auf.

„Ich nicht“, erwiderte Tallien.

„Und ich auch nicht, es ist die Gerechtigkeit des Volkes.“

Tallien verlangte, Robespierre solle wenigstens die Frauen freilassen. Dieser aber meinte, Tallien wäre kein Mann mehr, seitdem er verliebt wäre.

Beide hatten einen heftigen Wortwechsel und schieden als Feinde.

Die verhängnißvollen Tage des Thermidor schritten vorwärts.

Saint-Just sagte im Convent, die Republik bedürfe eines Mannes von Genie, Kraft und Patriotismus, um ihm die öffentliche Gewalt zu übertragen, eines Mannes, der das Vertrauen eines Volkes genieße und dieser Mann sei Robespierre; er allein könne den Staat retten. — Die Comités berathschlagten die ganze Nacht, aber als die Sonne sich erhob, war Niemand gewappnet. Nur ein einziger Mann wagte einen Dolch zu zeigen. Dieses war der Dolch einer Frau.

Als Robespierre verkündete, daß er allein das Vaterland lenken wolle, sagte Barère: „Diese Rede ist seine Verurtheilung."

So standen die Sachen am 7. Thermidor. Lamourette, der Bischof von Orleans, wurde hingerichtet. Er saß gerade bei Tische, als man ihm seine Verurtheilung mittheilte. Er sprach in größter Ruhe von der Unsterblichkeit der Seele mit einem Feuer und einer Beredsamkeit, daß alle Anwesenden hingerissen waren. Doch sie konnten ihn nicht retten. Dieses Ereigniß erregte bedeutende Aufregung. Der Scharfrichter Sanson aber hatte seine Gebühren erhöht. Er hätte sehr viele Kosten, sagte er, für seine Gehülfen, alle die Pferde und Karren, man müßte von jetzt an das Doppelte zahlen.

Tallien war um diese Zeit bald laut, bald schweigsam; er hatte das Fieber, er glaubte den Tod zu sehen, er träumte, er sei im Gefängnisse bei seiner Therese und er wollte sie befreien.

Noch einmal bat er um die Befreiung seiner Geliebten. — „Niemals", antwortete Robespierre, „denn die Bürgerin Fontenay ist es, welche Dich verdorben hat. Du hast ihretwegen die Republik verrathen, ihretwegen hast Du deine Rolle in Bordeaux gewechselt. Sie hat Dich geleitet wie ein Kind."

Hiermit war die Unterredung abgeschnitten. An demselben Tage erhielt Tallien folgenden Brief:

„De la Force, d. 7. Thermidor.

„Die Bürgerin Fontenay an den Bürger Tallien.

„Eben wurde mir angezeigt, daß ich morgen das Schaffott besteigen soll. Das stimmt schlecht mit einem Traume, den ich vergangene Nacht hatte: Robespierre existirte nicht mehr und die Gefängnisse waren offen — aber Dank Eurer Feigheit, es wird sich bald Niemand in Frankreich fähig finden, ihn zu realisiren."

Tallien antwortete: „Beruhige Dich, ich habe Muth."

Und unter Stürmen und Toben kam der verhängnißvolle neunte Thermidor. Nach dem „Moniteur" war der Verlauf der Sitzung folgender:

Als Robespierre erschien, schrie man von allen Seiten: „Nieder mit dem Tyrannen!"

Tallien: „Ich bitte um's Wort. Ich habe gestern der Sitzung der Jacobiner beigewohnt; ich zitterte für das Vaterland: ich sah die Armee des neuen Cromwell sich bilden und ich bewaffnete mich mit einem Dolche, um davon Gebrach zu machen, wenn der Convent nicht den Muth hätte, die Anklage zu verfügen. (Tallien zeigt seinen Dolch. Lebhafter Beifall.)

Wir wollen nicht, daß die Unschuld unterdrückt werde, wir wollen Gerechtigkeit. (Neuer Beifall.) Der Mann, welcher auf der Bühne steht, ist ein neuer Catilina."

Robespierre: „Ich bitte um's Wort."

„Nieder mit dem Tyrannen, nieder!" tönt es wieder von allen Seiten.

Tallien: „Ich beantrage die Arretirung Robespierre's."

Eine Stimme: „Es ist bewiesen, das Robespierre uns beherrscht hat."

Mehrere Mitglieder: „Zur Abstimmung!"

Die Arretirung Robespierre's wird mit Einstimmigkeit beschlossen. Alle erheben sich von ihren Sitzen und Rufen: „Es lebe die Freiheit! Es lebe die Republik!"

Das war der neunte Thermidor.

Auch Saint-Just, der Helfer Robespierre's, wurde verhaftet, ein Mann von höchst eigenthümlichem Charakter. Einst sah er in Straßburg einen Jugendfreund wieder, einen Officier, der sich schuldig gemacht hatte. Er drückt ihn an sein Herz und ruft: „Der Himmel sei zweifach gelobt, weil ich Dich wiedersehe und weil ich an einem Manne, der mir theuer ist, ein großes Beispiel der Gerechtigkeit geben kann." Mit diesen Worten wendet er sich gegen seine Escorte: „Soldaten, thut Eure Pflicht." Der Officier umarmt ihn und giebt dann das Zeichen zu schießen mit dem Rufe; „Es lebe die Freiheit!"

Man weiß das Uebrige, man kennt alle Schrecken der letzten Reise Robespierre's von seiner Verhaftung im Stadthause an, wie er mit zerschossenen Kinnbacken in den Convent gebracht ward und wie sein Leben auf der Guillotine schloß.

Am 10. Thermidor, dem Tage, der als Todestag für Therese Cabarrus bestimmt war, wurde Robespierre hingerichtet.

In Paris herrschte Jubel und Freude. Die Dichter besangen den Tag, brüderliche Festmahle wurden veranstaltet, die Theater spielten ihre besten Stücke, überall ging es feierlich her. Niemals war man lustiger in Frankreich. Die Gefängnisse hatten sich geöffnet, es gab nur noch freie Brüder.

„Dieses ist der schönste Tag für die Freiheit", sagte Tallien im Convent. „Die Republik triumphirt und giebt ein Beispiel, daß alle Tyrannen der Welt fallen müssen. Verbinden wir uns jetzt mit unsern Mitbürgern, der Todestag eines Tyrannen ist ein Fest für die Brüderlichkeit."

Die Begeisterung für Tallien dauerte indeß nicht lange. Fünf Wochen nach seinem Triumph im Convent wurde er aus dem Jacobinerclub ausgestoßen. Lavasseur warf ihm vor, den Tyrannen nicht aus Liebe zur Freiheit angegriffen zu haben, sondern aus Eigennutz, um seinen Platz zu erhalten. Man machte Tallien den Krieg, weil man ihn auf dem Wege zur Dictatur glaubte.

Am nächsten Tage schloß Frau Tallien, begleitet von Fréron und

Merlin de Thionville heroisch das Thor der Jacobiner, ohne daß Jemand von Denen, welche sich versammeln wollten, ihr die Schlüssel zu nehmen wagte; sie sagten nur: „Diese Frau wäre selbst fähig, die Pforten der Hölle zu schließen.“

Tallien's Stern beginnt zu bleichen, aber Frau Tallien steigt in einen neuen Himmel ihrer Berühmtheit. Unter dem Directorium kommen die Frauen zur Geltung, die Axt weicht dem Fächer. Tallien ist nur noch der Gatte der Königin, aber er hat noch nicht abgedankt.

Am 21. Jan. 1795 hatte der Convent ein Fest verfügt, zur Heiligung des 9. Thermidor und die erste Feier dieses Tages fand am 9. Thermidor des Jahres III. statt. Frau Tallien hatte an diesem Tage ein großes Banquett vorbereitet und die bedeutendsten Deputirten aller Parteien eingeladen. Den ersten Toast brachte Lanjuinais auf den 9. Thermidor; sodann folgten Toaste auf die Deputirten, auf die republikanische Armee, auf die Freiheit und Gleichheit, auf den General Koscuisko und endlich auf die Frau Tallien.

Die Bürgerin Fontenay hatte am Tage ihrer Verheirathung mit Tallien ihre Salons eröffnet. Wie schon früher in Bordeaux, betrachtete sie sich auch in ihrer jetzigen Stellung als eine Frau mit politischer Mission, und sie verstand es, sich einen ziemlichen Einfluß zu verschaffen.

Hier, in einer Soirée bei Frau Tallien, in der Fréron, de la Harpe, Chénier u. a. erschienen waren, war es auch, daß man einmal von dem Brigadier Bonaparte sprach und dessen Ehrgeiz. Von den Damen war Frau von Beauharnais zugegen. Dieselbe meinte, daß Frankreich seine Helden nicht in's Gefängniß werfen dürfe, da es derselben zur Vertheidigung gegen die Feinde sehr nothwendig bedürfe. Der Salon der Frau Tallien war der berühmteste für Conversation und Tanz geworden; die Spanierin tanzte leidenschaftlich und schön. Dabei hatte sie ein lebhaftes und tiefes Gefühl für Kunst.

Eines Tages, als sie allein waren, warf sie ihrem Manne Mangel an Energie vor. Therese hatte Unrecht. Tallien konnte so gut wie Barras in das Directorium kommen und sich dann wollüstig der entkräfteten Revolution zu Füßen werfen, er konnte wie Fouché Minister eines Kaisers werden, aber er liebte die Republik um ihrer selbst willen, die Republik mit ihren Stürmen und ihrem Lärm.

Tallien beunruhigte durch seinen Ehrgeiz und hauptsächlich durch den Ehrgeiz seiner Frau alle Ehrgeizigen. Man fürchtete immer eine Ueberraschung. Desto schneller wurde an seinem Fall gearbeitet. Dieser Mann, welcher an der Gewalt Theil nehmen konnte und sich ganz der Leitung einer Frau überließ, verlor allmälig seine Popularität. Die Tribünen, welche ihn sonst so enthusiastisch begrüßten, wenn man ihn bald des Royalismus, bald des Jacobinismus anklagte, schwiegen, weil andere Gestalten am Horizont emporstiegen. Auch in den Salons des Directoriums war er nicht gern gesehen.

Ein neuer Gram kam hinzu. Der Eifersüchtige verlor seine Frau und mit ihr sein Vermögen und sein Glück. Therese hatte ihm in den

Gefahren der Revolution die Hand gereicht, sie hatte ihn selbst gerettet. Ihre Ehe war nur ein Zufall; sie hatte ihm ihre Schönheit und ihr Vermögen gegeben; sie zeigte ihm seine Bestimmung, aber da er nicht den Gipfel der Macht erstieg, verließ sie ihn. Tallien dachte nicht daran, seine Frau anzuklagen; er beklagte die Ereignisse, welche er nicht beherrschen konnte; er schuldigte sich selbst an, daß er seine Tage in verliebter Verweichlichung verbracht.

Er fand sich allein und verlassen. Da beschloß er zu fliehen, um weit, weit vom Vaterlande Alles zu vergessen und seine Ruhe wiederzufinden. Vom General Bonaparte erhielt er die Erlaubniß den Zug nach Egypten mitmachen zu dürfen, nach dem Lande der Kleopatra. Ach! wie erinnerte ihn dieser Name an sein Weib.

Madame Tallien und Madame Beauharnais hatten sich bei Bonaparte für Tallien verwandt und dieser wurde in Egypten zum Administrator der Domainen ernannt. Aber Bonaparte liebte nur Maschinen seines Willens und so wurde Tallien's Stellung bald unhaltbar. Als er sich 1801 wieder nach Frankreich einschiffte, wurde er unterwegs von Corsaren gefangen genommen. Er kam nach London, wo der Mann des 9. Thermidor mit großem Enthusiasmus aufgenommen wurde.

Bonaparte verzieh Tallien die englischen Ovationen nicht, er war in Paris unmöglich geworden. Talleyrand und Fouché verwendeten sich für ihn und er wurde Consul in Alicante.

Tallien reiste sofort ab. Er mußte über Bordeaux. O, welche Erinnerungen bemächtigten sich hier seiner. Aber er blieb nicht lange fort. Er war in Paris geboren und sollte in Paris sterben. In Spanien wurde er kränker als in Frankreich. Seine letzten Tage lebte er in Paris krank und vergessen, arm und verborgen.

Nur einen einzigen Freund fand er wieder in Frau Tallien, welche Fürstin von Chimay geworden war. Sie besuchte ihn öfter und zwang ihn Unterstützungen anzunehmen, welche er zurückgewiesen hatte.

Es rollten die Jahre dahin, Tallien mußte buchstäblich Noth leiden. Da wurde sein Schicksal im Jahre 1820 zufällig Ludwig XVIII. bekannt. Derselbe bewilligte ihm eine Pension aus seiner Privatkasse; der Volkstribun war zu arm, die Annahme zu verweigern, und so geschah es, daß Derjenige, welcher den Tod Ludwig's XVI. votirt und Ludwig XVII. im Gefängnisse gehalten hatte, von dem Brote Ludwig's XVIII. leben mußte. Doch nicht lange genoß er diese Wohlthat, er starb noch in demselben Jahre. Dunkel war seine Geburt, dunkel sein Tod.

Therese Cabarrus dagegen war als Fürstin geboren und sie sollte als Fürstin sterben. Sie hatte Herrn von Fontenay verlassen, um ihn vom Schaffott zu retten, sie verließ Tallien, um die Revolution zu verlassen und heirathete den Grafen Caraman.

Graf Caraman war auch von der Revolution hart betroffen worden Er mußte auswandern, und während Tallien von seiner republikanischen Feder lebte, verdiente er sich sein Brot durch seine Violine. Er ließ sich

in Hamburg nieder und lehrte hier die Kunst, welche er liebte, wie Louis Philipp in der Schweiz in der Mathematik unterrichtete. Das ist die Wohlthat einer guten Erziehung zu einer Zeit, wo Jeder nichts weiter ist als ein einfacher Bürger.

Caraman war ein Nachkomme der Fürstin von Chimay. Er lebte mit seiner spanischen Prinzessin in Chimay. Alle Beide Künstler, wurde ihr Haus gewissermaßen eine Akademie für Künstler, Dichter, Schriftsteller; Theater, Malerei und Musik hatten volles Bürgerrecht in dem alten Schlosse.

Und so lebte sie bis zum Monat Januar des Jahres 1835, immer geliebt, immer gut und immer jung. Man erzählt sich, daß man die Mutter kaum von ihren Töchtern hätte unterscheiden können. Als sie einst in der italienischen Oper mit ihren drei Töchtern in einer Loge saß, fragte man, wer diese vier schönen Schwestern wären.

Die Erziehung ihrer Kinder leitete sie mit der größten Sorgfalt und verlieh ihnen namentlich die Eigenschaften eines großen Herzens. In ihrer letzten Stunde ließ sie sich in einem Lehnsessel auf den Balcon des Schlosses tragen. Sie wandte ihre Augen gen Paris, gegen Spanien, gegen die Sonne. Ihr ganzes Leben ging an ihren Augen vorüber. „Ach", sagte sie, „war es nicht ein Traum?" Nach diesen Worten verschied sie.

---

# Der Universalerbe.

Ein Lustspiel und eine Geschichte des „großen Jahrhunderts“.

Von **Paul Lindau.**

Die Franzosen nennen J. Fr. Regnard den bedeutendsten Lustspieldichter Frankreichs nach Molière; und Voltaire behauptete sogar, wer kein Gefallen finde an Regnard, sei nicht werth, Molière zu bewundern. Einige Lustspiele dieses leichtsinnigen und witzigen Dichters haben sich bis auf den heutigen Tag auf dem Repertoire des Théâtre Français gehalten; „der Spieler“, „der Universalerbe“, „Liebestollheit“ erheitern seit mehr denn 150 Jahren das Parterre der ersten französischen Bühne, und so lange es noch Leute giebt, die über Unsinn lachen können, vorausgesetzt, daß dieser Unsinn wirklich komisch ist, so lange werden Regnard's Lustspiele nicht von den Brettern verschwinden. Regnard ist also für Frankreich unsterblich. In Deutschland ist er fast unbekannt. Meines Wissens ist er gar nicht übersetzt. Kein Mensch bekümmert sich um Das, was er geschrieben hat, keine Intendantur denkt daran, seine Stücke zur Aufführung zu bringen, und kein einziges seiner Werke hat in der „Bibliothek ausländischer Classiker“ eine Stätte gefunden. Ganz zufällig und ganz ungerecht ist die stiefmütterliche Weise, mit der wir Deutsche den ausgelassenen Franzosen behandeln, allerdings nicht — Regnard wird vermöge seines Talentes niemals populär in Deutschland werden können, aber jedenfalls ist er zu bedeutend, um todt geschwiegen zu werden, und zu interessant, um Nichtbeachtung zu verdienen.

Können seine Werke auch einen Vergleich mit den Meisterwerken des gediegenen, philosophisch gebildeten, moralischen und verwegenen Molière nicht bestehen, so enthalten sie doch eine Fülle köstlicher Einfälle, unversieglichen Humors, eine Munterkeit und Fröhlichkeit ohne Gleichen — und es ist nicht so leicht, lustig zu sein; man frage nur die Lustspieldichter unserer Tage. Bei Molière ist die Komik fast immer nur ein Mittel zum Zweck; seine Komik hat stets eine scharfe Spitze, die Lächerlichkeiten und Laster an verwundbarer Stelle empfindlich trifft. Regnard's Witz ist ohne Dorn, und wenn es ihm gelingt, das Auditorium durch seine Heiterkeit anzustecken, so hat er erreicht, was er wollte. Sein einziges Bestreben ist, Casus zu ersinnen, „die lachen machen“. Dabei ist er in seinen Mitteln durchaus nicht wählerisch: auf eine stark gepfefferte Pointe, auf eine Zweideutigkeit, unter Umständen auch auf eine derbe Zote kommt es ihm gar nicht an; um die Wahrscheinlichkeit kümmert er sich niemals. Sein Stil ist sehr flott, aber oft auch sehr

incorrect; die Verse sind ungemein lebendig und leicht, aber ohne alle Poesie und bisweilen geradezu entsetzlich trivial. Für uns ist ein großer Theil der Regnard'schen Späße ungenießbar, wir nehmen Anstoß an Dingen, die der leichtlebige Franzose mit der größten Gemüthlichkeit und der größten Breite erzählt; veranständigen lassen sich aber diese Lustspiele nicht, ohne daß man ihnen einen erheblichen Theil ihrer charakteristischen Eigenthümlichkeit und auch — Verzeihung! — ihres Reizes raubt. Deshalb mögen die Berufenen in Deutschland Regnard unbeachtet gelassen haben und deshalb ist er unbeachtet geblieben.

Es ist erklärlich, aber schade. Man sollte doch wenigstens Etwas von den Werken eines Dichters wissen, den die Franzosen einen ihrer Lieblinge heißen und der diese Gunst auch verdient. Vielleicht führt uns der Weg, den ich einschlage und auf dem ich den deutschen Leser mir zu folgen bitte, dem Ziele näher. Ich will eine Begebenheit erzählen, welche Regnard den Stoff zu einem seiner beliebtesten Lustspiele „der Universalerbe“ gegeben hat. Sie ist an sich pikant genug und gewinnt dadurch für uns noch an Werth, daß sie uns die willkommene Veranlassung bietet, eines der heitersten französischen Lustspiele etwas näher zu betrachten. Die Geschichte — da der Ort der Handlung und eine große Anzahl leicht zu controlirender Einzelheiten mit aller Bestimmtheit angegeben und die handelnden Personen namentlich aufgeführt werden, so läßt sich ihr dies Prädicat wol nicht bestreiten — steht ganz verloren unter den Notizen, welche einer der Vergessenheit anheimgefallenen Tragödie „Les Jammabos“ angehängt sind. Regnard hat sie unbedingt gekannt, aber die Quelle verschwiegen. Das alte „Theaterdictionär“ hatte aber bereits Kenntniß davon daß Regnard auch in dieser Beziehung in die Fußstapfen Molières getreten war, und „das Brauchbare genommen hatte, wo er es fand“. „Man behauptet“, heißt es in der Notiz über den „Legataire“, „daß eine wirkliche Begebenheit die Idee zu diesem Stück gegeben hat.“ Ich will dieselbe getreulich hier berichten und nur in der Darstellung mir die Freiheit des Erzählens gestatten.

---

Es war zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts; Richelieu stand auf der Höhe seiner Macht und hatte beinahe Alles erreicht, was er gewollt hatte: die protestantische Macht gebrochen und den übermüthigen Adel zu Paaren getrieben. Die geistlichen Orden, die der Cardinal als brauchbare Instrumente für seine Politik zu schätzen wußte, hatten sich der allerhöchsten Protection zu erfreuen und florirten sichtlich; bedeutend war namentlich die Gewalt der Jesuitenbrüderschaft, die, weitverzweigt, in allen einigermaßen bedeutenden Städten Frankreichs festen Fuß gefaßt hatte und durch ihre vortreffliche Organisation und umsichtige Leitung sowol, wie durch die Intelligenz und Rührigkeit ihrer Mitglieder täglich an Einfluß und, was ungefähr ebensoviel zu bedeuten hat, an Vermögen zunahm. Freilich erzählte man sich schon zu jener Zeit — und Pascal, der einige Jahrzehnte später mit den Keulenschlägen seiner geharnischten

„Briefe an einen Provinzialen" den ganzen Bau zu erschüttern drohte, verkündete bald darauf der ganzen gebildeten Welt — daß die frommen Brüder, um ihren Zweck zu erreichen, in der Wahl der Mittel nicht allzu ängstlich seien, daß sie mit Vespasian behaupteten, das Geld habe niemals einen üblen Geruch, oder mit Juvenal: der Gewinnst dufte immer, er möge kommen, woher er wolle,

„— lucri bonus est odor ex re
Qualibet."

— ja, sie waren so übel angeschrieben, daß sogar eine jede wider sie gerichtete Verleumdung gläubige Ohren fand und daß damals schon die Redensart: „Gegen Catilina und die Jesuiten darf man Alles sagen", sprüchwörtlich war.

Auch in Besançon, der alten Hauptstadt der Franche-Comté, hatten sie festen Sitz aufgeschlagen, und dort vor Allem auf einen alten Hagestolz, den Herrn von Ancier, ihr Augenmerk gerichtet. Antoine-François Gauthiot, Seigneur d'Ancier — dies ist sein vollständiger Titel — war ein alter, gebrochener Edelmann, frömmelnd, unverheirathet, geizig und steinreich. Grund genug, um das Interesse der frommen Brüder zu erwecken. Es kostete sie nicht allzuviel Mühe, mit dem alten Herrn bekannt zu werden, ihm ihre uneigennützige Freundschaft zu betheuern und dafür seine Gunst zu erwerben. Alle Netze waren gestellt, und als im Jahre 1626 der greise Edelmann den längst gehegten Plan, Rom zu sehen, ausführte, konnte ihnen, nach menschlichem Ermessen, die Beute nicht mehr entgehen; er begab sich just in den Rachen des Löwen.

Mit den besten Empfehlungen an die einflußreichen Mitglieder des Ordens ausgestattet, traf der Seigneur d'Ancier in Rom ein und wurde dort, wo man den Werth des interessanten Fremdlings nach Gebühr zu würdigen wußte, auf das Herzlichste empfangen. Die weite und beschwerliche Reise hatte aber den altersschwachen Mann sehr angegriffen; kränkelnd kam er an und bald wurde er bedenklich krank. Einen theuren Bruder hülflos in der großen Stadt seinem traurigen Schicksal zu überlassen — das verbot den frommen Brüdern, abgesehen von allem Andern, schon christliche Nächstenliebe. Sie stellten ihrem Schützling ein Gemach in dem Wohnsitze des Jesuitengenerals zur Verfügung und ließen ihm eine der Situation entsprechende Pflege angedeihen. Die Situation war nämlich die, daß der alte Herr noch kein Testament gemacht hatte. Aber alle Sorgfalt blieb vergeblich; d'Ancier starb und, was den Schmerz über diesen plötzlichen Tod noch wesentlich erhöhen mußte, er starb „ab intestato" — „der Undankbare, ohne sein Nachtgeld zu bezahlen", heißt es in der alten Geschichte.

Aber das Glück ist den Verwegenen und Jesuiten hold und glücklicherweise befand sich gerade ein Bruder in Rom, der lange Zeit dem Ordenshause zu Besançon angehört, der Herrn von Ancier ganz genau gekannt hatte und von dem General zu dessen Mentor in Rom ausersehen war. Dieser wußte, daß auf einem der Güter des Verstorbenen ein Bauer lebte, dessen Stimme und Sprache eine so frappante Aehn-

lichkeit mit der des Gutsherrn hatte, daß die vertrautesten Freunde des Hauses, wenn sie den Sprecher hörten, ohne ihn zu sehen, den Einen von dem Andern zu unterscheiden nicht vermochten. Der Bruder beeilte sich, einflußreichen Mitgliedern des Ordens von diesem Umstand Kenntniß zu geben. Sofort wird beschlossen, den Tod zu verheimlichen und den Mann mit der Stimme nach Rom kommen zu lassen. Freilich ist der Plan, der im hohen Rath zur Reife gediehen, etwas bedenklicher Natur, aber die höhere Erwägung, daß die unermeßlichen Reichthümer des Alten anstatt, wie es unzweifelhaft der Wille des theuren Verblichenen war, zu gottgefälligen Zwecken der Kirche zugeführt zu werden, von leichtsinnigen Verwandten im schnöden Dienste weltlicher Gelüste verzettelt werden, beseitigte füglich alle „Wenn" und „Aber" — der erweckte Bruder, dem die Vorsehung zu guter Stunde die Zunge gelöst hat, wird nach Frankreich abgeordnet und kommt auch wolbehalten in dem Dörfchen Montferrand bei Besançon an. Dort wohnte nämlich der „Mann mit der Stimme", ein schlichtes, pfiffiges Bäuerlein, Denis Euvrard geheißen, der harmlose Pächter einer Scheune des Herrn d'Ancier, der noch nicht ahnte, zu wie wichtigen Dingen ihn das Schicksal bestimmt hatte und welchen unschätzbaren Werth er in seiner Kehle besaß.

Der Jesuit suchte den Bauer im Geheimen auf.

„Schwöre mir", so begann er, „daß Du das Geheimniß, das mir ein Sterbender Dir anzuvertrauen gebeten hat, tief in Dein Innerstes begraben willst! Es handelt sich um Dein Wohl und Wehe! Kannst Du schweigen, Denis?"

„Gewiß kann ich schweigen."

Bei jedem Worte, das Denis sprach, hüpfte dem Bruder das Herz vor Freude; Organ und Sprache waren wie dem Todten aus der Kehle genommen.

„Wirst Du, ich wiederhole es Dir, mit Niemandem über die Sache, die ich Dir vorzutragen habe, sprechen?"

„Mit Niemandem, ich wiederhole es Euch."

„Auch mit Deiner Frau nicht? Frauen haben eine bewegliche Zunge, die auch der Eid nicht im Zaum zu halten vermag. Kannst Du auch vor Deinem Weibe ein Geheimniß bewahren?"

„Auch vor meiner Frau!"

„Hältst Du Wort, so wird Dir eine reichliche Belohnung zu Theil werden, plauderst Du, plauderst Du Denis — der Bruder erhob drohend den Zeigefinger der Rechten und sah dem Bauer scharf in die Augen — Du weißt, wir haben lange Arme und reichen weit."

„Ich bin stumm wie das Grab, ehrwürdiger Bruder; und wenn es 'was zu verdienen giebt, halte ich meinen Mund, ich verspreche es Euch, ich schwöre es Euch."

„Bei Deinem Schutzheiligen!"

„Bei dem heiligen Dionys; und ich will schweigen, so wahr mein Schutzheiliger nach der Hinrichtung mit seinem Kopf unter dem Arme von Paris nach Saint Denis gegangen ist!"

„Nun denn; so höre: Dein lieber Herr, der theure Seigneur d'Ancier liegt schwer erkrankt in Rom darnieder; er denkt daran — o, es ist furchtbar, aber wir Alle sind Staub — sein Testament zu machen. **A papa nemo impetrare potest bullam nunquam moriendi**, d. h. gegen den Tod ist kein Kraut gewachsen. Vorher will er Dich sehen. Wichtige Dinge, sagte er mir, habe er Dir anzuvertrauen . ."

„Mir?"

„Wichtige Dinge! Er hat keinen andern Wunsch als Dich zu sehen und zu sprechen . . ."

„Mich?"

„Und deshalb hat er mich ausgesandt, Dich an sein Schmerzenslager zu berufen. Der Wille eines Sterbenden war mir heilig und auch Dir wird er heilig sein!"

„Seid Ihr denn aber Eurer Sache auch gewiß, mich will er sehen und sprechen, den er noch vor Kurzem wegen rückständiger Pacht hat pfänden lassen?"

„Dich, Denis Euvrard, Pächter der Scheune von Montferrand. Königlich sollst Du belohnt werden, hundert Livres hat er mir sofort für Dich als Angeld mitgegeben; aber Eile thut Noth, Denis, Eile vor Allem!"

Die blanken Silberstücke, die der Jesuit dem Pächter in die Hand zählte, beseitigten alle Bedenken, die dieser noch haben mochte. Schnell war sein Entscheid gefaßt: er machte sich mit dem Bruder auf und davon — nach Rom!

* * *

Die Einzelheiten dieser Römerfahrt sind uns nicht überliefert worden; wir dürfen aber wol vermuthen, daß der brave Landmann mit seiner geistigen und körperlichen Verpflegung zufrieden zu sein Ursache hatte. Wie dem auch sei, da jeder Weg nach Rom führt, kamen die beiden Wanderer eines schönen Tages in der ewigen Stadt an und begaben sich in den Palast des Generals.

Zwei tiefbetrübte Brüder boten ihnen gesenkten Hauptes ein schmerzliches Willkommen.

„Zu spät!" rief man ihnen entgegen, „er ist heimgegangen, der gute Seigneur d'Ancier. Sein letzter Wille ist unerfüllt geblieben. Trauern wir um den edlen Dahingeschiedenen, der von hinnen gerufen ist, ehe er noch das Liebeswerk, das er sich vorgesetzt hatte, auszuführen vermochte. Er liebte uns innig, und auch Dich, geliebter Bruder. Dir wollte er die prächtige große Scheune von Montferrand eigenthümlich vermachen, und unseren armen Brüdern in Besançon, die da darben und leiden, den Rest seines Vermögens. O, nicht um ihretwillen schmerzt uns dieser jähe Todesfall, aber um der Armen willen, die durch ihre Hand gespeist werden, um Deinetwillen, der Du sorgst und schaffst und kümmerlich lebst und dem Dein schönes Erbtheil nunmehr entgeht, um Deinetwillen, geliebter Bruder, der Du die beschwerliche Reise gemacht

und bettelnd und unverrichteter Sache heimkehren mußt. Wol wollen wir unser Scherflein mit Dir theilen — ist doch Geben seliger, denn Nehmen! — aber viel können wir nicht geben, denn ach! viel besitzen wir nicht. O, daß er sterben mußte, der gute d'Ancier!"

„Das ist eine schöne Geschichte", versetzte der Bauer mit einem Seufzer. „Niemals hätte ich geglaubt, daß mir der Tod des guten Herrn solchen Kummer bereiten würde."

Euvrard verbrachte eine schlechte Nacht. Zeit versäumt, weit entfernt von der Heimat, hundert Livres als ganze Baarschaft in der Tasche, eine brummende Frau zu Hause, die schöne Scheune auf immer verloren — es war allerdings nicht sehr heiter. Er war froh, als der Tag anbrach und seinen schwermüthigen Gedanken eine andere Richtung gab. Er trat an das Fenster und bewunderte die Schönheit der herrlichen Stadt, die eben erwachte. Da trat Bruder Ignaz, der treue Reisegefährte, in das Zimmer Euvrard's und machte ihm den Vorschlag, da er ja doch bald Rom verlassen müsse, mit ihm einen Spaziergang durch die ewige Stadt zu machen. Denis war es zufrieden und so machten sich denn die beiden Freunde auf den Weg. Das Gespräch knüpfte natürlich bald wieder da an, wo es am Abend vorher abgebrochen war, nicht zehn Schritte waren sie gegangen, als wieder von der verlorenen Scheune die Rede war.

„Ich habe mich hin- und herbesonnen", sagte der Jesuit, „ob Dir wol auf irgend eine Weise das von Gottes- und Rechtswegen zukommende Eigenthum erhalten werden könnte; aber ich finde kein Mittel, und jetzt ist Alles vorbei! Da drüben das große Haus ist das der weltlichen Behörde, der ich den Tod des Seigneur d'Ancier anzeigen muß; haben wir die Schwelle jenes Hauses überschritten, so erkennen wir damit auch unsere Enterbung an. Die weltliche Justiz Frankreichs wird Deine Scheune und was der theure Todte sonst noch besaß, den prassenden Erben zusprechen und uns verbleibt nichts, als das Bewußtsein, daß wir beraubt sind und keine Macht besitzen, das Geraubte wieder zu erwerben."

„Wartet doch, Bruder Ignaz", rief Denis, „sputet Euch nicht zu sehr, wir kommen ja immer noch früh genug über jene verwünschte Schwelle hinüber."

„Höre Bruder!" versetzte plötzlich Ignaz mit einem erweckten Gesicht, als ob eine höherer Geist über ihn gekommen sei, „ein Gedanke steigt in mir auf . . . ein Gedanke, der Dir vielleicht doch noch Deine Scheune erwerben könnte! Ich habe Dich liebgewonnen und es thut mir leid . . ."

„Welcher Gedanke?" fragte Denis in großer Spannung.

„Du bist ein resoluter Bursche, Du besitzest Intelligenz und Du kannst schweigen, ich habe Dich auf der Reise schätzen lernen. Keckheit, Verschwiegenheit und Klugheit — mit diesen Dreien im Bunde kannst Du Deine Scheune wieder erobern — wenn Du willst."

„Ob ich will?“ versetzte Denis. „Bruder Ignaz, helft mir nur, ich thue Alles . . .“

„Was zu thun erlaubt ist!“ ergänzte salbungsvoll der Jesuit. „Nun, so höre! Es ist mir längst aufgefallen, daß Deine Sprachweise und der Klang Deiner Stimme eine überraschende Aehnlichkeit mit dem Accent und Organ des Seigneur d'Ancier besitzt.“

„Das ist gewiß wahr, Bruder. Die Aehnlichkeit ist so groß, daß ich bisweilen, wenn ich den gestrengen Herrn auf dem Hofe poltern hörte, glaubte, ich sei draußen. Aber weiter!“

„Der Verstorbene wollte sein Testament machen!“

„Ohne Zweifel.“

„Und Dir die Scheune vermachen!“

„Gewiß.“

„Und uns — den Rest.“

„Mag sein.“

„Er war der Herr seiner Handlungen und konnte über sein Vermögen nach Gefallen verfügen.“

„Nach Gefallen.“

„Wir dürfen daher die Güter als uns gehörig betrachten, wenn auch nicht vor den Menschen, so doch vor Gott.“

„Das dürfen wir; und der letzte Wille eines Sterbenden muß geachtet werden“, fügte Denis pfiffig hinzu.

„Ja, theurer Bruder . . . Was fehlt denn dem Testamente zu seiner Rechtsgiltigkeit weiter als die Form? Der Formfehler kann aber leicht aufgehoben werden, wenn es Dir also gefällt. Es ist eine Kleinigkeit. Du nimmst auf eine kurze Weile die Stelle des Verstorbenen ein, Du thust, was ihn der Tod zu thun verhindert hat, und mit Gottes Hülfe wird durch Dich sein Vermögen in diejenigen Hände geleitet werden, für welche der Theure es bestimmt hatte. Du wirst ein Testament dictiren, welches, dem Willen des Verstorbenen entsprechend, Dir die Scheune von Montferrand zum Besitz für nun und alle Zeiten überweist — und uns das Uebrige. Also wird uns Allen geholfen, Dir, braver Denis, uns für unsere Armen; und der Geist des edlen Dahingeschiedenen wird uns dankend umschweben, daß wir erfüllt haben sein Gebot, daß wir entrissen haben den schnöden Mammon gottlosen Schwelgern, um ihn zu adeln und zu heiligen durch die Reinheit unsrer Verwendung.“

Der Vorschlag war zu verlockend und die Verlegenheit des Augenblicks war zu groß, als daß Euvrard sich lange hätte bedenken können. Er schlug ein, und wenn ihm auch alle Gründe, welche ihm von Bruder Ignaz angeführt wurden, nicht recht einleuchteten, so beschwichtigte er doch die mahnende Stimme des Gewissens durch die beruhigende Thatsache, daß ihm der Rath zu seinem Verhalten von Leuten gegeben war, die Frömmigkeit zum Beruf und Gottgefälligkeit zum Fachstudium ausgebildet hatten — und dies um so leichter, als die eigensten Interessen mit im Spiel waren.

Die beabsichtigte Komödie wurde also sorgfältig in Scene gesetzt. Bruder Ignaz übernahm die Partie des Regisseus, studirte dem Hauptactor die Rolle auf das Genaueste ein und als dieser ohne Souffleur spielen und die Habseligkeiten des Verstorbenen wie am Schnürchen auswendig hersagen konnte, als die Proben und die Generalprobe zu allseitiger Befriedigung ausgefallen waren, wurde die Vorstellung angekündigt. In dem geräumigen Zimmer, in welchem Seigneur d'Ancier gestorben war, legte sich Denis Euvrard auf das Krankenlager darnieder, in den Schlafrock des Todten gehüllt, eine große Mütze über den Kopf gezogen; alle Schlagläden, bis auf einen, wurden geschlossen, so daß an der Physiognomie des Pseudoseigneurs kein Zug zu erkennen war; und darauf schickte man zu einem Notar und zu zwei angesehenen Bürgern von Besançon, einem Parlamentsrath und einem Domherrn an der Hauptkirche, die sich in Rom aufhielten, mehrfach nach dem Befinden ihres Landsmannes sich erkundigt hatten, aber niemals vorgelassen worden waren, da auf angeblichen Befehl eines hypothetischen Arztes, der Kranke jede Aufregung vermeiden und sich absolut ruhig verhalten müsse.

Als das Collegium versammelt war, begann der feierliche Act der Testamentsfälschung. Denis Euvrard hatte das Gesicht der Wand zugekehrt und zog die Mütze tiefer, als ihn seine Landsleute mit einigen theilnehmenden Worten anredeten. Mit gebrochener Stimme gab er eine nichtssagende Anwort. Bruder Ignaz winkte den Fremden, sie möchten des Kranken schonen. Sie setzten sich schweigsam. Ignaz nahm am Fuße des Bettes Platz. Der Notar hatte seinen Tisch an das halb helle Fenster gerückt und richtete die durch das Gesetz gebotene Vorfrage an den angeblich Todtkranken und dann nahm das Dictat seinen Anfang.

Der Testator erklärte, daß durch das vorliegende Testament ein jedes früher von ihm gemachte null und nichtig sein solle, wie jedes Testament, das er noch zu machen beabsichtigen könnte, es sei denn, daß dasselbe mit den Worten beginne: „Ave Maria, gratia plena." Er wünscht, daß sein Leib in der Jesuitenkapelle zu Rom bestattet werde und vermacht einer jeden religiösen Brüderschaft von Besançon, die sich mit mildthätigen Werken befaßt, die Summe von fünfzig Livres; ferner ebenfalls eine sehr bescheidene Summe nebst einem alten Familienbilde einer seiner Verwandten.

„Item", fuhr er zu dictiren fort, „gebe und vermache ich meinem Pächter Denis Euvrard meine Scheune von Montferrand nebst allen ihren Dependenzen."

Bei diesen letzten Worten spitzt der Jesuit, welcher neben dem Bette saß, die Ohren. Der Testator improvisirte; über die „Dependenzen" war nichts verabredet worden.

„Verzeihung, Seigneur, „alle Dependenzen?" habe ich richtig verstanden? Sie sind bedeutend: eine Mühle, ein kleines Gehölz und der Grundzins. Alles das dem Pächter?"

„Ja, ehrwürdiger Bruder. Also habe ich bestimmt. Schreibt, Herr Notar: „nebst allen ihren Dependenzen!" . . Denis Euvrard", fuhr er mit gebrochener Stimme fort, „ist ein Ehrenmann, dem ich viel zu verdanken habe und Niemand meint es besser mit ihm, als ich . . . Item gebe und vermache ich dem genannten Denis Euvrard den an der sogenannten „côte des Maçons" gelegenen Weinberg."

„Auch den Weinberg?" rief der Jesuit ebenso erstaunt, wie verdrossen.

„Ja, ehrwürdiger Bruder. Also habe ich bestimmt. Schreibt Herr Notar: „sogenannten „côte des Maçons" gelegenen Weinberg. Denis Euvrard ist ein Ehrenmann, dem ich Alles danke, was ich habe, und Niemand meint es besser mit ihm, als ich . . . Item gebe und vermache ich dem schon genannten Denis Euvrard eintausend Thaler, — oder dreitausend Livres — welche ihm aus meinen bestangelegten Renten baar ausgezahlt werden sollen und erlasse ihm gleichermaßen die rückständigen Pachtzinsen auf die Scheune von Montferrand."

Bruder Ignaz war außer sich, er wollte wieder eine Bemerkung machen, aber der Testator ließ ihm keine Zeit und dictirte weiter:

„Item gebe und vermache ich die Summe von fünfhundert Livres dem Kinde der Nichte des genannten Denis Euvrard, welches mich aus guten Gründen interessirt."

Bruder Ignaz sagte nichts mehr, er war sprachlos. Er vermochte nur noch zu seufzen. Er war von einem Alp befreit, als der Testator schließlich erklärte:

„Item ernenne ich und setze hierdurch feierlich zu Universalerben für alles Uebrige, was ich besitze, die R. P. Jesuiten des Ordenshauses zu Besançon ein, unter der Bedingung, daß sie ihre Kirche nach dem projectirten Bauplan und in derselben eine Kapelle zu Ehren des heiligen Antonius und Franciscus, meiner guten Schutzheiligen errichten und in selbiger alltäglich eine Messe für die Ruhe meiner Seele lesen."

Also lautete das merkwürdige Testament. Wie Denis Euvrard sich mit seinen Wirthen in Rom auseinandergesetzt hat, erfahren wir aus dem alten Berichte nicht. Es wird uns nur gemeldet, daß der Tod des Seigneurs Tags darauf angemeldet, daß das Testament in Besançon eröffnet und als richtig anerkannt wurde, daß endlich die beiden Haupterben, die Jesuiten und der Pächter, unbehelligt das Vermächtniß antraten.

Einige Jahre darauf wurde Denis Euvrard ernstlich krank; die Posse, die er so meisterlich in Rom gespielt hatte, wurde eine tragische Wahrheit. Er fühlte, daß sein letztes Stündlein bald schlagen würde, und er wagte nicht, in das „große Vielleicht" hinüberzutreten, ohne sein Gewissen von der Last, die auf ihm ruhte, befreit zu haben. Er ließ den Pfarrer des Dorfes kommen und legte diesem ein umfassendes Geständniß ab. Dieser, der sich mit dem jesuitischen Glaubenssatz von der Reinigung der Mittel durch den Zweck nicht genügend befreundet hatte, führte dem Sterbenden das Ungeheuerliche des begangenen Verbrechens

nachdrücklich zu Gemüthe und verlangte von ihm, daß er das Geständniß vor dem Ortsrichter, dem Notar und mehreren Zeugen wiederhole und den betrogenen Erben das unrechtmäßig angeeignete Vermögen und Alles, was er besitze, zurückerstatte. Die Erklärung und die Verzichtleistung erfolgten in gehöriger Form und bald darauf schloß Denis Euvrard die Augen für immer.

Sobald die Erben des Seigneur d'Ancier in den Besitz dieser wichtigen Actenstücke gelangt waren, griffen sie das Testament vor den Gerichten an. Sie gewannen in erster Instanz zu Besançon. Die Jesuiten legten Berufung ein. Die zweite Instanz, das Parlament von Dôle, bestätigte das erste Erkenntniß. Die Jesuiten verzagten nicht und trieben den Proceß in die höchste Instanz vor den obersten Gerichtshof zu Brüssel (denn die Franche-Comté, die damals zu Spanien gehörte, war der Regierung von Flandern unterworfen). Und vor dem höchsten Gerichtshof trugen die Intriguen und der Einfluß der Brüderschaft den Sieg davon; die früheren Urtheile wurden vernichtet und die Jesuiten verblieben die Herren der d'Ancier'schen Güter — von Rechtswegen.

Noch heute liest man auf dem Frontispiz der Jesuitenkirche, in welchem gegenwärtig das Gymnasium von Besançon ist, in goldenen Lettern die Inschrift:

„Ex munificentia domini d'Ancier."

---

Das ist die Geschichte, welche Regnard die Hauptscenen zu einem seiner heitersten Lustspiele geliefert hat. Die Jesuiten hat der Dichter klüglich aus dem Spiel gelassen; im „Legataire" ist es ein junger leichtsinniger Mensch, Eraſt, der die Erbschaft seines Onkels Geront mit Hülfe seines verschlagenen Dieners Crispin auf dieselbe Weise zu erschwindeln sucht, wie es den Jesuiten mit der Hinterlassenschaft des Seigneur d'Ancier in der That gelungen ist, nur verläuft die Geschichte im Lustspiel nicht so tragisch, wie in der Wirklichkeit: Geront ist nicht ganz todt, er kommt wieder, nachdem man über sein Gut verfügt hat, nachdem er in des Wortes wahrer Bedeutung lebendig beerbt ist. Dadurch hat der Dichter weitere komische Situationen gewonnen, und auf diese Zuthat allein hat sich seine Arbeit nicht beschränkt.

Es ist ein eigen Ding um diese Komödie: man sollte es kaum für möglich halten, daß mit einem Vorwurf, wie er Regnard im „Légataire" vorgelegen hat, eine komische Wirkung erzielt werden könnte; das bleiche und starre Antlitz des Todes, das hier in das lustige Leben verstohlen hineinlugt, sollte doch vielmehr ein Gefühl des Unbehagens hervorbringen! Und dennoch, obwol hier ein halbtodter Greis fünf Acte hindurch sein Siechthum über die Bühne schleppt, und obwol dieser Elende in eine Gesellschaft gestellt ist, deren Sitten geradezu abscheulich genannt werden müssen — dennoch ist dies Stück der unmittelbaren Wirkung nach ein vollendetes Lustspiel; nach der „Moral von der Geschicht'" würde man allerdings vergeblich Forschungen anstellen. Die Handlung geht

im Hause des Geront vor sich, das einen sehr natürlichen Sammelpunkt für alle Diejenigen bietet, welche den Tod des gebrechlichen Greises herbeisehnen — und das sind so ziemlich alle Personen, welche in dem Lustspiel auftreten. Zunächst sein Neffe Eraft, der auf die Universalerbschaft speculirt; er liebt Lucile und wird von ihr geliebt. Die beiden Mütter, Madame d'Argante, der es weniger auf die Gefühle, als auf die klingende Münze ihres Schwiegersohnes ankommt, hat gegen diese Verbindung nichts einzuwenden, — unter der natürlichen Voraussetzung, daß Eraft wirklich in Besitz der Erbschaft gelangt — auf der andern Seite ist sie aber auch nicht abgeneigt, ihre Tochter an den Alten, der mit einem Fuße schon im Grabe, mit dem andern indessen noch in einer Tonne Goldes steht, zu verschachern. Und Geront hat wirklich eine Zeitlang die wahnsinnige Idee, in seinen alten Tagen noch eine Ehe mit Lucile einzugehen; sie wird ihm jedoch bald ausgetrieben, und das ist, glaube ich, der einzige „moralische" Gedanke des ganzen Stückes. Auch Crispin, Eraft's Diener, der Bräutigam von Geront's Pflegerin Lisette, hat alle Ursache, die Stunden, die Geront noch zu leben hat, mit Ungeduld zu zählen, — denn aus der Erbschaft, die sein Herr machen soll, fällt ihm für die geleisteten treuen Dienste ein genügend erheblicher Theil zu, um ihn in den Stand zu setzen, die eheliche Verbindung mit Lisette zu schließen. So wartet Alles auf die letzte Stunde des Alten, nach dessen Befinden man sich mit nicht geheucheltem Interesse erkundigt, da die Verschlimmerung seines Zustandes das ganze Haus in Jubel versetzt, eine jede Besserung aber Bestürzung und bange Besorgniß hervorruft.

Regnard hat wol gefühlt, daß er edlen, oder auch nur halbwegs anständigen Menschen die Rolle, welche die Jesuiten in der Wahrheit und welche Eraft, Crispin und Lisette im Lustspiel spielen, nicht zumuthen konnte und er hat Sorge dafür getragen, daß der Zuschauer von vornherein über diesen Punkt beruhigt werde; der eine ist immer erbärmlicher als der andere: Eraft ist ein kopf- und gefühlloser Bursche, der warme Theilnahme für den zu Beerbenden erheuchelt und gerade genug Verstand besitzt, um einen alten Thoren zu betrügen, im Uebrigen aber blindlings der Leitung seines Dieners folgt und keines eigenen Gedankens, keiner selbstständigen Handlung fähig ist. Crispin ist allerdings schlau genug für zwei und überaus komisch, aber damit ist auch die Liste seiner guten Eigenschaften erschöpft. Er weiß, daß seine „Braut", die vorlaute Lisette, in gewissen delicaten Dingen die Grenzen des Erlaubten nicht immer inne gehalten hat; trotzdem ist sie seine Braut, er läßt sich keine grauen Haare darüber wachsen.

So sind Crispin und Lisette, und es ist daher folgerichtig, daß alle drei Persönlichkeiten der erbärmlichen Handlung, die ihnen der Dichter zumuthet, fähig, daß sie einen stupiden alten Geizhals um sein Hab und Gut zu beschwindeln im Stande sind. Im Lustspiel ist die Sache natürlich complicirter, als sie in Wahrheit gewesen sein soll; der „Mann mit der Stimme" allein würde nicht ausgereicht haben, fünf

Acte zu füllen. Regnard hat daher die Gefahren, die den präsumtiven Universalerben Eraſt aus dem goldenen Sattel der Erbſchaft zu heben drohen, beträchtlich vermehrt; in dieſem steeple chase muß manche Barrière überſprungen werden, ehe der Glücksreiter das Ziel erreicht. Zunächſt kommt Geront, wie ſchon bemerkt wurde, in ſeinen alten Tagen noch auf Heirathsgedanken. Er iſt indeſſen doch noch zu vernünftig, um die Gefahren und die Tollheit dieſes Projectes rechtzeitig zu erkennen, und es bedarf nicht langer Ueberredung, um ihm die Ueberzeugung zu verſchaffen, daß ein Greis mit ſchlotternden Knieen als junger Ehemann eine doppelt traurige Rolle ſpielt.

„Tout vieillard qui prend fille alerte et trop fringante
De son propre couteau sur ses jours il attente“,

ſagt Regnard. —

Unheilverkündender ſind die Wolken, die von einer anderen Seite heraufziehen: Geront beſitzt in der Provinz noch nahe Verwandte — er hat ſie freilich nie geſehen, aber dennoch erinnert er ſich ihrer, jetzt, wo er daran denkt, die große Bilanz zu ziehen und mit den Gütern dieſer Welt abzurechnen. Ihnen will er einen nicht unerheblichen Theil ſeines Vermögens hinterlaſſen und Eraſt ſowol wie ſein ſchlauer Diener Crispin ſind hinreichend mit der Arithmetik vertraut, um aus dieſer Thatſache den Schluß zu ziehen, daß Eraſt's Erbtheil und demgemäß auch Crispin's Tantième um ſoviel geringer ausfallen wird, als die Verwandten in der Provinz erben ſollen. Crispin faßt daher den kühnen Entſchluß und führt ihn aus — denn bei ihm reifen die Gedanken ſchnell zur That — dem Alten die präſumtiven Erben gründlich zu verleiden; der Umſtand, daß Geront ſeine Verwandten nicht perſönlich kennt, ermöglicht und begünſtigt ſein Vorhaben.

Geront ſitzt im Seſſel und läßt ſeine alten ſchwachen Glieder ruhen — da klopft es ungeſtüm an die Thür und lärmend und ſchreiend tritt ein Fremder ein, der durch den altmodiſchen Schnitt ſeiner Kleider ſich ſofort als ein Mann vom Lande kundgiebt und ſich in der unangenehmſten Weiſe von der Welt als des Herrn Geront Neffe vorſtellt; er behauptet u. A., der Zweck ſeiner Reiſe nach Paris ſei einfach der, den guten Onkel Geront zu beerben und er werde nicht eher von der Stelle weichen, als bis er den Bruder ſeiner guten Mutter in dem ſchwarzen Schrein gut eingenagelt wiſſe. Dabei überſchüttet er den entſetzten Geront mit Inſulten und fordert als Vorſchuß auf die Erbſchaft hundert blanke Louisd'or, widrigenfalls er das Haus in Brand ſtecken würde. „Mein Neffe!“ ruft der geplagte alte Mann aus, „es iſt nicht ſchön von Euch, einen todtkranken Onkel in dieſer Weiſe zu quälen; laßt mich mein freudenleeres Daſein in Ruhe beſchließen, am Tage meines Todes werdet Ihr ja erben.“

„Einverſtanden!“ ruft der Pſeudoneffe Crispin aus; „aber wann kommt dieſer Tag?“

„Der unerbittliche Tod verfolgt mich auf Schritt und Tritt. Ich habe höchſtens noch vier Tage zu leben.“

„Ich bewillige Euch sechs! Aber dann, beim Element, haltet Wort! Sonst lass' ich Euch todt oder lebendig begraben. Lebt wohl, Onkel, und — haltet Wort! Oder ich halte Wort."

Die Regnard'schen Späße sind, wie man sieht, nicht immer sehr geschmackvoll. Ich habe diese Stelle absichtlich ausführlich und genau wiedergegeben, um meine vorhin geäußerte Ansicht über die erklärliche Unbekanntschaft der Regnard'schen Werke in Deutschland durch Regnard selbst bestätigen zu lassen. Dieser Galgenhumor, dieses frivole Spiel mit einem ohnmächtigen Greise hat geradezu, unserem Geschmacke nach, etwas Widerwärtiges an sich. Man wird verstimmt über diese trübseligen Späße.

Die natürliche Folge des geschilderten Auftritts ist, daß der zartfühlende Neffe von der Erbschaft ausgeschlossen wird und ebenso ergeht es der angeblichen Nichte aus le Maine, die Crispin ebenfalls in nichts weniger als liebenswürdiger Gestalt darstellt und die nach Paris gekommen zu sein behauptet, um den alten Geront wegen seines lasterhaften Lebenswandels interdiciren zu lassen. Die Bahn ist nun frei: Eraſt, der den kranken Onkel allein mit kindlicher Liebe hegt und pflegt, wird die ganze Erbschaft erhalten — da stürzt Lisette in's Zimmer: Geront ist sprach- und bewußtlos zusammengebrochen — die Aufregung, in die ihn die Brutalität seiner vermeintlichen Verwandten versetzt hat, hat ihn getödtet. —

Für das Folgende hat nun Regnard die Geschichte des Seigneur d'Ancier getreu benutzt. Crispin übernimmt die Rolle des Dahingeschiedenen: er dictirt dem Notar ein Testament, in dem er sich und Lisette reichlich bedenkt und dann Eraſt als Universalerben einsetzt. So konnte das Lustspiel nicht endigen. Regnard läßt daher seinen Geront von der todesähnlichen Agonie wieder zu sich kommen und erfindet eine wirklich sehr komische Situation. Geront hört von dem Notar, daß er sein Testament bereits gemacht hat, und da ihm die Erinnerung an diesen Vorgang gänzlich entschwunden ist, so läßt er dasselbe in Gegenwart der Fälscher — Crispin, Lisette und Eraſt — wörtlich verlesen. Das Erstaunen Geront's, als er vernimmt, daß er dem Crispin und dem Kammermädchen Lisette sehr bedeutende Legate ausgesetzt hat, und die Verlegenheit der Betreffenden, dieselben durch die Lethargie zu rechtfertigen — aus diesen wirklich komischen Elementen hat Regnard eine meisterhafte Scene, die letzte des ganzen Lustspiels, hergestellt und ihr vor Allem ist es zu danken, daß der „Légataire" sich bis zur Stunde auf dem Repertoire erhalten hat.

Geront bestätigt schließlich das Testament und unter dem Lachen des Parterre's fällt der Vorhang. In die Heiterkeit des deutschen Publicums würde sich ein unheimliches Gefühl einschleichen, wir würden mit der Doppelheirath — Eraſt mit Lucile und Crispin mit Lisette — das Lustspiel als noch nicht abgeschlossen betrachten; wir würden uns fragen müssen: was wird aus Geront? und unser Ohr würde neben den fröhlichen Weisen, die die Hochzeitsgeiger aufspielen, das Summen der

Sterbeglocke vernehmen, das Geront auf seinem letzten Wege begleitet. Können wir es doch überhaupt kaum für möglich halten, daß Regnard mit diesen Mitteln ein Lustspiel zu Stande gebracht und auf diesem dunklen Hintergrunde ein lustiges, lachendes Bild zu zeichnen vermocht hat! Und doch ist dem so. Trotzdem ist dieses Stück seiner Wirkung nach ein vollendetes Lustspiel: beständiges Lachen folgt leichtfüßig den lebendigen Scenen, die flott und geschickt ineinander greifen und wenn die mürrische Reflexion nachgehinkt kommt, ist der Vorhang gefallen, und die Lampen sind gelöscht. Gilbert hat Recht, wenn er sagt, man könne den griesgrämigsten und vorurtheilsvollsten Tadler, Rousseau z. B., in eine Vorstellung des „Universalerben" schicken; er werde vielleicht die Brauen furchen, auf seinem Stuhl unruhig hin- und herrücken und für einen Augenblick dem Strom von Uebermuth, Witz und guter Laune widerstehen, schließlich werde er aber doch in das Gelächter des Parterre miteinstimmen und bekennen müssen: „Ich habe gelacht und bin entwaffnet!" „J'ai ri; me voilà désarmé!"

# Der Philosoph im Gebirge.

Aphorismen aus einem kleinen Gebirgs- und Bade-Ort an der Mosel

Von **J. G. Kohl.**

(Schluß.)

## Bergauf und thalabwärts.

Bei Weitem die meisten Unglücksfälle passiren in unseren Bergen beim Herabsteigen Wenn wir emporklimmen, ist Geist und Körper weit mehr in Spannung. Auch ist das Auge dem Terrain näher und kann es besser beurtheilen. Beim Herabsteigen ist man schlaffer und mehr in der Gewalt der Gesetze des Falles als des eigenen Willens.

Auch unter hundert Zufällen, Anständen, Aufenthalten, die es bei den Dampfschiffen auf unserer Mosel giebt, kommen neunzig bei der Thalfahrt und nur wenige bei der Bergfahrt vor. Bei dieser hat der Capitain das Schiff weit mehr unter seiner Controle und kann allen vor seinem Bugspriet und Kiel unerwartet auftauchenden Gefahren viel prompter ausweichen, auch schnell wieder ein wenig einlenken und zurückgehen, wozu das vom Fluß rückwärts getriebene Schiff ohnedies schon die Tendenz hat. Bei jener dagegen ist das Fahrzeug mit seinem ganzen Gewichte weit mehr in der Gewalt der blinden Naturkräfte des Stromes, der es unfügsamer und unlenksamer macht.

Auch die Luftschiffer heben sich wol leicht und prompt in die Höhe. Aber die größten Schwierigkeiten fangen an, wenn sie den Ballon wieder zur Erde herabbringen und landen wollen.

Desgleichen pflegt ein Redner oder Sänger bei einem tüchtigen crescendo mit der aufsteigenden Tonleiter sich so gewandt wie ein Aeronaut im Ballon emporzuschwingen. Aber die absteigenden Cadenzen, das piu, piu andante, das zarte allmähliche Austönen und Verklingenlassen der Stimme erfordert unvergleichlich mehr Sorgfalt und fällt gewöhnlich weit weniger befriedigend aus. Wenn die Virtuosen dies vorzüglich gut zu Stande brachten, werden sie dafür auch von Kennern ganz besonders applaudirt, ebenso wie die Feldherren für eine meisterhaft ausgeführte Retraite.

Auch bei unseren Dichtungen, Lust- und Schauspielen hinterläßt leider das Ende so häufig weit weniger Befriedigung bei den Zuschauern, als der Anfang spannende Erwartungen erregte. Verwirren und schürzen können unsere Poeten noch allenfalls einen Knoten. Aber zur gefälligen und geschickten Auflösung fehlen ihnen nur allzu oft die Finger. Daher auch das alte Sprichwort immer wieder daran erinnert, daß das Ende das Werk krönen müsse.

Ihr Glück zu machen und zu erkämpfen, gelingt den unternehmenden Männern auch noch ziemlich oft, aber es festzuhalten und zu genießen

— nicht schlaff und unaufmerksam zu werden, wenn sie auf dem breiten Strome des Glücks mit vollen Segeln thalabwärts treiben — dazu mangelt ihnen häufig die nöthige Umsicht und Spannkraft.

---

## Cultur und Natur.

Die Natur ist wüste überall, wohin der Mensch nicht kommt mit seiner Cultur. —

Wenn man die Erde sich ohne die Menschen durch die Welträume rollend denkt, so kommt sie Einem vor, wie ein Koloß ohne Auge und Seele. — Die Natur ist nur schön und gefällig, wenn ein vernünftiges, denkendes und empfindendes Wesen, wie der Mensch, sie genießt. Das deuten auch unsere Maler sehr richtig an, indem sie in ihren Darstellungen von Naturscenen jedes Mal eine kleine Menschenfigur, einen verirrten Wanderer, einen Jägersmann oder auch nur einen armen Bettler anbringen, um uns daran zu erinnern, daß dies Alles bloß in Bezug auf uns Menschen ansprechend und ergreifend sei.

Der Mensch hat die ganze Schöpfung erst bewohnbar, gemüthlich und heimlich gemacht und hat sie überall gebessert und verschönert. Er hat alle wilden Früchte, so wie auch die wilden Thiere, die er in seine Pflege und Zucht nahm, veredelt. Wie viel lieblicher sind die köstlichen Trauben und Aepfel und Birnen unserer Gärten, als die rauhen Beeren des Waldes! Alle die trefflichen Eigenschaften der verschiedenen Racen unserer Rinder und Pferde haben sich erst in den Stallungen und Hürden des Menschen entwickelt. —

Wie die prächtigen und duftigen Blumen unserer Gärten, so sind auch die Liebenswürdigkeit unserer Frauen und die tausend gefälligen Eigenschaften ihres Aeußeren und Herzens ein Product der Cultur. Schöne Seelen, wie eine Corinna, Aspasia oder eine Ninon de l'Enclos oder de la Vallière wurden unter Wilden nie geboren. Ihre Grazie und Anmuth konnten nur in der Mitte einer Civilisation, wie sie sich in Athen oder Paris fand, herausgeschliffen werden und emporblühen.

Auch die hochbegabten und geistvollen Männer, die Dichter, die Denker werden nicht in der wilden Natur, sondern im Schooße der Cultur erzeugt. Sie kommen nur, wenn ihr Volk auf der Höhe seiner Geistes-Entwickelung steht, und sie, die Perikles, die Sophokles, die Raphael, die Goethe, die Schiller werden von der Cultur ihres Volkes getragen. Selbst die Tugend ist ein Erzeugniß der menschlichen Cultur. Denn unter rohen Völkern findet sich weder Moral noch Gewissen.

Aber freilich ist allerdings wieder der Mensch selbst mit allen den in ihm schlummernden Anlagen ein Kind der Natur, zu dem der Schöpfer sprach: Arbeite und gedeihe! — Und freilich liegen auch in allen den Erzeugnissen der Natur die Keime zu den Eigenschaften, die der Mensch nur entwickelte. Und die ganze Menschen-Cultur ist daher allerdings gewissermaßen doch wieder nur ein Natur-Product, nämlich eine Fortsetzung und Vollendung der von der Natur begonnenen Arbeit.

---

## Die Atome.

Wer unter uns Frühstücksgästen kann eine Messerspitze dieses frischen Berg-Honigs, die er im Begriff ist, in den Mund zu stecken, vorher anschauen, ohne der vielen Blumen zu gedenken, die ihre Kelche ausschütten mußten, damit dieser süße Bissen zusammentröpfelte, und der zahllosen Reisen, welche die fleißigen Bienen unternehmen mußten, um nur eine der kleinen Zellen mit dem goldigen Safte zu füllen!

Wer erkennt nicht, wenn er einen Brocken Gesteins in der Hand zerbröckelte, zu seiner Verwunderung, daß der ganze große Berg aus Milliarden zierlich geformter und sorgfältig gestalteter Körnchen, Madreporen und Krystalle à la Ehrenberg besteht, und durch lauter Detail-Arbeit und unzählige Anstrengungen zusammen gekommen ist, wie die Honig-Wabe!

Wer vermag dem Leben und Treiben im Hause, in der Stadt, im Staate zuzuschauen, ohne die Menge kleiner Dienstleistungen zu bewundern, aus denen täglich sich das Ganze aufbaut, und wie auch dort das Große und Gewaltige durch aneinander gefügte kleine Worte, durch sich verkettende Schritte und Handbewegungen, durch lauter Bienen- und Ameisen-Arbeit zu Stande kommt.

Die ganze Schöpfung, die große Welt und das Leben scheinen nicht, wie die griechische Mythe behauptet, von Riesen, sondern von kleinen Gnomen, Zwergen und Elfen zusammengetragen. Was die Schiffe und der Handel tragen, es sind lauter Wasser-, Oel- oder Weintröpfchen, nichts als Getreide-, Reis- oder Pfefferkörnchen. Was die Gewitter und den Donner schafft, es sind Milliarden von Nebelbläschen. — Die großen Bibliotheken und die gesammte Literatur bestehen aus einer Fülle von Buchstaben und ich lese zwischen den Zeilen die zahllosen alltäglichen und stündlichen Arbeiten und Anstrengungen, welche diese kleinen Figürchen formten, und sie fleißig zu Phrasen und Foliobänden an einander fügten.

Wer eine solche atomistische Anschauungsweise der Dinge sich zu eigen gemacht hat, wird dahin gelangen, jeden Gegenstand mit mehr Achtung und mit mehr Vorsicht zu handhaben. Er wird sparsam mit den Minuten, mit seinen Groschen, mit seinem ganzen Leben umgehen, Alles sorgfältiger prüfen und gewissenhafter verrichten. Er wird auch, da er sich selber unter den arbeitenden Gnomen und Bienen erblickt, mehr Muth, sich zu fassen und sich bedeutsamer vorkommen. Denn entsteht das Riesen-Große aus dem Winzig-Kleinen, so ist auch dieses natürlich von Wichtigkeit, und auch ich bin ein unentbehrliches Glied in der Kette.

---

## Geflickte Freundschaft.

„Freundschaft, die ein Mal gebrochen, dann wieder zusammengefügt wird, geht nicht in Liebe fort", sagt ein großer indischer Weiser, dessen Gedanken und Sprüche ich auch hier in meinem Reisesack habe, dem ich

aber in diesem Punkte ein wenig widersprechen möchte. Denn man macht doch recht oft die Erfahrung, daß gerade entzweite und darauf versöhnte Freunde dann inniger als zuvor aneinander hangen, eben so wie in der Hauswirthschaft oft ein geflickter und gelötheter Krug viel länger zusammenhält, als ein heiler. Ja, giebt es nicht Gemäuer, bei denen der dazwischengefügte Kalk sogar fester ist, als die durch ihn zusammengelötheten Steine selber? Man kann es überhaupt fast als Regel nehmen, daß alles gut Geflickte im Leben mindestens doch immer noch ganz leidliche Dienste thut.

Es wäre auch recht schlimm, wenn diese Regel nicht gelten sollte, da bei uns überhaupt ja so Vieles Flickwerk ist und sein muß, und Stöße so reichlich rechts und links ausgetheilt werden. Vielleicht giebt es kaum andere als ein oder einige Male gebrochene und wieder ausgebesserte Freundschaften, und es wäre jammervoll, wenn sie darnach gar nicht wieder fest werden sollten und nicht mehr in Liebe fortgehen könnten. Gerade beim Bruch erproben sich die Freunde und die Löthung, die Versöhnung, wird ein recht solider Cement für die alte Verbindung. In den Angelegenheiten Amor's bewährt sich jener Satz nun notorisch fast gar nicht. Denn bei ihnen wird ein stets wieder ausbrechender Krieg durch stets wiederholte Friedensschlüsse in aller Liebe fortgesetzt, und Alles wieder zu Glück und Freude zusammengeflickt und verschmolzen.

---

## Wie wir Menschen überall in der Mitte sitzen, ohne den Anfang und das Ende zu sehen.

„Nous apercevons quelque apparence du milieu des choses dans un désespoir éternel d'en connaître ni le principe, ni la fin.“

„Wir Menschen nehmen einen schwachen Schimmer des Mittelstücks aller Dinge wahr, sind aber dabei in einer steten Betrübniß darüber, daß wir weder den Anfang noch das Ende finden.“

Dieser kurze Ausspruch eines französischen Philosophen trifft erstlich zu in Bezug auf die Localität, welche die Menschheit mit ihrem kleinen Wohnorte, der Erde und mit ihrem Sonnensysteme in dem unermeßlichen Weltall einnimmt. Wir bewegen uns mit ihm da irgendwo in einem Winkel dieses großen Alls, wissen aber so wenig, wie die der Geographie unkundigen Bewohner meines Eifelthales zu sagen, in welcher Partie des Gebäudes wir denn eigentlich stehen, ob im Centrum, oder am Ende, oder an welcher Seite. Unsere Sonne ist wie eine kleine Nachtlampe in der Mitte eines weitläufigen Gebäudes aufgehängt. Sie beleuchtet uns unsere Erde und die allernächsten Körper, den Mond und die Planeten. Aber weit in die Räume hinaus verliert sich ihr Schimmer.

Wie in Bezug auf den Raum, so stecken wir auch in Bezug auf die Zeit „irgendwo in der Mitte, ohne den Anfang und das Ende zu erblicken.“ Unser Geist erkennt, daß die Welt von Ewigkeit her gewesen sein muß und daß sie auch nie ein Ende nehmen

kann, und doch wiederum begreift er Beides nicht. Wir wissen nichts von der Chronologie des Universums und vermögen die Stunde nicht anzugeben, welche es dort eben geschlagen hat. Die ganze erdbewohnende Menschheit ist wie eine kleine Colonie von Bienen, die sich jetzt in der Mitte eines kolossalen Waldes an dem Aste eines Baumes aufgehängt sehen, aber nicht sagen können, wie und wann sie dahin kamen und ob und wann sie von dort wieder weggenommen werden. — Viele Völker, die diesen Gedanken nicht ertragen konnten, haben sich ihre eigene kleine Chronologie gemacht und rechnen nun „seit der Erschaffung der Welt" 6000 oder 100,000 Jahre, oder etwas mehr oder weniger. Aber dies ist so, als wenn Eintagsfliegen, die am Morgen geboren werden und am Abend sterben, sich eine Welt-Zeitrechnung erfunden hätten.

Gedenken wir aller der im Weltall lebenden Wesen, so erblicken wir als Naturforscher auch hier nur „ein Stückchen in der Mitte" ohne Anfang und Ende. Wir kennen etwas von dem Menschen und von seinen hier auf unserm Globus ihnen beigesellten Gefährten, den Thieren. Aber es sind nur aus der Mitte heraus ein paar Glieder der großen Wesen- und Geister-Kette, die sich durch das ganze Weltall schlingt; und wir sind in Bezug auf unsere zahllosen Mitgeschöpfe auf den andern Sonnen und Sternen in völliger Unwissenheit.

Untersuchen wir analysirend die Naturproducte um uns her und dringen wir in ihr Wesen ein, so finden wir auch sie nach jeder Seite hin unergründlich. Die extremste Kleinheit (die Atome) und die extremste Größe (die Grenzen des Alls) entfliehen in gleicher Weise unsern optischen Instrumenten und unserer Einbildungskraft. Wir sehen die Gegenstände und ihre Umrisse mit menschlichen Augen, und fangen von ihrem Wesen nur das auf, was gerade diese Augen aufzufangen im Stande sind, „ein Stück aus der Mitte."

Sogar von unserer eigenen Geschichte, sowohl von der Geschichte der Menschheit überhaupt, als von der der Individuen, erkennen wir nur ein gewisses Stück aus der Mitte heraus, während Anfang und Ende uns entschwinden. Einige tausend Jahre von Abraham's oder Noah's Zeiten her werden uns von unseren Chroniken so einigermaßen hell beleuchtet. Die Geologen aber lassen uns schon jetzt ahnen, daß dies nur ein Brocken der ganzen Menschheitsgeschichte ist. Ihre langen Anfänge und endlosen Wurzeln stecken in unergründlichem und poetischem Dunkel. Und wie es mit unserer Geschichte weitergehen, wie es mit dem Menschengeschlecht endigen wird, das weiß auch Niemand sich vorzustellen.

Ist demnach auf diese Weise all' unser Erkennen und Wissen nichts als Stückwerk, ja, ist die ganze Welt eine räthselhafte und poetische Aphorisme, so dürfen die Leser auch mir nicht zürnen, wenn ich sie hier mit meinen fliegenden Blättern und aphoristischen Meditationen aus dem Mosel-Thale ebenfalls ein wenig in der Mitte ohne Anfang und Ende stecken lasse.



PARISER MODEN FÜR OCTOBER.

*Ausdrücklich für den Salon in [illegible]*

# Paris und die Mode.

Paris, Mitte September 1868.

Der Succès des Sommers. — Der Kaiser als Locomotivenheizer. — Rückblick auf das Fest des 15. August. — Der Perser. — Frau Victor Hugo. — Die improvisirte Komödie. — Das Fest von St. Cloud und seine Mirlitons.

Nach vielen kalten Tagen ist die tropische Hitze noch einmal eingekehrt und mit ihr erblüht der große Succès der Saison. Dieser Succès ist für die Deutschen zu schmeichelhaft, als daß ich Ihnen davon nicht sprechen sollte. Er datirt vom vergangenen Jahre und begann mit der Universal-Ausstellung. Hierbei ist die bekannte Redensart gut anwendbar: Nichts glückt so sehr, als der Succès! — Der Ruf des Triumphators kam von Wien und wuchs in dem Garten des Marsfeldes. In Paris ist, Dank der tropischen Hitze, welche die Kühnen begünstigt, dieser Ruf populär geworden und ich ersehe sogar heute aus dem Bericht über des Kaisers Ankunft im Lager von Chalons, daß auch da im großen Mourmelon derselbe germanische Succès sich geltend macht.

Diejenigen meiner Leser, die während des letzten Jahres nach Paris gekommen, errathen gewiß, wovon ich sprechen will und nur Denen, die nicht das Glück hatten, muß ich das Räthsel lösen. Es ist nämlich der Erfolg der Wiener Brauerei des Herrn Dreher, die, ähnlich dem Bouillon Duval, jetzt in allen Stadttheilen von Paris ihre Filialen hat und Deutschlands Sitten und Kost hier verbreitet. Der Pariser ist dahin gekommen, nicht mehr dieses frische leichte Getränk entbehren zu können, ja, er goutirt sogar den Reiz der Salzbretzel und giebt sich gern den Genüssen der Wiener Würstchen und des rohen Schinken hin.

Diese plötzliche Vorliebe für das Bier, die das Haus Dreher so geschickt zu benutzen wußte, daß man heute nicht mehr sagt: „geben Sie mir einen Schoppen", oder: „einen Bock", sondern nur: „geben Sie mir einen Dreher!" ist zu solcher Leidenschaft entflammt, daß sie den Rednern und Journalisten Stoff zum Disputiren bietet. Ein ernster Streit hat sich zwischen dem Doctor H. Dauet und Herrn Dumesnil, dem Syndikus der Pariser Bierbrauereien, über die mehr oder weniger nachtheiligen Eigenschaften des Bieres entsponnen. Ersterer behauptet, daß dieses Getränk für die Gesundheit nachtheilig sei, weil man sich Buchsbaums statt Hopfens bedient und schädliche Säuren hinzuthut, statt das Korn gähren zu lassen. Der andere hingegen erklärt, ohne daß er vorkommende beklagenswerthe Fälschungen in Abrede stellt, daß das Bier ein gesundes Product sei, dazu bestimmt, das Volk von dem Genuß spirituöser Getränke fernzuhalten. Kurz, man glaubt in München zu sein, wo man im

Namen des Bieres schon mehr als eine Revolution gemacht. Nicht mehr die Champagner-, sondern die Bierpfropfen springen in Frankreich.

Während der französische Geist sich in dieser Weise zu erneuern sucht, betheiligt sich der Kaiser Napoleon augenblicklich bei der Heizung einer Locomotive mit Petroleum, die noch bedeutend schneller gehen soll, als die mit Dampf getriebene.

In Begleitung des Erfinders dieser neuen Maschine, Herrn Saint-Clair-Deville, leitete der Kaiser selbst den Zug von Chalons bis nach dem Lager, wo ihn die Menge auf dem Tender ankommen sah.

Der große Vortheil, den das Petroleum bei Anwendung auf die Locomotive gewährt, ist sein Mangel an Rauch. Diese Thatsache wird Herrn v. Girardin beruhigen, der in einem seiner letzten Aufsätze in der Liberté behauptete, der Kaiser erkenne daher Frankreichs Lage gegenwärtig nicht, weil er zu viel Cigaretten rauche.

Sie wissen, daß trotz der neuen Oppositionszeitungen, trotz der Laterne und der Aufregung in der Presse die Revue des 14. August in der größten Ruhe vorübergegangen ist. Die Nationalgarde, die auf dem Wege nach den Elysäischen Feldern feierlich den Eid auf dem Altar ... ich wollte sagen auf dem Comptoirtisch des Weinhändlers ablegte: Es lebe der Friede! zu rufen, schrie doch, sobald sie den Federhut des Herrschers erblickte, einstimmig: Es lebe der Kaiser! Während der Zeit hatte man für die Anleihe vierunddreißig Mal unterschrieben.

Was das Napoleonsfest betrifft, so war es entzückend. Seitdem man ihm das ungeheure Terrain zur Verfügung gestellt, welches sich von dem Concordienplatz bis zum Trokadero erstreckt, giebt es keine Gefahr mehr für die zuströmende Menge. Der Raum ist so groß, daß 500,000 Personen nach Belieben circuliren und abwechselnd den Marktplatz, die Militairtheater und Spiele des Trokadero, das Feuerwerk des Triumphbogens und die Illumination der Elysäischen Felder ansehen können. Letztere war feenhaft. An allen Bäumen hingen rothe Ballons, so daß dieser schöne Spaziergang einem verzauberten Orangenwäldchen glich. Gleichzeitig beleuchteten verschiedenartige bengalische Flammen die Blumenbeete, Fontainen und eleganten Architekturen, während die trunkene Menge auf dem englischen Rasen lagerte. Auf dem Concordienplatze waren die großen Fontainen gleichzeitig mit elektrischem Licht und bengalischen Flammen erhellt, was an die Märchenträume in Tausend und Eine Nacht erinnerte.

Dieses Fest war ein Trost für die Pariser, die diesen Sommer auf das Land verzichten mußten. Sie brauchten Abwechslung. Die Ohrfeigen, die auf den Boulevards ausgetheilt werden und sogar die Duelle haben keinen Reiz mehr für sie. Das letzte zwischen Herrn von Cassagnac und Herrn Lissagaray betrachteten sie als eine Familienunterhaltung. Es bedurfte zweier Todesfälle, nur um sie, wie Heine's Hunde in Aachen, ein wenig zu zerstreuen.

Eines der bekanntesten Pariser Originale ist nämlich gestorben —

der Perser mit langem, weißen Bart und hoher Astrachanmütze, den man seit dreißig Jahren in den Theatern, besonders in den verschiedenen Opern, allabendlich sah, der im Nationalcostüm immer allein mit melancholischer Miene anzutreffen war. Man erzählt sich Folgendes von ihm und seinem bedeutenden Vermögen.

Im Jahre 1802 schickte der Schah von Persien eine Gesandtschaft nach Bombay. Der Gesandte Hadji-Khalil-Khan-Kazbinn wurde mit großem Beifall empfangen. Das geschah, wie man sich erinnern wird, um dieselbe Zeit, als Napoleon über eine Expedition gegen die Engländer nachsann, die er in Indien, auf dem Wege über Persien, besiegen wollte.

Leider schossen die Leute von der Gesandtschaft zu ihrer Belustigung auf Vögel (Zindebar), die von den Hindus als heilig betrachtet werden. Es entstand ein Wortstreit, auf den bald Schläge folgten. Der Gesandte, der den Kampf von seinem Fenster aus gesehen hatte, eilte hinzu, um die Zwistigkeit zu schlichten; doch, als er versuchte, die schwierige Aussöhnung zu bewerkstelligen, traf ihn eine, vielleicht nicht auf ihn gezielte Kugel und er sank todt zu Boden.

Der General-Gouverneur von Indien, durch diese Nachricht bestürzt, beeilte sich, eine Gesandtschaft nach Persien zu schicken, die sein neutrales Verhalten bei der ganzen Sache bestätigen sollte. Der Schah schenkte dieser Aussage Glauben, nahm die Entschuldigungen des Gouverneurs an und willigte ein, daß die Angelegenheit zwischen der Compagnie und dem Sohne des getödteten Gesandten erledigt werden solle.

Dieser Sohn war Ismail-Khan, der Perser der hiesigen Oper. Seine Pension bestand aus 5000 Pf. St., wie man sagt; andere behaupten, es seien nur 1000 Pf. St. gewesen.

Das Pariser Publicum hat fast einen Freund an ihm verloren und besonders die Armen, denen er nicht müde wurde Wohlthaten zu spenden.

Der andere Todesfall ist der von Frau Victor Hugo, der Gemahlin des berühmten Dichters. Bekanntlich war sie Verfasserin des Buches, das vor zwei Jahren unter dem Titel: „Victor Hugo, von einem Augenzeugen erzählt", erschien und mit so großem Beifall aufgenommen wurde.

Die Leiche der in Brüssel verstorbenen Frau Victor Hugo wurde nach Frankreich, nach Villequier, fünfzehn Stunden von Havre, gebracht, wo sie nun neben ihrer Tochter und ihrem Schwiegersohn ruht.

Herr Charles Vacquerie heirathete 1843 Fräulein Leopoldine Hugo. Nach sieben Monaten glücklichster Ehe fanden Beide bei einer Wasserfahrt den Tod. Dieses Unglück, das den trauernden Vater heimsuchte im Augenblick, wo sein Ruf den Höhepunkt erreicht hatte, erregte großes Aufsehen. Der Dichter verewigt in einer seiner schönsten, rührendsten Dichtungen den Tod seiner Tochter.

Doch das Alles ist nicht heiter. Sprechen wir lieber von den Lebenden und ihren Thorheiten. Nach der Vie parisienne, der Zeitung des Hofes und der Demimonde, wird es diesen Winter Mode sein,

improvisirte Theaterstücke mit maskirten Personen zu spielen, welche Typen der Komödie dell'arte vorstellen: Pulcinello, Gelcomino, Beltramo, Brighello, Colombine u. s. w. Der nur in großen Zügen entworfene Plan des Stückes wird den Schauspielern im letzten Augenblick mitgetheilt und sie improvisiren danach ihre Fragen und Antworten. Das wird pikant sein und ich bin froh Ihnen dieses neue



Spiel verrathen zu können, das übrigens an die in Deutschland so beliebten Charaden erinnert. Wie man sagt, wird der Hof in Compiègne bald den Anfang damit machen.

Was die Toiletten betrifft, so bot mir diesmal der Markt von St. Cloud eine glänzende Gelegenheit, meine Revue zu halten. Dieses Fest ist neben dem von St. Germain das glänzendste aller Jahresfeste

in der Umgegend von Paris. Jeder Fremde, der Frankreich bereist hat, kennt diese am Seineufer auf einer Anhöhe anmuthig gelegne Stadt, ihren prächtigen Park, der schöner, pittoresker als der von Versailles ist, mit seinen uralten, riesigen Bäumen, seinen Rasen, Fontainen und der herrlichen Aussicht, die man oben vom Berge genießt, auf dem der Thurm, die sogenannte Diogenes-Laterne, steht. Diese Laterne, die dem kaiserlichen Schlosse gegenüber liegt und es überragt, wird gewiß seit einiger Zeit mit scheelen Blicken angesehen. Doch keine politischen Anspielungen! mein Redacteur en chef liebt sie nicht; — als ob die Politik einer Frau gefährlich wäre!

St. Cloud, das der heilige Clodoald gründete, wurde seit Heinrich II. von Frankreichs Herrschern bewohnt. Heinrich III. hatte sich hierher zurückgezogen und wurde von Jakob Clement ermordet, während seine Armee die Ligue von Paris belagerte. In St. Cloud trieb Bonaparte am 18. Brumaire die Versammlung der Fünfhundert auseinander



und vermählte sich hier im Jahre 1810 mit Marie Louise. Fünf Jahre später residirte Blücher hier und jetzt endlich ist St. Cloud die kaiserliche Hauptresidenz.

So viel über das Geschichtliche. Heute, am ersten Tage des Festes, das jedes Jahr während des Septembermonates stattfindet, war das Wetter prächtig und die Sonne glühend. Ich ging mit meiner Freundin, begleitet von King-Charles, einem reizenden Thier, das ich in die Zahl meiner treuesten Freunde einschließe. Unsere Toiletten füge ich Ihnen colorirt bei.

Ich trug ein blaues Taffetkleid mit vorn enganschließender Corsage, deren Rücken lose in Falten zusammen gezogen ist. Die Garnitur des Rockes besteht aus kleinen, mit schmalen Cluny's garnirten Volants, die schürzenartig vorn herunter gehen. Mein enganschließender Paletot ist gleichfalls, ebenso die Schärpe, mit schmalem Volant garnirt und mit kleinem, vorn abgerundeten Kragen versehen Die weißen Papierman-

schetten und Kragen sind mit Knöpfen festgehalten, die Rochefort's Laternen en miniature vorstellen. Gewöhnlich ist die Mode eine Tyrannin, heute tritt sie revolutionair auf. Meine Freundin in grauem Popelinkleide trägt einen Reisemantel aus schottischem Tartan, dessen Doppelkragen jeder mit einer Rosette aufgenommen ist. Diese Tartanstoffe, englische mit geraden Carreaus, schottische mit schrägen, werden tonangebend für die Herbstsaison sein, ebenso der neue Stoff Granit, der gesprenkelt in jeder Farbe in schwerem Wollenstoffe vor den Schaufenstern der großen Läden ausliegt. Nur die Hitze hat bis jetzt noch den Verkauf gehindert. Wir besuchten eine unserer Freundinnen, die uns in reizendem Négligé aus weißem Casimir mit schwarzer Sammetgarnirung empfing. Ihr kleiner, allerliebster Sohn Paul, den wir in seinen Spielen überraschten, trug einen geschmackvollen Knabenanzug aus bordeauxfarbenem Sammet mit reicher Posamentirgarnirung; russische Jacquette, schräg geknöpft, Stiefelchen mit Absätzen à la Louis XV. aus Gemsleder.

In der Menge fielen mir die beiden allerliebsten beifolgenden Coiffüren auf. Die Aigretten sind sehr en vogue. Das eine Hütchen ist aus schwarzem Sammet, das andere aus grünem mit weißen Spitzen. Noch eine Originalität unserer Stutzer (die sogenannten petits crevés), die auf den Regatten von St. Cloud am Sonntag florirten! Diese eleganten Hohlköpfe haben als köstlichen Spaß ersonnen auf ihre Hüte künstliche Fliegen zu stecken und sind entzückt, wenn man sie als wirkliche zu verscheuchen sucht. Das sind Frankreichs hoffnungsvolle Söhne!

Niemals waren mir die Bäume von St. Cloud so frisch und schön erschienen. Die Menge drängte sich in der mit Buden besetzten Allee und um die Kaskaden. Um fünf Uhr begann das Wasser aus den Rachen der Seeungeheuer, der Delphine und Frösche die Stufen hinab bis zum großen Bassin zu sprudeln. Diese Wasserleitung, die sich bis zur Höhe hinauf erstreckt, verliert sich in dem dichten Laubwerk des Waldes. Allmählich entstürzt das Wasser den unzähligen Schlünden mit brausendem Tosen, in das sich der Jubelruf der Zuschauer mischt. Es ist ein großartiges Schauspiel, das leider nur zu kurz, eine halbe Stunde, währt. Nicht weit davon sprudelt eine andere Fontaine, der Riese genannt, die sich in die Lüfte über dem höchsten Gipfel der Berge verliert und gleichsam das Bouquet dieses Wasserfeuerwerks bildet.

Die Heimkehr von St. Cloud findet mit Eisenbahn, Wagen, Dampfbooten und auch zu Fuß statt, unter dem Klang eines näselnden Instrumentes, einer Art Rohrflöte, die Mirliton heißt. Alt und Jung erfüllen das Boulogner Wäldchen oder das Ufer der Seine mit diesen unangenehmen Lauten, die schrill und mißklingend durch Wald und Flur wiederhallen. Doch das ist bei dem Markt von St. Cloud seit Jahrhunderten herkömmliche Sitte und sie ändert sich nicht. Ohne Mirliton kein Vergnügen in St. Cloud. O meine lieben Pariser, wie sehr seid Ihr doch noch große Kinder! Mit einem Mirliton könnte man Euch bis an's Ende der Welt locken. ...

Eugénie de Marville.

# Im Rauchzimmer.

Die heißen Tage sind nun — hoffentlich! — vorüber. Niemand wird unglücklich darüber sein, außer jenem Theaterdirector in New-York, welchem eine ganze Erbschaft von Processen daraus erwachsen ist. Ein dortiges Blatt berichtet: Während der letzten unerträglichen Hitze kam einer von unseren speculativen Directoren auf den Einfall, sein ganzes Theater mit Eis zu kühlen. Sowol die Zeitungen als große Placate vor den Thüren meldeten, daß der Zuschauerraum auf die Temperatur von 0° gebracht sei; und da die Vorstellungen am Nachmittage, gerade während der drückendsten Stunden, stattfanden, so war die Versuchung zu groß für die Leute, welche draußen in der brennenden Sonne vorübergingen. Das Haus war bald überfüllt. Die Wirkung für die erste Viertelstunde war köstlich; in einer halben Stunde fühlte sich Jeder vollständig kühl und behaglich. Nach drei Viertelstunden hatten hier und dort einige Zuschauer die Empfindung, als ob es zöge. Nach einer Stunde war es den Meisten so, wie wenn es sie ein klein wenig fröre. Mehrere verließen während des Zwischenactes das Theater, thaten sich in der Sonne für mehrere Minuten bene und kehrten dann zu ihren Plätzen zurück. Während des dritten Actes wurde die Handlung des spannenden Dramas nicht wenig unterbrochen durch Niesen und Husten, welches bald hier, bald da, bald überall sich hören ließ. Im vierten Act gab es einen Scandal, weil verschiedene Personen in den vordersten Parquetreihen darauf bestanden, ihre Hüte aufzusetzen. Am andern Tage und während der folgenden Woche ward der unternehmende Director mit Drohbriefen überschwemmt von Personen, welche Schadenersatz verlangten für Gesundheitsbeschädigungen, die sie in seinem mit Eis gekühlten Theater erlitten hätten. Die geringeren Leute, welche in den Galerien und Parterre gesessen, kamen persönlich mit geschwollenen Gesichtern, heiseren Stimmen, Lendenweh, Stichhusten, furchtbaren Katarrhen und unerhörten Rheumatismen — Alles hervorgebracht durch das mit Eis gekühlte Theater. Das amerikanische Blatt sagt, daß der mit einem Monstreproceß bedrohte Director das Beste that, was er unter diesen Umständen thun konnte: er versprach jedem Einzelnen Kosten und Schadenersatz und — verließ mit dem nächsten Schiffe Amerika.

Se non è vere, è ben trovato.

Doch auch wir haben einen Irrthum zu berichtigen. Wir sprachen in unserer letzten Unterhaltung die zuversichtliche Meinung aus, daß Herr Blanc, der Spielpächter von Homburg, in dieser Saison mit zu großem Verluste „arbeite", als daß man gerechterweise von ihm die bewußte Contribution verlangen könne. Wir werden eines Besseren belehrt, indem man uns folgendes französische Couplet sendet:

A Hombourg, infernal bouge,  
Du joueur tristes amours!  
Que ce soit noir ou bien rouge:  
C'est Blanc qui gagne toujours.

Es ist richtig, daß wir es hier wahrscheinlich nur mit dem Stoßseufzer eines Unglücklichen zu thun haben; allein wer wird an der Glaubwürdigkeit

eines Franzosen in solchen Dingen zweifeln? Denn wenn auch nicht geleugnet werden kann, daß die Franzosen zuweilen recht unglücklich spielen, so muß doch auch zugestanden werden, daß sie unter allen Umständen gern spielen. Zum Beweis die neue Anleihe. Man sagt, daß sie sehr populär sei, und der große „Moniteur" (der zusammen mit dem kleinen binnen Monatsfrist an den — Mindest-Bietenden losgeschlagen werden soll) berechnet nach den gezeichneten Summen nicht nur den Reichthum Frankreichs, sondern auch den Patriotismus der Franzosen bis auf Sous und Centimen. Freilich wurde bei dieser Gelegenheit in einem der Pariser Clubs (es war nicht der der Arkadier) bemerkt: „En France, on est toujours prêt à verser son troi-pour-sang pour la patrie."

Dagegen ist Frankreich auch das Land, wo das Verdienst belohnt wird; und die „rubra vanitas", jene Pflanze, von welcher ein witziger Botaniker gesagt hat, daß sie roth blüht, am Meisten in Knopflöchern vorkommt und am Reichlichsten gedeiht unter der Sonne des 15. August, hat neuerlich wieder ihr Fest gefeiert. Diese Pflanze wird übrigens — in Parenthese bemerkt — fast in allen Ländern, mit Ausnahme von Amerika, gefunden; sie nimmt je nach der Nationalität, in deren Mitte sie sich acclimatisirt und entwickelt hat, verschiedene Formen und Farben an und wird — von Nichtbotanikern — in Frankreich „der Orden der Ehrenlegion" genannt. Dort ist recht à propos ein kleines Handbuch unter dem Titel: „L'art de se faire décorer" erschienen, welches wir, bei dem allgemeinen Interesse des Gegenstandes, irgend einem deutschen Bearbeiter empfehlen, etwa unter diesem Titel: „Der Decorateur in der Westentasche, oder die Kunst, binnen vierundzwanzig Stunden einen Orden zu haben." Es ist in diesem Handbuch, welches wir bald in der Bibliothek jedes strebsamen Mannes zu sehen hoffen, allerdings immer nur von den großen und kleinen Sternen und Kreuzen der Ehrenlegion die Rede; jedoch ein geschickter Uebersetzer wird die Nutz-Anwendung leicht genug machen können. Unser Decorationskünstler beschreibt zuerst die Wirkung, welche ein Orden auf jeden wohlgesitteten Mann, der eines solchen theilhaftig wird, hervorbringt. „Die Brust, auf welcher sein begünstigendes Licht funkelt, schwillt von einem edlen Stolze. Der glückliche Mann, der einen Orden verdient hat, wird gleichsam verwandelt, wenn er ihn empfängt. Er metamorphosirt sich selber; und fortan, selbst von unbedeutenden Fehlern frei, wird er das Muster seiner Gefährten auf dem engen Pfade der Ehre und der Pflicht." Um einen solchen Talisman zu erlangen, giebt es verschiedene Mittel und Wege. Am leichtesten scheint es, nach dem, was der Professor darüber sagt, den Autoren, Dichtern und Componisten zu werden, indem sie gekrönten Häuptern ihre Werke widmen; doch warnt der erfahrene Mann, einen solchen Schritt zu thun, bevor sie die Erlaubniß dazu erhalten. Auch giebt er gleich hier, „um Verzweiflung zu verhüten" (wie sich Kaiser Karl's V. peinliche Halsgerichts-Ordnung ausdrückt), einen feinen Wink, daß man von Sr. Heiligkeit, dem Papste, unter bewandten Umständen wenig zu erwarten habe. Hier sind seine eigenen Worte: „Der Pontifex Maximus geruht gelegentlich die verehrungsvolle Ueberreichung frommer Werke zu genehmigen, aber Se. Heiligkeit nimmt niemals eine Widmung an." — Der Professor kann natürlich nicht jede Stufe der Hintertreppe beschreiben, die, sei es in den Ministerial-Gebäuden, sei es in den Gesandschaftshôtels, zu dem ersehnten Ziele führt. Er kann nur anregen. Seine Hauptvorschrift scheint darin zu bestehen, daß der hoffnungsvolle Schüler vor Allem ein scharfes Auge zu richten habe auf die Reisen der Monarchen und sich für jede Gelegenheit bereit halte, wo ein

fremder Fürst in Schußweite kommt: das soll jedoch nicht etwa heißen, um ein Attentat auf ihn zu machen — denn Niemand wird den Professor im Verdacht haben, ein illoyaler Mann zu sein — sondern nur, um ihn in würdiger Weise zu besingen. Der Professor giebt nun aus seinem eigenen Vorrath eine kleine Sammlung von Beispielen, welche sämmtlich der gesegneten Zeit des letzten Ausstellungs-Sommers angehören. Dem Vicekönig von Egypten wird in heroischem Metrum verheißen, daß Frankreich sich mit glänzenden Festen zu seinem Empfange rüste; Fuad-Paschah wird in einer Ode begrüßt mit der Anfangszeile: „O hochberühmter Paschah, den ganz Europa schätzt!" und der Sultan empfängt seinen Tribut sogar auf telegraphischem Weg, indem der Barde seinen Gesang ihm in Form einer Depesche schon nach Marseille entgegensendet. Auch König Wilhelm von Preußen entgeht nicht seinem Antheil an der poetischen Huldigung des Professors, welcher ihn versichert, daß das Herz Frankreichs vor Freuden zittere bei seinem und seiner Königlich-Kaiserlichen Vettern Besuch. Doch was auch der Sold Egyptens und der Türkei gewesen sein mag, Preußen scheint sich etwas schwieriger benommen zu haben. Wenigstens finden wir auf dem folgenden Blatt einen Brief in Versen an den Grafen Bismarck, in welchem der Autor sich ziemlich offen über seine Wünsche ausspricht. Allein da auch dies noch nicht den vorausgesetzten Effect gehabt haben muß, so tritt hier ein neuer Factor, in der Kunst, einen Orden zu erlangen auf; eine Dame, die Gemahlin des Barden. Sie erschöpft zuerst ihre Liebenswürdigkeit und dann ihre Logik, indem sie den Grafen darauf aufmerksam macht, daß es doch nicht heißen solle: „que son mari avait travaillé pour le roi de Prusse . . ."

Beiläufig bemerkt heißt es auch jetzt in Paris gar nicht mehr so; man sagt: „travailler pour le maitre de Mr. de Bismarck." —

In England hat man inzwischen zwei neue Dinge: das eine davon entdeckt und das andere gefunden.

Die Entdeckung bezieht sich auf das „whitebait", jenen mysteriösen Fisch, der dem berühmten ministeriellen Diner zu Greenwich, mit welchem seit Menschengedenken die parlamentarische Saison geschlossen wird, den Namen gegeben hat. „Was ist Whitebait?" war eine Frage, die nicht nur von den Habitué's jener „fish-dinners" zu Greenwich und Blackwall, sondern auch von ernsten Politikern lange discutirt ward. Einige meinten, es sei eine besondere Gattung von Fischen, die der Themse unterhalb London eigenthümlich; Andere, es sei nur eine Fisch-Confection des chef de cuisine; noch Andere, der Fisch sei gar kein Fisch, sondern eine Mythe. Zum Glück für einen meiner Freunde, der alle Jahre seine Ferien im August abwechselnd dazu benutzt, das eine Jahr nach Schottland zu reisen, um „grouse" zu essen, das andere nach Greenwich wegen des „withebait", ist soeben das Mysterium aufgeklärt worden. Unser gelehrter Landsmann Dr. Günther sagt in seinem „Catalog der Fische", daß das „whitebait" nur eine nominelle Gattung, die durch Fischer, Gourmé's und Minister eingeführt, in der That nichts Anderes sei als — junger Häring. Mein Freund wird fortan die eine seiner beiden transmarinen Fahrten sparen und Whitebait auch an Deutschlands Küsten schmausen können.

Eng, wie dieser Triumph der Wissenschaft mit der Politik zusammenhängt, so trägt doch die andere Novität, von der wir zu reden haben, noch viel mehr „die Farbe der Entschließung". Es ist ein neues Kartenspiel, das unter der Ueberschrift: „Das neue Haus der Gemeinen" augenblicklich in den englischen Zeitungen angekündigt wird. Das neue Kartenspiel nennt sich „das M. P. Spiel, oder Regierung und Opposition". Das neue Spiel ist,

der Anzeige gemäß, „sehr einfach, sehr amüsant und sehr speculativ". Und wie sollte es nicht? Die Karten repräsentiren die Minister, den Sprecher, die ehrenwerthen Mitglieder auf den Regierungsbänken und die ehrenwerthen Mitglieder auf den Oppositionsbänken. Man sieht, wer mit diesen Karten spielt, der hat das Schicksal Englands in der Hand; der kann Disraeli trumpfen nach Herzenslust, Gladstone alle Stiche geben und das ganze Ministerium, mit einem Rubber, schlemm machen. Wie viel parlamentarische Niederlagen und Siege, von denen die Welt bisher Nichts gewußt, werden einander da folgen! Ein großer Succeß ist dem „M. P. Spiel" vorherzusagen*) und es wäre nur zu wünschen, daß auch mit seiner Einführung im Gebiete des Norddeutschen Bundes nicht zu lange gewartet würde. Wir würden da jedoch mit zweierlei Karten zu spielen haben: mit den einfachen Parlaments- und mit den Zoll-Parlaments-Karten. Satyrische Anspielungen in Bezug auf Könige, Damen und Buben müßten natürlich verboten sein. Auch die Vertheilung der Asse müßte mit der nöthigen Vorsicht geschehen und vor Allem Bedacht darauf genommen werden, daß in den verschiedenen Farben keine Confusion entstände. Doch ein vernünftiger Fabrikant wird mit der einfachen Notiz genug haben, und er wird sich außerdem sagen, daß es zuletzt doch Eine Hand ist, welche die beiden Spiele mischt. Kurz —

Doch ich habe genug gesagt. Nur noch diese beiden Verse von einem Grabstein des 17. Jahrhunderts, welchen ich bei meinem letzten Londoner Aufenthalt in der Westminster-Abtei gefunden habe:

Des Lebens Spiel beschließt der Tod zuletzt,
So dacht' ich früher; doch ich weiß es jetzt!

Unglücklicher! — wenn Du wirklich dazu verurtheilt wärest, es durch diese ganzen zweihundert Jahre zu wissen! ...

*) Zur genauen Information für „Agenten und Wiederverkäufer" wollen wir noch hinzusetzen, daß der Erfinder des „M. P. Spiels" Stanley heißt, nicht Lord Stanley, sondern Stanley Rivers u. Co., 8. Palsgrave Place, Strand. London. W. C., „Verleger von wissenschaftlichen Vergnügungen und gesellschaftlichem Zeitvertreib."

Nachdruck und Uebersetzungsrecht sind vorbehalten. — Druck von A. H. Payne in Reudnitz bei Leipzig.



Der angehende Künstler.

*Nach einem Bilde von Moeselagen.* *Gestochen von Brend'amour.*

# Der Salon.

## Von Gottes Gnaden.

Ein Roman aus Cromwell's Zeit. Von **Julius Rodenberg.**

### Zweites Buch.

### XI. Die Liebenden

Der Doctor sollte nicht lang in Ungewißheit bleiben.

Nur kurze Zeit, wenige Tage, war er wieder nach Childerley zurückgekehrt, als sich über das Land das unglaubliche Gerücht verbreitete: der König sei von einem ansehnlichen Trupp Reiter aus dem Schlosse von Holmby, zusammen mit der parlamentarischen Commission von Peers und Gemeinen, die daselbst ihn bewachten, entführt worden. Die Bestürzung, die Schrecken über die Kühnheit dieser That von unberechenbaren Folgen war allgemein. Niemand konnte, Niemand wollte dafür verantwortlich gemacht werden. Man hatte Seine Excellenz, den Herrn General Thomas Fairfax laut und vernehmlich erklären hören, daß er den Anführer dieser Bande mit dem Strick belohnen wolle; so groß war sein Zorn. Allein das Merkwürdige war, daß diese „Bande", wie Seine Excellenz zu sagen beliebte, keinen Anführer hatte; keinen Obristen keinen Capitain, nicht einmal einen simplen Officier; sondern ein elendiglicher Cornet war der höchste Mann in der ganzen Schwadron, ein Cornet obendrein, der sich aus dem Stricke so wenig machte, daß er — wie es hieß — schon verschiedentliche Possen mit ihm gespielt. Die Geschichte dieser außerordentlichen Begebenheit, zusammen mit dem Namen Desjenigen, der sie vollführt, flog bald über England; die Neuigkeitsbücher und Merkure brachten sie, die Politiker von Westminster debattirten darüber in Angst und Entsetzen, die Bewohner der royalistischen Schlösser und baronialen Hallen sahen verwundert darein. Keiner vermochte recht daran zu glauben, und Jeder war doch davon überzeugt — es klang wie ein Märchen, und hatte sich doch wirklich ereignet — es konnte nicht sein, und war doch so; der König auf dem Weg zur Armee! Kein Name ward damals, man konnte wol sagen: in ganz Europa, mehr genannt, als der Name des Cornet Joyce

Die Sache verhielt sich so — wenigstens erzählt sie Sir Thomas Herbert so, der selber dabei gewesen. Denn er war, wie wir schon früher gesagt haben, ein treuer Diener des Königs und verließ ihn von nun an nicht mehr. Ein anderer Herbert war auch in der Umgebung des Königs: der Graf von Pembroke und Montgommery, ein Peer, und von dem Parlament an die Spitze der Commission gestellt, die — welchen andern Namen sie sich nun auch geben mochten — eigentlich doch nur die Gefangenwärter Seiner Majestät waren.

Sie hatten nun schon den größten Theil eines Jahres in Holmby zugebracht — einem stattlichen Schloß in Northhamptonshire, gar anmuthig gelegen und von hübschen Gärten umgeben. Allein die Herren von der presbyterianischen Ueberzeugung hatten dafür gesorgt, das Nützliche mit dem Angenehmen zu verbinden, indem der Blick aus den Fenstern des Königs gerade auf die Gegend von Naseby ging, eine liebliche Fernsicht, die das Gemüth Seiner Majestät gar sehr erbauen mußte. Ferner hatten sie mit sich gebracht einen Troß von Caplänen (jeder Commissar hatte sich mit einem oder zweien dieser geistlichen Brüder versehen), die abwechselnd, am Vormittag und am Nachmittag Gottesdienst hielten in der Kapelle des Schlosses und auch bei Tische, Mittag und Abend, gern mit ihrem Segen aufgewartet hätten, wenn Seine Majestät es nur gewollt. Doch König Karl begab sich jedesmal nach der Mahlzeit unter den Thronhimmel und sagte selbst das Tischgebet, wobei seine Stimme zuweilen hörbar ward. Da beide Häuser des Parlaments ihn auf einen Brief, in dem er sie bat, ihm zwei seiner eigenen Geistlichen zu bewilligen, abschläglich beschieden hatten: so zog sich der König zu seiner Privat-Andacht an jedem Sonntag auf seine Gemächer zurück, und widmete, an allen andern Tagen der Woche, zwei oder drei Stunden dem Lesen der heiligen Schrift und sonstigen frommen Uebungen. Zu andern Zeiten pflegte er, nach den Mahlzeiten, zu seiner Erholung ein Spiel auf dem Schachbrett zu machen, und, der Gesundheit wegen, in dem Park zu Holmby mit einem oder dem andern der Commissare zu lustwandeln; zuweilen auch, in Anbetracht des Umstandes, daß sich zu Holmby kein wohlgehaltenes Bowling-Green fand, nach Harrowden zu reiten, einem Schloß des Lord Vaux, anderthalb Stunden weit, wo man einen guten Rasen hatte, nebst Gärten, Hainen und Spaziergängen, die Seiner Majestät viel Vergnügen machten; oder nach Althorpe, einem schönen Edelsitz des Lord Spencer. Bei diesen Vergnügungen waren die Commissare des Parlamentes Seiner Majestät allezeit hold' und gewärtige Diener. Sie wichen nicht von seiner Seite bei Tag, und stellten des Nachts allerunthänigst Wachen bis dicht vor sein Bett; mit der größten Höflichkeit untersuchten sie einmal Seiner Majestät Taschen, als ein Paquet der Königin für ihn angekommen und entließen ein anderes Mal des Königs gesammte Dienerschaft, bis auf Einen, unseren treuen Freund Herbert, welcher nichts destoweniger einen so großen Respect vor seinem erlauchten Verwandten, dem Grafen von Pembroke, hatte, daß er sagte: dieser habe den König in seinem Herz recht geliebt,

und würde sich sicherlich niemals von ihm getrennt haben, wenn nicht unglücklicherweise der König ihm den Weißen Stab genommen und das Amt eines Oberkammerherrn auf einen Anderen übertragen hätte — ein Amt, in welchem der Graf Seiner Majestät manch' ein Jahr in Ehren, Rechtschaffenheit und mit vielem Glanz gedient habe. So wird es manch' einem braven Mann wirklich oft recht sauer gemacht, sich zu einer bestimmten Ueberzeugung zu bekennen. Denn kaum hat er seinen Entschluß gefaßt und seine Partei genommen, so kann sich Etwas ereignen, was für das Gegentheil spricht: und er bemerkt bald, daß — mit dem kleinsten Vorrath von Weisheit — sowol Derjenige sich zu rechtfertigen vermag, welcher am Morgen der Hasser des Tyrannen ist und am Abend seinen Orden trägt (wenn er ihn nämlich inzwischen erhalten hat), als auch Derjenige, welcher es umgekehrt macht. Allein diese so natürliche Betrachtung hinderte nicht, daß König Karl, trotz der Liebe, mit der man ihm Beides angthan, nicht einen großen Schmerz und eine noch größere Kränkung empfand, als man ihm die letzten jener Getreuen genommen hatte, die mit ihm bisher durch alles Ungemach des Krieges und der Gefangenschaft gegangen waren. Mit heißen Thränen und unter Gebeten für Seiner Majestät Freiheit und Rettung nahm seine Dienerschaft Abschied und der König zog sich an dem Nachmittag in sein Schlafzimmer zurück, nachdem er Befehl gegeben, daß Niemand ihn in seiner Einsamkeit stören solle.

Einige Wochen später, an einem anderen Nachmittag, als Seine Majestät sich auf einem jener Ausflüge wieder in Althorpe befand, um zu seiner Erholung auf dem dortigen Rasen mit Kugeln zu spielen, bemerkte man in der Nähe, an den Mauern des Gartens, fremde Uniformen und bärtige Gesichter, welche durch die Gitter schauten.

„Wer ist das?" fragten die parlamentarischen Commissare, die dem Könige Gesellschaft leisteten. — Ein Obrist, der kurz zuvor mit einer kleinen Bedeckung von London gekommen war, im Auftrage des Parlaments und demselben ergeben, sagte, daß es Soldaten aus dem Lager seien von Whalley's Regement, wenn er sich nicht irre. Whalley war einer von Cromwell's Officieren. Man nahm keine weitere Notiz von ihnen und sie gingen wieder.

Nicht lange jedoch, so kam Nachricht von Holmby, daß man in der Distanz von einigen Meilen einen großen Reiterhaufen erblicke, der die Straße nach dem Schlosse eingeschlagen.

„Reiter?" rief man; „woher? zu welchem Zweck? von wem geführt?"

Allen unbekannt; man hatte nur Reiter gesehen, eine große Schaar — es konnten tausend, es konnten zweitausend Mann sein — der Staub der Landstraße, von der untergehenden Sonne gefärbt, bedeckte sie. Sie bewegten sich wie in einer Wolke; doch eins sei außer Zweifel: daß Holmby-Haus ihr Ziel.

Der Obrist stutzte. Der König aber, welcher bisher geschwiegen hatte, verließ den Rasen und gab Befehl, nach Holmby zurückzukehren.

Kaum dort angelangt, traten die Commissare des Parlaments in Berathung unter einander und mit dem Commandanten von Holmby-Castle, einem General-Major, der die kleine Garnison befehligte. Der Obrist war in der größten Sorge. Denn wiewol angeblich hierhergesandt, um die Wache des Königs zu verstärken, lautete seine geheime Instruction doch: sich, in Verbindung mit der Commission, der Person des Königs zu versichern und dieselbe, bevor die Armee irgend welche Diversion machen könne, nach London in den Gewahrsam des Parlaments zu bringen. Der König mußte auf die eine oder andere Weise wol eine Ahnung von diesem Anschlag erhalten haben, vor dem ihm bangte. Denn er sah keine Möglichkeit, sich mit den Presbyterianern zu verständigen, welche die bischöfliche Kirche total abschaffen, ihre Religion zur Staatsreligion erheben, den Covenant obligatorisch machen, ihn, den König, der obersten Militairgewalt berauben und seine Freunde, die bisher im Kriege treu zu ihm gestanden, von jeder Amnestie ausschließen wollten.

Dagegen waren schon seit einigen Wochen dem Könige gleichfalls im Geheimen Eröffnungen von Seiten der Armee zugegangen. Namen wurden nicht genannt, doch gingen die Verhandlungen durch die Hände zuverlässiger Royalisten. Meldung ward ihm gemacht von der in der Armee vorherrschenden Stimmung. Man sehe nicht ein, hieß es, wie dem Königreich irgend ein Frieden, fest und dauerhaft, zurückgegeben werden könne, wenn man nicht die schuldige Sorge treffe für die Rechte, die Ruhe und Unverletzlichkeit Seiner Majestät, seiner königlichen Familie und seiner bisherigen Anhänger. Man versprach den König in seiner früheren Macht und Würde wieder herzustellen und legte ihm die Bedingungen vor. Die Bedingungen der Armee waren viel vernünftiger, viel billiger, viel annehmbarer als die des Parlaments. Man verlangte weder die Unterdrückung der Hochkirche, wie die Presbyterianer, noch irgend eine Bevorrechtung der Indepedenten: sondern einfach nur die Gleichstellung aller Confessionen, die Toleranz für jede religiöse Meinung, die Gewissensfreiheit. Man wollte Reformen in Bezug auf die Wahlen und parlamentarische Vertretung, Abschaffung der Privilegien und Privelegirten, Einführung größerer Gleichheit vor dem Gesetz und gerechte Vertheilung der Steuern. Es war Nichts in diesen Vorschlägen, was ein guter Royalist nicht hätte vermitteln oder ein gemäßigt denkender Monarch nicht hätte bewilligen können; kein Verdict gegen die eigene Kirche, kein Aufopfern der eigenen Freunde, kein Bruch mit der eigenen Ueberzeugung — nur ein Nachgeben in gewissen Ansprüchen, die gegen den gereiften Geist der Zeit nicht mehr zu halten waren, ein Compromiß auf dem Boden der Verfassung. Die Botschaften konnten nur unter den allergrößten Schwierigkeiten hin und hergehen, denn die Presbyterianer machten sich nicht viel daraus, verdächtige Taschen zu untersuchen. Allein dieses Mal griffen sie entweder nicht in die rechten Taschen, oder es war nichts Greifbares da. Die Furcht, sich vor einander zu compromittiren, machte beide Partheien vorsichtiger gegen die dritte; man verständigte, man verstand sich. Aber man bewegte sich im Dunkeln und

kaum ein Wort ward gesprochen. So kam jener Abend und bald ward es vollständig Nacht. —

Der Commandant von Holmby-Castle hatte die Wachen verdoppelt und bei der letzten Ronde denselben ihre Pflicht noch einmal eingeschärft. Er hatte sie mit der drohenden Gefahr bekannt gemacht und ihnen das Versprechen abgenommen, seinen Befehlen unbedingten Gehorsam zu leisten und nicht zu dulden, daß ein Versuch gegen die Person Seiner Majestät unternommen, noch der Commission des Parlaments ein Schimpf zugefügt werde.

Doch, meint unser ehrlicher Freund Herbert, der Unterschied zwischen Sagen und Thun ist groß.

Es war Mitternacht. — Da ward plötzlich ein mächtiges Getrappel von Pferden gehört; dann Commandoruf: Halt! und Stille; dann wurden die Zugänge der großen Allee besetzt, dann stellte sich der ganze Reitertrupp in Paradeordnung außen vor dem Schloß auf, und dann stieg Derjenige, der sie geführt, vom Pferd und klopfte gegen das Hauptthor.

Er hatte Uebung darin, gegen verschlossene Thore zu klopfen, der biedere Mann!

„Wer da!“ rief der Posten.

„Gut Freund“, war die Antwort, „und öffnet uns das Thor!“

Der Commandant des Schlosses erschien. „Wer ist der Führer dieses Trupps?“ fragte er.

„Ich, Herr Commandant, aufzuwarten.“

„Was? Ihr! Ein Cornet!“

„Ha, ha!“ rief der Cornet; „es hat schon manch' ein guter Soldat bei der Pike angefangen.“

„Und mit dem Strick aufgehört,“ warf der General-Major höhnisch und zornig hin.

Die Erwähnung des Strickes war dem Biedermann, der vor dem Thore stand, besonders unangenehm. „Haltet mich nicht mit Dergleichen auf“, gab er zur Antwort; „ich bin sonst ein höflicher Mann und liebe die Höflichkeit über Alles. Allein Ihr begreift, daß man mit tausend Dragonern auf den Fersen nicht viel Zeit zu verlieren hat.“

„Und wer seid Ihr, mein höflicher Herr? Wie heißt Ihr?“

„Cornet Joyce, Eurer Herrlichkeit zu Befehl!“

„Joyce!“ wiederholte der Obrist; „ich habe den Namen niemals noch gehört!“

„Um so besser mein Herr, so werdet Ihr ihn Euch jetzt merken!“

„Ich kannte von früher einen Burschen dieses Namens, der im Hause von Mylord Denzil Hollis die Hosen flickte!“

„Sagt mir Nichts gegen Zwirn und Nadel, mein Herr! Ich weiß es, mein Vater hätte gern einen Schneider aus mir gemacht — mein armer Vater! es wäre wol besser um uns Beide, wenn ich das Metier nicht früher schon verlassen hätte. Doch — zum Henker! — entschuldigt mich, Herr Obrist, daß ich geflucht habe. Die Zeiten sind nicht darnach und ich fürchte, daß ich dem ehrenwerthen Lord jetzt Etwas an den

Hosen flicken werde, was länger halten soll, als meine frühere Arbeit. Also lasset mich ein!"

„Und was wollt Ihr denn eigentlich! Was ist Euer Geschäft hier?"

„Mit dem König sprechen!"

„In wessen Auftrag?"

„In meinem eigenen!"

Die Soldaten auf Wache, welche dem wackeren Burschen schon lange mit Vergnügen zugehört hatten, fingen laut an zu lachen.

„Stille, stille!" sagte der Cornet; „es ist keine Sache zum Lachen."

Auch lachte der General-Major keineswegs, sondern im höchsten Grad unwillig, verlangte er in befehlendem Tone, daß Cornet Joyce seine Truppen zurückziehe, morgen sich Audienz von den Commissaren erbitte und diesen mittheile, was er wolle.

„Seht mir einmal an!" rief der Cornet. „Meint Ihr, daß ich hergekommen sei, mir von Euch einen Rath geben zu lassen? Mit den Commissaren habe ich Nichts zu schaffen. Meine Botschaft ist an den König und sprechen mit dem König muß ich und will ich augenblicklich."

Inzwischen hatte die kleine Garnison unter Jürgen's Truppen allerlei Bekannte von früher gefunden. Nicht lange, so fraternisirten sie miteinander, schüttelten sich durch die Gitter hindurch die Hände und tractirten einander, während des Wortwechsels zwischen dem General-Major und dem Cornet, mit Tabak. Außerdem war der Cornet recht ein Mann nach ihrem Geschmack. Daß er ein Schneider gewesen, diente ihnen in ihren Augen nur zur Empfehlung, ihnen, die Söhne des Volkes waren gleich ihm. „Was thut's?" rief er; „ich habe mich früher dessen nicht berühmt, sintemal ich die Schneiderbank früher verlassen, als mir heilsam gewesen, um ein liederliches Leben im Tempel zu beginnen. Und Ihr wißt, daß bei den Schurken, die das Recht verdrehen, ein Schneider nicht viel gilt. Aber Ihr seht, daß auch aus einem Schneider, Gott sei Dank! noch etwas Rechtes werden kann; darum machet auf, Kameraden! Wir gehören zu derselben Armee, dienen demselben General, und Jeder von uns kann es noch leicht zum Capitain bringen!"

Das war wieder ein Wort nach ihrem Sinn. Mit lautem Hurrahgeschrei warfen sie die Thüren auf, begrüßten ihre Waffenbrüder aus dem Lager, umarmten sie, hießen sie willkommen in Holmby! „So rasch vergaßen sie, was sie versprochen hatten und so wenig Rücksicht nahmen sie auf ihr früheres Wort", sagt der brave Mr. Herbert, der — wenig eingeweiht in die Geheimnisse des Königs — um diese Stunde zitternd vor dem nahenden Lärm auf der Hintertreppe stand, die zu dem Schlafgemach seines Herrn führte.

Mittlerweile war der Obrist, als er sah, welchen Weg die Ereignisse nahmen, aus dem Schloß echappirt, um so rasch, als sein Pferd ihn tragen wollte, London zu erreichen und die Partei des Parlaments,

an deren Spitze Lord Hollis stand, von dem Fehlschlagen ihrer Absichten zu unterrichten.

Der Plan dieser Partei, der jetzt leicht zu durchschauen war, hatte darin bestanden: die Armee zu entwaffnen, indem man Cromwell zum Gefangenen machte, und zu gleicher Zeit den König nach London zu bringen, um ihn zu zwingen, auf Bedingungen einzugehen, die er bisher verworfen hatte und wahrscheinlich verworfen haben würde, so lange ihm noch ein Fünkchen von Hoffnung auf andere Hülfe geblieben. Doch diesen von Denzil Hollis so fein angelegten Plan vereitelte Cromwell's Erscheinen bei der Armee und das gewagte Unternehmen des Cornet Joyce zu Holmby-Castle

Denn Jürgen — der ehemalige Flickschneider des edlen Lords, da die Wahrheit doch nun einmal heraus ist! — machte kurzen Proceß.

Sofort ließ er zuerst die Thüren der Commissare, hierauf die Treppe besetzen, auf deren obersten Stufen der arme Diener Seiner Majestät händeringend gesehen ward.

Der Cornet beruhigte den Mann; denn wiewol heut ein wenig außer seiner natürlichen Fassung, war er doch eine gutmüthige Seele, die durch den Anblick des Kummers leicht entwaffnet wurde. „So seid doch nur außer Sorge, lieber Mann", tröstete er ihn; „Euch soll ja Nichts geschehen!"

„Aber der König!" rief Mr. Herbert leis und deutete auf die Thür, über der ein Nachtlämpchen brannte; „bedenket doch, daß der König schläft!"

„Es ist wahr", sagte der Cornet, der allerdings mit seinen schweren Stiefeln und Sporen die Treppe hinaufgepoltert war, um den Schlaf selbst des Gerechtesten, der doch so tief sein soll, zu stören. Jetzt hielt er an, um sich zu besinnen. Es war das erste Mal, daß er mit einem König sprechen sollte. Bei diesem Gedanken nahm er alle seine feinen Manieren zusammen. Zwar war die Stunde nicht die beste: halb ein Uhr nach Mitternacht. Doch man kann ja wol auch nach Mitternacht höflich sein, dachte er, und schlug mit beiden Fäusten gegen die Kammerthür

Den armen Herbert überlief ein Schauder und von Innen ließ sich sogleich eine Stimme vernehmen, wer es sei, der in einer so unhöflichen Weise und zu einer so unpassenden Stunde gekommen sei, um die Ruhe des Königs zu stören?

Der Cornet erwiderte, sein Name sei Joyce, Unterofficier in der Armee; thäte ihm leid, den König zu wecken, könne es jedoch nicht ändern. Denn er müßte mit ihm sprechen und das augenblicklich.

Diese höchst vertrauliche Mittheilung so wie die Position, in der er sich befand (er hatte nämlich eine geladene Pistole in der Hand) erschreckten die Wächter Seiner Majestät außerordentlich; sie hatten zuerst die Absicht, ihr Leben für das des Königs zu opfern und fragten ihn demgemäß ob er die Erlaubniß der Commissare für diesen räuberischen Ueberfall habe?

„Nein", sagte er, vor den Kammern der Commissare stehe ein Posten. „Ich habe meine Ordre von Leuten, die sich den Teufel auch vor den Commissaren und dem ganzen Parlament fürchten!"

Der gute Joyce drohte hier, auf der Höhe seiner Situation, ganz außer Rand und Band zu gehen. Es that seinem Herzen wohl, wieder einmal einen ordentlichen Fluch über die Lippen bringen zu können, ohne sogleich von seinem Nebenmann erinnert zu werden, daß man dergleichen in einer christlichen Armee nicht dürfe. „Zum Henker!" rief er (und diesmal entschuldigte er sich gar nicht mehr für diesen Bruch des Anstandes), „ich will zu Seiner Majestät hinein! Meint Ihr denn, Ihr Tölpel, daß ich ihm Etwas zu Leide thun würde?"

Der Lärm ward so laut, daß der König — wenn er wirklich geschlafen — längst erwacht sein mußte. Plötzlich hörte man ein silbernes Glöckchen.

„Seine Majestät!" riefen die Diener und stürzten in das Schlafgemach.

Seltsam — aber doch wahr! Der König verlangte den rohen Burschen zu sehen, der draußen sich so unmanierlich betrage.

Man verlangte, daß er seinen Degen und seine Pistolen zuvor ablegen solle.

„Keinenfalls", rief er, indem er auf den Korb seines Degens schlug; „dieser hier soll den König beschützen."

Und damit trat er ein. Es war Dämmerung im Gemach und Seine Majestät im Nachtgewand. Welch' einen Zauber besaß denn dieser Glückssoldat, dieser Abenteurer — welch' ein Amulet oder geheimes Verdienst, daß er Wohlgefallen fand vor den Menschen, und bei all' seiner äußerlichen Rauheit und Roheit Vertrauen erweckte bei Freund und Feind? Der König ward durch seinen Anblick nicht beleidigt. Dem braven Cornet fiel es sogleich ein, daß er Seine Majestät das erste und das letzte Mal damals vor zwölf Jahren im Tempel gesehen habe, bei der Gelegenheit, als sie vor dem Hofe die Maskerade „Der Triumph des Prinzen Amor" aufführten. Doch er sprach nicht davon; es war heute schon so oft von seinen verschiedenen Berufsarten die Rede gewesen, daß er lieber davon schwieg. Doch spielte Etwas, wie ein trauriges Erinnern über seine derben Züge, Etwas um seinen Mund, wie ein unausgesprochenes Wort des Mitleids, wenn er den Fürsten von Damals, umgeben von dem ganzen Himmel höfischer Pracht und den Sternen adeliger Schönheit, mit dem Fürsten von Heute verglich — wie er einsam dastand, von Allen verlassen und einzig durch den Schimmer einer im Erlöschen begriffenen Lampe beleuchtet . . . Kurz, der König war zum Erstaunen seiner Diener gar nicht beleidigt über das Benehmen des Eindringlings, führte vielmehr ein längeres Gespräch, aber leise, mit ihm und rief, als nach einiger Zeit der Cornet sich von ihm verabschiedete: „Also bis morgen früh, mein Herr Joyce; ich werde ganz gern mit Euch gehn, wenn Eure Soldaten das bestätigen, was Ihr mir versprochen habt!"

---

Und so war's denn auch gekommen. Von dem Hurrah der Soldaten empfangen, erschien der König am andern Morgen vor seinen Fenstern.

Die Commissare, welchen übrigens der Cornet ganz großmüthig gestattete, nach London, zum Parlament zurückzukehren, wenn sie wollten, fragten ihn nach seiner Vollmacht.

„Ihr sollt sie sogleich sehen", erwiederte der Cornet, ging in den Hof, ließ die Trommeln schlagen und die Trompeten blasen: „zu Pferde", und stellte sich, als seine Schwadron in Schlachtordnung aufmarschirt war, an die Spitze, neigte dann seinen Degen und sagte: „Das ist meine Vollmacht!"

„Sie ist in guter Handschrift geschrieben, lesbar, ohne Buchstabiren", sagte der König lächelnd; und die Commissare, „da sie wol sahen, daß Vernunft machtlos war, ihn abzureden, noch Drohungen von einiger Wirksamkeit, ihn zu erschrecken", beschlossen nun auf alle Fälle dem König zu folgen.

„Es ist mir auch Recht", sagte Joyce und die Kutschen wurden in Ordnung gebracht.

Gegen Mittag setzte der Zug sich in Bewegung: der König mit seinen Bedienten in einer Kutsche, die Commissare in der andern und Jürgen's Reiter ringsum. Der König war von dem Augenblick an, wo er wieder die freie Luft des Feldes athmete, ganz ein anderer Mensch. Er war fröhlich, guter Dinge; man hörte ihn wieder lachen. Die Zuversicht kehrte zu ihm zurück und brachte mit sich einen Glanz von Hoheit, Hoffnung und Vertrauen, wie man ihn auf des Königs Antlitz lange nicht mehr gesehen. Das Landvolk drängte herzu, den König auf seinem Wege zu sehn. Sie grüßten ihn, sie hoben die Kinder hoch auf ihren Armen empor. Von Stunde zu Stunde ward das Vollgefühl der Majestät mächtiger und lebendiger in ihm. Die Glorie von Oben senkte sich wieder auf sein Haupt herab und umzirkelte mit goldenem Reif seine Stirn. Huldvoll mit der Hand winkte er seinen Unterthanen. Welch' ein schönes Land! dieses England! Und wie glücklich wollte er es nun machen, nach so vielen Prüfungen! Seine Kinder würden ihm wieder gegeben werden, sein geliebtes Weib! Henriette Maria — die standhaft geblieben, wie sie es einst gewesen unter dem Granatenhagel an der Küste von Yorkshire. Doch das war nun vorüber. Unterdrücket jeden Rachegedanken! wollte er ihr und seinen Kindern sagen. Vergesset, was inzwischen geschehen! Denket einzig an dieses Volk, welches so entsetzlich viel gelitten! Heilet die Wunden! Schließt Frieden, damit Frühling und Sommer wieder lachend über diese Fluren ziehen, der Herbst vielstimmigen Erndtegesang und der Winter das altherkömmliche Weihnachtslied hören möge! Heitere Menschen — was giebt es Schöneres auf dieser Welt! Fröhliche Gesichter — welch' ein Gottessegen, sie zu sehen nach den Tagen des Bürgerkrieges! Die liebliche Landschaft im Abendsonnenschein — Ihr ruhigen Dörfer, abgeschiedene

Sitze harmloser Freuden -- Ihr breiten Aecker, Ihr sanften Anhöhen — Ihr rauschenden Bäume! Seid mir gegrüßt!

Und immer größer wurden die Schaaren, in sonntäglichen Kleidern, die dem König zujauchzten, immer enthusiastischer. Man warf Blumen in seinen Wagen und streute Rosen vor die Hufe seiner Rosse. Die sinkende Sonne jenes glücklichen Tages brach sich in tausend Freudenthränen; alle Herzen öffneten sich weit und der König fuhr zurück in sein Königreich.

Am ersten Abend ward Halt gemacht in Hinchinbrook-Castle. Das war ein altes Schloß in Huntingdonshire, dicht an der Grenze von Cambridgeshire. Hier empfing und bewirthete Seinen königlichen Herrn der edle Lord Montague, nachmals Graf Sandwich, mit allen Zeichen der Ehrfurcht und eines herzlichen Willkommens. Mehrmals schon, in vergangenen Zeiten, hatten diese mittelalterlichen Hallen königlichen Besuch gesehen. Karl's Vater, König Jakob I., hatte hier zweimal, auf seiner Hin- und Herreise nach und von Schottland, übernachtet und in Folge davon den damaligen Besitzer von Hinchinbrook, Sir Oliver Cromwell, der Onkel des Generals, in den Ritterstand erhoben. Das Besitzthum, der eigentliche Stammort aller Cromwells war dann später an den Lord Montague verkauft worden; doch waren die Cromwell-Wappen und Inschriften noch überall in den alten Hallenfenstern geblieben. Als der König das Cromwell'sche Wappenthier, den Löwen mit den gefesselten Vorderpranken und der Legende sah, zuckte sein Auge unwillkürlich und er wandte sich ab. Es war der erste Stich in's Herz, den er an diesem so glücklichen Tage fühlte.

Nun wurden Boten vorausgesandt nach Childerley-Castle; denn am andern Tage wollte Seine Majestät bei dem ehrenwerthen Besitzer jenes Schlosses, einem treuen und standhaften Cavalier, eintreffen und dort übernachten.

Das Gerücht war der Nachricht nach Childerley-Castle lange vorausgeflogen und letztere traf daher die biedern Bewohner desselben bereits in voller Thätigkeit für den Empfang des hohen Gastes. — Die alten Räume, so lange nicht mehr bewohnt, die Galerieen und Staatsgemächer erwachten zu neuem Leben. Weite Säle wurden geöffnet, in denen die Luft gleichsam seit Jahren stille gestanden. Die Sonne schien durch Fenster, welche wegen des dicken Staubes lange keinen Strahl mehr durchgelassen. Spinneweben wurden entfernt. Es wurde gelüftet und gefegt, geschoben und gehämmert und dazwischen gelacht und gesungen, als sei das Schloß, welches trüb und lautlos unter seinen Dornen geschlummert, nun plötzlich durch das Hifthorn des nahenden Ritters geweckt worden und die Rosen blühten wieder. Und gleich der holden Märchenprinzessin schwebte die blonde Olivia, thätig, fröhlich, ahnungsvollen Herzens über Allem. Unverdrossen von früh bis spät, wuchs unter dem Zauber ihrer Hand und ihres Auges die alte Herrlichkeit von Childerley wieder empor. Mit Bewunderung, Zärtlichkeit und Freude folgte der Knight dem Thun seines Lieblingskindes. Ihr hatte

bis jetzt die Gelegenheit gefehlt, sich in diesem Lichte zu zeigen. Träumerisch nach Innen war ihr Leben gerichtet gewesen. Nun arbeitete sie auf dem ihr eigensten Gebiet. Sie schritt durch die wüsten Hallen. Sie betrat die öden Kammern. Sie stieg die Treppen empor, auf denen lange kein Fuß mehr gehört worden. Sie brachte, wohin sie kam, den Sonnenschein und das Leben mit; diese dunklen Rahmen gothischen Mauerwerks und zeitgebräunten Eichengetäfels umschlossen das lieblichste Bild weiblichen Schaffens. „Welch' eine Hausfrau!" murmelte der Knight, in väterlichem Stolze. Dann erinnerte er sich an den Abend, wo zum letzten Male Gäste gewesen in Childerley. „Welche Fortschritte hast Du seitdem gemacht!"

„Es sind aber auch zwei Jahre, Vater!" erwiederte Olivia; „damals war ich noch ein Kind!"

In der That — welch' ein Unterschied zwischen dem Kinde von sechzehn und der Jungfrau von achtzehn Jahren! Die Knospe des Lebens in reichster, duftigster Entfaltung. Solch' ein Hauch warmer, unverletzter Jugendlichkeit umspielte das reizende Geschöpf. Wenn man sie in's Einzelne betrachtete, ihre Stimme, ihre Augen, ihre Nase, ihre Lippen, ihre Figur: es war nichts vollkommen oder vollendet in seiner Art; die Stirn nicht tadellos gewölbt, die Augen nicht besonders fein geschnitten, die Nase weder nach dem griechischen oder dem römischen Schönheitsmuster, die Lippen eher stark als zart, die Figur mehr zur Fülle neigend, als zur Eleganz — und doch Alles vereint so bezaubernd! Denn das Licht einer fehlerlos schönen Innerlichkeit durchleuchtete sie; aus ihren Augen sprach ein tiefes und reiches Gemüth, auf ihrer Stirn war eine ruhige Festigkeit, die noch im Versagen mild blieb, ihren Lippen, geformt, um dem Mann, den sie liebte, das höchste Glück zu gewähren, sah man es an, daß ein unwahres Wort sie niemals entweihen werde, so wenig als ein unedler Gedanke die Seele; jede Bewegung, wenn sie ging, wenn sie sprach, wenn sie lachte, war in Uebereinstimmung mit diesem allgemeinen Eindruck des Harmonischen, welches ihre äußere Erscheinung hervorbrachte, und der sanfte scheue Zauber der Jungfräulichkeit umgab ihr ganzes Wesen mit Poesie.

„Freilich", sagte der Vater, indem er seine Hand auf die blonden Flechten Olivia's legte, „ein Kind bist Du nicht mehr, doch mein Kind wirst Du immer bleiben. Mein Kind!"

Mit einem Blick voll Innigkeit, welcher „Ja!" sagte, sah Olivia den Vater an, und dieser fuhr fort: „Gott sei nun gedankt! Das Unheil der letzten Tage hat sich verzogen und doppelt schön aus dem zerstreuten Gewölk schaut die Sonne hervor. Welch' ein freudiger Blick in die Zukunft! Mein König und mein Kind, Beide wieder mein!" Es ist unnöthig zu sagen, daß der würdige Sir Knight in diesen wichtigen Tagen mehr gethan, als nur dem fleißigen Mühen und Walten seiner Tochter zuzusehen; er legte vielmehr rüstig Hand an's Werk, soweit es den Schloßherrn betraf. Wie in den guten alten Tagen war wieder Martin Bumpus sein Specialvertrauter. Er war zu diesem Zweck eigens

aus der Mühle heraufgekommen. „Laß sie nur klappern und mahlen, so lange Wasser und Waizen da sind", hatte er zu seiner Frau gesagt, „passe den Burschen auf den Dienst. Ich muß auf die Burg. Unser König kommt." Und dann hatte er sich das Hemd über den Aermeln aufgeschürzt und war in den Keller gegangen, um Wein zu zapfen — den Königs-Wein, wie er sagte, eine ganz vortreffliche Sorte Rheinwein, die lange schon unberührt gelagert, und mit welcher der Knight bei früheren Festlichkeiten die Gesundheit Seiner Majestät zu trinken pflegte. Sie sollte nun abermals dazu dienen. Der Keller besorgt, ward an die Küche gedacht. Einen Königs-Braten müssen wir haben! sagte der Getreue, der nun, alter Gewohnheit gemäß, in all' seinen verschiedenen Fähigkeiten wieder glänzte. Kaum, daß er nach den Töpfen am Feuer und den Spießen gesehen, so sagte er zu dem Junker John: daß er noch einen Hirsch mit sechzehn Enden im Forst wisse, den müßten sie jagen. Zwar sei jetzt nicht die beste Zeit zur Jagd auf Edelwild. Allein einen Königs-Braten müßte man haben! Und dann ward gejagd und dann ward gefischt, eine Lachs-Forelle von wenigstens zwei Fuß Länge. Ein königlicher Fisch! sagte Martin Bumpus, der, sowie er jeden Winkel im Forste, auch jeden Kiesel im Bach kannte. Hierauf ward auch noch ein Ochse geschlachtet — Martin Bumpus immer voran, sei es mit Büchse, Netz, oder Messer. Und ein königliches Roastbeef wird es geben, sagte er, indem er schmunzelnd das fette Thier betrachtete. Denn nun mußte sich Alles auf den König beziehen und dem Knight that es wohl, den Namen desselben so oft wieder nennen zu hören. Kränze wurden gewunden von Eichenlaub mit Blumen darin, Guirlanden über jeden Thorbogen gehängt, Maien an alle Fenster gesteckt, als ob Pfingsten sei. In dem ganzen Schlosse duftete es frisch nach Grün und Aesten. Zuletzt wurden auch die verborgenen Fahnen wieder herausgeholt. „Schade, daß uns das Judengesindel den Thurm angezündet hat", sagte Martin, der Küper, der Müller, der Kranzwinder und Fahnenbefestiger, indem er an dem geschwärzten Mauerwerk in die Höhe sah.

Der Knight, in seiner milden und versöhnlichen Stimmung, ward ungern an diesen Vorfall erinnert. „Was sagst Du, die Juden", warf er seinem Getreuen vor; „sie haben's doch wahrhaftig nicht gethan!"

„Nun, so hat es ihr verwünsches Kauderwelsch gethan, mit dem sie den Blitz herabriefen. Aber was scheert's mich auch? Da ist noch manch' ein guter Thurm stehen geblieben; und da ist noch die Warte mit dem Flaggenstock. Warte nur, Du dürrer Zweig! Du sollst wieder blühen!"

Und alsbald flatterte das königliche Panier mit allen Leoparden, Lilien und Harfen wieder über dem Schlosse von Childerley und auf dem Thurme des Flügels, in welchem der König wohnen sollte, saß die Fahne von Schottland — dem heimkehrenden Wanderer ein frohes Willkommen seines alten und angeborenen Königreichs!

Eine frische Luft des Lebens, der Freudigkeit und ungetrübten Hoffnung wehte durch das ganze Schloß, und gab sich sowol in den Hand-

lungen als den Worten seiner Bewohner kund. Zu diesen Bewohnern gehörte seit seiner Rückkehr von Childerley auch der Pfarrer. Der Schloßherr hatte ihm auf das Herzlichste zugeredet. „Jetzt wird Alles anders werden", rief er; „den kurzhaarigen Schurken dort unten werden wir bald wieder aus dem Nest herausjagen, in das er seine Kuckuksеier legen will. So soll Gott mir helfen! Unser König wird dem Dinge da schon ein Ende machen."

Denn kaum, daß die Synode das Urtheil über den Doctor gesprochen und ihn seiner Pfarre für verlustig erklärt hatte, so fand sich auch schon sein presbyterianischer Nachfolger ein; und auf diesen bezogen sich die schmeichelhaften Worte des Knights, welche wir soeben vernommen.

Allein jetzt, dem Ziel so nahe, beschlich den Doctor ein Gefühl des Zagens, welches Diejenigen wol kennen, die gleich ihm an einer großen Aufgabe gearbeitet und der Entscheidung gegenüberstehen.

Während er in den schlimmen Tagen den Muth und die Zuversicht Aller aufrecht erhalten: so überkam ihn nun, wo das Licht überall wieder hervorbrach, ein Bangen, das er schwer zu bemeistern verstand. Mitten unter den fröhlich gestimmten Menschen bemächtigte sich seiner eine tiefe Melancholie, dergleichen man niemals an diesem gottesfürchtigen und dem Herrn ergebenen Mann bemerkt hatte. Vergebens rang er im stillen und inbrünstigen Gebet mit seinen Zweifeln. Sie waren stärker als er; stärker als sein Vertrauen — nicht zu Gott — aber zu den Menschen.

Das letzte Gespräch mit Frank Herbert hatte viel dazu beigetragen, ihn in diesen Zweifeln zu bestärken. Er glaubte nun einen Blick gethan zu haben in diese stolze Seele, welche jeden Vergleich ablehnte. Fest war er früher der Meinung gewesen, daß das Wohl des Vaterlandes, der Frieden und das Glück des Volkes auch dem Freunde höher stehen müsse, als das, was er in der Härte seiner selbstgebildeten Ueberzeugung sein politisches Ideal nannte. War das nicht Egoismus in seiner erschreckendsten Gestalt? Das Ideal, einen Gedanken, einen Wunsch vielleicht nur, den man selbst erzeugt und groß gezogen, mit der Hartnäckigkeit eines Vaters zu lieben, der blind ist über die Fehler seines Kindes? Weich und edel, nachgiebig und opferfähig in allen Beziehungen des Lebens und der Freundschaft, ward er schroff, ungerecht, bitter und selbstsüchtig, sobald man an diesen Punkt rührte, der keine Discussion mehr zuließ. Darf, selbst der politische Mann, sich so sehr gegen das Werden der Dinge, dieses ewige Grundgesetz alles Seins, verschließen, daß er fertig mit seiner Meinung in sie hineintritt, um, wie mit einem Lineal, Alles danach gleich zu machen? Ist das nicht Absolutismus, Nepotismus, welcher, von den ringenden Parteien geübt, noch viel unnatürlicher, viel drückender, viel unerträglicher wirkt, als er in den Händen der ruhig und unangefochten Besitzenden jemals werden kann? Es ist der Weg zur Schreckensherrschaft! Aber so tief hatte sich sein Freund in die selbstgesponnenen Ideen verwickelt, daß es für die Stimme leidenschaftsloser

Auseinandersetzung nicht mehr möglich war, ihn zu erweichen. Sein Republikanismus, gesogen aus dem Studium des Alterthums, welches doch gleichwol seinen Kreislauf vollenden mußte, wie wir ihn vollenden werden; und genährt durch die Betrachtung der blühenden Verhältnisse von Venedig und Holland — Verhältnisse, die sich aus so kleinem Rahmen in den großen der drei Königreiche gar nicht übertragen ließen — hatten ihn zu einer abstracten Anschauung der Politik geführt, welche weder durch die Vernunft gerechtfertigt, noch durch die That verwirklicht werden konnte.

Eine Schwärmerei, keine Politik; ein Fanatismus! Der Freund konnte keinen Widerspruch mehr ertragen. Die Heftigkeit und Gereiztheit seines Wesens war dem Doctor im ersten Augenblick des Widersehens peinlich aufgefallen und sie hatte sich bis zum letzten gesteigert. Einst hatten sich Beide gesagt, daß keine Meinungsverschiedenheit im Stande sein werde, sie zu trennen. Nun aber fühlte Hewitt mit Beklommenheit voraus, daß es zum Bruch führen müsse, wenn Frank auf diesem gefährlichen Weg eigensinnig und blind fortgehe. Denn aus all' seinen Worten und Wendungen klang ihm nur immer mehr diese Tendenz heraus: daß jeder Gedanke einer Vereinbarung mit dem König, sei es unter welchen Bedingungen es wolle, ihm nicht besser als Hochverrath erscheine!

Frank sagte, aus ihm spreche die Stimme der Armee; Hewitt glaubte, daß es nur eine Partei, vielleicht nur eine kleine, der Armee sei. Aber wie klein immer — Frank gehörte zu dieser Partei.

Doch zuweilen während dieser Tage, die für ihn so reich an inneren Kämpfen waren, gaukelte eine liebliche Hoffnung vor seinen Augen, wenn er Olivien sah. Heiter und harmlos that das blonde Mädchen, mit angeborener Anmuth, was zu thun ihr so viel Freude machte; während schon unbewußt in ihr die Kraft reifte, mit gleicher Ruhe zu vollbringen, was einst vielleicht eine herbere Pflicht verlangen möchte. Dieser leichte Schatten, der aus einer kaum noch übersehbaren Ferne fiel, diente nur dazu, den Ausdruck ihrer Züge sympathischer zu machen. „Sollte der Sprache des Herzens nicht gelingen, was die Beredtsamkeit der Freundschaft umsonst versucht?" dachte der Pfarrer, indem er der sanft erröthenden Olivia die Hand drückte.

Dieser Gedanke beschäftigte jetzt den Pfarrer mehr als jemals zuvor.

Eine huldvolle Botschaft war inzwischen eingetroffen von Seiner Majestät an Sir Tobias Cutts, Ritter von Childerley. Der König, auf seinem Wege zur Armee, geruhe in Gnaden, im Schlosse seines Lieben und Getreuen für mehrere Tage Quartier nehmen zu wollen, um daselbst sowol den Spitzen der bewaffneten Macht, als den Behörden aus den umliegenden Grafschaften und den Häuptern der gelehrten Körperschaften von Cambridge Audienz zu ertheilen, ihre Versicherungen der Ergebenheit und Treue entgegenzunehmen und ihnen mit dem Ausdruck seines unveränderten königlichen Wolwollens zu antworten.

Wenn es Seiner Majestät sehr wohl thun mußte, nach so langer Entbehrung und Erniedrigung eine solche Sprache wieder reden zu dür-

fen: so war die Befriedigung des guten Knight, sie zu hören, noch weit größer. Er war in einer so guten Laune, daß man jetzt Alles von ihm hätte haben können; er sah die goldenen Tage der Loyalität und des allgemeinen Friedens zurückgekehrt, den König in aller Herrlichkeit regieren, die Unterthanen gehorchen, wie sie sollten; die Namen von Whitehall und St. James bekamen wieder einen angenehmen Klang in seinem Ohr und indem er, aus einem Fenster der Halle herab, seine Domaine nun überblickte, die Felder, die schon unter der Sommersonne zu reifen begannen, die Wiesen, die mit einem frischen kräftigen Grün bedeckt waren, die Bäume, deren dunkleres Laub bereits junge Früchte barg: da kam ein Wohlbehagen über ihn, und er erinnerte sich des Abends, wo er, von ganz anderen und schmerzlicheren Gefühlen bewegt, mit Sir Harry an demselben Fenster gestanden und mit anderen Augen dies schöne Besitzthum angesehen hatte. Er meinte, daß es erst jetzt wieder ihm gehöre und er freute sich, den Segen genießen zu können, der ihm überall entgegenblühte, draußen auf der Flur, und drinnen in seinem Schloß. Kein trüber Gedanke mischte sich in das Glück, das seine Kinder ihm gewährten: Junker John, der zum ersten Mal für den festlichen Tag sich mit einem Schwert umgürtet hatte, und Olivia, die mit ihrer Lieblichkeit das alte Schloß gleichsam erleuchtete. Wolgefällig folgte sein Blick dem Weg, den die Mauer beschrieb, hier in eine laubige Tiefe voll Grün und Buschwerk tauchend, dort mit ihren zeitgeprüften Außenlinien, mit Zinnen und Zacken, bei dem moosbewachsenen Thurm wieder heraufsteigend — und — was seit Jahr um Jahr nicht mehr geschehen war: der alte Cavalier begann den Ton einer Ballade zu summen — sein Lieblingslied von Sir Aldingar, mit den Versen:

„Sie ist so treu, wie ein Stein, der dort
Auf der Mauer des Schlosses liegt . . . .“

Es störte nicht einmal seinen vortrefflichen Humor, als er, bei der Musterung, die er hielt, fern, wo die Heerstraße von Cambridge in den Dorfweg von Childerley mündet, eine Schaar Berittener entdeckte, die sich, unter dem Sonnenlicht, das sie schon schräg aus Westen traf, mit ihren rothen Waffenröcken, ihren schimmernden Panzern und sonstigem Geräth, als ein Detachement von Cromwell's Dragonern anzeigte.

Denn es war ihm auch schon mitgetheilt worden, daß rings um Childerley sich Abtheilungen aller Regimenter aufstellen würden, um, zu Befehl Seiner Majestät, ihm als Ehrenwache zu dienen und später ihn nach einem seiner königlichen Schlösser zu geleiten, wo der Frieden beschlossen und besiegelt werden sollte. Die Wahl dieses Schlosses sollte dem König freistehen und von dort aus, sobald Alles geordnet, der feierliche Einzug in London stattfinden. Wie lachte dem biedern Knight das Herz, wenn er seinen König sich vorstellte, reitend auf stattlichem Roß an der Spitze seiner zum Gehorsam zurückgekehrten Truppen, die City mit Kränzen geschmückt und den Tower mit Fahnen!

„Mögen sie heranreiten“, sagte er, indem er den Zug beobachtete,

der jetzt vollständig in den Feldweg eingebogen war und bald von dem Grün zu beiden Seiten desselben verdeckt ward. „Es ist möglich", fuhr er fort, vom Fenster zurücktretend, „daß ich mich in ihm . . . in . . " und zum ersten Mal seit vielen Jahren nannte er wieder den Namen — „in Cromwell getäuscht habe. Es wird einem ehrlichen Manne nicht schwer, einen Irrthum zu bekennen. Wahrlich, es würde den Rest meiner Tage verschönern, wenn ich ihm die Hand geben und sagen dürfte: Oliver, wir waren einst Freunde!"

Das Schloß war nun festlich zubereitet in allen seinen Theilen und harrte seiner Gäste. Die Abendsonne beleuchtete wiederum, aber heute mit sanftem Lichte, jenen Thurm, in welchem Manuella gewohnt. An diesem Thurm, der nicht besser als eine Ruine war, ging Olivia vorüber, in den Park. Mitten in der Freude des Augenblicks gedachte sie der Abwesenden, der verlorenen Freundin. Unter den alten Bäumen wandelte sie dieselben Pfade, wie einst mit ihr. Das Abendroth flocht, wie sonst, sein goldenes Licht in die grünen Laubmassen. Die Nachtigall war stumm geworden, aber andere Vögel sangen noch. Auf der Stelle, wo sie gesessen, blühte der Jasmin und mischte seinen süß berauschenden Duft mit dem weichen Zuge des Westwindes. Träumerisch folgte Olivia dem Wege, der durch den Park ins Freie führte. Hier war ein mächtiges Portal, das sich auf eine Zugbrücke öffnete. Nichts war heute verschlossen. Den Fremden, welche man erwartete, stand gastlich das ganze Schloß mit allen Gängen zur Verfügung. Sie trat hinaus. Freundlich lockte das Abendgefilde — ein Bild des sanftesten Friedens. Glocken wurden gehört aus entfernten Dörfern und mit ihrem Schall, der dem einsamen Wanderer die Botschaft des Himmels bringt, verbanden sich die trauten Töne der Sommerlandschaft, der verklingenden Feldarbeit, der heimkehrenden Heerde. So schwebt, an einem solchen Abend, die Seele gleichsam zwischen der Lieblichkeit der Natur, die sie zu halten scheint, und dem stillen Blau der Nacht, in dem sie ganz versinken möchte. Wunderbarer Widerspruch der Menschenbrust! Während Du noch am diesseitigen Ufer stehst, mitten in seinen Blumen und Freuden und Hoffnungen, klingt Dir vom andern herüber ein Windesbeben, ein leises Geflüster und Deine Sehnsucht wird wach, und verlangend streckst Du Deine Arme aus — und weißt Du, wonach? Du möchtest hinüber — und kannst Du sagen, wohin?

Und das Bächlein, an welchem Olivia schritt, murmelte und rauschte immerfort. Blaue Blumen blühten an seinem Rande, blaue Blumen, Vergißmeinnicht. Und Olivia bog sich nieder und pflückte mehrere davon. Dieses kleine Gewässer verlor sich nach kurzem Lauf unter den Weiden in den größern Fluß, den Cam, der es aufnahm. Doch lange noch durch den stillen Abend hörte Olivia sein Rieseln; und es wollte ihr nicht aus dem Sinn, wie sie vor Jahren, als Kind, hier mit der Mutter oft gewesen und sie mußte nun immerfort der Todten gedenken. Das Bild der schönen bleichen Frau begleitete sie fortan auf ihren Schritten. Sie kam in einen kühlen Heckenweg, dessen gewölbte Zweige

sich oben fast wie ein Dach zusammenschlossen. Kaum blinkte noch der Schimmer der sinkenden Sonne hindurch. Auch hier, an den Erdwänden zu beiden Seiten, tropfte und sickerte Wasser hernieder, und sammelte sich in eine Rinne, die den Bach suchte. So hat Alles seinen Zusammenhang, im Kleinen wie im Großen. Der Tropfen sucht den Bach, der Bach sucht den Fluß, der Fluß sucht den Strom und der Strom sucht das Meer. Es klang wie Musik um sie, mit Plätschern und mit Flüstern, hier in der grünen Dämmerung. Maßliebchen rankte in langen blühenden Fäden an den Erdwänden hinab und an den Hecken hinauf mit seinen langen röthlichen Glocken voll köstlichen Aroma's kletterte das Geisblatt. Unbewußt fügte Olivia Blüthe zu Blüthe. Schloß und Hallen sind geschmückt mit Kränzen und Guirlanden; soll das Grab der Mutter ohne Gruß und Festschmuck bleiben?

So war sie mit ihrer Blumenlast am Ende des Heckengäßchens zu der Erhöhung emporgestiegen, die der Weg dort bildete. Der letzte Glanz des Abendroths strömte über die Figur des Mädchens, wie sie dastand am Rande des nicht allzuhohen Abhanges, der, mit blühenden Bromboerhecken und Schlehdorn bekleidet, hier unmittelbar auf die zum Dorfe führende Straße schaut. Abgelöst schien sie von der Erde, mit dem wehmüthigen Erinnern an die Todte, mit dem Strauß wilder Blumen, auf dem Goldgrunde des westlichen Himmels, und getragen von den weißen Blüthen . .

Doch rasch und rauh ward sie durch Lärm und Staub aus ihren Träumereien geweckt. Denn unten auf der Dorfstraße zog soeben die Reiterschaar vorüber, welche vorhin Sir Tobias schon aus dem Fenster seiner Halle wahrgenommen. Olivia wollte sich unbemerkt zurückziehen, doch es war dafür schon zu spät.

Der Obrist, der ein wenig hinter seiner Truppe ritt, hielt sein Pferd an, als er die Dame gesehen, und grüßte hinauf, als ihr Blick dem seinen begegnet war. Dieses unerwartete Zusammentreffen überraschte sie so sehr, daß sie die Blumen sinken ließ, welche sie bisher in beiden Händen getragen. Man hätte glauben können, einen Act unschuldiger Coquetterie zu sehen; denn das junge Mädchen stand nun reizend in dem Reichthume duftiger und thaufrischer Kelche, gleich einer Göttin oder Fee des Frühlings, wie sie der damalige Geschmack sowol auf den Bildern als in den pastoralen Gedichten liebte. Doch Nichts hätte ihr ferner sein können, ihr, welche die höfischen Künste nicht kannte, und wenn sie dieselben gekannt hätte, nicht Selbstbeherrschung genug besaß, um sie anzuwenden. Denn sie war ganz verwirrt. Sie beugte sich in großer Verlegenheit und um ihre Scham zu verbergen, nieder. Sie wollte die Blumen auflesen; das machte sie noch schöner.

Doch Frank Herbert — das war der Name des Obristen — schwang sich rasch vom Pferde. Mit wenigen sicheren Schritten war er durch das Gestrüpp die mäßige Höhe hinangeklommen, auf der Olivia stand, und ehe noch ein Wort zwischen ihnen ausgetauscht, war er schon bemüht, ihr die Blumen vom Boden zusammenzuraffen. Er kniete während eines

Augenblicks vor der Dame, die, von süßer Scheu befangen, halb sich zu ihm neigte, halb sich abwandte, so daß ein Beobachter aus einiger Entfernung dem harmlosen Ritterdienst Frank Herbert's vielleicht eine andere Deutung gegeben haben würde. Bald erhob sich der junge Soldat wieder und indem er den vollen Strauß der Dame zurückgab, sagte er: „Das war ein freundliches Willkommen, das der Zufall mir in Gestalt dieser Blumen gebracht, ein verheißungsvoller Gruß des Lebens!"

„Sie waren für eine Todte", sagte Olivia, das Auge niederschlagend; „für das Grab meiner Mutter!"

Dann erst reichte sie dem Obristen die Hand zur Begrüßung. Sie wußte, daß, wie ihr Herz auch stürmte, der schützende Geist der Entfernten mit ihr sein werde.

Doch auch Frank's eben noch so heiteres, vom Glück des Wiedersehens leuchtendes Gesicht, war ernst geworden.

„Anders hat es die Zeit nicht gewollt, in der wir leben Ueber Gräber hinweg sollen wir zu den Zielen unserer Bestimmung schreiten. Wie Vieles, mitten in dem Sommer unserer Kraft, wird uns vom Herzen gerissen! Auf eine ruhige, gemessene Entwickelung darf kein Streben, kein Gefühl rechnen, da der Boden fehlt, auf dem es reifen mag, die Zuversicht auf den andern Tag. Eine Unruhe hat sich der Gemüther bemächtigt, die das zu genießen verhindert, was zum Genuß gegeben. Denn der Glaube an die Zukunft des Besitzes fehlt. O, mein liebes Fräulein, wenn es möglich wäre, solche Wünsche zu hegen: warum ward das Geschenk des Daseins uns nicht in einem besseren Jahrhundert?"

Die Worte des Mannes, den sie von dem ersten Begegnen geliebt und seitdem nicht wieder erblickt, machten einen sehr tiefen Eindruck auf sie. Fragend sah sie ihn an, mit der Unschuld eines Kindes Doch lag in diesem scheinbaren Nicht-Verstehen so viel Hoffnung und Trost; mehr als die beredetste Antwort hätte geben können.

Dankbar ergriff der Obrist die Hand Olivia's und preßte sie voll Innigkeit an seine Lippen.

„Verzeiht", rief er, „daß ich Euch für diesen lieblichen Augenblick meine düsteren Betrachtungen zurückgegeben. Doch ich glaube, daß Eure Nähe sie verscheuchen wird."

Er hieß dann, von der Anhöhe hinunter, seinen Reitknecht das Roß am Zügel hinter der Truppe herführen, die mittlerweile ihren Weg nach dem Dorfe fortgesetzt. „Erwartet mich oben am Schloßthor", rief er seinem Bedienten zu; „denn das ist in der That", so wandte er sich wieder an Olivia, „mein Reiseziel. Ich habe dem Herrn von Childerley die Meldung zu machen, daß morgen Seine Excellenz, der General, mit dem ganzen Stabe dort eintreffen wird."

Da leuchteten die Augen des Mädchens in heller Freude. „Gott sei gedankt! So werden sich endlich Alle wiedersehen, welche der unheilvolle Krieg getrennt. Die Freunde, die Verwandten, der König, das Volk — Friede wird wieder sein in dem geliebten Vaterlande und Glück überall!"

Sie stiegen nun den Pfad hinab, der von dieser Anhöhe durch das vorhin beschriebene Seitenthal nach dem Park zurückführt.

„Erlaubt", sagte Olivia, „daß ich Euch den kürzeren Weg zeige. Wie glücklich wird mein Vater sein! . . ."

„Meint Ihr das wirklich, mein edles Fräulein? — Einquartierung! Wer würde sich darüber freuen? Gäste, die sich selber zu Tische gebeten!"

„Redet nicht so, mein Herr Obrist", entgegnete das Fräulein. „Ich weiß, daß mein Vater bereit ist, alle Vorurtheile der vergangenen Jahre zu begraben in dem allgemeinen Gefühl der Freudigkeit, das jetzt jede Brust durchdringt."

„Und wenn Euer Vater — wenn sich Alle täuschten?"

Betroffen stand Olivia still. Sie waren nun an der Pforte des Parkes angelangt und das letzte Gold des Abends zitterte noch in den Zweigen.

„Höret mich, Olivia", sagte der Obrist mit einer Stimme, der man die Bewegung wol anhören konnte. „Warum soll ich es Euch verheimlichen, daß dieser Augenblick des Wiedersehens der Gedanke war, der mich durch zwei Jahre begleitet hat — mein Traum, meine Sehnsucht. Ihr zittert? Ihr werdet bleich? Ihr entzieht mir Eure liebe Hand? — O, befürchtet Nichts von mir! Mein Herz hat schweigen gelernt! Es liebt nicht, von sich selber zu sprechen. Es betraf vielmehr Euch, was ich zu sagen hatte."

Er hatte die fast Willenlose jetzt sanft durch die Pforte geführt. Es war fast dunkel im Park — unter den Bäumen herrschte jenes unsichere, weich verschwimmende Licht der Dämmerung, welches eine magische Gewalt besitzt, Herzen einander näher zu bringen, welche vor den herben Unterscheidungen des Tages ihre Gefühle scheu verbergen.

„Olivia", sagte Frank, indem das Mädchen mit niedergeschlagenem Blicke vor ihm stand, „welch' ein Erwachen nach solchen Träumen! Ihr hofft auf ein unmögliches Ding! Die Zukunft, die Ihr baut, ist ein Phantomenschloß, ein Wolkengebäude, groß und herrlich, wie sie zuweilen von der Sonne vergoldet am Abendhimmel stehen. Aber hören sie darum auf, Wolken zu sein, — Duft, den der Wind heraufträgt und wieder fortjagt in das Nichts? Der Frieden! sagt Ihr . . . Bannet doch die Meereswogen, wenn der Sturm sie von Grund aus aufgewühlt! Heißet den Vulkan verstummen, wenn er seinen furchtbaren Schooß donnernd und feuerspeiend geöffnet! Fesselt den Blitz mit eisernen Ketten! Die empörten Elemente spotten Eurer Weisheit, wie sie taub sind gegen Eure Wünsche, Gebete, Drohungen! Olivia, wir stehen erst in der Mitte des grauenvollen Gewitters! Seine letzten Schläge haben noch nicht gezündet!"

Still, immer stiller war Olivia geworden. Sie hatte das Haupt gesenkt und nur leise noch, unter Thränen, wagte sie zu flüstern:

„Und für den einzelnen Menschen giebt es kein Glück mehr zu hoffen? . . ."

Sie waren jetzt bald langsam schreitend, bald auf dem Wege zögernd

zu dem Platze gelangt, wo unter den Linden einst Olivia mit Manuella am Frühlingsabend gesessen; wo die Verse Milton's und das Lied der Nachtigall sich mit dem Sehnen vereint hatten, das Olivia nach dem Entfernten nährte.

Längst waren die Blumen ihren Händen entsunken, während sie, von heftigen und neuen Empfindungen erschüttert, durch den Park gegangen; und diesmal hatte sie sich nicht wieder gebückt, um sie von der Erde aufzuheben. So schwindet, vor dem näheren Anrecht des Lebens und der Lebendigen, selbst in der zärtlichsten Seele nur zu oft der Gedanke an unsere Todten. Möge ihre Liebe, von der wir uns unsichtbar umgeben glauben, treuer sein!

Frank hatte beide Hände des Mädchens in die seinen genommen, und sie sträubte sich nicht länger dagegen.

„Ein Kämpfer zu sein für das Ideal der Freiheit", rief er und sein Antlitz glühte mehr und mehr von der edelsten Begeisterung, „ist des Mannes schönster Beruf. Wie Wenige siegen in diesem Kampfe! Doch auch der Tod ist beneidenswerth! Jämmerlich, elend, unerträglich nur ist ein Leben in jenen unbefriedigenden, unbefriedigten Zuständen, wo der Vergleich mit der Ueberzeugung einen Handel treibt und die Sorge für das Wohl des Augenblicks die ganze Zukunft preisgiebt. Solchen Zuständen seh' ich entgegen, Olivia; und das macht mich betrübt. Schließet einen Vergleich mit dem König und ihr verkauft das Volk und die Freiheit. Darum bin ich so sehr gegen diese Zusammenkunft gewesen. Es kann nichts Gutes aus ihr entstehen; sie ist entweder das Ende unserer Hoffnungen oder der Anfang unserer Befürchtungen. Mädchen! — begreifst Du, was es heißt, an seinen Göttern irre zu werden? . . . Wenn ich Dir den Namen Cromwell nenne, so habe ich Dir Alles gesagt — meine reinste Anbetung und meine furchtbarsten Zweifel . . ."

Convulsivisch in den Händen Olivia's zitterten die Hände des starken jungen Mannes; doch sie gab dieselben nicht frei. Sie hielt sie nur um so fester.

„Du hast mich gefragt, Olivia, ob es keine Rettung für den Einzelnen gäbe? Ja doch! Sich zurückzuziehen. Die Einsamkeit zu suchen. Aufzugeben jenen beseligenden Gedanken großer Thaten. Hinzuwerfen den Kranz der Jugend. Ruhmlos zu sterben. Den Acker zu bauen — aber ach! ich bin kein Coriolan und die Engländer sind keine Römer!"

„Und giebt es keinen Ersatz, keinen für die großen Opfer?" fragte Olivia sanft. Gewiß, sie hatte keine Absicht, da sie so fragte. Sie liebte den Mann und die Liebe sprach aus ihrer Frage. Wollt Ihr das eine Absicht nennen?

Doch Frank liebte auch das Mädchen; und Ihr wißt wol, daß die Liebe versteht, was die Liebe sagt.

Er umschlang sie heftig, mit all' der Leidenschaft der ersten Liebe, die zum ersten Male spricht. Sie wehrte sich nicht. Wie hätte sie es thun können? Sie sank bewußtlos an seine Brust hin und fühlte die Küsse, mit denen er ihr glühendes, fieberndes Antlitz bedeckte, nur wie

im Traum. Leise zog er sie zu sich hin. Er saß auf der Rasenbank, unter dem Baum, wo Manuella gesessen, da sie diese Zeile Milton's vorahnend der Nachtigall geklagt:

„Du, die für meine Liebe sangst zu spät!“

Olivia war zu den Füßen Frank's hinabgesunken und er liebkoste das liebliche Haupt der Geliebten. „O!“ rief er, „nun laß uns heimkehren zu den Gefilden meiner Kindheit! Dort, vom grünen Waldeskranz umgeben, am stillen Weiher steht mein schönes Schloß. Dorthin, mein Lieb, entführ' ich Dich! Dort wollen wir glücklich und selig sein. Weit hinter uns verklingt der Lärm der Welt und des Haders, der Zwietracht Stimme! Rettung! Rettung! Durch die Liebe!“

Und er zog sie zu sich empor und sie hing weinend an seinem Halse.

---

Spät kehrten sie ins Schloß zurück. Schon schimmerten die Lichter da und dort. Das Schlachtroß Frank Herbert's schlug Funken auf dem harten Pflaster am Thor; ungeduldig erwartete es die Rückkehr seines Herrn.

Herzlich war der Empfang von Seiten des Ritters von Childerley. Denn er bewillkommnete, seiner aufrichtigen Meinung nach, auch in den Soldaten Cromwell's eine Bürgschaft neuer und besserer Tage.

Olivia war still. Das Geheimniß, welches sie in sich trug, machte sie bang und schüchtern vor Anderen, aber unendlich selig in sich.

Wer aber beschreibt das freudige Erstaunen des guten Doctor Hewitt, als an demselben Abend Frank ihn hinauszog unter die dunklen Bäume des Parkes und die Sterne, die hindurch funkelten?

Die Kälte des ersten Händedrucks, den sie gewechselt, die Spannung, die noch nicht ganz überwunden war, die Furcht und die Besorgniß wichen dem höchsten Entzücken, als Frank Herbert ihm mittheilte, was zwischen ihm und Olivia sich kurz vorher zugetragen. „Ich lege meine Commission nieder. Ich scheide aus der Armee. Du besitzest das Vertrauen des Schloßherrn und ich bitte Dich daher, mein Fürsprecher zu sein. Du sollst, sobald eine schickliche Stunde dafür gekommen, bei ihrem Vater für mich um die Hand Olivia's werben!“

Der Pfarrer sah nun das in Erfüllung gehen, was er so heiß und sehnlichst gewünscht hatte. Von dem letzten Zweifel befreit, gab er sich nun dem reinen Vorgefühl des Glückes hin, pries den Entschluß seines Freundes und dankte Gott im Stillen, der dies Alles so gelenkt.

---

## XII. König Karl und Oliver Cromwell.

Dum spiro, spero.
Motto Karl's I.

Es war ein schöner, heller Sommertag, als der König im Childerley-Schloß ankam. Sir Tobias hatte, zur Feier des Tages, ein Pferd bestiegen und war, von seinem Sohne, dem Junker, begleitet und von sei-

nen Pächtern umgeben, dem nahenden Zuge bis an die Grenze seiner Feldmark vor dem Dorf entgegengeritten. Hier hatte mit einem herzlichen „Lang lebe König Karl!“ der Empfang stattgefunden; dieser Ruf hallte weit über die Heerstraße dahin und ward von den Landleuten wiederholt, die aus allen benachbarten Dörfern gekommen waren. Sichtlich gerührt über diese Zeichen einer aufrichtigen Freude, grüßte der König fortwährend nach Rechts und Links, indessen der biedere Knight sich bestrebte, sein mit Federn und silbernen Glocken geschmücktes Roß, das in langer Zeit weder eine solche Festtracht getragen, noch einen so großen Haufen fröhlicher Menschen gesehen, in die Nähe des königlichen Wagens zu lenken. Als der König seinen braven Wirth bemerkte, der mit Federn auf dem Hut, Zierrath am Wehrgehenk und Stickereien auf dem Mantel nicht hinter dem Putz seines Renners zurückgeblieben war, da gab er einen Wink zu halten und streckte dem Knight aus dem Kutschenfenster seine Hand entgegen. Beide, der Reiter und sein Roß, waren nicht mehr recht an Aufzüge dieser Art gewöhnt, sie waren ein wenig ungelenk geworden aus Mangel an Uebung; allein das Geblüt war in ihnen, das Pferd witterte gleichsam die Gegenwart des Königs und begrüßte sie mit lautem Gewieher, hob sich dann auf den Hinterbeinen hoch empor und trug mit einem Satz den Ritter zum Wagenschlage. Seine Augen feuchteten sich, als die feine Hand des Monarchen die seine berührte.

„Herr Ritter“, sagte dieser mit huldvollem Lächeln, „Ihr sitzet recht wacker zu Pferde und ich hätte nicht geglaubt, daß man in den Jahren, in denen wir sind, solch' kühne Reiterstücke noch vollführen könnte.“

„Gott erhalte Eure Majestät“, erwiederte der Knight, „aber es ist kein Vergleich zwischen Euren Jahren und den meinen. Ich bin zufrieden, daß ich diesen Tag erlebt habe und wünsche mir nichts Besseres, als den Rest mit der Erinnerung daran verschönen zu dürfen.“

„Ich weiß es, daß Ihr immerdar ein treuer Unterthan gewesen. Es thut wohl, eine solche Sprache zu vernehmen.“

„Und möge jede Zunge verdorren, welche wagt, eine andere Sprache zu reden. Wir haben genug davon gehabt“, rief der Knight, in dessen Brust der alte Groll doch nicht so ganz getilgt war, daß er nicht von Zeit zu Zeit, bei besonderen Anlässen, sich noch gerührt hätte.

Doch der König machte eine abwehrende Bewegung. „Bemühen wir uns, zu vergessen, was man uns gebeten hat, zu vergeben.“ Ein herber Zug in seinem Gesichte würde jedem aufmerksamen Beobachter, indem er diese Worte sprach, verrathen haben, daß die Lehren des Unglücks einen Eindruck vielleicht auf sein Herz gemacht, aber an seinen Vorurtheilen Nichts geändert hatten; daß er den Wunsch hegte, durch Nachgiebigkeit den Frieden wieder herzustellen, aber zugleich das Gefühl des Zwanges nicht unterdrücken konnte, den dieser Entschluß ihm kostete. Der Fehler Karl's I. ist es immer gewesen, nicht graziös geben zu können; und auch jetzt noch, in diesem letzten Wendepunkt seiner Geschicke, verhinderte der Zwiespalt seines Wollens die volle Freudigkeit im Gewähren, welche frei von jedem zweiten Gedanken ist. Seine Seele blieb

getheilt und er fuhr fort zu rechnen, indem er beide Wagschaalen in den Händen hielt. Die schönen und menschlichen Regungen, deren er so sehr fähig war, wurden nur zu bald wieder von dem Phantome zurückgedrängt, welches er sein göttliches Recht nannte; und über den ersten Antrieb seines Herzens, welches von Natur gütig war, das Volk liebte, den Frieden wünschte, siegte zuletzt immer der König nach seinem Begriff, der — zugleich unnahbar und unfehlbar — über allem Menschlichen erhaben, mit seiner von Gott empfangenen Krone, dem Volke Nichts schuldig war und von dem daher das Volk Nichts verlangen konnte, als was er, dem Himmel allein verantwortlich, ihm zu geben für gut befand.

Doch wies er diese Betrachtungen, indem sie sich seiner bemächtigen wollten, zurück und mit einem Blick gegen die Pächter, die gleichfalls auf buntgezäumten Pferden in einiger Entfernung hielten, fragte er: „Wer ist jener hübsche Knabe?"

„Der Junker von Childerley, Sire; mein Sohn."

„Er mag ungefähr gleiches Alter haben mit dem Prinzen von Wales", sagte der König, indem er mit einem Ausdruck väterlicher Zärtlichkeit des Sohnes gedachte, der nun schon seit drei Jahren in der Verbannung gelebt hatte, zuerst auf den Inseln, dann in Frankreich bei seiner Mutter. „Gott wird ihn mir zusammen mit Ihrer Majestät, seiner Mutter, bald zurückgeben!" fuhr der König fort; „indessen hat der Anblick Eures Sohnes mich so lebhaft an ihn erinnert, und er ähnelt ihm so sehr in seiner Figur, seiner Haltung, seinem Wuchs und seinen Jahren, daß ich ihm ein Zeichen meines Wohlwollens geben möchte. Wenn Ihr Euch von ihm trennen mögt, so soll er von heute ab mein Page sein!"

Dieser Beweis der königlichen Gnade machte den Knight zum glücklichsten aller Sterblichen. „Sein Leben gehört Euch!" rief er und gab seinen Hintersassen alsbald die Aufforderung zu einem neuen Hurrah, unter dessen immer lauteren und enthusiastischeren Wiederholungen der Wagen des Königs, sowie die übrigen, die demselben folgten, sich den Schloßhügel hinan in Bewegung setzten.

Dieser Theil des Weges glich wahrhaft einem Triumphzuge; denn die Bewohner von Childerley-Dorf hatten sich zusammengedrängt mit denen von Childerley-Schloß; Blumen und Lebehochs (in denen Martin Bumpus als Ceremonienmeister extra muros mit loyaler Lunge voranging) begleiteten Seine Majestät bis zu dem Portal, dessen Brücke niedergelassen, dessen Fallgatter aufgezogen war und vor welchem, als lieblicher Hausgeist, Olivia den König zuerst begrüßte.

Der König äußerte sich sehr erfreut gegen das anmuthige Fräulein über diese zuvorkommende Weise. Er sagte, daß es daselbst gut wohnen sei für einen König, wo Treue zu seinem Empfang und Schönheit zu seinem Willkommen bereit sei. Das Fräulein erröthete Doch König Karl war wieder in der heitersten Laune; heiter, wie der Sonnenschein, der über diesem steinernen Castell, dem Bild der guten, alten Zeit und Königstreue schimmerte, heiter wie die blaue Sommerluft, in der sich

die Fahne von England und Irland, sowie sein eigenes Hausbanner, die Fahne von Schottland, wiegte.

Der König stieg im Schloßhof aus und reichte dem Fräulein den Arm, um sich von ihr in die Halle führen zu lassen, in einiger Entfernung von dem Gefolge begleitet, das mit ihm aus Holmby-Castle gekommen, doch vor dem neuen Glanz immer mehr in den Schatten zurücktrat. Denn eine große Ueberraschung harrte Seiner Majestät in der Halle von Childerley-Schloß. Sein Oberkammerherr, sein Truchseß, sein Hausminister — alle die großen Lords seines Hofstaates waren da — der Herzog von Richmond, der Graf von Southampton, der Graf von Lindsay, der Marquis von Hertford — alle die Treuen und die Braven, die in den Schlachten bei ihm gestanden, die ihn nicht verlassen, ob man auch ihre Brüder oder Söhne erschlagen und ihre Güter confiscirt hatte. Sie waren da in ihren Hofkleidern, ihren Diamanten, ihren Orden von Ehedem, als ob Nichts sich inzwischen ereignet habe — das Glück des Wiedersehens strahlte auf ihren Gesichtern und dem König war, als ob er ein Drawing-Room halten solle in Whitehall oder Hampton-Court.

„Meine Freunde!“ rief er, indem er auf sie zueilte und die Großen seines Reiches unter Freudenthränen an sein Herz schloß.

Aber sie waren nicht die Einzigen, die gekommen; das freudige Staunen des Königs sollte noch vermehrt werden, als er jetzt seine beiden Capläne, die Doctoren Sheldon und Hammond, erblickte.

„Ehrwürdige Herren!“ rief er, „auch Ihr seid mir zurückgegeben?“

„Um Ew. Majestät freiwillig nicht mehr zu verlassen“, erwiederten sie, wobei sie sich tief vor ihm verneigten. Doch er hob sie sogleich auf.

„Nicht Ihr“, sagte Seine Majestät voll Demuth, „laßt mich vor Euch knieen, den Gesandten meines Gottes, den Boten seiner Gnade, die mit Euch mir wieder zu Theil geworden!“

Dann senkte er das Haupt vor ihnen und sie hoben die Hände empor, um den Segen des Himmels auf ihn herabzurufen.

Und immer neue Begrüßungen fanden statt. Auch die Herren von Cambridge waren in ihren Amtstrachten erschienen — von allen Collegien und von allen Rangstufen derselben — Doctoren der vier Facultäten, Magister, Bachelors und Fellows, eine Gruppe von ehrwürdigen Männern in ihrem alterthümlichen Costüm, welches zu sehen dem Auge des Königs so viel aufrichtiges Vergnügen machte — die hellblauen Mäntel mit Weiß von Trinity College, die dunkelblauen mit Gelb von Cajus College, die schwarzen von Pembroke und Kings, die schwarzen mit Gelb von Magdalen's und St. John's. An ihrer Spitze stand der Vice-Kanzler, im Hermelin mit Purpur, und überreichte Seiner Majestät, sobald diese sich nahte, die Adresse der Universität in wohlgesetztem Latein.

„Magnificenz“, sagte der König, „auch der Wissenschaft und den Künsten wird jetzt mit der Hülfe des Allmächtigen ein schönerer Morgen tagen. Aufgejagt in ihrer heiligen Stätte durch den rauhen Lärm der

Waffen, werden beide jetzt zu ihren stilleren und segensreichen Beschäftigungen in Sicherheit zurückkehren können!"

An den Thüren der Halle waren Ehrenposten aufgestellt: Rothröcke mit Piken. Aber ihre Gesichter schienen fast noch eiserner, als der Helm, der sie umschloß. Der König betrachtete sie sehr aufmerksam. Das waren die Männer, die ihn bei Marston Moor und Naseby geschlagen.

Doch ehe er noch Zeit fand, zu einem anderen Gegenstand der Betrachtung überzugehen, nahte sich ihm aus dieser militairischen Gruppe ein Herr, der Generals-Uniform trug, aber dennoch in seinem Gesicht einen Ausdruck großer Befangenheit zeigte. Der König kannte diesen Mann. War dieser es doch gewesen, der einst auf dem Moor von Heyworth, dicht vor dem Ausbruch des Krieges, ihn zwang, eine Petition anzunehmen, welche vierzigtausend Einwohner der Grafschaft York, Pächter, Bürger, Freihalter zu Pferd und zu Fuße ihm zu überreichen gekommen waren — eine Petition um den Frieden. Damals hätte das Roß des Königs den Tollkühnen fast niedergeritten, der sich vor den Hufen desselben hingeworfen, um den König zum Durchlesen der Petition zu zwingen. Aber darüber fort jagte der König in den Bürgerkrieg und Derjenige, der ihn vergeblich innezuhalten beschworen, stellte sich an die Spitze der Rebellenarmee. Es war Sir Thomas Fairfax.

Der König, kleinlich in solchen Dingen, konnte dem siegreichen General, dem Mann, der mit den größten Erfolgen des Krieges für sich dennoch jetzt fast wie ein Bittender zu ihm kam, nicht vergessen, was er vor Jahren gethan, um den Frieden zu bewahren. Es hätte wahrscheinlich jetzt ganz in der Hand des Königs gelegen, diesen Mann, der, wie wir wissen, bereits schwankte, wiewol er noch das nominelle Obercommando der Armee hatte, ganz auf seine Seite zu bringen. Denn Mylady Fairfax hatte bereits die andere Partei genommen; und Sir Thomas, wenn irgend einer, war der Mann zu sagen: „Gott will, was die Frau will."

Doch der König war hart und barsch gegen ihn.

Mit einem Gefühl aufrichtigen Bedauerns, daß es so weit gekommen, und mit der redlichen Absicht, an seinem Theil zu thun, was er vermochte, um dem König wieder zu seinem Rechte zu verhelfen, war er diesem genaht, hatte sich dann verneigt und die Hand desselben ehrerbietig geküßt. Das Erste, was er sagte, war, sich zu entschuldigen über diese Wendung der Dinge, daß man den König entführt, daß man ihm Gewalt angethan. Es sei vollständig ohne seine Zustimmung, ja sogar ohne sein Wissen geschehen.

„Ich glaube das wohl", versetzte der König kalt.

Er sagte dann, daß er die strengste Untersuchung anordnen und den Schuldigen nach dem Kriegsrecht strafen werde. Voll Vertrauen und Edelsinn schilderte er ihm die Gefahren, welche, nach seiner Ansicht, der Allerhöchsten Person in der unruhigen und schwer zu lenkenden Armee drohen könnten, und mit der Bescheidenheit, welche ihm eigen und trotz seiner hohen inzwischen errungenen Stellung immer dieselbe geblieben

war, trug er ihm vor, welcher Weg in dieser Lage vielleicht der richtigste sei.

Doch der König unterbrach ihn mit augenscheinlicher Ungeduld. „Ich wünsche Euch wissen zu lassen, Sir", rief er, „daß ich so gut ein Interesse an der Armee habe, als Ihr selbst."

Und dann wandte er sich kurz ab und ließ ihn stehen.

Fairfax ward nur betrübt, nicht erzürnt über ein solch' ungnädiges Benehmen, denn er wußte niemals, was der Haß oder der Neid seien. Aber klar sah er nun das gebrochene Rohr, auf welches der König sich lehnte und in seinem Herzen beklagte er die Hartnäckigkeit, mit welcher derselbe sich sträubte, einen besseren Rath anzunehmen.

Der Graf von Lindsay bat nun um die Erlaubniß, Seiner Majestät den Doctor Hewitt ins Gedächtniß zurückrufen zu dürfen. Der jetzige Graf war der Bruder desjenigen, der am Morgen vor der Schlacht von Edgehill gebeten hatte: „Herr, wenn ich auch Deiner manchmal vergessen habe, so vergiß Du heute meiner nicht!" Am Abend nach der Schlacht fand man unter den Leichen auch die seine. Mit der gräflichen Familie hatte der Doctor immer in einem guten und treuen Verhältniß gestanden und jetzt mehr als je vereinte Beide die Anhänglichkeit an den König und die Kirche.

„Ich erinnere mich Eurer gut genug, ehrwürdiger Herr", sagte der König, indem er den Doctor zum Handkuß zuließ; „und ich habe mit Bedauern erfahren, daß die Feinde der Kirche und des Thrones Euch Eures Amtes beraubt, welches Ihr so sehr zu meiner vollen Zufriedenheit verwaltet. Gestattet, daß die Gerechtigkeit Eures Königs gut mache, was der blinde Haß einer verwerflichen Partei geschädigt. Ihr seid von dieser Stunde ab einer von meinen eigenen Caplänen!"

„Ich bin glücklich, Eurer Majestät fortan folgen zu dürfen —" sagte, sich demuthsvoll verneigend, der fromme Mann.

„Zu Glück und Ruhm wollen wir hoffen!"

„Zum Frieden — Sire! Zum Frieden vor allen Dingen", sagte Doctor Hewitt, nunmehr einer von Seiner Majestät Caplänen.

„Beati pacifici! — glücklich die Friedlichen! war ein Wort meines nunmehr in Gott ruhenden geliebten Vaters, König Jakob's I.; und ein anderes, nicht minder großherziges Wort König Heinrich's IV. von Frankreich, meines gleichfalls dahingeschiedenen, aber immer unvergeßlichen Schwiegervaters, lautete: daß es ein barbarisches Ding sei, ja, allem Christenthum und der Natur zuwider, den Krieg zu machen, um der Liebe zum Kriege willen; ein christlicher König verweigere niemals den Frieden, wenn er nicht gänzlich unvortheilhaft sei. Nach diesen Worten zweier mir so theuren Personen und Fürsten glaubt Ihr, daß nicht auch ich den Frieden wolle, um diese langen und scharfen Streitigkeiten im bürgerlichen Krieg, wenn man es so nennen kann, wo Familien traurig getheilt und Besitzungen unnatürlich zerstört worden sind, zu einem glücklichen Schluß zu führen? Doch man soll Nichts von mir verlangen, was meiner Würde zu nahe tritt. Denn eines Königs Ehre und Gerech-

tigkeit sind nd sollen sein gleich einem Felsen von Diamant, der unerschütterlich bleibt!"

„Man wird Nichts dergleichen verlangen, Sire", sagte der Doctor.

„Es ist mir nicht unbekannt geblieben, und ich bin Euch in meinem Herzen dafür aufrichtig verbunden, daß Ihr thätig gewesen, um diese Zusammenkunft zu bewirken. Und Ihr kennt demgemäß auch die Punktationen des Vertrages, die man mir vorgelegt —"

„O Majestät", flehte jetzt der Doctor, „geht so weit, als Ihr gehen könnt!"

„So weit ich als Mensch, Christ und Monarch gehen darf!" erwiederte der König sehr fest und bestimmt, und den bisherigen Ton freundlicher Unterhaltung verlassend, um den Ton, die Mienen der Superiorität anzunehmen. „Ich könnte williger meine Krone verlieren, als meinen Glauben; meine Königreich sind emir nicht so viel werth, als meine Ehre."

„Ein Wort, würdig in Buchstaben von Gold geschrieben zu werden", hörte man hier, während der Pause, die der König machte, eine Stimme leise flüstern. Es war der Diener des Königs, Mr. Herbert, der in seiner Nähe stand.

„Ihr wisset wol", begann der König auf's Neue, „daß ich in all' meinen Titeln als den kostbarsten den erachte, der mich zum Vertheidiger des Glaubens und den höchsten Verweser der Kirche innerhalb dieser meiner Besitzungen macht Soll mich nun jener Redner und große Staatsmann, der das Licht Christi nicht einmal geschaut hat, soll mich Cicero beschämen, wo er sagt: Pflichttreue ist sicherlich der Grund, auf welchen die Gerechtigkeit und die Wahrheit gebaut sind! — Und man verlangt von mir, daß ich die bischöfliche Kirche aufgeben soll!"

„Nicht doch, Sire", entgegnete Hewitt; „man verlangt nur die Gleichstellung der Dissidenten."

„Das heißt, die bischöfliche Kirche soll aufhören, Staatskirche zu sein. Man will überhaupt keine Staatskirche mehr und der Staat soll nicht länger ein christlicher sein."

„Ich glaube, nach meiner Bekanntschaft mit einigen der hervorragendsten Führer der anderen Partei, das Gegentheil behaupten zu dürfen. Es sind, soweit ich mich habe überzeugen können, wenn auch abweichend in der Form, so doch im Bekenntniß fromme christliche Männer, die Nichts verlangen, als Toleranz!"

„Toleranz!" brauste der König auf; „ein Pact mit dem Erbfeind! Keine Form des Kirchenregiments ist mit der Monarchie verträglich, als diejenige der Bischöfe. Es war ein Wort meines königlichen Herrn Vaters: Kein Bischof, kein König! Und er hatte Recht. Das Episkopat allein ist de jure divino und der Grund ihrer Doctrin antimonarchisch. Aus diesen Dissidentenversammlungen zuerst hat sich der subversive Geist in das Volk geschlichen, und der Gehorsam wird nicht eher zurückkehren, bis alle Kanzeln ihn predigen. Das wird nie der Fall sein, wenn eine presbyterianische oder andere Kirchenverfassung bestätigt werden wird. Aber ich weiß, was ich meinem Nachfolger schuldig bin! Die

Vorrechte der Kronen sind unveräußerlich und nicht eher, als bis man zu der Ueberzeugung zurückgekehrt, daß das Volk keinen Theil an der Regierung haben darf, wird das Königreich den Frieden und seine Freiheiten wiedergewinnen."

„Es war eine vortreffliche und denkwürdige Aeußerung Eurer Majestät", bemerkte hier der Graf von Lindsay, „damals, als Ihr die Petition der Rechte, die das Parlament Euch vorgelegt, unterzeichnetet. Die königliche Prärogative, sagte damals Eure Majestät, hat die Bestimmung, die Freiheit und den Frieden der Unterthanen zu vertheidigen und ihre Freiheit soll daher die Prärogative des Königs befestigen."

„Es will mir schlecht ziemen", wandte hier der Doctor ein, „mir, einem Sohne der bischöflichen Kirche, gegen meine eigene Mutter zu sprechen! Doch, was ich sage, soll nur dazu dienen, sie zu retten, sie — die ich über Alles liebe, sie — der ich in Zeit und Ewigkeit anzugehören beschworen habe. Ich rede nur von dem, was menschlich, irdischer Hände Werk an ihr ist. Ihr göttliches Theil soll unberührt bleiben — opfern wir die weltliche Macht der Bischöfe! Geben wir den Glanz aller irdischen Kronen dem Herrn und seinem Gesalbten auf Erden, dem König! Kehren wir zur Einfachheit des Evangeliums zurück. Wir werden darum nicht weniger von Gottes Gnaden sein, und unsere Gegner sind besiegt."

Die Gluth seiner Worte hatte des Eindrucks nicht verfehlt, sowol auf den König als die Uebrigen, die bei dem Gespräche zugegen. „Was ich aus einem Munde vernommen, wie der Eurige, mein ehrwürdiger Herr Caplan", sagte der König, „das verdient einen großen Einfluß zu üben auf meine Entschließungen. Ich werde mich sicherlich Eures geistlichen Rathes und Beistandes in Allem bedienen. Habet Dank! Habet Dank!"

Und er entfernte sich, um nach beendetem Empfang, in Begleitung seines hospitablen Wirthes, die Gemächer in Augenschein zu nehmen, welche zu seiner Wohnung hergerichtet, unterwegs sich von demselben belehren lassend über die verschiedenen alten Wappen, Legenden und Familienerinnerungen, welche theils an den Hallenwänden, theils über der großen Treppe angebracht waren. Diese, die große Treppe, welche so lange nicht mehr betreten worden war — so lange in der That, als Childerley Hall öde gestanden — prangte nun in duftigem Festschmuck, in Blumen, Zweigen, Kränzen und war mit Teppichen bedeckt.

Am Mittag speiste der König öffentlich in der sogenannten „Presence-Chamber" von Childerley Hall. Es war ein weites, prächtiges Gemach, das größte und das prächtigste im ganzen Schloß. Musik war auf den Galerien und gedrängt voll alle Zugänge von Neugierigen, die herzugeströmt waren, um den König zu sehen und ihm ein „Cheer" zuzurufen, wo immer er sich zeigte. Hinter dem Stuhle Seiner Majestät stand schon in seinem Costüm als Page der Junker von Childerley und Alles ging in großem Staat, wie es nach dem Ceremoniell des englischen Hofes hergebracht war. Der Vorschneider, der Truchseß, der Mundschenk und die anderen Hofbedienten waren in Thätigkeit. Andere

Pagen, außer dem Junker, warteten auf. Die Gerichte für den König wurden bedeckt in silbernen Schalen gebracht. Der neue Caplan, Doctor Hewitt, sprach das Tischgebet. Der Becher ward dem König auf den Knieen dargereicht und der König erhob sich, um den ersten Trunk den Freunden zu bringen, die zu ihm zurückgekehrt. Mit rauschendem Tusch fiel die Musik ein und weithin über die sonnige Flur trug der Sommerwind die jubelnden Klänge.

Später am Nachmittag traf Cromwell ein und mit ihm kamen die Generale, die Obristen und Hauptleute seines Stabes. Ireton und Desborough waren immer in seiner Nähe.

Der König hatte sich nach Tisch auf seine Gemächer zurückgezogen und bestimmte, nach geschehener Meldung, die Audienz für den Abend.

Um so herzlich ungenirter war das Wiedersehen zwischen Cromwell und Olivia, welche die Erste war ihm entgegenzukommen.

„Mein Kind", sagte er, „Du bist ernster, als sonst!"

„Aber darum nicht weniger glücklich . . . glücklich", fügte sie rasch hinzu, „Euch wiederzusehen in Childerley Hall."

Dann kam der Knight und reichte dem bisher so Gehaßten die Rechte ganz brüderlich hin.

„Ich habe mein Wort gehalten, Oliver", sagte der Knight.

„Und ich das meine, Sir", erwiederte Cromwell; „denn seht, Euer Schloß steht noch in all' seinen alten Ehren."

„Und Gott mög' es weiterhin so stehen lassen!" fügte der Knight hinzu; „denn ich wünschte, daß es meinen Kindern so verbliebe, wie ich es einst empfangen."

„Besser, besser", scherzte Cromwell; „es hängt ja nur von Euch ab." Und indem er seine Hand auf Olivia's Haupt legte, sagte er: „Weißt Du, liebes Kind, daß ich Dich über die Taufe gehalten und daß Du nach mir genannt bist?"

„Ich möcht' es niemals vergessen", erwiederte Olivia.

„Und Du, mein kleiner Capitain!" sagte Cromwell, indem er dem Junker John auf die Schulter klopfte.

Doch hatte sich diesem, wie kurz auch die Zeit sein mochte, die inzwischen verflossen, schon Etwas von der Gesinnung seines Herrn mitgetheilt. „Euer Capitain, Herr General", sagte er, indem er sich schnippisch umdrehte, „kann ich nicht werden, da ich bereits der Page Seiner Majestät bin."

So war es Abend geworden und ein heller Kerzenglanz strömte durch die große Halle des Schlosses, in welcher Seine Majestät den General Oliver Cromwell empfangen wollte.

Mit allem Staatsceremoniell wurde zur festgesetzten Stunde die Thür aufgeworfen, der Träger des weißen Stabes erschien, Pagen in Scharlach und Gold mit brennenden Wachskerzen in den Händen folgten, und umgeben von seinen höchsten Würdenträgern betrat hierauf Seine Majestät die Halle. Der König hatte sich gekleidet, wie er es ehedem gewohnt war bei großen Staatsvisiten und Empfangsfeierlich-

keiten. Er trug blauen Sammet und war mit allen seinen Orden geschmückt. An dem linken Knie schimmerte das Hosenband in zahlreichen Brillanten und auf der Brust der Stern des heiligen Georg, aus einem kostbaren Onyx sehr kunstvoll geschnitten und auf beiden Seiten mit je einundzwanzig großen Diamanten besetzt. Strahlend brach sich das Licht in den anderen Steinen und ein Glanz schien von dem König auszugehen, indem er sich in die Mitte der Halle begab, wo ein Thronhimmel aufgerichtet war.

Alles drängte sich zum Handkuß herbei, bis die Reihe an Cromwell und Ireton kam.

Es war doch, als ob ein Schauder durch jedes Herz dringe, da der Herold nun mit lauter Stimme rief: „Seine Excellenz, der General Oliver Cromwell.“

Ruhig, mit zwei oder drei starken und sicheren Schritten trat Cromwell vor, verneigte sich mit dem Kopf vor dem König, machte jedoch keine Bewegung, ihm die Hand küssen zu wollen, sondern richtete sich sogleich wieder in die Höhe und blieb so stehen. Dann ward Ireton's Name gerufen; er grüßte den König ungefähr in derselben Weise, wie Cromwell es gethan und nahm dann Platz neben seinem Schwiegervater. Alle Anderen traten auf einen Wink des Königs zurück und der König war allein mit den beiden mächtigsten Männern der Armee.

Dem König ward es schwer, eine Gelassenheit zu zeigen, die er in der That nicht fühlte, denn er stand dem Mann von niedriger Geburt gegenüber, der nichtsdestoweniger sein und des Reiches Schicksal in den Händen hatte. Diesem Mann zu schmeicheln gebot ihm die Klugheit, und doch empfand er einen Widerwillen gegen ihn, welchen völlig zu verbergen er zu stolz war. Noch bevor er ein Wort gesprochen, warf er einen Blick voll Furcht und Verachtung auf diesen Mann, der mit seiner festen und gedrungenen Gestalt, in seinen hohen Stiefeln vor ihm stand — mitten in dieser glänzenden Versammlung ein schmuckloser Soldat; forschend und mißtrauend schien er ihn zu messen, ihn gleichsam nach seinem ganzen Gewicht zu schätzen, sich innerlich zu fragen, ob denn alle Macht seiner Edlen und Getreuen nicht im Stande sei, diesen Einen zu beseitigen, oder aller Glanz seiner Krone nicht hinreichend, ihn zu gewinnen, zu bestechen? Zwar mischte sich zuletzt in diese Betrachtung — welche übrigens das Werk eines Momentes — das Gefühl der Ohnmacht, gegen einen Felsen zu scheitern, als er das rauhe Gesicht Cromwells' ansah, das von jeder Arbeit des Geistes, und jeder Strapaze des Krieges tief gefurcht, das von der Luft des Lagerlebens scharf geröthet und von dem Ernst des Gedankens zerrissen war — diese markigen Züge, diesen vollen Mund, diese starke Nase, diese buschigen Brauen, diese Augen voll blauen Lichtes, diese schweren Lider, mit einer knorrigen Warze über dem rechten.

„Excellenz“, sagte der König, „ich danke Euch für den Respect, mit welchem die Soldaten Eurer Regimenter mir begegnet sind.“

Seine Stimme klang sehr gepreßt.

Viel ruhiger und unbefangener war Cromwell; denn er gab sich aufrichtig, und diesen Vortheil haben die klaren und ehrlichen Menschen immer über die berechnenden. Er betrug sich mit guten Manieren gegen den König, ohne sich Zwang anzuthun. Er hatte keine Veranlassung, mit den Hofmännern, die in einiger Entfernung ihn umgaben, zu wetteifern; er war seiner Würde sich bewußt und wollte nicht mehr als höflich sein.

„Sire", versetzte Cromwell, „ich habe meine Hand und Ehre verpflichtet, Das zu vollbringen, was Euch zugesagt worden, und ich werde mein Wort halten."

Wir wollen hier nicht in den Fehler verfallen, der oft an den Romanen und heut noch an den Zeitungen gerügt wird, wenn sie Gespräche von ganz geheimem Charakter Wort für Wort wiedergeben, welche von keinem menschlichen Ohr gehört worden sein können, und über welche Diejenigen, die sie geführt, das meiste Interesse haben, zu schweigen. Von einer solchen Natur war dieses Gespräch des Königs mit Cromwell. Wol waren Hunderte von Augen neugierig, bangend und hoffend auf Beide gerichtet; und ängstlich oder freudig schlug manches Herz. Doch konnten sie nur in den Blicken, Mienen und Bewegungen lesen; und die Vermuthungen der Einzelnen wurden von Dem, was sie wünschten oder fürchteten, bestimmt. Männer, welche am tiefsten eingeweiht waren in die Geheimnisse dieser verhängnißvollen Begegnung, sagen, daß Seine Majestät alle Gewandtheit, die ihm zu Gebote stand, gebrauchte, um, sei es von Cromwell oder von Ireton, irgend ein bestimmtes Versprechen zu erlangen, außer jenem allgemeinen, welches ihm die Sicherheit seiner Person und die seinem hohen Rang gebührende Behandlung verbürgte. Doch Beide bewahrten, wie man bemerkte, eine solche Zurückhaltung und standen so sehr auf ihrer Hut und machten überhaupt so wenig Worte, daß aus Dem, was sie sagten, kein Schluß gezogen werden konnte. Sie entschuldigten sich mit der großen Eifersucht, welche das Parlament gegen sie hege, und fügten hinzu, daß die Armee mit der Volksrepräsentation im Einvernehmen handeln müsse.

Der König, ungeduldig über dieses Zögern und Ausweichen, mochte hier vielleicht ein drohendes Wort haben fallen lassen; denn sein Charakter, dem die Festigkeit fehlte, folgte den Wallungen des Augenblicks und blieb sich nur in dem Mißtrauen treu, welches er einmal gegen gewisse Personen gefaßt, und in der Hartnäckigkeit, mit welcher er immer wieder zu seinen angenommenen Ideen und Vorurtheilen zurückkehrte, selbst wenn es schien, daß er von der Vernunft getrieben und von der Nothwendigkeit gezwungen, denselben entsagt habe.

„Sire", wollten Einige von den Näherstehenden Ireton haben rufen hören, „Ihr habt die Absicht, der Vermittler zwischen dem Parlament und uns zu sein; und wir meinten, die Vermittler sein zu sollen zwischen Eurer Majestät und dem Parlament!"

Doch ein rascher Blick Cromwell's brachte das Gespräch wieder auf den frühern Ton und die leicht aufbrausende Stimmung seines

Schwiegersohnes wieder auf ein ruhigeres Maß zurück. Ireton war eine feurige Natur, die noch nicht gelernt hatte, die Regungen des Unwillens zu unterdrücken, wo vorsichtiges Schweigen, welches nach keiner Seite verpflichtet, mehr gesagt hätte.

Cromwell dagegen — das sagen in ihren Memoiren und Aufzeichnungen selbst seine Feinde — bewahrte bei dieser Gelegenheit eine imposante Ruhe, die durch keinen Zwischenfall erschüttert werden konnte, und hielt, während der Verhandlungen, die dieser Zusammenkunft folgten, an dem Wort, das er dem König gegeben, mit unverbrüchlicher Treue fest. Er begegnete ihm mit Theilnahme, wenn nicht mit Achtung; und zeigte sich aufrichtig, ihm allen Glanz seiner äußern Stellung und so viel von seinen Vorrechten zurückzugeben, als mit dem fernern Wohl des Volkes und den Zwecken verträglich, für welche dasselbe zuerst unter Waffen getreten. Cromwell wußte, daß dies Alles in seiner Hand liege; doch es machte ihn nicht übermüthig, nicht hart; nur vorsichtig. Denn er fühlte sich in dieser Sache als ein Werkzeug des Himmels, als ein Diener des Höchsten, dem er vor Allem Rechenschaft über die treue Verwaltung seines Amtes schuldete. Das gab ihm zugleich jene Würde und jene Verbindlichkeit, die — indem sie dem König entgegenkam — doch genau die Grenzen einzuhalten wußte.

Doch der König verstand diesen großen Charakter sehr schlecht, indem er ihn nach dem eigenen bemaß. Denn es ist ja leider nur zu wahr, daß Niemand über sich selbst hinauskommt. Unschätzbares Vorrecht der großen Naturen, mit ihrem Blick, ihrem Herzen und Verständniß so viel mehr theilnehmend umfassen zu können! Den kleineren gehört nur der Fleck Erde, auf dem sie stehen, und so viel vom Horizont, als sie überschauen; jenen aber gehört die Welt.

Diese Reflexion bestärkt uns darin, zu glauben, was die royalistisch gefärbten Denkwürdigkeiten sagen: daß der König wirklich daran dachte, diese Felsennatur durch eine jener Gunstbezeugungen zu gewinnen, für welche bis jetzt der größte Theil der Menschheit, und unter ihnen manch' ein Guter und Weiser, noch immer nicht unempfindlich geworden. Sollte Cromwell nicht ehrgeizig sein? Gewiß; er war es. Aber der Ehrgeiz des Mannes, der in sich die Kraft und den Beruf fühlt, eine Wendung in der Geschichte herbeizuführen, ist sehr verschieden von dem Ehrgeiz Desjenigen (er mag sonst ein ganz talentvoller Mann sein), den das Lächeln eines Fürsten von all' seinen Ueberzeugungen bekehrt.

Der König, als er sah, daß Drohungen vergeblich, versuchte — mit großer Ueberwindung — gnädig zu sein, indem er dem Pächter von Ely, diesem „bankerotten, bettelhaften Gesellen", wie Sir Philipp Warwick ihn zu nennen beliebte, hohe Aussichten von Rang und Reichthum eröffnete. Man sagt, daß er ihm hier auf Childerley Schloß die Erhebung zum Grafen von Essex nebst einem Jahrgehalt von 10,000 Pfund Sterling angeboten und ihm, sowie seinem Schwiegersohn, diesem „entlaufenen Advocatenschreiber", den Orden vom Hosenband versprochen habe. Doch sagt weder Sir Philipp noch irgend ein anderer Memorialist,

daß Cromwell oder Ireton mit einer Silbe auf dieses Anerbieten geantwortet habe. Der König scheint nun verdrießlich geworden zu sein.

„So muß ich denn mein Spiel machen, so gut, als ich kann", hörte man Seine Majestät rufen, ein wenig lauter, als bisher.

„O", sagte darauf Ireton, „wenn Eure Majestät von einem Spiel redet, so werdet Ihr uns erlauben, daß auch wir das unsere machen!"

Die Dazwischenkunft Cromwell's dämpfte sogleich wieder diesen Ausbruch einer gereizten Stimmung. Er legte, so zu sagen, seine starke Hand auf das unter der Asche glimmende Feuer; und sicher, sich selber nicht zu verletzen, hielt er es nach seinem Gutdünken nieder.

Die vereinzelten Aeußerungen, die sich hörbar machten, waren genug, um von den Anwesenden in dem einen oder andern Sinne commentirt zu werden, während durch die consequente Haltung Cromwell's das Gespräch selber wieder bald in die ruhigen Geleise gelenkt ward, die es nicht mehr verließ.

Unter Allen, die sich in der Halle befanden, war wol Keiner demselben mit größerer Erregung gefolgt, als Frank Herbert. Er hatte sich während dieses ganzen Tages so gepreßt gefühlt durch das Wiedersehen mit seinem Oheim, dem Grafen von Pembroke, der ein Anhänger des Parlaments, und mit seinem Vetter, Mr. Thomas Herbert, der ein Diener des Königs war. Eine gewisse, aus der Kindheit stammende Ehrfurcht vor dem Einen, dem Chef der Familie, und eine liebevolle Anhänglichkeit an den Andern, der ihm oft von seinen Reisen in Hochasien so schöne Geschichten erzählt, hatten ihn, der gegen Beide Krieg geführt und bisher vor Niemanden gezittert, in ihrer Nähe befangen gemacht. „Du wirst auch diesem Zwiespalt entgehen", hatte er sich dann getröstet, „wenn Du Dich in die Einsamkeit Deines Gutes und Besitzes zurückgezogen haben wirst!" Er stand nun in einer Gruppe von hohen Militairs aus Cromwell's Regimentern; doch während diese mit der größten Zuversicht sich auf die Weisheit ihres obersten Führers verließen, nagte der Zweifel unablässig an der Seele des jungen, starren Republikaners, der schon in der höflichen Ruhe Cromwell's einen Anlaß zum Verdacht sah. Wenig nur gemildert wurde die Bitterkeit, die sich seiner bemächtigt, durch den Gedanken an das Glück, das ihm bevorstand. Er hatte sich in diesem Punkt doch vielleicht für stärker gehalten, als er in der That war. „Stärker!" rief dann eine Stimme seines Innern; „Du nennst es so? Feigheit ist es, das Vaterland zu verlassen, wenn es am meisten bedroht ist; die Sache der Freiheit aufzugeben, um den Wonnen der Liebe zu leben!" . . . Doch ein Blick auf Olivia genügte, ihn zu besänftigen. Sie sah so lieblich-feierlich aus an diesem Abend in ihrem langen, rauschenden Schleppkleid von weißem Atlas, das mit Gold gestickt und an der Seite mit blauen Bändern über dem gleichfalls weißen Untergewand aufgenommen war.

Die Audienz war beendet. Cromwell und Ireton traten zu den übrigen in der Halle befindlichen Generälen und der König begab sich

zu seinen Edelleuten. Man promenirte. Erfrischungen wurden umhergereicht. Der König, von den Gesichtern seiner Getreuen umgeben, gewann bald die heitere Laune wieder, die er während des ganzen Tages bewahrt und die nur durch das eben gepflogene Gespräch ein wenig erschüttert worden zu sein schien.

Man ging aus der großen Halle nach der kleinen, anstoßenden, in welcher der König, den die Curiositäten interessirten, alte Waffen, alte Geräthschaften, geschliffene Becher, schöngearbeitete Kelche, Schnitzereien und alte Bilder betrachtete.

Es war der Saal, in welchem einst, vor zwei Jahren, der Knight von Childerley den Herzog von Buckingham und den Ritter Sir Harry Slingsby bewirthet hatte. Die Piken und Schilder hingen noch an der Wand, und auch das Schlachtbeil, welches damals heruntergestürzt, war wieder an seinen alten Platz gekommen. Der König sprach sich mit den Worten eines Kenners über die verschiedenen Gegenstände aus, die seinen Blick besonders anzogen, und blieb zuletzt vor dem Portrait stehen, das, wie wir wissen, den Hintergrund des Saales einnahm.

„Wen soll diese Dame vorstellen?“ wandte der König sich an Olivia, die ihn begleitete; „sie gleicht Euch, mein edles Fräulein, zum Verwundern!“

„Es ist die Mutter Oliver Cromwell's, Sire“, sagte das Mädchen, nicht ohne Beklommenheit.

Ein Schatten fiel auf das Gesicht des Königs; er kehrte sich rasch ab.

Der nächste Gegenstand, der ihm in diesem Saale ganz voll von Alterthümern nach seinem Geschmack auffiel, war eine Harfe. Sie mußte schon lange außer Gebrauch sein, denn sie stand fern in einer Ecke. Doch war sie von edler Bauart und außerordentlich schöner Form.

„Hätten wir nur einen Sänger wie David hier!“ rief der König halblächelnd, indem er sich an die Hofleute wendete, die ihn umgaben; „denn fürwahr, der böse Geist droht wieder über König Saul zu kommen!“

„Nicht doch, Majestät“, entgegnete James Stuart, Herzog von Lennox und Richmond, ein naher Verwandter des Königs; „David strebte nach der Krone. Das war ein gefährlicher Sänger und ich möchte schon aus diesem Grunde nicht mit demselben verglichen werden. Wenn Euch aber ein einfaches Lied gefällt, so will ich's versuchen.“

Und die Harfe, so lange nicht mehr angeschlagen, gab einen tiefen und wundervollen Klang, wie zuweilen die Dichterbrust, wenn sie lange gefeiert. Alles drängte sich nach dem Eingang des kleinen Saales. Auch Cromwell's Gesicht war darunter — dieses Puritanergesicht, welches so streng und unbeweglich in das höfische Treiben schaute. Doch den König verdroß es und er kehrte sich sofort mit dem Rücken ab.

Der Herzog sang ein paar leichte Liebeslieder aus der Schule von Shakespeare's Epigonen, voll von Allegorien und nicht frei von allerlei kleinen Anstößigkeiten, die der leichtere Ton von Karl's I. Hof billigte. Der Dichter verglich das Antlitz seiner Schönen einem Garten, lieblich wie

das Paradies, in welchem Rosen und Lilien und unter andern angenehmen Früchten auch Kirschen wachsen.

Aber diese Kirschen kann Keiner kaufen,
Bis sie selber: „Kauft Kirschen! Kauft Kirschen!" rufen!

Ja nicht einmal ein Peer oder Prinz könne sie kaufen, versicherte der Sänger in einer zweiten Strophe, worüber der König recht herzhaft lachte; bis der Liebende dann, in einer dritten und Schlußstrophe seine Hoffnung ausspricht, durch Beharrlichkeit und Treue sich den Genuß dieser Kirschen (unter welchem hochpoetischen Bilde nämlich die Lippen des geliebten Gegenstandes gemeint waren) zu sichern.

Es folgte nun ein mehrstimmiger Gesang; eine Scene aus einem jener opernhaften Festspiele von pastoralem Charakter, wie sie seit der Zeit Elisabeth's so sehr in der Mode waren und am Hofe Karl's I. so oft von seinen Cavalieren aufgeführt wurden. Der Herzog spielte die Harfe, der Graf von Southampton machte den Schäfer, der Graf von Lindsay die Nymphe, der Marquis von Hertford zusammen mit den Uebrigen den Chor. Die Worte von Ben Jonson und die Musik von Henry Lawes, dem beliebtesten Tonsetzer jener Tage, welcher es verstand, ganz in italienischem Styl zu componiren, riefen dem König alles Glück der Vergangenheit in die Seele zurück. Er sah sich wieder in Whitehall; über ihm schwebten die herrlichen Deckengemälde der Banketthalle, die Rubens gemalt. Durch die prachtvollen Räume, geschmückt mit Coulissen von Inigo Jones, schwebten die phantastischen Chöre, die lieblichen Gestalten, die Van Dyck, der ritterliche Maler, verewigt.

Wie contrastirte dieses bunte, goldene, gauklerische Spiel der Töne mit jenem ernsten Gesang voll Andacht und Weihe, den Doctor Hewitt an einem andern Abend im Hause Cromwell's gehört hatte! Doch er wollte gern den Leuten der Welt ihre Freude lassen, vorausgesetzt, daß kein höheres Interesse darunter leide. Er benutzte jetzt die Gelegenheit, wo Alles mit der Musik beschäftigt war, um sich Frank Herbert zu nähern und ihm eine wichtige Mittheilung zu machen. Er sagte, daß er seinen, des Freundes, Wunsch dem Vater Olivia's vorgetragen habe, doch daß dieser, von langjährigen Vorurtheilen noch nicht ganz frei, die Sache nicht so günstig aufgenommen, als er zuvor gedacht. „Allein", fügte er mit einem gewissen geheimnißvollen Lächeln hinzu, „wenn Gott will, so wird sich heute Abend noch Alles nach unseren Wünschen gestalten."

„Heute Abend noch?" rief Frank Herbert verwundert.

Doch es war keine Zeit mehr, darauf zu antworten; der Gesang war zu Ende und nun neigte sich der König zu dem Schloßfräulein und bat auch sie, die Gesellschaft durch ein Lied zu erfreuen.

Olivia hatte von dem Augenblick an, wo sie dieses Gemach betreten, eine seltsame Bangigkeit nicht zu bemeistern vermocht. War es die Erinnerung an jenen Abend, der so geheimnißvoll begonnen und so viel in seinem Gefolge gehabt hatte, was noch jetzt ungelöst vor den Blicken

schwebte? War es das Bild dort an der Wand, welches heut mit einem ganz andern Ausdruck als sonst auf sie niedersah?

Doch Olivia hatte einen zu hohen Begriff von dem Wunsch eines Königs, als daß sie sich hätte weigern oder nur einen Augenblick besinnen mögen. Mit schwerem Herzen setzte sie sich nieder zu dem Instrument, welches sie so lange nicht mehr berührt; und wie sie nun, in ihrem Weiß und Gold über der Harfe hing, die blonden Locken über den Schultern ausgebreitet und die schönen Arme, die feinen Hände an den Saiten: da mochte wol Mancher sich sagen, daß er ein lieblicheres Bild selten gesehen. Sie präludirte schwermüthig und ernst; denn wie sie sich auch besann, ihr wollte kein anderes Lied in den Sinn, als dasjenige, was sie einst in einem alten Liederbuch gefunden und welches sie nun begann — mit zitternder Stimme zuerst, doch bald voll und hinreißend, mit der ganzen Kraft und allem Zauber einer Seele, welche liebt, aber mitten in ihrer Liebe vor etwas Unaussprechlichem bangt:

„Frühling, Du lügst! — Du kannst uns auf die Dauer
Kein Glück verleih'n.
Was Du verheerst mit einem Wetterschauer
War werth allein
Des Lebens; was Du giebst — es soll der Trauer
Gewidmet sein.
Wol glüht noch Abendroth am Himmelssaum,
Doch schwindet es, wenn Du gegrüßt es kaum —
O falsche Welt! — Dein Schönstes ist ein Traum."

Während Olivia sang, bemächtigte sich ihrer ein düsteres Vorgefühl mehr und mehr. Sie wußte nicht, was es sei, doch fühlte sie den Schrecken gleichsam körperlich — ihr Arm war wie gelähmt davon und ihre Brust hob und senkte sich unter einem Druck. Sie hätte sich am liebsten entschuldigt; doch die Gegenwart des Königs war nicht geeignet, um leeren Phantasiegebilden — und welchen andern Grund konnte dieser Zustand haben — nachzugeben Vielleicht war es auch die Angst, welche dem wenig an das öffentliche Leben gewöhnten Mädchen der Anblick und die Aufmerksamkeit so viel fremder und ausgezeichneter Männer einflößte. Vielleicht war es auch die Nähe Frank's, des Geliebten, dessen Auge fest und düster auf ihr ruhte. Zürnte er ihr — war er nicht mit ihr zufrieden? Grollte vielleicht in seiner Seele schon der Schmerz um die früh verlassene Laufbahn der Ehre — bot ihm die Liebe keinen Ersatz für diesen flüchtigen Trug, der den Händen enthuscht? . . . Sie kämpfte gegen alle diese Gedanken mit äußerster Anstrengung, und ihre eigene Aufregung theilte dem Sange jene Farbe des Muthes und der Trauer mit, die dem Charakter desselben entsprach und die Natur machte sie für einen Augenblick zur Künstlerin.

„Sommer, Du lügst! Du zeigst mit goldnem Hoffen
Dem trunknen Geist,
Dem vor dem Kampf nicht bangt und den's, getroffen,
Noch vorwärts reißt,
Des Ruhmes und aller Thaten Pforten offen,
Die hoch man preist.
Doch kaum berührt, so wird auch das zu Staub.

Dein Lorbeer — für das wärmste Flehen taub,
O falsche Welt! — war nur ein welkes Laub.

Herbstzeit, Du lügst! — Mit sanften Abschiedsfarben
Malst Du das Bild
Der Landschaft, die nur Stoppeln noch und Garben
Zeigt im Gefild.
Ja — was wir auch verloren und erwarben:
Das Herz ist mild,
Und dankbar trinkt die Brust den Friedenshauch.
Doch wie der Wind die Blätter fegt vom Strauch —
O falsche Welt! — gebt diese Täuschung auch."

Olivia hielt inne. Denn immer enger, in beschleunigter Flucht drängten sich die Schatten um sie. Die Lichter brannten trüber und ihr war, als senke sich ein schwerer Dunst herab, der sie zu beiden Seiten niederdrücke, so daß sie nur noch gepreßt und ohne Helligkeit darunter weiter brannten — als ob ihnen die Lebensluft genommen. Alles schwand in diesem düstern rothen Schimmer dahin — sie sah von Allen, die gegenwärtig waren, nur noch allein diese zwei: den Geliebten und den König. Der König stand ihr gegenüber; gerade an der Stelle, unter dem Beil, das damals herabgestürzt und den Boden gespalten. Wenn es sich nun wieder von seinem Bande losriß — wenn es nun abermals ... O schrecklicher Gedanke! Sie wollte schreien: den König warnen — den König retten — die Hand nach ihm ausstrecken. Doch ihr fehlte die Kraft dazu. Sie fühlte sich wie gebunden — und sie wußte nicht warum — aber sie mußte zu Ende singen:

„Winter, Du lügst! — Wenn Du mit trautem Schimmer
Uns endlich einst,
Und Liebesglück gewährst im engsten Zimmer,
Das wir dereinst
Im weiten Raum gesucht — o wärst Du immer,
Wie dann Du scheinst!
Doch horch! — es pocht ... es naht ... es kommt herab
Die kalte Hand — berührt Dich — ruft Dich ab —
Denn dies, o falsche Welt ist wahr: das Grab ...."

Jetzt war der Zauber gelöst. Olivia ward todtbleich bis in die Lippen — ihrer Brust entrang sich ein Schrei — sie wäre zu Boden gesunken, wenn nicht Frank Herbert, der Alles genau beobachtet, rasch sich Bahn gebrochen, herzugestürzt und die blonde Braut aufgefangen hätte. Wie im Zustand des Schlafes, sich selber unbewußt, schlang sie beide Arme fest um den Geliebten, als wolle sie denselben nie mehr lassen.

Die Bestürzung ward allgemein.

Doch diesen Augenblick benutzte der König, um hervorzutreten, während alle Anderen scheu von der Gruppe sich entfernten und einen Halbkreis schlossen um dieses Bild des höchsten Schmerzes und des höchsten Glückes.

„Ich weiß", wandte der König sich zu Frank Herbert, der seine Worte nur halb hörte, wie Schall ohne Bedeutung — „man hat mir gesagt, mein tapfrer, junger Obrist, daß Ihr dieses Fräulein liebt und

daß sie Eure Liebe mit gleicher Empfindung erwiedert. Der Vater, einer meiner getreuesten und loyalsten Unterthanen, hat den Fürsprecher, den Ihr beauftragt, um ihre Hand für Euch zu werben, zurückgewiesen, weil Ihr bisher einer mir feindlichen Partei angehört habt. Doch ich will meinen Unterthanen das Beispiel der Versöhnung geben; ich will meinen Anhängern zeigen, daß der König zuerst großmüthig sein kann gegen seine Widersacher. Der Knight von Childerley, der Euch die Geliebte verweigert, hat mir nicht verweigert, sie als meine Tochter betrachten zu dürfen. So belohn' ich zugleich die Treue meiner Freunde und verzeihe meinen Feinden. Die Sorge für ihr ferneres Wohl ist mein. Ihr habt die Fahne der Rebellion gegen mich erhoben; nehmt darum, als Pfand des Friedens, aus meiner Hand die Braut."

Lange war, während der König gesprochen, Frank aus seiner Erstarrung erwacht. Mit dem rechten Arm die Geliebte wie mit Eisen umschlingend, erhob er sich zu seiner ganzen Höhe. Mit finsterm Blick maß er den König.

„Sire", sagte er dumpf, „aus Eurer Hand kann ich das Mädchen, das ich liebe, nicht empfangen. Das edelste Gefühl meiner Brust würde dann entweiht, die ganze Zukunft mir vernichtet sein. Es wäre ein Handel; und man soll von Frank Herbert nicht sagen, daß er sich verkauft habe."

„Junger Mann!" sagte der König, mehr erstaunt, als erzürnt; denn er konnte den Sinn seiner Worte kaum noch recht begreifen.

Aber Frank Herbert fuhr fort: „Es war ein beseligender Traum, mit diesem Weibe, das ich geliebt, mich aus den Widersprüchen dieser Zeit zurückzuziehen und ein glückliches Leben, fern den Siegespreisen der Welt im Verborgenen, in der Dunkelheit zu leben. Aber als ein freier Mann! Diesen Traum habt Ihr zerstört, Sire! Die Schönheit der Geliebten würde mich stets an die Erniedrigung des Augenblicks erinnern, wo ich meinen heiligsten Ueberzeugungen untreu ward, um sie zu gewinnen; ihr Lächeln würde Gift für mich sein und mitten in ihren Umarmungen würde der Dämon des Hohnes und der Verachtung mir zurufen: Sklave Deiner Selbstsucht! Verräther Deiner Schwüre! Denn wisset, Sire, es giebt ein Wesen, dem ich Treue gelobt, hoch über allen Königen und Schätzen dieser Welt, und dem ich Treue bewahren will, selbst vor der, die ich am meisten liebe: der Freiheit! Und auch das sollt Ihr wissen, Sire, daß es unter Euren Feinden Männer giebt, die zu ehrlich sind, Euch zu täuschen, und zu stolz, um Geschenke von Euch zu nehmen. Ich war ein reicher Mann und bin ein Bettler. Aber ich bin frei: ich stehe vor Euch wie jener Mucius, der ruhig über dem Lagerfeuer seine rechte Hand verbrennen ließ, um dem Etruskerkönig zu zeigen, was er von freien Männern zu erwarten habe."

Frank Herbert schwieg; der König war ernst und nachdenklich geworden. Aber die Herren vom Hofe zogen ihre Degen; „es ist Hochverrath!" riefen sie, „Majestätsbeleidigung." Der Knight von Childerley war der Erste, der Hand an den Obristen legen wollte.

Doch dieser, während er mit der Rechten die Geliebte noch immer umklammert hielt, wies mit der Linken die Angriffe ruhig von sich.

„Respectirt den Frieden des Königs!" sagte Karl I. mit tonloser Stimme; „habt Achtung vor dem Gastrecht!"

Langsam nun und mit festem Schritt geleitete Frank Herbert die Geliebte zu einer Sammetbank an der Wand. Dort ließ er sie sorgsam nieder. Sie schlug das Auge auf und heftete es mit einem Ausdruck unsäglicher Liebe, trostlosen Kummers auf Frank.

Dieser konnte den Blick nicht ertragen. Er wandte sich ab und preßte die Hand auf das Herz. So mag Laokoon gestanden haben, als er im Schmerz um das Vaterland, im Schmerz um die Kinder, im Schmerz um sich selber die gottgesandte Schlange an den Busen drückte.

Dann warf er sich auf die Kniee vor dem schönen, bleichen Mädchen. „Du allein kannst die Größe meines Opfers ermessen, denn Du allein weißt, wie sehr ich Dich geliebt. Nun aber laß mich ziehen, Geliebte! Du sollst, wenn Du Dich meiner später erinnerst, an mich stets als an einen Mann denken, der dem Glücke lieber entsagen, als sich selber ungetreu werden wollte!"

Wiewol gebrochen in seiner Seele, ging er doch einem Sieger gleich durch den Haufen der Cavaliere, deren Hand noch am Degengriff lag.

„Ein gefährlicher Mann!" murmelte Ireton zwischen den Zähnen.

Cromwell sagte Nichts; aber sein Blick folgte dem Jüngling, als er durch die Halle schritt und unter der Thür verschwand.

Frank Herbert ging in die Nacht hinaus. Der Wind brachte ihm Kühlung. An dem stillen Rasensitz, der das Bekenntniß seiner Liebe vernommen, sank er nieder. Ein starkes Schluchzen erschütterte seine Brust und endlich brachten Thränen ihm Erleichterung. Dann erhob er sich. „Nein!" rief er, „der Kampf ist noch nicht zu Ende; und gegen wen er sich auch zuletzt kehren möge: dieser Degen soll, bis er in tausend Stücke gesplittert worden, dem Dienst der Freiheit gewidmet bleiben."

---

Wenige Tage später hielt der König, umgeben von einem großen und glänzenden Hofstaat, seinen Einzug in das prächtige Schloß von Hampton-Court an der Themse und die Armee den ihrigen in London. Die Soldaten trugen Lorbeerreiser an ihren Helmen und an ihrer Spitze ritten Fairfax und Cromwell. Sie marschirten im Triumph durch die City. Der Tower, Londons Citadelle, ward von ihnen besetzt. St. James, Whitehall, die königlichen Paläste, ganz Westminster lag voll von Truppen: London, das Herz von England, ganz England war nun in den Händen der Armee. Das Parlament ward von seinen refractairen Mitgliedern gereinigt; der Stadt- und Gemeinderath aufgelöst und neugebildet. Die ersten Verbannten der Volkspartei gingen in das Exil, nach Frankreich; unter ihnen der bisherige Führer der Presbyterianer, Lord Denzil Hollis, der dort Zeit fand, seine „Memoiren" zu

schreiben und mit diesem Satze zu schließen: „Ich rufe mit Brutus: „O unglückselige Tugend: Du warst also nur ein leerer Name; ich habe Dich ehren und Dir dienen wollen wie etwas Wirklichem und Du, Du selber gehorchtest dem Erfolge!“

---

Hier endet der zweite Theil des Romans: „Von Gottes Gnaden.“ Wir werden die ferneren Schicksale der darin handelnden Personen in einem dritten Theil erzählen, welcher unter dem Titel:

„Die letzten Tage König Karl's“

in einem der nächsten Hefte des „Salon“ beginnen wird.

---



**Friede.**

*Nach einer Zeichnung von O. Knille.*

# Frieden.

Hochaufthürmend und sturmdurchflogen
Ueberstürzen sie Haus und Land —
Geist des Friedens, auf Welt und Wogen
Breite liebend die starke Hand!

Und es schwebt auf den zorngemuthen
Wassern segnend die Lichtgestalt,
Ueber grollend bewegten Fluthen
Flüstert ein Hauch der Allgewalt.

Vor des Oelbaums friedlichen Zweigen,
Vor dem Auge, zur Fluth gesenkt,
Müssen milder athmen und schweigen
Stürme, die wüst das Herz umdrängt —

Jetzt, o seliger Friedensbote,
Schaffe den Völkern reich die Flur,
Statt des Zornes, der blutig drohte,
Knüpfe Dein Band uns inniger nur!

Daß sich wieder am sichern Herde
Fleiß und Liebe des Glückes freue,
Daß in die hart durchpflügte Erde
Froh sie Körner der Hoffnung streue!

Hermann Kletke.

# Der Denkstein einer Frau.

Von **Rudolph Genée.**

Von den überaus zahlreichen Fremden, welche im Sommer täglich nach Dresden kommen, werden Diejenigen, die länger verweilen, als daß sie nur die unvermeidlichen Besuche den drei Haupt-Celebritäten der Stadt abstatten können — nämlich der Brühl'schen Terrasse, der Sixtinischen Madonna und dem Grünen Gewölbe —, gewiß auch eine Dampfbootfahrt nach dem sehr beliebten Loschwitz machen. Loschwitz hat — abgesehen von seiner freundlichen Lage — bekanntlich auch noch eine gewisse literarische Bedeutung, da hier Schiller in dem Körner'schen Pavillon seinen „Don Carlos" schuf, wobei er die Aussicht nach dem gegenüberliegenden Blasewitz und seiner Gustel genoß.

Aber unter Tausend Besuchern dieser beiden Ortschaften wird wohl kaum Einer daran erinnert werden, daß ein halbes Stündchen weiter hinauf an der Elbe vor mehr als hundert Jahren eine Frau verstorben ist, ohne welche vielleicht Schiller's Don Carlos nicht geschrieben worden wäre, ohne welche unsere dramatische Poesie überhaupt eine andere Richtung genommen haben würde, als es durch Lessing und Schiller geschah. Denn diese Frau war es, welche Lessing's hellen Blick zuerst auf die Bühne lenkte, welche den jungen, noch unbekannten Leipziger Studenten veranlaßte, ihr seinen ersten dramatischen Versuch „Der junge Gelehrte" zur Aufführung zu überlassen, welche den Funken des Genies erkannte und die läuternde Flamme in ihm anfachte.

Und hätte Caroline Neuber — denn von ihr ist hier die Rede — nichts gethan, als dieses, so hätte sie sich für alle Zeit einen Ehrenplatz in der deutschen Kunstgeschichte gesichert.

Aber sie that mehr als das und sie hat dafür gelitten, als eine rechte Deutsche. Die Inschrift auf dem Denkstein, den sie in dem Dorf Laubegast sechszehn Jahre nach ihrem Tode erhielt, meldet die Summe ihrer Verdienste und ihres Elendes wie folgt:

„Dem verdienten Andenken einer Frau voll männlichen Geistes, der berühmtesten Schauspielerin ihrer Zeit, der Urheberin des guten Geschmacks auf der deutschen Bühne: Carolinen Friedericken Neuberin, geb. Weisenbornin aus Zwickau, welche, nachdem sie Dreißig Jahre hindurch sich und Deutschland Ehre gemacht, endlich zum Lohne ihrer Arbeiten Zehn ganze Jahre lang alle Beschwerlichkeiten des Alters und der Armuth, nur von wenigen Freunden unterstützt, mit christlicher Großmuth gelassen getragen hatte, aus dem durch Bomben eingeäscherten Dreßden mit schon krankem Leibe flüchtent hier in Laubegast elend

starb, und in Leuben armselig begraben ward, widmeten diesen Stein einige Kenner ihrer Verdienste und Liebhaber der Kunst in Dreßden. Im Jahre 1776."

Da haben wir eine ganze und zwar recht traurige Geschichte; — für eine Denkmals-Inschrift ist es ziemlich viel Text; aber indem wir in der traurigen Lebensgeschichte zugleich ein großes deutsches Leiden erkennen, erscheint uns das Gesagte nur wie eine Aufforderung, weiter darüber zu denken. Denn die Gegensätze sind in dieser Inschrift mit einer gewissen Wucht und mit einer Bitterkeit hingestellt, wie sie eine Steinschrift wohl nur selten verräth.

Wenn Frau Neuber — von ihren Zeitgenossen nach altem Sprachgebrauch die Neuberin genannt — bei uns irgendwie erwähnt wird, so denkt ein Jeder zunächst an die originelle Frau, welche im Einverständniß mit ihrem Protector Gottsched den Hanswurst verbrannte. Aber was es mit den Sünden dieses „Hanswurst" für ein Bewenden hatte, wird dabei kaum erwogen. Obwol die Neuber zunächst nur das Organ für die Ideen Gottsched's war und durch diese ihre Bedeutung erhielt, so ward es hernach ihr doch auch wieder nachtheilig, daß ihre Sache mit der des Herrn Professors, eines zwar sehr verdienstvollen Mannes, aber gelehrten Pedanten, eng verbunden war, mit der Sache eines Mannes, der obenein das Unglück hatte, von einem Lessing bekämpft zu werden. Gegen die Neuber blieb Lessing stets gerecht; in der Vorrede zu Mylius' Werken rühmt er von ihr: sie habe „männliche Einsichten" und eine „vollkommene Kenntniß ihrer Kunst".

Urtheilte schon Lessing so über die begabte Schauspielerin und Theaterprincipalin, so müssen wir, die wir die ganze Epoche übersehen und die eminenten Folgen der Neuber'schen Arbeit klar vor uns haben, die Verdienste der trefflichen Frau noch höher schätzen.

Frau Neuber war allerdings nicht die Erste, die den Kampf gegen den Ungeschmack des Publicums, gegen die uns jetzt unbegreifliche Zügellosigkeit des damaligen Theaters begann.

Vor ihr war schon der Magister Velthen aufgetreten, um aus der Verwahrlosung des Komödiantenwesens ein ordentliches, auf sittlichen Principien beruhendes, geregeltes Theater herzustellen. Aber Velthen war diesem Kampf auf die Länge nicht gewachsen. Nachdem er eine kurze Epoche voll der schönsten Hoffnungen gehabt hatte, als er 1685 zur Bildung und Leitung einer Schauspielergesellschaft an den dresdener Hof berufen war, gingen ihm mit dem nur wenige Jahre darauf erfolgten Tode des kunstsinnigen Churfürsten alle Errungenschaften wieder verloren, und Velthen mußte, den Forderungen der Masse entsprechend, dem Hanswurst in dem Stegreifspiel und auch in den „Haupt- und Staatsactionen" die entschiedene Oberherrschaft überlassen. Man höre nur die Titel der Stücke, wie sie zu Ende des 17. und Anfang des 18 Jahrhunderts florirten:

„Die rasende Medea mit Arlequin", „Thomas Aniello (Masaniello), die große neapolitanische Unruhe mit Allegro dem Lustigmacher" —

u. dgl. m. — Wo man den Hanswurst nicht in die Haupt- und Staatsaction selbst brachte, da war er in einem „Nachspiel" der Lockvogel. So z. B. lautet der Titel eines i. J. 1722 gedruckten Stückes: „Isaac und Rebecca, oder die kluge Vorsichtigkeit, welche beim Heirathen zu beobachten. Mit Beyfügung eines lustigen Nach-Spiels, worin der Harlequin fünff, in einer Person sich nicht wohl zusammen schickende Bedienungen, nehmlich eines Herren-Dieners, Nacht-Wächters, Bier-Rüffers, Thorhüters, und Kuh-Hirtens zusammen verwaltet." Man bedenke ferner, daß mit der Herrschaft des Hanswurst auch die Stegreifkomödie verbunden war und sich allen Anläufen zu einer nur annähernd künstlerischen oder regelrechten Form mit Erfolg widersetzte. Endlich kam es dahin, daß abwechselnd Marionetten und Komödianten das Publicum unterhielten; namentlich war dies in Wien der Fall, bis dort die berühmtesten Helden der Stegreifpossen, Stranitzky und Prehauser (Letzterer seit 1725) der menschlichen Darstellung gegen die Marionetten den Sieg erkämpften.

Auch in Nord- und Mitteldeutschland, wo doch schon einige Molière'sche Stücke gegeben waren, herrschte noch Hanswurst; daneben aber wurde auch der Geschmack durch Ungeheuerlichkeiten im pathetischen Stil befriedigt und durch die raffinirtesten Kunststücke gereizt. Noch aus dem Jahre 1734 verkündet aus Hamburg der Theaterzettel: „Die im Schooße der Wollust ertödtete Stärke, oder: Simson und Daelila", 2c. Auf dem Zettel sind alle Stärkeproben Simson's speciell aufgeführt, wobei es unter 4 heißt: „Die Niederlage der Philister durch einen Esels-Kinnbacken, aus welchem Wasser springt."

Diesen Zustand des deutschen Theaters müssen wir uns völlig vergegenwärtigen, um es zu würdigen, was seitdem geschehen ist, — während in England die große Shakspeare-Epoche schon seit länger als hundert Jahren vollendet war! Und doch sind wir in dieser Zeit der abscheulichsten Theatermisère nur um ein Jahrzehnt von den Anfängen Lessing's getrennt!

Daß diese ungeheure Kluft so erstaunlich schnell übersprungen wurde, das eben war wesentlich das Verdienst der Frau Neuber. Ihre sittliche Größe würden wir trotzdem nicht so hoch anschlagen, wenn sie nur den Anregungen Gottsched's zu folgen brauchte, um — unterstützt durch die Komödien und Tragödien, mit denen Frankreich aus der Noth half — die Reform schnell und glücklich durchzuführen. Aber die Neuber und ihr Gatte, der sonst als Schauspieler nur unbedeutend gewesen zu sein scheint, waren Menschen, welche für das Gute, das sie erstrebten, auch Opfer zu bringen vermochten. War er ein braver, redlicher Mann, so besaß sie neben der Redlichkeit und dem künstlerischen Geiste noch die wunderbare Energie und jene Standhaftigkeit, die sie zu ihrem Märtyrthum führte.

Nachdem sie 1727 das Privilegium für Sachsen erhalten und in Leipzig ihre Principalschaft begonnen hatte, versuchte sie erst drei Jahre später auch in Hamburg die regelrechte „Tragödie in Versen" durch-

zusetzen. Höchst bezeichnend für den beim hamburger Publicum damit hervorgebrachten Eindruck ist es, was Neuber von dort an Gottsched schreibt:

„. . . Die Verse gefallen, aber man klagt über eine gewisse versteckte Dunkelheit, welche verursacht, daß der Zuhörer nicht gleich Alles verstehen kann, was gesagt wird; man muß Geduld haben, mit der Zeit wird sich's geben."

Welche Bedeutung diese Einführung der französischen Classiker, verbunden mit der Einführung des Verses für die Bühne, gehabt, das vermag man nur zu erkennen, wenn man einen Blick in die furchtbare Prosa thut, die damals in den „Haupt- und Staatsactionen" herrschte. Eines dieser Fabrikate, welches Karl XII. zum Helden hat, ist 1845 nach einer alten Handschrift in Druck herausgegeben worden. Darin hat Karl XII. u. A. einen Monolog, in welchem es nach einigen pomphaften Redensarten heißt: . . . „Erlaube mir doch, unpartheiisches Europa, daß ich in dieser stillen Einsamkeit meinen bishero mit Blut und Leichen, Glück und Unglück geführten Lebenslauf in etwas entwerfen möge. Karl XI., ein Sohn Karl Gustav's (welchem der schwedische Thron von der Weltbekannten Königin Christina cediret worden), war mein Vater und meine Mama Ulrica Eleonora, Christian's des dritten von Dänemark Tochter, die er mit Sophia Amalia, einer Prinzessin von Braunschweig-Lüneburg erzeuget, von welcher ich anno 1682 den 19. Juny des Morgens zwischen 7 und 8 Uhr zu allgemeiner Freude des schwedischen Reichs geboren worden."

Es ist wol begreiflich, daß auf die „Deutlichkeit" dieses haarsträubenden Tragödienstils, der sich von der Fassung unserer Hof- und Familiennachrichten in den Zeitungen nicht im mindesten unterscheidet, das Pathos in den Versen des Corneille und Racine dem Publicum etwas „dunkel" war. Dazu kam, daß Hanswurst noch immer der unumschränkte Herrscher des Stegreifspiels blieb, und daß man die süße Gewohnheit seines Daseins ungern aufgab, denn gegen die trostlose Dürre oder die Unnatur des Ernstes bildete seine Plattheit und Zügellosigkeit gewissermaßen das Gegengewicht. Dieser Reiz der Abwechselung verschwand in der regelrechten Tragödie, die den Hanswurst schon selbstverständlich ausschloß, gleichzeitig aber Ordnung, künstlerische Form und Sitte einführte und der dramatischen Darstellung einen bestimmten Halt verlieh.

Beide Neubers waren sich ihrer hohen Ziele wol bewußt, aber auch des zu ihrer Durchführung nöthigen Opfermuthes. Schon 1731 schrieb Neuber wieder an Gottsched:

„Vielleicht würden wir etliche Thaler mehr erobert haben, wenn wir lauter abgeschmackte Modestücke aufführten; da wir aber einmal was Gutes angefangen, so will ich nicht davon lassen, so lange ich noch einen Groschen daran zu wenden habe. Denn gut muß doch gut bleiben."

Endlich hatte nun (1737) die Neuber, angeregt durch Gottsched und selbst gereizt durch die fortdauernde Geschmacklosigkeit des Publicums, jene berühmte Verbrennung des Harlequin ausgeführt.

Aber Harlequin rächte sich. Die arme Frau mußte ihm später in Hamburg wieder weichen. Unmuthig verließ sie diese Stadt und ging auf Einladung der Kaiserin Anna nach Petersburg. Von dort wieder zurückgekehrt, fand sie in Leipzig die Verhältnisse nicht gerade in günstiger Weise verändert. Während ihrer Abwesenheit hatte die Schöneman'sche Gesellschaft die Gunst des Publicums gewonnen, und dazu kam noch, daß sie mit Gottsched sich ernstlich entzweite. Dieses ihr neues Auftreten in Leipzig bezeichnet die wichtige Periode, in welcher der junge Lessing — im Verkehr mit Mylius, Weiße ꝛc. — seine Aufmerksamkeit auf das Theater richtete.

Aber die Neuber konnte sich nicht wieder recht emporschwingen. Zerrüttet in ihren Vermögensverhältnissen, mußte sie die Gesellschaft einschränken; sie selbst trat wieder als Schauspielerin in den Vordergrund, aber man fand sie sehr gealtert. Endlich suchte sie mit ihrer Truppe in kleineren Ortschaften wiederzugewinnen, was sie in den größern Städten verloren hatte, bis sie 1755 nach Dresden kam und von hier aus nur kleine Orte der Umgegend besuchte. Ein Jahr darauf mußte sie — völlig verarmt — die Reste ihrer Truppe entlassen.

Jetzt schien es kurze Zeit, als sollte die von der rächenden Pritsche des Hanswurst müde gehetzte Frau wenigstens für ihre letzte Lebenszeit — wenn auch in dürftigen Verhältnissen — Ruhe genießen. Denn eine Familie fand sich, welche bereit war, die Arme wenigstens gegen den drückendsten Mangel zu schützen und ihr ein Obdach zu sichern. Dr. Löber war der Ehrenmann, welcher der Neuber nebst ihrem alternden und kränklichen Mann in einem Hause der Pirnaischen Gasse in Dresden eine Stube einräumte. Aber auch in diesem beschränkten Raume fand sie nicht viel Muße, den Idealen ihres Lebens nachzudenken. Denn gleich darauf begann der Siebenjährige Krieg und Neubers mußten sich drein finden, ihre kleine Wohnung mit preußischen Soldaten zu theilen. Die resolute Frau wußte ihre Einquartirung bestens in Respect und Ordnung zu erhalten; ja in manchen Momenten der Ruhe fand sie an den Soldaten aufmerksame Zuhörer, wenn sie ihnen Scenen aus Racine's „Berenice“ oder aus Voltaire's „Brutus“ vorlas. Hier, auf der letzten Station ihrer mühseligen Lebensreise und zurückgedrängt auf diesen kleinen Wirkungskreis, hatte sie von der Ungerechtigkeit des „großen Unverstandes“ nichts mehr zu leiden; hier hatte sie, wenn auch keine Einnahmen, so doch zuweilen dankbare Hörer und die Soldaten ließen sich sogar die Verse gefallen. Dann sagte sie zu ihrem Manne, gleichsam zu ihrem und zu seinem Trost: „Die Flamme dieses Krieges wird nun die Kunst sowohl wie ihre Schänder aus den Theatern verjagen. Aber ich hoffe zu Gott, daß aus diesem Brande das Theater sich gereinigt und neu erheben wird. Ja, danach muß es besser werden!“

„Wohl, ja wohl —“ erwiederte ihr der Gebeugte, — „wenn wir in den Gräbern ruhen.“

Für Neuber fand das Grab sich bald; aber die Gemahlin sollte ihn

überleben. Nun stand sie einsam da, und hatte nur von ihren Beschützern noch zuweilen ein gütiges Wort zu hören.

In dieser Lage — mit einigen alten Theatermanuscripten und mit Entwürfen zu neuen Stücken beschäftigt — lebte sie bis zu dem schrecklichen Jahre 1760, in welchem die Belagerung und das furchtbare Bombardement von Dresden stattfand.

Nachdem der Krieg bereits vier Jahre gewüthet hatte, stand mit Beginn des Feldzuges von 1760 die Sache für Friedrich den Großen so verzweifelt, daß er die ungeheuersten Anstrengungen zu machen hatte, sich aus der gefahrvollsten Lage zu retten. Friedrich wollte nach dem bedrängten Schlesien, mochte aber nicht den Feind in Sachsen zurücklassen, und nachdem es ihm gelungen war, Daun selbst nach Schlesien zu locken, beschloß er, Dresden anzugreifen, wo er es nur mit der Besatzung dieser Stadt zu thun hatte. Friedrich rechnete hierbei darauf, daß der König von Polen nicht die schöne Stadt dem Verderben würde preisgeben wollen, und am 14. Juni begann er, Dresden zu beschießen.

Als Festung war Dresden ohne Bedeutung. Die Neustadt war nur durch Erdwälle geschützt und die Altstadt hatte keine bedeckten Wege, keine Ravelins, sondern nur schmale Gräben. Aus dem „Großen Garten" waren die Oesterreicher bald vertrieben worden. Friedrich hoffte jetzt noch sicher, die Besatzung würde, um die Stadt nicht zerstören zu lassen, auf eine Capitulation eingehen; dieselbe wurde aber abgeschlagen. Während die Preußen noch auf die Ankunft der schweren Belagerungsgeschütze harrten, hatten die Oesterreicher aus der Umgegend schnell Verstärkungen nach der Neustadt herangezogen. Nachdem ganze österreichische Corps wiederholte Ausfälle gegen die Preußen gemacht hatten, begann Friedrich das Bombardement der Stadt.

Die Straßen der Altstadt waren schnell mit Schaaren flüchtiger Einwohner angefüllt, die sich nach der Elbe und nach der Neustadt hinzogen. Die Pirnaische Gasse war sogleich am härtesten bedrängt; aber erst als die Kugeln in das Löber'sche Haus schlugen und ein Theil des Daches zerschmettert ward, während benachbarte Holzbauten bereits von den Flammen ergriffen waren, entschloß man sich dort zur Flucht.

Die arme Neuber, die bis dahin in ihrem Zimmer der weiteren Dinge geharrt hatte, ward plötzlich durch das Angstgeschrei der Hausbewohner aufgeschreckt. Von Möbeln war in der Schnelligkeit nicht viel zu retten. Sie raffte schnell ihr Bett zusammen, nahm einige Bücher und Manuscripte, die ihr am meisten am Herzen lagen, sowie die dürftigen Reste ihrer zusammengeschmolzenen Garderobe und eilte, so beladen, dem Ausgang zu. Noch einmal kehrte sie in ihr Zimmer zurück und sah mit trockenem Auge aber voll tiefer Wehmuth auf eine alte Kiste, die mit Büchern angefüllt war. Sie versuchte, sie hinauszutragen, aber die Kräfte versagten — da erscholl ein furchtbares Krachen, sie fühlte den Boden erschüttern und sank zusammen, den Tod erwartend. Aber neues Geschrei brachte sie wieder zu klarem Bewußtsein. Wieder raffte sie sich auf und eilte auf die Straße. Ueber Trümmer, die von dem obern

Stockwerk des Hauses herabgestürzt waren, mußte sie sich den Weg bahnen. Die Straße war schon fast leer von Menschen, — nur in vereinzelten Truppen suchten die kleinern und ärmern Familien ihre Habseligkeiten weiter zu schleppen nach dem Pirnaischen Platze zu. Dort, in dem gräßlichen Gewühle der flüchtigen und meist rathlosen Menschen traf sie wieder mit ihren Beschützern zusammen. Die Löber'sche Familie wollte zunächst die Elbe erreichen, um mit den geretteten Sachen nach dem Dorfe Laubegast zu fahren, welches in ein paar Stunden zu erreichen war.

Der Weg bis zum Elbufer war eine Reihe von Schrecknissen. Bald schlug eine Bombe mitten in das Menschengewühl und das Geschrei der Verwundeten erschütterte Mark und Bein; bald stürzte von der Façade eines Hauses eine Mauerfläche in Trümmern herab und zerschmetterte einige Flüchtige. Die Entsetzlichkeit dieser Flucht wurde noch dadurch erhöht, daß österreichische Soldaten zu rauben begannen und in die Kellergewölbe brachen, wo die Wohlhabenderen ihre Werthsachen gegen die Zerstörung zu sichern trachteten.

Sobald die Löber'sche Familie mit der Neuber die letzten Straßen der Stadt hinter sich hatten, verringerten sich die Gefahren und nach Verlauf einiger Stunden kamen sie glücklich nach Laubegast, welches von der Zerstörung verschont blieb. Hier ward der Neuber wieder eine Kammer angewiesen, — hier fand sie wieder Thränen des Dankes für ihre Wohlthäter.

Aber die fürchterlichen Aufregungen, die einander so rasch gefolgt, hatten doch die sonst starke Natur der achtundsechszigjährigen Frau tief zerrüttet. Sie begann zu kränkeln und im Herbst desselben Jahres schien ihr Zustand bedenklich zu werden. Der Besitzer des Hauses, in der Besorgniß, daß die „Schauspielerin" darin sterben könnte, bestand darauf, daß sie die Wohnung verlassen müsse. Unermüdlich in den Beweisen seiner Güte für die Aermste, miethete Dr. Löber ihr in einem andern Hause, beim Bauer Georg Möhle, eine kleine Stube und ließ die Kranke dorthin schaffen. Das Haus lag unmittelbar an der Elbe und die Neuber fühlte sich von Neuem gehoben und erfrischt, wenn sie aus ihrem kleinen Fenster auf den breit dahinziehenden schönen Strom blickte, und hinüber zu den Weinbergen und den dahinter emporsteigenden Waldungen, welche bereits die bräunliche Herbstfarbe annahmen.

„Hier" — rief sie einmal tief bewegt — „hier möcht' ich keinen Winter mehr erleben; hier möchte ich mit den fallenden Blättern des Herbstes sterben."

Die Blätter fielen, das letzte Grün war welk geworden und die Novemberstürme rüttelten an den losen Fenstern. Ihr Herz war traurig, ihr Haupt war müde; auf's Neue legte sie sich nieder und meinte, jetzt werde sie wol das Mitleid guter Menschen nicht lange mehr brauchen. Als eines Tags der Bauer Möhle zu ihr leise ins Zimmer trat, um ihr etwas Erfrischendes zu bringen, da lag sie — die Hände auf der Brust gefaltet — todt auf ihrem Bette. Es war am 30. November 1760.

Als am zweiten Tage darauf die Leiche, für die ein Sarg nothdürftig zurechtgezimmert war, nach dem Kirchhof des benachbarten Ortes Leuben gebracht wurde, begleitet von nur wenigen Freunden, da wollte der Ortspfarrer die Kirchhofsthür für die „Schauspielerin" nicht öffnen lassen, und es wird erzählt, daß deshalb der Sarg über die Mauer gehoben werden mußte.

Sechszehn Jahre später vereinigten sich einige Männer, um der so hochverdienten und so kläglich untergegangenen Frau einen Denkstein zu errichten. Unter Denen, die sich besonders darum bemühten, werden die Hofräthe Reinhold und Geßner genannt. Der bekannte Satyriker Steuerrath Rabner, der ebenfalls als daran betheiligt erwähnt wird, war schon fünf Jahre früher gestorben. Doch hatte er ihr während ihrer letzten Lebensjahre manche freundliche Unterstützung zukommen lassen.

Im Jahre 1852 wurde der durch die Zeit schon sehr beschädigte Denkstein auf Veranlassung der dresdener Hofschauspieler renovirt, mit völliger Beibehaltung der alten — zu Anfang dieses Aufsatzes mitgetheilten — Inschrift sowol, wie auch der geschmackvoll angebrachten Embleme — Lyra, Flöte, Eichenlaub und Immortellen. Gleichzeitig ward an dem Hause, wo sie gestorben, eine Tafel angebracht mit der Inschrift: „Hier starb Caroline Neuber am 30. November 1760." Auf dem Kirchhof ward die Stelle, wo sie begraben liegt, ermittelt und auch hier ein Grabstein mit Angabe ihres Geburts- und Todestages angebracht. Ja, der Deutsche hat viel Mitgefühl und viel Gerechtigkeit für — die Todten.

---

# Amerika nach dem Bürgerkriege.

Studien von F. Kreyßig.

## III. Das Familienleben und die Frauen.*)

Wenn von „Symptomen einer Entartung des amerikanischen Volkes" die Rede ist, so denkt jeder europäische Zeitungs- und Romanleser zweifellos zuerst an die vielberufene „Anbetung des Dollars", an den „amerikanischen Materialismus", an jene „Bestechlichkeit amerikanischer Staatsmänner und Beamten", welche die Parteien drüben einander in ihrer republikanischen Kraftsprache vorzuwerfen nur zu sehr sich gewöhnt haben. Wir an unserem Theile halten es für Pflicht, auf diesem Gebiete zur Zurückhaltung zu rathen, gerade wie andererseits die amerikanischen gelegentlichen Herzensergießungen über europäischen Servilismus uns sehr kalt lassen. Völker wie Einzelne haben ein Recht, nicht willkürlich nach fremdem Maßstabe gemessen zu werden. Leider ist die Thatsache weder zu leugnen noch zu beschönigen, daß man in Amerika an die Uneigennützigkeit von Volksvertretern und Beamten weniger strenge Ansprüche macht, als in Deutschland, daß selbst ein Mann von Lincoln's Redlichkeit während des Krieges Veruntreuungen dulden mußte, für welche bei uns die öffentliche Meinung ebenso wenig Nachsicht haben würde, als die Gesetze. Wessen man sich dort zu Staatsmännern ersten Ranges versieht, zeigt soeben wieder die Bestechungsanklage gegen jene Senatoren, welche Johnson unschuldig fanden! Selbst nach reichlichstem Abzug dessen, was auf Rechnung der schroffen, republikanischen Form kommt, bleibt hier Etwas zurück, was in unseren Vorstellungen von einem freien und hochgesitteten Volke nicht Platz hat, und die Sache, zusammengehalten mit dem weltbekannten Scandal der New-Yorker Stadtverwaltung und ähnlichen Vorgängen, wäre in der That bedenklich genug, wenn die Quelle des Uebels nicht offen zu Tage läge und ganz anderswo hinwiese, als auf ein Absterben des sittlichen Gefühls im Volke. Wo, wie in der Union, fast jeder Beamte auf Kündigung angestellt ist, wo das Amt als Belohnung des Verdienstes um die Partei gilt, nicht als Lebensberuf und Ehren- und Gewissenssache — da sind nicht die Spitzbuben, sondern die Ehrenmänner das Wunder, die unter den amerikanischen Politikern immer noch so zahlreich und so glänzend vertretenen Ehrenmänner aus beiden Parteien. — Seit dem Jahre 1866 findet sich in den Einnahmen der Union ein neuer stehender Artikel, „Conscience-Money", Gewissens-Geld. Es sind das anonym eingesendete Summen, im Gesammtbetrage

*) Man sehe den ersten Artikel in Heft VIII., S. 192 ff. und den zweiten in Heft X., S. 430 ff.

von Hunderttausenden von Dollars, freiwillig zurückerstattete Gelder, um welche man die Staatskasse betrogen hatte. Ist aus europäischen Reichen, in denen Lieferanten und Unternehmer auch nicht um Gottes Lohn arbeiten, dergleichen schon zu hören gewesen? Haben wir, hat irgend ein europäisches Volk den von 1861—1867 dargebrachten freiwilligen Opfern, den massenhaften Schenkungen und Vermächtnissen für öffentliche Zwecke (Peabody ist nur Einer von Vielen), der glänzenden amerikanischen Freigebigkeit gegen verdiente Männer etwas Ebenbürtiges an die Seite zu stellen? — Wer Uneigennützigkeit und Bescheidenheit unter politischen Machern von Handwerk und unter Creaturen politischer Parteien sucht, der halte sich wegen unvermeidlicher Enttäuschungen eben an seine Methode. Das Wahre an der Sache ist, daß der Amerikaner dem Gewinn und Erwerb mit der nervösen Leidenschaftlichkeit nachstrebt, welche sein ganzes Leben beherrscht. Was er thut, das thut er eben ganz und so gut als möglich. Ihm aber deswegen Materialismus, Gleichgiltigkeit gegen geistige Interessen vorwerfen, kann nur die Unkenntniß oder der böse Wille. Ein Volk, welches die Schätze der Erde ausbeutet, um sie mit vollen Händen für Culturzwecke zu verschwenden, wird für seine „Gewinnsucht" einige Nachsicht fordern dürfen. Der classische Boden der Freischulen, der Wohlthätigkeitsanstalten, der Volksbibliotheken, der Missionen ist schwerlich die Heimat der „Dollar-Anbetung", wie malcontente europäische Auswanderer sie zu schildern belieben. Wenn es nur eben so leicht wäre, mit gewissen anderen Erscheinungen neuesten amerikanischen Lebens ins Reine zu kommen, so hätte es mit den Hoffnungen, welche wir an den Stern der großen befreundeten Republik knüpfen, keine Gefahr. — Aber hier giebt es allerdings manche Bedenken, die sich wenigstens nicht ignoriren lassen.

Alle Welt kennt die Anfangsworte des Yankee-Doodle:

„A Yankee boy is trim and tall,
And never over-fat, Sir."
„Ein Yankee-Bursch ist schmuck und nett,
Und niemals überfett, Herr!"

Die Thatsache ist, daß diese „Schlankheit" mehr und mehr Verhältnisse angenommen hat, die den Arzt und den Volkswirth nachgerade aufmerksam machen, daß eine körperliche Abschwächung und Ausartung der Yankee-Race neuerdings von immer zahlreichern Beobachtern, amerikanischen wie europäischen, bemerkt werden will. Zwar der westliche Farmer, der Trapper, der Maulthiertreiber, der Flachboot-Führer ist ein kräftiger, nicht selten hünenhafter Geselle, hochgewachsen und sehnig, gewaltig mit der Axt, mit dem Ruder, dem Pfluge und der Büchse, jeder Arbeit, jeder Strapaze, jeder Gefahr gewachsen. Was diese Leute vermögen, haben sie im Bürgerkrieg gezeigt, zeigen sie täglich in ihrem siegreichen Riesenkampfe gegen die Wildniß. Um so schlimmer steht es in den großen Städten und den Fabrikdistricten des Ostens. Eine nervöse, ungesunde Ueberreiztheit, schnelles Aufblühen und frühes Welken, macht sich dort unter den Natifs, dem Yankee-Vollblut mehr und mehr

sichtbar. Jene wandelnden Skelette der amerikanischen Carricatur-Zeichner, mit dem langen dünnen Halse und der eingefallenen Brust sind doch nicht ganz ohne Analogien im Leben, ebenso wenig wie bei uns etwa die zweibeinigen Bierfässer in bairischen Uniformen, wie die „Fliegenden Blätter" sie bringen. Man berichtet neuestens die Thatsache, daß die natürliche Zunahme der Yankee-Bevölkerung in den östlichen Großstädten ins Stocken geräth (selbst in Boston!), daß sie hinter der der Deutschen und Iren weit zurückbleibt, und gewisse delicate, schwer zu bezeichnende Erscheinungen des amerikanischen Familienlebens geben Manches zu denken. —

Ueber wenig Gegenstände der zeitgenössischen Culturgeschichte laufen die Urtheile der Beobachter so gegeneinander, als über die amerikanische Frauenwelt. Ihre Eigenthümlichkeiten werden von dem Einen als eine höhere Entwickelungsphase der Gesellschaft gepriesen, von Anderen als Anzeichen nationalen Verfalles beklagt oder verspottet. Einstimmigkeit aber herrscht über die unvergleichlich höhere Bedeutung, welche das schöne Geschlecht dort über dem Wasser behauptet, als bei uns im alten Europa. Schon im elterlichen Hause genießt die junge Amerikanerin einer auf Achtung und Vertrauen gegründeten Freiheit, wie bei uns die heranwachsenden Jünglinge in guter Familie. Sie wählt ihren Umgang unabhängig von dem der Eltern, macht Promenaden, nimmt Einladungen an, auch zu Landpartien, vollkommen frei und unter voller, eigener Verantwortlichkeit. Sie bedarf auf Reisen keines männlichen Schutzes, denn der Mann, beliebigen Standes, der ihr freundliche Achtung und Rücksicht versagte, würde der Volksjustiz nicht entgehen. Ihr gehört unweigerlich der ihr zusagende Platz im Omnibus, im Waggon. Während des Bürgerkrieges hat man Damen beider Parteien stets unbehelligt passiren lassen, oft genug zu großem Nachtheil der eigenen Sicherheit. Im Hause ihres Mannes gebietet die Amerikanerin natürlich unumschränkt, wie jetzt auch wol schon die Mehrzahl ihrer europäischen Schwestern. Sie ist aber auch unendlich oft Rathgeberin und thätige Helferin in wichtigen Angelegenheiten des männlichen Berufes und in schnellsteigendem Einflusse beginnt die amerikanische Frauenwelt, namentlich seit dem Bürgerkriege, in den großen Angelegenheiten des Landes sich bemerklich zu machen. Daß der Grund dieser gesellschaftlichen Umwandlung (denn um eine solche handelt es sich) lediglich oder hauptsächlich in den abnormen Zahlenverhältnissen der Geschlechter zu suchen wäre, mögen wir selbst einem Beobachter wie Hepworth Dixon nicht glauben. Der vielbesprochene Frauenmangel besteht nur in den neuen westlichen Staaten, wo Verhältnisse wie das von drei Männern auf eine Frau in Californien, von vier Männern auf eine Frau im Washington-Territorium immerhin manche Wunderlichkeit und manchen Anspruch der vielumworbenen Schönen entschuldigen könnten. — Aber gerade dort findet man in den einsamen Farmhäusern am meisten jene musterhaften, rüstigen, vor keiner Mühe und Gefahr zurückschreckenden Hausfrauen, welche auch den strengsten europäischen Ansprüchen an weibliche Hingabe und Selbstbescheidung

genügen und dabei ihre amerikanischen Vorzüge glänzend behaupten. Dixon selbst weiß diesen Typus echter Weiblichkeit höheren Styls sehr gut zu würdigen, z. B. in dem schönen Portrait von Annie Smith, der Farmers-Frau aus Missouri: „Sie ist das Muster einer Classe von Frauen, die man in Amerika findet und in einigen Theilen von England, aber nirgends sonst, in ihrer Stellung wenig mehr als eine Bauerfrau, in ihrer Sinnesweise wenig unter einer Dame. Sie hat tausend Dinge zu thun; Feuer zu machen, die Kinder zu waschen und zu kleiden, das Haus zu schrubben, Schweine und Geflügel zu füttern, Kühe zu melken, Gemüse und Früchte einzusammeln, Essen zu kochen und anzurichten, Eimer und Pfannen zu scheuern, Butter und Käse zu machen, Kleider zu verfertigen und zu flicken. Aber sie lacht und singt dabei mit so guter Laune und leichter Haltung, daß ihr die Arbeit nur Zeitvertreib scheint. Dabei ist sie hübsch gekleidet und hat weiße Hände. Ihre Sprache ist die des Volkes, aber anmuthig in ihrer natürlichen Derbheit. Schmutz ist ihr Feind. Das Zusammenleben mit dem Vieh, so gewöhnlich unter den Landleuten der alten Welt, wäre ihr unbegreiflich. Auch trägt sie immer anständige Kleider, nicht bloß Sonntags. Es macht ihr Freude, den Junggesellen der Nachbarschaft zu zeigen, was eine Frau für ein Segen ist.“ — Man sieht, hier ist von verderblichem Einfluß der zu großen Nachfrage, der Seltenheit der Frauen, Nichts zu bemerken. Was von ausschweifenden Ansprüchen, von, europäisch gesprochen, unweiblichem Auftreten amerikanischer Frauen in Scherz und Ernst erzählt werden kann, gilt dagegen fast ausschließlich von den bevölkerten Staaten des Ostens, in welchen das Zahlenverhältniß der Geschlechter nahezu dem europäischen gleich ist und wo schon die sehr große Zahl der als Arbeiterinnen aller Art, als Lehrerinnen, Commis, Post- und Telegraphenbeamte ꝛc. wirkenden Mädchen deutlich zeigt, daß die Lasten des Hausstandes sich den Männern ebenso fühlbar machen, als in der Alten Welt. Die hier auftretenden Abnormitäten können nicht in zufälligen Umständen ihren Grund haben. Sie müssen sich aus dem Wesen der amerikanischen Bildung und Gesellschaft erklären lassen, und da tritt uns denn, als durchgreifend unterscheidender Grundzug der Yankee-Welt vor Allem eine in dieser Allgemeinheit und Stärke bis jetzt beispiellose Betheiligung der Frauenwelt an dem geistigen Leben des Volkes entgegen. Im Durchschnitt besuchen, in den Neu-England- oder Central-Staaten, die Töchter guter, oder auch nur leidlich anständiger Familien die Schule längere Zeit, als ihre meist früh in's praktische Leben eintretenden Brüder. Sie begnügen sich nicht, wie die meisten unserer Damen, mit Elementarkenntnissen, neueren Sprachen und schönen Künsten. Die Formeln der Mathematik erschrecken sie ebensowenig, wie die unregelmäßigen griechischen Verben. Sie wagen sich in die Labyrinthe philosophischer Systeme, nehmen die Loupe und das Secirmesser zur Hand und sind oft genug auf dem dornigen und steinigen Gebiete der Politik und des Rechts bewandert. Wenn Johnson, der Präsident, den besten Theil seiner Gelehrsamkeit seiner Gattin verdankt, so theilt er damit das

Schicksal von Tausenden seiner Landsleute. Daß nun das Bewußtsein tüchtiger Kenntnisse und geistiger Freiheit Thatkraft und Selbstgefühl steigert und den Muth auf höhere Bahnen weist, wäre an sich auch bei Mädchen und Frauen nur ebenso löblich als natürlich, und in der That macht die Culturarbeit der amerikanischen Welt, mit der der unseren verglichen, nicht selten, unter sichtlicher Mitwirkung der Frauen, den Eindruck einer von doppelter Kraft getragenen Leistung. Die unermüdete Vereinsthätigkeit der amerikanischen Damenwelt während des Bürgerkrieges, ihre aufopfernden Leistungen bei Pflege der Kranken, der Verwundeten hat bei uns neuerdings, wenn auch in bescheideneren Verhältnissen, ihr Seitenstück gefunden. Eigenthümlich aber dem amerikanischen Leben ist die energische, begeisterte Theilnahme der Frauen an den großen sittlichen und politischen Interessen des Landes und die kaum zu hoch anzuschlagende Fülle von Ermuthigung, Anregung, Stärkung, die jeder Sache zu Theil wird, für welche sie sich erwärmen. Die beispiellose Festigkeit der nördlichen Bevölkerung in den Prüfungstagen der Jahre 1863 und 1864 kommt zu recht großem Theile auf Rechnung des weiblichen Patriotismus. Das immer massenhaftere Eintreten der Mädchen und Frauen in die Werkstätten der nationalen Arbeit hängt mit jenem hohen Stande der weiblichen Bildung gleichfalls zusammen, obschon unter seinen Ursachen auch weniger erfreuliche Verhältnisse, steigender Luxus, Schwierigkeit der Begründung des eigenen Hausstandes, nicht zu verkennen sind. Es bleibt immerhin ein zweifelhafter Ruhm für ein junges Land, wenn drei Viertel seiner öffentlichen Schulstellen in weiblichen Händen sind. Von dem vollberechtigten Eintreten der Frauen in die Functionen ärztlicher Thätigkeit ist auf amerikanische Anregung hin neuerdings auch in Europa, zumal in England, viel die Rede gewesen, und wenn Dr. Mary Walker zunächst durch ihre englischen Zuhörer noch auf starke Geduldproben gestellt wurde, so gehört doch nur etwas culturgeschichtlicher Blick dazu, um gerade dieser Propaganda eine Zukunft in Aussicht zu stellen. Sie verlangt im Grunde nichts Neues, sondern eine durch alle Mittel moderner Wissenschaft gehobene und geläuterte Wiederherstellung der instinctiven Praxis unserer ritterlichen Vorzeit. Was Frauen am Krankenbette leisten können, zeigen Diakonissinnen und barmherzige Schwestern auch bei uns zur Genüge. Mögen ihnen die akademischen, ja selbst die assistenzärztlichen Ehren noch lange versagt bleiben: unfruchtbar wird das Beispiel der Facultät von Philadelphia dennoch auch bei uns nicht bleiben. Was aber Amerika angeht, so tritt aus dem Schatten seiner Zukunft das große Problem der Frauen-Emancipation von Jahr zu Jahr in bestimmteren Verhältnissen hervor. Die Frage nach der Gleichberechtigung des zarten Geschlechtes beschränkt sich dort längst nicht mehr auf die Leserkreise von Romanen und Gedichten und auf die müßige Unterhaltung der Salons. Sie pocht an die Thüren der gesetzgebenden Körperschaften mit der Forderung des Wahlrechts der Frauen und ihrer Anstellung im Staatsdienst. Und sie erzwingt sich ernste Beachtung, weil sie im Bunde auftritt mit entschlos-

sener und beherzter Anerkennung der dem Rechte entsprechenden Pflicht, mit geistiger Bildung und mit Lust und Fähigkeit zu tüchtiger, gemeinnütziger Arbeit.

Womit nun freilich nicht gesagt werden soll, daß Diejenigen sich nicht gleichfalls auf Thatsachen berufen könnten, welche diese ganze Emancipationsbewegung als eine schlimme Krankheit der amerikanischen Gesellschaft beklagen, respective sie als eine Ausartung und Thorheit verspotten. Die Frage liegt keineswegs einfach und spruchreif vor und fordert ernste Beachtung, zumal sie eines schönen Morgens gar wol aufhören könnte, eine rein amerikanische zu sein.

Seit man Reiseberichte und Romane über Amerika schreibt, und neuerdings mehr als je, werfen Schilderungen der Coquetterie und Zwanglosigkeit amerikanischer Schönen, ihrer Putzsucht und Verschwendung, ihrer Arbeitsscheu und ihrer übertriebenen Ansprüche an Leben und Gesellschaft ihre dunklen Schlagschatten in das heitere Bild transatlantischen Glückes und Gedeihens. Auch bei Dixon fehlen sie nicht. „Was sagen Sie nun zu unseren Damen?" fragte ihn ein Yankee unter der Veranda ihres Saratoga-Hotels. „Reizend, natürlich, bleich, zart, bezaubernd!" Da rief der Andere, die Hände erhebend, „sie taugen dem Teufel Nichts. Sie können nicht gehen, sie können nicht reiten, sie können ihre Kinder nicht nähren." — „O, Sie haben keine Frau", meinte Dixon besänftigend. — „Eine Frau! Ich würde sie umbringen." — „Mit Liebe?" — „Mit einem Feuerhaken. Sehen Sie diese Kätzchen, wie sie da am Springbrunnen tändeln. Was thun sie jetzt, was haben sie den ganzen Tag gethan? Gegessen und sich geputzt. Sie haben dreimal ihre Kleider gewechselt und ihr Haar dreimal waschen, kämmen und kräuseln lassen. Das ist ihr Leben. Sind sie spazieren gegangen oder geritten? Haben sie ein Buch gelesen oder einen Saum genäht? Nicht die Spur davon. Sie haben nicht Knochen, nicht Muskeln, nicht Saft; sie haben blos Nerven. Aber was kann man verlangen? Sie essen Perl-Asche statt Brod, sie trinken Eiswasser statt Wein; sie tragen feste Schnürbrüste, dünne Schuhe und Tonnenröcke. Solche Dinger taugen nicht für's Leben und, Gott sei Dank, in hundert Jahren wird nicht Einer ihrer Nachkommen übrig sein."

Nun sind classische Bonmots eines blasirten Junggesellen auf Kosten verzierter Ball-Schönen nicht als ein sachverständiges Zeugniß über die Frauen und Mädchen des Landes zu erachten. Aber wir wurden doch an jene Stelle erinnert, als wir in einer neuen Nummer der Tenessee-Staatszeitung die Notiz lasen, in Californien habe sich kürzlich ein Verein von jungen Männern gebildet, die sich das Wort gegeben, keine mondscheinzarten, zwerghaft-verkümmerten Damen zu heirathen, daneben aber eine Schilderung des Blattes, welche jener Saratoga-Jeremiade Nichts nachgab. Bei aller geistigen Regsamkeit nicht nur, sondern auch praktischen Tüchtigkeit und Anstelligkeit, wie die amerikanischen Damen sie so glänzend bewähren, ist in der That eine ge-

wisse ungesunde, nervöse Ueberreiztheit des weiblichen Elements der Gesellschaft im Gefolge jener höheren geistigen Anspannung, in der neuesten Entwickelungsgeschichte Amerikas nicht zu verkennen. Sie zeigt sich theils direct in phantastischen Theorien von weiblicher Würde und weiblichem Recht und in Versuchen, diese Ansprüche thatsächlich durchzuführen, theils fühlt man sie indirect aus den Erscheinungen des religiösen Lebens der Union nur zu deutlich heraus.

Unter den Propheten dieses weiblichen Evangeliums führt Elisabeth Farnham aus New-York den Reigen. Ihre „innere Erleuchtung über die Frauenrechte" hatte sie schon 1841, also in derselben Zeit des zügellosen Individualismus, welche das Buch Mormon vom Himmel herabholte und zu fast allen den seltsamen jetzt culminirenden Entwickelungskrankheiten der amerikanischen Gesellschaft den Keim legte. Wie Mohamed und andere Propheten beeilte sich Elisabeth aber nicht, ihr Licht auf den Leuchter zu stecken. Sie verschaffte sich vor Allem eine reiche Lebenserfahrung, heirathete, bekam Kinder und sah sie sterben, ward Witwe, machte in Reichthum und Armuth, in Genuß und angestrengtester Thätigkeit alle Wechsel amerikanischen Lebens durch. Dann erst trat sie neuerdings mit ihrer That hervor, mit der Offenbarung von der Vollkommenheit und der höheren Bestimmung des Weibes. Wie etwa der Mann zum Gorilla, das ist ungefähr ihre Ansicht, so verhält das Weib sich zum Manne. Diese Ueberlegenheit ist eine radicale, organische, sie liegt in der Beschaffenheit ihres Gehirns, in der Feinheit ihrer Gewebe. Das Weib ist die Mittelstufe zwischen dem Mann und — dem Engel. Und der Beweis? — Die Prophetin macht sich darum keine Sorge: Das Leben, das bezeugen alle Naturkundigen, vervollkommnet seine Gebilde im Verhältniß der zunehmenden Künstlichkeit ihrer Organe. Nun ist aber der weibliche Körper nicht nur feiner, zarter, schöner, sondern auch um ein ganzes hochwichtiges Organ, das der Ernährung, reicher als der des Mannes, mithin das Weibchen, durch die ganze Natur hin, von der weiblichen Auster bis zur Neu-England-Lady, immer der Uebergang zur nächst-höheren Gattung. Für Elisabeth Farnham bezeugt das insonderheit die Erfahrung des Menschengeschlechts, seine Geschichte. Des Mannes vielgerühmte Stärke ist die Vernunft, der Verstand, die Wissenschaft. Da sitzt er nun in seiner Festung*). Aber Elisabeth sah dieser Vernunft in's Gesicht und sie fand — einen gemeinen Gaukler, der die Natur ganz materiell auffaßt, Daten und Thatsachen sammelt, Ursachen und Wirkungen scheidet, durch Harmonieen auf Gesetze Jagd macht. Wie anders die Frau! Sie bedarf keiner Methode. Ihr Vorrecht ist die unmittelbare Anschauung, das sichere, unfehlbare Gefühl. Ein Blick, eine Empfindung enthüllt ihr, was die männliche Logik mühsam, Stück um Stück, in Jahren erarbeiten muß. Hat diese Vernunft sich z. B. nicht Jahrtausende lang abgequält, ohne die doch so nahe liegende Central-Wahrheit, die Ueberlegenheit des

*) Hepworth Dixon in dem mehrfach citirten Werke.

Weibes, ausfindig zu machen? Darwin war nahe daran, sie zu finden. Aber er wußte die Consequenz nicht zu ziehen. Der Verstand mag seinen untergeordneten Nutzen haben. Er mag den Mann lehren, Bäume umzuhauen, Schiffe zu bauen, Thiere zu zähmen, Korn zu schneiden, Kartoffeln zu pflanzen. Mit einem Worte: der Mann bedarf seiner für seinen natürlichen Beruf, für die Bezwingung der Erde im Dienste des Weibes, des höheren Wesens, der Spenderin von Liebe, Freude und Glück. Deren Aufgabe ist es, mit Gott zu verkehren, das Leben zu verschönern, zu heiligen, zu genießen, das Reich des Spiritualismus zu gründen. Wie dies letztere gemeint, davon später.

Elisabeth Farnham und ihre Glaubensgenossinnen, Elisabeth Denton und Anna Cridge sind nun doch nicht so ganz die Predigerinnen in der Wüste, wie man wol glauben sollte. Es geht ihren Herzensergießungen eine Bewegung zur Seite, die praktische Ziele verfolgt und die nach dem Kriege, und zum Theil direct unter seiner Anregung, täglich Fortschritte macht: die Agitation für die Frauenrechte und für eine Reform der Gesetzgebung im weiblichen Sinn und Interesse. Es ist der alte „ewig weibliche“ Zug des Germanenthums, der unsere in Thierfelle gehüllten Vorfahren zu den Füßen Velleda's führte, der in den Minne-Höfen und Sängerkriegen der Ritterzeit seinen Jugendtraum träumte, in den unsterblichen Frauengestalten der beiden germanischen Dichter-Könige sich künstlerisch formte. Gegenwärtig, auf dem Boden des praktischsten, nüchternsten Volkes der Welt, unter dem Lärm der Maschinen-Arbeit und der politischen Kämpfe erhebt er jenseits des Wassers die Fahne der „Befreiung des Weibes“, macht er, in der vollen Waffenrüstung des neunzehnten Jahrhunderts, als Recht auf dem Gebiete der Thatsachen geltend, was die alte Welt und die Vorzeit ihm in den gefeiten Bezirken ritterlicher Sitte und künstlerischer Weise zu träumen erlaubte. — Die weiblichen Reformer Amerikas gehen von der Beobachtung aus, daß unser bürgerliches Gesetz, heidnisch-antiken Ursprunges, wie es ist, fast kein Sittengebot, keine Tugend vor sein Forum zieht. Mäßigkeit, Sparsamkeit, Keuschheit, Frömmigkeit, Güte und wie die Führerinnen auf dem schmalen Wege des Heiles sonst heißen mögen, sie finden vor unseren Gerichten keinen Schutz, ihre Verächter nicht so leicht eine Strafe. Da soll denn die Sitte, die öffentliche Meinung ergänzend eintreten, und diese, vom stärkeren Geschlechte beherrscht, habe bis jetzt den Frauen schreiendes Unrecht gethan. Muthen wir unseren jungen Damen nicht zu, sich die Gesellschaft junger Männer gefallen zu lassen, die vielleicht notorisch allen sieben Todsünden fröhnen, wenn sie nur eine „respectable“ Stellung in der Gesellschaft einnehmen und leidlich den äußeren Anstand wahren? Und dabei trifft ein unwiderruflicher, vernichtender Bann das Weib für den geringsten Verstoß! — Wie ernsthaft in Amerika solche Erwägungen werden können, weit über unsere laxen europäischen Begriffe hinaus, sehen wir bereits jetzt aus den Eingriffen der republikanischen Gesetzgebung in die privatesten Lebensver-

hältnisse. Ein Volk, welches die Trunksucht durch absolutes Verbot der starken Getränke bekriegt, ist auch in dieser Richtung noch anderer Dinge fähig. Der alte puritanische Geist ist nicht todt. Wer will dafür stehen, daß die Yankee-Ladies ihre Neu-England-Republiken nicht noch einmal nach dem Muster von „Maaß für Maaß" einrichten? Doch das liegt immerhin noch im Weiten. Dagegen ist die Bewegung für politische Gleichberechtigung der Frauen thatsächlich in vollem Gange. Betsey Cowles, Lucy Stone, Lucrezia Mott, Elisabeth Stanton, Lydia Pierson, Paulina Davis und ihre Gesinnungsgenossinnen verlangen in ihren immer zahlreicher besuchten Meetings vor Allem allgemeines Stimmrecht für alle volljährigen Amerikanerinnen, und, bei sonst vorhandener Bildung und Fähigkeit, gleiches Anrecht beider Geschlechter auf Staats- und Ehrenämter aller Art. Weit entfernt, die Sache lächerlich zu finden, geht die amerikanische Presse vielseitig und ernstlich auf dieselbe ein. Man äußert immerhin Zweifel, Bedenken, aber immer nur im Interesse der Frauen selbst, nicht in dem der Gesellschaft. Die gesetzgebende Versammlung von New-York (zu Albany) setzte im Sommer vorigen Jahres eine eigene Commission zur Untersuchung der Frage nieder. Die Mehrheit sprach sich noch gegen die Reform aus, aber nicht aus principiellen Gründen, sondern nur, weil die Sache noch nicht reif sei. Seitdem ist Kansas mit einem Beschlusse zu Gunsten des weiblichen Wahlrechts vorangegangen. Wie es bereits weibliche Professoren, Aerzte, Post- und Telegraphenbeamte in Menge giebt, wie neuerdings stark von einer weiblichen Candidatur für die Gesandtenstelle in London die Rede war, so wird Elisabeth Stanton in ihrer Bewerbung um einen Sitz im Congreß sicherlich nicht lange allein bleiben, und nur auf den ernsten Willen der Amerikanerinnen wird es ankommen, ob sie etwas früher oder später in Masse an der Wahlurne erscheinen und dann auch in entsprechender Anzahl aus derselben hervorgehen werden. Ob zu ihrem Heile und zu dem der Republik? Es wird der Erwägung dieser Frage zu Gute kommen, wenn wir zuvor einen Blick auf die große, phantastisch-religiöse Bewegung werfen, welche seit einem Menschenalter die Tiefen der amerikanischen Gesellschaft durchwühlt. Sie hängt mit den bisher angedeuteten Erscheinungen des politischen, häuslichen und individuellen Lebens genau zusammen und tritt gegenwärtig um so mehr in den Vordergrund, als eine ihrer Formen, der Mormonismus, im Begriffe steht, wieder einmal Gegenstand einer Katastrophe zu werden.

# La Bohème.

Von **Eugen Laur.**

Bei einem Blick in die Chroniken der Vergangenheit und die Conversationslexika der Gegenwart (nebst Ergänzungsheften) finden sich Genies nicht häufiger als etwa Pyramiden in der Wüste; wer aber in Städten, welche eine Universität oder eine Akademie der Künste besitzen, unter den Lebenden Umfrage hält, wird — nach deren Versicherung — mehr Genies entdecken, als Aehren auf einem Kornfelde im Sommer. Der Unterschied zwischen dieser und jener Sorte Genies ist nur der, daß die geringe Zahl, als Geister ersten Ranges, wegen der Bedeutung und Fülle ihrer Werke angestaunt und verehrt, während die anderen, ob ihres Mangels an geistigen Fähigkeiten und Energie mit Geringschätzung behandelt oder — nach eigener Behauptung wiederum — von den Zeitgenossen verkannt werden und für die Nachwelt keine Spur hinterlassen. In jeder Beziehung ohne Mittel und deshalb vor keinem Mittel, so weit es durch das Strafgesetzbuch nicht streng verboten, zurückschreckend, führen sie „räthselhafte Existenzen", zerfallen mit sich und der Menschheit, die ihnen Dankbarkeit und Ruhm versagte, einzig weil sie — ein läppischer Grund! — niemals etwas auch nur der Rede Werthes geleistet haben. Da indessen unter zehntausend Fällen einmal geschah, daß eine derartige wilde Pflanze in des Glückes mildem Sonnenschein sich veredelte, durch tüchtigen Gärtners Hand gepflegt sich kräftigte und gern gesehene Blüthen trug: so warteten auch die übrigen 9,999, freilich ohne selbst Etwas dazu beitragen zu wollen, auf das Eintreten so günstiger Verhältnisse. Ueber diese ungerathenen Kinder mögen die „ordentlichen Leute" wie immer denken, die Dichter haben sich häufig gesagt sein lassen:

Was im Leben uns verdrießt,  
Man im Bilde gern genießt.

Diderot und nach ihm Goethe haben an Rameau's Neffen sich erfreut, unsere Kommersbücher sind voll begeisterten Lobes der alten Studenten, und Henry Mürger hat in einem glücklichen Momente der ganzen Classe, der er selbst in hervorragender Weise zugehörte, einen gemeinsamen Namen verschafft durch die anmuthigen, humoristischen Schilderungen der Scènes de la vie de Bohème. Nach dem Dictionnaire de l'Académie française sind die Bohèmes Vagabunden, welche in Banden das Land durchstreifen, deren Frauen aus den Händen wahrsagen und deren Talente in Singen, Tanzen und Stehlen bestehen. Für die vierzig Unsterblichen des Olymps am Quai de Conti, welche in gestickten Fracks und mit Scheuklappen durch das Leben gehen, sind jene Existenzen nur

unter den Zigeunern zu finden. In Wahrheit aber war unter dem Bürgerkönige das Quartier latin von derartigen Bohêmes stark bevölkert, ist seit der Februar-Revolution bis auf den heutigen Tag nach dem Zeugniß des ehrenwerthen Seine-Präfecten auch der nördliche, diesseits des Flusses gelegene Theil von Paris durch „Vagabunden" überschwemmt worden. Doch welch' eine Kluft ist zwischen der Bohême, welche von der Madeleine bis zur Rue du Foubourg Montmartre sich erstreckt, und jener der 1840er Jahre, die auf den Gassen und Gäßchen vom Pontneuf bis zum Odéon bivuaquirte!

Alljährlich mit Beginn des Herbstes sandte die Provinz eine Menge Studenten und angehende Künstler nach dem Labyrinthe des Quartier latin. Sie hatten wenig Geld in den Taschen, aber die Brust voll Hoffnungen und übermüthiger Lebenslust. Vor ihnen lag Paris mit der frischaufstrebenden jeune France, den Liedern Béranger's, den niedlichen Lisetten und Grisetten in weißen Häubchen und Seidenschürzen. Der Rest war das verächtliche Philisterthum, welches den Mammon göttlich verehrte, die Gläubiger gegen den Schuldner in Schutz nahm, das Lachen aus voller Kehle für unschicklich hielt und in dem Ehestande eine heilige Institution erblickte. Nieder mit diesen veralteten Anschauungen und Einrichtungen! Es lebe, wer die Gläubiger zu prellen versteht, in der freien Liebe sein Glück findet, dem Bourgeois ein Bein zu stellen weiß und um die Zukunft nicht ein Haar sich kümmert. Man baut Treppen nach den laubigen Wipfeln der alten Bäume im Park zu Robinson: — es ist so langweilig hergebracht zu ebener Erde zu speisen. Beim Tanzen fliegen Beine und Arme hoch in die Luft: — es ist so lächerlich unbequem eine Quadrille im Tact und mit Wohlanständigkeit durchzuführen. Der Argot allein ist würdig zur Vermittelung des Austausches der Gedanken und Gefühle — es ist so thöricht abgeschmackt, wie die Philister sich auszudrücken; in vollen Zügen athmet die Brust die heiße Luft in den mit Tabaksrauch erfüllten Cafés chantants —, es ist so unerquicklich dumpfig in den Hörsälen der Ecoles und Sorbonne. Und überdies, wie schnell kommt die Zeit, wo man wieder heimkehren muß nach der menschenleeren, trübseligen, verschlafenen Provinz, wo man den anspruchsvollen Eltern sagen soll: auch ich bin Maler, Dichter, Bildhauer, Arzt oder Advocat. Aber Viele vermögen dem Minotaurus, Paris genannt, nicht mehr zu entfliehen. Sie wollen „im nächsten Semester" gewiß arbeiten, sie wissen nun, worauf es ankommt, ihre Jugend hat ausgetobt, ihr Geist ist genügend vorbereitet, um in Sprüngen vorwärts zu kommen und das scheinbar während mehrere Jahre Versäumte mit Einem Schlage nachzuholen. Aber es wird Einem so schwer Etwas zu beginnen, was man lange aufgehoben hat. Noch eine Woche kann dem aus dem „Pays" angelangten Neulinge gewidmet werden; sieben Tage sind schnell vergangen, nur noch einmal sieben, aber dann .... Die Wochen werden zu Monaten, die Monate zu Jahren. Vom Hause treffen die Mittel zum Unterhalt nicht mehr ein, und wer vermag zu studiren oder künstlerisch zu schaffen, wenn die Sorge um Essen und Trinken,

Kleider und Wohnung neben den Tisch und die Staffelei sich stellt? Es giebt genug zu denken und zu thun, um ein Mittagsessen zu erringen, den unentbehrlichen Tabak aufzutreiben. Was den Anzug betrifft, so ist man schließlich auf denjenigen beschränkt, der wegen Zerlumptheit nicht mehr verkäuflich ist, und die Wohnung befindet sich in den vornehmen Stadttheilen, zur Sommerszeit im Bois de Boulogne, siebente Allee rechts, neunter Lindenbaum, zur Winterszeit Boulevard des Capucines sechste Bank links, oder in einem der neuen Häuser, denen noch die Bewohner, die Möbel, die Concierges, das Dach und die Treppen fehlen. Zuweilen taucht in der Menge der Vorübergehenden ein alter Bekannter auf, der zu einem zinsfreien und niemals rückzahlbaren Darlehen sich bewegen läßt, oder es wird Verstärkung für die Claque irgend eines Theaters gesucht oder man schwingt sich auf (in doppeltem Sinne) zu dem Platze eines Cancanisten der Bals de nuit im Casino, Prado und der Maskenbälle in Thalien's und Euterpen's heiligen Hallen, vulgo Opern- oder Schauspielhäuser genannt.

Das ist in flüchtiger Skizze die Bohème von ehedem. Der Name hat Henry Mürger — den Sohn eines deutschen Schneiders — nicht lange überlebt, auch das Wesen zeigt sich verändert, entwickelt, erweitert und verbreitet. Nicht mehr aus Entmuthigten, Enttäuschten, Schwachen und Trägen allein recrutirt sich die unregelmäßige Armee der Bohèmes des Kaiserreichs; unter diesen Freischärlern existiren nicht mehr verkannte Genies, an die Stelle des Argot ist die Langue verte getreten und bereits sind zwei Dictionnaires dem tiefgefühlten Bedürfniß Derjenigen entgegengekommen, welche auf das volle Verständniß der mündlichen und gedruckten Unterhaltung derartiger Kreise, der Lieder Theresa's, der Suzanne Logier, der Zugstücke im Palais royal, Délassements comiques, Variétés u. s. w. nicht verzichten wollen. Eine gemeinsame Bezeichnung für die Zigeuner des heutigen Paris ist noch nicht gefunden, die Zahl und Art dieser in die Brüche gerathenen Individuen erscheint zu mannigfaltig, als daß ohne Schwierigkeiten ein Generalnenner sich berechnen ließe. Sie, mehr als irgend etwas Anderes, liefern den thatsächlichen Beweis, daß in Frankreich die Standesunterschiede aufgehoben sind. Wer eine Schilderung davon geben will, kann nur classificiren, nicht rangiren; denn am Ende ist der Unterschied zwischen der Bohème — bleibe das alte Wort, wie noch heute fünf Centimes ein Sou genannt werden — des Café de Madrid und dem mit Ordensbändern geschmückten nicht größer, als der eines Taugenichts und eines Erztaugenichts.

Nach gewohnheitsmäßigem Herkommen erscheine zuerst der Souverain-Bohème. Er ist weniger selten als man glauben sollte, und nicht nur von den legitimen Fürsten gilt das le roi est mort! vive le roi! Die falschen Demetrius, Woldemar, Louis XVII. sind reich an Nachkommen und die Johann's ohne Land spuken noch immer umher. Se. Maj. Aurelie I. hat wieder den Hermelin und die Krone mit dem Advocatenrock und den Code Napoléon vertauscht; aber der Bäcker und Fleischer, der Schneider und Schuhmacher, die Wirthschafterin und

Wäscherin, bei denen allen er Staatsanlehen aufnimmt und die Hoffnung auf den Titel Hoflieferanten rege zu erhalten weiß, sie werden ihn nie anders als Monseigneur und Sire anreden. Nur einzelne Demokraten zeigen so niedrige Denkart, daß sie die von Sr. Majestät eingegangenen Schulden nicht von dessen Hausminister reclamiren, sondern von dem Friedensrichter zurückverlangen, und nur entartete Haussiers, vermuthlich Nachkommen einiger Conventsmitglieder, vollstrecken Execution in das besonders für einen König sehr bescheidene Mobiliar des unglücklichen Monarchen. O tempora! O mores!

Etwas besser daran sind die Herzöge, Marquis und Grafen, welche bald als Ausschuß (im Sinne von Comité) irgend einer industriellen Gesellschaft auf Grund ihrer stark vergilbten und ziemlich werthlosen, von den Vorfahren hinterlassenen „titres" neue an der Börse cotirte „titres" erhalten, so daß in Folge einer Begriffsverwirrung auch Bürgerliche sich beeilen, derartige titres zu erwerben. Und der Letzteren Geld ist so sicher darin angelegt, daß es niemals wieder zum Vorschein gelangt. Bald lassen sie sich herab, der Tochter eines Krämers, die ihnen mittels aufgeschichteter Geldbeutel auf halbem Wege entgegenkommt, zu ewigem Bunde die Hand zu reichen und das Herz so wie den adeligen Namen zu verschenken: les petits cadeaux entretiennent l'amitié. Mit staunenswürdiger Resignation ahmen sie hierbei dem christlichen Kaiser nach, welcher von den Juden eine Steuer eintrieb, um eine Kirche zu erbauen, weil Geld nicht riecht; sie decken, wie ein jüngst verhandelter Proceß abermals auf's Deutlichste dargethan hat, über die Vergangenheit ihrer Gemahlin den Rittermantel und machen ihn zum Mantel — der Liebe. Und keineswegs aus jugendlichem Leichtsinn, sondern meistens hochbejahrte Männer, die außer vielen Jahren nichts zurückgelegt haben, üben solchen Samariterdienst, nach dem Vorbilde der Häringe, unter denen ebenfalls die alten weniger delicat sind als die jungen. Oder wenn der geflügelte blinde Knabe ihnen nicht lächelt, versuchen sie es mit der blinden geflügelten Göttin. Haben die Ahnen während der Kreuzzüge mit dem Leben gespielt, so trachten die späten Enkel vom Spiel zu leben und beweisen ihren Muth, indem sie das Geschick wol zwingen kann zu verlieren, niemals aber zu bezahlen. Als in einer Generalversammlung des ***Clubb zu Paris der Präsident die Gesellschaft wegen des Anwachsens der Mitgliederzahl beglückwünschte und berichtete, daß unter den neu Aufgenommenen Ausländer sich befänden, nämlich so und so viel Engländer, Spanier, Italiener, Brasilianer, fragte eine Stimme, die aus der Nähe des Marquis de Boissy zu kommen schien: „Et combien de Grecs?"

Die nächste Classe ist noch umfassender. Sie hat keine besonderen Kennzeichen, ihr Signalement bietet nichts Charakteristisches: schwarzer Frack, gesticktes Hemd, Knöpfe von Brillanten, (pierres de Bohème), strohgelbe oder februarhimmelgraue Handschuhe, papierdrachenförmig ausgeschnittene Weste, lackirte Stiefel, Fantasie-Ordensbänder, Titel

Baron und ein Saint- vor dem Namen ad libitum. Sie verstehen zu essen und zu trinken, Damen, welche mit Reizen zu wenig, oder mit Jahren zu reichlich von der Natur ausgestattet worden, den Hof zu machen, Cotillons aufzuführen, die neuesten Nummern der „Gazette des tribunaux" zu repetiren, Silhouetten auszuschneiden, auch ein wenig von weiblichen Handarbeiten. Auf diese Weise verdienen sie sich, was man im gewöhnlichen Leben „freie Station" nennt. „Was ist eigentlich Baron Saint-***?" fragte ein naiver junger Mann seinen Nachbar. „Ist er Beamter, Officier, Gutsbesitzer oder Gelehrter?" — „Nichts von alledem", lautete die Antwort. — „Besitzt er Vermögen?" — „Nein." — „Nun, wovon lebt er denn?" — „Il dîne en ville." — Gavarni hat zwei solcher Barone Saint-*** in dem Vorzimmer eines Salons des Faubourg St. Honoré belauscht, als der eine gerade sagte: „Je te présente, c'est bien! Mais qui est-ce qui me présentera, moi?" Nur an einem Tage im Jahr halten sie Fasten, am 1. Januar, weil sie gegen die Sitte, den Domestiken Trinkgeld zu geben, entschiedenen Widerwillen hegen. Und wofür auch? Sie bemühen niemals den Diener ihnen den Paletot abzunehmen oder umzuhängen, — damit aus der Tasche die Bürste nicht herausfalle, mit welcher sie auf der Treppe ihre Stiefel vom Straßenschmutz befreit haben; denn sie lieben nicht zu fahren: Gehen macht Appetit und ist der Gesundheit zuträglich. . . Eine Unterabtheilung dieser Species darf nicht unbestimmt bleiben, gerade weil deren Mitglieder im Aeußern genau mit jenen große Aehnlichkeit haben: sie begreift Diejenigen, welche um eines gewissen kleinen Talentes willen in die Gesellschaft gezogen werden. Eine leidliche Tenorstimme zum Vortrage einiger Gesänge von Nadaud oder Mlle. Puget, hinlängliche Kenntniß des Pianos, um die Tänze begleiten zu können, Photographiren, Uebernehmen der zweiten Liebhaberrollen, hübsche Figur, beim Stellen lebender Bilder zu verwenden: dies Alles verbunden mit einer unbedeutenden Anstellung im Ministerialbureau genügt, um Einladungen zu den Salons von Madame und Versprechungen eines bessern Platzes durch Fürsprache von Monsieur zu erhalten. Allein mit der Zeit verliert sich die Stimme, die Gelenkigkeit der Füße, das Bedürfniß für Photographien; die Einladungen bleiben aus, der kleine Posten ist noch immer derselbe und sein Eigner hat durch langes Verweilen auf demselben bewiesen, daß ihm die Fähigkeiten zu steigen abgehen. Was früher für Droschken und Glacéehandschuhe ausgegeben wurde, in der Hoffnung auf freies Abendessen und künftige Gehaltsverbesserung, wandert jetzt in die Kasse der Bouillons à la Duval; die schwarzen Fracks werden fadenscheinig, die lackirten Stiefel verwandeln sich in Schuhe von „amerikanischem Leder" mit doppelten Sohlen, und kein Gericht nimmt die Klage an auf Erstattung des ehedem im Dienste der Gesellschaft und der Erwartungen Verwendeten, denn nur die nützliche Verwendung berechtigt zum Ersatz, nicht die unnütze. Das einzige Glück für den Armen, der gebückt und gedrückt über die Boulevards schleicht, um nicht gesehen zu werden, besteht darin, daß von all' Denen, mit welchen er sonst in den Salons

zusammentraf und ein lächelndes votre santé est bonne? austauschte, ihn Keiner — mehr kennt.

Aber er, selbst er, ist noch ein Gegenstand des Neides. Ihm bleibt noch ein sicheres Jahreseinkommen von 1200 Frcs. und die Aussicht auf eine Neujahresgratification von 50 Frcs., — sobald nur das Budget mit einem Ueberschuß abschließen wird. Doch was thun diejenigen, welche nicht als letztes, sondern als einziges Erwerbsmittel der Presse sich in die Arme geworfen haben? Es gab eine Zeit, da wurde ein ungerathener Sohn, ein unfähiger Beamter — Schauspieler; eine andere, wo dergleichen Subjecte unter die Soldaten gesteckt und nach Algerien geschickt wurden; jetzt werden sie homme de lettres, und die gens de lettres vermögen dieser neuen Collegen sich nicht zu erwehren. Die Redactionen der großen Journale wissen ein Lied davon zu singen, aber sie dulden schweigend — weil sie Wichtigeres zu thun haben —, daß sie irgend ein Scribler als cher confrére um Beschäftigung oder wenigstens 5 Frcs. Almosen angeht, mit demselben Recht wie der Maréchal ferrant einen Maréchal de France als Collegen behandeln könnte. Die Redaktionen der kleinen Blätter schweigen, weil — eine Krähe der andern die Augen nicht aushackt. In diesen Winkeljournalen ist eine ganz unglaubliche Menge moralischen Schmutzes zusammengehäuft. Er heftet sich schmarotzend an jeden Verleger, um Recensionsexemplare zu erpressen, die ungelesen zum Antiquar wandern; an jeden darstellenden oder vortragenden Künstler in Gestalt einer Bitte um Freibillets, mit denen die ungeduldig Zins verlangende Vermietherin oder Concierge auf eine Weile beschwichtigt werden; an jeden ehrgeizigen Dilettanten, der wenigstens irgendwo etwas Gedrucktes über seine Leistungen lesen möchte; er gedeiht vorzüglich auf dem Boden des Scandals, der Intrigue, der Spionage.

Ueber das Aeußere ist nichts zu sagen: Rock und Hut sind glänzend in der Art, wie ein Kahlkopf, weil ihm die Haare fehlen; an Wäsche ist nur ein buntes Flanellhemd vorhanden, die Stiefel sind so zerrissen, als ob sie einem Schuhmacher gehörten; höchstens die Weste zeigt noch Spuren anständiger Herkunft, weil dieses Kleidungsstück bei Trödlern gegen ein Geringes zu haben ist. Kopfhaar und Bart wachsen in wilder Unordnung und hinterlassen auf dem Rockkragen gewisse Anzeichen ihrer Länge, wie auf nahe am Ufer eines Stromes gelegenen Häusern Marken die Höhe der merkwürdigsten Ueberschwemmungen verrathen. Diese Sorte der Bohème's hat eine Wohnung, wohin Briefe adressirt werden können, doch sind sie gegen Besuche durch strenge Ordre an den Concierge, Niemand hinaufzulassen, allezeit geschützt. Unter Besuchern wären im besten Sinne nur Mahner zu verstehen, indessen diese stellen sich schwerlich jemals ein, da die „Sprechstunde“ nur von Morgens ½1 bis 5 Uhr dauert, und es wäre zu viel, außer dem Gelde auch noch den Schlaf zu opfern. . . . Man erzählt, daß Mademoiselle Scudéry einen ihrer alten Freunde besuchen wollte, von dem sie gehört, daß er auf den Tod daniederliege. Seine Tocher verweigert ihr den Eintritt mit dem

Bemerken, daß ihr Vater Personen des andern Geschlechts nicht mehr empfange. „Ah, Mademoiselle“, entgegnete die Scudéry, „à mon âge il n'y a plus de sexe.“ So läßt sich sagen, daß, was außer den hier erwähnten Bohèmes noch zur großen Zigeunerfamilie des heutigen Paris sich selbst rechnet, nicht mehr zu der Bohème gehört, sondern — vor das Polizeigericht. Aber nach dem Dictionnaire de l'Académie française haben die Bohème's auch Frauen? Allerdings, doch sie führen einen andern Namen und passen nicht in diesen Rahmen; überdies ist es gefährlich für Einen, der in Paris lebt, von ihnen die Wahrheit zu sagen, denn sie sind gegenwärtig dort in — der Majorität.

---

# Kritische Bemerkungen über den Feldzug von 1866. *)

## IV.

### Die Occupation von Hannover und Kurhessen.

(Gefecht von Langensalza.)

Am 14. Juni hatte der Bundestag sich zu einem energischen Entschluß aufgerafft, nicht ahnend, daß er dabei sein eigenes Todesurtheil aussprach.

Am folgenden Tage stellte Preußen an die Cabinette von Hannover, Dresden und Kassel ein gleichlautendes Ultimatum, und in Folge der Ablehnung seiner hierbei gemachten Vorschläge erklärte es noch denselben Abend an Hannover, Sachsen und Kurhessen den Krieg.

Allerdings war ein solcher unvermeidbar geworden und die Apellation an die „ultima ratio“ mußte nun eintreten.

Die Armeen der beiden feindlichen Großmächte standen gerüstet gegenüber, aber sie waren noch zu entfernt von einander, um bereits ihre Klingen zu kreuzen. Bevor dies eintreten konnte, spielte sich eine Einleitungsscene des blutigen Dramas schnell auf einer andern Bühne ab.

Preußen konnte in dem bevorstehenden Riesenkampf keinen Gegner im Rücken dulden, wenn es sich mit seinem mächtigen Rival Stirn gegen Stirn maß. Hannover und Kurhessen, die beiden Keile, welche die Wiener Verträge zwischen die östlichen und westlichen Provinzen dieses Staates eingeschoben hatten, mußten zunächst unschädlich gemacht werden. Als Mittel hierzu war, wie bereits früher erwähnt, an Streitkräften disponibel:

Gegen Kurhessen: Der General von Beyer mit 19,600 Mann bei Wetzlar.

Gegen Hannover: General von Falkenstein mit der Division Goeben bei Minden: 14,300 Mann, und General von Manteuffel mit 14,100 Mann um Altona, in Summa 28,400 Mann.

Betrachten wir zunächst die einleitenden Bewegungen gegen Hannover. Es steht hierbei ein reiches Material nicht blos in der österreichischen und in der preußischen Geschichtsdarstellung uns zu Gebote, sondern auch ein officieller hannöverscher Bericht **). Letzterer besagt, daß, als am 15. Juni die preußische Sommation gestellt wurde, die hannöversche Armee sich noch im vollständigen Friedenszustand befunden habe.

---

*) Nach den officiellen Mittheilungen; s. Heft I, S. 91; Heft II, S. 232 und Heft V, S. 561.

**) Officieller Bericht über die Kriegsereignisse zwischen Hannover und Preußen im Juni 1866 und Relation der Schlacht bei Langensalza am 27. Juni 1866. 2 Theile. Wien. Druck und Commissions-Verlag von Carl Gerold's Sohn. 1866.

„Nur die Infanterie und das Ingenieur-Corps waren ausnahmsweise seit Mitte Mai zu der sonst in der Regel im Herbst stattfindenden Hauptexercierzeit versammelt.“ *) Ferner wird gesagt: „Von den zu einer Mobilmachung erforderlichen Maßregeln waren bis dahin keine getroffen.“

Wir haben gewiß alle Achtung vor dem Unglück, aber die Bemerkung kann man doch nicht zurückweisen, daß, wenn dem so war, man in Hannover die Schwere der Situation viel zu leicht genommen und die hereinbrechende Katastrophe somit doppelt verschuldet hat.

Was dachte man sich denn daselbst in den maßgebenden Kreisen? So viel wußte Jeder in ganz Deutschland, daß Preußen kriegsbereit war, und über die Tragweite der eigenen Abstimmung in Frankfurt konnte sich doch Niemand täuschen. Darf man wol mit der Gefahr spielen und sich dabei die Hände, die zunächst allein helfen können, binden?

Wem fällt die schwere Schuld hierbei anheim? Waren es die politischen Rathgeber, welche die militairischen vom wahren Stand der Dinge nicht unterrichteten? Oder wenn dies geschehen, haben die Letzteren ihrer Pflicht nicht genügt, oder, wenn auch diese ihre Aufgaben erfüllten, hat alsdann die höchste Entscheidung gefehlt? Wir klagen Niemanden an, denn wir kennen die Wahrheit nicht; aber irgendwo ist hier gefehlt worden. Und dieser Fehler, dieses nicht mit einander Schritthalten in den diplomatischen und militairischen Leistungen wurde der Ausgangspunkt des über den König von Hannover hereinbrechenden Mißgeschicks.

Wäre die hannöversche Armee, der allgemeinen Situation und der speciell bedrohten Lage des eigenen Vaterlandes entsprechend, zeitig genug auf den Kriegsfuß gesetzt worden, so hätte sie 25 — 30,000 Combattanten gezählt. Die preußischen Truppen hätten alsdann nimmermehr so agiren können, wie sie es thaten, da die beiden aus verschiedenen Himmelsgegenden anrückenden Divisionen sich keine gegenseitige Unterstützung zu bieten vermochten und in Gefahr geriethen, daß jede einzelne derselben in ihrer nur 14,000 Mann zählenden Stärke von dem so bedeutend überlegenen Gegner geschlagen wurde. Außerdem stand Letzterem immer die Möglichkeit offen, mit völlig operationsfähigen Truppen sich einen der vielen Wege nach dem Süden mit Gewalt zu öffnen, was man mit einem nicht marschfertigen Armee-Corps kaum hoffen durfte, zu erreichen. Jedenfalls hätte eine kriegsbereite hannöversche Armee Preußen zu einer viel stärkeren Machtentfaltung gegen dieselbe gezwungen und Oesterreich gestattet, seine Nordarmee die beabsichtigte Bewegung nach Böhmen vollständig ausführen zu lassen, bevor sein Gegner in diese Provinz einzufallen vermochte.

Die Dinge lagen aber anders, die hannöversche Armee war nicht

*) „Die Infanterie mit einem Exercieretat von 560 Mann per Bataillon, ausschließlich der noch in der ersten Ausbildung begriffenen Rekruten.“

vollzählig und nicht mobil, daher auch nicht in der Lage, nur einer der feindlichen Divisionen entgegenzutreten. Die nächste derselben, die Division Goeben, war in Minden nur zwei Tagemärsche von der Hauptstadt Hannover entfernt. Die eigenen Truppen befanden sich am 15. Juni theils in ihren Garnisonen, zum Theil aber bereits im Marsch nach vier verschiedenen Uebungslagern.

Was sollte nun geschehen, nachdem man von den Ereignissen sich hatte überraschen lassen?

Zunächst mußte man die Armee irgendwo versammeln; aber welchen Punkt sollte man wählen? Die Lage der Garnisonen, die Marschrichtung der bereits in Bewegung gesetzten Truppen, sowie die Rücksichten auf die Verpflegung eines starken und plötzlich zusammengezogenen Corps ließen es wünschenswerth erscheinen, den Vereinigungspunkt bei der Hauptstadt oder im nordöstlichen Theile des Königreiches zu bestimmen.

Aber hier wie dort stieß man augenblicklich auf einen starken Gegner und entfernte sich außerdem von jeder Unterstützung, welche von den süddeutschen Staaten doch schließlich erhofft werden konnte. Eine solche war am ersten im Süden des Königreiches zu erwarten und mit Recht entschied man sich daher für eine Concentration bei Göttingen. Bereits am Nachmittag des 15. begannen die Bahnzüge und befand sich die Armee am 18. Juni mit Ausnahme unbedeutender Detachements vollständig daselbst vereinigt.

Es kann hier nur auf das Anerkennungswerthe dieser Leistung hingewiesen werden, namentlich verdienen die Eisenbahnanordnungen besondere Hervorhebung. Um dem Gegner eine schnellere Heranziehung seiner Kräfte zu erschweren, waren überdies verschiedene Bahnstrecken zerstört worden.

General von Falckenstein war inzwischen am 17. mit der Division Goeben in Hannover eingerückt und hatte hier die Verwaltung des Königreichs übernommen. Seine Truppen waren am 18. in der Umgegend der Hauptstadt, in welcher reiches Kriegsmaterial in ihre Hände fiel, verblieben. General von Manteuffel war, nach Ueberschreitung der Elbe bis Lüneburg und Heber gelangt; ein Detachement desselben hatte sich durch nächtlichen Angriff im Besitz von Stade gesetzt und viele Geschütze, 14,000 gezogene Gewehre und zahlreiches Material daselbst erbeutet.

Die hannöversche Armee befand sich in der glücklichen Lage, die Straßen nach dem Süden Deutschlands augenblicklich von feindlichen Truppenabtheilungen frei zu wissen; sie konnte also ungestört ihren Marsch fortsetzen und ihrer Vereinigung mit dem Corps des Prinzen Karl von Bayern stand kein äußeres Hinderniß entgegen.

Wol aber war für diesen Marsch ein inneres Hinderniß vorhanden: Man konnte nicht die aus allen Himmelsgegenden eiligst zusammengerafften Truppen in der Verfassung, wie sie anlangten, nun zu einer großen Masse vereinigt, ohne Weiteres wieder in Bewegung setzen. Es

war dies eben eine der Consequenzen, daß man nicht frühzeitig genug sich für die Eventualität eines Krieges vorgesehen hatte, während die Politik bereits die Chancen zu demselben in hohem Grade steigerte. Fünfundzwanzigtausend Menschen bedürfen zu ihrer Bewegung, zu ihrem Unterhalt und zur Gefechtsbereitschaft einer besondern Eintheilung und eines bedeutenden Trosses von Wagen und Pferden. Jene Eintheilung muß getroffen, dieser Troß angeschafft werden, will man nicht bald in einen Zustand völliger Auflösung verfallen und dazu konnte man in kürzester Zeit die Mittel nur im eigenen Lande erhalten. Dies erforderte mithin noch ein längeres Verbleiben in der bei Göttingen gewählten Stellung. Außerdem konnte man sich alsdann noch der Hoffnung hingeben, daß von den einbeorderten Reserven viele zu ihren Fahnen eilen würden. Und in der That täuschte man sich hierbei nicht, in wenigen Tagen wuchs die Zahl der Eintreffenden auf 3000 Köpfe an, welche durch diese treue Erfüllung ihrer Pflicht sich selbst das schönste Zeugniß ausstellten.

Es läßt sich also durchaus Nichts dagegen sagen, daß man zunächst einige Tage der Ruhe suchte; es fragte sich nur, wie lange man bei Göttingen verbleiben durfte, und dies hing wiederum davon ab, was gerechtfertigter sei, sich den Chancen einer Schlacht auszusetzen oder dieselben zu vermeiden? Die in die Hauptstadt eingedrungenen preußischen Truppen vermochten in drei bis vier Märschen Göttingen zu erreichen und zum Angriff überzugehen. Außerdem erfuhr man im hannöverschen Hauptquartier, daß die Spitzen der Division Beyer am 19. in Cassel eingerückt waren. Eine weitere Bewegung dieser Division gegen Osten wurde aber gefährlich für die Hannoveraner, denn sie schnitt ihnen alsdann die Rückzugsstraßen nach dem Süden ab. Es erschien daher nicht rathsam, bei Göttingen zu warten, bis sich die überlegenen Streitkräfte der Generale Goeben und Manteuffel vereinigt hatten und nun in der Front zum Angriff schritten, während der General Beyer im Rücken avancirte. Die Annahme einer Schlacht bei Göttingen hätte unter diesen Umständen Alles aufs Spiel gesetzt. Es mußte also der weitere Rückzug angetreten werden, doch gestattete der bedeutende Vorsprung, welchen man durch die Wahl des Concentrationspunktes glücklich erreicht hatte, noch einen Aufschub von circa zwei Tagen, dessen man dringend bedurfte, um die Truppen marschfähiger zu machen.

Diese Verhältnisse wurden im hannöverschen Hauptquartier richtig gewürdigt und eine Marschdisposition entworfen, welche unter mehreren zur Verfügung stehenden Wegen den über Eisenach nach dem Süden wählte. Die Armee sollte gemäß derselben am 21. Juni aufbrechen, an diesem Tage Heiligenstadt, am folgenden Tage Mühlhausen erreichen und am 23. Juni um Eisenach eintreffen.

Nichts hinderte die Ausführung dieses Marsches; größere Truppenmassen des Gegners vermochten sich nicht vorzulegen, man konnte nur auf kleinere Detachements stoßen, welche per Eisenbahn oder durch forcirte Märsche zwischen die Hannoveraner und Bayern hätten dirigirt

werden können. Legten sich solche wirklich auf der Straße, welche man gewählt hatte, vor, so verfügte König Georg über hinlängliche Kräfte, um dieselben mit Leichtigkeit über den Haufen zu rennen. Nur mußte man sich klar sein, daß es alsdann kein anderes Mittel gab, als ein Gefecht zu liefern, und daß man dazu auch die vorhandenen Kräfte einsetzen mußte.

Der Marsch wurde am 21. in zwei Colonnen angetreten und erreichte das Hauptquartier Heiligenstadt. Bereits stießen hannöversche und preußische Husarenpatrouillen an der Werra aufeinander, auch erfuhr man durch Kundschaftsnachrichten, daß ein preußisches Detachement von einem Bataillon, etwas Cavallerie und Artillerie, zum Theil auf Wagen, von Cassel auf Eschwege an der Werra im Anmarsch sei. Die Fortsetzung dieser Marschrichtung führte auf Wanfried; dorthin war aber für den 22. ein Theil des hannöverschen Gros bestimmt. Um jedoch jedes Gefecht, welches nicht unumgänglich nothwendig war, zu vermeiden, wurde dieser Theil der hannöverschen Armee nun weiter östlich dirigirt und erreichten die gesammten Colonnen am 22. Juni die ihnen vorgeschriebenen Quartiere, ohne irgendwie mit dem Gegner in Berührung zu kommen.

Wenden wir uns hierauf einen Augenblick zu den Bewegungen der Preußen. General von Beyer war von Wetzlar aus in Kurhessen eingerückt, die im Norden des Kurfürstenthums garnisonirenden hessischen Truppen hatten sich in aller Eile nach dem Süden gezogen. Am 22. Juni befanden sich die militairischen Kräfte dieses Landes um Hanau zwar vereinigt, aber keineswegs zu irgend welchen Operationen befähigt, ebensowenig war man aber auch preußischerseits in der Lage, ihnen etwas anhaben zu können.

Am 19. Juni traf die Spitze des Generals von Beyer bereits in Cassel ein, am 20. folgte der Rest seiner Truppen. Hier sah sich der General genöthigt, da seine Division aus verschiedenen Bestandtheilen erst im letzten Moment gebildet worden war, die Colonnen und Trains für dieselbe zunächst zu organisiren. Neben der Occupation des Landes mußte er jedoch jetzt seine Aufmerksamkeit auf die Hannoveraner richten, damit diese nicht auf den durch Hessen führenden Wegen nach dem Süden zu entkommen vermochten. Er warf daher zunächst Detachements gegen die Werra vor, um alle Straßen zu beobachten. Falsche Nachrichten bewogen den General am 22. sich auf Göttingen zu dirigiren. Die Truppen wurden in Bewegung gesetzt; da aber im Laufe des Tages unzweifelhafte Angaben vom Marsch der Hannoveraner auf Mühlhausen eingingen, erhielten sie Contreordre, doch kam dieselbe für den größten Theil zu spät.

Inzwischen waren die Truppen der Generale von Goeben und Manteuffel ebenfalls im Vorrücken geblieben; Ersterer erreichte am 22. Juni Göttingen, Letzterer Nordheim.

Mithin befanden sich an diesem Tage von den drei gegen die Hannoveraner operirenden preußischen Divisionen zwei auf mehrere Tage-

märsche hinter ihrem Gegner, so daß sie fast keine Aussicht mehr hatten, ihn zu erreichen, während die dritte, welche für den Abmarsch nach Süden am gefährlichsten hätte werden können, sich anschickte, eine durchaus falsche Richtung einzuschlagen.

Am 23. beabsichtigte König Georg Eisenach zu erreichen; die Gewinnung dieses Punktes war gleichbedeutend mit der Rettung der Armee, denn auch mit den größten Anstrengungen hätte die Hauptmasse der Truppen des Generals von Beyer nicht vor dem 24. Abends bei dieser Stadt einzutreffen vermocht.

Indeß hatte man in Berlin die Wichtigkeit der Straßen über Eisenach und Gotha keineswegs übersehen, aber es fehlte an Truppen, um genügende Streitkräfte vorzuschieben. Zur Disposition standen nur die beiden, erst in der Mobilmachung begriffenen Bataillone des herzoglich Coburg-Gotha'schen Regiments und dann die wenigen Truppen, welche man aus den nächsten Festungen entbehren konnte. So war es nur gelungen, bei Eisenach unter Oberst von Fabeck 2250 Mann Infanterie, 75 Mann Cavallerie und vier Geschütze zu vereinen, zur Hälfte Landwehr oder Ersatztruppen, aber auch dieses Detachement war bereits am Morgen des 23. per Bahn nach Gotha abgerückt, im Glauben, daß die Hannoveraner ihren Weg dorthin nehmen würden.

Die hannöversche Armee hätte am 23. Juni daher ohne Widerstand sich in den Besitz von Eisenach setzen können und alsdann legte sich, wie gesagt, ihrer Vereinigung mit den süddeutschen Truppen kein Hinderniß in den Weg.

Aber die hannöversche Armee ging am 23. Juni nicht auf Eisenach vor, wie man es bereits in Göttingen beschlossen hatte, sondern bog in südöstlicher Richtung auf Langensalza aus.

Dieser Schritt wurde für sie so bedeutungsvoll, daß wir wörtlich die Motive anführen müssen, welche ihre officielle Schrift zur Erklärung bietet. Dieselbe sagt:

„Aber am Nachmittag (des 22.) meldeten die Vortruppen von verschiedenen Seiten, daß am Morgen feindliche Cavallerie und auch Infanterie in Langula (halbwegs zwischen Mühlhausen und Eisenach) gewesen sei, jedoch sich wieder zurückgezogen habe.

„Im Hauptquartier schloß man hieraus, daß die leicht zu vertheidigenden Defileen des „Hainich" (Gebirgszug, über welchen man zu marschiren hatte) von feindlicher Infanterie besetzt seien. In dem Falle aber war es sehr mißlich, sich den Weg durch jenes Waldgebirge zu bahnen, weil, wenn man durch Gefechte dort aufgehalten wurde, die Verpflegung unmöglich war. Der eiserne Bestand war bei den meisten Abtheilungen völlig aufgezehrt und ein Ersatz nicht zu beschaffen gewesen. Außerdem erschien es sehr zweifelhaft, ob die bereits sehr abgematteten Bespannungen des Fuhrwesens die bedeutenden Steigungen zu überwinden im Stande sein würden. Der commandirende General entschied sich deshalb dafür, zunächst auf Langensalza zu marschiren."

Allerdings konnte man von Langensalza aus noch immer auf Eisenach sich wenden oder auch die Straße über Gotha einschlagen, aber man verlor einen Tag dabei — und dieser konnte unter den obwaltenden Umständen verhängnißvoll werden.

Aus der bisherigen Darstellung der Operationen ist zu ersehen, daß die Besorgnisse, welche man im hannöverschen Hauptquartier in Bezug auf den Gegner hatte, ungerechtfertigt waren, daß Eisenach zur Zeit vom Feind nicht besetzt war. Aber so, wie die Geschichte die Verhältnisse ihrem Leser darlegt, übersieht man sie in der Wirklichkeit niemals. Man weiß dann nur, daß man dem Feind gegenübersteht; wie stark er ist und welche Absichten er hat, erfährt man in der Regel erst, nachdem man sich mit ihm geschlagen, und auch dann nur in unvollkommener Weise. Umsomehr wird man also darauf hingewiesen, seine Entschlüsse nicht vorzugsweise auf die Maßregeln des Gegners zu bauen, sondern vor Allem Das, was man selbst beabsichtigt, mit höchster Energie durchzuführen. Erst sehen wollen, was der Gegner thut, um dann zum Handeln überzugehen, führt zu Nichts, am allerwenigsten aber, wenn es sich um die Rettung einer Armee handelt. Ging auch der ganze Train zu Grunde, er konnte immerhin geopfert werden, wenn nur die Truppen durchkamen. Was aber die Verpflegung betrifft, so kann man allerdings ohne Magazine und Colonnen auf die Dauer nicht von ein und derselben Gebietsstrecke leben, wol aber bietet das Land Nahrung für ein Corps, wenn es sich nur um einen Tag handelt. Bereitet die Verpflegung daher wirklich ernstliche Schwierigkeiten, so ist dies eine Aufforderung, nur um so schneller das Land zu durchziehen.

Aber der Gedanke, daß man unter allen Umständen durch müßte, war hier wie späterhin im hannöverschen Hauptquartier nicht scharf genug zur Geltung gelangt; man scheute sich, die Entscheidung herbeizuführen und sah sich jedesmal lieber darnach um, ob sich nicht noch ein anderer Ausweg fände, den man betreten könne.

So ergriff man daher auch am 23. Juni das Erscheinen eines preußischen Parlamentairs als willkommene Veranlassung, sich den Weg zu Unterhandlungen offen zu halten. Da jedoch durch Gefangene und sonstige Nachrichten es wahrscheinlich wurde, daß Gotha nur schwach besetzt sei, so entschloß man sich, die Besitznahme von Gotha am 24. zu erzwingen. Am Abend des 23. brachte eine Recognoscirungspatrouille aber die Meldung, daß nunmehr jedoch Eisenach gänzlich unbesetzt sei.

Wiederum fand sich also die Gelegenheit, Süddeutschland zu erreichen und diesmal sogar, ohne ein Gefecht liefern zu müssen. Die gegebene Disposition wurde daher umgeworfen, eine neue an ihre Stelle gesetzt. Doch auch diese beabsichtigte keineswegs, so schnell wie möglich und mit allen Kräften nach Eisenach zu gelangen, sondern man wollte abwarten, ob es einer vorgeworfenen Brigade gelingen würde, sich der

Stadt zu bemächtigen und alsdann erst mit der Armee sich dorthin in Bewegung setzen.

Aber mit diesem schnellen Wechseln der Entschlüsse sollte es für den 24. noch nicht zu Ende sein. Als die Truppen am Morgen noch im Sammeln begriffen waren, kehrte ein hannöverscher Officier, der behufs Unterhandlungen am Tage vorher nach Gotha geschickt war, von dort zurück. Er hatte daselbst Gelegenheit gefunden, telegraphisch nach Berlin das Verlangen auszusprechen, daß der hannöverschen Armee der Weg nach Süddeutschland geöffnet werden möge, wo sie längere Zeit den Feindseligkeiten fern bleiben könnte. Unter dieser „längeren Zeit" hatte man sich jedoch im hannöverschen Hauptquartier die sechs bis acht Wochen vorgestellt, deren man bedurfte, um in Süddeutschland die Armee operationsfähig zu machen. Daß man preußischerseits wirklich hierauf eingehen würde, konnte zwar kaum glaublich erscheinen, aber, da noch keine entscheidende Antwort aus Berlin angelangt war, beschloß man doch, die in Gotha angeknüpften Unterhandlungen fortzuführen und sandte zu diesem Zweck von Neuem Officiere dahin ab. Das hannöversche Werk sagt nun weiter:

„Um den gehofften günstigen Ausgang dieser Unterhandlungen nicht durch Feindseligkeiten zu beeinträchtigen, wurden die bei Langensalza vereinigten Truppen in die Cantonnements vom vorigen Tage entlassen und ein gleicher Befehl auch der Brigade Bülow zugeschickt." (Letztere Brigade war die, welche sich in den Besitz von Eisenach setzen sollte.)

Man wechselte somit zum dritten Male die Absichten, welche man am 24. durchsetzen wollte — um wenige Stunden später wiederum andere Zwecke zu verfolgen!

Die eben erwähnte Brigade nämlich erfuhr, daß Eisenach inzwischen doch wieder von preußischen Truppen in der Nacht besetzt worden sei — es waren dies zwei als Besatzung in Berlin zurückgebliebene Gardebataillone, die per Bahn dorthin transportirt waren, — aber sie erfuhr auch die geringe Stärke dieses Detachements. Ein sehr umsichtiger Generalstabsofficier, Oberstl. Rudorff, wußte die Wichtigkeit des Besitzes von Eisenach völlig zu würdigen und veranlaßte den Oberst von Bülow, nicht auf den alten Lagerplatz, wie befohlen, zurückzukehren, sondern mit seiner Brigade bis in die Nähe von Eisenach vorzurücken und daselbst die Erlaubniß, die Stadt angreifen zu können, abzuwarten. Der Oberstl. Rudorff eilte nach Langensalza zurück, trug dem König seine Ansicht vor und sofort änderte man — und zwar zum vierten Mal innerhalb vierundzwanzig Stunden — den eben erst gefaßten Entschluß.

König Georg gab nunmehr Befehl, die Unterhandlungen in Gotha abzubrechen, die Armee auf Eisenach vorzuführen und sich gewaltsam in den Besitz dieser Stadt zu setzen.

Die beiden preußischen Gardebataillone nahmen das Gefecht an, welches dies Vorgehen der Brigade Bülow im Laufe des Nachmittags herbeiführte. Schon war das Schützengefecht einige Zeit im Gange, als

bei den hannöverschen Truppen ein Telegramm eines noch in Gotha befindlichen Generalstabsofficiers einging, welches besagte, daß Feindseligkeiten zu vermeiden seien, nachdem die in den Verhandlungen von Hannover gestellten Bedingungen preußischerseits Annahme gefunden hätten.

Dies Telegramm wurde Veranlassung, das Gefecht abzubrechen und bis zum nächsten Morgen acht Uhr einen partiellen Waffenstillstand zwischen den sich bei Eisenach gegenüberstehenden hannöverschen und preußischen Truppen abzuschließen.

Als der commandirende General von Arentschildt vor Eisenach eintraf, war hieran nichts mehr zu ändern und bezog die hannöversche Armee ihre Bivouaks zwischen Eisenach und Langensalza.

So endete der für die Hannoveraner so verhängnißvolle 24. Juni! Man hatte zuerst sich den Weg über Gotha erzwingen wollen, dann aber es vorgezogen, ohne Kampf über Eisenach durchzubrechen. Kaum waren die Befehle hierzu gegeben, als man überhaupt auf jede Action verzichtete und Alles von Unterhandlungen erwartete, die man jedoch, ehe sie noch irgend welche Klarheit geschaffen hatten, wieder abbrach, um sich von Neuem zum gewaltsamen Vorgehen über Eisenach zu entscheiden. Bei derartig wankenden Entschlüssen kann nie etwas Gutes herauskommen.

Die kostbare Zeit war preußischerseits nicht unbenutzt vorübergelassen worden. General von Falckenstein hatte von Berlin aus den bestimmten Befehl erhalten, Truppen von Göttingen über Magdeburg nach Gotha zu entsenden. Es kam nun Alles darauf an, den Hannoveranern den Weg mit ausreichenden Kräften zu verlegen, ein Hinterherziehen mit den Truppen der Generale Goeben und Manteuffel konnte zu nichts mehr führen.

Es wurde daher am 24. vom Corps Manteuffel General von Flies mit fünf Bataillonen und einer Batterie per Bahn über Magdeburg nach Gotha dirigirt. Ferner eilte auf der nunmehr wieder hergestellten Bahn der größte Theil der Division Goeben über Münden an demselben Tage auf Cassel und von dort weiter nach Eisenach; ebendahin hatte auch General von Beyer seine Truppen eiligst in Marsch gesetzt. Vom Morgen des 25. an erreichten ununterbrochen Verstärkungen die bei Eisenach befindlichen preußischen Truppen.

Die Hannoveraner brachten diese Verstärkung in Erfahrung, der günstige Moment war für sie vorüber und am 25. fast keine Aussicht mehr, sich bei Eisenach noch den Weg zu öffnen. Wiederum setzte man seine Hoffnungen daher auf Unterhandlungen.

Am Abend dieses Tages standen aber bereits 29,000 Preußen mit 56 Geschützen auf Entfernung eines Marsches um Langensalza, allerdings noch in drei Gruppen bei Treffurt, Eisenach und Gotha vertheilt, aber dennoch zum gemeinschaftlichen Handeln bereit.

Ihren Gegnern blieb militairisch nichts übrig, als sich zu schlagen oder wiederum auszuweichen und zwar jetzt in einer Richtung, in welcher

sie sich von Süddeutschland entfernten; um so mehr scheinen diese nunmehr ihre Hoffnung auf Unterhandlungen gesetzt zu haben.

Der 25. und 26. Juni vergingen unter gegenseitigem Hin- und Herparlamentiren. Mannigfache Irrungen waren dabei unvermeidlich, indem die Entscheidungen preußischerseits in Berlin gesucht werden mußten und die einzelnen Gruppen, in denen die Streitkräfte des Generals von Falckenstein aufgestellt waren, nicht immer rechtzeitig von dem momentanen Stand der Angelegenheiten benachrichtigt werden konnten. Abgeschlossener Waffenstillstand und Anordnungen zum Vormarsch kreuzten sich hierbei, ohne daß es jedoch zu einem Gefecht kam.

Preußischerseits wurde das Verlangen gestellt, daß der Gegner ein Jahr lang nicht gegen Preußen dienen sollte, und bestimmte Garantieen dafür verlangt. König Georg erklärte jedoch die gestellten Bedingungen für unannehmbar und dauerten die Verhandlungen hierüber noch fort.

Die hannöversche Armee war inzwischen nach Langensalza und Umgegend am 26. zurückverlegt worden. Hier erfuhr man mit Bestimmtheit, daß auf der Straße von Eisenach kein Feind mehr stehe und die dort gewesenen preußischen Truppen in anderer Richtung — man glaubte auf Mühlhausen — abmarschirt seien.

„Es entstand daher die Idee und wurde ernstlich erwogen, den General von Flies in seiner Stellung bei Gotha am nächsten Morgen anzugreifen. Der Plan scheiterte jedoch an der die Oberhand gewinnenden Ueberzeugung, daß die dann in drei Nächten nicht zur Ruhe gekommenen, schon seit mehreren Tagen mit Mangel an Lebensmitteln kämpfenden Truppen zu einer Offensive nicht frisch genug sein würden. Man zog eine Defensivstellung vor, in welcher die Armee gegen einen überlegenen, von mehreren Seiten gleichzeitig erfolgenden Angriff Front machen konnte, und fand eine dazu geeignete Position hinter der durch die Ortschaften Thamsbrück, Merxleben und Nägelstedt bezeichneten Linie der Unstrut."

So die hannöversche Darstellung.

Allerdings hatte sich im Laufe des 26. Juni die Sachlage auf preußischer Seite bedeutend geändert. War man dort am Abend des 25. nach großen Anstrengungen glücklich in die Lage gekommen, nunmehr von verschiedenen Seiten mit überlegenen Kräften zum Angriff der Hannoveraner am 26. vorgehen zu können, so vermochte man dies am 27. bereits nicht mehr auszuführen.

Ueber diese eigenthümliche Erscheinung läßt sich die preußische Darstellung folgendermaßen aus:

„In Berlin war in der Nacht zum 26. ein Telegramm eingegangen, nach welchem die Hannoveraner bereits am Abend vorher mit ihrer Hauptmacht in nördlicher Richtung über Mühlhausen abgezogen sein sollten.

„Diese Nachricht, welche sich später als falsch erwies, erweckte die Besorgniß, daß das hannöversche Corps den Versuch machen könne, sich der eigenen Heimat wieder zuzuwenden, wodurch dann die Armee des

Generals von Falckenstein auf längere Zeit von ihren eigentlichen Operationsobjecten, dem süddeutschen Heere, abgelenkt worden wäre.

„General von Falckenstein erhielt bei Mittheilung des Telegramms Befehl, unverzüglich dem Gegner nachzurücken. Nur die entbehrlichen Truppen sollten zur Beobachtung der Bayern bei Eisenach verbleiben, General von Manteuffel von Göttingen aus den Hannoveranern entgegen marschiren.

„General von Falckenstein nahm hieraus Veranlassung, die beiden Gardebataillone von Eisenach per Bahn nach Göttingen zur Verstärkung des Generals von Manteuffel zu entsenden, welchem auch die in Cassel zurückgebliebenen Truppen der Division Goeben überwiesen wurden.

„General von Flies erhielt Befehl von Gotha aus, den Hannoveranern zu folgen."

Was die Truppen des Generals von Beyer betrifft, so wurde ein Theil derselben wieder zurück auf Eschwege dirigirt, um ein Ausweichen des Gegners über die Werra zu verhindern, ein anderer Theil wurde westlich von Eisenach (um Gerstungen) in Ruhecantonnements verlegt; 3000 Mann marschirten nach Vacha, um Näheres über den Anmarsch der Bayern zu erfahren, und nur 3000 Mann mit 20 Geschützen verblieben bei Eisenach.

Letzterwähntes Detachement, sowie das jetzt 8400 Mann starke Detachement des Generals von Flies bei Gotha bildeten die einzigen Streitkräfte, mit welchen man am 27. in der Lage war, den Hannoveranern entgegen zu treten. Man hatte daher am 27. nur noch über 11,000 Mann in Summa zu verfügen, während man am 25. Abends bereits 29,000 Mann zur Disposition gehabt hatte. Da man aber überdies die Abtheilung bei Eisenach nicht vor beorderte, blieb General von Flies mit seinen 8400 Mann der zwei- bis dreifach überlegenen feindlichen Streitkraft isolirt gegenüber.

Aus dieser Uebersicht ergiebt sich, daß preußischerseits die am 26. ausgeführten Bewegungen den Hannoveranern wiederum Chancen öffneten, um ihre Armee zu retten. Diese Bewegungen basirten allerdings auf die falsche Nachricht vom Abmarsch des Feindes auf Mühlhausen und hatten den Zweck, dem Gegner sämmtliche Auswege zu verlegen; sie wurden aber nicht inhibirt, als im Laufe des Tages Meldung einlief, daß der Gegner bei Langensalza verblieben wäre, da man, wegen noch stattfindender Verhandlungen, das Resultat derselben erst abwarten wollte. Fiel dies im gewünschten Sinne aus, so hätte man durch Zurückrufung der Truppen dieselben unnütz angegriffen. Dagegen aber läßt sich sagen, daß, wenn diese Unterhandlungen zu keinem Resultat führten, man es alsdann selbst verschuldet hätte, wenn die hannöversche Armee entkam. Ein solches Entkommen mußte aller Wahrscheinlichkeit nach aber gelingen, sobald im feindlichen Hauptquartier die Stimmen die Oberhand gewannen, welche zu einem Angriff auf den General von Flies bei Gotha riethen.

Wir haben jedoch bereits oben angeführt, wie es kam, daß diese

Stimmen nicht durchdrangen. Man traute im hannöverschen Hauptquartier der eigenen Armee die hierzu erforderliche Kraft nicht mehr zu.

Ob dies richtig war, darüber haben wir kein Urtheil; ein solches kann nur Mitgliedern der Armee, die in jenen Tagen in derselben gelebt haben, zugestanden werden. Aber selbst zugegeben, daß es der Fall war, so muß der Grund dafür in Mangel an Lebensmitteln und Mangel an Ruhe für die Truppen gesucht werden und dann trägt der beständige Wechsel der Entschlüsse im Hauptquartier doch einen nicht unwesentlichen Theil der Schuld. Jedenfalls war Rettung nur noch im Vorgehen zu erwarten, ein Verbleiben bei Langensalza mußte immerhin schließlich die überlegenen Streitkräfte der Preußen dorthin ziehen und gelangte diese Ueberlegenheit zur vollen Geltung, bevor die süddeutschen Truppen eingriffen, so war das Ende voraus zu sehen.

Wir gelangen nun zu dem entscheidenden Tage, den 27. Juni, und mit ihm zum

### Gefecht von Langensalza.

Der bereits früher erwähnte Befehl des Generals von Falckenstein an General von Flies, den Hannoveranern zu folgen, war bei Letzterm nicht eingetroffen *). Dessenungeachtet entschloß sich General von Flies aus eigenem Antrieb, gegen Langensalza vorzugehen. Dieser Entschluß führte zu dem blutigen Zusammenstoß der beiderseitigen Streitkräfte, welcher den Namen des Gefechts von Langensalza erhalten hat.

Die eigentlichen Motive, welche den preußischen General zum Vormarsch bewogen, sind bis zum heutigen Tag noch nicht bekannt geworden. Dessenungeachtet hat sich die Kritik bereits vielfach in herber Weise darüber ausgesprochen.

Wir vermögen, aus der eben erwähnten Unkenntniß, kein Urtheil über das Falsche oder Richtige in den persönlichen Anschauungen des Generals zu fällen, wol aber können wir die Frage untersuchen, ob die gesammte Situation das Vorgehen aus der Richtung von Gotha, mit den vorhandenen schwachen Kräften, auf Langensalza gegen den überlegenen Feind rechtfertigte.

Zunächst fällt dabei in Betracht, daß der Kampf gegen die Hannoveraner nur eine Scene in dem großen weltgeschichtlichen Drama bildete und daß diese nicht als eine isolirte angesehen werden darf, sondern daß sie im innigen Zusammenhang mit den übrigen Scenen und Acten gedacht werden muß. Und dabei darf alsdann nicht aus dem Auge gelassen werden, daß auch noch andere Mitspieler bereit standen, um bald auf der Bühne zu erscheinen.

Es waren hier nun zunächst die Bayern und die übrigen südwestlichen Staaten Deutschlands zum Eingreifen berufen. Ihr bisheriges Zögern mußte doch eines Tages aufhören. Wenn je die Zeit kostbar war, so war sie es mithin unter den vorliegenden Verhältnissen. Man konnte nicht schnell genug mit der hannöverschen Armee fertig werden;

*) Gemäß einer Berichtigung im Militair-Wochenblatt.

säumte man damit, so mußten die Bundesgenossen derselben sehr bald auf die wirksamste Weise eingreifen.

Da die Hannoveraner nun nicht gegen Gotha vorgingen, lag die Gefahr nahe, daß sie in der ihnen noch frei gebliebenen Richtung nach Nordosten oder Osten auswichen. Dann aber mußten die preußischen Truppen von Neuem hinter ihnen herziehen und wenn auch der schließliche Ausgang nicht zweifelhaft gewesen wäre, man hätte immer sich genöthigt gesehen, einen großen Theil preußischen Gebiets den heranrückenden Bundescorps zu überlassen und wäre erst nach Wochen vielleicht in der Lage gewesen, den Kampf gegen dieselben aufzunehmen. Der Krieg gegen die süddeutschen Bundescorps war aber die Bestimmung der Falckenstein'schen Armee.

Unter diesen Umständen kam mithin Alles darauf an, wenn irgend angänglich, die Hannoveraner bei Langensalza festzuhalten. Der Entschluß des Generals von Flies war daher nicht allein der gesammten Situation vollständig entsprechend, sondern es muß derselbe auch, in Anbetracht der ihm zu Gebote stehenden geringen Streitkräfte, als ein energischer und seiner Kühnheit zur Ehre gereichender angesehen werden.

Die Streitkräfte, über welche er hierbei verfügte, bestanden nur in 8150 Mann Infanterie, 225 Mann Cavallerie und 24 Geschützen. Ein Drittel seiner Infanterie bestand aus Landwehren und unter seiner Artillerie befanden sich nur sechs gezogene Geschütze. Dem gegenüber zählten die Hannoveraner: 15,684 Mann Infanterie, 2388 Mann Cavallerie und 52 Geschütze; hiervon nahmen jedoch einzelne Abtheilungen am Kampfe nicht Theil, so daß in demselben den Preußen nur gegenübertraten: 13,390 Mann Infanterie, 1731 Mann Cavallerie und 42 Geschütze (wobei allein 22 gezogene), mithin in Summa 15,121 Mann gegen 8375 Mann.

Erreicht man auf der Straße von Gotha Langensalza, so durchschneidet man auf derselben nur die östlichste Spitze der Stadt. Hier heraustretend und die Straße in nordöstlicher Richtung verfolgend, dehnt sich links der vorspringende nördliche Theil der Stadt noch weithin aus. Hat man nun circa 1000 Schritte auf der Chaussee zurückgelegt, so muß man bei Kallenberg's Mühle einen kleinen Bach, die Salza, überschreiten und trifft fünfhundert Schritt weiter auf die Brücken von Merxleben, welche über die Unstrut führen. Dieser Fluß durchschneidet die Chaussee fast senkrecht und überragen seine jenseitigen Höhen die diesseitigen Ufer um ein Bedeutendes.

Auf diesen Höhen war die hannöversche Armee beim Anrücken der Preußen zum Gefecht zusammengezogen worden und hatte Langensalza durch Vortruppen besetzt, welche jedoch nach leichtem Gefecht die Stadt den anrückenden preußischen Truppen überließen und über die Unstrut zurückgingen. Die preußische Artillerie fuhr nun auf dem Judenhügel auf, einem Höhenzuge, welcher sich rechts der Chaussee am Ausgang von Langensalza erhebt, circa 2000 Fuß lang die Salza begleitet und dessen östlichste Erhebung den Namen Erbsberg führt. Man sieht von hier,

ebenfalls nach rechts der Chaussee, am genannten Bache ein Bad mit kleinen Parkanlagen liegen, links der großen Straße mehrere Fabrikgebäude. — Das Artilleriefeuer vom Judenhügel wurde mit immer steigender Heftigkeit von den Höhen von Merxleben beantwortet. Die preußische Infanterie stieg mit einzelnen Abtheilungen herab, besetzte das Bad, Kallenberg's Mühle und die Fabriken, überschritt die Salza und näherte sich der Unstrut, woselbst ein heftiges Gefecht mit der hannöverschen Infanterie entbrannte, welches immer größere Dimensionen annahm. Zwar gelang es einigen Abtheilungen sogar, die Unstrut zu überschreiten, jenseits derselben aber vermochten sie keine weiteren Fortschritte zu erringen. Nach und nach wurde zur Unterstützung des Gefechts fast die ganze preußische Infanterie vorgeführt, theils besetzte sie den Erbsberg, theils entwickelte sie sich an der Salza und längs der Unstrut, nur wenige Compagnien blieben noch in Reserve.

Diesen Charakter bewahrte das Gefecht circa zwei Stunden in der drückendsten Mittagshitze. Der hannöversche Commandirende hatte sich bis dahin mit Behauptung seiner äußerst starken Stellung begnügt, nunmehr aber übersehen, daß er es nur mit einem verhältnißmäßig schwachen Gegner zu thun hatte. Er entschloß sich daher, als alle Versuche desselben, ihn aus seiner Position zu verdrängen, gescheitert waren, seinerseits zum Angriff überzugehen. Dieser sollte zunächst auf beiden Flügeln mit je einer Brigade erfolgen und sobald dadurch der Widerstand des Gegners in der Front erschüttert worden war, die beiden noch übrigen Brigaden von Merxleben aus gegen das Centrum über die Unstrut vorbrechen.

Der Angriff des hannöverschen linken Flügels scheiterte vollständig an den Truppen, welche die starke Position des Erbsbergs besetzt hatten. Dagegen traf die Brigade auf dem rechten Flügel, welche noch nicht am Gefecht Theil genommen und ganz frisch war, auf wenige preußische Compagnien, die seit geraumer Zeit die Anstrengungen und Verluste des Kampfes getragen hatten, und drängte diese zurück. Ausreichende Reserven, um hier das Gefecht zum Stehen zu bringen, waren preußischerseits nicht mehr vorhanden und je mehr der linke Flügel zurückwich, desto mehr wurde auch das preußische Centrum in Mitleidenschaft gezogen und mußte auf seinen Abzug Bedacht nehmen, während jetzt auch die Vorstöße des hannöverschen Centrums mit Erfolg gekrönt wurden.

Das Gefecht war nun nicht mehr zu halten. Bereits drangen die Hannoveraner in Langensalza ein und beschossen von hier aus die preußische Artillerie auf dem Judenhügel. Der Rückzug mußte angetreten werden und wurde von den einzelnen Abtheilungen bis hinter Langensalza ausgeführt.

Nur im Bade und im anstoßenden Wäldchen waren circa 1400 bis 1800 Mann noch verblieben, welche der Befehl zum Rückzug entweder zu spät oder gar nicht erreicht hatte. In Front und Flanke von den anstürmenden Hannoveranern bedroht, sahen sie hinter sich die Po-

sition auf dem Judenhügel von den Ihrigen geräumt und mußten nun ebenfalls zurück.

Auf diesen Moment hatte jedoch die hannöversche Cavallerie schon seit längerer Zeit an den Brücken von Merxleben gewartet und stürzte nun auf die in aufgelöster Ordnung aus dem Badewäldchen herauskommende preußische Infanterie. Viele Mannschaften derselben wurden übergeritten und gefangen, doch gelang es der größten Masse, sich in zwei Quarrées zu sammeln und in fester Haltung den Rückzug anzutreten. Diese Haltung wurde auch bewahrt, als auf dem weitern Marsche die verstärkte Cavallerie des Feindes vielfache brave, jedoch erfolglose Angriffe auf sie machte. So glückte es diesen Abtheilungen späterhin, den Anschluß an die übrigen Truppen zu erreichen, mit welchen General von Flies wieder bis in die am Morgen innegehabte Stellung abmarschirt war. Die Verluste seines Detachements waren äußerst bedeutend; sie betrugen an Todten und Verwundeten: 41 Officiere und 805 Mann, an Gefangenen: 10 Officiere und 897 Mann, außerdem waren zwei Geschütze den Hannoveranern in die Hände gefallen. Aber auch diese hatten ihren Sieg theuer bezahlt, indem sich die Gesammtsumme ihrer Todten und Verwundeten auf 102 Officiere und 1327 Mann belief.

Die hier gegebene Skizze des Gefechts bietet die wesentlichsten Momente desselben dar; es erhellt aus derselben, daß, so viel Vorwürfe man auch der hannöverschen Führung während der Operationen machen kann, die obere Leitung während des Gefechts selbst eine ganz vortreffliche gewesen ist.

Die Truppen waren in einer starken Position vereinigt worden, an welcher man die besten Kräfte des Gegners sich erschöpfen ließ. Erst darauf ging man selbst zum Angriff über, führte diesen jedoch nicht gegen das starke Centrum, sondern gegen die Flügel aus, und als der linke preußische Flügel zum Weichen gebracht, das Centrum dadurch bedroht war, führte man die eigenen Reserven zur Entscheidung vor und suchte schließlich durch die Cavallerie den Sieg auszubeuten.

Im Großen und Ganzen kann man daher die Leitung des Gefechts nur als eine musterhafte bezeichnen; ein gleiches Urtheil läßt sich über die Führung preußischerseits nicht fällen. Der kühne Entschluß des Generals von Flies, gegen die Hannoveraner vorzugehen, hatte die Festhaltung derselben zum Zweck. Diesen Zweck hatte man aber bereits erreicht, als man sich im Besitz von Langensalza und des Judenhügels befand. Begnügte man sich hier mit der Entwickelung der Truppen und paßte scharf auf, um über den Gegner herzufallen, sobald er Anstalten zum Abmarsch traf, so hätte man den Zweck ohne so große Opfer erreicht.

Statt dessen führte man die Truppen zum Angriff der starken Position vor, ehe dies durch einen Abmarsch des Gegners erforderlich wurde, engagirte die gesammten Streitkräfte dabei, ohne sich eine genügende Reserve zu halten, die es erlaubt hätte, das Gefecht rechtzeitig abzubrechen und erlitt so eine vollständige Niederlage. Trotzdem blieb

die Belohnung des kühnen Entschlusses nicht aus, denn das Gefecht von Langensalza wurde die positive Ursache der Capitulation der hannöverschen Armee und somit war auch hier am 27. Juni das reichlich geflossene preußische Blut jedenfalls nicht umsonst vergossen worden.

Man sieht hier auf's Neue, wie große Tugenden Energie und Thätigkeit im Krieg sind und wie durch Ausübung derselben General von Flies, trotz seiner Niederlage, große Erfolge erzielte.

Kaum wurde die Nachricht vom Ausgang des Gefechts von Langensalza in Berlin bekannt, so erging von dort auch der bestimmte Befehl, sowol an den General von Falckenstein, als auch direct an die einzelnen Divisionen, ohne jede Rücksicht auf etwaige Annäherung der Bayern, mit allen verfügbaren Kräften gegen die Hannoveraner vorzugehen und ihre Entwaffnung zu bewirken.

Bereits am Morgen des 28. war General von Flies vorwärts Gotha über Eisenach bis auf 13,000 Mann und 32 Geschütze verstärkt, bei Eisenach selbst wieder 12,000 Mann und 24 Geschütze vereinigt worden, welche von hier am Nachmittag auf Langensalza abrückten, während General von Manteuffel mit 8000 Mann aus Nordwesten her von Dingelstedt im Vormarsch über Mühlhausen begriffen war. Ebenso näherten sich die vom Gros der preußischen Divisionen abgezweigten Detachements von allen Seiten.

„Somit war denn am 28. Abends endlich der Kreis geschlossen und die Hannoveraner waren von mehr als 40,000 Mann rings umstellt. Die schwankenden Entschlüsse des hannöverschen Hauptquartiers, die vielfach falschen Nachrichten über die Bewegungen der Armee hatten die Erreichung dieses Resultats bisher erheblich erschwert und verzögert." *)

Bereits in der Nacht nach dem Gefecht hatte man hannöverscherseits beim General von Flies einen mehrtägigen Waffenstillstand nachgesucht und zugleich von Neuem freien Abzug nach dem Süden gegen die Verpflichtung, zwei Monate nicht gegen Preußen zu fechten, verlangt. Trotz des eben erlittenen Echecs wies der General diese Anträge jedoch ab.

Im Laufe des 28. Juni hatte man jedoch nun im hannöverschen Hauptquartier die Gewißheit erlangt, „von so bedeutender Uebermacht umschlossen zu sein; die Erschöpfung der Truppen, der Mangel an Munition und Lebensmitteln und die Verluste im Gefecht ließen den König von Hannover die Ueberzeugung gewinnen, daß weiterer Kampf nur zu nutzlosem Blutvergießen führen könne.

„Es wurde deshalb die bedingungslose Unterwerfung beschlossen."

Die Capitulation wurde am 29. Juni unterschriebien.

Die hannöversche Armee hatte aufgehört zu existiren, ihr Vater-

*) Geschichte des Feldzuges von 1866 in Deutschland. Theil I, S. 87.

land war factisch im Besitz Preußens. Wie sich die Zukunft gestalten würde, hing nunmehr nur noch vom Ausgang des Kampfes zwischen Oesterreich und Preußen ab. Denn schon an demselben 27. Juni, als auf den Feldern von Langensalza das Schicksal Hannovers sich entschied, kämpften auch im fernen Böhmen bereits über Hunderttausende die ersten bedeutenden Gefechte durch. Der 27. Juni war auch der Tag von Nachod, Trautenau und Oswecim.

Mit der Capitulation der hannöverschen Armee war die einleitende Aufgabe des Generals von Falckenstein siegreich gelöst und seine Truppen nunmehr gegen einen mächtigeren Feind verwendbar. Bereits befanden sich die Corps des Prinzen Karl von Bayern in Bewegung. Wir haben gesehen, daß sie den Hannoveranern keine Unterstützung geboten hatten; woran dies gelegen, ob Jemanden hierbei eine Schuld trifft, darüber müssen wir officielle bayerische Angaben abwarten, bevor wir ein begründetes Urtheil zu gewinnen vermögen.

Jedenfalls aber war die hannöversche Armee mehr als ein Mal in der Lage, mit ihren eigenen Kräften sich den Weg zu ihrer Rettung zu bahnen. Daß ihr dies nicht gelungen, muß wesentlich den schwankenden Entschlüssen in ihrer oberen Leitung zugeschrieben werden. Auch preußischerseits sind Fehler vorgekommen, wie dies stets im Kriege gewesen ist und immer sein wird; aber die preußische Führung überragte ihren Gegner im stricten Festhalten des Beabsichtigten, im energischen Handeln, wie in der Thätigkeit, und so trat außer der numerischen auch eine moralische Ueberlegenheit hervor, welche ein nicht unbedeutendes Resultat erreichte.

Hannover war so gefallen, aber Dank dem bei Langensalza geflossenen Blute: es war auf ehrenvolle Weise gefallen!



**Die junge Mutter.**

*Von Franz Meyerheim.*

# Der kluge Schmied von Jurançon.

Ein Genrebild aus dem Béarn.

Von **Claire von Glümer.**

## I.

Es war Samstag Abend; die letzten Schläge des Angelus verhallten; eine Kinderschaar, die bei den frommen Klängen ihre Spiele auf dem Dorfplatz unterbrochen hatte, kehrte mit verdoppeltem Lärm zu denselben zurück und die Hausfrauen von Jurançon versammelten sich, müde von der großen Wochenreinigung, zu einem Plauderstündchen vor den Thüren.

Nur die Bewohnerin der letzten, kleinsten Hütte am obern Ende des Dorfes gönnte sich noch immer keine Ruhe. Vom warmen Licht des Sonnenuntergangs übergossen, kniete sie am Rand des Baches, der in lustigen Sprüngen an ihrem Hause vorbei eilt, um sich weiter unten mit dem Gave zu vereinigen, und bearbeitete den Kupferkessel, den Stolz ihres armen Haushaltes, mit Stroh, Sand und Wasser, bis er — wie sie sich selbstgefällig sagte — gleich Ducatengold glänzte. So vertieft war sie in ihre Arbeit, daß sie Prosper Badou, den alten Schmied, der mit wichtiger Miene, die kurze Thonpfeife im Munde, vom Dorfwege herüber kam, nicht bemerkte. Erst als seine Holzschuhe über den Weg klapperten, sah sie auf und nickte ihm zu.

„Guten Abend, Base Cadette", sagte der Alte, indem er herantrat und ihr die Hand bot. „Ihr macht ja Alles so blank, als ob Ihr Besuch zu erwarten hättet."

„Das hab' ich auch!" antwortete sie und reichte ihm ein paar nasse Finger. „Nun, was seht Ihr mich so verwundert an? — Der heilige Sonntag kommt morgen zu mir so gut, wie zu dem Reichsten in Jurançon." Und mit einem vielsagenden Blick auf das wirre, graue Haar, den verwilderten Bart, die unbeschreibliche grau-braune Färbung der Wäsche, Kleider und Haut des Alten fügte sie hinzu: „Ihr könntet auch 'mal 'was für ihn thun, Vetter Prosper."

Mit einem Kopfschütteln wies der Schmied die Mahnung zurück und sagte lachend: „So, so, den Sonntag meint Ihr! Das Andere könnt Ihr ja auch nicht wissen." Dann setzte er sich auf den bemoosten Eichenknorren, der seit Menschengedenken vor dem Häuschen liegt, und fügte mit einem listigen Zwinkern der kleinen, grauen Augen hinzu:

„Der Sonntag ist's nicht allein, der zu Euch kommt. Was wollen wir wetten, daß, noch ehe der Pic da drüben völlig im Schatten liegt, Euer Herzblatt, die Perrine, da ist."

„Perrine?“ wiederholte die Alte und ein Ausdruck heller Freude flog über das gebräunte runzelige Gesicht; aber dann schüttelte sie den Kopf und ihre Arbeit wieder aufnehmend, murmelte sie: „Nein, nein, Ihr macht mir etwas weiß — hierher kommt die Kleine nicht.“

Prosper Vadou zuckte die Achseln.

„Daß sie's thut, ist so gewiß, wie der heutige Tag“, sagte er. „Der rothe Jacquou, der mit seinem Eselwagen in St. Benoit gewesen ist, hat sie unterwegs überholt und ihr angeboten mitzufahren. Aber spröde, wie das ihre Art ist, hat sie zur Antwort gegeben: sie würde schon auf eigenen Füßen herkommen. Der rothe Jacquou hat es mir selbst erzählt.“

Cadette athmete schwer und wie immer, wenn sie sich nicht zu rathen und zu helfen wußte, band sie das Kopftuch auf und wieder zu, während Prosper dicke Rauchwolken aus seiner Pfeife aufsteigen ließ.

„Wenn die Kleine herkommt“, sagte sie endlich, „so hat sie natürlich ihre guten Gründe dazu . . .“

„Natürlich! und es ist nicht schwer, diese Gründe zu errathen“, fiel Prosper ein. „Sie hat gehört, daß der Mathürin wieder zu haben ist und will noch einmal probiren, ob sie ihn nicht kriegen kann. Aber das redet ihr nur aus, Base! ich mein' es gut mit Euch und möchte nicht, daß Ihr und Perrine noch einmal von den Verwandten des Mathürin zurückgewiesen würdet.“

„Zurückgewiesen!“ wiederholte Cadette mit bebender Stimme. „Zurückgewiesen! Ei, seht doch — glaubt Ihr wirklich, daß wir uns dem aussetzen würden? — Was ist denn der Mathürin Voiturier, daß man auf einmal so apart mit ihm thut? an meinem Feuer hat er sich gewärmt und aus meiner Schüssel hat er gegessen, als seine arme Mutter gestorben war, und wenn er, als er größer wurde und die Schafe hütete, ein ganzes Wamms anzuziehen hatte, so war's nur, weil meine Perrine mit ihren geschickten Händen seine Lumpen immer wieder zusammenflickte. Ich sage das nicht, um den Mathürin zu verachten — in meinen Augen ist Armuth keine Schande und daß er nicht viel Verstand hat, ist auch nicht seine Schuld. Aber ein gutes, dankbares Herz hat er gehabt und weil er immer versicherte, daß er ohne sie nicht leben könnte, hat sie Ja gesagt und ich hätte endlich auch zugegeben, daß sie sich heiratheten, obwol die Perrine viel zu gut für ihn ist und in ihrem kleinen Finger mehr Verstand hat, als er in seinem ganzen, dicken Schädel . . .“

„Aber Base, wie mögt Ihr Euch so ereifern um die alten Geschichten“, fing Prosper an; sie ließ ihn jedoch nicht weiter sprechen.

„So! nicht einmal ereifern soll ich mich, wenn Ihr Alle Euch benehmt, daß einem Heiligen die Geduld darüber ausgehen müßte!“ fuhr sie fort. „Hat damals nicht ganz Jurançon die Köpfe zusammengesteckt und gesagt: der Mathürin hätte das hübsche, kluge, geschickte Mädchen nicht verdient? und nun auf einmal, weil ihm sein Pathe, der Geizhals, der ihm bisher nicht einen Sou gegeben, zum Erben gemacht hat, ist

das Alles nicht wahr und meine Perrine ist eine hochmüthige Närrin, wenn sie daran denkt, ihn zu heirathen!"

„Aber Cadette, seid doch vernünftig!" rief Prosper ärgerlich. „Reich zu reich und arm zu arm, so ist es immer gewesen und so muß es bleiben. Der Mathürin hat das auch eingesehen, obwol Ihr meint, er wäre dumm, und Eure Perrine schien sich ja ebenfalls darein zu schicken. Es war ebenso gescheidt als gut von ihr, daß sie fortging und dem Mathürin die Freiheit gab, sich eine passende Braut zu suchen. Freilich — — daß sie jetzt auf einmal wiederkommt . . ."

„Um den Mathürin thut sie das sicher nicht!" fiel Cadette zornglühend ein. „Wir haben auch unsern Stolz, Vetter Prosper, und ehe ich zugäbe, daß meine Kleine, nach der Kränkung, die man ihr zugefügt, den Mathürin heirathete, müßte seine ganze hochmüthige Sippschaft zu mir kommen und mich um meine Einwilligung bitten."

„Oho, Base! ehe Ihr das erlebt, werdet Ihr noch viel Wasser durch den Gave laufen sehen", sagte der Alte. „Uebrigens thätet Ihr besser, nicht so unvernünftig zu reden. Wenn das ein Anderer hörte..."

„Die ganze Welt mag es hören!" rief Cadette. „Es ist mein völliger Ernst. Die hochnasige Müllerin mit ihren Söhnen und Schwiegertöchtern, der Küster Gibou, die alte Petronille, kurz Alle, die plötzlich so stolz sind auf ihre Verwandtschaft mit dem Mathürin — den sie vergessen hatten, so lange er arm war — sie Alle müßten kommen und um meine Einwilligung bitten. Bei unserer lieben Frau von Bétharam, ich thu's nicht anders!"

Mit diesen Worten nahm sie ihren Kessel vom Boden auf und ging, das blinkende Kleinod hin- und herschwingend, entschlossenen Schrittes dem Hause zu, während Prosper, der nicht wußte, ob er lachen oder sich ärgern sollte, von dem Holzklotz aufstand und den Rückweg antrat.

„Hochmüthig ist sie immer gewesen, aber dies übersteigt doch wirklich alle menschlichen Begriffe", brummte er vor sich hin, indem er seine Pfeife noch stärker qualmen ließ, als bisher. „Ist das ein Verlangen! Der Küster — ein Mann, der halb und halb zur Geistlichkeit gehört; die Müllerin mit ihren Häusern, Wiesen und Feldern; Petronille, die den besten Wein von Jurançon erndtet, in seidenen Kleidern zur Messe geht und fast so vornehm ist, als eine Kaufmannsfrau in Pau — die sollen zur Cadette Vidal kommen, einer armen Person, welche sich nothdürftig von Nähen und Spinnen ernährt, und sollen für den reichen Mathürin Voiturier um ihre Nichte bitten, die auch nichts hat, als ein hübsches Gesicht. — Wenn das nicht der sündlichste Bettelstolz ist! . . . Aber die Strafe wird nicht ausbeleiben."

Prosper Vadou hatte Recht, wie immer: die Strafe folgte der Sünde geradezu auf dem Fuße. Cadette hatte kaum die Schwelle ihres Hauses überschritten, als das Bewußtsein, sich unverantwortlich benommen zu haben, in ihr erwachte. So sehr sie sich dagegen sträubte, sie mußte sich eingestehen, daß Mathürin's Verwandtschaft ihr Verlangen nun und nimmermehr erfüllen würde. So hatte sie denn in einem

Augenblick der Leidenschaft das Lebensglück ihres Lieblings verschworen — verschworen bei unserer lieben Frau von Bétharam, der vornehmsten Heiligen weit und breit, mit der in solchen Dingen nicht zu spaßen ist.

„Was kann ich thun, um das wieder gut zu machen?“ fragte sie sich selbst, während sie mit zitternden Knieen auf die Bank am Fenster sank. Vergebens strömte das goldene Abendlicht durch Thür und Fenster bis in die äußersten Winkel ihres kleinen Reiches, um ihr zu zeigen, daß nirgend ein Stäubchen lag; vergebens hauchten Tisch und Bank und die rothen Backsteine des Fußbodens jenen frischen Scheuerduft aus, der ihr fast lieber war, als Rosen und Jasmin; vergebens blitzte der Kessel wie eine zweite Sonne auf dem dunklen Hintergrunde der Feuermauer — die arme Cadette hatte heute keine Freude am Werk ihrer Hände und fragte sich nur immer wieder: „Was kann ich thun?“

Plötzlich fuhr sie auf. Ein leichter, wolbekannter Schritt kam über den Steg und sich umwendend sah sie eine schlanke Mädchengestalt, bei deren Anblick sie für den Moment alle Sorgen vergaß.

„Perrine!“ rief sie jubelnd, indem sie der Ankommenden entgegeneilte; auch Perrine stieß einen Freudenschrei aus und im nächsten Augenblick lagen sich die Beiden lachend und weinend in den Armen.

Aber die Freude währte nicht lange. Als sich die Alte aus der Umarmung aufrichtete, hinkte eben der lahme Tiennet dem Dorfe zu, blieb einen Moment am Bache stehen, nickte, winkte und sah dabei so boshaft aus, daß Cadette das Gefühl hatte, als müsse sie ihr Herzblatt vor ihm und vor ganz Jurançon verbergen.

„Komm!“ sagte sie, indem sie Perrine hastig in's Haus zog und während diese ihr Kleiderbündel ablegte und das rothe, schwarzgeränderte Flanellcapüchen vom Kopfe nahm, fragte die gute Alte in einem Tone, der streng sein sollte, aber nur ängstlich war:

„Nun sag' mir nur, Kind, was in aller Welt Dich so plötzlich herbringt?“

„Das Heimweh, Tante“, antwortete Perrine gepreßt und in demselben Augenblick sah Cadette mit Schrecken, wie sehr sich ihr Liebling verändert hatte. Das sonst so rosige Gesichtchen war blaß; die braunen, sonst so klaren Augen waren umflort. Selbst das Lächeln hatte etwas Wehmüthiges. Nein, es war unmöglich, mit der Kleinen zu schelten und wenn sie durch ihr Wiederkommen noch so unklug gehandelt hatte.

„Setz' Dich, Kind, Du wirst müde sein — müde und hungrig; gleich sollst Du zu essen haben“, sagte Cadette und während sich Perrine auf der Bank am Fenster niederließ und mit Verwunderung Alles — von den grünen Sergevorhängen des Bettes bis zu dem geweihten Stechpalmenzweig über dem Kamin — genau so wiederfand, wie sie es verlassen, indeß sie selbst so viel erlebt und gesehen, ging die Tante rüstig an's Werk. Sie schaufelte die glimmenden Kohlen aus der Asche hervor, legte ein Bündel Rebholz darauf, in dessen trockenen Ranken alsbald die prasselnde Flamme emporschlug, hing die Pfanne darüber, in die sie Speck und Zwiebeln schnitt, um die vom Mittag übrig gebliebene Broyo

— einen steifen Maismehlbrei — zu braten. Und dann, während es über dem Feuer brodelte und zischte und ein Duft durch das Haus zog, als wäre der heilige Sonntag schon heute eingekehrt, deckte sie ein weißes, roth gerändertes Tuch über den Tisch, stellte Brod, Salz, einen Teller mit gerösteten Kastanien auf und brachte endlich sogar einen Krug Wein herbei.

Es war ein lucullisches Mahl und Perrine, die den Tag über kaum einen Bissen genossen hatte, that ihm die gebührende Ehre an. Sie lobte das gute, weiße Brot, die zwiebelduftende Broyo, sagte, daß kein Wein der Welt mit dem von Jurançon zu vergleichen wäre und daß die Kastanien nirgend so süß schmeckten, als hier. Cadette seufzte dazu. Jedes dieser Worte war ein neuer Beweis, daß die Kleine nirgend anders leben konnte, als zu Haus — und wie sollte das angehen? Als sie endlich den Teller zurückschob, faßte sich die Tante ein Herz und fragte:

„Also das Heimweh hast Du gehabt?"

„Ja, Tante Cadette, das schrecklichste Heimweh von der Welt", antwortete das junge Mädchen. „Ich konnte weder schlafen noch essen; wenn Andere fröhlich waren, that mir das Herz weh, als ob es zerspringen sollte und dabei bin ich von Tag zu Tag blässer geworden. Meine Madame, die eine gute Frau ist, konnte das endlich nicht mehr mit ansehen. Ich möchte nach Haus gehen, sagte sie, und da der Herr heute zum Jahrmarkt nach Nay fuhr, hat er mich mitgenommen und dann bin ich gelaufen und gelaufen, bis ich mein liebes Jurançon wiedersah — und hier bin ich."

Tante Cadette hatte längst den Schürzenzipfel vor den Augen, und als Perrine schwieg, verging eine Weile, ehe sie sagen konnte:

„Ja, was soll nun aber werden?"

„Nun leben wir wieder, wie früher", antwortete das junge Mädchen. „Ich nähe, so fleißig ich nur immer kann; an Kundschaft wird es mir ja nicht fehlen und wenn ich dem Mathürin mit seiner Frau begegne . . ."

„Mit seiner Frau!" fiel Cadette verwundert ein. „Kind, weißt Du denn Nichts von Allem, was hier geschehen ist? es ist doch wirklich ein Kreuz, wenn man nicht schreiben kann! Hast Du denn auch Niemand von hier getroffen, der es Dir erzählen konnte?"

„Was ist denn geschehen?" rief das junge Mädchen. „Um aller Heiligen willen . . ."

„Sei nur ruhig!" fiel ihr Cadette ins Wort; „Du weißt, zu Frohnleichnam sollte die Hochzeit sein, aber vierzehn Tage zuvor hat die Maxime das Fieber bekommen und ist nach fünf Wochen gestorben."

Perrine war sehr blaß geworden; als Cadette schwieg, schlug sie die Hände vor das Gesicht und brach in Thränen aus.

„Kind, Kind, weine doch nicht so!" mahnte Cadette; „was geht Dich des Mathürin's Braut an?"

„Aber der arme Mathürin!" schluchzte Perrine.

„Der arme Mathürin!" wiederholte die Alte im Tone des Un-

willens. „Ich hoffe, daß Du nicht im Ernst vom „armen Mathürin“ redest. Wenn dem was Trauriges widerfährt, hat er's verdient. Er ist jetzt Einer von den Reichen — und wie der Reichthum die Herzen verdirbt, weißt Du ja.“

„Sein Herz nicht!“ versicherte Perrine, die Thränen trocknend. Cadette schlug die Hände zusammen.

„Wie Du so reden kannst!“ rief sie aus. „Hat er Dich nicht verlassen, um eine Reiche zu nehmen?“

„Nein, Tante Cadette, das hat er nicht gethan“, fiel das junge Mädchen eifrig ein. „Daß er mir untreu geworden ist, war meine Schuld. Ich war hochmüthig und verzagt, konnte die Vorwürfe seiner Verwandtschaft nicht ertragen und habe ihm zugeredet, daß er die Maxime nehmen soll und als er nicht gewollt hat, habe ich mich nach Orthez vermiethet, um nur fort zu kommen, und da ist er bös auf mich geworden und hat gethan, was die Andern von ihm verlangten. So ist's gekommen, Tante Cadette, und Ihr seht nun wol, daß Ihr nicht auf ihn schelten dürft. Nicht wahr, das seht Ihr ein und sagt nichts mehr gegen ihn — ich kann es nicht anhören!“

Mit diesen Worten hatte sie die Hand der Alten erfaßt und sah bittend zu ihr hinüber.

„Ja doch, Kleine, ja doch! ich will nichts mehr auf ihn sagen“, antwortete Cadette, indem sie sich von Perrine losmachte. „Aber Du mußt mir auch 'was versprechen, das heißt, Du mußt vernünftig sein und nicht vergessen, daß zwischen Dir und dem Mathürin Alles aus und vorbei ist. Die Maxime ist todt — aber dafür giebt es andere reiche Mädchen, die für ihn passen. Also versprich mir . . .“

„Nein, Tante Cadete; ich weiß schon, was Ihr meint, aber das kann ich nicht!“ fiel ihr Perrine in's Wort und nach einer Pause fügte sie leise hinzu: „Ich habe zu viel ausstehen müssen, Tante Cadette, als ich dort unten war, nicht mehr an den Mathürin denken wollte und durfte und doch nichts Anderes thun konnte, bei Tag und bei Nacht. Das kann ich nicht noch einmal auf mich nehmen und wenn mir der Mathürin verzeihen will, so mögen die Leute von mir reden, was sie wollen, ich lasse nicht mehr von ihm.“

„Aber, Kind, was fällt Dir denn ein?“ rief Cadette. „Wie kommst Du darauf, daß er Dir verzeihen soll? Du warst in Deinem Recht. Unsereins hat auch seinen Stolz und muß ihn haben . .“

„Ich kann's nicht länger!“ betheuerte Perrine abermals.

„Und wenn ich nur begreifen könnte, was Du an dem Mathürin findest“, fuhr die Tante klagend fort. „Ein großer, ungeschlachter Bursche ist er, plump wie ein Bär und so einfältig! Ich bin überzeugt, daß er nicht zwei Gedanken in seinem Schädel hat.“

„O, Tante, Ihr kennt ihn nicht!“ rief das junge Mädchen vorwurfsvoll. „Gedanken hat er mehr als sonst Einer, er kann sie nur nicht aussprechen, wenn Andere dabei sind. Mir aber sagt er sie — wenn Ihr ihn so reden hörtet, Ihr würdet erstaunen über seine große

Klugheit. Und dazu hat er einen Willen, wie sonst Niemand in ganz Jurançon und wenn er sich etwas vornimmt, so setzt er es durch. Darum war es dumm und unrecht von mir, daß ich nicht das rechte Vertrauen zu ihm hatte, sondern fortlief. Aber ich hoffe, er vergiebt es mir und da die arme Maxime nun doch gestorben ist, so können wir jetzt noch zusammen kommen."

Cadette schüttelte seufzend den Kopf; ihr Gelübde fiel ihr schwer auf's Herz. Sie konnte sich jedoch nicht entschließen, es dem jungen Mädchen jetzt schon mitzutheilen, obwol sie sich auch wieder sagte, daß ihr das Geständniß noch schwerer werden würde, wenn sich Perrine und Mathürin wieder gesehen und wol gar versöhnt hatten. Rathloser als je knüpfte die Arme ihr Kopftuch auf und wieder zu — aber plötzlich schrak sie zusammen, denn ein Paar Holzschuhe, so groß und schwer, wie sie nur der Mathürin tragen konnte, donnerten über den Steg und wirklich lief er gleich darauf so hastig am Fenster vorbei, daß die rothe Schärpe hinter ihm herflog und das lange, schwarze Haar wie eine Mähne um seinen Kopf flatterte.

Einen Augenblick blieb er zögernd an der offenen Thür stehen, sein keuchender Athem übertönte das Zirpen der Grillen, dann trat er über die Schwelle, bleich wie der Tod.

„Perrine!" flüsterte er; sie flog ihm entgegen; mit einem Jubelschrei schloß er sie in die Arme und auch Cadette schrie auf, denn es sah aus, als ob er die zarte Gestalt zerdrücken würde. Im nächsten Moment überzeugte sie sich jedoch, daß nichts dergleichen geschehen war und ging hinaus, die Beiden nicht zu stören.

Doch nein, das war nicht der Grund, warum sie sich entfernte. So schwach würde sie nicht gewesen sein! Es war ihr vielmehr eingefallen, daß sie über Perrine's Ankunft vergessen hatte, den kleinen Garten zu begießen; das mußte sie jetzt nachholen. Und merkwürdig war es, wie viel die Pflanzen heute zu trinken verlangten und wie schwer sich das Wasser aus dem Bach schöpfen ließ und wie unordentlich die Geisblattranken an der Laube herunter hingen.

Endlich war Alles besorgt; selbst die Ziege in ihrem Bretterverschlag und die drei Hühner, die unter demselben Dache hausen, waren noch einmal inspicirt, und da sich Cadette inzwischen genau überlegt hatte, wie sie ihre Mittheilung einkleiden wollte, ging sie in's Haus zurück, entschlossen, den Kindern sofort reinen Wein einzuschenken.

Aber die Beiden saßen so einträchtig auf der Bank am Fenster; als Cadette die Pechkerze im Kamin angezündet hatte, sah Perrine's Gesichtchen in dem flackernden Licht so heiter aus und der Mathürin sagte so zuversichtlich: „Frau Pathe, nun die Kleine wieder da ist, ist Alles gut!" daß es nicht möglich war, sie jetzt schon ihrem Glück zu entreißen. Und dann, als die arme Cadette mit zitterndem Herzen ihren gewöhnlichen Platz in der Kaminecke eingenommen, den Rocken in den Gürtel gesteckt und die Spindel in Bewegung gesetzt hatte, kam ihr ein rettender Gedanke: vielleicht war es möglich, das unselige Gelübde durch

Bußen und Geschenke zu lösen! Gleich morgen wollte sie den Herrn Pfarrer darüber zu Rathe ziehen; wollte gern Tag und Nacht arbeiten, um unserer lieben Frau von Bétharam ein neues Gewand zu stiften; oder sie wollte ihr zu Ehren die weiteste, beschwerlichste Wallfahrt übernehmen, oder monatelang, jahrelang strenge Fasten halten, wenn ihr dafür der Vorwurf erspart blieb, das Glück ihres Lieblings zerstört zu haben. Der Herr Pfarrer war ja so klug — gewiß gelang es ihm, ein Abkommen mit unserer lieben Frau von Bétharam zu ersinnen.

Je länger Cadette darüber nachdachte, um so stärker wurde ihr Hoffen, um so leichter drehte sich die Spindel in ihrer Hand und immer deutlicher erstand vor ihrem geistigen Auge ein Luftschloß, das dem ererbten Hofe des Mathürin täuschend ähnlich sah. Da war die große Wiese am Gave und die kleine, gleich drüben am Bach; da war der Weizenacker, der schönste in ganz Jurançon, und der Weinberg hinter der Kirche; da waren die Kühe, die Schafe, die beiden prächtigen Ochsen, das kleine, muntere Gascognerpferd. Da war endlich das schiefergedeckte Haus mit den grünen Fensterladen; der hohe Kamin von pyrenäischem Marmor, mit schweren, eisernen Feuerböcken und einer ganzen Batterie kupferner Kessel und Kasserolen garnirt; da prangte das große Himmelbett mit grünen, befranzten Vorhängen; da gab es einen gepolsterten Lehnsessel, wie bei den Stadtleuten — selbst die silbernen Bestecke und der Leinwandschrank, von dem die Sage berichtet, erwiesen sich als Wahrheit — und inmitten dieser Herrlichkeiten schaltete und waltete Perrine, fleißig, flink und fröhlich — und auch Cadette hatte freie Verfügung über die Schätze des Hauses, von der Speckseite im Kamin bis zu dem Weinfäßchen im Keller — es war ein glückseliges Träumen!

---

## II.

Auch die Wirklichkeit war schön, als am folgenden Morgen Tante und Nichte zur Messe gingen, auf dem Kirchwege die Bekannten freundlich grüßend herantraten, Perrine lobten, daß sie zurückgekommen, um Cadette aus ihrer Einsamkeit zu erlösen, und die gute Alte sich wieder einmal überzeugen konnte, daß unter den jungen Mädchen von Jurançon nicht eine so hübsch war, als ihre Kleine. Sie sah freilich etwas blaß aus und ihre Wangen hatten an Rundung verloren; aber von dem feinen Köpfchen bis zu den kleinen Füßen war Alles an ihr zierlich und anmuthsvoll; wie sie ging und stand, grüßte und plauderte, that es Keine sonst, und obwol ihr Kleid von schlechtem Stoff, ihr Kopftuch altmodisch und ihr Schürzchen verwaschen war, sah sie frischer und „vornehmer“ aus, als alle Anderen, ja, selbst als die Bäckerstochter, die eben so steifnackig, in Thibetkleid und Seidenschürze, einen silbernen Rosenkranz in den großen Händen, vorbei stolzirte.

Das fand auch der Mathürin, der beim Ausläuten mit eiligen Schritten und rothem Gesicht in die Kirche kam und noch röther wurde,

als Perrine auffah und ihn mit den Augen grüßte. Sein Anzug hatte ihm heute mehr als je zu schaffen gemacht, die Schärpe besonders wollte sich nicht binden lassen. Nun aber war er da und wenige Schritte zur Seite kniete die holde, langvermißte Gestalt. Trotz des besten Willens, andächtig zu sein, war er nicht im Stande, den Blick von ihr abzuwenden und statt dem heiligen Meßopfer zu folgen, dachte er nur an sie. Daß er im Begriff gewesen, eine Andere zu heirathen, erschien ihm jetzt wie eine Unmöglichkeit. Die Maxime war zwar auch ein gutes Mädchen; ihren Tod hatte er aufrichtig beweint, aber immer hatte er sich in ihrer Nähe, unter ihren grauen, ruhigen, aufmerksamen Augen genirt gefühlt und wenn sie ihn ermahnte: „Mathürin, sieh nicht so einfältig aus! — Mathürin, halte die Beine ruhig! — Mathürin, lache nicht so viel!“ hätte er sich am liebsten in ein Mauseloch geflüchtet. Bei Perrine dagegen ging ihm das Herz auf, denn sie nahm ihn, wie er war, und während ihn die Anderen für dumm hielten, weil er nicht recht mit der Sprache fort konnte, freute sie sich über seine klugen Gedanken und half ihm, dieselben auszusprechen. Sie war aber auch klüger als Andere! Wenn der Mathürin nur ein Wort sagte, wußte sie schon, was er meinte, und wenn er und sie nur beisammen sein konnten, so amüsirten sie sich, sie mochten reden oder schweigen. Darum war's gewiß am besten, wenn sie sich heiratheten und das sobald als möglich. Auf seine Verwandtschaft wollte der Mathürin nicht mehr hören, sondern heute noch dem Herrn Maire und dem Herrn Pfarrer Bescheid sagen. Und morgen ging er nach Pau, der Kleinen das schönste Seidenkleid zu kaufen, das zu haben war. Auch eine goldene Kette wollte er ihr schenken; es fuhr ihm heiß durch die Adern, wenn er sich vorstellte, wie er ihr den Schmuck um den weißen Hals legte, wie sie miteinander zur Kirche gingen, getraut wurden und dann — Musik voran — mit dem größten Hochzeitskuchen, der seit Menschengedenken in Jurançon gesehen worden, gefolgt von den Verwandten, Freunden und Kameraden durch's Dorf zogen, rund um den Platz, dem bekränzten Hochzeitshause zu, wo es in allen Pfannen brodelte und dampfte . . .

Weiter kam der Mathürin nicht in seinen Gedanken. Die Messe war zu Ende; die Andächtigen strömten dem Ausgange zu. Auch er beeilte sich, Perrine zu folgen und erreichte sie, als sie eben mit der Tante aus der dunklen Vorhalle der Kirche in den Sonnenschein des Gottesackers hinaustrat.

Hier blieb die Alte stehen. „Geh' nach Haus, Kleine, und sorge für das Mittagsessen; ich habe noch ein Wort mit dem Herrn Pfarrer zu reden“, sagte sie in einer gewissen, verlegenen Hast, nickte dem Mathürin, der ihr mit freundlichem Morgengruß die Hand geben wollte, eilfertig zu und ging dann, ohne rechts oder links zu sehen, mit raschen Schritten nach dem Pfarrhause.

Aber so schnell sie hingegangen war, so langsam kam sie eine halbe Stunde später über den Kirchhof zurück und statt den geraden Weg durch's Dorf zu gehen, schlug sie den Wiesenpfad hinter den Gärten ein

und kam so ungesehen bis an die Schmiede. An dieser mußte sie jedoch vorüber und das war schlimm, denn Prosper Vadon stand mit seiner Pfeife vor der Thür, trat — als er Cadette kommen sah — mitten in den Weg und fragte mit seiner wichtigsten Miene:

„Wo in aller Welt steckt Ihr denn, Base? Die Messe ist doch längst zu Ende und längst sind Mathürin und Perrine hier vorbei gekommen. Und das muß ich sagen, ein hübsches Paar sind die Beiden und das Herz ist mir alten Menschen aufgegangen, als die Kleine so freundlich herangetreten ist und mich umarmt hat, als wenn ich ein Erbonkel wäre. Doch was nützt das Alles? Heirathen kann sie der Mathürin nicht — darum macht, daß Ihr sie wieder fortschickt; sie kommt sonst wirklich in's Gerede mit dem Burschen. Aber was habt Ihr denn?" unterbrach er sich selbst, indem er die Hand der Alten erfaßte, und sie, so sehr sie sich Mühe gab, konnt' es nicht hindern, daß sich der Jammer ihres Herzens in Thränen Luft machte. Widerstandslos ließ sie sich von dem Vetter zu der Bank vor seinem Hause führen, sank schluchzend darauf nieder und es währte lange, ehe er aus ihren Ausrufungen herausfand, daß sie bei dem Pfarrer gewesen war, ihn wegen der Lösung ihres Gelübdes um Rath zu fragen und daß der Herr Pfarrer den traurigen Bescheid gegeben: ein Gelübde an unsre liebe Frau von Bétharam müsse jederzeit vollständig erfüllt werden und weder Geschenke noch Bußen wären im Stande, ein solches aufzuheben.

Während dieser Mittheilung hatte Prosper dicke Rauchwolken aus seiner Pfeife aufsteigen lassen und als Cadette schwieg, sagte er:

„Ja, Base, den Weg hättet Ihr Euch ersparen können, oder ihr hättet ihn früher einschlagen müssen. Vor der Messe sind nämlich die Müllerin und Petronille beim Herrn Pfarrer gewesen — daß die Kleine zurückgekommen ist, mag sie auf allerhand Befürchtungen gebracht haben — und so haben sie dem Herrn Pfarrer ein neues Altartuch und wer weiß was sonst noch gelobt, wenn er es dahin bringt, daß sich der Mathürin nach dem Willen seiner Verwandtschaft verheirathet. Daß Euer Gelübde unter diesen Umständen nicht gelöst werden kann, versteht sich . . ."

„Aber Vetter, schämt Euch doch!" fiel Cadette unwillig ein. „Wie könnt Ihr so gegen den Herrn Pfarrer reden, der ein heiliger, gerechter Mann ist . . ."

„Wer behauptet denn das Gegentheil?" rief Prosper. „Ich sage Euch ja nur, was mir des Pfarrers Köchin erzählt hat und hoffe, Ihr findet darin eine Erklärung dafür, daß der Herr Pfarrer so streng mit Euch ist. Der fromme Herr darf eben nicht anders. Jeder für sich und Gott für uns Alle, Base Cadette. Was liegt der Kirche von Jurançon an Geschenken, die Ihr unsrer lieben Frau von Bétharam macht? Gebt Ihr sie statt dessen unsrer Kirche und ist's mehr, als die Verwandtschaft des Mathürin gelobt hat, so wollen wir doch einmal sehen . . ."

„Nein, Prosper, das hör' ich nicht länger mit an!" unterbrach ihn Cadette, indem sie sich erhob. „Wenn Ihr's nicht lassen könnt, die Geist-

lichkeit zu verspotten, so thut's; aber ich will nicht dabei sein — noch dazu am heiligen Sonntag!"

Mit diesen Worten ging sie fort und schlug ein Kreuz, als das Lachen des Alten hinter ihr herklang. Der Zorn über die unchristlichen Aeußerungen des Vetters hatte sie aus ihrer Betrübniß aufgerüttelt, das Mitleid für Perrine verstummte vor dem Gehorsam für den Seelsorger und sie beschloß ohne Zaudern zu thun, was die Pflicht gebot.

Der Zufall kam ihr zu Hülfe. Als sie ins Haus trat, hielt Mathürin die Kleine in den Armen und küßte sie; — das war die beste Gelegenheit, sich zu erklären.

„Nun, was hat denn das zu bedeuten?" rief sie im Ton des Unwillens, und als die Beiden auseinander flogen, fuhr sie, zwischen sie tretend, fort: „Gestern beim Wiedersehen habe ich mir die Umarmung gefallen lassen, aber jetzt muß der Unsinn ein Ende haben."

„Aber Tante Cadette!"

„Aber Pathe!" riefen Perrine und Mathürin wie aus einem Munde. Cadette ließ sie nicht weiter sprechen.

„Keine Einreden!" sagte sie streng. „Entweder benehmt Ihr Euch, wie sich's gehört, oder ich kann nicht mehr zugeben, daß der Mathürin herkommt. In's Gerede soll er Dich nicht bringen, Perrine . . ."

„O, Tante Cadette, höre doch nur", bat das junge Mädchen. „Es fällt ihm nicht ein, mich in's Gerede zu bringen, denn wir . . . Mathürin, sag' es der Tante!"

„Wir heirathen uns, Pathe!" rief Mathürin mit ungewöhnlicher Zungenfertigkeit.

Cadette wurde heiß und kalt bei diesen Worten, aber sie nahm sich zusammen.

„Wirklich! ist das so ausgemacht?" antwortete sie mit erzwungenem Unwillen in Ton und Miene. „Erinnere Dich, mein Junge, daß es schon einmal so hieß und dann war es plötzlich aus und vorbei, weil Deiner Verwandtschaft eine Reiche besser schien. Zum zweiten Mal soll das nicht wieder passiren und ehe nicht Deine ganze Sippschaft herkommt und die Perrine für Dich zur Frau verlangt, hast Du kein Recht, sie als Deine Braut zu betrachten."

„Seine Verwandtschaft hat ihm nichts zu sagen, Tante", meinte Perrine; „er ist mündig und kümmert sich nicht um sie, nicht wahr, Mathürin?"

„Ja, ich bin mündig und kümmere mich nicht um sie", bestätigte der junge Mann.

„Aber die Perrine ist's nicht!" fiel ihm Cadette in's Wort; „und meine Einwilligung gebe ich nur, wenn Deine Verwandtschaft darum bittet. Unsereins hat auch seinen Stolz und wenn ich den wirklich überwinden wollte, so könnt' ich's nicht, denn ich habe bei unsrer lieben Frau von Bétharam gelobt, daß es so sein soll."

„O Tante, wie konntest Du!" rief Perrine in einem Tone, der Ca-

dette das Herz zerriß; aber sie durfte sich nicht schwachmüthig zeigen und sagte streng:

„Ruhig, Kind, das verstehst Du nicht! Du aber, Mathürin, magst nun beweisen, daß es Dir Ernst ist — das heißt, Du mußt die Deinigen herschaffen. Sag' mir nichts dagegen", fuhr sie eifrig fort; „mache lieber, daß Du fortkommst und die Sache in's Geleis bringst."

Bei diesen Worten schob sie ihn mit einer geschickten Wendung der Thür zu und er sah ein, daß er sich fügen müsse. Mit der kleinlauten Versicherung, daß er sein Möglichstes thun wolle, ging er hinaus und obwol er dem Sonntag zu Ehren die Holzschuhe mit Lederstiefeln vertauscht hatte, krachte der Steg unter seinen Schritten, als ob er zusammenbrechen sollte.

Das war ein trauriges Mittagessen für Cadette Vidal; noch trauriger, als wenn sie ihrer Specksuppe allein gegenüber gesessen hätte. Der köstliche Salat, das beste Erzeugniß ihres Gartens, blieb unbelobt und der Wein kam ungekostet vom Tische. Wie soll man auch an solchen Gottesgaben Freude finden, wenn man ein paar thränenvolle Augen vor sich hat und sich sagen muß, daß man an diesen Thränen schuld ist?

Langsam gingen die Nachmittagsstunden vorüber; es läutete zur Vesper, doch weder Cadette noch Perrine hatten den Muth in die Kirche zu gehen. Das junge Mädchen saß am Fenster, die Tante am Kamin und Beide warteten auf den Bescheid, den der Mathürin bringen mußte.

Aber er ließ sich nicht sehen. Warum hätte er kommen sollen? Seine Mission war vollständig gescheitert. Der Vetter Gibou hatte ihn ausgelacht; die Müllerin hatte in ihrer spöttischen Weise gefragt: ob er verrückt geworden wäre? und Petronille war in solchen Zorn gerathen, daß er vor ihrem Toben die Flucht ergriffen hatte.

Und dann war er fortgelaufen, weit in die Berge hinein; warum, wußte er selber nicht und wohin eben so wenig. Er wollte nur fort! Aber wie es zu gehen pflegt, wenn man in schweren, zornigen Gedanken ist, er achtete nicht auf den Weg, kam in dichtes Waldgestrüpp, wo er vollends die Richtung verlor, und als er endlich nach mehreren Stunden den Saum des Gehölzes erreichte, lag Jurançon, das er meiden wollte, wieder zu seinen Füßen. Zur Rechten sprang der Bach in lustigen Kaskaden zum Dorfe hinunter und zur Linken, zwischen den Baumkronen, schimmerte das blaue Schieferdach seines eigenen Hauses. Mit welchen Hoffnungen hatte er es heute früh verlassen — und jetzt!

Aufstöhnend warf er sich zu Boden und drückte die glühende Stirn in's Gras. Der Duft des wilden Thymians, das Schwirren der Insecten, die Vogelstimmen, das Blättergesäusel, Alles war wie in guter, alter Zeit, wenn er seine Schafe hierhertrieb und sich den ganzen Tag auf die Stunde freute, wo Perrine mit Henkeltopf oder Körbchen vom Dorfe heraufkam, ihm die Ueberreste ihres Mittagessens zu bringen. Schon damals war sie das hübscheste kleine Ding der Welt und wenn sich Mathürin die Prinzessinnen vorstellte, von denen sie lange, wunderbare Geschichten zu erzählen wußte, so mochte er es anfangen wie er

wollte, immer sahen sie aus wie Perrine. Daß sie sich heirathen würden, war ihm damals schon so gewiß wie der Katechismus und später, als er ein großer, starker Mensch geworden war und sich beim reichen Henri als Knecht vermiethet hatte, wurde ihm die schwerste Arbeit leicht, wenn er sich sagte, daß er sie für seine Kleine that. Und so war es ja auch! Jeder Franc, den er verdiente, kam ihrer künftigen Haushaltung zu gut. Schon hatten sie ausgemacht, wie lange sie noch warten wollten. In zwei Jahren zu St. Nicolas, wenn die Perrine zwanzig Jahre alt wurde, sollte die Hochzeit sein. Bis dahin konnte Mathürin seine schönen hundert Francs erspart haben. Perrine verdiente und sparte auch, und der Béarner braucht so wenig zum Leben! Die Woche über Maismehlbrei und ein paar Kastanien, Sonntags eine Specksuppe, zu hohen Festtagen ein Stückchen Rindfleisch; dazu der gute billige Wein von Jurançon — was will man mehr? — höchstens für den Winter einen Vorrath trockener Reben und ein paar Eichenknorren, die man dem Förster für ein Geringes abkauft. Freilich braucht man auch noch Kleider und Schuhe, Schärpen und Kopftücher, Wäsche und Strümpfe — aber es müßte doch wunderlich zugehen, wenn ein paar junge fleißige Menschen das nicht zusammen bringen könnten, besonders da die Wohnung schon da war — das Häuschen der Base Cadette nämlich. Es war zwar nicht viel größer als eine Nußschale, aber wenn man sich lieb hat, ist eng sitzen angenehm; es war sehr baufällig, aber das reparirte der Mathürin in seinen Freistunden; es war auch nicht schuldenfrei, aber das zahlte man nach und nach ab — was kann man nicht Alles, wenn man hundert Francs besitzt und diesen Schatz durch Arbeit und Sparsamkeit noch täglich vergrößert? — Der Mathürin blieb in seinem Dienst oder arbeitete als Tagelöhner; Perrine nähte fleißig wie bisher; Tante Cadette führte die Wirthschaft und wenn im Lauf der Zeit die Familie größer wurde, so rückte man noch enger zusammen und vertraute auf den guten alten Spruch: „Je mehr Ave's im Hause, um so mehr Segen."

So war Alles auf's Beste ausgedacht und von Tag zu Tag wurde die Perrine hübscher und von Tag zu Tag hatte sie den Mathürin lieber — da kam die unglückselige Erbschaft und nun war's mit dem Glücke aus und vorbei. Vergebens hatte Mathürin den Vorstellungen der Verwandten die ganze Halsstarrigkeit seines Wesens entgegengesetzt — Perrine selbst hatte endlich erklärt, daß sie ihn nicht heirathen könne. Die Leute würden sagen, er hätte die arme Perrine nur genommen, weil ihn kein reiches Mädchen gewollt, und das könnte sie so wenig ertragen als er, versicherte sie. So hatte er denn um die reiche Maxime geworben und gethan, was er konnte, sein früheres Glück zu vergessen. Gelungen war es ihm aber nicht — das wußte er erst recht, seitdem er die Perrine wiedergesehen. Und nun sie zurückgekommen, so schön und lieb, wie es mit Worten gar nicht zu sagen war; nun sie versprochen hatte, auf Niemand mehr zu hören, als auf ihn, auf nichts mehr Rücksicht zu nehmen, als auf sein Glück — nun sollte er sie zum zweiten Mal ver-

lieren! Er wurde wie wahnsinnig bei diesem Gedanken, biß die Zähne zusammen und schlug mit der geballten Faust auf den Boden.

Plötzlich fuhr er in die Höhe; es rauschte in den Büschen, eine spöttische Stimme fragte: „Ei Mathürin, was machst Du denn hier?“ und als er aufsprang und sich umsah, trat Prosper Badou aus dem Haselnußdickicht auf ihn zu.

„Ei, ei, mein Junge, ich glaube gar Du weinst?“ fuhr der Alte fort; „gilt es der Lebendigen oder der Todten? Laß es gut sein!“ fügte er hinzu, indem er den jungen Mann, der fortlaufen wollte, an der Schärpe festhielt. „Um Frauenzimmer weint man nicht; kann man doch jeden Augenblick eins wiederkriegen — noch dazu, wenn man so reich ist, wie Du.“

„Ich wollte, daß der Teufel meinen Reichthum holte!“ rief Mathürin.

„So, wolltest Du das wirklich?“ fragte der Schmied. „Nun, eine unbequeme Erbschaft wieder los zu werden, ist eben kein Ding der Unmöglichkeit. Es fragt sich nur, ob es Dir wirklich Ernst damit ist. Antworte, mein Junge.“

„Ernst damit?“ wiederholte der Mathürin, dem etwas unbehaglich wurde. „Ich meinte natürlich nur, wenn ich dann die Perrine wiederbekäme.“

„Natürlich, so meine ich's auch!“ sagte Prosper. „Laß uns vernünftig darüber reden: was giebst Du mir, wenn ich Dir — allen hochnasigen Verwandten und albernen Gelübden zum Trotz — die Perrine zur Frau verschaffe?“

Dem Mathürin trat der kalte Schweiß auf die Stirn und unwillkürlich wich er einen Schritt zurück. Wenn der Gottseibeiuns, den er so freventlich angerufen, die Gestalt Prosper Badou's angenommen hätte! Aber im nächsten Moment schämte er sich der abergläubischen Regung und antwortete mit erzwungener Festigkeit:

„Was hilft das Reden? Ihr könnt mir die Perrine nicht verschaffen.“

„Das kommt darauf an, mein Junge; ich habe schon mancherlei fertig gebracht“, fiel der Alte ein. „Was Deine Heirath betrifft, so muß ich gestehen, daß ich Anfangs dagegen war; reich zu reich und arm zu arm, so gehört sich's; seit heute früh bin ich jedoch anderer Meinung Die Kleine ist's schon werth, daß man eine Ausnahme macht, denn wenn sie auch allen Reichthum der Welt bekäme, hochmüthig würde sie darum nicht, und ihre alten Freunde würde sie immer kennen. Also, wenn es Dir Ernst ist, will ich Dir helfen und da wollen wir doch 'mal sehen, ob man mich mit Recht oder Unrecht den klugen Schmied von Jurançon genannt hat. Aber umsonst ist der Tod — darum jetzt ohne Umschweife: willst Du Dir die Heirath mit der Perrine 'was kosten lassen? Ja oder Nein?“

„J . . a!“ stotterte der Mathürin, in dessen Herzen die Liebe mit der Habsucht des Béarners stritt.

„Giebst Du mir die kleine Wiese am Bache, wenn ich Dir das Mädchen verschaffe?“ fragte Prosper abermals.

„Die Wiese am Bach?“ wiederholte Mathürin kleinlaut; „ja, wenn ich die Perrine dann aber doch nicht bekomme?“

„So giebst Du mir auch die Wiese nicht, dummer Junge!“ rief der Schmied und voll Ungeduld fuhr er fort: „sei nicht so einfältig, die Sache ist ja so klar als möglich: heirathest Du die Perrine, so bekomme ich die Wiese — ein elender Streifen Sumpf, an dem mir gar nichts liegen würde, wenn er nicht an meine Wiese grenzte. Heirathest Du aber die Perrine nicht, so behältst Du Deinen Sumpf. Begreifst Du das?“

„Ja . . a!“ stotterte der Mathürin nach längerm Besinnen.

„Und willst Du darauf eingehen?“ fragte der Schmied.

„Ja!“ sagte der Mathürin, diesmal ohne Zögern. Die Liebe hatte den Sieg davon getragen.

„Deine Hand darauf!“ rief Prosper Badou und als Mathürin einschlug, fügte er lachend hinzu: „Nun komm' und thu', was ich Dir sage. Wenn Du anstellig bist, kannst Du Deine Wiese noch heute loswerden.“

Wie im Traume ging Mathürin mit dem Alten dem Dorfe zu.

---

## III.

Die Vesper war vorüber, die Bewohner von Jurançon versammelten sich auf dem Platze unter den Eichen und der gewöhnliche Sonntagstanz begann. Musik gab es nicht; abwechselnd sangen die älteren Frauen, die in Gruppen umher saßen, die herkömmlichen Tanzlieder; die alten Männer traten den Tact dazu oder schlugen in die Hände und bald war die Lust im vollen Gange.

Aber ein Lied nach dem andern wurde gesungen, ein Contretanz nach dem andern wurde getanzt und weder der Mathürin noch die Perrine ließen sich sehen. Die Müllerin und Petronille, die sich eingefunden hatten, um ihren jungen Vetter zu beaufsichtigen, fingen an sich zu ängstigen. War es doch bedenklicher als alles Tanzen, wenn der Mathürin im Stillen von Tante und Nichte bearbeitet wurde! Endlich sagte Petronille:

„Was meint Ihr, Base: sollten wir uns nicht nach dem Mathürin umsehen? Sicherlich steckt er bei der Cadette — da müssen wir ihn wegholen.“

Die Müllerin, die auf Anstand hielt, schüttelte mißbilligend den Kopf.

„Das würde sich nicht für uns passen“, meinte sie.

„So wollen wir Jemand schicken“, fuhr Petronille fort; „dort kommt eben der lahme Tiennet, der kann hingehen.“ Bei diesen Worten winkte sie dem Burschen, der humpelnd herantrat, und sagte in befehlendem Tone:

„Lauf' gleich 'mal zu der Cadette Vidal und hole den Mathürin her; sag' nur, wir wollten ihn sprechen."

Tiennet sah sie an, lachte, schob das verblichene Barett von einem Ohr auf das andere und antwortete nicht.

Die Müllerin wußte besser mit Seinesgleichen umzugehen. Sie nahm ein Zweisousstück aus der Tasche, hielt es in die Höhe und sagte: „Das bekommst Du, wenn Du schnell machst."

Tiennet's Augen funkelten voll Begehrlichkeit, während er mit einem gewissen Zögern zur Antwort gab:

„Zur Cadette will ich wol gehen — wenn nun aber der Mathürin nicht dort ist?"

„Dann kannst Du natürlich das Geld nicht bekommen", rief Petronille, indem sie die Hand der Müllerin zurückschob.

„So mögt Ihr den Mathürin selber suchen, bei der Cadette ist er nicht!" sagte Tiennet mit boshaftem Grinsen und machte Miene, sich zu entfernen. Die Müllerin hielt ihn zurück.

„Da sind die zwei Sous; nun sprich aber — wo ist der Mathürin?" rief sie ungeduldig. Tiennet nahm die Kupfermünze, steckte sie hastig ein und erwiederte, über seine Achsel deutend:

„Der Mathürin sitzt dort drüben in der Schenke mit dem Prosper Vadou und spielt. Einen ganzen Haufen Geld hat er schon verloren." Darauf hinkte der Bursche lachend davon.

„So muß man's machen!" sagte er in Gedanken zu sich selbst; „der Mathürin bezahlt mich, damit ich seinen Verwandten erzähle, wo er ist — und seine Verwandten müssen mir für die Nachricht auch noch 'was geben."

Petronille fand das sehr überflüssig.

„Das muß ich sagen, Frau Base, wenn Ihr so mit dem Gelde umherwerft!" fing sie giftig an; aber die Müllerin ließ sie nicht weiter sprechen.

„Heilige Mutter Gottes, der Mathürin spielt!" rief sie, die fetten Hände zusammenschlagend; „noch dazu am hellen, lichten Sonntagnachmittag und mit dem Prosper, dem alten Taugenichts. Das ist ja eine Schande für die ganze Familie! Kommt, Base, das dürfen wir nicht zugeben."

Bei diesen Worten zog sie das weiße Flanellcapüchon mit dem breiten schwarzen Sammetbesatz fester zusammen und ging geraden Wegs auf die Schenke zu. Petronille folgte.

Schon von Weitem hörten sie vielstimmiges Gelächter und als sie in die Gaststube traten, sahen sie eine Anzahl von Männern und Burschen um den Tisch gedrängt, an dem sich Prosper Vadou und Mathürin gegenüber saßen. Neben dem Schmied lag ein Haufen Geld: Fünffrancsstücke, Francsstücke, Kupfersous; Beide hatten rothe Gesichter, frischgefüllte Weingläser und eine halbgeleerte Literflasche neben sich und sie lachten und schrieen, wie sich's vielleicht für arme Leute, aber nimmermehr für den reichen Mathürin Voiturier schickte.

„Genir' Dich nicht! Wenn Du kein Geld mehr hast, kannst Du 'was Anderes einsetzen: ein Stück Vieh oder ein Stück Feld; ich bin ein Mensch, der mit sich handeln läßt!" rief der Schmied, als er die beiden Frauen eintreten sah, und ließ die Würfel im Becher rasseln.

„Gut, so soll's sein!" schrie der Mathürin, indem er mit der Faust auf den Tisch schlug.

„Also um Deine kleine Wiese am Bach", fing Prosper wieder an; „was ich Dir abgewonnen habe gegen Deine kleine Wiese... willst Du?"

„Es gilt, was Du mir abgewonnen hast gegen meine kleine Wiese am Bach", antwortete Mathürin und griff nach dem Würfelbecher.

„Halt! halt! es gilt nicht, er ist verrückt!" rief Petronille und versuchte sich durch die Zuschauer an den Tisch zu drängen, während die Müllerin in stummem Entsetzen die Hände rang. Aber Mathürin ließ sich nicht stören; mit der ausgestreckten Linken hielt er Petronille zurück schüttelte den Becher und warf.

„Sieben!" rief Prosper und „Sieben!" wiederholte der Chor der Zuschauer, während der Schmied die Würfel in den Becher strich. Dann eine athemlose Pause, in der nichts zu hören war, als das Klappern der verhängnißvollen Steine. Jetzt rollten sie auf den Tisch; alle Köpfe streckten sich vor und „Elf!" klang es wie aus einem Munde rings um den Tisch, während Petronille in einen Jammerschrei und die Müllerin in Thränen ausbrach.

In demselben Augenblick trat der Küster Gibou in die Thür und hinter ihm kam Tiennet's boshaftes Gesicht zum Vorschein; aber Niemand achtete auf den Jungen. Die Frauen stürzten dem Küster entgegen.

„O, Vetter, der Mathürin richtet sich zu Grunde!" jammerte die Müllerin.

„Eben hat er seine kleine Wiese verspielt!" rief Petronille und die Umstehenden wichen scheu vor dem kleinen, strengblickenden Mann zurück, der ja halb und halb zur Geistlichkeit gehörte und strenger war, als mancher Pfarrer.

Auch jetzt ging er mit der Miene eines Mannes, der das Recht hat, zu lösen und zu binden, auf den Sünder los.

„Mathürin, ist es möglich!" sagte er, indem er in frommem Entsetzen die Hände erhob. „Du spielst am heiligen Sonntag? Weißt Du nicht, Unglücklicher, daß Du damit dem Bösen Gewalt giebst über Deine Seele?"

„Und seine Wiese, Vetter!" rief Petronille, indem sie dem Küster ihren spitzigen Ellnbogen in die Seite stieß.

„Und die Schande für die Familie!" schluchzte die Müllerin.

Dem Mathürin wurde schlecht zu Muth. Da waren sie wieder vereinigt, die drei Stimmen und Augenpaare, vor denen ihm der Ton in der Kehle und das Wort auf den Lippen zu ersterben pflegte. Auch jetzt wäre das vielleicht geschehen, aber der Prosper kam ihm zu Hülfe.

„Aufgepaßt, mein Junge, jetzt gilt's!" flüsterte er, ihm das frischgefüllte Glas zuschiebend, und während der Mathürin, ohne recht zu

wissen, was er that, den schweren, feurigen Wein in einem Zuge hinunter stürzte, daß es ihm wie Flammen durch die Adern schoß, fuhr der Alte, im Kreise umherblickend, in seiner halb gutmüthigen, halb spöttischen Weise fort:

„Ereifert Euch nicht, meine lieben Nachbarn und Freunde! Ist's Euch gar so fatal, daß wir am Sonntag spielen, so schieben wir's auf bis morgen. Nicht wahr, Mathürin? Bis wieder ein Sonntag kommt, haben wir sechs ganze Tage — da läßt sich viel fertig bringen . ."

„Schämt Ihr Euch nicht!" rief Petronille bebend vor Zorn, aber der Küster legte die Hand auf ihren Arm und sagte würdevoll:

„Mit dem alten Sünder reden wir nicht, Base Petronille. Mathürin, mein Sohn, besinne Dich", fuhr er zu dem jungen Mann gewendet fort. „Kehre um . . . Du bist in schlechte Gesellschaft und auf schlechte Wege gerathen."

„Ja, Mathürin, besinne Dich!" bat auch die Müllerin; „Du warst ja bisher ein so braver Bursche . . ."

„Ein Narr bin ich gewesen!" fiel der Mathürin ein, indem er sich erhob und mit der Faust auf den Tisch schlug, daß die Eichenplatte krachte. „Habe mich commandiren lassen wie ein Kind — aber das ist aus und vorbei! Weil Ihr mich und die Perrine auseinandergebracht habt, meint Ihr, ich soll nun immerfort Euren Willen thun? Da seid Ihr im Irrthum . . . Wer dem Menschen die Freude am Leben nimmt, nimmt ihm auch die Lust zur Arbeit . . . Ich will jetzt trinken und spielen, so lange ich 'was habe . . . Habe ich nichts mehr, so gehe ich unter die Soldaten und es ist Euch schon recht, wenn ich endlich als lahmgeschossener Krüppel wieder herkomme und vor den Thüren mein Brot bettle."

Mit diesen Worten ging der Mathürin hinaus und einen Augenblick sahen ihm Alle mit starrer Verwunderung nach. Nie hatte ein Christenmensch eine so zusammenhängende Rede aus seinem Munde gehört. Aber ein rechtschaffener Zorn und der gute Wein von Jurançon können gar Manches zu Wege bringen.

Petronille fand zuerst die Sprache wieder.

„Begreift Ihr das?" rief sie, die dürren Hände zusammenschlagend „Wie ausgetauscht ist der Junge . ."

„Er ist behext, Gott verzeih' mir die Sünde", fiel die Müllerin ein und schlug ein Kreuz, während der Küster, der die beiden Frauen am Aermel faßte und fortzuziehen suchte, eine halblaute Drohung gegen falsche Spieler und Verführer der Jugend hervorstieß.

Aber das ließ sich Prosper Badon nicht gefallen.

„Sagt das noch einmal! Sagt das laut!" rief er und seine Augen funkelten vor Zorn, während er hastig hinter dem Tische vorkam und den Dreien den Weg vertrat. „Hier die Nachbarn und Freunde werden bezeugen, daß es der Mathürin war, der zu würfeln verlangt hat."

„Ja, das bezeugen wir! . . . Der Mathürin war es!" fielen die Umstehenden ein.

„Und ist's etwa meine Schuld", fuhr Prosper fort; „ist's etwa meine Schuld, wenn sich der Mathürin aus Desperation auf das Spiel wirft? Hat das nicht schon Mancher gethan, den man nicht nach seinem Willen heirathen ließ? Wenn man ein Pferd oder einen Ochsen zur Wuth treibt, richten sie Unheil an. Ebenso wird der Mathürin . . ."

„Schämt Euch, Prosper Badou, wie könnt Ihr einen Christen mit dem unvernünftigen Vieh vergleichen!" fiel die Müllerin ein.

Der Schmied zuckte die Achseln.

„Ihr werdet schon sehen, daß ich Recht behalte", antwortete er und zu dem Küster gewendet, fügte er hinzu: „Euch aber soll hiermit gesagt sein, daß ich mich durch Euer Drohen nicht hindern lasse. Will der Mathürin sein Hab und Gut verspielen, so wüßte ich nicht, warum ich nicht davon profitiren sollte. Es ist mir lange genug contrair gegangen; vielleicht kann ich nun auch 'mal erfahren, wie's den Reichen zu Muth ist."

Nach diesen Worten trat er, seine Pfeife mit vorsichtigen Zügen wieder in Brand setzend, etwas zur Seite, während der Küster mit bösem Blick an ihm vorbei und aus der Thür ging. Die Müllerin folgte stumm, aber Petronille konnte ihrem Zorn nicht gebieten.

„Das bildet Euch nicht ein! Ich leid' es nicht, daß Ihr alter Taugenichts den Mathürin um seine Erbschaft bringt!" stieß sie mit bebender Stimme hervor. „Und wenn ich einen Proceß anfangen soll... und wenn ich nach Paris zum Kaiser muß . . ."

„Ereifert Euch nicht, Mamsell Petronille!" fiel Prosper ein, indem er die Hand der Zürnenden erfaßte und trotz ihres Sträubens festhielt. „Wenn ich erst drüben in dem hübschen Hause sitze, werdet Ihr mich schon mit anderen Augen ansehen. Habt Euch um den Mathürin auch erst gekümmert, seit er dort Herr ist." Und zu den Umstehenden gewendet fügte er mit seinem listigen Augenzwinkern hinzu: „Was gilt die Wette, daß die Petronille mich alten Taugenichts noch Vetter nennen wird? Es giebt Leute, die mehr am Hause halten, als am Menschen... genau wie die Katzen . . ."

Das Weitere hörte Petronille nicht. Alle ihre Kraft zusammennehmend, riß sie sich los, stürzte zur Thür hinaus, eilte den Ihrigen nach und gelobte — während das Hohngelächter der Zurückbleibenden hinter ihr her klang — daß sie Alles daran setzen würde, um die Absichten des schändlichen Alten zu vereiteln.

In der nächsten halben Stunde war ganz Jurançon von dem Auftritt in der Schenke unterrichtet, nur Cadette und Perrine erfuhren nichts davon. Das kleine Haus am Ende des Dorfes war heute wie in den Bann gethan; keine Seele ließ sich sehen, nicht einmal Prosper, der doch sonst von jedem Küchlein, das aus dem Ei schlüpfte, der Base Cadette sofort Nachricht gab. Am unbegreiflichsten fand Perrine, daß der Mathürin ausblieb — und wenn er den traurigsten, hoffnungslosesten Bescheid zu bringen hatte, kommen mußte er! War doch jede Gewißheit leichter zu ertragen, als dies entsetzliche Warten. In fieber-

hafter Unruhe irrte das junge Mädchen aus dem Hause in den Garten und wieder in's Haus zurück, spähte den Dorfweg hinunter, den Wiesenweg hinauf, lauschte auf jedes Geräusch und erschöpfte sich in schrecklichen Vermuthungen. Der Mathürin war für gewöhnlich die Geduld und Langmuth selbst, aber wurde er endlich aus seiner Ruhe aufgerüttelt, so kannte er sich nicht mehr. Wer mochte sagen, wie sehr ihn die Verwandten gepeinigt und gereizt hatten! Vielleicht war es zu Thätlichkeiten gekommen — vielleicht, Mathürin's Hand war so schwer und ein Unglück ist so leicht geschehen — schaudernd verhüllte Perrine das Gesicht. Sie wagte nicht auszusprechen, was sie fürchtete, aber die Phantasie malte weiter. Man hatte den Mathürin gefangen genommen; oder er war geflüchtet und irrte wie ein gejagtes Wild in Wald und Bergen umher; oder er hatte sich in seiner Verzweiflung ein Leid gethan; oder er war unversehens gestürzt und lag hülflos in irgend einer Felsenkluft. Bei dieser Vorstellung brach Perrine in Thränen aus.

„O, Tante Cadette, wenn Ihr mich lieb habt, so kommt, laßt uns den Mathürin suchen, ich sterbe vor Angst", bat sie; aber Cadette schüttelte den Kopf.

„Es geht nicht, es geht wahrhaftig nicht", gab sie zur Antwort. „Sollen die Leute sagen, Du wärst dem Mathürin nachgelaufen? Besinne Dich, Kleine, wenn er wollte, hätte er den Weg zu Dir längst gefunden und hätte ihn ein Unfall am Kommen gehindert, so wüßten wir's — böse Nachrichten haben schnelle Füße. Glaub' meiner Erfahrung, Kind, der Mathürin will nicht kommen — die Männer sind nun einmal ein nichtsnutziges Geschlecht. Darum laß den Burschen laufen und beweise den Stolz, den Unsereins haben muß."

Aber statt dessen verhüllte Perrine auf's Neue das Gesicht und schluchzte laut. Cadette trat zu ihr.

„Kind, sei ruhig!" mahnte sie; „das Weinen kann nichts helfen und . . . und ich bin selbst unglücklich genug, wenn ich Dich in solcher Verzweiflung sehe und mir sagen muß, daß ich . . . daß ich schuld bin!" Bei diesen Worten brach auch sie in Thränen aus und sank neben Perrine auf die Bank.

Eine Weile weinten sie miteinander. Endlich, als Cadette wiederholt auf ihre Selbstanklage zurückkam, bezwang sich Perrine um der Tante willen.

„Laß es gut sein", sagte sie, die Augen trocknend; „die Heiligen haben es so gewollt, wir müssen uns fügen."

Cadette athmete auf; die Kleine hatte Recht: die Heiligen hatten es gewollt — sie war im Grunde nur das Werkzeug gewesen.

„Gewiß, die Heiligen haben es gewollt!" wiederholte sie. „Wenn Du das einsiehst, darfst Du aber auch nicht mehr traurig sein. Und wer weiß, wozu es gut ist . . . es giebt Männer genug, die schöner, reicher und klüger sind, als der Mathürin, und wenn Du nur willst, Kleine — an Freiern wird es Dir nicht fehlen."

„O Tante Cadette, ich heirathe gar nicht!" rief Perrine.

„Das ist das Beste, Kind! Das Allerbeste!“ versicherte Cadette. „Wirst Dich immer mehr davon überzeugen, wie ich mich überzeugt habe. Oder meinst Du etwa, ich hätte nicht heirathen können? Frage nur 'mal bei Denen an, die mit mir jung gewesen sind, da wirst Du es hören. Jahrelang ist mir der Müller Michel nachgegangen, und mein Vetter, der Antoine Vidal, und der Pierre Saroux und der Cadet Coduchon — aber ich konnte mich nicht entschließen. Es ist gar zu schön, mit dem Orangenblüthenkranz begraben zu werden und zu wissen, daß die Brüderschaft vom heiligen Herzen Mariä unserm Sarge folgen wird, noch dazu mit brennenden Kerzen. Das bedenke, Kleine, und laß das Mannsvolk laufen.“

Perrine seufzte. Sie war thöricht genug, ein glückliches Leben mit dem Mathürin allen Ehren nach dem Tode vorzuziehen; aber während sie das sonst bei solchen Vorstellungen der Tante mit Entschiedenheit ausgesprochen hatte, schwieg sie heute und trat in die Thür, um sich weiteren Auseinandersetzungen zu entziehen.

Die Sonne war dem Untergang nahe; der Himmel strahlte in tiefem Roth; die waldigen Kuppen, die Felsenkegel und Schneekronen des Hochgebirges, die Rebenhügel im Vordergrunde, die Gebüsche und Wiesen waren von goldigem Duft übergossen, während an den fernen Abhängen dunkelblaue Schatten lagerten, die hier in violette Tinten, dort in glühenden Purpur übergingen. Die Grillen zirpten; auf der Spitze der Pappel am Steg sang eine Amsel in das Abendgold hinaus; der Bach rauschte, der frische Wasserhauch mischte sich mit dem Wohlgeruch, der von Laub und Kräutern aufstieg — das Alles war, wie sich's Perrine in der Ferne tausend Mal voll Sehnsucht vorgestellt hatte. Damals glaubte sie, das Wiedersehen der Heimatberge, das Athmen der Heimatluft würde genügen, sie glücklich zu machen — jetzt wäre sie am liebsten wieder fortgegangen. Was war ihr die Heimat, wenn sie vom Mathürin getrennt blieb! Die Tante meinte zwar, sie würde sich gewöhnen — aber was wußte die Tante von Herzensangelegenheiten. Gewöhnen! — wie war das möglich? — Wenn auch die Wochentage bei der Arbeit leidlich vergingen, wie sollte Perrine die langen Sonntagnachmittage hinbringen, während ihre glücklichen Gespielinnen unter den Eichen des Dorfplatzes tanzten? Warum konnte sie nicht gleich mit dem Orangenblüthenkranze begraben werden, damit die Heiligen und Tante Cadette ihren Willen hatten!

Inzwischen gab sich Cadette, die von der unchristlichen Gemüthsstimmung des jungen Mädchens keine Ahnung hatte, den besten Hoffnungen hin.

„Die Kleine kommt zur Vernunft, wahrhaftig, sie kommt zur Vernunft!“ sagte sie zu sich selbst. „Da sieht man 'mal wieder, daß es kein Unglück giebt, das nicht zu etwas gut wäre. Heilige Mutter Gottes, wer mir gesagt hätte, daß mein übereiltes Gelübde so gute Folgen haben würde! Wär's denn ein Glück für die Kleine, wenn sie geheirathet hätte? Ein schönes Glück! Einen Mann haben, dem man gehorchen

muß, und ein Häuflein Kinder, um das man immer in Sorgen lebt. Das Eine wird krank, das Andere fällt in's Wasser, ungezogen sind sie alle und von Ruhe ist für eine arme Mutter Tag und Nacht nicht die Rede. Und danach soll man verlangen? Nein, ledig bleiben ist tausend Mal besser — ganz abgesehen davon, daß wir Jungfrauen im Himmel den Ehrenplatz bekommen. Wie herrlich, zu denken, daß nun die Perrine und ich in alle Ewigkeit bei einander sitzen werden!"

Aber entweder waren die Heiligen über Perrine's Kleinmuth erzürnt, oder sie fanden es vermessen, daß Cadette in solcher Weise über die ewige Seligkeit verfügte — gewiß ist, daß sie das himmlische Luftschloß unbarmherzig über den Haufen warfen. Zu den Anforderungen des Erdenlebens zurückkehrend, war Cadette eben daran gegangen, ihre Vorräthe für das Abendessen zu mustern, als Perrine bleich wie der Tod in's Zimmer schwankte.

„Tante, seht doch!" rief sie, nach dem Ausgang deutend.

Cadette sah hin — war es denn möglich, blendete sie nicht etwa ein böser Spuk? — Ueber den Steg kamen sie geschritten und geradesweges auf ihre Thür zu. Voran der Küster Gibou im langen, schwarzen Kirchenrock, hinter ihm die Müllerin und Petronille, dann die beiden Söhne der Erstern mit ihren Frauen — Alle in Festtagskleidern, aber mit strengen Mienen und bösen Augen — und endlich der Mathürin. Was, um des Himmels Willen, mochte sie herführen?

Und dann traten sie herein, Einer nach dem Andern, mit dem üblichen „Adisiat!" (Gott befohlen), stellten sich, während Cadette knixte und das Kopftuch fast zerriß, vor dem Tisch auf und der Küster Gibou begann zu reden.

Auf seine Worte — und wenn es ihr Leben gegolten hätte — konnte sich Cadette nie wieder besinnen. Sie wußte nur, daß Gibou, die Müllerin und Petronille, die Söhne der Müllerin mit ihren Frauen, kurz, die ganze Verwandtschaft des Mathürin, gekommen war, um ihre Nichte, Perrine Vidal, für Mathürin Voiturier zur Frau zu begehren — genau so, wie sie's in ihrem Gelübde verlangt hatte — daß sie ihre Einwilligung gegeben; daß der Mathürin mit einem Freudenschrei auf Perrine losgestürzt war, die mit gefalteten Händen und gesenktem Kopf am Tisch lehnte; daß der Küster ihn zurückgehalten und das Versprechen abgefordert hatte, nie mehr — weder bei Tag noch bei Nacht, weder mit Karten noch mit Würfeln — mit dem Prosper Vadou zu spielen; daß Mathürin dies Versprechen gegeben und mit seinem Handschlag bekräftigt hatte, worauf die ganze Sippschaft, steif und finster, wie sie gekommen war, wieder davon ging.

Von dem Mathürin würde Cadette schwerlich erfahren haben, wie das Alles gekommen war — wenigstens an diesem Abend nicht. Er hielt seine Perrine in den Armen, drückte sie an sich, als ob er fürchtete, sie könnte ihm abermals genommen werden, und schien für die übrige Welt taub und blind zu sein. Die Geduldsprobe der Tante sollte jedoch trotzdem nicht lange währen, denn kaum war die hohe Verwandtschaft

zwischen den Häusern der Dorfgasse verschwunden, als Prosper Badou erschien. Es entspann sich ein langes Erzählen, Fragen, Verwundern, und als der Schmied zu Ende gekommen war, gab ihm Cadette, obwol er so ungekämmt und ungewaschen aussah, wie nur möglich, einen herzhaften Kuß.

„Ihr seid wirklich noch besser und gescheidter, als ich bisher gewußt habe!“ rief sie aus; „und nicht wahr, Vetter, da die Spielgeschichte nur eine Komödie gewesen ist, gebt Ihr dem Mathürin die kleine Wiese wieder?“

Aber dazu reichte seine gepriesene Güte doch nicht aus.

„Thut mir leid, Base, das geht nicht!“ antwortete er mit seinem listigsten Augenzwinkern. „Wenn ich der kluge Schmied von Jurançon bleiben will, muß ich auch für mich selbst zu sorgen wissen!“

---

# Die historische Malerei der Gegenwart.

(Ein Ergebniß der Weltausstellung von 1867.)

Von Dr. **Julius Meyer.**

## II. Die historische Malerei der Deutschen.

Auch die Kunst unserer Tage beweist es noch: die praktischen Triebfedern und die realen Interessen des Zeitalters haben die ideale Anlage des deutschen Volkes noch lange nicht zurückgedrängt und nicht verkümmert. Unerschüttert ist immer noch unsere loyale Gesinnung, unsere Verehrung für Könige und himmlische Wesen. Es liegt nun einmal im deutschen Blute, sich Götter und Fürsten als eine Art höherer Naturen auch dann noch vorzustellen, wenn sie längst schon insgeheim oder öffentlich ihrer überirdischen und irdischen Macht entkleidet sind. Oder läßt sich schlechterdings eine solche Illusion nicht mehr festhalten, so wird wenigstens ein Held der Geschichte zu einem so wundersam idealen Wesen gestaltet, daß er nichts mehr gemein hat mit der niedrigen Wirklichkeit des Diesseits. So hat es wenigstens bisher unsere monumentale Malerei gehalten; und daß sie es auch gegenwärtig noch so hält, dafür hat es die letzte Weltausstellung an Zeugnissen nicht fehlen lassen.

Wer wollte läugnen, daß diesen Bestrebungen ein edler und großer Zug des modernen germanischen Wesens zu Grunde liegt? Erst seit Deutschland mit dem Aufschwung seiner Dichtung und Philosophie der modernen Bildung die Bahn gebrochen und sich an die Spitze der gesitteten Nationen gestellt hat, erst seitdem hat sich seine ideale Fähigkeit entwickelt, in großen Formen einen großen Inhalt rein und unzerstückt zu versinnlichen. Denn erst seitdem hat die deutsche Phantasie mit dem Geiste der classischen, sei es aus der Antike oder aus der Renaissance entsprungenen Schönheit jene tiefere Verbindung eingegangen, die allein im Stande ist Gestalten von echtem monumentalen Wuchs zu erzeugen. Der Idealismus der deutschen Kunst nimmt im Grunde erst mit dem neunzehnten Jahrhundert seinen Anfang. Allein bis auf den heutigen Tag merkt man ihm seinen zarten, allzugeistigen Ursprung an; seine Abkunft nämlich aus dem abgeschlossenen Kreise der Bildung, die zu dem Elend und der Kleinheit unseres ganzen öffentlichen Daseins kaum in irgend eine Beziehung trat, noch treten konnte. Gleich einem feinen Kinde aus aristokratischem Hause hielt er sich fern von der Wirklichkeit des Lebens, von der härteren, derberen Existenz des Volkes, von seinen Interessen, seiner Arbeit und seinen Freuden. Nur halb lag die Schuld an ihm; denn wir wissen ja, wie es bei uns an jenem nationalen Ge-

meingefühl fehlte, das allein die Masse der Einzelnen und ihr zersplittertes Treiben zum eigentlichen Volke zusammenschließt und diesem mit dem großen Zug eines gemeinsamen Gehaltes zugleich eine eigene und entschiedene Erscheinung giebt. Die deutsche Nation zerfiel in die Atome der Stämme, diese wieder in die Atome der Individuen; selbst die feinen geistigen Fäden, welche sie noch innerlich zusammenhielten, fingen an in dieser allgemeinen Auflösung zu zerreißen. Auf Ideale wollte man nicht verzichten; aber Jeder machte sich sein eigenes, wie Jeder gar so gern seinen eigenen Gott und seinen eigenen König gehabt hätte. Von einer solchen Realität konnte in der That die monumentale Malerei wenig Nahrung empfangen. Aristokratischen Geistes von Haus aus, wandte sie sich erst recht davon ab. Dafür wurde sie der Günstling einiger Fürsten, welche die Heimatlose aufnahmen zur Verherrlichung ihrer Herrschaft, und das Schoßkind der Akademien, welche sie mühselig großzogen in ihren künstlichen Brutstätten für eine leere, von der Wirklichkeit und vom Leben verlassene Formenschönheit.

Wie die Kunst in solcher Pflege immer mehr herunterkam und ihrer allmäligen Auflösung entgegenging, dafür liefert ihre neueste Entwickelung noch mancherlei Beispiele. Allein sie bekundete auch — und das war ihre erfreuliche Seite — die Unverwüstlichkeit des deutschen Genius. Denn sie zeigte den energischen Wettkampf von Neuem und kräftiger mit den verbrauchten Formen, das Ringen einer frischen, von der Realität getränkten Anschauung mit jener ausgelebten, die immer nur ihre Gestalten aus zweiter Hand empfangen. Vorerst freilich ergreift dieser Aufschwung, der auch in die historische Malerei sich erstreckt, die Wirklichkeit erst an der Oberfläche und an der äußeren Erscheinung. Fast gleichzeitig mit der Wandlung unserer politischen Zustände und natürlich unabhängig von ihr ist er als eine eigenthümliche, wenn auch nicht in sich geschlossene Richtung aufgetreten. Aber noch findet diese keinen neuen Inhalt vor, der die Phantasie erfüllte und aus dem Innenleben der Nation gereift, die Kraft in sich trüge, Gestalt und Form anzunehmen. Daher hält sie sich zunächst an die überlieferte Welt der Gegenstände und beginnt damit, deren alte und abgetragene akademische Hülle mit einem frischen, naturwahren und farbenwarmen Leib zu vertauschen.

Betrachten wir zunächst die Ausläufer der älteren Richtung, so finden wir diese in der religiösen Malerei natürlich noch obenauf. Zwar spielte die letztere auf dem Weltmarkte des Marsfeldes, wie in unseren ungläubigen Tagen überhaupt, keine große Rolle. Wie verirrt fanden sich die wenigen heiligen Gestalten in einer profanen und lärmenden Gesellschaft. Was aber noch von „Christus", „Marien und „Magdalenen" neuerdings zum Vorschein kommt, das trägt fast durchweg die fahlen und matten Züge jener akademisch manierirten Formenregel, zu der die Inbrunst der modernen Nazarener rasch genug sich abgekühlt hat. Man kennt schon die charakterlose „Idealität" und die süße, schwächliche Anmuth jener Gliederpuppen, die, umgethan mit einem aus

classischen Fetzen zusammengeflickten Mantel, sich heutzutage den Heiligenschein geläuterter Schönheit und christlicher Kunst anmaßen; in Wahrheit nur die ausgeweideten und geglätteten Bälge, welche die Frommen unter den Künstlern von Heute den Gestalten der alten Meister abgezogen haben. Daher sind es auch, bei aller Verschiedenheit im Einzelnen, immer dieselben mark- und saftlosen Wesen, alle aus derselben schwindsüchtigen Familie, ob sie nun von Berlin und Düsseldorf, oder von München kommen.

* * *

Nicht besser sieht es mit der eigentlichen Geschichtsmalerei aus, obschon unzweifelhaft nach dieser Seite Deutschland allen anderen Nationen voransteht. Daß sich die Hoffnungen, die man lange Zeit auf diesen großen Zweig der modernen Kunst setzte, mit nichten erfüllt haben, das läßt sich nicht länger verhehlen. Der jungen Künstlergeneration ist es längst kein Geheimniß mehr: so wie die Dinge jetzt liegen, läßt sich der weltgeschichtliche Inhalt in Linien und Farben, in die Erscheinung eines einzelnen Momentes nicht fassen. So viel ist, von allen Anderem abgesehen, jetzt klar geworden, daß die eigentliche Seele der Weltgeschichte, ihr geheimes, unzerreißbares Gewebe von Ursache und Wirkung — gerade das also, was sie von der Mythe absolut unterscheidet und in ihr, als der ächten Realität des allgemeinen Lebens, ein werthvolles Object für die moderne Malerei erblicken ließ — daß gerade damit der Künstler am wenigsten zu machen weiß. Eben dies, was den Gestalten und Ereignissen ihr wahres Leben, ihre über die Stunde hinausragende Bedeutung giebt, entzieht sich der sinnlichen Erscheinung eines bestimmten Augenblicks. Und so weit ist das geschichtliche Wissen noch lange nicht ausgebreitet, daß es, in die allgemeine Phantasie des Volkes übergegangen, von dieser Gestalt und ein selbstständiges Dasein empfinge. Daher, mit einem Worte, das Grundübel in der deutschen historischen Malerei, die sich ja besonders gern an die großen welthistorischen Knotenpunkte hält: Gehalt und Form können sich nicht decken. Wollte der Inhalt zum Ausdruck kommen, so ergab sich die Form, die dem Maler zu Gebote stand, als zu eng und zu dürftig, wurde daher nothwendig gespreizt, aufgeblasen, theatralisch. Oder der Inhalt wurde zum bloßen Vorwand für ein von ihm fast unabhängiges, mehr oder minder anspruchsvolles Formenspiel.

Das Erstere ist namentlich bei der älteren Generation der Historienmaler der Fall. Ihre Darstellungsweise hat ein ziemlich einfaches Programm: akademisches Pathos gewaltig ausfahrender Gestalten und verzerrter Köpfe in antiquarischer, mehr oder minder „malerischer Garderobe". Die Bedeutung dieser costümirten Modelle zu errathen bleibt dem Beschauer überlassen, falls ihm nicht ein beigegebener Auszug aus irgend einem Leitfaden der Weltgeschichte aus seiner rathlosen Bestürzung heraushilft. Einige Beispiele dieser Kunst, die insbesondere zur Wandbekleidung von öffentlichen Gebäuden in kleineren Residenzen eine ent-

schiedene Anlage zeigt, hatten sich auch auf dem Marsfelde eingefunden, Namen und Bezeichnung dieser „Kunstwerke“ dürfen wir uns wol erlassen. Ueberreste jener schon entschwundenen Tage, da man meinte, das geheime Walten des weltgeschichtlichen Geistes in spanischen Mänteln und Reiterhosen zu versinnlichen und die Zeitgenossen von dem unendlichen Recht des Diesseits zu überzeugen durch aufgerissene Augen und ausgerenkte Arme. — Etwas mehr Lebensfähigkeit und Charakter als in jenen Gemälden ist in dem bekannten Bilde von Wurzinger (Oesterreich), „Ferdinand II.“, der muthig den hereinstürmenden Rebellen widersteht; auch ist der geschichtliche Vorgang deutlicher ausgesprochen. Allein auch diese Figuren leiden an einer bedenklichen Heftigkeit der Bewegung, und daß der Maler sie darin gleichsam hat erstarren lassen, macht die Sache nur noch schlimmer.

Aus der österreichischen Ausstellung hat bekanntlich das große Historienbild des jungen Polen Matejko die „Auflösung des polnischen Reichstages von 1773“, das meiste Aufsehen gemacht. Akademisch zugeschnitten kann man dieses Talent nicht nennen, man sieht vielmehr, daß es seinen eigenen Weg gemacht hat. Unläugbar verräth sich in jenem Bilde ein gewisses Pathos, das den Künstler selber bewegte; auch eine gewisse Schärfe und Energie der Charakeristik. Allein das Bild ist schon deshalb verunglückt, weil es den Vorgang, den es schildern will selbst für den unterrichteten Beschauer ganz undeutlich versinnlicht Es ist wol Rejtan, der vorn zu Boden liegend mit leidenschaftlichem Ausdruck dem Tode seine Brust zu bieten scheint; er mag die Absicht haben, die Mitglieder des Reichstags, die eben der Theilung Polens zugestimmt und nun auseinandergehen wollen, mit allen Mitteln zurückzuhalten. Aber das Alles spricht sich nicht aus. Dann hat der Künstler noch Allerlei beigezogen, was über jenen Vorgang hinausreichte, wie wenn er diesen bestimmten Moment zum Symbol einer ganzen Epoche hätte erweitern wollen. So unklar und überladen wie diese Auffassung ist auch die Composition; Figuren auf Figuren in den engen Raum gepfercht, daß es dem Beschauer unwillkürlich den Athem benimmt. Dazu ist das Colorit grell, aufdringlich, ohne Luftperspective und ohne alle Stimmung; statt die Seele gleichsam in die Schwingung des Vorgangs zu versetzen, stößt es mit seinen fremden und widerstreitenden Tönen den Blick ab. Die unruhige, seifige und in's Violette spielende Wirkung, der schreiende Glanz der sammtnen und seidenen Stoffe in einem weißbläulichen Lichte sind geradezu widerwärtig.

Indeß, die tüchtigsten Leistungen auf dem Felde der Geschichtsmalerei darf man von vornherein von der Münchener Schule erwarten. Von jeher stand sie im Rufe, die Heimat des modernen historischen Styls zu sein; und wenn Ludwig von Bayern insbesondere die idealen Gestalten der großen Mythen in monumentalen Darstellungen hatte wieder aufleben lassen, so setzte sich bekanntlich der verstorbene Maximilian die Aufgabe, die Helden und die schicksalsschwangern Wendepunkte der Geschichte in ganzen Cyclen von Gemälden zu vergegenwärtigen

Davon war eine kleine Anzahl (natürlich hatte man dazu die gelungensten ausersehen) nach Paris geschickt worden. Aber es ist nicht viel zu sagen von diesen großen Tafeln. An der weltgeschichtlichen Bedeutung der dargestellten Momente wird Niemand zweifeln; nur haben die Künstler höchstens das äußere Gewand der Zeiten zu erhaschen vermocht, während der lebendige Leib der Geschichte ihren Händen entkommen ist. Es sind Ceremonienbilder mehr oder minder glücklich costümirter Figuren, wobei ganz passend dem etwas theatralischen Aufputz der äußerlich decorative Anstrich entspricht.

Unter diesen Gemälden waren zwei von der Hand Piloty's, der bekanntlich in München eine große Schule um sich versammelt, daraus neuerdings, wie wir noch sehen werden, einige tüchtige Talente hervorgegangen sind. Weit bezeichnender aber als diese flüchtigen Arbeiten, ist für die Weise des Meisters, wie sie sich jetzt ausgebildet hat, seine „Ermordung Cäsars", ein Stoff von historischer Tragweite, der insbesondere seiner Anschaulichkeit halber neuerdings öfters behandelt ist. In der Composition wie in der Ausführung weicht das Bild von der früheren Art Piloty's ab. In der Gruppirung ist ein gewisser Rythmus, dabei mehr Fülle und Bewegtheit; die Charakterzeichnung, die Energie des Ausdrucks kommen freilich wieder über einige Anläufe nicht hinaus. Allein ist gleich der Auftrag feiner, verschmelzender und weniger barsch als früher, so sind doch auch diesmal die Figuren wieder zurückgedrängt durch das laute Spiel eines Lichteffectes und durch den Realismus jenes äußerlichen, das Beiwerk bis zur Täuschung heraushebenden Geschicks. Von einer Tonstimmung, in der die Seele des Vorgangs ahnungsvoll sich ankündete, ist auch diesmal nicht die Rede. Piloty ist Colorist nur durch die Keckheit, womit er die Localfarbe in scharfem Lichte entschieden aufsetzt und vom Grunde abhebt. Er ist es durchaus nicht in jenem tieferen Sinne, der den farbigen Schein der Dinge in die umfließende Licht- und Lufthülle eintaucht und den Localton ebensowol ausspricht als wieder verschweben läßt in dem allgemeinen Element, darin das innere Leben der Natur ahnungsvoll anzuklingen scheint. Malerisch ist dieser Realismus, bekanntlich älteren Datums, im Grunde nicht. Er heftet sich nur an die äußerste Schale der Erscheinung und faßt auch diese nicht im Schmelz ihrer Farbe, die gleichsam von Innen heraus an den Tag zu leuchten scheint. Und so hält sich die Piloty'sche Schule an das bloße Aussehen der Objecte. Von den Menschen und Dingen erfaßt sie nur das Kleid, von diesem vornehmlich die Textur und vom malerischen Schein nur die vereinzelte, heraustönende Farbe. Daher sucht und hat sie in dem vollen, fernen Auftrag derselben ihr besonderes Geschick. Das ist der wesentliche Zug in allen Schülern Piloty's, die noch in seinen Spuren gehen, so verschieden sie sonst auch sein mögen.

Gingen also alle jene Geschichtsbilder über das gewohnte Mittelmaß kaum hinaus, so hatte dennoch die Münchener Schule ein Werk aufzuweisen, das unläugbar alle übrigen vom In- und Auslande über-

ragte. Es war der Carton Kaulbach's „das Zeitalter der Reformation“, der bekanntlich — nach des Meisters Art — der Ausführung in Oel entschieden vorzuziehen ist. Kein Zweifel: den denkenden Beschauer interessirte und beschäftigte die Versammlung dieser Gestalten, die mit Geschick aus allen Gebieten der humanistischen Bildung herbeigezogen sind und in alle Verzweigungen jener großen Epoche, ja in ihre Wurzeln und ihre Ausläufer blicken lassen. Auch wußte sie das Auge anzuziehen durch jene dem Künstler eigene Weise, reiche rythmische Gruppirung und idealisirte Form mit recht augenfälliger Charakteristik zu verbinden. Und dennoch: gerade dieses Bild, das beste in seiner Art, bewies erst recht, wie wenig die wahre Kunst von der Geschichtsmalerei zu erwarten hat. Das Trügerische zwar und die verkappte Frivolität, die hinter dem Talent und der Gewandtheit des Meisters stecken und noch heutigen Tages den „gebildeten Kunstfreund“ fangen, sie sind eine Eigenart und haben mit jenem Kunstzweig näher nichts zu schaffen; ebenso jene blendende Universalität der Darstellung, welche Mythe und Geschichte, Natur und Ideal, Pathos und Ironie, Costüm und Nacktes unterhaltend zu mischen versteht. Zweierlei aber war es, wozu die bildnerische Schilderung der Geschichte von sich aus ein geistvolles und ehrgeiziges Talent verleiten mußte. Einmal die möglichst erschöpfende Versinnlichung des Vorgangs und seiner verwickelten Beziehungen, um die Seele der Geschichte zu erfassen; daher die Häufung der Figuren und Gruppen, das gedrängte Nebeneinander der verschiedenartigsten Wesen und in der einzelnen Gestalt die übertriebene Steigerung oder Vertiefung des Ausdrucks. Zum andern, um doch auch die ästhetische Wirkung zu sichern, die Zuthat von allerlei Nebenfiguren mit gesuchtem Formenreiz, von idealen Wesen mit koketter Körperfülle, dazu ein Spiel von Schönheitslinien und schwunghaften Umrissen, die den Hauptgestalten irgendwie angehängt und aufgedrungen werden. Was aber wird dadurch erreicht? Einerseits wird der geschichtliche Inhalt aus seinem eigenen Leib herausgetrieben, gewunden und gezerrt; andererseits das eigene Leben der Erscheinung, ihre angeborene Schönheit in dem Uebermaß ertränkt, verwischt und verschüttet. Wo bleibt da die Kunst? wo die naive Form, die ihren Inhalt geschlossen in sich trägt und dadurch mit dem vollen, unbewußten objectiven Schein des Lebens die Phantasie und die Seele überzeugend ergreift? Und so ist Alles hinaufgeschraubt, aufgeblasen, aufgeschwollen in der Kaulbach'schen Darstellung. Das Große und Tragische wird zur Grimasse, die eigengeartete Realität zur verbissenen Karikatur, das Sinnlich-Anmuthige zum lüsternen Reizmittel. Dem überreizten Geschmack des Zeitalters behagt es natürlich, die großen Anschauungen der Welt, der Mythe und der Geschichte, welche der moderne Geist erschlossen hat, in jener hübsch zubereiteten und stark gewürzten Mischung zu sich herabgebracht zu sehen. Wie übrigens auch in der Formbehandlung derselbe trügerische Schein von Wahrheit, Kraft und Schönheit ist, wird dem unbefangenen Blick nicht entgehen.

Diese allgemeinen Züge jenes ungewöhnlichen und merkwürdigen Talentes im „Zeitalter der Reformation“ und der „Goethe'schen Frauengestalten“ näher zu verfolgen, fehlt hier der Raum; auch mag ich nicht wiederholen, was ich früher schon in den „Grenzboten“ darüber gesagt habe. Allein wo es mit der modernen Geschichtsmalerei hinauswill, wenn sie Ernst macht mit ihrer Aufgabe, das hat nun gerade ihre beste und höchste Leistung auf dieser für lange Zeit abschließenden Ausstellung zu Tage gebracht. Sie wird ein bedeutendes Zeugniß für die Kunst unserer Tage bleiben, insbesondere für jene Anschauung des Zeitalters, welche alle bildlichen Ideale und alle Götter preisgegeben hat, dafür aber den reichen Inhalt des modernen Wissens in die Hüllen einer schönen untergegangenen Formenwelt zu kleiden sucht. Diese unnatürliche Verbindung konnte nicht von Dauer sein. Es ist bezeichnend, daß den Auflösungsproceß, den diese Kunst schon im Keime in sich trägt, gerade ihr größter Meister mit Ironie und doch unbewußt vollzieht; denn einerseits macht er sich selber lustig über das Pathos seiner Gestalten, andererseits verkehrt er unwillkürlich den Ernst des Inhaltes in ein bloßes Spiel.

Diese ganze Geschichtsmalerei wollte die diesseitige reale Welt ergreifen und konnte doch die classische Formenschönheit nicht lassen. Zwischen zwei Kunstweisen und Anschauungen in haltloser Schwebe trug sie vorwiegend die blassen Züge der Reflexion, da sie die Realität aus der Hand der Bildung empfing, und verfiel daher rasch einer naturlosen und akademischen Manier. Unstreitig bekannte sich im Gegensatz dazu der künstlerische Trieb der Zeit, namentlich in den kleineren Fächern, immer mehr zu einem entschiedenen Realismus und zu einer franken Erfassung der Natur. Allein auf die Schönheit der idealen, über die Noth und den Kampf der Wirklichkeit hinausgehobenen Gestalten mochte unsere Kunst, von Haus aus universal angelegt und bei realistischer Neigung doch idealen Ursprungs, nicht verzichten. Zugleich fand sie in der Darstellung eines solchen erhöhten und formenreinen Lebens die ächte Aufgabe der monumentalen Kunst. Wie hierin die deutsche Malerei, wenigstens in der Empfindung und Composition, das Höchste geleistet hat, dafür bürgt der Name **Cornelius**. Der war nun allerdings durch ein Werk des spätesten Alters in Paris so vertreten, daß man ihn besser ganz übergangen hätte. Dagegen waren von zwei anderen Meistern der idealen Richtung Werke eingelaufen, denen in der That die übrigen Nationen nichts an die Seite zu stellen vermochten: der Entwurf zum Fries für die Universität von Athen vom verstorbenen **Rahl** und Herkules Musagetes bei Omphale von **Genelli**, das Beste, was Letzterer geschaffen hat (aus der Galerie des Herrn von Schack in München). Wol muß man zugeben, daß es den beiden Künstlern an vollendeter Durchbildung der Form sowie an jener Freiheit der Bewegung gebricht, die, weil sie eben das volle Leben sicher auszusprechen weiß, in ihrer Energie maßvoll bleibt. Allein die Vermählung der antiken Schönheit mit dem germanischen Geiste, welche unsere Zeit anstrebt, ist doch in ihnen zum Theil wenigstens Wahrheit geworden. Denn sie



PARISER MODEN FÜR NOVEMBER

*Ausdrücklich für den Salon in Paris ausgeführt.*

haben begriffen, daß die Antike, über ihre Zeit hinaus, eine mustergiltige Formensprache entdeckt hat, welche die idealen Ausdrucksmittel hat für jeden echten menschlichen Inhalt. Daß sie aber in diese Formen doch auch die Fülle des sinnlichen Lebens, die Kraft und Frische realer Anschauungen zu legen vermochten, darin bewährte sich ihr eigenes künstlerisches Talent. Insbesondere in seinem Herkules Musagetes weiß uns Genelli die antike Gestaltenwelt mit modernem Humor und moderner Empfindung menschlich nahe zu bringen, während Rahl die eigene Fähigkeit hatte, die stylvolle Form mit unmittelbarem Lebensgefühl zu durchdringen und einen reichen Gedankenkreis in einem großen Ganzen rythmisch gegliederter Gruppen zu versinnlichen. Schade, daß nicht auch Schwind, in dem sich die deutsche Kunst zu jenen beiden Meistern gleichsam die Ergänzung gegeben hat, eines seiner Hauptwerke eingeschickt hatte: es scheint, daß man in Weimar die „Sieben Raben" so lange nicht missen wollte. Er ist zu Genelli und Rahl der gerade Gegensatz. Aber auch in ihm verbindet sich die Idealanlage des germanischen Geistes mit der frischen Kraft eines echten Natursinnes, und so ist, namentlich in seinen Schilderungen aus dem deutschen Märchenschatz, der schöne Einklang gefunden einer heiteren Phantasiewelt mit der markigen Fülle des sinnlichen Lebens.

Fast scheint die Zeit dieser idealen Anschauung schon abgelaufen. Keiner von den Jüngeren geht in den Spuren jener Meister. Sie wollen vor Allem Maler im eigentlichen Sinne des Wortes sein. Gegen den Reichthum der idealen Welt an sich sind sie gleichgiltig, und die unter der Decke der Realität still wirkenden Gewalten des Lebens in einer Fülle reiner Formen zu verkörpern, dazu haben sie weder die Neigung — noch die Kraft.

* * *

Die realistische Kunstweise, welche sich in bewußtem Gegensatz zur akademischen während der letzten Jahrzehnte immer mehr Bahn gebrochen, hat sich natürlich auch der geschichtlichen Stoffe bemächtigt. Dabei verzichtet sie jedoch fast immer auf den monumentalen Maßstab; sie will nicht „große historische" Malerei sein und faßt den Vorgang lieber in seiner unmittelbaren realen Lebendigkeit und von der malerischen Seite. In dieser Gattung nimmt wol Menzel's „Ueberfall bei Hochkirch" immer noch die erste Stelle ein. Das Bild ist bekanntlich ein Nachtstück. Doch war die Beleuchtung durch den Gegenstand gegeben, und der Maler hat es verstanden durch das unheimliche Flackern der röthlichen Lichter den Eindruck des Unruhvollen, Plötzlichen, unerwartet Hereinbrechenden zu verstärken. Hier spielt der gemeine Soldat die Hauptrolle und seine der gewöhnlichen, aber heftig angespannten Natur abgelauschte Bewegung; Alles ist stramm, scharf, energisch ausgeprägt. Allein der episodenhafte Charakter einer solchen Darstellung kann sich nicht verläugnen, während zudem das schwärzliche Colorit das Auge zu einem klaren Ueberblick nicht kommen läßt. Von österreichischer

Seite zeichnete sich besonders die Schlacht bei Kollin (kleines Format) von Fritz l'Allemand durch das kräftige Leben und die freie Bewegtheit der Darstellung aus. Die Composition zwar ist ohne eigentlichen Mittelpunct, aber doch zusammengehalten durch die coloristische Stimmung. Dagegen leidet das große Reiterbild des Kaisers von Oesterreich von van Thoren an der officiellen Trockenheit, die wir an derartigen Fürstenportraits gewohnt sind; die franke realistische Art, die sonst dem Künstler eigen ist, hat ihn hier im Stich gelassen.

Von den neuesten deutschen Kämpfen fanden sich vorerst nur die Schleswig'schen verzeichnet und zwar im bescheidenen Maßstab des Sittenbildes. Am wirksamsten im Ausdruck des Kampfgetümmels und seiner heftigen Bewegtheit ist die „Erstürmung der zweiten Düppeler Schanze" von Camphausen. Die dreinhauenden Soldaten von Hünten (Preußen), ähnlich die von Fritz l'Allemand (Oesterreich) sind von gar zu bedenklicher Wildheit und einem die Glieder verrenkenden Ungestüm, während doch der Wucht ihres Angriffs die rechte überzeugende Kraft fehlt. Zudem ist vom modernen Kampfe nur das Handgemenge malerisch; der Künstler also, dem es darum zu thun ist, begnügt sich mit einem Dutzend zersprengter Soldaten, mit ein paar aufgelösten Gruppen, die herzhaft darauf losschlagen. Nun hat er aber den uniformirten Mann so lange bloß auf der Parade und in einschnürenden Gamaschendienst gesehen, daß er ihn sich im entfesselnden Sturm des Kampfes nicht recht vorstellen kann, lieber des Guten zu viel thut und seine Glieder auf das Entsetzlichste hin- und herschüttelt.

Recht tüchtig war im realistischen Geschichtsbilde die Münchener Schule vertreten. Vor Allem zeigt sich eine energische Beobachtung der Natur, verbunden mit der schärfsten Charakteristik der Form und Bewegung in dem großen Bilde von Franz Adam, das die Folgen der Schlacht von Solferino gleichsam hinter der Scene schildert, insbesondere den Abzug einer Zahl verwundeter Oesterreicher nach Valeggio. Einschneidender und treffender können die Schrecken und das Elend des Krieges nicht veranschaulicht werden, als in dieser Reihe der mannigfaltigsten Episoden. Nur fehlt es dem Bilde, das von ebenso großem Talent als Geschick zeugt, in der Composition an einem Mittelpunkt, im Colorit an der Einheit großer Licht- und Schattenmassen; es löst sich in ein Nebeneinander von kleineren Bildern auf und hält sich in dieser Zersplitterung gar zu sehr an die Realität des Vorgangs. Dieselbe realistische Energie, vortrefflich durchgeführt in der schneidigen Sicherheit der individuellen Russen- und Tscherkessenfiguren, im heftigen Anprall des Angriffs wie in der Hartnäckigkeit des Widerstandes ist in dem großen Bilde Th. Horschelt's: „Erstürmung einer Verschanzung Schamyls". Doch ist die malerische Wirkung zu dünn und cartonartig; es fehlt ihr an Körperlichkeit und Tiefe. Daher zeigen den Künstler seine durch die treffende Schärfe hervorragenden Zeichnungen aus dem Kaukasuskriege von seiner besten Seite.

* * *

Von diesen Realisten unterscheiden sich die jungen malerischen Talente, für die sich eine gemeinsame Bezeichnung kaum finden läßt. Denn wie sie den Werth der Gegenstände nur nach ihrer malerischen Erscheinung schätzen und daher an keine bestimmte Stoffwelt sich binden, so bekennen sie sich auch zu keiner Schule, noch hängen sie unter sich enger zusammen durch gleiche Anschauungs- und Behandlungsweise. Die Züge, welche sie gemein haben, sind zunächst negativer Art: nämlich die entschiedene Abkehr vom akademischen Formalismus und von jenem gedankenschweren Gewicht des geschichtlichen oder literarischen Inhaltes, das unstreitig auf der deutschen Kunst der vergangenen Jahrzehnte gelastet hat. Sie wollen vor Allem die invidnelle Anschauung, ihre eigene Art die Welt zu sehen, zur Geltung bringen. Was sie damit von der Welt erfassen, ist vor Allem der malerische Schein, d. h. nicht bloß die warme Hülle des sinnlichen Daseins, sondern der selbstständige farbenvolle Ausdruck eines inneren Lebens, einer tieferen Stimmung: eines Lebens ganz anderer Art, als es die erzählende Darstellung zu versinnlichen vermag. Nach ihnen soll die Malerei nicht eine bestimmte Begebenheit, ein ganzes Geschehen darstellen, sondern ein einfach erfülltes und in sich abgeschlossenes Dasein, das ganz durchdrungen ist von der Empfindung des Momentes und seine ganze Unendlichkeit in dessen Erscheinung hat. Jeder Gegenstand ist ihnen recht, ob heilig, ob profan, ob antik, ob modern, der sich aus diesem Gesichtspunkte fassen läßt. Vor Allem kommt es an auf die besondere Anlage des künstlerischen Auges und Gefühls, das überall jenen malerischen Silberblick der Dinge zu entdecken oder die Gestalten der Phantasiewelt in farbensatten Schein ganz hinauszuführen vermag. Natürlich erhält nun auch die Behandlung, sowol der dem Künstler eigenthümliche Ton und seine Weise die Farben zu stimmen, als der Vortrag, der Pinselstrich und der Zug der Hand, eine besondere Bedeutung. Also: so viele Künstler, so viele Kunstweisen.

Ein recht treffendes Beispiel dafür, wie diese jungen Meister auch die biblischen Stoffe durchaus weltlich und malerisch fassen, ist die Beweinung Christi von A. Feuerbach (in Rom). Der heilige Vorgang ist in's einfach Menschliche übersetzt; es sind nicht einmal edlere, sondern ziemlich gewöhnliche Naturen, unter denen sich die große Scene in einer eher weichen als energischen Stimmung abspielt. Der malerische Reiz macht das eigentliche Bild aus; den Formen wie dem Ausdruck gebricht es zu sehr an Größe, an Kraft und Bestimmtheit, als daß sie wirken könnten. Auch spricht sich die Empfindung des Vorgangs namentlich in dem dunklen milden Abendton aus, der wie ein feiner trüber Schleier über die weichgehaltenen Localfarben ausgebreitet ist. Es ist etwas Drückendes und Schwermüthiges in dieser Stimmung, die Tiefe dieses Schmerzes spielt stark in's Sentimentale; aber eine eigene, anregende Wirkung läßt sich dem Bilde nicht absprechen — Voller, satter und kräftiger im Ton sind die beiden nackten musicirenden Knaben, denen eine etwas blasse Hamadryade aus üppigem Dickicht lauscht; das beste Bild des Künstlers, das ich kenne. Der einfache Gegenstand spricht sich

in der anmuthigen, durchaus malerischen Erscheinung vollkommen aus; auch ist hier warmes, gesundes Fleisch, während sonst Feuerbach allzusehr die kränkliche violette Blässe einer zarten Haut liebt (beide Bilder in der Galerie des Baron von Schack in München). — Weit mehr noch als Feuerbach hat Gabriel Max, ein Schüler Piloty's, der jetzt aber seine eigenen Wege geht, die religiöse Stimmung in's Empfindsame und in den feinen Reiz vergeistigter Sinnlichkeit übertragen. Seine Märtyrerin hatte, ehe sie nach Paris sich auf den Weg machte, in München schon, wie seit lange kein Bild, Glück gemacht. In fahler Abendbeleuchtung, auf weitem Felde hängt ein hübsches, blutjunges Ding im weißen Gewande erwürgt am Kreuze; schon meint man an den zarten, milchigen Armen die beginnende Verwesung zu spüren. Ein Römer, wol vom Gelage kommend, ist am Kreuze niedergesunken, umfaßt die schöne Heilige mit halb verehrenden, halb inbrünstigen Blicken und läßt sich von ihr bekehren. Wer wünschte mehr Reizmittel auf einmal? Der Contrast zweier Welten und seine Versöhnung in halb keuscher, halb wollüstiger Liebe, Moder und Christenthum zugleich in der berückenden Anmuth der schönsten Unschuld, welche die Qualen des Todes gleich dem süßesten Liebeskampf empfunden zu haben scheint und noch als Leiche den Ausdruck seliger Verzückung trägt. Zudem ist der Vorgang noch einmal eindringlich versinnlicht in dem fahlen und doch warmen Ton, in der unheimlichen Farbenstimmung, die wie schwere heiße Luft auf dem Bilde liegt. Unstreitig tritt hier ein ungewöhnliches Talent auf; aber es trägt die ungesunden Züge einer überreizten und romantischen Mischung von Sinnlichkeit und Frömmigkeit. Darin sind schon Kräfte zu Grunde gegangen, die am Beginn ihrer Laufbahn noch Besseres versprochen.

Nichts von dieser aufgeregten, wühlenden Phantasie ist in Franz Lenbach; fast scheint ihm die Gabe der Erfindung überhaupt versagt zu sein. Seit er, ebenfalls ursprünglich Piloty-Schüler, auf eigenen Füßen steht, hat er (von eigenen Arbeiten) nur Bildnisse und Studienköpfe gemalt. Unter jenen ragt immer noch das des Malers L. von Hagn hervor. Sowol durch die geistvolle Erfassung der Individualität, die in ihrem Wesen und in einem vollen Momente ihres Daseins treffend und einfach wiedergegeben ist, als durch die coloristische Behandlung, die nicht blos den Ausdruck des Lebens noch verstärkt, sondern auch für sich durch eigenen malerischen Reiz, durch den Zauber des Halbdunkels und eines gesteigerten Lichtspiels wirken will. Als das Ideal des Künstlers ist Rembrandt nicht zu verkennen. Doch ist hier nicht blos Nachbildung, sondern eine eigene feine Empfindung für das Malerische. Nur scheint Lenbach, gelähmt von der Nüchternheit des Zeitalters und von der Last des modernen Zweifels, zu eigenen Compositionen es nicht bringen zu können.

Ein Talent ganz eigener Art, das zu dieser Gruppe zählt, ist der Schweizer A. Böcklin. Er am wenigsten steht zu einer Schule und hat es doch schon zu einer gewissen Meisterschaft gebracht. In ihm besonders tritt der ideale Zug hervor, der in allen diesen Künstlern ist, wenn

sie gleich das innere Leben ganz hinausführen wollen in die warme Fülle des Scheins. Seine Werke — er ist ebenso tüchtig in der Landschaft wie im Figurenbild — lehnen sich nicht an eine bestimmte Realität an; sie sind freie Gebilde, welche eine getragene oder heiter ruhige Empfindung sowol in der Composition, sei es in idealen Gestalten oder einer edlen Natur von südlichem Charakter, als in einer aparten coloristischen Stimmung auszuprägen suchen. In diese Anschauung spielt deutlich ein poetisches Element, das sich aber im Malerischen durchaus zu versinnlichen sucht. In diesem hat Böcklin ein ungewöhnliches Geschick. Allein öfters läßt er sich zu seltsamen Darstellungen verleiten, die nicht frei von einem Zug eigenwilliger Laune sind und phantastische Menschen in eine mehr oder minder abenteuerliche Natur setzen. Dann spricht sich auch das Seltsame im Colorit aus, das gleichsam überreizt ist oder ungewohnte, widersprechende Töne in die Grundstimmung spielen läßt. Das Ringen einer eigengearteten, von der hergebrachten Kunstweise tief unbefriedigten Natur verräth sich auch in den neuen technischen Versuchen des Künstlers, die aber bis jetzt wenigstens nicht glücklich auszufallen scheinen. — Eine Art von Gegensatz zu Böcklin, bei gleicher Entschiedenheit der inviduellen Anschauung, bildet J. Markart, der wieder aus der Schule Piloty's hervorgegangen. Er ist Stimmungsmaler, Colorist im Uebermaß, in jener Uebertreibung, die in unserer Zeit, welche so gern sich in Extremen bewegt, nichts Ungewöhnliches mehr ist. Die Empfindung, die er mittheilen will, drückt er lediglich in einem allerdings harmonischen und kräftigen Spiel von warmen, tiefen und doch leuchtenden Tönen aus; nach dieser Seite läßt sich dem Künstler eine besondere Begabung nicht absprechen. Aber die Formen der Dinge, daran er doch diese Wirkungen erscheinen lassen muß, sind höchstens zu errathen; das Auge vermag sie, trotz der gutwilligsten Bemühung, kaum zusammenzufinden. Das gilt ebenso für seine ideale Landschaft, wie für „die Undinen mit dem Ritter".

Damit sieht es überhaupt bedenklich bei diesen neuen Talenten aus: mit der Kenntniß und der gediegenen Durchbildung der Form, ganz abgesehen von der rythmischen Abwägung der Composition. Form und Modellirung bleiben doch die feste Grundlage für das stimmungsvolle Ineinanderspiel von Licht und Farbe; sie geben diesem Halt und Körper, daß es sich nicht zu gespensterhaften Nebelbildern verflüchtige. Durch eine zerfließende und dämmerige Farbenwelt, welche losgelöst von aller festen Gestalt und Realität buchstäblich in einem Meer von Licht und Luft schwebt, läßt sich weder die Kunst erneuern, noch die wirkliche Welt in die Idealität des Schönen erheben. Denn dazu gehört immer Beides zusammen, die Form, welche den Bau der Dinge, die sie gestaltende Kraft erfaßt, und der Schein, der ihr Innenleben an das Licht des Tages bringt.

Einen tüchtigen Versuch, beides zu vereinigen, zeigen die Werke von Victor Müller (Frankfurt), der am wenigsten irgend einer Schule sich zutheilen läßt. Am ersten merkt man noch den Einfluß fran-

zösischer Realisten, insbesondere Courbet's. Aber Müller ist eine besondere Natur und hat einen idealen Zug, der, trotz Allem, immer wieder durchbricht. Trotz Allem: denn daß der Künstler sich ein eigenes Ideal von Häßlichkeit gebildet hat, das er mit allen Mitteln seiner Begabung und seines Könnens schlagend zu versinnlichen sucht, läßt sich nicht läugnen. Das bezeugen sowol seine Bildnisse, als sein „Hero und Leander". Ihm läßt sich sicher nicht vorwerfen, daß er die Natur verflache, versüße, in eine schmachtende Anmuth abschleife; er wendet im Gegentheil alle Kraft auf, die herbe Einseitigkeit ihres individuellen Charakters bis zur letzten Grenze der Wahrheit durchzuführen. Allein ebensowenig läßt sich ihm eine breite Auffassung der Form wie des Malerischen absprechen, der er zudem mit einer merkwürdigen Kraft der Behandlung Ausdruck zu geben weiß. In der Färbung ist kein Tändeln mit unbestimmten, verschwimmenden Tönen, sondern eine markige Ausführung der Localfarbe, die so tief geht, daß sie sich dunkel von der Luft und der Landschaft abhebt und doch in sich klar und saftig bleibt. Nur ist der Hintergrund in einem allgemeinen Ton fast immer so gehalten, daß er einen allzustarken Contrast zu den Figuren bildet, wodurch dann diese — indem die umfließende Luft fehlt — beinahe flach erscheinen. Auch in diesem Künstler wirkt offenbar eine originale Natur, die sich als solche durchsetzen will; allein sie wehrt sich nicht nur gegen jede Ueberlieferung, sondern auch, was sein Schlimmes hat, gegen jene einfache objective Anschauung, welche in der Erscheinung vor Allem ihr eigenes inneres Leben rein und voll aussprechen will. Noch lassen sich dieser Gruppe einige andere Künstler anschließen, wie W. Lindenschmitt (München), Henneberg (Berlin), A. Schreyer (Frankfurt), der sich übrigens entschieden zum Realismus bekennt. Hier mehr von ihnen zu sagen, ist der Raum zu knapp gemessen.

Ob wol mit diesen talentvollen Meistern der jüngeren Generation ein neuer Aufschwung der deutschen Malerei anhebt? Es ist wol der Mühe werth, ihrer Vorzüge zu gedenken; allein auch die bedenklichen Seiten liegen klar zu Tage. Das Uebergewicht des subjectiven Elements in ihrer Anschauung ist zu mächtig, ihr Zusammenhang mit der Welt der Dinge allzu lose. Kein allgemeiner Inhalt, der in ihnen zu Gestalten von überzeugendem Leben sich zusammenfaßte; keine bestimmte Formenwelt, die verhüllt schon in der allgemeinen Phantasie läge und nun von ihnen geläutert und klar herausgebildet würde; daher auch keine Freude an einer sorgsam durchführenden, auch das Detail ausbildenden Darstellung. Zufällig ist meistens, von einer Laune abhängig die Wahl des Stoffs; apart die Empfindung, die sich malerisch versinnlichen will; eine decorative oder verfeinerte Wirkung der Hauptreiz des Bildes. Was daher auch diese Maler vor den Meistern der eben ablaufenden Zeit voraus haben mögen: ihnen fehlt der Ernst der Erfüllung mit einem großen Inhalte und das anregende, bildende Verhältniß zu den geistigen Bestrebungen des Jahrhunderts.

---

## Lebenskunst.

In der Schöpfung weiten Reichen
Ist nur Uebergang, nicht Sprung;
Alles sucht sich auszugleichen,
Alles sucht Vermittelung.

In der Horen Wechseltanze
Fällt die Blüthe, reift die Frucht.
Thöricht, wer im Lebenskranze
Bang nach Imortellen sucht!

Aber aus den Blumenketten,
Die der Lenz verschwend'risch reicht,
Eine Blüthe klüglich retten,
Eh' der Spätherbst uns beschleicht;

Aus dem Gluthstrom der Gefühle
Einen Funken, treu gehegt,
Aufbewahren für die Kühle,
Die die Welt stets mit sich trägt:

Dahin streb' in edler Weise!
Denn des Augenblickes Gunst
Nützen für die Lebensreise,
Das ist eine selt'ne Kunst!

M.

# Paris und die Mode.

Paris, October 1868.

Fontainebleau und Mutter Antonie. — Paris im Herbstkleide. — Die Theater und Opern. — Die Revolution en peinture — Cora Pearl und die Perlenprinzessin. — Die „Geister" werden wieder Mode. —

Bevor wir uns in die Gewohnheiten und Trachten des Herbstes zwängen, wollen wir uns noch einmal an den letzten Strahlen des enteilenden Sommers erwärmen, noch einmal hinaus uns retten aus dem Trubel der Weltstadt, um frei aufzuathmen, Inspiration und Kraft zu schöpfen für die langen Tage der trüben Jahreszeit. Ich hoffe, daß Sie mich gern begleiten werden in die nicht gar zu fern der Hauptstadt entlegne Oasis, welche alle Pariser, die nach Landluft schmachten, anlockt. Ich will von Fontainebleau sprechen, wo ich die letztverflossenen Wochen verlebte; denn wie die Berliner ihren Thüringer Wald haben, so besitzen wir diesen Ort mit seinen uralten Eichen und Tannen und seinen geheimnißvollen Wäldern, die genug von Menschenhaß und Fürstenabenteuer vergangner Zeiten erzählen könnten. Doch wer unter ihrem Schatten ausruht, dem verkünden sie allein, in unendlich lieblichem Geflüster oder in aufbrausendem Grollen, das Räthsel der allgewaltigen Natur. Mancher Dichter und Maler hat sich an ihnen begeistert.

Der Wald von Fontainebleau zieht sich meilenweit in den wildesten Partieen um das dort schon von Robert, dem Sohne Hugo Kapet's erbaute Schloß, das erst geschichtlich ein Jahrhundert später, unter Ludwig dem Kinde, bekannt wird. Während der Hof hier mit seinem Gefolge einige Monate im Sommer residirt, ziehen sich viele der einfachen Pariser Bürger in die umliegenden Ortschaften zurück. So ist Marlotte der Lieblingsaufenthalt der Künstler, von denen einige sogar das ganze Jahr hindurch in ihren einfachen Landhäusern wohnen. Seitdem Murger, der Sohn eines Berliner Schuhmachers, hier seine Vie de Bohême geschrieben, hat sich Marlotte immer mehr und mehr bevölkert. Wer kennt hier nicht das Gasthaus der alten Mutter Antonie, die ihren Oranginen-Champagner den Gästen kredenzt und sie geheimnißvoll in das Allerheiligste einführt, das heißt, in den kleinen Pavillon, auf dessen Wänden manches Künstlers Hand sich verewigte? Die große Gaststube war zu Murger's Zeiten das Kunstmuseum, wo über allen Zeichnungen sein Bild thronte. Doch diese Zeiten des jugendfrischen Enthusiasmus sind leider mit ihm dahingestorben. Wer besingt jetzt noch die einfache Arbeiterin? Und ist sie auch noch des Besingens würdig?

An das Schloß von Fontainebleau knüpfen sich unzählige historische Denkwürdigkeiten. Es war Franz I. Lieblingsaufenthalt, ob er von

Marignan oder Madrid heimkehrte. Leonardo da Vinci starb hier in seinen Armen. Die Sage geht, daß zu seiner Zeit der Wald von einer achtzehn Fuß langen Schlange heimgesucht war, die schon manches Opfer gefordert. Sie zu vernichten ließ sich Franz I. einen Harnisch machen, der überall mit kleinen Messern versehen war. So gerüstet begab er sich in den Wald und tödtete das Ungeheuer zum großen Staunen der Höflinge. Christine von Schweden befleckt hier den gastfreundschaftlichen Boden mit dem Blut ihres Geliebten Monaldeschi. Heinrich IV. zieht sich in diese Einsamkeit mit der schönen Gabriele zurück, ebenso Ludwig XIV. mit Frau von Maintenon. Im Jahre 1762 scheint hier die Revolution mit Jean Jacques Rousseau Eingang zu finden. Der Verfasser des „Devin du village“ wird hier enthusiastisch aufgenommen, doch bevor er dem König vorgestellt ist, enteilt er, mit der ihm angeborenen Schüchternheit, die sich vor jeder Etikette fürchtet. Endlich sieht hier Napoleon I. seine letzten Tage des Glanzes und, nachdem er vergebliche Versuche des Selbstmordes gemacht, führt er die schöne Abschiedsscene auf, die den Schluß zu seiner Größe bildet. Seitdem hat Fontainebleau nichts Erwähnenswerthes aufzuweisen, wenn es nicht von einigen Hofjagden des letzten Regenten sprechen will.

Bei meiner Heimkehr schwand meine friedlich sorglose Stimmung. Es ist, als ob man mit der Pariser Luft seine ewig fieberhafte Aufregung einathmen müßte. Die Revolution Spaniens und der Tod Herrn von Walewski's, das baldige Erscheinen des „diable au quatre“ als Ersatz für Rochefort's Laterne und andere brennende Fragen, wie Vauxhall mit seiner hart angefochtenen Emancipation der Frauen, schlagen an eines Jeden Ohr, der den Boulevard hinabgeht. In all' dieses ängstliche Haschen nach pikanten Neuigkeiten blickt die Pariser Sonne trübe und blaß hinein. Doch wenn der Sommer mit seiner üppigen Blüthenfülle enteilt, so führt der Herbst der Hauptstadt um so bunteres Treiben zu. Die Straßen beleben sich immer mehr. Ueberall in den Läden liegt neue Lockspeise für die Schaulustigen aus und unwillkürlich weidet sich der Blick an den Kunstwerken aller Art. Sehen Sie hier die prachtvolle Bronceuhr, die eine ganze Jagdscene darstellt; dort den feinciselirten Goldschmuck mit Amethist à la Renaissance, oder das entzückende Collier und Pendants, die jedes ein Taubennest darstellen, das Täubchen aus mattem Gold gearbeitet, die Eier echte Perlen; hier die Büste Rochefort's und dort die Brochüre über Frauenrechte von Mme. Maxime Breuil. — Und die Modeläden? Das Costüm Douglas aus carrirtem Paramata, Doppelrock mit schmaler Volantgarnirung und schräg über die Schulter genommene Schärpe empfehle ich besonders. Der Luxus in den Unterröcken steigt immer mehr. Die carrirten und gestreiften schweren Seidenstoffe sind die gesuchtesten und ganz unter vier Augen theile ich Ihnen mit, daß man die Crinolinen durch Steifröcke Metternich, aus Pferdehaar mit einem breiten Volant, ersetzt. Blousen wird man diesen Winter, sogar für Soiréen, viel tragen, größtentheils aus farbigem Atlas, eng anschließend, darüber eine niedrige

Sammetcorsage, à la Sussesse, ohne Aermel. Als sehr geschmackvolle Blouse über ein hellseidenes Kleid erwähne ich noch eine weiße Tüllblouse, garnirt mit einem drei Centimeter breitem Sammetband und mit einem Blättergewinde, das au plumetis weiß gestickt ist. Auf Schärpen sind farbige Seidenstickereien sehr gesucht. Als Kleidergarnirung wählt man schmale, gestickte Taffetbänder, statt der bisherigen Atlasrollen.



Die Mäntel, die in dem großen Confectionsgeschäft der Herren Bernard Tallé in der Rue Vivienne ausliegen, sind größtentheils eng anschließend ziemlich lang, aus dickem Doublestoff, wenn nicht aus Sammet mit reicher Stickereigarnirung. Vorläufig durcheilen noch die Waterproofs massenhaft die Straßen, in der derselben Façon, wie ich Ihnen die Zeichnung in meinem letzten colorirten Modeblatte zuschickte. Hoffentlich

wird diese wenig kleidsame Tracht durch die Nilsson-Mäntel aus Atlas oder Taffet mit Goldstickerei ersetzt. Die schwarzen Tüllhüte, einfach mit einem Blumenstrauß oder einer Aigrette garnirt, sind noch immer die gesuchtesten, nur ist jetzt schon oft zwischen den Tüll ein Streifen Sammet gesetzt, um dem Anzug der ernstern Saison Ehre zu machen.

Unser Modeblatt bringt die einfache Haustoilette einer jungen Frau. Doppeljupe aus blauer Brillantine. Der obere Rock ist mittelst einer Schleife bauschig aufgenommen und mit dunklerm Wollenstoff garnirt. Derselbe Besatz auf Aermeln und Taille, die einen schrägen Ausschnitt hat. Das auf dem Arm getragene Kind hat ein weißes, mit Ruchen garnirtes Kleidchen mit viereckigem Ausschnitt. Sein Schwesterchen ist in ein gestreiftes Watteaucostüm gekleidet. Die Schleife auf dem Rücken bildet einen kleinen Kragen. Unser Hut ist aus venetianischer Spitze mit einer Sammetschleife, die hinter dem schneckenförmigen Chignon geschlungen ist. Unser zweiter Kopf trägt ein spanisches Sammet-



barett mit Federgarnirung. Es ist mit einer durch eine Broche gehaltenen Spitzenbarbe unter dem Hals befestigt.

Ueberall thut sich das Streben kund, würdig dem Wechsel der Jahreszeit entgegen zu treten. Die Theater eröffnen die Saison mit neuen Stücken und sogar die bemoosten Häupter werden hervorgesucht, um das Publicum zu ködern, denn der von den Deutschen als so frivol verschriene Pariser hängt an seinen alten Freunden mit nie geahnter Zähigkeit. So kündigt man pomphaft im Odéon die Wiederaufnahme der „Conscience“ von A. Dumas mit Lafferrière in der Hauptrolle an. Die Berliner kennen diesen Künstler; sie haben ihn vor vier Jahren zur Genüge in ihrer Residenz gesehen, wie er, der siebenzigjährige Mann, als schmachtender Liebhaber paradirte und leider oft in den pathetischen Augenblicken auf die Lachnerven der Zuschauer wirkte, wenn er zum Beispiel auf der Geliebten Wangen einen Theil des Cosmétique zurückließ, das seinen Haaren so schönen Glanz verlieh. Ueber solche Zufälligkeiten setzt sich der Pariser leicht hinweg und der Klang allein

des theuren Namens läßt ihn aufjauchzen und dem Theater zueilen, wo der alte Freund spielt. Ebenso spricht man von dem baldigen Auftreten der Déjazet. Ihr Theater wird schon festlich geschmückt zu ihrem Empfange und man jubelt dem Augenblick entgegen, wo man sie wieder auf der Scene begrüßen wird. Unser ewig junger Held, Frédéric Lemaitre, der einzig groß dasteht, tritt wieder in „Dreißig Jahre aus dem Leben eines Spielers" auf. Madame de Caux-Patti, die liebreizende, angebetete Diva, wurde nach ihrer Heimkehr aus Homburg am Ersten in der Lucia wieder mit dem Beifall des Publicums und zwei Riesenbouquetten begrüßt. Unser Théâtre lyrique, dessen bisherigem Director, Herrn Carvalho, die Pariser die Einführung vieler classischen Werke, wie zum Beispiel des Freischütz, zu verdanken haben, ist seit längerer Zeit geschlossen, weil Herr Carvalho das Theater, an dem seine Frau als Primadonna florirte, nicht länger halten konnte. Herr Pasdeloup, der Director der populären Concerte, nimmt das Theater an sich und schon diesen Monat soll die Wiedereröffnung stattfinden, was den neuen Director nicht hindert seine populären Concerte fortzusetzen, in denen die hervorragendste Künstler Europas die letzten Weihen erhalten. Noch zum Schluß der Theater nachricht die Bemerkung, daß Frau George Sand ein neues Theaterstück Cadio, nach ihrem in der Revue des deux Mondes erschienenen Roman, auf die Bühne gebracht hat; leider ohne sonderlichen Erfolg. Aus alle dem ersehen Sie, daß Paris augenblicklich den friedlichsten Eindruck gewährt und nur von einer Triebfeder geleitet zu werden scheint: dem Vergnügen! Trotzdem war eine Bilderausstellung niemals besuchter, als diejenige des Boulevard des Capucines, wo man eine höchst merkwürdige Sammlung von Portraits der bedeutendsten Persönlichkeiten des düsteren Jahres 1792 sieht. Von eigenthümlichem Interesse sind verschiedene Typen aus jener Zeit, wie ein Incroyable, ein Officier unter Dumouriez; eine Dame im Costüme „aux Amours de la Nation" mit rosa Bändern und eine andere „aux charmes de la Liberté" mit blauen Faveurs; historische Cocodès und Cocottes, die die ewigdauernde Eitelkeit und Thorheit charakterisiren. Jetzt können wir ihnen zur Seite Cora Pearl stellen, die eben aus Badens Spielhölle mit einem reichen Grafen heimgekehrt ist, dem sie — ihren Fuß, modellirt als Briefbeschwerer, geschenkt hat. . . . Oder die schöne Unbekannte, die seit zwölf Jahren stets am ersten October tief verschleiert, einfach in Schwarz gekleidet, mit dem bescheidenen Schmuck einer schwarzen Perlenschnur zu Véfour kommt und das Cabinet Nr. 4 mit einem Couvert verlangt, wo sie, nachdem der Kellner ihr das Diner servirt, mehrere Stunden allein verweilt und bei ihrem Fortgehen, ohne das Essen berührt zu haben, auf ihre Serviette eine der Perlen ihres Halsbandes zurückläßt. Welche Erinnerungen ziehen an ihr während dieser Zeit vorüber, welchem interessanten Millionair seufzt sie nach? Niemand weiß es; auch ist sie in dem Hôtel nur unter dem Namen der Perlenprinzessin bekannt.

Einmal auf geheimnißvollem Gebiet, wage ich mich weiter und

bitte Sie, mich in die Rue Blanche zu Herrn Doctor Desjardin zu begleiten. Wir treten in einen schwach erhellten Salon ein und erblicken eine Anzahl von Herren und Damen, die voll gespannter Erwartung einen Halbkreis bilden. Aus jedem Gesicht spricht Staunen und heimliches Entsetzen, hie und da nur taucht ein leises skeptisches Lächeln auf. Wer liegt dort halb in den Stuhl gelehnt mit ausgestreckten Armen und Beinen, die regungslos und starr in horizontaler Richtung vom Körper entfernt sind? Es ist ein junger Mann von etwa zwanzig Jahren; er schläft; sein Gesicht drückt Widerwillen und ängstliche Beklommenheit aus. Leises Flüstern eilt durch die Gesellschaft, dann und wann von einem Seufzer übertönt, den der Schlafende ausstößt. Vor ihm steht ein schöner blonder Herr, der Diesen oder Jenen aus der Gesellschaft auffordert, den Schlafenden zu berühren, um sich davon zu überzeugen, daß die Glieder desselben vollständig erstarrt sind, und erst einige Augenblicke später, nachdem der blonde Herr gewisse regelmäßige Handbewegungen über seinen Patienten gemacht, erwacht dieser, indem er sich wie Jemand, der schwer geträumt hat, die Augen eine Weile reibt. Wir befinden uns bei einem Magnetiseur, der sein Sujet, nachdem er an ihm die verschiedensten Experimente gemacht, erweckt. Der Doctor ist mittelst seiner magnetischen Kraft im Stande, seinem Sujet Sympathie oder Abscheu vor einer anderen Person einzuflößen, so daß es jede ihrer Bewegungen nachahmt, oder sich unwiderstehlich von ihr abgestoßen fühlt, wie der Magnet gewisse Körper anzieht, andere zurückweist. Auf des Doctors Ausspruch, die schönste Dame aus der Gesellschaft zu wählen, lenkte unser junger Mann seine Schritte nach einer schönen Brünette, der unstreitig Jedermann den Vorzug gegeben hätte; doch der Doctor wünschte, er solle seine Huldigung einer alten Dame, die in entgegengesetzter Richtung saß, darbringen. So viel Willenskraft der junge Mann auch entwickelte, seinem Geschmack zu folgen, der Magnetiseur zwang ihn, sich seiner Kraft unterzuordnen. Unheimlich war es anzusehen, mit welchem Abscheu der junge Mann sich endlich doch ergeben mußte. Zum Beweis der völligen Unempfindlichkeit der Glieder hielt der Doctor ein brennendes Licht unter den von ihm stark magnetisirten Zeigefinger des Schlafenden, ohne daß jener auch nur eine Miene verzog. Seine Augen blieben, wenn man sie öffnete, starr und bewegungslos.

Ich möchte bei meinen Lesern nicht in den Verdacht kommen, an dergleichen visionären Scenen in der Eigenschaft eines Gläubigen Theil zu nehmen. Meine Aufgabe ist, zu beobachten. Ich beobachte. Ich sage wie Masson: ich bin nur ein Erzähler; ich erzähle. Mesmerismus und Geistererscheinungen scheinen hier wieder Mode zu werden. Ich soll Ihnen von der Pariser Mode berichten; gut, ich habe es gethan.

Eugénie de Marville.

---

# Im Rauchzimmer.

„Tiefer Sinn liegt oft im kind'schen Spiele."

Wir wollen versuchen, eine Art von internationalen Commentar zu diesem beliebten Dichterwort zu liefern. —

Das deutsche Kind (aus Meidinger).

Man hat Gäste zum Mittagessen und das Kind sitzt unten an der Tafel. Sein Vater hat ihm vorher eingeschärft, wie es sich bei dieser großen Gelegenheit zu benehmen habe. Kinder dürfen niemals fordern, hat der Papa gesagt, sondern müssen warten, bis man sie frägt. In der Mitte des Mahles glaubt das Kind sich vergessen; aber des väterlichen Gebots gedenkend, wagt es nicht, direct zu verlangen. „Papa!" hört man es plötzlich rufen, „mein Glas hat Durst!"

Das englische Kind (aus Punch).

Die Scene ist der Seestrand. Tom, ein Knabe von sechs Jahren, hat mit seinem Schwesterchen von fünf Jahren eine Eselpartie gemacht, von welcher Beide eben zurückkehren.

Mama. Es freut mich, daß Ihr Euch so gut amüsirt habt, aber Tom! — Tom! — wo hast Du Deine Jacke?

Tom. Verkauft, Mutter, für eine Flasche Gingerbier; wir waren so durstig!

Das französische Kind (aus der Serie von „Monsieur, Madame et Bebé").

Zwei kleine Mädchen spielen Madame.

— Bonjour, Madame.

— Wie geht es Ihnen?

— Haben Sie Kinder, Madame?

— Nein, Madame, noch nicht. Und Sie, Madame?

— Ich, Madame, habe drei gehabt im ersten Jahre.

— Ernähren Sie Ihre Kinder selbst, Madame?

— Mein Gott, Madame, ich habe das erste genährt, aber es hat mich so angegriffen, daß mein Mann nicht zugab, daß ich damit fortfahren solle. Er hat die beiden andern genährt.

Zweites Beispiel — denn auf eine englische oder deutsche Anecdote kommen immer zwei französische.

Zwei kleine Mädchen von sechs bis sieben Jahren schwatzen miteinander und machen sich vertrauliche Mittheilungen aus dem Schooße ihrer Familien.

— Ich, ich habe zwei Schwestern, sagte die Erste.

— O, ich, ich habe nur eine! — Und Papa's — wie viele Papa's hast Du?

— Ich — ich habe nur einen!

— Was! — Ihr seid Drei und habt nur einen Papa? Bei uns sind wir nur Zweie, aber wir haben jeder von uns den seinigen!

Dieses Geschichtchen, wiewol es von Herrn Droz nur erfunden sein mag, klingt doch sehr natürlich, wenn man es mit der Vorrede zu dem neuen

Stück des Herrn Eduard Cadol „Les Inutiles" vergleicht, welche der Verfasser seiner Komödie nicht etwa voranstellte, sondern am Abend der ersten Aufführung im Theatre Cluny zu Paris unter dem Publicum vertheilen ließ. Man könnte sagen: eine französische Zukunftskomödie und wird an die Programme erinnert, die bei großen Concertaufführungen das Verständniß unverständlicher Symphonien erleichtern sollen. Doch war die Sache hier zugleich viel harmloser und weit ernster gemeint. Der Autor versuchte den Zuschauern einfach zu erklären, warum das Stück, welches sie zu sehen gekommen, von allen andern Pariser Theatern der Reihe nach zurückgewiesen worden, bis es zuletzt bei diesem kleinen Theater Cluny ein Asyl gefunden. „Mein Stück hat alle Fehler", ruft der Dichter aus; aber sein größter Fehler ist der: moralisch zu sein! Ihr werdet vergeblich einen Scandal in seiner Handlung, noch ein loses Frauenzimmer unter seinen Personen suchen. Es kommt kein Testament darin vor, welches, dreißig Jahre lang verborgen, zuletzt entdeckt wird; kein Ehebruch, kein Duell, kein Hinterhalt, keine schwindelhafte Speculation, nicht einmal eine Verwechslung von Kindern. Auch habe ich keine von jenen erhabenen und poetischen Thaten der Selbstverläugnung darin verzeichnet, durch welche sich ein unendlich tugendhaftes Mädchen der Liebe eines „homme indélicat" widmet, einzig und allein zu dem Zwecke, um den Mann zu retten, „que son coeur aime." Ihr seht also, daß die großen Theater völlig im Rechte waren, mein Stück zurückzuweisen; denn die ganze Handlung desselben dreht sich, wie Ihr sogleich sehen werdet, um eine einfache häusliche Geschichte, die Personen, die darin auftreten, sind ehrbare Leute, welche sich glücklicherweise einer guten Gesundheit erfreuen und des Tages ihre drei, vier Mahlzeiten mit dem besten Appetit essen . . ."

Was ist denn auch noch sicher in Frankreich, nachdem sich herausgestellt hat, daß unter den drei interessanten Giftmörderinnen von Marseilles sich eine befindet, und zwar die jüngste, die hübscheste, die interessanteste, welche vor wenigen Jahren mit dem „prix de la sagesse" gekrönt worden ist — einer der vielen Preise, die dort die Tugend belohnen und Ehrbarkeit befördern sollen? Dieser „Preis der Weisheit" welcher ihr so weise zuerkannt worden war, bestand in einer kleinen zu einer Heirathsmitgift bestimmten Summe Geldes und die Gekrönte benutzte ihn, um einen ehrbaren Mann zu heirathen, den sie nach wenigen Monaten vergiftete, weil er ihr nicht so viel für Toilette bewilligen wollte, als seine tugendhafte Gemahlin wünschte.

Das Reich der Blumenköniginnen selber ist erschüttert. Die Throne wanken — nicht allein der der Königin Isabella von Spanien. Auch Isabella, das Blumenmädchen des Jockey-Clubs, ist mit Entthronung bedroht. Der „Figaro" beschuldigt sie, corpulent geworden zu sein und „stets dasselbe stereotype Lächeln zur Schau zu tragen." Ihre Rivalin, die sie wahrscheinlich ersetzen wird, ist Mdlle. Gabriella de la Perina, eine junge Dame von Sevilla, welche kürzlich in einem der Kioske, gegenüber dem Grand-Hotel, entdeckt ward, wo sie Zeitungen verkaufte. Betragen und Sitten dieser jungen Person scheinen von höchst bemerkenswerther Art. Der „Gaulois" und „Nain Jaune" versichern ihre Leser, daß sie tugendhaft sei und daß die Concierge jeden Abend präcis ein Viertel nach Zwölf komme, um sie nach Hause zu holen. Es wird hinzugefügt, einer der fashionabelsten jungen Männer habe der Mdlle. de la Perrina eine Summe von 35,000 Frs. angeboten, wenn sie mit ihm diniren wolle, und Mdlle. de la Perrina habe die Summe ausgeschlagen.

Man wird, wenn man die französischen Blätter über diesen merkwürdigen Fall von Tugend liest, an den bekannten Fanatiker der Reinlichkeit erinnert, welcher, nachdem er ein Hemd vier Wochen lang getragen, dasselbe für den Gebrauch von weiteren vier Wochen umwendet und ausruft: „Ach, wie wol ist Einem doch in frischer Wäsche!"

Die Original- „Großherzogin von Gerolstein" (Jedermann kennt Ihren Namen, ich brauche ihn daher hier nicht auszuschreiben) benimmt sich etwas degagirter in solchen Dingen — ich spreche natürlich nicht mehr von der Wäsche, sondern von den Franken.

Sie verweilte vorigen Monat in Baden-Baden, wo sie großes Furore machte. Eines Abends begab sie sich einsam nach dem alten Schloß hinauf — wahrscheinlich, um von ihren Ahnen zu träumen. Während ihrer Abwesenheit erscheint in ihrem Hôtel ein englischer Lord und erfährt, daß Mdlle. S . . ., ich wollte sagen: die Großherzogin von Gerolstein, noch eine Stunde ausbleiben werde. Mylord läuft zu einem Juwelier, läßt seinen Namen in Diamanten auf eine Karte setzen und kehrt damit zu der Thürhüterin der berühmten Reisenden zurück. Alles zusammen hatte zwei Stunden gedauert und 75,000 Frs. gekostet.

Unglücklicher Weise hatte der Name des edlen Lords nur eine Sylbe.

Als die Fürstin der Varietés in ihr Hôtel zurückkehrt, überreicht man ihr die glänzende Karte des Engländers.

„Warum ist er kein Spanier?" ruft sie aus; „sein Name würde dann doch wenigstens nicht so . . . einsylbig sein!"

Doch ich sehe, daß ich wieder im besten Zuge der Médisance bin und ich möchte nicht, daß man mich mit jener Dame vergliche, zu deren Diners Niemand mehr kommen wollte, erstens, weil man dort schlecht speiste, und zweitens, weil man dort über alle Welt klatschte.

„Ich bin es müde", sagte einer von ihren Gästen, „meine Mitmenschen auf trockenem Brod zu verspeisen." Geben wir daher zum Schluß unsern freundlichen Lesern ein Räthsel auf:

Mein Erstes ist das Erste seiner Art.

Mein Zweites ist das Erste, und es giebt neben ihm kein Zweites.

Und mein Ganzes — ich muß es Euch nun wol sagen, hier am Ende des zweiten Bandes meiner Rauchzimmer-Plaudereien . . . A-dieu!

Doch nein! nicht mit dem französischen, sondern mit dem deutschen Wort wollen wir von einander Abschied nehmen.

Es lautet: Auf Wiedersehen!

---



Nachdruck und Uebersetzungsrecht sind vorbehalten. — Druck von A. H. Payne in Reudnitz bei Leipzig.

In der Ernst'schen Buchhandlung in Quedlinburg erschien und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

**C. W. Campe, gemeinnütziger**

## Briefsteller

oder 230 Anweisungen zu Muster-Briefen und Geschäfts-Aufsätzen aller Art in gefälligen Wendungen, nach den besten Regeln des guten Styls schreiben und einrichten zu lernen, mit einer neuen Münz-, Maß- und Gewichts-Tabelle und einer Staaten-Kunde, die die Größe und Einwohnerzahl der Staaten Europas enthalten. Siebenzehnte, durch Ludwig Fort verbesserte Auflage. Preis 15 Sgr. [183]

---

**Neueste Romane!**

**Adelheid von Auer, Modern.** 2 Bde. 1 Thlr.
**Moritz Hartmann, Die Diamanten der Baronin.** 2 Bde. 1 Thlr.
Verlag von L. Lesser in Berlin. [181]

---

Soeben erschien im Verlage von F. A. Brockhaus in Leipzig der fünfte (Schluß-) Band von

**Gutzkow's Roman:**

## Hohenschwangau.

**Roman und Geschichte. 1536—1567.**

Das Werk liegt somit jetzt vollständig vor. Preis: geheftet 8 Thlr., gebunden 9½ Thlr. [173]

**In allen Buchhandlungen vorräthig.**

---

In der Ernst'schen Buchhandlung in Quedlinburg erschien und ist in allen Buchhandlungen zu haben:
(Für Liebhaber der Angelfischerei)
Baron von Ehrenkreutz,

## Das Ganze der Angelfischerei.

Wie solche mit dem glücklichsten Erfolge zu betreiben ist: Siebente Auflage, 25 Sgr.

NB. Die auf jeder Seite durchscheinende praktische Darstellung hat diesem Buche einen solchen reichen Absatz verschafft, daß jetzt die siebente verbesserte Auflage gedruckt werden mußte. [179]

---

## F. W. Schröder, Halle a. S.

## Special-Geschäft

eiserner Bettstellen mit Spiralfedermatratzen von 5 Thlr. an; dopp. elastische Spiral-Einlagematratzen. Strictеste Reinlichkeit, überschwengliche Elasticität. Kranken-, Bett- und Schaukelstühle; Garten- und Balconmöbel mit Spiralspannung. Roßhaar- und Seegrasmatratzen. Transportable geruchlose Water-Closets. Säulen-Wasch-Toiletten, das Vollkommenste, durch einfache Drehung der Waschschüssel entleert oder füllt sich dieselbe von und mit Wasser.

Sämmtliche Fabrikate garantirt.

Siehe Familien-Journal Nr. 735. XV. Jahrg. Seite 13. Ein Krankenlager. [222]

---

**Asthma- und Brustleidende** wollen sich vertrauensvoll an **Bernhardt & Sohn** in Dessau wenden, die für jedes einen Kräutersaft besitzen, wodurch Vielen geholfen und worüber schriftliche Zeugnisse in Menge vorliegen. [708]

---

Der Vorsteher des vom Staate concessionirten Instituts für

## Stottern, Stammeln und Sprachleiden

empfiehlt seine radicale Heilung dieser Gebrechen und deren Beseitigung selbst nach einer Reihe bestimmter Kurstunden. Briefl. Behandl. event. auswärts.

**Prof. J. Lehwess,** Dorotheenstr. 67 **Berlin,**
Special-Arzt f. Sprachkranke [69]

---

In der Ernst'schen Buchhandlung in Quedlinburg erschien und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

**Adolph Krüger, praktischer**

## Reitunterricht

oder 25 Anweisungen, um in kurzer Zeit ohne fremde Anleitung ein Pferdekenner und guter Reiter zu werden, wie auch von den Schönheiten und Mängeln eines Pferdes, von der Dressur und von den Kennzeichen gesunder und kranker Pferde und von den Heilmethoden gegen 40 Krankheiten der Pferde. Fünfte Auflage, verbessert durch den Baron von Ehrenkreutz. Preis 20 Sgr. [184]

---

# Musikalisches.

Die Hauptaufgabe eines Klavierlehrers besteht offenbar darin, dem Schüler bei größter Gründlichkeit den Unterricht so leicht und angenehm wie nur möglich zu machen. Von allen bisherigen Klavierschulen hat aber kein Werk durch stufenmäßigen Lehrgang und anregende Uebungsstücke dies in gleichem Grade ermöglicht, wie die „Klavierunterrichtsbriefe" von A. Hennes (Leipzig, bei C. A. Händel, Cursus 1—5), welche jetzt von so vielen Klavierlehrern beim Unterricht benutzt werden, daß in diesem Jahre bereits drei neue und jetzt die sechste Auflage dieser Kinder-Klavierschule erscheinen mußte. Cursus I. mit 50 Tonstücken auf 159 Druckseiten zu beziehen à 1 Thlr. durch alle Buch- und Musikalienhandlungen, sowie gegen 1 Thlr. Postnachnahme oder 28 Sgr. Postanweisung franco durch die Expedition der Klavierunterrichtsbriefe in Wiesbaden. Durch letztere können Lehrer gratis und franco den Prospect zugesandt erhalten, der über 500 Aussprüche von Kunstautoritäten und Fachmännern enthält und Jeden sofort vom praktischen Werth dieser Klavierschule überzeugen wird. [188]

---

In der Ernst'schen Buchhandlung in Quedlinburg erschien und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Die Kunst sich in einigen Tagen zum

## brauchbaren Feldmesser

auszubilden, um Gärten, Aecker u. andere Grundflächen selbst vermessen zu können. — Von Fr. Rosener. — Preis 10 Sgr.

☛ **Der preußische Rechenknecht**

zur Preisberechnung der einzelnen Pfunde oder Stücke nach dem Preise von 100 Stück oder Pfund. — Von G. A. Armbrust. — Preis 10 Sgr.

☛ **Schutz gegen die sogenannte**

## Kesselsteinbildung,

oder Nachweis der bewährtesten Mittel gegen die Bildung des Kesselsteins zum Gebrauche für Eisenbahn- und Bergbau-Verwaltungen, Besitzer von Dampfmaschinen und Maschinen-Fabrikanten. — Von Heinrich von Gerstenbergk. — Preis 15 Sgr.

**Enthülltes Geheimniß der**

## ☛ Liqueurfabrikation,

oder die Kunst in einigen Minuten jeden beliebigen Liqueur oder doppelten Branntwein mit unbedeutenden Kosten darzustellen. Von A. Lehmann. Vierte verbesserte Auflage. — Preis 10 Sgr. [180]

---

**Verlag von A. H. Payne in Leipzig.**

**Album für Musik.** Originalwerke der bedeutendsten Componisten der Gegenwart. Redigirt von Fr. Grützmacher. In 12 Heften, mit 4 Portraits berühmter Componisten in Stahlstich, sehr elegant ausgestattet. Preis pr. Heft zu 4 Musikbogen 10 Sgr. Cart. in 1 Bande 4 Thlr.

# Der Salon

wird in seinem **III. Bande,** welcher mit dem nächsten Hefte beginnt, unter Anderem folgende größere Novellen, Erzählungen und vermischte Beiträge bringen:

**Die beiden Schwestern.** Novelle. Von **Paul Heyse.**
**Die Stickerin von Treviso.** Novelle. Von **Paul Heyse.**
**Eine Novelle von Levin Schüking.**
**Geschichten aus den Sennhütten.** Von **August Silberstein.**
**Die geschiedene Frau.** Novelle. Von **Sacher-Masoch.**
**Der Capitulant.** Von **Sacher-Masoch.**
**Die letzten Tage König Karl's.** Roman. Von **Julius Rodenberg.**
**Neue Gedichte.** Von **Hermann Lingg.**
**Das Kastanienwäldchen in Berlin.** Von **Karl Gutzkow.**
**Damals in Weimar.** Von **Karl von Holtei.**
**Der italienische Feldzug von 1866.** Vom **Verfasser der „Kritischen Bemerkungen".**
**Charakteristiken moderner Maler.** Von Dr. **Julius Meyer.**
**Charakteristiken moderner Dichter.** Von Dr. **Fr. Kreyssig.**
**Der Comfort im Salon.** Von Prof. **H. Meidinger.**
**Kunst- und Lebensbilder der altitalienischen Meister.** Von Dr. **J. Meyer.**
**Die Bremer Stadtmusikanten.** Von **J. G. Kohl.**
**Von drei großen Zauberern.** Von **Karl Frenzel.**
**Till Eulenspiegel.** Von **H. Grieben.**
**Eine Tour in Cornwall.** Von **Gottfried Kinkel.**
**Die alten Inkastraßen in Peru.** Von **M. M. von Weber.**
**Reisen.** Von Dr. **Karl von Scherzer.**
**Naturwissenschaftliches.** Von Dr. **Otto Ule.**
**Die Sprache der Augen.** Von Dr. **H. Cohn.**
**Russische Winter.** Von **A. Th. von Grimm.**
**Ueber Jagd und jagdbare Hunde.** Von **Baron Warburg.**
**Die Vehmgerichte. — Die Hexenprocesse.** Zwei criminalhistorische Skizzen. Von Dr. **A. Vollert.**
**Büchertisch des Salon.**

Ferner: fortlaufende, stets an den Moment anknüpfende Bilder, Skizzen und Schilderungen: aus **Berlin,** aus **Wien,** aus **London,** aus **Paris,** aus **St. Petersburg,** und aus **New-York.**

Herausgeber und verantwortl. Redacteur: A. H. Payne.



